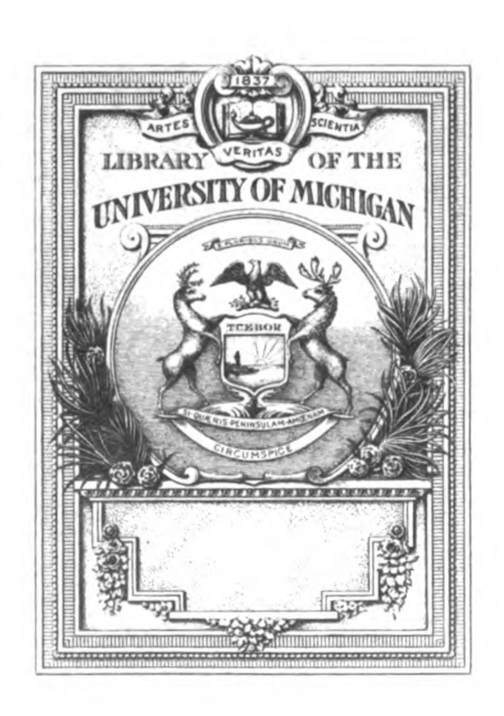
ANNS

EFTE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Westermanns Monatshefte



68. Jahrgang. 135. Band. 2. Teil

August 1923 bis Februar 1924

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter



Inhalt des hundertfünfunddreißigsten Bandes

1. und 2. Teil. September 1923 bis Februar 1924



Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Handwerk und Kunstgewerbe

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Kunstblätter und Einschaltbilder

September:

Oktober:

November:

Dezember:

Januar:

Februar:

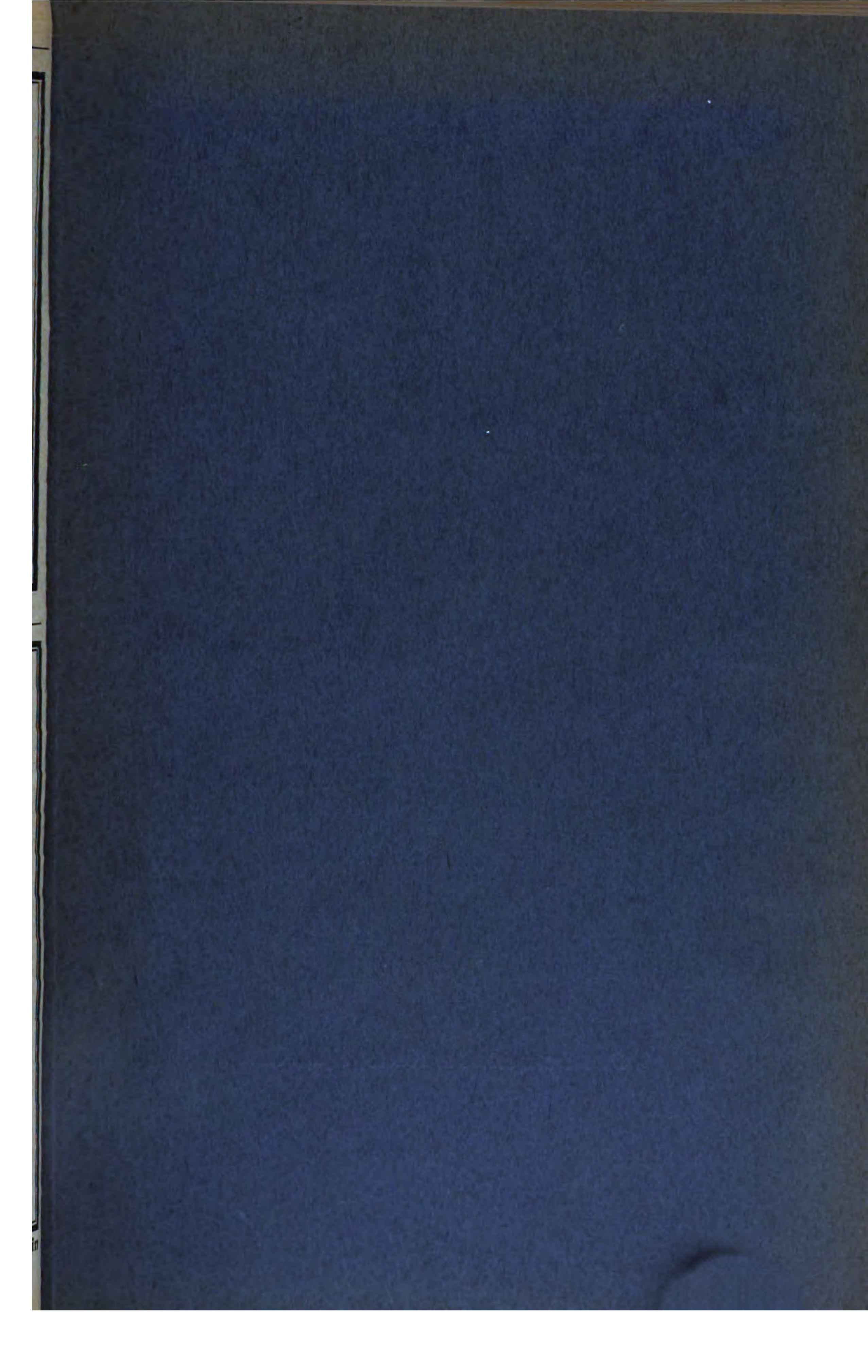
Westermanns Monatshefte



September 1923

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

68. Jahrg. Braunschweig Heft: 1





Otto Heichert: Die Kartoffelschälerin



Heft: 805 Sept. 1923

Der Maler Prof. Otto Heichert

Von Fr. Heichert

Es ist eine der Grundtatsachen des Kunstwesens unsrer Zeit, daß es nur Ausnahmefälle von ganz besonderer Bedingtheit sind, wenn ein Künstler in der Entwicklung seiner künstlerischen Persönlichkeit den Zustand erreicht, den man mit Reife bezeichnet. Dies ist jener Zustand der Vollendung, in dem der Schaffende nach einem



Aus Madrid (Pastellstudie)

nicht als Qual, sondern geradezu als Glück empfundenen Kampfe aller Problematik Herr wird oder ihrer überhaupt enthoben ist; die glückliche innere Sicherheit vereinigt sich hier mit einer erstaunlichen Sicherheit im Gebrauch der Mittel, der Technik. Das Kennzeichen unsrer Zeit ist das Problematische; wir tragen es in uns, suchen es überall auf und reden uns sogar ein, daß wir es lieben. Und doch ist es die innerste Sehnsucht einer jeden echten, starken Künstlerpersönlichkeit, jene reife Ruhe zu gewinnen, in der die innere Fülle sich mit wahrhaft königlicher Besonnenheit den Dingen mitteilt und alles »Interessante« als überflüssiger Plunder von selbst abfällt.



Jugendbildnis Otto Heicherts von Eduard von Gebhardt
Studie zu Gebhardts Gemälde »Die Hochzeit zu Kana«

Es erübrigt sich, hier die Ursachen und Gründe dieser Fragwürdigkeit und dieses stetigen Ungenügens in dem künstlerischen Schaffen unsrer Zeit zu berühren. Man darf vielleicht behaupten, daß es für das äußere Kunstgetriebe charakteristisch ist, daß das Problematische mit leidenschaftlicher Bewußtheit herausgestellt und verstärkt, ja sogar als das eigentliche Ziel *unsrer* Kunst gefordert wird. So sucht man aus seiner ganz persönlichen Not eine Tugend für alle zu machen.



Mutter und Tochter

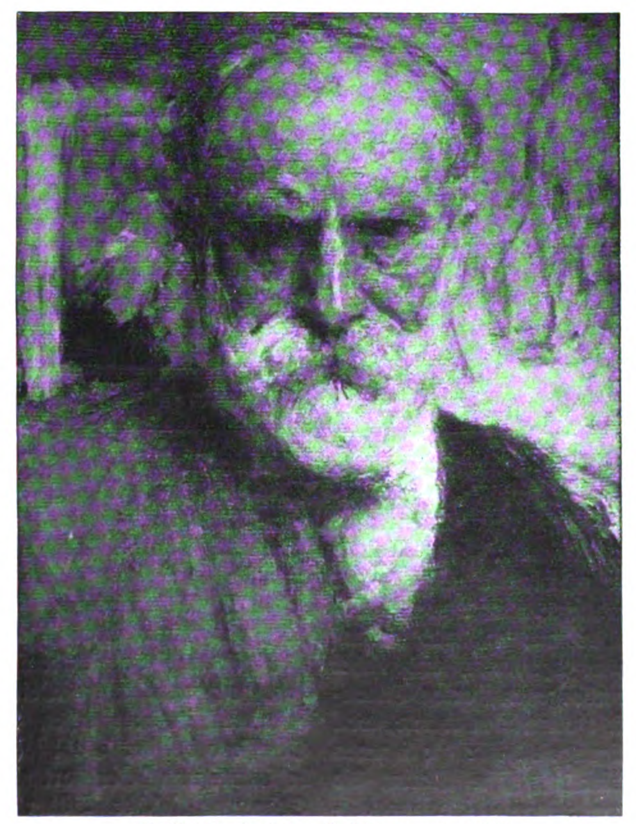
Auch Otto Heichert trägt viel von dieser inneren Unsicherheit des modernen Künstlers in sich; aber was ihn aus der Masse der heutigen Kunstbeflissenen heraushebt, ist, daß ihm das Problem nie das Ziel seines Schaffens bedeutet hat, als Dokument einer »interessanten Persönlichkeit«, und daß er sich fast nie den Kampf um die künstlerische Vollendung erspart hat, um statt dessen sein sehr beträchtliches Können in einer »brillanten Mache« spielen zu lassen.

Wenn man freilich das *Selbstbildnis* Otto Heicherts betrachtet, aus dem einen ein so prächtiger, gesunder und selbstbewußter Männerkopf anblickt, so



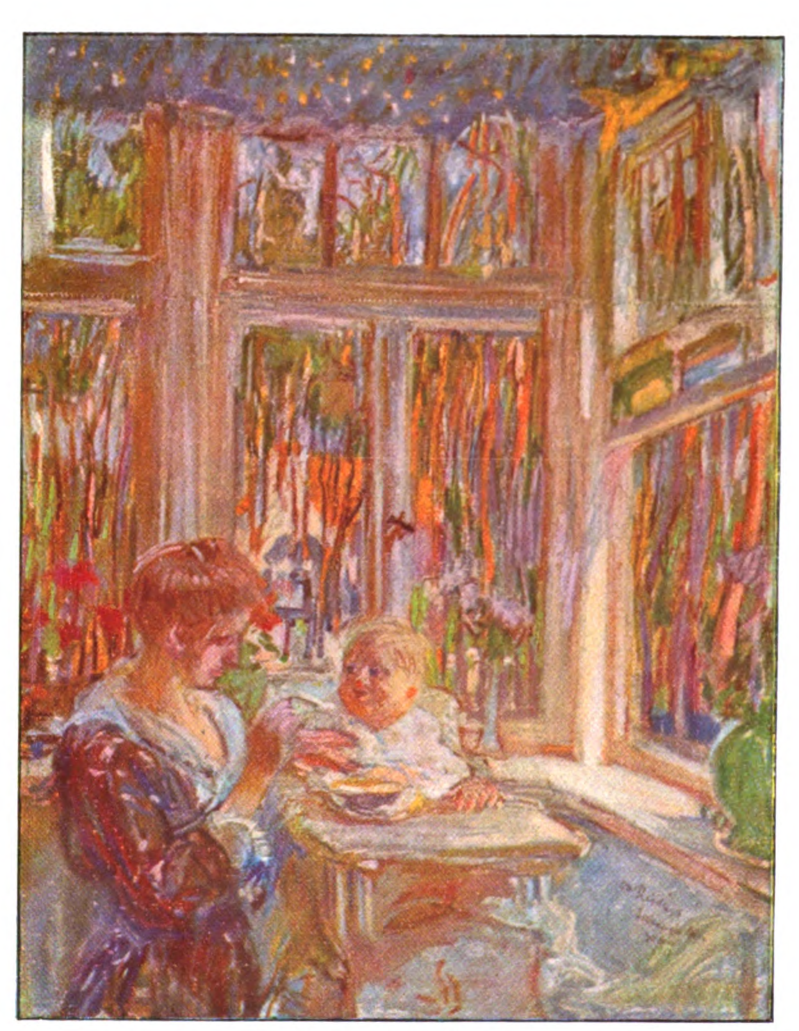
Pflügende Mönche in der Eifel (Steindruck)

denkt man nicht an eine Künstlerpersönlichkeit, die in stetem Ungenügen um die Mittel ihrer Kunst ringt. Hier sehen wir eine echte, ursprüngliche Malernatur, und es ist richtig: Otto Heichert ist auch ein naives, künstlerisches Temperament, bei dem der Hang zum Abmalen der farbigen Natur mit der Unmittelbarkeit und Notwendigkeit eines Naturtriebes auftritt, dessen Talent nicht erst bildungsmäßig geweckt und genährt zu werden brauchte, um sich und sein Innerstes in Formen und Farben auszusprechen.



Selbstbildnis Otto Heicherts um 1920

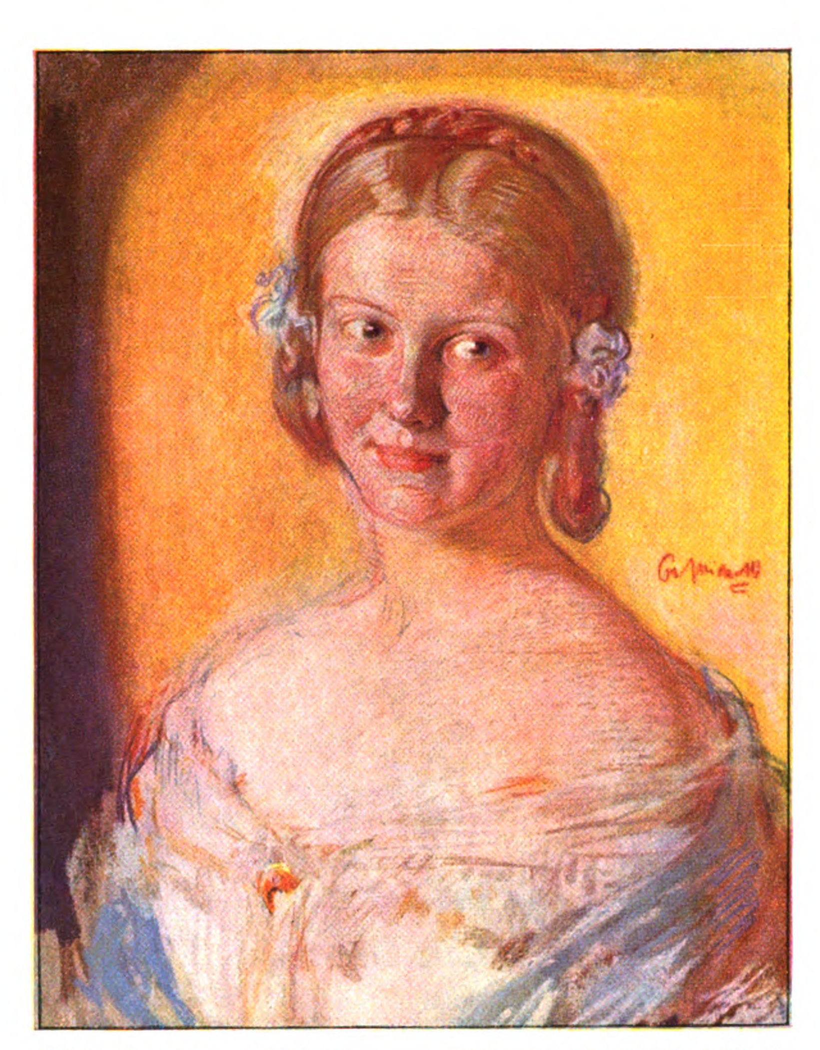
Otto Heichert wurde am 28. Februar 1868 zu Kloster-Groningen im Magdeburgischen geboren, und ein Forscher echt Tainescher Observanz würde hier wahrscheinlich auseinandersetzen, wie diese nüchterne Zuckerrübengegend es auf dem Gewissen habe, daß dem Künstler jene mehr dichterische Gabe der freien Phantasie mangle. Diese Aus-



Frühstück auf der Veranda

legung würde wohl falsch sein, aber die Tatsache stimmt: Otto Heichert fehlt die glückliche Gabe, mit dem Pinsel zu dichten; auch verhilft ihm selten sein malerisches Gedächtnis zur Freiheit vom Modell. Sein Vater war eine breit angelegte Natur von starker seelischer Wucht, durchaus voll und sinnenfreudig dem Leben zugewandt, und dabei doch mit einem verborgenen starken Innenleben, das sich nicht auswirken konnte, weil das rechte Betätigungsfeld für die inneren Kräfte fehlte. Eine oft jähe Natur, die ihren inneren Kern während eines monatelangen Sterbens in einer ganz seltsamen, stummen Milde ahnen ließ. Dieser Vater hat dem Maler Otto Heichert viel von seinem Wesen mitgegeben. Die Mutter war eine von jenen Müttern, für die das Leben bis zum letzten Atemzuge Mühe und Arbeit bedeutet, ein beständiger Kampf mit der oft selbstgeschaffenen Sorge um die Ihrigen.

Es ist wohl das Erlebnis dieser Mutter, das, ganz unbewußt vielleicht, den Künstler besonders in dem ersten Jahrzehnt seines Schaffens bei der Wahl seiner Motive mitbestimmte und sicher stark mitschwingt in der Stimmung solcher Bilder wie »Todesstunde« u. a., ja sogar in dem Heilsarmee-



Bildnis eines jungen Mädchens — Studie zu dem Gemälde »Doppelbildnis«

bild »Die Bußbank«, das durch viele, weitverbreitete Wiedergaben allgemein bekannt geworden ist. Es ist eine ganz besondere Empfindung rührenden Interesses, das den Maler erfüllt zu haben scheint, wenn er den herben, abgearbeiteten Arm einer Frau malte oder das Antlitz so eines alten Mütterchens, wie das der Alten auf der Bußbank mit all den Sorgenfältchen und Runzeln in der pergamentenen Haut.

Wir finden den Vierzehnjährigen als jüngsten Akademieschüler in Düsseldorf. In Magdeburg, wohin seine Eltern inzwischen übergesiedelt waren, hatte man in dem fleißig und sehr gewissenhaft alte Öldrucke abzeichnenden Knaben das künstlerische Talent erkannt. Und fleißig und gewissenhaft arbeitete der junge Kunstbeflissene auch auf der Akademie und erlernte hier nach allen Regeln sein Handwerk. Es war noch das alte Düsseldorf, in das er hineinkam, das Düsseldorf des fröhlichen »Malkastens« und der wenn auch nicht sehr hochwertigen, so doch im Durchschnitt echten, bodenständigen Genremalerei. Heicherts Lehrer waren in erster Linie Peter Jansen und Eduard v. Gebhardt. Beiden hat er menschlich nahe gestanden, und es ist ein bemerkenswertes



Seelengebet der Heilsarmee

Zeichen der Selbständigkeit unsers Künstlers, daß die zwei von ihm hochverehrten Lehrer seine Eigenart sich entfalten ließen, ihn nicht von der ihrigen abhängig machten.

Peter Jansen, eine Herrennatur, wie sie im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts in Gestalten wie Lenbach und A. v. Werner auftreten, aber ein starker Künstler nur in seiner Jugend, suchte vergeblich, ihn zur Historien-



Kommerzienrat Hugo Meier (Tangermünde)

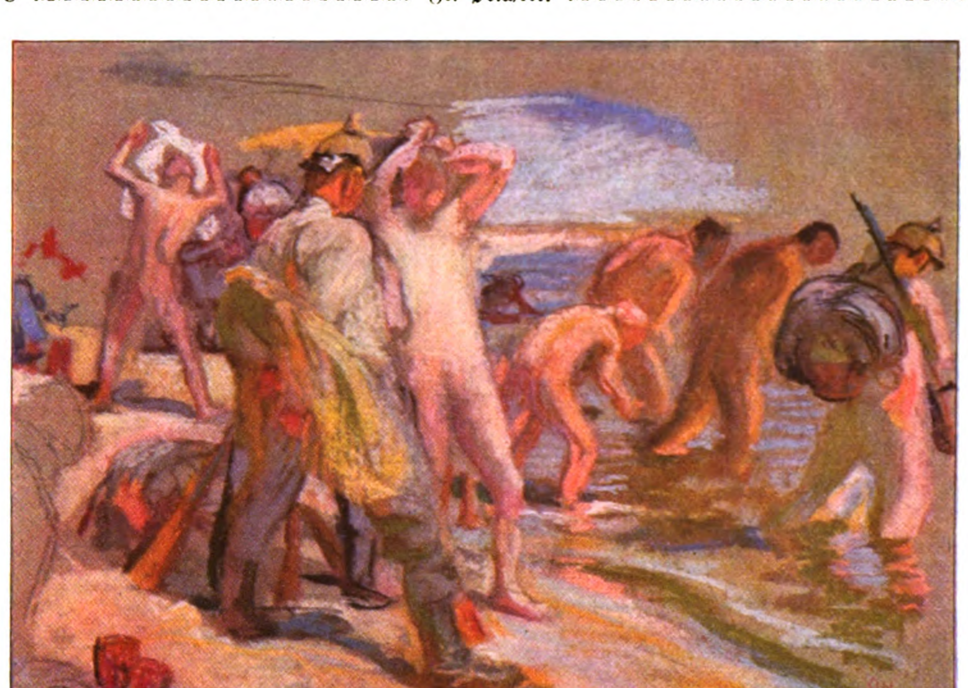
malerei hinüberzuziehen. Tiefer hat wohl E. v. Gebhardt auf den jungen Künstler eingewirkt. Die starke seelische Ausdruckskraft und die Vorliebe für Szenen psychologisch-dramatischer Bewegtheit, die so bewundernswert sind bei dem Meister der protestantischen Bibelmalerei, fallen auch in den Werken Otto Heicherts auf. Aber in der Wahl seines Stoffgebietes und seiner Technik ist er



Todesstunde



Veteranenversammlung



Badende Soldaten (Pastellstudie)

auch hier eigne Wege gegangen. Heichert wurde Düsseldorfer, aber es war nicht eigentlich die Düsseldorfer Kunst mit ihrer damals noch kräftigen Tradition, sondern es war das rheinische Leben, das er in sich aufnahm. Dieser Mensch aus einer etwas schwerblütigen Familie wurde Rheinländer, und sicher bedeutet dieses erworbene Rheinländertum bei Heichert einen sehr glücklichen Einschlag in seine im Grunde ernste und schwer ringende Künstlerpersönlichkeit.

Der junge Maler trat mit einem »Genrebild« an die Öffentlichkeit und hatte Erfolg. »Wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen«: ein alter Mann liegt krank im Bett, und seine Lebensgefährtin liest ihm aus der Bibel vor. Arme-Leute-Malerei, wie sie in jener Zeit gepflegt wurde. Aber dieses Bild hatte neben der vielleicht etwas sentimentalen Variation eines nicht ungewöhnlichen Themas eine ganz besondere Note. Es war echt, es war erlebt und es hatte Atmosphäre. Nicht jene rein malerische Atmosphäre einer impressionistischen Luftmalerei, sondern eine menschliche: das Bild war vom Anfang bis zum letzten Pinselstrich in dem Krankenzimmer eines Armenhauses entstanden, es hatte gleichsam die ganze Umgebung daran mitgearbeitet, ja, das ganze »Milieu« war darin aufgesogen worden. Man merkt, es ist nicht so sehr das malerische als vielmehr ein intensives menschliches Interesse, das den Künstler während der Arbeit gefangenhielt, sicher gegen seine ursprüngliche Absicht und vielleicht ohne daß es ihm in den Vordergrund des Bewußtseins trat; denn ihm geben immer nur malerische Probleme den ursprünglichen Anreiz zu seinen Bildern.

Die Eigenart, die sich in diesem Erstling zeigt, findet sich in den Bildern, die nun entstanden, wieder. Heichert vermeidet es, Atelierbilder zu malen. Er geht aufs Land, in die Gegend von Bückeburg, lebt mit den Bauern, arbeitet mit ihnen, und in ihren Stuben entstehen nun Bilder wie »Die Dorfältesten«, die in Berlin mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurden, »Sterbendes Kind«, »Todesstunde« usw. »Oh, hei is'n ganz anstelliger Kerl, hei kann grawen und pleugen, hei versteiht ok dat Wewen — nur manchmal dot hei nix, da malt hei man blot«, so lautete die Auskunft der Bäuerin, bei der der junge Künstler in einer Dach-



In der Schwemme (Pastellstudie)

stube wohnte. In Heichert war damals die Tendenz lebendig, die dann gleichgesinnte Genossen zur Gründung der Künstlersiedlung in Worpswede trieb. Dazu kam seine Vorliebe für Charakterköpfe, wie sie eigentlich nur noch das bäuerliche Land herausbildet. Schon als Akademieschüler war er während der Ferien unermüdlich in den Dörfern seiner neuen altmärkischen Heimat umhergewandert und hatte seine Mappe mit Kopfstudien gefüllt, meistens alte Männer und Frauen, in deren Gesichtern die harte Arbeit an der Scholle und die gesammelte Ruhe von Menschen geschrieben stand, die fest in ihrer Erde verwurzelt sind. Diese herbe Bodenständigkeit des arbeitenden Bauern suchte Heichert mit seiner Kunst zu erfassen, und es schien ihm eine Notwendigkeit, für dieses Ziel selbst ein Bauer zu werden. Es spricht sich hier nicht der Überdruß an den Erscheinungen der großstädtischen Zivilisation aus, sondern eine enge Verwandtschaft. Daneben entstanden in jener Zeit Bildnisse, die von der starken Kunst der Charakteristik zeugen, und eine etwas sentimentale, aber gut gemalte Historie »Theodor Körner nach dem Überfall bei Kitzen«.

In der Mitte der neunziger Jahre ist Heichert in Paris, wo er in der Akademie Julien arbeitet und starke Anregung empfängt. Er nimmt den Impressionismus in sich auf und verarbeitet ihn auf seine Weise. Seine Palette wird heller, und es sind ausgesprochene Freilichtbilder, die in der nächsten Zeit entstehen. Das malerische Moment tritt in seinen Werken immer stärker hervor. Das rein menschliche Erleben bildet auch jetzt noch den tiefen Unterton, es entsteht kein Bild allein aus der Freude an dem farbigen Abglanz der Welt heraus, wie wir es später bei dem Künstler bemerken. Aber schon das erste Bild nach der Pariser Lehrzeit, das köstliche »Pfarridyll«, ist erfüllt von der Freude an dem wunderbaren Leben und Weben von Licht, Schatten und Farben, in das sich der Künstler mit einer wahren Inbrunst versenkte. Heichert wird immer mehr Maler, d. h. er gewinnt eine größere Distanz zu dem Gegenstand seiner Darstellung und betrachtet auch den Stoff, der ihn menschlich auf das tiefste ergreift, mit einer gewissen künstlerischen Neugierde, etwa so wie ein Arzt sich bei der Untersuchung eines schwerleidenden Patienten nicht vom Mit-



Studie zum »Einzug der Salzburger in Litauen«

leib beherrschen läßt. Um den Blick »des sterbenden Kindes« herauszubekommen, studiert er mit lebhaftem Interesse die Augen einer Ziege, während sie geschlachtet wird.

Das Verlangen nach dem bäuerlichen Lande war nach Paris fast noch stärker geworden. Besonders Millet und Bastien Lepage hatten tief auf den Künstler gewirkt. Es entstehen Bilder von bäuerlicher Arbeit, »Die Holzsammlerin«, »Das pflügende Bauernpaar« und etwas später die großgesehenen »Eggenden Mönche« in der Königsberger Galerie. Unsre Lithographie »Pflügende Mönche in der Eifel« gibt uns einen guten Begriff von dem, was Heichert damals erstrebte, sie zeigt auch, wie tief Millet auf ihn gewirkt hatte. Eine glückliche, flotte Malerei und eine Fülle ausgezeichneter Charakterköpfe stecken in der »Veteranenversammlung«. Doch zeigt sich hier schon die Gefahr: der Künstler versteht es wie wenige, zu komponieren, d. h. eine Vielheit als ein Ganzes, ein Bild zu sehen, aber zu sehr versenkt er sich in die Einzelheiten, die dann stärker betont werden, als es dem inneren Gleichgewicht des Ganzen zuträglich ist. In diesem Bilde geht noch alles zusammen. Das Gewimmel von dramatisch bewegten Köpfen schwimmt gleichsam in dem einheitlichen, von der Sonne durchfluteten Dunst des festlichen Raumes, und man merkt, wie die temperamentvolle Freude an diesem Leben alle Einzelheiten gleichmäßig durchpulst.

Im Jahre 1902 wurde Heichert nach Königsberg als Lehrer an die dortige Königliche Kunstakademie berufen. Ein tiefes Erlebnis erregte ihm Seele und Sinne und trieb ihn zur künstlerischen Gestaltung in einem dramatisch bewegten Bilde in Schwarz, Rot und Gold: »Das Seelengebet der Heilsarmee«. Man merkt es diesem großgewollten und wuchtigen Gemälde noch an, welch



Der kleine Peter Heichert

ein erbitterter Kampf sich bei der Entstehung in dem Gewissen des Künstlers abgespielt hat. Das Bild ist nicht restlos »fertig« geworden, die Erschütterung, die es in dem Betrachter erregt, geht nicht allein von der wilden Ekstase in der dargestellten Szene aus; man empfindet, wie ein außerordentlicher Ernst unter tiefsten künstlerischen Gewissensnöten um die Gestaltung ringt, wie er Herr werden will über die schwere Stofflichkeit seiner Kunstmittel, der Ölfarben. Dieses Bild zeigt den Kampf, aber es zeigt noch nicht den restlosen Sieg.


Die Familie

Es beginnt nun auf dem neuen Posten eine Zeit intensiven Suchens, Studierens und Experimentierens für den Künstler. Wie komme ich von der materiellen Schwere der Farbe los zu einer klaren und tiefen Leuchtkraft und Harmonie? fragt sich der Maler. Er geht von Königsberg in den Sommermonaten nach Belgien und erlebt dort Zeiten glücklichen Findens. In einer Reihe von Naturstudien begegnet uns wirklich diese tiefe, leuchtende Farbigkeit, Studien in Pastell und Tempera von einer Bauernhütte, einem Strohschober usw., die schöne Augenblicke ihm schenkten und in denen die verklärte Fülle seiner Künstleraugen sich knapp und vollendet ausdrückt. Wir finden dieses schönste Gelingen noch leuchtender in den Studien einer Reise durch Spanien und nach Tanger im Jahre 1911, von denen uns das Pastellbildchen aus Madrid eine glückliche Probe gibt. In diesen Werken werden wir am besten das erkennen, was Heichert will und was er kann. Man fragt sich, was dieses ungewöhnliche Malerauge hätte leisten können, wenn es in einer blühenden Kunstzeit, ähnlich der Renaissance, mit der inneren Sicherheit einer festen Tradition in diese bunte Welt geblickt hätte.

In den belgischen Sommermonaten geht eine starke Veränderung in der malerischen Art Otto Heicherts vor. Seine Bilder weisen eine erhöhte Farbigkeit auf, das rein menschliche Erlebnis tritt im Verhältnis zu dem vertieft malerischen immer mehr in den Hintergrund. Es entstehen Bilder, die eine gewisse Vollendung in sich tragen: die köstliche »Kartoffelschälerin«, die wir als farbiges Einschaltbild wiedergeben, »Die Kaffeestunde« u. a. Man vergleiche nur das Heilsarmeebild »Die Bußbank«, das nun entstand, mit dem früheren Seelengebet, um diese Veränderung zu erkennen. Es ist schon im Format viel kleiner, malerisch stärker und ausgeglichener, aber bei weitem nicht so hinreißend und aufwühlend. Das frische Bild »Familie Jernberg« ist im wesentlichen noch Freilichtmalerei, zeigt aber doch schon das Bestreben des Malers, über den Farbennaturalismus hinauszukommen.

Es folgen Jahre schwerer, ringender Arbeit. Große Entwürfe entstehen, Komposi-



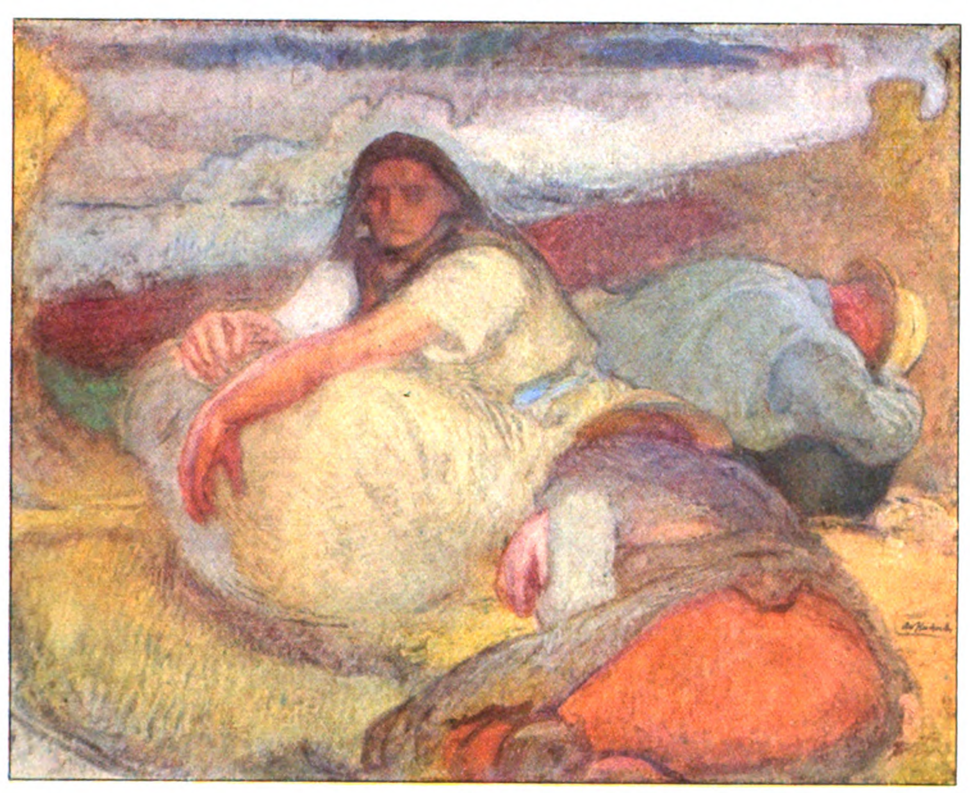
Feldarbeit (Studie)

tionen, die in der Konzeption eine außerordentliche Kraft der Vereinheitlichung eines künstlerischen Motivs zeigen, und um deren Ausgestaltung der Künstler in zäher, oft begeisterter, oft aber auch verzweifelter Arbeit ringt. Zuweilen scheint der Moment erreicht zu sein, in dem alles zu der ersehnten Vollendung, zu der Ganzheit des Bildes zusammenwächst, aber das Suchen und Zweifeln, diese ganze innere Problematik, arbeitet weiter. So tragen fast alle großen Bilder dieser Zeit, wenn sie überhaupt über das Anfangsstadium hinaus gelangten, dieses innere Ungenügen in sich (die sehr starken »Flunderweiber«, Entwürfe zu Simson und Delila). Das bekannte »Meine Frau und ich« ist von übermütiger Laune eingegeben und zeigt eine freie, gesunde Stimmung, aber die Malerei ist immer noch etwas schwer und gebunden. Man fühlt, daß der Künstler das, was er sah und wollte, uns nicht mit der erstrebten Leichtigkeit hat geben können. Die Bildnisse eines evangelischen Pfarrers auf der Kanzel und eines katholischen Prälaten, ferner Papa Heilmanns, v. Plehwes und eine ganze Anzahl andrer, die in dieser Zeit bis zum Weltkriege entstanden sind, müssen als meisterhaft bezeichnet werden.

Es gibt heute nicht viele Maler, die Bildnisse zu schaffen vermögen, in denen sich eine hohe Gabe psychologischer Erfassung mit der Bewältigung rein malerischer Aufgaben zu einem wahrhaft tüchtigen, gediegenen und interessanten Kunstwerke vereinigt.

Daß Heichert das Zeug zu einem wirklichen Meister im alten Sinne hat, d. h. daß er einer ist, der etwas gelernt hat und frei über die Mittel seines Handwerks verfügen kann, beweist das große Wandbild in Gumbinnen: »Empfang der Salzburger in Litauen«, das hier gleichfalls als Einschaltbild erscheint. Das war eine Aufgabe, die ihm vom Staat gestellt wurde und die er kompositorisch und malerisch auf eine recht glückliche und frische Art löste. Ein leicht akademischer Zug gibt dem Werke eine man möchte sagen objektive Sicherheit in der Haltung; was darin an Einzelheiten und an der wundervollen Farbigkeit uns entzückt, ist echter, ureigenster Heichert in schönster Erfüllung und Vollendung.

Der Weltkrieg zog den Künstler wieder in jenes rein menschliche Erleben hinein, das dem ersten Jahrzehnt seines Schaffens die **besondere Note gegeben hatte. Er machte** den Krieg zuerst in Polen mit, und die vielen Skizzen, die dort entstanden sind, gehören mit zu den stärksten künstlerischen Dokumenten dieser ungeheuren Jahre. Da gibt es Zeichnungen gefallener Russen, mit einer geradezu brutalen Sachlichkeit auf das Papier gebracht; aber welch tiefe Erregung und Erschütterung spricht aus diesem Naturalismus, dem jetzt jede bloß künstlerische — um nicht zu sagen: artistische — Absicht fernliegt! Diese starke, rein menschliche Erlebnisfähigkeit ist eine der ergiebigsten Kraftquellen auch des Künstlers Otto Heichert. Später befindet sich Heichert in Frankreich beim Stabe eines Armeekorps, und hier in der verhältnismäßigen Ruhe kommen auch wieder die Interessen des betrachtenden Künstlers hoch. Es entstehen interessante Arbeiten von starkem malerischem Reiz. Die beiden hier gezeigten Pastellstudien »In der Pferdeschwemme« und »Badende Soldaten« geben uns einen Begriff davon, wie Maleraugen von dem



Ruhe



Familie Jernberg beim Ausflug

furchtbaren Gewühl des Krieges unter Umständen gleichsam nur die farbigen Widerspiegelungen in den Wolken sehen oder sehen wollen.

Mit einem Herzen voll großer Entwürfe gründete sich Heichert, der inzwischen seine Professur in Königsberg aufgegeben hatte, in Seehausen in der Altmark eine neue Heimat und bezog daneben in der Kolonie Grunewald bei Berlin eine neue Künstlerwerkstatt. Aber kaum zu Hause, flüchtete er aus dem Heroischen in die Idylle. Das Erlebnis des Krieges forderte ganz instinktiv wie zur Heilung die Hingabe an das einfach und zwecklos Schöne. Statt der kriegerischen Riesenkompositionen, mit denen er begann, entstehen jetzt eine Reihe von Bildchen, meistens in Tempera,

Blumenstücke, Gartenszenen, Familienszenen — alles mit der Liebe und künstlerischen Delikatesse behan-



Kartoffelschälerin (Bleistiftstudie)



Kaffeestunde (Aus Belgien)

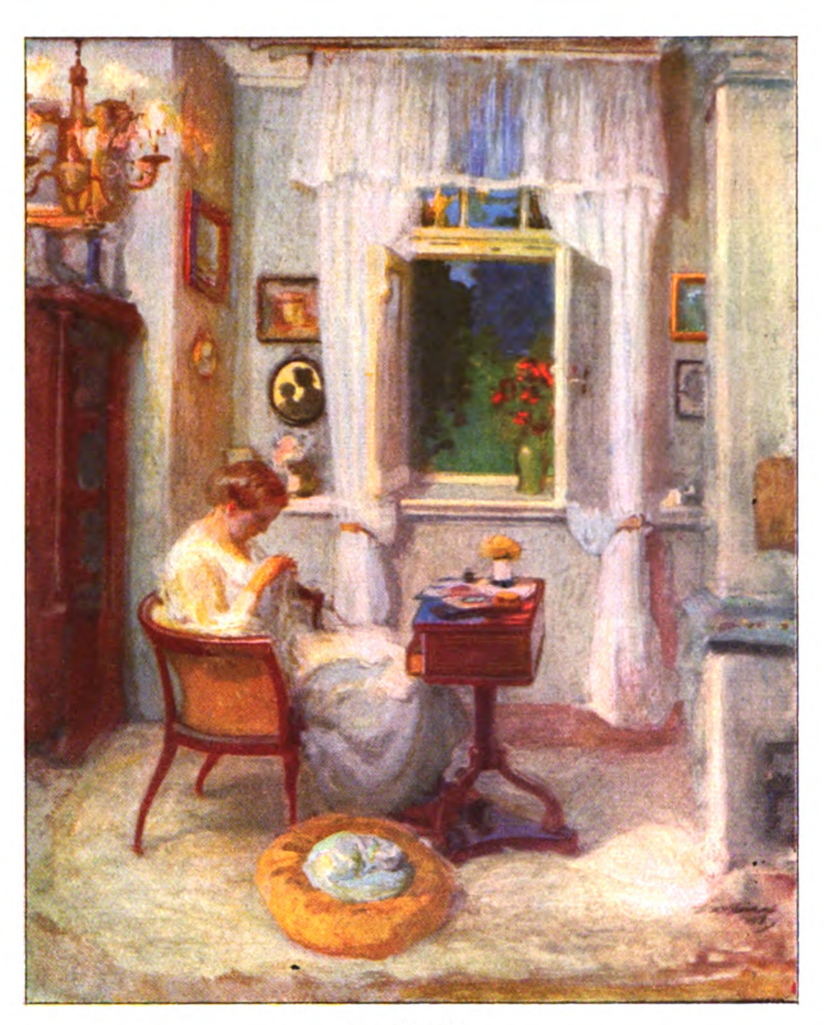
delt, mit der man etwa Stillleben malt. Es ist eigenartig: je älter der Künstler wird, desto kindlicher, tendenzloser und unmittelbarer vermag er sich den malerischen Eindrücken hinzugeben. Charakteristisch erscheint es mir auch, daß der Bildnismaler, der ehemals charaktervolle Männerköpfe, hauptsächlich aber alte, ausdrucksvolle Gesichter bevorzugte, jetzt mit



Papa Heilmann am Stammtisch

der Vorliebe für Blumen sich der Darstellung von Frauen, lieber jung als alt, und Kindern zuneigte. Feine, ungemein reizvolle kleine Werke sind da entstanden, wie »Frühstück auf der Veranda« und »Am Nähtisch«, in denen sich ein starkes Können originell und mit fast spielender Leichtigkeit betätigt.

Es geht uns bei der Betrachtung der Schöpfungen der letz-



Am Nähtisch

ten Jahre des Künstlers wie bei seinen spanischen und belgischen Improvisationen: es sind glückliche, reife Augenblicke, die da vor uns mit einem tiefen Bildglanz aufleuchten, es steckt eine reife und süß gewordene Kunst darin — aber es sind eben nur glücklich festgehaltene Augenblicke, Versprechungen, und wir warten auf die Werke, in denen sich die starke Erlebniskraft der ersten Jahrzehnte mit der erreichten Meisterschaft des Malers vereinigt und die mehr sind als schöne Improvisationen, weil sie von einem Zustand erzählen, der Dauer hat.

Möge der Meister Otto Heichert, der noch heute, bei einer sich selten genugtuenden Selbstkritik, ein »Werdender«, ein zu immer höheren Aufgaben Vorwärtsstrebender ist, die Arbeiten, die ihm am Herzen liegen, zustande bringen und weder zu früh noch zu spät bei ihrer Ausführung den Pinsel aus der Hand legen! Das Horazische »Nonum prematur in annum« (Bis ins neunte Jahr muß gefeilt werden) ist für ein Kunstwerk, das nur frisch bleiben kann, wenn es sich die Frische des Augenblicks rettet, oft ein recht gefährliches Rezept.



Otto Heichert: Empfang der Salzburger in Litauen

Nach dem Wandgemälde in der Aula des Friedrich-Gymnasiums zu Gumbinnen

Der Richter der letzten Kammer

Roman von Paul Steinmüller

I

Die Festrüste

Pfingstdüfte wehen durch das Dorf Allerheiligen: der Geruch nach Kalmus, den die Kinder schälen; nach Maien, die über den Türen aufgesteckt werden; nach frischen Kuchen und nach blauem Flieder, dessen Fülle den von alter Findlingsmauer umgürteten Friedhof überschüttet. Es ist der Abend vor dem Fest.

Neben der halbgeöffneten Kirchenpforte steht der alte Siebensam bis zum Gürtel in einer Grube und schaufelt ein Grab aus. Wenn er verschnauft, legt er den Kopf auf die rechte Schulter und lauscht dem Orgelspiel; aber das Gehör, das Gehör! Es wird immer schwächer. Und seufzend rückt er die Mütze in den Nacken und hebt den Spaten, denn die Arbeit muß vor den Feiertagen beendet sein.

In dem bräunlichen Kirchenraum singt und tanzt die Seele Johann Sebastian Bachs. Sie tanzt um das dunkle Gestühl und die blanken Pfeifen; sie gleitet auf den Goldbändern, die von der Sonne durch das Lindengeäst in den Raum geworfen werden; sie schwingt sich um die pausbäckigen Köpfe der Engel, die ihren hölzernen Posaunen noch immer keinen Ton entlocken, neigt sich vor dem laub- und blütengeschmückten Altar mit dem Heilandsbild und streichelt das junge Mädchen, dem zuliebe sie geweckt ward, und das die einzige Lauscherin der festlichen Verkündigung ist.

Melisse von Manskirch ist ganz nah an die kühle Steinwand gerückt, wo zwei tiefgezogene Gewölbegurte ihren Stützpunkt auf einer niedrigen Säule suchen. Von hier aus kann sie den Spieler am besten sehen. Über der weißen Wolke ihres Kleides ist viel Glanz. Ihr Mund ist ein wenig geöffnet, ihre nußbraunen Augen leuchten, und auf ihr bronzefarbenes Haar legt der Sonnenstrahl eine blanke Krone.

Jetzt schwellen die Klänge noch einmal machtvoll an; die Lungen der Orgel geben ihre letzte Kraft her. Die Bässe reißen die Melodie noch einmal aus dem Tongewoge empor, dann ein sieghaft stürmender Akkord und nun plötzliche Stille.

In den Mauern klingt es leise nach, und die Fransen des Altartuchs zittern. Melisse senkt ihr Gesicht hilflos und demütig auf die Rose, die an ihrer Brust vernestelt ruht; so sitzt sie da, bis sie auf dem Chor eine Bewegung vernimmt. An der Brüstung erscheint ein schlanker Mann und grüßt mit einer Handbewegung. Nun springt sie auf. »Herr Nornegast! Wie schön! Ja, das war Bach!«

Er nickt und lächelt, denn ihre stürmische Begeisterung macht sie noch schöner. »Wollen wir gehen? fragt er.

»Ach nein! Bitte, spielen Sie noch etwas; aber keinen großen Meister.«

»Also was?«

»Etwas für mich, Herr Nornegast. Ein Lied, ein kleines Lied. Sie sangen doch gestern das Lied vom Holderstrauch.«

Er zieht die Brauen hoch: »Jetzt dieses Lied, Melisse?«

»Ja, bitte, bitte! Ich liebe das Volkslied so sehr!«

Und wie sie nun voll Liebreiz beide Hände hebt, lächelt er glücklich, spricht zu den Jungen, die schon aus dem Bälgeverschlag geschlüpft sind, und stellt die Register um.

Durch den Raum, den eben noch die majestätische Größe des Altmeisters füllte, schreitet nun schüchtern die deutsche Volksseele. Von zarten Akkorden getragen singt eine Männerstimme: ‚Das Brünnlein rinnt und rauscht wohl unterm Holderstrauch, wo wir gesessen.' Jetzt schaut das Mädchen zu ihm mit schwärmerischer Innigkeit auf, und als das Spiel geendet ist und Herr Nornegast wieder am Chor erscheint, läuft es den Mittelgang entlang, springt auf die der Brüstung zunächst stehende Bank und nimmt die Rose von seiner Brust: »Fangen Sie! Fangen Sie meinen Dank!«

Er neigt sich, und die Rose fliegt. Als er sie gehascht hat, verneigt er sich; es sieht aus, als ob er die Blume küßt, während er sie an sein Gesicht drückt. Die junge Gestalt ist gerade unter ihm. Wie sie sich ihm entgegenreckt! Wie sich alle Glieder im Ausdruck des hingebenden Dankes spannen! Und während seine Augen nicht von ihr lassen, fragt er wie abwesend: »Und welches Lied möchten Sie jetzt hören, Melisse?«

Aber Melisse ist plötzlich befangen; sie steigt von der Bank und sagt, daß sie nach diesem Lied nichts mehr hören mag. Die

Bälgetreter kommen die Treppe herab und empfangen von dem gnädigen Fräulein besonderes Lob; dann kommt der Spieler. Er steht auf der Schwelle des Mannestums, sein bartloses Gesicht erscheint von der Erregung des Spiels durchleuchtet und verklärt. Er beugt sich über die Hände, die sich ihm entgegenstrecken. »Hat es Sie denn wirklich so ergriffen?« fragt er.

Sie nickt, und nun gehen sie zwischen den Gräbern auf dem Weg, der rund um die Kirche führt. Es klingt noch zuviel in ihnen nach, als daß sie sprechen könnten, und erst nach einiger Zeit beginnt Melisse. »Wissen Sie, was ich einmal während Ihres Spiels dachte? Aber bitte, nicht mich auslachen! Ich wünschte, daß ich Henning sei; Henning könnte meinethalben dann Melisse heißen.«

»Aber das wünsche ich nun gar nicht,« sagt Nornegast. »Warum wollen Sie denn das?«

»Wenn ich mit Ihnen so lange hätte reisen dürfen wie mein Bruder, dann sähe ich heute das Leben ganz anders an.«

»Fräulein von Manskirch ...«

»Ich heiße Melisse, Herr Nornegast! Sagen Sie doch nichts dagegen. Für seinen Sohn bestimmte mein Vater Studium und Reisen unter Ihrer Obhut, mir hat er allenfalls den hellen Hintergrund einer Ehe gewünscht.«

»Melisse!«

»Ja, so ist es. Was hätte ich von Ihnen gewinnen können! Sie spielen Bach, lesen Dante in der Ursprache, beherrschen, ich weiß nicht wieviel, Wissenschaften, werden einmal Professor sein ...«

Er lacht froh und hell auf. »Genug, genug! Wenn Sie die zehn Jahre, die ich vor Ihnen voraus habe, eingeholt haben werden ...«

»Bin ich eine alte Frau, die höchstens zu repräsentieren versteht. Repräsentieren! Brr! Ich habe immer Unglück mit den Menschen, mich nimmt keiner für voll!«

»Sie?« sagt er, und sein Blick gleitet huldigend über ihre junge Schönheit, so daß sie verwirrt aus dem Weg an die Friedhofsmauer tritt und, das Gesicht abwendend, dahin blickt, wo sich Schneider Stroth mit der Aufstellung eines großen Maibaums abmüht. Die Jungen in der Dorfstraße blasen auf Kalmusstengeln, Mädchen tragen Kuchenbleche vom Backofen in die Häuser, und die Burschen putzen ihre Räder für die Pfingstfahrt. Ein Alter nur sitzt, die Hände auf dem Stockgriff gefaltet, feiernd vor der Tür.

Aus den laubigen Fliederbüschen schauen die beiden nun lange auf das muntere Treiben. Melisses flinke Augen entdecken immer wieder neue Bilder, auf die sie ihren Begleiter hinweist. Aber die Betrachtungen sind nur ein Flüchten vor dem Ausbruch der festlichen Freude ihres Blutes, und während sie das Nichtige als bedeutsam behandeln, wandert von einem zum andern der heimliche Strom des Verstehens, der keiner Deutung bedarf.

»Kommen Sie jetzt,« sagt das Mädchen endlich. »Erzählen Sie mir doch von dem Buch, das Sie schreiben.«

»Hat Henning wieder geschwatzt?« fragt Nornegast, und seine Stirn färbt sich rot.

Melisse ist ganz erschrocken. »Er sprach freilich davon zur Domina. Sollte er nicht? Es ist zum Schämen, daß Henning sich immer etwas vergibt. Darf ich auch nichts davon wissen?«

»Doch, Melisse; Sie dürfen alles wissen, was mich angeht,« sagt er überzeugt. »Ich bedaure nur, daß Henning mir die Mitteilung vorwegnahm. Ja, ich arbeite an einem Buch.«

»Und ich darf wissen, was es behandelt?«

»Sie sollen es ganz allein wissen, Melisse. Sie verstehen es, klug zuzuhören.«

»Meinen Sie das wirklich?« fragt sie beklommen und erglüht wie eine Braut, die an die Hochzeit denkt. Keiner hat sich bisher sonderlich um sie bemüht, sie ist von Huldigungen nicht verwöhnt. Seit Nornegast von der Reise mit Henning zurückgekehrt ist und ihr seine Aufmerksamkeit widmet, ist ihr Herz mit dankbarer Hingebung erfüllt.

Nornegast will gerade auf ihre Frage etwas entgegnen, was dies feine Mädchen freut, als sie einen kleinen Aufschrei tut und hilfesuchend nach seinem Arm greift. Sie sind wieder einmal bis zur Kirchenpforte gelangt, und Melisse bemerkt erst jetzt die Grube, aus der sich der Totengräber eben aufrichtet und einen guten Abend wünscht.

»Mein Himmel, das ist ja Siebensam!« ruft sie. »Wie hat er mich erschreckt!«

Sie tritt lachend näher und fragt den Schwerhörigen, was er denn hier treibe, und als er laut antwortet, es werde morgen gutes

Wetter sein, lacht sie fröhlich und versucht, ihren Begleiter fortzuziehen. Der aber bleibt stehen und forscht in dem Gesicht des Alten. Diese spitze Nase, diese verwachsenen Brauen erinnern ihn an einen Menschen, dem er einmal begegnet sein muß; und weiß doch nicht, wo und wann!

»Nein, es ist wirklich kein Geist, Herr Nornegast!« ruft Melisse, und nun lacht auch er und folgt ihr.

Und wie sie ihn jetzt ansieht, mit diesem Blick über die Schulter, der ihre Eigenheit ist, fühlt er, wie alles, was sonst in ihm so feststand, ins Gleiten gerät. Ist das die Freude einer seltenen hochgestimmten Stunde oder Verliebtheit? Mit Genugtuung bemerkt er, daß Melisse ihre Hand, die sie im Erschrecken auf seinen Arm legte, dort liegen läßt und eng-vertraulich neben ihm einhergeht.

»Also ich halte Sie beim Wort, Herr Nornegast. Wann erzählen Sie mir von Ihrem Buch?«

»Wenn wir allein und in der Einsamkeit sind, Melisse!«

»Nun, und jetzt?«

»Augenblicklich sind wir nur allein.«

Sie denkt nach. »Entsinnen Sie sich noch des Märchenplatzes im Wald?«

»Gewiß kenne ich ihn. Sie und ich waren oft zusammen dort.«

»Grünes Wasser und Libellen, Sumpfspiräen und blaue Glockenblumen. Wollen wir einmal dorthin gehen?«

Er bejaht und denkt: Ja, der Märchenplatz ist der rechte Fleck dafür, aber er ist gefährlich. Allein mit dir, du leicht entzündliches Kind, und um uns und in uns das Wipfelrauschen!

In diesem Augenblick fühlt er die kleine Hand blitzschnell von seinem Arm gleiten und spürt das Aufraffen, das durch die Mädchengestalt geht.

»Die Mutter!«

Um den Turm der Kirche biegt die Domina. Ihr Blick irrt gerade von den beiden ab und scheint etwas in den Fliederbüschen zu suchen. Nein, sie hat nichts bemerkt. Sie schreitet, den schlanken Oberkörper etwas vorgeneigt, als gehe sie gegen einen starken Wind. Die kurze Entfernung, die Mutter und Tochter voneinander trennt, ist lang genug, daß beide sich sammeln.

»Ich wollte noch ein wenig Musik hören,« sagt Frau von Manskirch. »Komme ich zu spät?«

Froh, daß sie einen Gegenstand findet, über den sie sprechen kann, beginnt Melisse zu erzählen: von dem Spiel, von Schneider Stroth und Siebensam in der Grube. Nornegast beobachtet die beiden Frauen: schön sind sie beide, die eine im Glanz ihrer ersten Blüte, die andre im Schimmer ihrer Reife, aber die eigentümliche Schönheit dieser rassigen Art findet mehr in der Gehaltenheit und dem ruhigen Gleichmaß ihrer seelischen und körperlichen Bewegungen ihren Ausdruck als in der Form. Er ist willens, Melissen zu Hilfe zu kommen, doch sie wünscht es nicht; sie trägt ihr von Worten verschleiertes Glück prunkend vor sich her und überläßt es der Mutter, wie diese ihre Rede sich ausdeuten will.

Die Domina hört aufmerksam zu, und während sich das Lächeln um ihren Mund um keinen Schein verändert, wandern ihre Blicke prüfend von der Tochter zu Nornegast und haften endlich auf der Rose, die er jetzt im Knopfloch trägt. Er und Melisse sehen den Blick, aber beide wollen ihn nicht beachten.

»Mögen Sie noch gehen, Domina?« fragt Nornegast.

»Es ist mir nicht möglich,« entgegnet sie. »Ich kam, um eine Nachricht zu bringen. Es haben sich für morgen Gäste angesagt, die Rhenschilds von Kaltenborn.«

»Wer ist das?« fragt Melisse befremdet, und Nornegast sagt, daß er einen Grafen Rolf Rhenschild kenne, der ein Gelehrter in seinem besonderen Fach sei.

»Germanist,« sagt die Domina. »Den also und seine Frau sollen Sie morgen sehen. Die beiden begleiten den älteren Bruder Erasmus hierher. Sie sind mit meiner Familie weitläufig verwandt.«

»Wo liegt denn dieses Kaltenborn?« fragt Melisse und ist doch schon mit ihren Gedanken weit fort, als die Erklärung folgt. Der Besuch ist gar nicht nach ihrem Sinn, und sie spräche das am liebsten aus. Aber es gibt gewisse Zeichen von Unnahbarkeit im Gesicht der Domina, die beachtet sein wollen.

Während sie den Friedhof verlassen und die Glocken das Fest einzuläuten beginnen, denkt sie sehnsüchtig an den Platz, wo die Sumpfspiräen blühen und die Libellen fliegen. Der liegt jetzt plötzlich so weit! Unter

dem Kirchhofstor bleibt sie stehen und sieht noch einmal über den Rahmen dieser blumigen Stunde hin, über die Kirche, den Flieder, den Gräberweg und über Siebensam.

Das Fest

Nach dem Essen führt Henning die Herren durch Schloß Allerheiligen. Das Gebälk des Treppenhauses ist schwarz von Alter, der Putz bröckelt von den Wänden, und die Löcher in den Gobelins, die noch von Partisanenstößen oder von Mottenfraß herrühren, sind roh gestopft. Überall Zeichen des Verfalls, doch ein Schein von Vornehmheit liegt wie ein blasser Silberglanz auf allem, und Hennings blasses Knabengesicht sah nie selbstbewußter aus als jetzt, da er erklärt: »Hier ist das Herzogsgemach! Dort ist das Zimmer der Königin Christine!« Aus allem klingt es: Der Träger dieser Überlieferung bin ich!

Graf Erasmus geht an seiner Seite, nickt zu jedem Wort und denkt: Der Jüngling will Eindruck machen. Aber das gefällt ihm, und er nickt wieder lebhaft, als Henning mit der Reitgerte — er trägt immer eine Reitgerte in der Hand — auf den übel zugerichteten Kopf eines Zwölfenders zeigt und die Jagdgeschichte seines Ahnherrn Balzer erzählt.

Erasmus wendet heimlich den Kopf und gähnt. Eigentlich langweilig, dieser Gang durch das Gerümpel des alten Hauses! Man täte besser, im kühlen Zimmer ein wenig auszuruhen. Heiße Bahnfahrt, staubige Straße, schwerer Burgunder. Und immer diese fatale Müdigkeit des Kopfes! Man hat doch später für die Damen noch Frische nötig. Diese Manskirchs . . . äh, ein verdorrender Zweig. Aber das Mädchen ist schön. Man wird sich zu Opfern bequemen müssen, wenn . . .

Er gähnt wieder, und jetzt hat es Henning bemerkt.

»Der Gang strengt Sie an, Graf!«

Was? Hat der etwa seine Hinfälligkeit bemerkt und will Nachsicht üben? Hallo, Hand an die Kandare und Haltung!

»Nein, nein, ich bitte! Sie erzählen brillant!«

Er vergewissert sich, ob sein Bruder Rolf und Nornegast ihm wirklich nicht mehr folgen, und schiebt vertraulich seine Hand unter Hennings Arm: »Sagen Sie mal, Henning, dieser Doktor Nornegast. Ich bin mir nicht ganz klar über sein Verhältnis zu Ihnen.«

»Er hat mich auf der Reise begleitet, die mein Vater für mich gewünscht hat.«

»Also Hofmeister?«

»Nein, Graf, er ist mein älterer Freund. Sein Vater war schon der Freund meines Vaters und hat sich große Verdienste um unser Haus erworben. Es ist ein altes Freundschaftsverhältnis zwischen den Nornegasts und uns.«

Erasmus nickt. Um seine schmalen Lippen sammelt sich ein Lächeln. Er weiß zwar noch nicht, wohin er den seltsamen Hausgenossen tun soll, aber dieser hat doch jetzt in seinen Augen eine Art Ritterschlag erhalten. — —

Nornegast steht währenddessen in einem alten Prunkzimmer neben dem bärtigen Professor, der die hellen Augen über die Brillenränder fort auf einen alten Folianten senkt. Der Mann gefällt ihm: klarer Gesichtsausdruck, knappes, gerades Wort. Neben der einknickenden Reiterfigur seines Bruders wirkt Rolf Rhenschild wie der hünenhafte Ahn neben dem müden Spätling des Geschlechts.

»Ehrwürdig, aber nicht eigentlich wertvoll,« sagt der Professor und schiebt das Buch zurück. Sein Blick mustert die Gemälde an den Wänden: »Das letzte Geschlecht ist wohl noch nicht verewigt?«

»Nein, die Domina hat sich noch nicht malen lassen.«

»Sie weiß, daß ihre Schönheit noch voller ausreift. Aber, Herr Doktor, warum nennt man Frau von Manskirch allgemein Domina?«

»Ich habe sie, als ich noch Schüler war, so in einem Geburtstagswunsch angeredet, und der Name ist ihr verblieben.«

»Er hat den Vorzug zu gefallen und bezeichnend zu sein. Herrin! Ihre Kinder nennen sie auch so?«

Nornegast bejaht. Rhenschild streicht seinen Bart, sieht noch einmal über die Bilder der alten Recken hin und sagt: »Nun kommen Sie, Doktor; begleiten Sie mich in den Sonnenschein, um mir von Ihrer Sagensammlung zu erzählen. Die Kühle hinter diesen meterdicken Mauern ist etwas unfreundlich.« — —

Ja, auf den Fluren des Schlosses ist die Schattenkühle eher heimisch als der Sonnenschein. Zimmer, in die das warme Sommerlicht unbehindert von alten Bäumen dringen kann, gibts nur wenige; aber eins davon gehört Melissen.

Sie sitzt jetzt auf einem Sessel mitten im Sonnenschein ihres Mädchenzimmers, und der blanke Glanz des Maientages liegt huldigend zu ihren Füßen. Ihr Hund Fidus hat den Kopf auf den Teppich gestreckt und blinzelt zu seiner Herrin empor. Sie beachtet ihn nicht; sie sitzt versonnen da, und ihre Hand spielt mit der Perlenkette, die ihre Mutter heute vormittag mit bedeutsamen Worten um ihren Hals legte. Was bedeuten diese Worte, deren Sinn sie nicht verstand? Was bedeutet dies neue Kleid, das für sie angefertigt ist? Es ist schön: in seinem grünen Grund schimmert es bei jeder Bewegung goldig auf wie Sonnenkringel, die durch Baumgeäst auf satte Rasenflächen fallen, und wo das Kleid Hals und Schultern freigibt, ist es mit feinen Spitzen umsäumt. Aber es beengt sie. Ach, sie liefe jetzt lieber in einem alten Fähnchen frei durch den Wald!

Da klopft es, und Henning tritt ein. Er bittet, weiterrauchen zu dürfen, setzt sich in das geöffnete Fenster und lacht Melisse fröhlich an. »Kommst du nicht herab, Schwesterchen?«

»Wohin?«

»Zur Hainbuchenhecke, wo ich soeben Erasmus Rhenschild absetzte.«

»Bah, er ist langweilig. Ich lege auf seine Unterhaltung keinen Wert.«

»Vielleicht aber er auf deine.«

Melisse zuckt die Schultern, sagt, daß sie jetzt lieber ruhe und sich für später mit Karin Rhenschild verabredet habe.

Henning klappt mit der Gerte gegen die Stiefel und erwidert nachdenklich: »Weißt du, ich glaube, der Rhenschild ist sehr reich.« Nach einer Weile: »Eigentlich auch ein guter Kerl.«

Melisse macht eine Bewegung, die etwas Ungeduld verrät. Henning ist natürlich wieder wie von jeder neuen Erscheinung geblendet; aber warum teilt er ihr seine Eindrücke mit? Sie will sagen, daß sie das alles nichts angehe, als er von seinem Sitz niederspringt, vor sie hintritt und ihre beiden Hände faßt: »Weißt du, daß du schön bist, Melisse?«

Sie errötet und sagt lachend: »Ist das deine neueste Entdeckung?«

»Ja,« erwidert er. »Und ich Tor fand es erst, nachdem mir andre diese Entdeckung mitteilten.« Dann nickt er ihr zu und verläßt hastig, als wolle er weiteren Fragen vorbeugen, das Zimmer.

Nun steht Melisse von seltsamen Gefühlen bedrängt mitten in dem sonnigen Raum. Ihre Unbefangenheit schwindet vor diesen heimlich tuenden Reden, und sie geht, Zuflucht suchend, schon jetzt zu Karin. —

Karin Rhenschild liegt in einem Sofastuhl und heißt die Eintretende mit einer Gebärde willkommen. Das Gastzimmer ist voll grüner Dämmerung, und man hört das Summen einer großen Fliege, die unruhig gegen die Scheiben stößt. Melisse befördert den Störenfried ins Freie und bedauert, daß Karins Ruhe beeinträchtigt sei.

»Ach, wenn mein Ausruhen von solchen Nichtigkeiten abhängig wäre, käme ich nie zu diesem seltenen Genuß,« sagt die Gräfin. »Setzen Sie sich zu mir, Liebe, und erlauben Sie mir, liegenzubleiben. Diese Ferientage sind Oasen in der Wüste, und ich gebe nicht eine Minute von ihnen preis.«

Melisse sieht auf die kleinen energischen Hände und auf das nicht schöne, aber ausdrucksvolle Gesicht der Frau, vor der sie seit der ersten Begrüßung Achtung empfindet. »Wie freundlich, daß Sie trotzdem die Fahrt hierher machten!«

»Im Vertrauen, Liebe: ich war entrüstet, als uns Erasmus nach unsrer Ankunft in Kaltenborn mitteilte, wir müßten ihn nach Allerheiligen begleiten. Es ist nicht sehr höflich, Ihnen das zu sagen, aber Sie verstehen mich.«

»Gewiß, Gräfin! Das Leben in der Stadt ...«

»Ach, das müssen andre auch ertragen. Aber die Prinzessinerziehung der Tochter aus gutem Hause sorgt für das Hausfrauenleben dieser Art nicht genug vor. Es ist ... Nein, jetzt werde ich undankbar. Es ist mein Stolz, einen Professor geheiratet und sechs Kinder gehabt zu haben.«

»Sechs Kinder!?«

»Nun, das ist keine besondere Leistung; andre Frauen haben nämlich noch mehr, und wenn die Gelehrten besser daständen, wäre alles gut.«

Wieder ruhen Melisses Blicke prüfend auf dieser Frau. Warum sie das Haar so schlicht trägt, warum diese Hände die weiße Weiche verloren haben — sie weiß es jetzt. Gedankenvoll sagt sie zögernd: »Aber ich begreife nicht ...«

»Was verstehen Sie nicht, Liebe?«

»Kaltenborn ist doch ein reicher Besitz.«

»Sicher. Aber was tut das uns? Es ist Majorat.«

»Gewiß, jedoch ...«

Jetzt richtet sich Karin auf und faßt Melisses Hand: »Sie verstehen mich nicht. Wenn ich klagte, so hieß das: Man wird zuweilen müde. Aber deswegen geht man noch nicht auf Krücken. Wissen Sie, das Schönste ist, Ringer und Kämpfer sein, den einmal erwählten Weg bis zum Ende gehen und ohne Wimperzucken auf den Plunder des Lebens verzichten, den man um der Liebe willen für nichts geachtet hat.«

Heldenverehrung hat man auf Allerheiligen nicht gepflegt, aber jetzt ahnt Melissen, daß diese müde, von Kopfweh geplagte Frau eine Heldin ist, und schnell beugt sie sich auf die Hand der Ruhenden und küßt sie: »Gräfin, ich glaubte nicht, daß das möglich sei.«

Und Karin zieht das Mädchen an sich und sagt: »Sie sollen mich mit meinem Namen nennen, Melisse! Und glauben Sie mir: das Durchsetzen des Wahren in unserm Innersten verdient allein auf Erden den Namen Glück.« — —

Inzwischen decken die beiden Diener die Kaffeetafel vor dem Kavalierhause. Das Heckenrund liegt im Schatten alter Kastanien, und hier münden die Hainbuchengänge, in denen die Herrschaften sich ergehen. Das glattrasierte Gesicht des alten Hirsemann, der vierzig Jahre auf Allerheiligen dient und von »uns« redet, wenn er von den Manskirchs und sich spricht, ist ganz Würde und Ehrerbietung. Er setzt die alten silbernen Familienstücke auf, die Zuckerschalen, die wappengezierten Platten und Kuchenkörbe. Wenzel, der erst zehn Jahre zum Hause gehört, darf das Porzellan und geringeres Gerät auftragen. Er rechnet nicht mehr zum alten Stamm der Diener, denn er ist verheiratet, und ein rechter Diener heiratet nicht.

Hirsemann weiß, daß die Nähte seines Rockes frisch mit Tinte geschwärzt und die Enden der weißen Halsbinde ein wenig ausgefranst sind. Du meine Seele! Die Herrschaften haben mancherlei Bedürfnisse, und so ein Rock kostet viel Geld. Aber alle Mängel der Kleidung werden durch die vollendete Haltung verdeckt, die dem Bedienten aus gutem Haus eignet. Es fällt dem Alten nicht immer leicht, sich kerzengerade zu halten, aber heute gilt es, heute bereitet sich etwas vor. Mit leisem Räuspern lenkt er Wenzels Bewegungen und verliert doch die Herrin nicht aus dem Auge, deren fliederfarbenes Kleid jetzt zwischen den Hecken neben dem Grafen Erasmus auftaucht.

Erasmus Rhenschild steht neben der alten Sandsteinfigur ohne Kopf, als die Domina lächelnd zu ihm tritt. Er betrachtet das alte Schloß mit seinen schiefen Wetterfahnen und brüchigen Gassen. In der maigrünen Natur erscheint es doppelt so alt. »Dieses Haus paßt in eine Landschaft mit Sturm, strömendem Regen und grauem Wolkenhimmel,« sagt er.

Die Domina sieht ihn prüfend an, ob er in seinen Worten auf die Baufälligkeit des Hauses zielt; aber sein Gesicht ist unverändert. Und schon fährt er, indem er sich ritterlich verneigt, fort: »Was bedeutet auch das düstere Aussehen eines Hauses, wenn es der Welt so reizende Frauen zu schenken vermag.«

Die Domina nimmt die Schmeichelei für Melisse lächelnd an und beginnt von der Tochter zu sprechen. Als Melisse neben Karin droben an einem Fenster erscheint und Erasmus stürmisch hinaufgrüßt, fühlt sie, daß sie den Eindruck mit vorsichtigen Worten nur zu vertiefen hat, den Melisse machte.

In dem Gang, den sie beschreiten, kommen ihnen Henning, Nornegast und der Professor entgegen. Henning zeigt ein stumpfes Gesicht: es ist also von gelehrten Dingen die Rede.

Der Professor sagt: »Sie haben recht, Herr Doktor. Um heute in Deutschland vorwärtszukommen, muß man Industrieller oder Naturforscher sein. Die exakte Kultur mordet alle Gemütswerte. Und doch ...« Er führt leidenschaftlich einen Hieb durch die Luft. Dann grüßt er die Domina flüchtig und fährt fort: »Nun, ich bleibe doch, was ich bin!«

»Sie sprachen von der Kultur,« sagt Nornegast.

»Ja; unser Volk ist einer Kultur verfallen, der es erliegen muß. Das glaube ich, und ich sehe keinen Menschen, keinen Stand, der ihm helfen könnte.«

»Aber Graf!« hört er sagen, und als er sich umwendet, erblickt er die Domina, die sich mit Erasmus ihnen angeschlossen hat und erst ihn und dann seinen Bruder entsetzt ansieht.

»Sie suchen einen Stand, der festen Halt bietet?« fragt sie. »Und wir?«

Dabei beschreibt ihre Hand eine kreisende Bewegung, die umrundet und ausschließt. Es sieht aus, als senke der Professor die Stirn zum Angriff; er blickt aber nur die Domina über die Brillengläser an.

»Wir, Kusine?« fragt er. »Wenn einmal die Stunde bösester Not für unser Volk anbricht, dann braucht es Männer, die stark im Wollen zum Guten und Herren ihrer Leidenschaften sind. Ich wünschte, wir« — und er ahmt ihre kreisende Bewegung nach — »könnten sie stellen!«

Die Domina sucht nach Worten. Erasmus aber tritt vor, klopft Rolf lachend die Schulter und sagt: »So ist er nun einmal, unser hochgelahrter Herr Bruder!«

Dann sieht er Melisse und Karin die Anfahrt des Schlosses betreten, eilt ihnen entgegen, bietet Melisse seinen Arm, und gleich darauf nimmt die Gesellschaft am fertig hergerichteten Tisch Platz. — —

Wissen es die alten Bäume, daß sich etwas vorbereitet? Sie neigen die Zweige mit den verblichenen Blütenkerzen vor Melisse, und diese wundert sich, daß ihr die alten Kastanien etwas zuraunen. Sie wundert sich über vielerlei. Warum reicht ihr Wenzel so besonders feierlich die Schale? Warum sitzt sie und nicht die Mutter neben Graf Erasmus? Warum spricht der Graf so angelegentlich auf sie ein? Sie fühlt, daß sie etwas bedrängt, von dem sie sich keine Rechenschaft geben kann, und sieht auf Nornegast. Aber der spricht mit dem Professor vom deutschen Geist.

Sie gewinnt es über sich, Erasmus von der Seite zu betrachten. Es scheint, als färbe er sein dünnes Haar; unter seinen Augen laufen die Krähenspuren der Jahre; sein vorgeschobenes Kinn läßt ihn hager erscheinen. Dem Alter nach könnte er wohl ihr Vater sein. Seine Art zu sprechen ist nicht angenehm, aber er ist unterhaltend. Seine Familie, sein Schloß, seine Sporttätigkeit — was geht das alles sie an! Und dann dieses halblaute Flüstern, als spreche er zu ihr allein!

In das Geschwirr der Stimmen dringt plötzlich vom Friedhof her der Grabgesang: Jesus, meine Zuversicht. Ah, jetzt bestatten sie den, für den Siebensam die Grube aushob. Noch nicht vierundzwanzig Stunden sind es her, seit sie da gingen, und schon sind alle Maien welk. Auch Nornegast denkt daran und blickt zu ihr herüber; er fühlt ihren Blick und grüßt sie mit einem Lächeln. Ach, er ist stolz auf die Aussichten, die ihm der Professor eröffnet; von ihrer Bedrängnis ahnt er nichts. Melisse muß seine Stimme hören, sie ruft ihm etwas Gleichgültiges zu und bleibt ihrem Nachbar eine Antwort schuldig.

Als man sich erhebt, sucht Melisse an Nornegasts Seite zu gelangen, aber der Graf läßt sie nicht los. Niemand als Karin hat den hilfesuchenden Blick bemerkt, den Melisse beim Fortschreiten über die Schulter auf Nornegast richtete. Dann geht sie in dem entlegensten Heckenweg neben Erasmus auf und nieder — auf und nieder. Wo bleiben die andern? Sie lassen sie ganz allein.

Sein Werben ist jetzt unverkennbar. Die alten Bäume allein wissen, was da gesprochen wird an leidenschaftlichen und trotzigen Worten, sie wissen von dem drängenden Bitten des früh alternden Mannes und von der Abwehr mädchenhafter Sprödigkeit zu sagen. Als der Graf nach einer Stunde vor dem Kavalierhaus mit der Domina zusammentrifft, sieht sie ihn fragend an, und er lächelt müde und sagt: »Wäre es Ihnen recht, Kusine, wenn wir erst morgen abend reisen?«

Die Domina bejaht freudig. Sie weiß, er hat das Rennen für heute aufgegeben, aber morgen wird es wieder beginnen. Und zwischen heut und morgen liegt noch manche Gelegenheit. —

Sie sucht die Gelegenheit einer Aussprache, als am Abend alle zur Ruhe gegangen sind, und keiner erfährt davon als Nornegast.

Er steht am Fenster seines Zimmers, das über dem Herzogsgemach gelegen ist, und läßt die Worte, die der Professor zu ihm gesprochen hat, aus seinem Inneren wieder aufklingen. »Sie müssen in die Stadt und dort Ihre Ideen wirksam machen. Beenden Sie Ihr Buch; ich werde sorgen, daß es Aufnahme findet.«

Die Aussicht erscheint ihm jetzt, da er Melisses Hand fassen will, wie ein Himmelsgeschenk.

Da hört er den Laut, der ihn aus seinem Sinnen aufschreckt. War das ein Schreckensruf, ein Seufzer, die Klage einer Frau? Er

lehnt sich aus dem Fenster und bemerkt eine breite Lichtbahn, die aus dem unteren Zimmer auf den Kies des Weges fällt. Das Fenster da unten ist geöffnet, der Wind bauscht die Vorhänge auf, und hinter diesen ist Rede und Gegenrede. Er hört die Stimme der Domina, die ein verhaltenes Weinen beschwichtigt. Beichtet Henning der Mutter einen neuen Streich? Aber Hennings Stimme ist das nicht.

Es scheint, als steige von jenem Zimmer eine Menschennot in die Nacht, die den Schlaf der Bäume stört, und voll seltsamer Unruhe schließt Nornegast sein Fenster.

Das Nachtgespräch

Warm und dunkel liegt die Nacht über Allerheiligen, nur zuweilen zuckt ein blaues Blitzen über den Wäldern. In die Stille fällt der ferne Pfiff einer Maschine, und die Domina, die auf und nieder wandelt, steht aufhorchend still und sagt: »So haben sie den Zug doch noch erreicht.«

Sie sind auf dem Hochsitz, der einem Teil der hinteren Seite des Schlosses vorgelagert ist, die Domina, Nornegast und Henning. Hirsemann trägt zwei Windlichter herbei und macht sich am Tisch zu schaffen.

»Gehen Sie schlafen, Hirsemann,« sagt die Domina. »Sie werden müde sein.«

Der Alte lächelt; das ist sein Widerspruch gegen die Zumutung, daß er, der Nimmermüde, matt sein soll. Aber er wünscht gute Nacht und geht.

»Ja, nun sind sie fort,« sagt Henning, als verkünde er etwas Besonderes, und als keiner darauf etwas entgegnet, steht er auf und erklärt, zur Ruhe gehen zu wollen.

Auch Nornegast erhebt sich, aber die Domina bittet ihn: »Leisten Sie mir noch ein wenig Gesellschaft, lieber Nornegast?«, und er nimmt bereitwillig seinen Platz wieder ein.

Als sie allein sind, gewinnt die Stille ihre Macht über die Menschen. Von den Wiesen bringt der Duft der Gräser herüber; man hört in gleichmäßigen Abständen den schnarrenden Ruf eines Wasservogels. Die Domina geht mit leisen Tritten hin und her; auf der beleuchteten Wand wächst ihr Schatten zu unförmiger Größe empor und zerflattert in den Ranken des wilden Weins, die wie ein dunkler Teppich niederhängen. Sie hat den Kopf geneigt, als drücke das blonde, in Locken gelegte Haar zu schwer auf ihn. Nornegast weiß, daß sie ihm noch etwas zu sagen hat, etwas, das mit den Vorgängen der letzten Nacht vielleicht zusammenhängt. Er will ein einleitendes Wort sprechen, als plötzlich aus dem Dunkel des Parks die Gestalt Melisses auftaucht.

Langsam steigt sie die Treppe empor, bleibt auf der obersten Stufe stehen und wendet sich nach dem Park zurück, der jetzt durch ein aufflammendes Leuchten jäh erhellt wird. »Es kommt ein Wetter auf!« sagt sie leise klagend wie ein furchtsames Kind.

Die Domina entgegnet: »Es ist noch weit, und die Wiesen lassen es nicht heraufkommen. Willst du dich zu uns setzen, kleine Mel?«

»Nein, ich bin müde,« fährt Melisse mit dem klagenden Tonfall fort. »Gute Nacht, Domina! Gute Nacht, Herr Nornegast!«

Sie reicht jedem wie abwesend die Hand. Während ihre kalten Finger in Nornegasts Rechter liegen und ihre Blicke seine Augen streifen, ist es, als erhelle ein Wetterleuchten die Seele des Mädchens. Wie sieht sie aus! Als seien unendliche Wasserfluten über sie dahingegangen. Was ist mit ihr geschehen? Sie hat doch in der Gesellschaft der Rhenschilds gelacht und gesprochen. Und während Nornegast noch in seiner Erinnerung nach etwas sucht, das ihm Melisses Zustand erklären soll, ist sie schon verschwunden. Er will ihr nach, aber die kühlen grauen Augen der Domina sehen ihn verwundert an, und eine Handbewegung weist ihm den Platz an.

Die Domina setzt sich ihm gegenüber. Ihre Hände ruhen im Schoß; es sind große, edelgeformte Hände, und die rechte dreht den Ring auf der linken, der zwei gegeneinander züngelnde Schlangenhäupter darstellt. Henning hat ihn den Schicksalsring genannt, weil ihn die Mutter immer während der Erörterung großer Fragen bewegt. Sie lauscht in die Ferne, wo der Wiesenschnarrer sein Weibchen lockt; dann fragt sie plötzlich: »Wie haben Ihnen unsre Gäste gefallen, lieber Nornegast?«

Nornegast spricht anerkennend von dem Professor und seiner Frau; von Erasmus sagt er nichts.

»Ich hörte, Graf Rolf hat Ihnen Aussichten eröffnet,« sagt die Domina. »Die Universität lockt Sie schon lange.«



Paul J. Wehrle: Allee im Herbst

»Es wird Zeit, daß ich an die Gestaltung meines Lebensplans gehe. Ich bin durch die Reisen mit Henning und allerlei Nebendinge sehr ins Hintertreffen geraten.«

Die Domina nickt ihm zu. »Mir ist trotzdem nicht um Ihre Zukunft bange, mein Lieber. Sie sind klug und erreichen in einem Jahr mehr als andre in langer Zeit. Außerdem ist Ihre äußere Lebenslage gesichert. Graf Rolf sagt, Sie sollten das Buch schreiben, das Sie einführt. Könnten Sie das nicht hier tun? Allerheiligen bietet Ihnen Muße wie kein andrer Ort.«

Nornegast weiß viele Gründe anzuführen, die dagegen sprechen. Sie läßt ihn ruhig zu Ende reden und sagt dann: »Ich will Ihnen sagen, warum ich Sie bitte hierzubleiben: Ich wünsche mir Ihren ferneren Einfluß auf Henning. Er hat ein leichtes Blut. Sie allein können ihn lenken, und es bedarf dazu nur Ihrer Gegenwart; im übrigen sind Sie völlig frei. Es steht nicht gut um Allerheiligen, lieber Nornegast, und sollte auch jetzt seine Sicherheit gewährleistet werden, so muß sein künftiger Herr doch ein Charakter sein, um das Gewonnene erhalten zu können.«

Nornegast denkt: Das ist unmöglich, das ist ganz unmöglich! Aber die Domina fährt fort: »Henning ist das Abbild seines Vaters. Den rettete auch nicht die einsichtige Verwaltung und der kluge Rat des Justizrats Nornegast, sondern der Einfluß seiner überragenden Persönlichkeit. Wollen Sie dem Hause Manskirch das versagen, was Ihr Vater ihm großherzig schenkte?«

Aus den Worten der Domina fühlt Nornegast die Macht wachsen, die sie über ihre Umgebung ausübt. Auch er untersteht ihrem bestrickenden Einfluß, und Hennings Leben ist ein beständiges Bemühen, sich dieser Macht zu entziehen. Nornegast wägt Für und Wider in Gedanken ab. Das Bewußtsein, daß er sich um Melisses willen eine Stellung schaffen muß, treibt ihn fort; aber eben Melisse ist es, die ihn hier festhält. Wie sie eben dort stand! Wie eine Ertrinkende. Wieder steigt ihm der Gedanke auf, daß etwas sie bedrohe und er ihr nahe sein müsse.

Und da streckt ihm die stolze Domina wie eine Bittende die Hand entgegen und sagt: »Wenn Sie nur so lange bleiben möchten, als es Ihre Arbeit gestattet!«

Nun schlägt er ein und sagt: »Ich bleibe, Domina!« und genießt befriedigt den Dank, den sie spendet.

Wieder klingt in dem, was sie sagt, die Sorge um den Besitz von Allerheiligen auf. Dieses graue Gespenst hockt nun schon seit Menschengedenken auf der Schwelle. Zwar wurde erst zu Beginn der Reise ein Vorwerk verkauft, aber die versteckten Abgründe alter Schulden taten sich immer wieder auf.

»Henning hat einen tüchtigen Wirtschafter nötiger als mich,« sagt Nornegast. »Und wenn Ketelböter nicht hält, was er verspricht ...«

Die Domina aber wehrt ab: »Ach, lieber Nornegast, Ihre Aufgabe ist die höchste; für die Regelung der Geldverhältnisse wird Graf Erasmus sorgen.«

So, also deshalb war der hier und sah alles mit so prüfenden Augen an. Nornegast atmet auf und sagt: »Das hätte ich dem Grafen wirklich nicht zugetraut.«

Er sieht nicht das Lächeln, das um den Mund der Domina spielt, er hört nur ihre Worte: »Nun, wenn Henning sein Schwager wird, ist das ja verständlich.«

Er will gerade überrascht fragen, ob der Graf eine junge Schwester habe, die Henning freien soll, da sieht er die Domina an.

Wie ehegestern, als sie auf dem Friedhof Melisses Rose an ihm entdeckte, so ruht jetzt ihr Blick auf ihm. Plötzlich zerreißt ein Schleier vor seinen Augen, und er erkennt alles. Er würgt an einem Wort, aber sein Hals ist dürr. Mechanisch hebt er das Glas Wasser und setzt es gleich wieder nieder. Nein, nicht aussprechen, was jetzt nicht laut werden darf!

Da sagt die Domina: »Sie bemerkten, daß sich der Graf um Melisse bewirbt?«

Nein, nein, nein, er hat nichts bemerkt; er hat von Deutschland philosophiert und in Hoffnungen für seine Zukunft geschwelgt, aber dies tänzelnde Gebaren eines Alternden um ein erblühendes Kind hat er für das törichte Spiel des Müßigen gehalten.

Endlich fühlt er, daß die Domina auf eine Antwort wartet, und mit dürrer Stimme fragt er: »Wußte Fräulein Melisse ... will Fräulein Melisse ...«

»Ach, sie wird wollen!« sagt die Domina und macht eine unbestimmbare Gebärde. »Unsre jungen Mädchen haben das Gefühl der Verantwortung für die Zukunft im Blut.

Die Heirat ist ihre Lebensaufgabe. Zuweilen ist ihnen der Zaun des Hergebrachten lästig; sie stecken die Köpfe über ihn hinaus, aber sie kehren alle wieder, denn dort draußen würden sie an Luftmangel ersticken.«

Ja, sie kehren wieder, und dann sehen sie aus, als seien sie durch große Wasserfluten gegangen. War Melisse entschlossen, in der Hürde des Hergebrachten zu bleiben? Darum war sie so spät allein im Garten gewesen: ihr Gesicht hatte in dem dunklen Schoß des Schicksals geruht.

Wieder reißt ein Wetterzucken den dunklen Mantel der Nacht auseinander, und jetzt murrt auch ein ferner Donner. Nornegast zwingt sich ein Lächeln ab, das eine Verzerrung ist: »So wäre also das Glück auf Allerheiligen eingekehrt!«

»Noch ist das letzte Ja nicht gesprochen,« erwidert die Domina, und um ihm einen Beweis ihres Vertrauens zu geben, berichtet sie ihm die Vorgänge.

Ah, das ist ein säuberlich eingefädelter Plan: Dienst um Dienst und der Lohn ein Mädchen. Es reckt sich in ihm etwas hoch, das Tatzen und Zähne hat, etwas vom alten Hanseatentrotz. Soll er Einspruch erheben? Soll er zupacken? Der Gedanke an Entführung und Raub regt sich in ihm. Sein Blut, seine Seele schreien nach diesem Mädchen, und wenn er ruft, antwortet in Melisse etwas — vielleicht. Ja, vielleicht. Denn in den Frauen der alten Geschlechter ist die Überlieferung mächtiger als das Blut, und die Angst vor lärmenden Vorgängen größer als das Gebot des Wesens.

Und er selbst, wird er die Kraft zum Außerordentlichen aufbringen? Wir sind alle von der Höflichkeit verbogen, und die Furcht vor dem Lächerlichwerden ist immer dem Willen zur Wahrheit überlegen.

Eine plötzliche Stille hält Nornegasts Gedanken auf. Er merkt, daß er eine Frage der Domina überhört hat, fährt auf und murmelt eine Entschuldigung.

»Ich sagte, wir gehen wohl jetzt hinein,« wiederholt sie: »Die Nachtkühle hat Sie ganz blaß gemacht.«

Er erhebt sich zögernd. Er will ihr sagen, daß er nun nicht auf Allerheiligen bleiben kann. Aber während er nach Worten sucht, in denen er sein Versprechen schicklich zurücknehmen kann, erscheint Hirsemann wieder. Er hat in irgendeinem Winkel geschlafen, denn die über dem Ohr nach vorn gebürstete Haarsträhne ist verschoben; aber er hat das Geräusch des Aufbruchs gehört und ist da. Er ist immer da.

Und diese selbstverständliche Treue des Alten beschämt Nornegast; er bleibt stumm. Er sagt, als die Domina ihm lächelnd die Hand reicht, seinen Nachtwunsch und geht auf sein Zimmer.

Im Brautgeleit

Um die Zeit, da die Spinnenseide über die Stoppeln fliegt und die Äpfel im dunklen Laub sich röten, ist Hochzeit auf Allerheiligen. Dahlien und Astern, Malven und Sonnenblumen beschließen jetzt in einer Fülle ohnegleichen den Sommerreigen; die Tage sind schwer von goldenem Licht, und sie schreiten über einen Himmelsgrund von so wunderbarer Bläue, daß Sinne und Seele trunken werden.

Die Freundschaft der Manskirchs hat schon vor dem Fest ihre jungen Töchter entsendet, daß sie Melisse durch die letzten Tage ihrer Mädchenschaft geleiten. Überall singen Stimmen, und helle Kleider flattern hinter jedem Busch.

In den Wirtschaftsräumen stehen Mädchen mit hochgestreiften Ärmeln, blättern wichtig in alten Familienrezepten oder mischen die Würzen des Brautkuchens. Andre füllen Körbe mit Tannengrün und farbigem Laub, andre binden Gewinde.

Bald in dieser, bald in jener Gruppe taucht Henning auf, schwenkt ein neu eingetroffenes Telegramm, liest es vor, macht Scherze und läßt sich ein wenig anschwärmen; aber am längsten verweilt er da, wo die dunkle Lisa Thyssen ist, die mit Melisse das Stiftsjahr verlebte. Sie ist Bürgerliche, aber ihre Schönheit ist einzig, und von dem Reichtum ihres Vaters weiß das ganze Land.

In den Pferdeställen fiebert die gleiche Unruhe wie in den Vorratskammern, und die Gäule kommen nicht aus den Sielen, weil immer neue Wünsche die Gespanne in die Stadt und zur Bahn hetzen. Da ist die Mamsell Engelke, der just das Nötigste einfällt, wenn ein Wagen den Hof verlassen hat; da ist die Domina, die mit einer langen Liste in der Hand die Gastzimmer prüft und noch in letzter Stunde Handwerker verlangt; da sind die vorausgesandten Leute des Bräutigams, die abgeholt sein wollen, vor

allem der Koch, der wie ein Lord gekleidet ist und das anspruchsvolle Benehmen eines Paschas von drei Roßschweifen zur Schau trägt.

Und Melisse? Sie ist noch nicht lange von den Verwandtenreisen heimgekehrt und geht, von der Unruhe festlicher Erregung unberührt, fremd durch die herbstliche Pracht. Sie bespricht das Nötige mit der Mutter, gibt den Näherinnen Anweisungen, lacht mit den Freundinnen und ist doch bei allem weit fort. Alle sind freundlich zu ihr. Sie spürt die Beflissenheit der andern, ihr mit Worten wohlzutun, und empfängt dankbar alles Liebe, aber ihr Schmerz ist immer bereit, sich zu äußern, und er fällt sie an, wenn Hennings herzlich-derbe Art an sie rührt oder die Dorfkinder sich vor ihr neigen, die immer erröten, wenn sie der Braut begegnen.

Über Treppen und Wege geht sie wie eine, die Abschied nimmt. Heute noch, morgen noch, dann lauert das Dunkle. Aber nur nicht daran denken! Zähne aufeinander und Kopf in den Nacken! Heldin sein heißt, den Weg, den wir einmal betreten, bis zu Ende gehen, hat Karin gesagt.

Die Mädchen, in deren Kreis sie steht, horchen verwundert auf, wenn Melisses Lachen plötzlich zerbricht, und wenn die Blicke der goldbraunen Augen sich in der Ferne verlieren, denken sie erschauernd: So also ist es, das Bräutliche! Melisse aber, die nach Augenblicken des Selbstvergessens sich nur um so hastiger einer Tätigkeit zuwendet, nimmt jetzt den Arm Marleen Ternebens, ihrer um Jahre älteren Jugendgespielin aus dem Pfarrhause, und beide gehen die Dorfstraße entlang. Melisse will noch etwas mit Pastor Terneben besprechen, und Marleen muß von ihrer Tätigkeit berichten, denn sie will Künstlerin werden.

Als Melisse in der Studierstube mit den bunten Kattunmöbeln vor ihrem Beichtvater sitzt, entsinkt ihr der Mut. Ach, sie wollte ja wissen, ob es Sünde sei, wenn sie vor dem Altar ja sagt und doch nicht fest überzeugt ist, daß sie es auch halten kann. Aber wie sie nun in die freundlichen Augen des Mannes sieht, dessen Weg immer schlicht und klar vor ihm lag, glaubt sie, der könne sie doch nicht verstehen. Es gibt Dinge, die jeder mit sich allein abmachen muß. So fragt sie nach dem Verlauf der Trauungsfeier, den sie schon kennt.

Der Alte im weißen Haar fühlt wohl, daß das Mädchen auf halbem Weg umkehrt, aber er drängt sie nicht vorwärts. Er gibt auf alle Fragen Bescheid und ist gar nicht verwundert, als sie unvermittelt das Gespräch abbricht und erklärt, es sei nun Zeit, den Verlobten von der Bahn abzuholen.

Sie geht eilig durch den Hausflur. Die Hintertür steht offen und läßt den Blick in den grünen Garten frei, aber sie will Marleen nicht rufen; sie mag lieber allein sein. Vorsichtig, daß die Schelle nicht anschlage, öffnet sie die Haustür: da steht Nornegast vor ihr, der soeben die Hand zur Klinke hebt.

Seit dem Pfingstfest sind sie nicht mehr ohne Zeugen beisammen gewesen; ihre Worte waren nicht viel anders als die höflichen Wechselreden Fremder; und alle Zeichen eines heimlichen Einverständnisses waren ausgelöscht. Jetzt sind sie allein. Melisse horcht hinter sich, ob Marleen ihr zur Hilfe kommt, aber sie wollte ja allein sein. Sie findet ein bängliches Lächeln und reicht Nornegast die Hand.

»Henning sprach davon, daß Sie Ihre Tante in Parsenow besuchen wollten. Es freut mich doch, daß Sie hier sind.«

Sie sagt nicht, daß sie sich in seiner Nähe sicherer fühlt, aber er empfindet es. Unentschlossen sehen sie aneinander vorbei, dann macht er eine Bewegung, als wolle er sich verabschieden.

»Ich hätte wohl noch eine Bitte an Sie.«

»Bitte!« sagt er.

Sie steht hilflos da und faltet die Hände: »Würden Sie mir wohl die Freundlichkeit erweisen und bei der kirchlichen Feier die Orgel spielen?«

Nun ist es heraus, und es hat sie etwas an Überwindung gekostet. Nornegast sieht sie sprachlos an. Hätte die Domina ihn gebeten, er hätte kurzweg abgelehnt; nun aber Melisse bittend vor ihm steht, glaubt er zu ahnen, wie sie leidet. Sie hat an ihn keine Rose mehr zu verschenken, aber es freut ihn doch, daß sie ihm Gelegenheit gibt, zu ihr wenigstens in Tönen zu sprechen.

»Ich werde spielen,« sagt er, und sie reicht ihm wieder dankend die Hand und zieht sie, wie auf verbotener Tat ertappt, an sich, da sie jetzt Marleen durch das Haus kommen hört.

Als sie wieder unter die andern tritt, ist auf ihrem Gesicht ein Schein, der vorher

nicht da war, und die Mädchen deuten ihn als Ausdruck der Freude auf des Bräutigams Ankunft.

Auch Henning deutet ihn sich so, als er neben Melisse im Wagen sitzt. Sie aber freut sich wieder über den bläulichen Dunst, in den der Abend alle satten Farben taucht, über das Rostbraun der Eichen, in denen die Häher lärmen, und über die korallenroten Fruchtbündel der Ebereschen. Unmerklich faltet sie die Hände und flüstert: »Lieber Gott, Dank für das bißchen Freude!«

Am Bahnhof springt sie aus dem Wagen und blickt dem Zug ganz ruhig entgegen. Karin winkt aus dem Fenster, und sie winkt wieder. Sie hat sich vorgenommen, nicht wieder scheu an Erasmus vorüberzublicken, wenn sie mit ihm spricht, und ihr Gruß ist jetzt auch fast herzlich. Nur als er ihre Hand festhält, sie unter seinen Arm zieht und sie zärtlich an sich preßt, tritt sie erschrocken zurück und begrüßt den Professor.

Die Gäste verteilen sich in die Wagen; Melisse ist froh, daß Karin den Platz an ihrer Seite hat. Sie flüstert ihr zu: »In diesen Tagen habe ich von dir viel zu lernen, Karin!«

Erasmus' Aufmerksamkeit wird bald von den Fasanen gefesselt, die aus dem Wald auf das Kleefeld treten. —

Am Abend sitzt Friedrich Nornegast allein und sucht Lieder, die Melisse liebt, zu einem Ring zu schließen; denn die will er ihr alle spielen. Aber etwas bricht immer wieder störend in seine Gedanken. Ist es der Mond, der in sein Zimmer sieht? Ist es die bacchantische Weise des Brautchors, den die Mädchen im Kavalierhause für die Aufführung des nächsten Abends proben? — —

Der schönen Tage schönster ist der Tag, der auf Melissens Scheitel den Brautkranz legen soll. An der bleichen Fackel des nahezu vollen Mondes entzündet der Morgen seine Glut, die wie festliche Flammenzeichen hinter Nebeln brennt und den herben Duft aus welkem Laub und grünen Eicheln lockt. Lichtmächtiger und seidiger als alle seine Genossen kommt dieser Tag nach Allerheiligen und blickt strahlend in das Königin-Christine-Zimmer, wo unter dem Bild der männlichen Königin Kranz und Schleier auf dem Tisch liegen. Die Domina sitzt daneben und ordnet die Falten des Gewebes.

Jetzt geht die Tür auf, und Henning tritt ein. Er küßt der Mutter die Hand und stutzt, als er ihr Gesicht bleich und entspannt sieht. Diese Frau, die das Leben anregt, wohin sie tritt, hat jetzt ganz erloschene Augen. Freilich nur einen Augenblick lang; denn kaum bemerkt sie die Verwunderung des Sohnes, als sie schon wieder lächelt.

Henning fühlt etwas wie Rührung: »Du solltest dich doch ruhen, Domina, und nun ordnest du schon wieder den Opferschmuck!«

Über das Gesicht der Frau fliegt ein Schrecken. »Was weißt du denn vom Opfer?« fragt sie.

Nun, er hat das gesagt, ohne sich etwas dabei zu denken; aber als er jetzt Rechenschaft geben soll, wird ihm doch klar, daß Melisse diese Heirat mehr kostet, als er denkt. Er seufzt auf: »Eigentlich dauert mich Melisse. Sie hat von ihrer Jugend wenig gehabt, und nun ist doch alles aus für sie. Denn Erasmus ...« Er pfeift leise, klopft mit der Gerte gegen den Tisch und fährt mit der flachen Hand über sein Gesicht. Und als hätte diese Bewegung alle Bedenken ausgelöscht, fährt er in einem leichten Ton fort: »Nun, es mag alles gut werden. Schließlich sind wir Männer nur roh zu den Weibern, und mit unsern Frauen gehen wir behutsam um.«

Die Domina mag dergleichen nicht hören und wehrt mit einer Handbewegung ab. Dann sagt sie: »Melisses tapferes Verhalten kann uns vorbildlich sein. Allerheiligen fordert von uns allen Opfer.«

Sie sieht Henning eigentümlich an. Er begreift und preßt die Lippen aufeinander; die blauen Adern in seinen Schläfen zucken. Schnell ergreift er die Hand der Domina und stammelt Versprechungen. —

Wenige wissen, wie tapfer Melisse ist. Lächelnd betritt sie am Arm ihres Verlobten das Herzogsgemach, in dem sie der Herr Amtmann, der Standesbeamter ist, erwartet. Ihr Ja spricht sie laut und schreibt mit harter Feder ihren Namen unter das Schriftstück. Sie sitzt anscheinend heiter beim Frühstück, spricht mit Erasmus und überläßt sich wieder lächelnd den Händen, die sie für den Kirchgang schmücken. Sie tut alles, was sie soll, wie jemand, der seiner Rolle sicher ist und sie ohne Zaudern abspielt, wenn das Stichwort fällt. Aber keiner darf fragen, was es kostet; keiner!

Auf dem Orgelchor der Kirche stehen die älteren Kinder der Schule, und der Herr Kantor, der in begreiflicher Erregung ist, erteilt zum zwanzigsten Male seine Weisungen. Heute ist er nur Chormeister, denn auf der Orgelbank sitzt Nornegast, und neben ihm lehnt Marleen Terneben an der Brüstung. Marleen wird singen, und Nornegast hat ihrer Stimme gestern ein schmeichelhaftes Lob erteilt. Sie hätte gern ein Gespräch angeknüpft, aber sein Ernst ist fast abweisend, und das Mädchen, das ihn und Melisse in der Tür ihres Elternhauses beisammen sah, ergeht sich in seltsamen Vermutungen. Endlich tritt sie an das Fenster, um auszuschauen, und meldet nach einer Weile, daß der Zug komme.

Von der Dorfstraße her klingt das Summen des Brautgeleits. Weißgekleidete Kinder, die Blumen streuen, gehen vor dem Hochzeitspaar her, und sobald sie die Kirche betreten, setzt das Orgelspiel ein. Aus Kinderhänden fallen Astern und rote Georginen auf die Grabplatten, die den Mittelgang bedecken: über sie hin schreitet Melisse in einem Gewölk von Spitzen und Schleiern wie etwas Unwirkliches. Graf Erasmus, der in seiner Uniform stattlich aussieht, führt sie nicht nur, er stützt sie und geht wie ein sorgsam Behütender an ihrer Seite. Hinter ihnen Kinder, die die Schleppe tragen, dann die Brautjungfern, und dann die starre Feierlichkeit, ein Strom von Seide, Edelgestein, Tressen und Orden.

Aber was tut die Orgel? Das ist doch keine kirchliche, keine hergebrachte Weise! Das rosige Kindergesicht des Husaren verliert alle Würde. Er lächelt vergnügt und spitzt den Mund zum Flöten: Ach, wie ist's möglich dann ... Die kleine Abtissin Manskirch muß ihn strafend ansehen, und da erschrickt er und schaut sehr einfältig drein.

Der Professor Rhenschild versteht nichts von Musik; aber da ist eine Weise, die ihm bekannt ist, und während sie vor dem Altar Platz nehmen, bückt er sich zu seiner Frau und raunt ihr zu: »Karin, ist das nicht das Lied von den beiden Königskindern?«

Die aber, der es gilt, preßt die Finger fest um den Brautstrauß: O ihr Abende, da wir diese Lieder sangen und unsre Seelen verschwistert über die grünen Rasen des Parks zogen!

Viel wird bei der Feier gesungen: die Kinder singen; Marleen läßt eine Händelsche Arie hören; die Gemeinde singt. Aber was am ergreifendsten singt, das ist die Orgel.

Pastor Terneben hat seine Rede beendet und nimmt nun die Einsegnung vor. Die Braut hat das Haupt hoch getragen, jetzt senkt sie es. Denn mit den zartesten Registern begleitet die Orgel das Treuegelöbnis und den Ringwechsel, und was sie spielt, ist das Lied vom Holderstrauch:

Das Brünnlein rinnt und rauscht
Wohl unterm Holderstrauch,
Wo wir gesessen.
Wie manchen Glockenschlag,
Da Herz bei Herzen lag,
Hast du vergessen.

»Und nun frage ich dich, Ernestine Juliane Melisse von Manskirch ...«

‚Hast du vergessen,' sagt die Orgel. Nein, das ist zuviel! Von einem lautlosen Aufschluchzen erschüttert, bebt Melisse unter ihren Schleiern.

Die Domina ahnt den Zusammenhang, wird unruhig und sieht zu der Empore hinauf. Will denn diese Einsegnung kein Ende nehmen?

Aber als nun die Feier beendet ist und das Paar sich dem Ausgang zuwendet, sieht man im Brautschleier nur einige Tränen; Melisse ist ganz gefaßt, lächelt, als Hirsemann der Frau Gräfin ganz untertänigst Glück wünscht, und nimmt beinahe heiter während des Vorbeizugs der Gäste die tausend dargebrachten Wünsche entgegen.

Als Nornegast ihr naht, streckt sie ihm die Hand entgegen: »Wie schön haben Sie gespielt! Ich habe alles verstanden. Und nun müssen wir, wie der Herr Pastor sagte, unser Leben in starken Händen tragen!«

Er sieht, wie ihre Lippe zuckt und die goldbraunen Augen schimmern, und er tritt zurück, ohne seinen Wunsch ausgesprochen zu haben. Dieses Bild fest in sich beschlossen, so will er weitergehen.

Bei der Tafel redet er mit Marleen über Palestrina, mit der Abtissin über mittelalterliche Klosterbauten, aber er sieht nicht ein einziges Mal auf Melisse. Ach, nur diese lauten Stunden überschreien! Er redet auch später mit dem Professor, der sich mit ihm in ein Empfangszimmer neben der Pforte zurückgezogen hat, von wissenschaftlichen Dingen.

»Also, lieber Doktor, ich wiederhole Ihnen:

ich hoffe viel von Ihrer Mitarbeit. Erst Ihr Werk beenden, dann bei mir zwei Jahre Assistententätigkeit; dann werden wir sehen, wo sich ein Lehrstuhl bietet. Abgemacht?«

»Ich komme, Herr Graf.«

Nornegast lauscht angespannt, ob draußen der Kies unter Rädern knirscht. Der Wagen, der das Paar fortträgt, muß gleich vorfahren.

Karin tritt ein, und Nornegast legt ihr zuvorkommend ein Kissen in den Sessel. Sie lacht, während sie mit der ihr eigenen Offenheit erzählt, daß solche Feierlichkeit sie mehr anstrengt als eine ganze Woche Säuglingspflege. »Menschen sind unbeschreiblich lächerlich, wenn sie sich feierlich geben. Und nun erst mein Tischnachbar, der Kammerherr!«

Er hört das alles und ist ihm doch so fern. Er weiß, daß er unter liebenswürdigen Menschen sitzt, und steht doch eigentlich draußen im Mondschein, um auf Melisse zu warten. Was sagt der Professor? Er erzählt seiner Frau von Nornegasts Arbeit und Aussichten. Und die Gräfin Karin legt ihre Hand auf seinen Arm und sagt: »Ach, nun wollen Sie wirklich noch so lange auf diesem Allerheiligen bleiben? Nun, Sie werden ja wissen, was Ihnen not tut. Aber versäumen Sie Ihre Stunde nicht.«

Nornegast antwortet und lauscht dabei nach außen. Jetzt fährt der Wagen langsam vor; Hirsemann wechselt ein paar Worte mit dem Kutscher, dann eilige Tritte auf der Treppe. Für sein Leben gern möchte er den Kopf wenden, aber er tut es nicht.

»Jetzt fahren sie ab,« sagt die Gräfin und tritt an das Fenster. Der Schlag des Wagens klappt zu, der Kies knirscht unter den Hufen; — alles vorbei!

Gleich darauf erscheint die Domina in der Tür des Zimmers und winkt Nornegast bedeutsam zu. Als er zu ihr tritt, sagt sie hastig: »Bitte, lieber Nornegast, suchen Sie Henning zu entfernen. Er darf nicht mehr hier sein!«

Ja, Henning ist wieder einmal unvorsichtig gewesen. Er sitzt im Kreis der jungen Mädchen und schwatzt Tollheiten; einige belachen die Reden des stark Angeheiterten, aber Lisa Thyssen sieht ihn aus kühlen Augen spöttisch und verwundert an. Es gelingt Nornegast, Henning auf sein Zimmer zu führen. Als er den Trunkenen verläßt, hört er, wie die Gäste sich zurückziehen.

Nun endlich darf die Stille zu ihrem Recht kommen! Leise wendet er sich seinem Zimmer zu. Auf der Schwelle regt sich etwas: es ist Fidus, der Hund. Jetzt, da Melisse fort ist, sucht er bei Nornegast ein wenig Zärtlichkeit und Obhut. Und Nornegast bückt sich nieder und klopft den Hals des Tieres, und leise wiederholt er die Worte jener, die jetzt ihrem Schicksal entgegenfährt: ‚Ich muß mein Leben nun in starken Händen tragen.'

Sendboten

Herbst ist gegangen, ist wiedergekommen und aufs neue gegangen. Jetzt blühen die Weiden an den Bächen von Allerheiligen, die Luft ist silbergrau verschleiert, und seltsame Rufe gehen durch sie hin.

Nornegast horcht auf. Hat da nicht jemand an das Fenster gepocht? Er schlägt den Band zu, in dem er liest, wirft ihn auf den Tisch, daß die Papiere mit den Aufzeichnungen durcheinanderflattern, springt auf und stößt einen Bücherstapel um, öffnet das Fenster und späht hinaus. Wahrhaftig, da sind sie! Die lange Kette von Kranichen strebt vorwärts gegen Nordost, und ihre heiseren Schreie rufen: ‚Wir kommen! Wir kommen!'

Als sie seinen Augen entschwinden, wendet sich Nornegast in das Zimmer zurück; der Blick, mit dem er die Bücherberge mustert, ist fast feindlich. Auf Rhenschilds Wunsch schreibt er ein Werk über die Sendung der jüngsten deutschen Dichtung. Er lächelt bitter, da er an diese Sendboten eines Geisterfrühlings denkt. Da liegen die Werke derer, die zwar berufen, aber nicht auserwählt sind, neben den Schriften der Aufdringlichen, die nie zur Erweckung der Volksseele berufen waren. Hat auch nur einer die Demut, die das Bewußtsein eines hohen Berufs schafft? Ach, jeder ist um die Bedeutung seiner Person ängstlich besorgt. Und daneben widrige Schmeichelei der Masse und ihrer Triebe; ein Liebäugeln mit geschlechtlichen Dingen, ein Verkennen und Verächtlichmachen deutschen Wesens, ein Buhlen mit dem Fremdartigen.

Nornegast schlägt mit der Faust auf den Bücherhauf. So gewiß dieses Schrifttum undeutsch ist, so gewiß kann seine Sendung nur eine sein: Zersetzung des deutschen Volkstums!

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land! Er nimmt Hut und Stock und schreitet die knar-

rende Treppe hinab. Er muß den Kranichen nach in die Freiheit. Im Flur erwartet ihn Fidus, der vergnügt wedelt, als er seinen Herrn zum Ausgang gerüstet sieht, und in seiner Freude fast Wenzel umstößt, der mit dem Staubtuch in der Hand herbeiläuft.

»Ich wollte nicht stören, Herr Doktor,« sagt er. »Aber da ist Nachricht gekommen, daß die gnädige Frau gegen Abend eintrifft. Wer soll sie abholen? Der gnädige Herr ist noch nicht daheim.«

Nornegast geht zum Inspektor Ketelböter und stellt ihm vor, daß er aushelfen müsse. Der Graubart, dem in der Frühjahrsbestellung jedes Pferd unentbehrlich ist, schilt erst gewaltig: Warum muß der junge Herr das Kutschgespann mit auf die Reise nehmen? Eine ganz verrückte Idee! Aber endlich verspricht er doch, die Domina abholen zu lassen.

Nun ist Nornegast frei, und er wandert in der Richtung, die der Kranichflug hielt. Im Wald stehen die Bäume regungslos wie in der Erwartung eines großen Wunders. Unter dürrem Laub und Brombeergerank wächst schon das Scharbockskraut, und der Hase, der unter dem gelblich-fahlen Gezweig der Tannen hervorhoppelt und dann vor Fidus erschrocken flüchtet, trägt den rotbraunen Freierspelz. Ein zugereister Hämmerling zwitschert eine Strophe; sonst nur Stille, feierliche Stille.

Nornegast freut sich an allem. Er ist oft auf seinem Zimmer allein, doch die Freuden der Einsamkeit fehlen ihm; er fördert seine Arbeit, aber das Beschäftigtsein mit dem kleinlichen Treiben seiner Umgebung hemmt ihn nur zu oft. Die Domina fragt zuweilen in einer gewissen Besorgtheit: »Nicht wahr, es fehlt Ihnen bei uns jetzt nicht an Zeit?« Sagte er ihr, daß er zwar Zeit, aber keine Sammlung habe, sie würde das nicht begreifen. Und innere Sammlung hat er wenig. Es ist so vieles zu besprechen, über das man sein Urteil hören will: Verbesserungen, auf die Ketelböter bringt, Klatsch in der Nachbarschaft und Nichtigkeiten der Zeitungen. In der letzten Zeit forderten die bevorstehende Niederkunft Melisses und Hennings Heiratspläne allzu viele Besprechungen.

Die letzten Tage aber waren ein Geschenk des Himmels: die Domina ist eiligst nach Kaltenborn gerufen worden, und Henning hat eine Freiersfahrt unternommen; so war Nornegast allein. Wenn die geplante Heirat Hennings mit Lisa Thyssen, der die Domina vorläufig noch heftig widerstrebt, zustande kommt, dann wird Nornegast Allerheiligen verlassen, denn seine Arbeit ist nahezu vollendet. Ein Jahr Italien, die Hochschule ... Und dann?

Je nun, strenge Pflichterfüllung, Arbeit, Erfolg, Ruhm. Das Gewöhnliche. Und innen die große Leere, die nichts ausfüllen kann; nichts. Vielleicht kommt noch ein später Lenz, aber er wird ohne Blüten, und in der innersten Kammer wird nur die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese sein.

Er steht am Waldrand, wo unter braunem Farnkraut eine Quelle aus dem Boden sickert; dann ruft er dem Hunde und geht weiter. Seine Blicke gleiten über die kahlen Bäume der nahen Straße hin, auf deren Höhe jetzt ein Gespann erscheint. Der braune Jagdwagen sieht aus, als gehöre er nach Allerheiligen, und die Haltung des Fahrers erinnert an Kutscher Diessen, aber ein Herr ist nicht zu sehen. Und diese hochbeinigen fahlbraunen Pferde! In der ganzen Gegend sind diese Gäule nicht heimisch.

Dann verdeckt Buschwuchs das Gefährt, und Nornegast achtet seiner nicht, bis es dicht vor ihm wieder erscheint. Da bleibt er überrascht stehen: aber das ist ja wirklich der Wagen von Allerheiligen, und Kutscher Diessen sitzt auf dem Bock, und hinter ihm liegt einer im Sitz, der Hennings graugrünen Jagdmantel trägt. Nornegast hebt den Stock, aber Diessen hat ihn schon bemerkt und hält an. Mit einigen Sätzen ist Nornegast am Tritteisen, da wendet ihm der Liegende das Gesicht zu, und es ist Henning, der ihn aus stumpfen Augen verständnislos anschaut.

»Was für Pferde haben Sie denn da?« fragt Nornegast erschreckt zum Bock empor.

Aber Diessen, der in tadelloser Haltung dasitzt, überhört die Frage und zuckt nur unmerklich die Schulter. Nornegast besteigt den Wagen, und als sie in Allerheiligen vorfahren, haben Henning und er noch kein Wort gewechselt.

Hirsemann, der als erster erscheint, erfaßt sofort die Lage. Er wendet sich nach Wenzel, der ihm folgt, um und schickt ihn fort. Diese jüngeren Leute sind so wenig verschwiegen, und keiner als er darf seinen Herrn in diesem Zustand sehen. So geleiten

er und Nornegast den Heimkehrenden auf sein Zimmer.

»Was macht ihr eigentlich für ein Aufheben um mich?« läßt sich Henning endlich vernehmen. Er ist auf einen Stuhl gesunken, stemmt die Arme auf den Tisch und hält wie ein trunkener Landsknecht den Kopf zwischen beiden Fäusten. »Lauf, Alter, und besorge mir Kaffee! Und du, mein tugendsamer Friedrich ... nein, du bleibst. Verlaß du mich nicht! Du denkst wohl, ich sei betrunken?«

Hirsemann verläßt das Zimmer, Nornegast tritt auf Henning zu, nimmt die Reitpeitsche an sich, die jener auf den Tisch geworfen, und sagt kalt: »In der Tat, du bist über Gebühr betrunken.«

»Das ist nicht wahr!« ruft Henning. »Vielleicht ein bißchen müde, vielleicht etwas schlapp. Aber betrunken, und über Gebühr? Nein, nein!«

Nornegast macht eine Gebärde, die Verachtung und Ekel ausdrückt, und Henning schreit erregt auf: »Beweise es mir, daß ich betrunken bin, beweise es!«

»Das hab' ich nicht nötig, denn du selbst gibst allen den Beweis. Wo sind deine Schimmel, und wie kommen diese elenden Mähren, die dich herbrachten, an dich?«

»Elende Mähren, sagst du? Allen Respekt vor deiner Bücherkenntnis, aber Pferde? Nein, mein Lieber, davon verstehst du nichts. Das sind Rassepferde in allerdings schlechtem Futterzustand. Seligsohn schwört ...«

Nornegasts Handbewegung schneidet ihm das Wort ab. »Wo sind die Schimmel?«

»Eingetauscht, oder, wenn du willst, vorteilhaft losgeschlagen gegen diese edlen Tiere. Der Seligsohn ...«

Und er berichtet, daß die Brautfahrt ein klägliches Ende auf dem Pferdemarkt fand.

»Aber Lisa Thyssen?«

Da erhebt sich Henning mühsam und spricht mit großer Geste: »Ach, Lisa Thyssen! Das war ein böser Reinfall. Ich habe sie gar nicht gesehen, aber von dem Vater eine unverschämt deutliche Absage bekommen. Wir sind stolz auf unsre Industriellen, aber ich kenne sie jetzt, diese Materialisten. Glaubst du, der Alte hätte eine segnende Handbewegung vorbereitet? Keinesfalls; er gefiel sich in der Haltung seines Bürgerstolzes. Legt mir mein Auftreten mit Pferd und Wagen als leibigen Hochmut aus und spöttelt über die Gäule. Verflucht, diese Schimmel! Ich konnte sie nicht mehr sehen.«

Nornegast weiß nicht, was er sagen soll. Er packt endlich Henning am Rock: »Beschuldige den Vater nicht. Du selbst trägst die Schuld. Hättest du Lisa Thyssen gesehen, wie sie dich auf Melisses Hochzeit betrachtete, als du angeheitert unter den Mädchen warst, du hättest diese Fahrt nicht erst unternommen. Sie hat kein Zutrauen zu deiner Festigkeit, das ist es.«

Henning starrt ihn aus weitgeöffneten Augen an, und plötzlich verläßt ihn die mühsam zusammengeraffte Haltung, er fällt auf den Stuhl zurück und schluchzt wie ein Kind. Nornegast sieht auf die weichliche Hand, um deren Gelenk sich das goldene Kettenband schließt. Vielleicht ist dies der erste Schmerz, der das Knabenherz erschüttert, und vielleicht ist er heilsam. Er tritt auf ihn zu und streicht über sein Haar.

»Wenn ich für dich etwas tun könnte, Henning! Du hast Lisa so eifrig gegen deine Mutter verteidigt. Soll ich zu beiden gehen? Sage mir nur eins: Hast du dir vor dem Besuch bei Thyssens auch Mut getrunken?«

Das Schluchzen verstummt; Henning nimmt die Hände vom Gesicht und trocknet sich trotzig die Wangen. Die Adern in seinen Schläfen schwellen an, und in seine Augen tritt ein böser, harter Zug. »Weißt du, wer mich um meine Hoffnung brachte, du?« sagt er. »Nicht dieser Ziegelbaron, nicht Lisa, nicht ich, sondern meine liebe Mutter, die Domina. Die hat sich längst erkundigt, und als sie hörte, daß der Großvater Thyssen noch Bauunternehmer war, spreizte sie alle zehn Finger und winkte hinter meinem Rücken ab. Als ich kam, um ihr zuvorzukommen, war das Spiel schon verloren. Ein wenig Herz geht darüber in Scherben — was tut das?«

»Vermutungen!« sagt Nornegast.

»Nein!« schreit Henning. »Ich kenne die reiche Witwe aus edlem Geblüt, die sie mir zugedacht hat, und ihr Plan drohte zu scheitern, weil ich einmal Ich sein wollte. Wir, Melisse und ich, sind nun einmal dazu ausersehen, zur höheren Ehre des Hauses Manskirch geopfert zu werden. Aber in mir sollen sich die Hohenpriester irren. Ich bringe nicht mehr so viel Heldentum auf wie Melissa, ich heirate nicht auf Wunsch. Kann das Ge-



H. Gasser: Herzeleid

Neuerwerbung der Wiener Staatsgalerie

schlecht nicht mehr aus dem vollen leben, so soll es eben eingehen.«

Henning scheint jetzt ernüchtert zu sein, und Nornegasts Mitgefühl regt sich stärker. Er zieht ihn auf das Ruhebett und versucht die Domina zu entschuldigen. Aber Henning hört gar nicht auf ihn.

»Ja, wer trägt Schuld? Es liegt auf uns allen wie ein alter Fluch, und da weiß keiner, woher er kam und was er soll. Mein Vater litt unter ihm, Melisse trägt an ihm, und jetzt fällt er schon auf mich. Da steht ihr nun und seht mich an wie ein unreines Tier, wenn ich den Abhub der Kneipe ins Haus trage. Begreift denn keiner, daß ich mich retten will vor dem, das auf mich eindringt? Schützen kann ich mich nicht, also werf' ich mich eben fort. Mögen sie mich doch in der Gosse auflesen! Welches Vorbild hatte ich denn? Unsre Herren mit der ewigen Konvention? Ach je! Oder meinen Herrn Schwager mit der Morphiumspritze? Sie leiden alle, sie zahlen alle fremde Schuld ab. Oder bist du mir Vorbild? Kraft und Willen, sagst du. Ach, wir schleppen so viele Sünden, daß daneben nichts mehr aufkommen kann.«

Er nimmt Nornegast die Gerte aus der Hand und zieht sie pfeifend durch die Luft.

»So ist es immer hinter uns her: huij — huij! Jawohl, auch hinter mir. Soll mich das nicht quälen, daß Melisse, dieses lebensfrohe Geschöpf, den morschen und vorzeitig greisen Mann geheiratet hat? Warum kann ich nicht als Knecht dienen? Nicht einmal gedankt hab' ich Melissen, ich bezechte mich und ließ sie davonfahren. Nicht einmal des Hundes, den sie mir empfahl, nahm ich mich an. Darum will der von mir auch kein Stück Brot nehmen.«

Er fährt fort, sich anzuklagen. Nornegast muß ihn endlich gewaltsam in den Alkoven drängen und ihn zwingen, sich niederzulegen.

»Ich komme nicht eher zum Vorschein, bis du der Domina alles gesagt hast,« murmelt Henning, und dann schließt ihm der Schlaf den Mund. —

Nornegast zieht es hinaus. Er will durch den silbergrauen Abend wandern, durch den noch immer die Kraniche fliegen. Drunten im Park hängt das schwellende Geäst in das Wasser des Teiches, auf dem die weißen Schwäne langsam hingleiten. Einzelne Sträucher grünen, es riecht nach jungem Gras, und eine Amsel singt. Dort mögen die wilden Anklagen still werden, die der Rausch hervorscheuchte.

Aber als Nornegast die Anfahrt betritt, fährt der Wagen vor, der die Domina bringt. Ihr Gruß ist gemessen, und im Schein der Kerze, die Wenzel herbeiträgt, erkennt Nornegast, daß ihr der Zorn wie eine Flamme auf der Stirn brennt; mit hastigen Bewegungen zerrt sie an ihren Handschuhen. Endlich findet ihr Groll das Wort: »Wie darf man mir den Wagen mit Ackerpferden zum Bahnhof schicken?«

Wenzel duckt ein wenig den Kopf, die Zofe hebt schnell eine Nadel vom Boden auf; Nornegast sieht ruhig in ihr Gesicht. Er kennt diesen Zorn und weiß, wie man ihn beschwört.

»Ketelböter hat ein Opfer gebracht, daß er sie aus der Bestellung nahm.«

»Ach, Ketelböter! Wir haben doch unsre Pferde.«

»Von den Rappen ist die Stute lahm.«

Sie stampft ungeduldig auf: »Die Schimmel!«

Wenzel sieht unruhig von einem zum andern. Nornegast sagt: »Henning war fort und ist eben erst heimgekehrt.«

»Wo ist er? Warum empfängt er mich nicht?«

»Henning schläft schon.«

»So steht er eben wieder auf. Wenzel ...«

»Es geht nicht, Domina!« sagt Nornegast.

Sie wendet sich schnell nach ihm um; den Hut, den sie aus dem Haar genommen, hält sie in der Hand. Sie sieht ihn an und weiß alles. Eine Minute vergeht, während sie, ohne in den Spiegel zu blicken, mechanisch einige Handgriffe ausführt.

Dann sagt sie: »Nicht wahr, Sie leisten mir bis zum Essen Gesellschaft!« und steigt hinter der Jungfer, die voranleuchtet, die Treppe empor. —

Das Mädchen hat eben das Licht entzündet und den Tee aufgestellt, als die Domina schon eintritt, und ohne ihre Aufforderung abzuwarten, berichtet Nornegast von Hennings Ausfahrt und Heimkehr. Er erwartet einen heftigen Ausbruch, als er von dem Pferdetausch berichtet, aber sie bleibt ruhig. Was bedeuten schließlich ein paar Gäule! Der Einsatz ist nicht zu hoch, wenn sie dafür ihr Spiel gewann und Henning diese unerwünschte Heirat aufgab.

»Ich bin ein wenig erschöpft,« sagt sie endlich. »Kennen Sie diese Stimmung, in der uns alles, aber auch alles gleichgültig ist?«

Nornegast lächelt, denn er denkt an die Erregung, die sie wegen der Ackerpferde hatte. Aber zugleich kommt ihm der Gedanke an Kaltenborn. »Wie geht es unsrer jungen Gräfin?« fragt er.

Die Domina sieht einen Augenblick starr durch das Fenster, wo hinter dem Geäst der letzte Tagesschein vom Dunkel aufgesogen wird. »Es ist ein Kind geboren,« sagt sie langsam und eigentümlich und schüttelt, da er überrascht einen Glückwunsch aussprechen will, abwehrend den Kopf. »Lassen Sie das nur, lieber Nornegast. Es war zu früh, es war kein gesunder Mensch. Es ist gut, daß es nicht leben sollte.« Sie reicht ihm die Hand, nickt ihm zu und verläßt schnell das Zimmer.

Was verbergen diese Worte! Nornegast tritt an das Fenster und fühlt ungestüm sein Blut klopfen. Wie mag sie leiden, die Einzige, Süße!

Drunten im Park singt noch immer die Schwarzdrossel. Ist ihr Lied eine Klage um das, was da war, oder ein Gruß an das, was da kommt?

Die Schicksalsnacht

Grau hängen die Leilaken des Herbstes über dem Land: bei Tag und bei Nacht rinnt unaufhörlich ein leiser Regen. Es scheint, als senke sich langsam eine unendliche Wasserlast zur Erde, um sie zu erweichen, aufzulösen, um sie dem Winter als eine fügsame Masse auszuliefern, die von seinen wilden Frösten neu geformt werden kann. Die Tropfen nehmen den Bäumen das letzte Blatt, den Büschen die letzte Beere. Die Landschaft ist von einer Müdigkeit umfangen, die nichts mehr will als den Tod, und Schloß Allerheiligen sieht aus seinen verdunkelten Fenstern starr und ergeben in dieses vorweltliche Chaos, in dem die spärlichen Reste des Sommers hoffnungslos ertrinken.

Pastor Terneben sitzt gemächlich auf dem Sofa in Nornegasts großer Stube und sagt: »Wissen Sie, Doktor, man sagt ja, die Domina habe ihren Gemahl nicht sonderlich geliebt, aber ihre Treue gegen den Toten ist doch rühmenswert. An jedem Geburtstag des Toten fährt sie in die Stadt, um die Familiengruft in St. Marien zu besuchen, und dabei haben wir um die Novemberwende so häufig dieses Sterbewetter.«

»Und Henning begleitet sie gewissenhaft, obgleich er den Gang in die Gruftkapelle geschmacklos findet,« fährt Nornegast fort. »Nun, jedenfalls bin ich heute der einzige Hüter des Hauses. Die gesamte Dienerschaft außer der Alma hat Urlaub genommen.«

»Aber so kommen Sie doch für den Abend zu uns.«

Nornegast horcht auf den Gesang der Wasser in den Regentonnen. Wohl ist es nicht gut, in dieser Einsamkeit allein zu sein. Aber er fürchtet, daß man drüben das Gespräch auf Kaltenborn lenke, und so lehnt er die Einladung mit einigen schicklichen Worten ab: es gebe für seine Übersiedlung in die Stadt noch mancherlei zu ordnen.

Der Alte erzählt noch von seiner Marleen, die nun bald nach Italien gehe, und erhebt sich dann. Nornegast, der hinter ihm die Pforte schließen will, geleitet ihn. In dem Treppenhaus, das in das düsterste Grau getaucht ist, hallen Worte und Tritte der Männer laut wider, die bleichen Gesichter der Bilder werden zu schreckhaften Larven, und die Geweihe recken sich wie gespenstische Arme drohend aus der Wand.

Der Pastor schüttelt den Kopf: »Daß Sie sich in dieser Gesellschaft wohl fühlen können!«

»Sie stört mich nicht.«

»Überlegen Sie sich, ob Sie doch nicht lieber zu uns kommen. Vielleicht klopfe ich noch einmal an, um Sie abzuholen.« —

Endlich ist Nornegast allein. Bei der Rückkehr in sein Zimmer empfindet er die behagliche Wärme des Ofens und rückt den Lehnstuhl in seine Nähe. Durch die Dämmerung, die am Morgen begann und während des ganzen Tages nicht endete, wird unmerklich der Abend heranschleichen.

Bevor er die Kaffeekanne aus der Röhre nimmt und sich an das bereits hergerichtete Vesperbrot setzt, tritt er an das Fenster und schaut aus. Das Geäst der Alleebäume ist schwarz und blank von Nässe; seitwärts, wo die Wiesen an den Park stoßen, verdichten sich die Regenschwaden zu einer undurchdringlichen Mauer. Vom Dorf her bringt das Brüllen eines Rindes wie ein dumpfer Klageschrei.

In dieser Wasserwüste wagt ein Mensch den Weg über offenes Feld. Nornegast traut seinen Augen nicht: auf dem Fußsteig, der durch die Koppeln läuft, geht eine Frau, verschwindet hinter den Hecken, taucht am Ende der Allee auf, bleibt dort stehen, als sie mit Pastor Terneben zusammentrifft, und kommt dann auf das Schloß zu. Sie trägt ein dunkles Kleid; in Gang und Haltung gleicht sie der Domina, ist aber nicht so hochgewachsen wie diese. Sieht sie nicht zu den Fenstern des Schlosses auf? Als sie die Anfahrt betritt, eilt er hinab. Er kennt die Lässigkeit des aufwartenden Mädchens, und die Wandernde in den nassen Kleidern darf nicht warten.

Als er die Pforte auftut, fährt er bestürzt zurück: »Gräfin, Sie?«

Melisse nickt und drängt schutzsuchend an ihm vorüber in das Haus. Trägt sie nicht Trauer? Ach ja, das Kind! Schleier, Haar und Jacke triefen von Wasser, aus ihrem Kleidersaum rinnt es auf die durchnäßten Schuhe, und auf dem Estrich sind Wasserlachen die Spuren ihrer Füße. Er muß an den Pfingstfestabend denken, da sie auf der Terrasse erschien: als sei sie durch große Wasser gegangen.

»Meine Mutter?« fragt sie.

»Die Domina ist zum Gedächtnistag in der Stadt.«

»Ach ja. Und Henning?«

»Henning begleitet sie.«

Sie stößt einen Laut aus, der verzweifelnd klingt, und sieht angstvoll um sich.

»Sie sind ja zu Haus, Gräfin,« sagt Nornegast erzwungen heiter. Er ahnt, warum sie hier ist, und will es verbergen. »Kommen Sie nur! Freilich ist mein Zimmer augenblicklich der einzige durchwärmte Raum, und Alma stellt die ganze Bedienung dar. Aber wenn Sie ein wenig vorliebnehmen wollen, sorge ich schon, daß hergerichtet wird, was Sie brauchen.«

Er nimmt die wasserschwere Pelzjacke von ihren Schultern, führt sie in sein Zimmer und trägt ein Glas Wein herbei.

»Trinken Sie, und da steht der Lehnstuhl für Sie bereit.«

Melisse läßt wortlos alles mit sich geschehen. Auf dieser schaurigen Wanderung ist etwas in ihr erstarrt, das nicht zum Leben zurückfindet. Ihre Augen sind verdunkelt, ihre Glieder beben im Frost.

Nornegast stöbert das Mädchen auf, läßt von Kleidungsstücken der Domina zusammenraffen, was erreichbar ist, und es der Gräfin bringen. Dann muß Alma Holz holen, und unter seiner Aufsicht wird Melisses Mädchenzimmer, das immer bereit ist, geheizt. Als er nach einiger Zeit seinen Arbeitsraum wieder betritt, hat sich Melisse irgendwo getrocknet und umgekleidet und sitzt in dem violett-samtenen Renaissancekleid der Domina wieder am Ofen. Sie grüßt weder mit Blick noch mit Wort. Die Starre ist noch in ihr, und was an sie rührt, kann sie zerbrechen.

»So, Gräfin!« sagt er freundlich. »Nun erweisen Sie mir die Ehre, mein Gast zu sein. Ich kann Ihnen nur wenig vorsetzen, und wenn ich bediene, brauche ich Nachsicht; aber das Wichtigste ist doch, daß Sie warm werden.«

»Ja, warm werden,« wiederholt sie erschauernd.

Jetzt nimmt er die Kanne aus der Röhre und ordnet zierlich, was für ihn hergerichtet ist, auf einem Tischchen, das er vor ihr aufstellt; sogar ein Strauß Tannengrün ist da. Sie läßt alles ohne Anteilnahme geschehen, trinkt aber hastig den dampfenden Kaffee.

Das Mädchen tritt ein und meldet, das Abendessen sei im kleinen Saal aufgestellt und das Zimmer der Frau Gräfin fertig. Alma war längst entschlossen, zum Tanz zu gehen, und sieht ihren Plan durch den unvermuteten Besuch durchkreuzt. Wenzel wollte zum Abend wieder hier sein, sagt sie, und ob sie dann gehen dürfe.

»Aber die Frau Gräfin bedarf Ihrer,« wendet Nornegast ein.

Doch Melisse sagt: »Nein, geh nur!«

Und schnell, als fürchte es zurückgehalten zu werden, verläßt das Mädchen das Zimmer.

Nun sind die beiden ganz allein, und das Bewußtsein dieser Verlassenheit macht Nornegast für einen Augenblick befangen; er sagt Nichtigkeiten: »Mögen Sie nicht trinken, Gräfin?«

Sie trinkt gehorsam.

»In einer Stunde wird Ihr Zimmer durchwärmt sein, und Sie können ruhen.«

Da stellt Melisse die Tasse aus der Hand, sieht sich furchtsam um und sagt klagend: »Nein, ich habe Furcht vor dem Alleinsein. Wenn Sie erlauben, bleibe ich hier.«

In seiner Stimme schwingt die Freude wie ein Glockenton: »Gewiß, gewiß. Es freut mich, daß ich Ihnen die Zeit verkürzen darf. Ich erzähle Ihnen etwas.«

Er holt sich einen niederen Stuhl herbei und setzt sich vor ihr nieder.

»Aber nichts sagen, was weh tut,« bittet sie.

»Nein, es darf Sie nichts schmerzen,« sagt er, als tröste er ein Kind. Während er auf sie einspricht, lauscht er in die Weiten dieser jungen Seele, durch die das Leid wie ein ertötender Lavastrom ging.

»Also hören Sie; ich erzähle von dem, an das ich gern an stillen Abenden denke, von meiner Kindheit. Meine Mutter hat geringe Erinnerungen in mir hinterlassen, und meines Vaters Schwester, die unsern Hausstand führte und jetzt in Parsenow lebt, hatte nicht zuviel Mütterliches. Doch da war etwas, das mich nichts entbehren ließ. Wissen Sie, wie das heißt? Es ist Allerheiligen. In den Ferien war ich immer hier, und eigentlich lebte ich nur für die Ferien. Einmal wollte mich der Vater mit sich nach Italien nehmen, ich aber ging lieber nach Allerheiligen. Ich weiß den Grund dafür gar nicht. Unser Giebelhaus am Markt war doch recht romantisch; hier aber ging es geradeswegs in das Märchen hinein.«

Die Dämmerung wird mächtiger. Melisses Gesicht wird von ihr verschleiert. Die Wasser rieseln in die Regentonnen.

»Soll ich die Lampe anzünden?« fragt er.

Sie schüttelt den Kopf: »Ich denke, jetzt kommt das Märchen.«

»Ja, das kommt jetzt. Hier war so vieles, was mich das Wundern und die Freude lehrte: die weiten Hallen, in denen jedes Wort einen seltsamen Klang erhält; die Bilder, auf denen der Staub von zweihundert Jahren lag; das Dorf mit seinem Fliederschmuck; vor allem die schöne Frau, die ich Domina nannte, und die man immer ein wenig fürchtete und ein wenig verehrte. Aber das Märchen lag an einer andern Stelle, das war in den Spuren eines blassen Knaben, der acht Jahre jünger war als ich, und das lag in dem Brunnen zweier Kinderaugen, die so gläubig wie keine andern Augen blickten. Mit dem Knaben war ich in den Ställen, mit dem kleinen Mädchen auf dem ginsterbestandenen Unland am langen Berg. Wissen Sie noch, wie wir dort Märchen erzählten und spielten? Der Schimmelpony war Falada, und ich das Kürbchen und Sie die Gänsemagd.«

»Ach, ich weiß. ‚O Jungfer Königin, wenn das deine Mutter wüßte! Das Herz im Leib tät ihr zerspringen.‘ Wie ist aus unserm Spiel Wahrheit geworden!«

Ihre Stimme bricht, und sie fängt die ausbrechenden Tränen in ihren Händen auf.

»Nun tat ich Ihnen doch weh, Gräfin!«

»Nein, Sie nicht; das .. das .. Ach, ich will das Leben nicht anklagen. Ich hab' es ja so gewollt.«

Es ist eine Weile still, nur der Regen klopft an die Scheiben. Dann sagt Rornegast: »Soll ich nun weiter sagen, wie die Jungfer Königin zu Ehren kam?«

»Es ist nicht immer so, wie man den Kindern erzählt. Sehen Sie, in meiner Geschichte war es die Gänsemagd, die man in das nägelgespickte Faß sperrte.«

»Melisse!« ruft er und rührt scheu an ihre Hand. Was muß geschehen sein, das diese Frau so tief erschüttert hat! »Gräfin ...!«

»Warum nennen Sie mich nicht Melisse? Hab' ich das auch verscherzt?«

»Melisse, sprechen Sie nicht mehr davon, nie mehr! Sie müssen das vergessen.«

Sie wiegt verneinend den Kopf.

»Doch, Melisse! Um Ihrer Jugend willen. Und jetzt ein andres Blatt aufgeschlagen!«

Er spricht von den bunten Eiern, die zu Ostern im Heckengang lagen, von dem Lichterbaum im Weihnachtssaal, von Erlebnissen, derer sie sich noch kaum entsinnt. Zuweilen meint er, der gleichmäßige Fall seiner Worte habe sie eingeschläfert, und er redet weiter, damit sie nicht erwache. Aber dann geht plötzlich ein leises Regen von ihr aus, das ihr Wachsein verrät. Ihr Gesicht kann er nicht mehr sehen, aber er spürt ihre Nähe wie eine zärtliche Berührung, und als er einmal innehält, neigt sie sich vor, ihre Hand tastet nach der seinen und faßt sie dankbar: »Sie meinen es so gut, Herr Rornegast!«

Dann Schweigen. Die Nacht zieht ihre Netze enger um das Haus. Sind sie wirklich allein? Beide meinen, es sei noch ein rätselhaftes Drittes da und gehe zwischen ihnen hin und her, und wenn sie dessen sich bewußt werden, fahren sie erschreckt zusammen. Endlich steht Rornegast auf und entzündet die Lampe. Mit scheuem Blinzeln schauen beide in den verwandelten Raum.



Richard Müller: Landschaft mit Windmühle

»Es ist sieben Uhr vorbei,« sagt er. »Wie wäre es, wenn wir zum Essen gingen?« Melisse erklärt sich bereit.

Im Treppenhaus brennen die kleinen Öllampen, deren trübes gelbes Licht jetzt die Wände noch finsterer und die Bilder noch trauriger erscheinen läßt als während des Tages. Im Eßsaal ist der Tisch gedeckt, aber eine feuchte Kälte liegt auf den hochlehnigen Stühlen, und Melisse bleibt fröstelnd auf der Schwelle stehen.

»Es ist so gar nichts auf Besuch eingestellt,« sagt Nornegast entschuldigend.

Da klingt zum erstenmal heute der alte helle Ton in Melisses Stimme auf: »So tragen wir doch, was wir brauchen, nach oben, und essen wir da, wo wir uns wohl fühlen!«

Sie hat eine Platte genommen und ordnet auf ihr das Zubehör der Teemaschine und die kalten Speisen. Nornegast ist vorausgeeilt und hat den Tisch von Büchern frei gemacht, dann hilft er tragen und aufdecken, und sie halten das Mahl.

Dem Beisammensein ist jetzt eine andre Melodie gegeben; es kommt eine Art kindlicher Fröhlichkeit auf wie bei einem heiteren Spiel. Auf Melisses Stirn entspannt sich die Sorgenschwere, ihre Augen glänzen, und ihre festgeschlossenen Lippen öffnen sich. Es klingt sogar einmal schüchtern ein kleines Lachen auf.

Das währt so lange, als sie die Hände zum Mund führen, mit der Mahlzeit endet auch die heimliche Heiterkeit, und während sie das geleerte Geschirr an den starren Bildern vorbei wieder hinabtragen, bewegt sie schon die Frage: Was nun?

Ach, nicht allein sein! Nur nicht allein sein! Es ist ja nur ein Glück auf Frist, aber warum diese Frist nicht so weit dehnen, als es möglich ist?

Melisse betritt ihr Zimmer, um seinen Wärmezustand zu prüfen, doch sie verweilt nicht lange. Warum Wände zwischen sich legen, da man doch aufeinander angewiesen ist! Und wenn der Ofen Gluten ausstrahlte — was sie im Inneren erkältet hat, das weicht nur der Wärme, die von seiner Nähe ausgeht.

So sitzen sie wieder in Nornegasts Zimmer, der Lichtkreis der Lampe ist über dem Arbeitstisch und beleuchtet noch den Abguß eines weißen Götterbildes an der Wand. Draußen tröpfelt der Regen weiter. Da sagt Melisse: »Sie wollten mir einmal von Ihrem Werk berichten.«

»Ja, aber wir kamen nicht an den Ort, wo die Sumpfspiräen blühen.«

»Waren wir nicht am Nachmittag dort? Und Einsamkeit ist jetzt auch da.«

»Ich will also,« sagt er. »Ihr Herr Schwager hat mir ein Ziel gesteckt, darüber habe ich die frühere Arbeit versäumt. Sie hörten, daß ich Allerheiligen nach Weihnachten verlasse?«

»Nein. Aber wo Sie auch sein mögen, Sie schaffen für Deutschland.«

»Immer!«

»Dann ist es gleich, wo und was Sie arbeiten. Ich beneide Sie um dieses hohe Ziel.«

Er sieht sie lange an und schweigt.

»Spielen Sie noch zuweilen die Orgel?«

»Seit Ihrer ... seit damals habe ich nicht mehr gespielt.«

»Oh!« sagt sie schmerzlich, und alle Bitternis sammelt sich wieder auf ihrem Gesicht. »Was fehlt Ihnen nur?«

»Mir?« erwidert er und sieht sie an, daß sie die Augen niederschlägt. Aber er hat sich gleich wieder in der Gewalt und fährt ruhig fort: »Es gibt wohl Männer, die das Schönste für ihre Werke ohne Zutun andrer hergeben können. Im allgemeinen ist es doch so, daß erst die Frau in uns das Höchste entzünden kann.«

Er hält ein, denn er fühlt, daß er sich auf ein Gebiet begibt, aus dem kein Weg zurückführt.

»Reden Sie von der Liebe?« fragt Melisse, und als er mit einer Gebärde bejaht, senkt sie den Kopf. »Sie sprachen zu mir einmal von großen Männern, die auch nach einer unglücklichen Liebe oder wohl gar durch sie Erhabenes schufen,« sagt sie leise.

»Das sind die wenigen, die eine große Gnade berief,« erwidert er. »Ich glaube, zu jenen zähle ich nicht.«

»Und somit sollte das Beste in Ihnen verkümmern?« fragt sie. »Nur, weil ich ...«

Sie steht entschlossen auf, mit dem Blick über die Schulter, der ihn einst so entzückt hat, sieht sie auf ihn nieder. Da erhebt auch er sich, und während sie sich Auge in Auge gegenüberstehen, fühlen beide, es geht etwas Ungeheures in ihnen vor: das Dritte im Zimmer wächst riesenhaft empor und zerdrückt in seiner Faust alles, was die Sitte

gebot. Und beide fühlen, daß sie diesem Rätselhaften ganz hingegeben sind.

Melisses Augen füllen sich mit Tränen, ihr Leib erzittert unter einer heftigen Bewegung.

»Um meinetwillen haben Sie das alles verloren, Friedrich Nornegast,« schluchzt sie. »Kann ich denn nicht wieder gutmachen?«

Er will etwas entgegnen, er sucht nach Worten, da fühlt er, wie sie die Arme um seinen Nacken legt, und sie küßt ihn auf den Mund.

Sie stehen eins am andern und fragen nicht, wie lange. Sie spüren erst wieder die Zeit, als der Klopfer auf die Pforte des Hauses fällt, einmal und noch einmal. Der Ton hallt durch das leere Haus wie Wächterruf. Beklommen sehen sie einander an. Nornegast denkt an Pastor Terneben. Ist Wenzel da? Wird er öffnen? Aber keiner kommt. Noch einmal schlägt der Klopfer an; dann ist es still.

An was mahnt sie der Wächterruf? Nur daran, daß draußen herbstliches Regenwetter, Kühle und menschliche Feindschaft sind, und schutzsuchend flüchten sie enger zueinander. Zärtlich streicht des Mannes Hand über die Glieder der Frau, und diese nimmt mit feinem Empfinden wahr, daß sie hier nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen begehrt wird.

Der warme Duft von den Rosen des verlorenen Paradieses, die keiner ungestraft pflückt, wogt um sie her. Aber wie alle, die durch diese Stunde gehen, legen auch sie ohne Zaudern die Süße des Augenblicks auf die Wage, in deren andre Schale die Herbigkeit jahrelanger Reue tropft.

In dieser Nacht trennten sie sich nicht mehr. —

Bang und uralt ist das Antlitz der Natur, auch wenn es lächelt. Aber nie ist es bänger als dann, wenn die Uralte sich den Wehen des Herbstes entwindet und hoffnungsleer in den Winter starrt. So sieht sie am nächsten Morgen auf Allerheiligen nieder.

Nicht Pastor Terneben hatte gestern den Klopfer an der Tür gerührt, sondern ein Größerer. Der Bote ging seinen Weg am gleichen Abend zurück, seine Botschaft ließ er im Dorf. Sie wird der jungen Gräfin am Morgen auf das Zimmer gebracht: Graf Rhenschild hat soeben einer Anstalt zugeführt werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Sang der Ehe

Der Mann:

Du bist der tiefe Dom, in den ich fand
Aus Marktes Lärm und Lust. In deinen Mauern
Ward mir der Liebe mystisches Erschauern
Und ew'ges Licht, entflammt von deiner Hand.

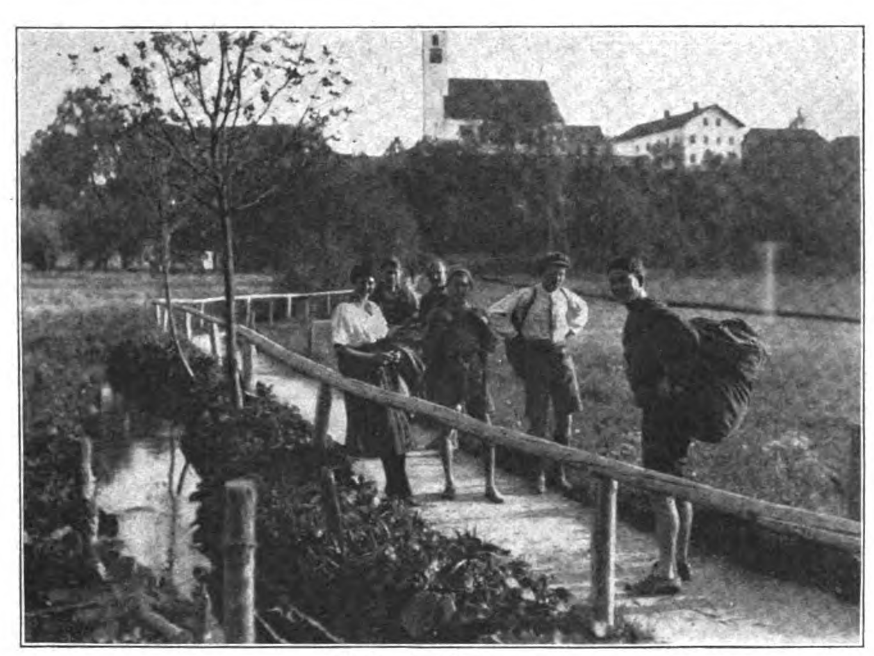
Das Weib:

Du bist die weite Stadt, in die ich fand
Aus meiner Einsamkeiten Kirchenstille —
Der Lebensstrom, darin verströmt mein Wille,
Und dennoch Ufer mir und Heimatland.

Mann und Weib:

So laß uns eines denn im andern ruhn
Und ewig kräfteregend uns verschwenden,
Und friedevoll versenkt zu solchem Tun
Im Meere schönster Menschlichkeit uns enden.

Geo Fritz Gropp



Aufbruch frühmorgens

Sport und Natur

Von Carl J. Luther (München)

Seit die Menschheit ihre Entwicklung im Kosmos erkannt hat, ist unser Verhältnis zur Natur geklärt. Bewußt suchen wir nach Wiedervereinigung, aber auch die weniger Wissenden und nur flüchtig Nachdenkenden unter den Naturfreunden werden beeinflußt durch die Auswirkungen der Entwicklungslehre, die Goethe mitbegründete und die heute unter Führung von Leo Frobenius als Natur- und Kulturmorphologie ungeahnte Ausblicke erschließt.

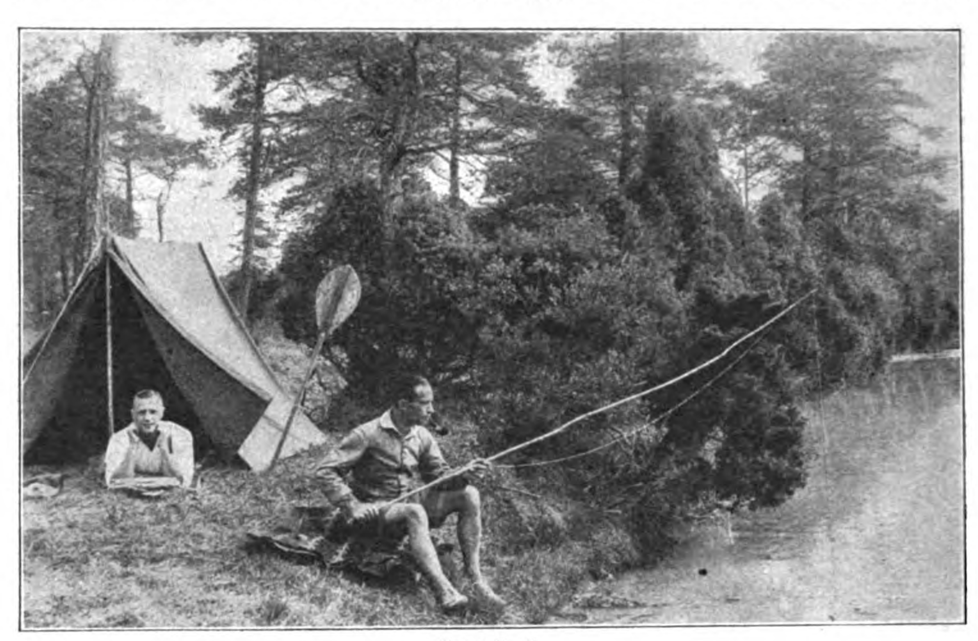
Aus der Natur ist der Mensch in jahrmillionenlanger Reifung entstanden. In ihr wurzelt er heute noch, wenn es viele auch nicht mehr recht glauben wollen. Alle wirklich zum Leben notwendigen Dinge gibt allein sie. Je mehr aber die Zivilisation den Menschen entwickelte und veränderte, desto weiter entfernte er sich von der Natur und verschlechterte sich als Lebewesen und als Rasse.

Aus chaotischen Zuständen unsrer Zeit suchen wir Auswege und hoffen, sie auf den Pfaden einer modernen und tiefer als bisher schürfenden Rückkehr zur Natur zu finden. Wie auf vielen andern Wegen irren wir Menschen vielleicht auch in solchen Gedankengängen und Bemühungen, jedenfalls aber glauben mit dem Leben vertraute und auf die Jugend hörende Männer und Frauen aller zivilisierten Völker, daß der Menschheit auf diesem Wege einmal Heil widerfahren könne.

Erkenntnis allein genügt uns Verbildeten und im Wirbel des Lebens Taumelnden nicht, erkannte Wege einfach zu gehen. Wir sind abgestumpft und bedürfen besonderer Reizmittel, um uns dem Alltag zu entreißen. Wenige sind es, die bewußt streben, die meisten folgen natürlichen, tief im menschlichen Wesen begründeten Trieben.

Wir suchen Abenteuer und müssen es suchen, getrieben vom Urmenschendrang, der in uns schlummert. Unser Dasein im Beruf und in der Stadt kann uns nicht genug Erlebnis geben. Die weite Welt ist vielen, zumal den Deutschen, verschlossen, und auf den gewohnten Wegen rast und staubt letzte, unerhörte Naturkraftausbeutung, aber auch größte Naturentfremdung.

Wir müssen neue Wege suchen. Da ist es nun merkwürdig und doch gesetzmäßig, daß



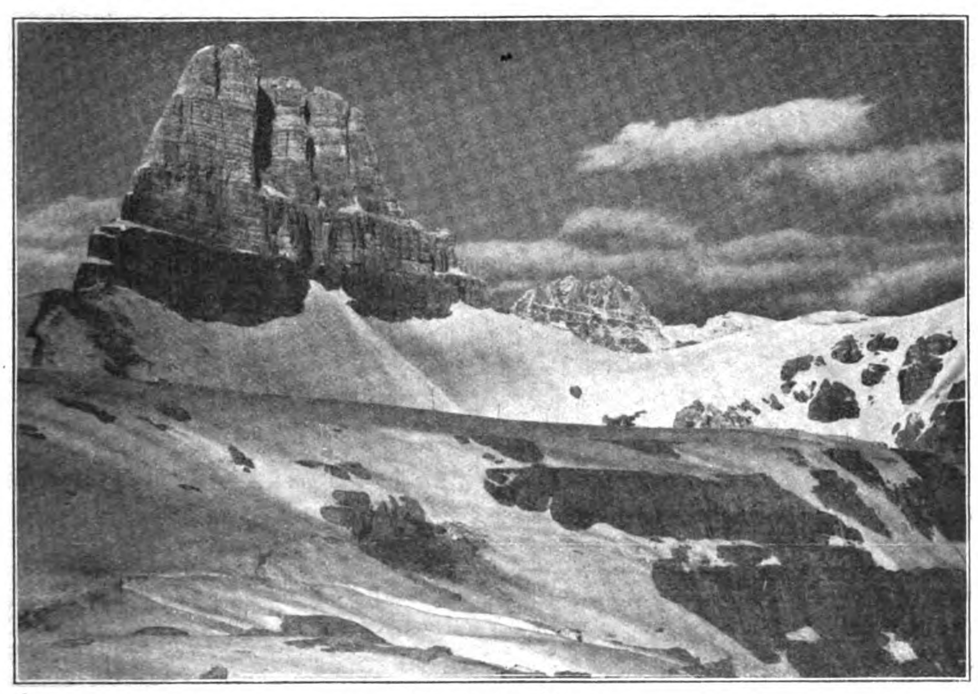
Lageridyll

auch in solchen Dingen neue Wege sich erst öffnen, wenn sich die gewohnten zu verstopfen beginnen. Die Anziehungskraft des Neuen setzt sich immer dann erst durch, wenn die Verhältnisse reif geworden sind. Das Alte, das allgemein Anerkannte zieht nicht mehr. So fortschrittlich, so zivilisiert und nervös sind wir geworden, so naturentfremdet, daß natürliche Mittel längst nicht mehr genügen, uns in das Reich der Natur zu führen. Unsre freie Zeit reicht nicht aus, zu Fuß wirkliche, unverbaute Natur, wirkliche Wälder und Wildnis zu erreichen. Wenn uns auch Bahn und Auto weit tragen kön-



Zeltlager im Walde

nen, so vermitteln sie uns dennoch nicht das Erlebnis unverbrauchter Wildnis. Sie gibt sich uns erst, wenn wir mit ihr ringen und kämpfen und wenn wir an die Stelle der schwärmerischen, ästhetischen Naturbetrachtung, wie sie Rousseau einst lehrte, eine fast vollständige Verschmelzung mit ihr setzen, mit andern Worten: wenn wir in die Verhältnisse einer jüngeren Zeit und Menschheit zurückzutauchen suchen. Aber wie ist das möglich? Allein durch Sport, durch sportliches Freiluftleben!



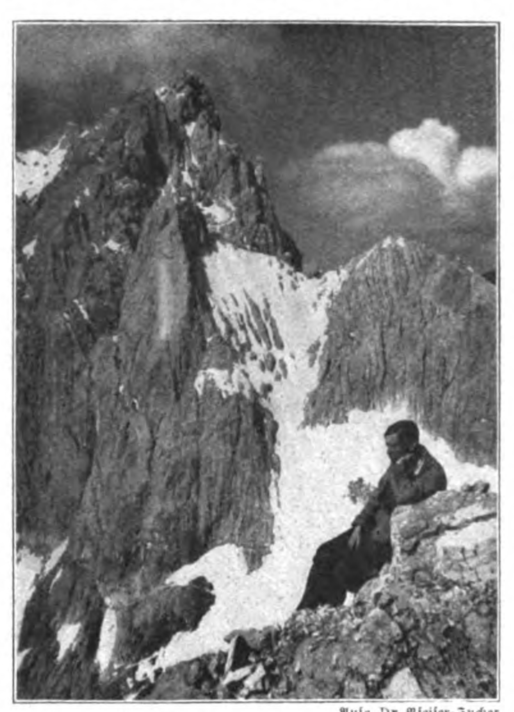
Dolomitenherrlichkeit

Von zwei oder drei Arten solchen Freiluftlebens, zum Teil schon viel geübt, zum Teil noch wenig bekannt, soll hier die Rede sein. Es handelt sich um Bewegungen, die alle in eine Richtung führen, dorthin, wo die uns unter heutigen Verhältnissen erreichbare Natur sich am unverdorbensten erhalten hat, in die Bergwelt, und zwar dorthin, wo sie am höchsten ansteigt, ins Hochgebirge, also den Süden.

Dort wandert als höchste Entwicklung des Freiluftsportlers der Hochalpinist einsam seine Wege. Nicht alle können es ihm gleichtun. Viele können dort nur wandern nach Zielen, die um ihrer Schönheit und Besonderheit willen erstrebenswert sind und deren Zugangswege reizvoll zu ästhetischem Genießen laden, viele aber sind es auch, die erst im Kampfe gegen den Widerstand der Natur auf schwierigen und sogar gefährlichen Wegen Befriedigung und den Wettkampf finden, der den Sport erst ausmacht.

Idrott nennt der Skandinavier solche Sportauffassung, und er versteht darunter nicht Alpinismus als Massenwanderung und Hüttenwanzengeselligkeit, sondern die harte Arbeit in Fels und Firn; nicht Wintersportfeste und Hosendamen, sondern die Wanderung über weite Hochmoore und das selige Schweben von hohen sonnigen Gipfeln, nicht die nach »Bestzeit« gemessene, mit Scheuklappenblick durchraste Regatta, sondern die Hochwasserreise im Paddelboot auf reißenden einsamen Bergflüssen, kurzum: Freiluftleben in großstadtferner Unberührtheit. Das sind Ideale, die dem natürlichen Spieltrieb in uns am nächsten kommen, Wildniserlebnisse, die schon die Sehnsucht des Knaben waren und die auch der Mann erfüllen muß.

Es mangelt bei solchem Tun nicht an Kampf, der mit dem Wesen des Sports notwendig verknüpft ist, wenn dieser Kampf auch weniger gegen den Mann als gegen


Aufn. Dr. Pfeifer-Zucher
N.-O.-Gipfel der Dreitorspitze vom Westgrat des Muttersteins

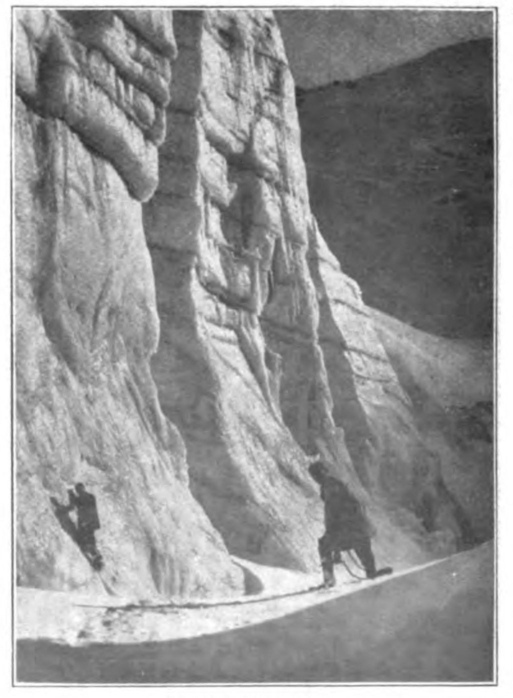
licher Hinsicht und für die Ausbildung körperlicher und geistiger Fähigkeiten, als internationale Wettkampfspiele uns jemals bringen können. Von dem wirtschaftlichen Nutzen, den der Alpinismus ganz allgemein als Reisesport unterwegs und im Gebirge selbst zurückläßt, gar nicht zu reden.

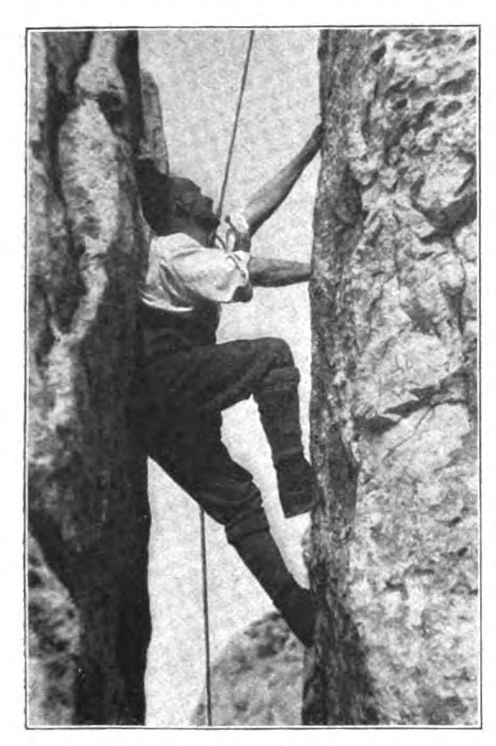
Vom Alpinismus und seiner Organisation strömt unermeßlicher Segen aus; es nähren sich durch ihn nationale Gesundheit, Intelligenz und völkische Kraft. Purtscheller, einer der Leuchten des Alpinismus, sagt von den Ausstrahlungen der Berge und der Bergeroberung: »Sie können uns, mehr als alle Weisheit und alles Geld und Gold der Erde, eins geben: Gesundheit und Lebensfreude, Kraft und körperliche Wiedergeburt, Liebe zur Natur und Menschheit, Ausdauer und Sehnenstärke im Kampfe mit Schwierigkeiten. Der Alpinismus ist ein Element gesunder Lebensäußerung, ästhetischen Genusses und innerer Herzensbefriedigung.«

Doch das Bergsteigen ist schon ein altbekannter Weg zur Natur zurück. Wir aber suchen, und müssen es wohl, immerfort nach neuen Eindrücken. Da ist uns vor die Natur zu bestehen ist. Wer sich ohne Zagen und Zaudern, ohne Brücke und Kahn zu suchen, den Übergang zum andern Ufer im Schwimmkampf mit dem reißenden Bergstrom erringt, ist beglückter als der Gewinner eines Kurzstreckenschwimmens im Hallenbad.

Von Jahr zu Jahr ist die Schar der staunenden und genießenden Bewunderer alpiner Schönheit, Majestät und Unnahbarkeit gewachsen, auf tausend Wegen vollzieht sich Jahr für Jahr der »Sturm auf die Berge«. Mit großer Begeisterung und Treue hangen diese Bergwanderer an ihrem Tun, von dem Nieberl, einer unsrer tüchtigsten und sympathischsten Alpinisten, sagt, daß es ein Sport sei »im edelsten Sinne des Wortes, der seine Jünger in innigste Berührung mit der Natur bringt und ihnen so ein Äquivalent bietet für die verflachenden und degenerierenden Einflüsse, die in nerventötender Einförmigkeit auf die meisten der modernen Berufsarten einwirken«.

An diesem Tummelplatz ist nichts Gemachtes, aber gerade deshalb bringen die Berge uns mehr Nutzen in gesundheit-


Übende Eiskletterer



Im Stemmkamin an der Kampenwand

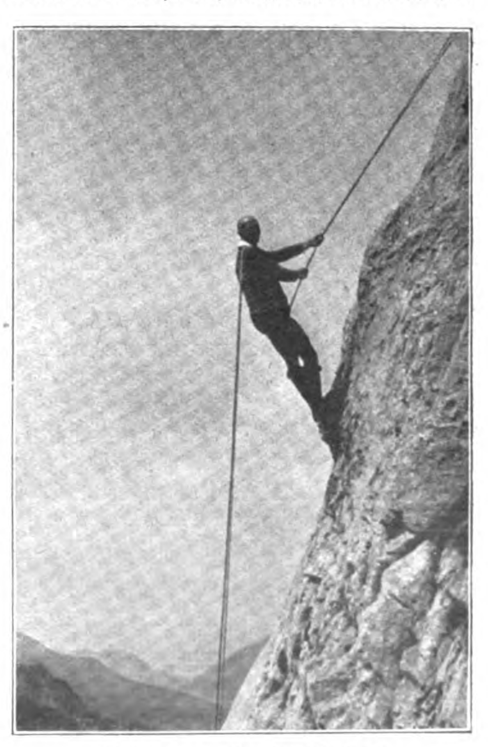
Jahren aus dem Norden der Schneelauf gegeben worden. Im Reiche der Gletscher und des ewigen Schnees können wir ihn auch zur Sommerzeit genießen, zur Sommerzeit auch durch ihn Vereinigung mit der Natur erreichen, die nach bekannter Erfahrung beim Schneelauf ganz besonders stark ist. Ausführlich soll von ihm später einmal an dieser Stelle gesprochen werden.

Indes wollen wir uns einer dritten Erscheinung sportlichen Freiluftlebens zuwenden, dem Wildflußwandern im Kajak.

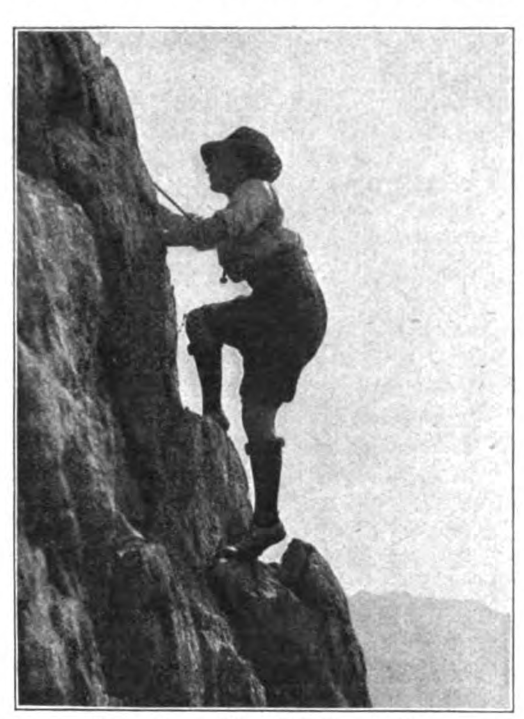
Der Flußwanderer fügt sich in besonders glücklicher Anpassung dem bedeutendsten Kräftekreislauf der Natur ein. Vom Meer her jagen über die Erde Verdunstungsdämpfe und Wolken, die an den Bergen steigen, sich abkühlen und Regen oder Schnee werden müssen. Im Herbst, wenn die Flüsse seicht werden und dem Flußwandern Einhalt gebieten, speichern die Alpen Schnee und Eis wie Konserven als gefrorene Staubecken der Natur auf. Auf diesem Aggregat des Wassers tummelt sich in Luft und Sonne der Schneeläufer und, da sehr viele Flußwanderer dem Wintersport huldigen, beginnt dann schon die Einfügung der Wassersporttouristik in den Kreislauf des Wassers.

Wenn dann die Lenzlüfte wehen, der Frühling auf die Berge steigt und aller Schnee verwandelt niederrinnen muß, wenn der Sportplatz des Schneeläufers unter seinen Füßen zerrinnt, dann schwellen die Wildflüsse an und beginnen den Rückweg zum Meer. Dann wandert der Flußwanderer, schmiegsam wie die Wasserfluten selbst, innig vereint mit Allmutter Natur, durch ihre schönsten und verborgensten Paradiese. Wir sehen im Bereich der Wildflüsse die Erde, wie sie einst war, als unsre Vorfahren, wenig gebildet, aber stark und gesund auf unverbauter Erde lebten; wir erleben vieles, was sie durchmachten, und trinken wie sie aus unerschöpflichen, unverdorbenen Kraftquellen.

Mit solchen sportlichen Mitteln wandern und dabei gegebene Kräfte der Natur unserm Erlebnisdrang unterordnen und mit ihnen im Kampfe liegen, ist individuellster Sport; denn sein Ausüber bestimmt Ziel und Weg und Kampfbedingungen selbst, und wenn er es nicht tut, dann tut es die Natur.



Abseilen am Teufelsstättkopf



Eine junge Bergkletterin am Seil

Ehe solches Wandern möglich wurde, mußte ein besonderes Boot, leicht und zerlegbar auch über Land zu tragen, ersonnen werden: das Faltboot, dessen Urbild der Eskimokajak ist und das heute, als elegante Erscheinung in kurzer Zeit aus ein paar Stäben und einer wasserdichten Gummihaut zusammengesetzt, formvollendet neben den besten Erzeugnissen des Schiffbaues aus hartem Holz steht. Erst mit diesem Schifflein wurde die Befahrung der reißenden Bergflüsse möglich. Nur dieses Boot ist ihren Ansprüchen gewachsen, und vor allem ist es uns mit ihm möglich, da man es verpackt ohne weitere Kosten im Bahnzug mitnehmen kann, alle Wasser, wo immer man will, zu erreichen.

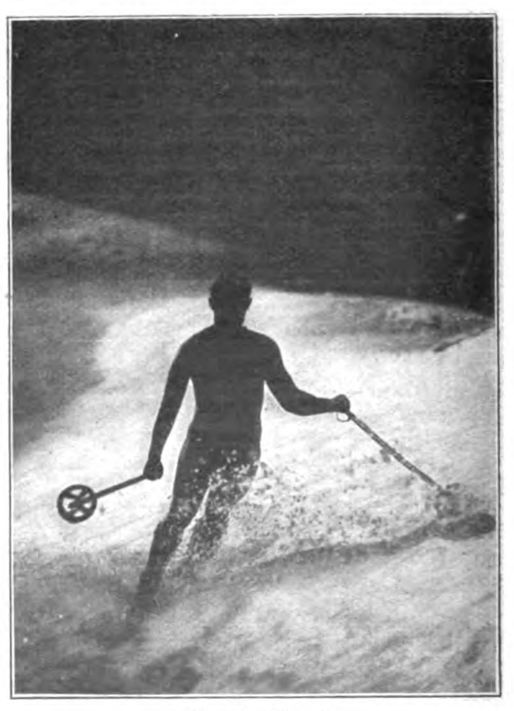
So ist uns einer der ältesten Wege der Menschheit, das fließende Wasser, neuer Weg geworden.

Braun und träge steht — kaum zu glauben, daß es fließt — das Moorbächlein schilfbewaldet neben unserm Lager. Als wir aus bewegterem Wasser hier einfuhren, flatterte eine Entenfamilie mit kaum flüggen Jungen ängstlich vor uns auf. Fische sprangen an der Mündung nach Mücken.

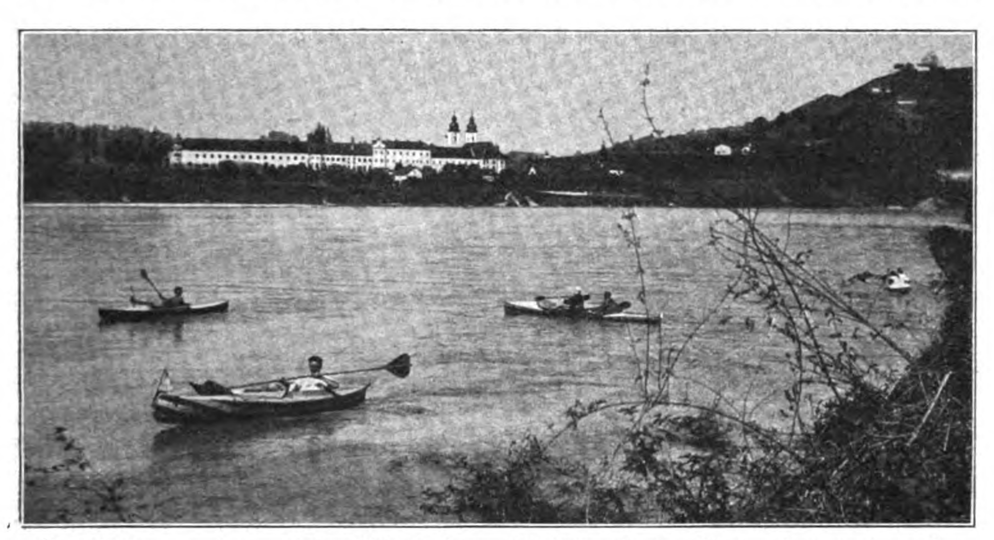
Verborgen und gegen West durch Busch und Baum abgedeckt steht unser Zelt. Aus einer Schilfstreumiete haben wir ein weiches Lager geholt. Der Abend kommt. Weithin nach Westen in glühende Wolkensäume hinein schweift der Blick. Ein dünner Rauch steigt vom Lagerfeuer auf, das wir klein zu halten wissen; flackern soll es nur um die Abendsuppe herum. Die lodernden Flammen sind so nah am dürren Walde gefährlich, und daß er sich sorgt und uns vielleicht stört, haben wir keine Veranlassung, dadurch dem Moorbauern unsre Anwesenheit zu verraten.

Auch der Bach dampft in der Abendkühle. Sie ist noch empfindlich. Blaue Berge sind nah, Schneerunsen durchbrechen noch ihre Flanken, die Maikäfer brummen durchs junge Buchenlaub.

Ganz still kommt es den großstadtgewohnten Ohren vor, und doch ist viel Leben lautbar um uns. Die Frösche beginnen ihren Abendchor, unsichtbar trommelt auf großen raschen Kreisflügen um unser Lager eine Rohrdommel. Fischräuber



Sommerskilauf

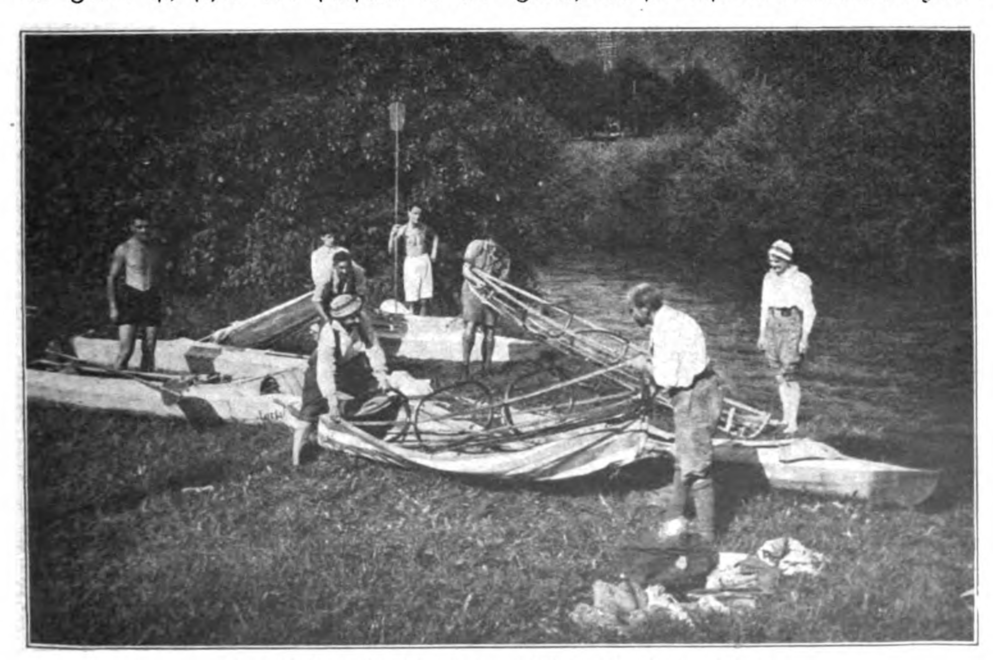


Vor Klosterau und dem Stämpfischloß, Stammschloß der Grafen Törring-Jettenbach am Inn

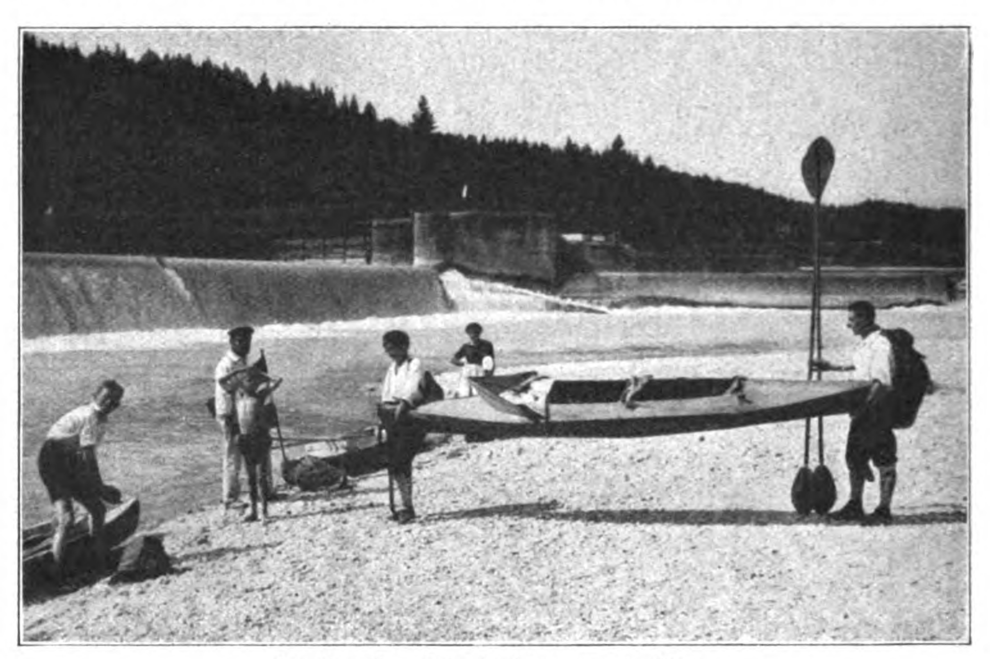
mit langen gebogenen Schnäbeln stoßen mit gellendem Tiüp, Tiüp! irgendwo nieder, und dann wird ab und zu ein seltsamer Vogel laut, der knarren kann wie eine Karfreitagsratsche.

Der Teekessel summt. Blaue Flämmchen züngeln aus der Glut, die schon dunkelrot in die Dämmerung scheint.

Bruder du in der Stadt, weißt du, wie ein Feuer ist, schön und purpurn in der Nacht am Waldrand draußen? Du nimmst es hin, wie es dir in der Stadt gegeben wird, als eine der vielen Selbstverständlichkeiten unsers Daseins. Wir aber fühlen hier draußen seine Wohltat fast wie unsre Vorfahren, denen aus Blitz oder Feuerstein das erste Flämmchen wurde; müssen doch auch wir auf der Wasserwanderung das Feuerzeug hüten wie die gefeiten Männer das heilige Feuer, das sie einst der wandernden Horde



Das Gerippe des Faltbootes wird in die Haut geschoben

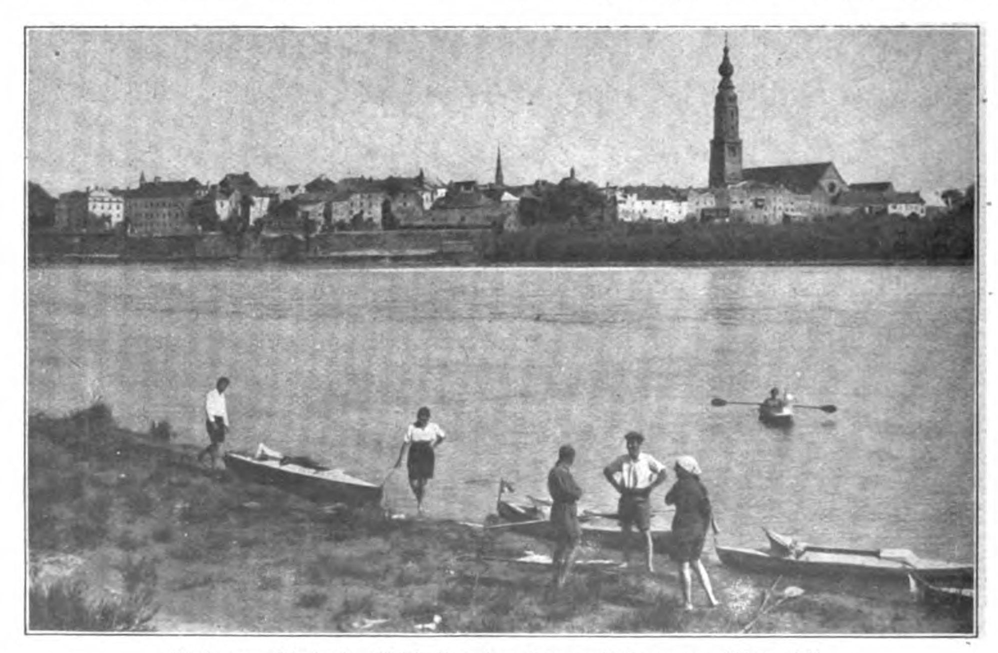


Ein Zweisitzer beim Umsetzen um ein Wehr

vorausstrugen, sie, die dem Tode geweiht waren, wenn es in ihrer Obhut erlosch.

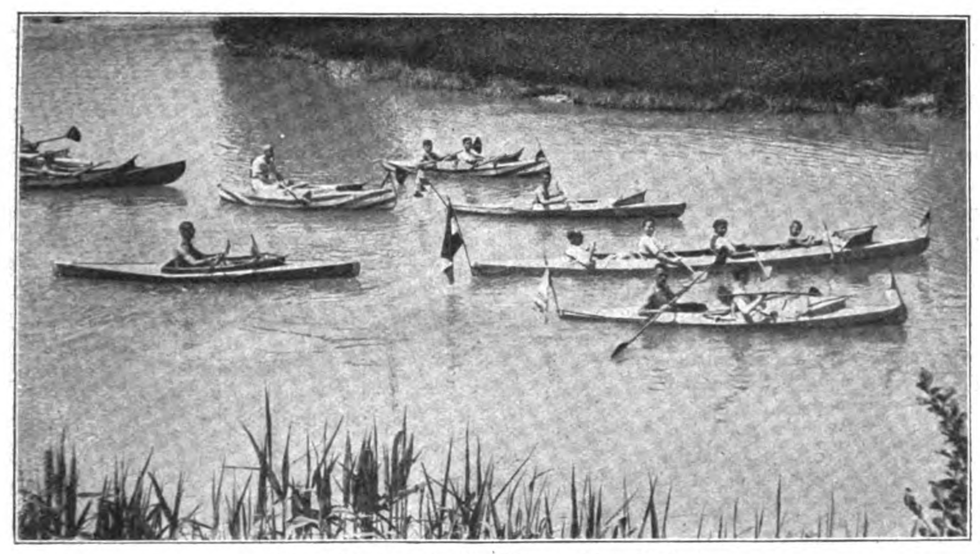
Ist am Morgen dann unter der gehäuften Asche noch etwas Glut zu finden, so fühlen wir uns erfreut, daraus für den Morgentrunk neue Flammen blasen zu können.

Immer war es leichter, zu Wasser als zu Lande zu reisen. Viel dichter liegen deshalb an den Wassern die Reste alter Völker und Kulturen. Der Wildfluß selbst aber ist jung geblieben. Diese seine ewige Jugend ist seine große Anziehungskraft, denn



Rast vor Simbach. Blick über den Inn auf Braunau (Österreich)

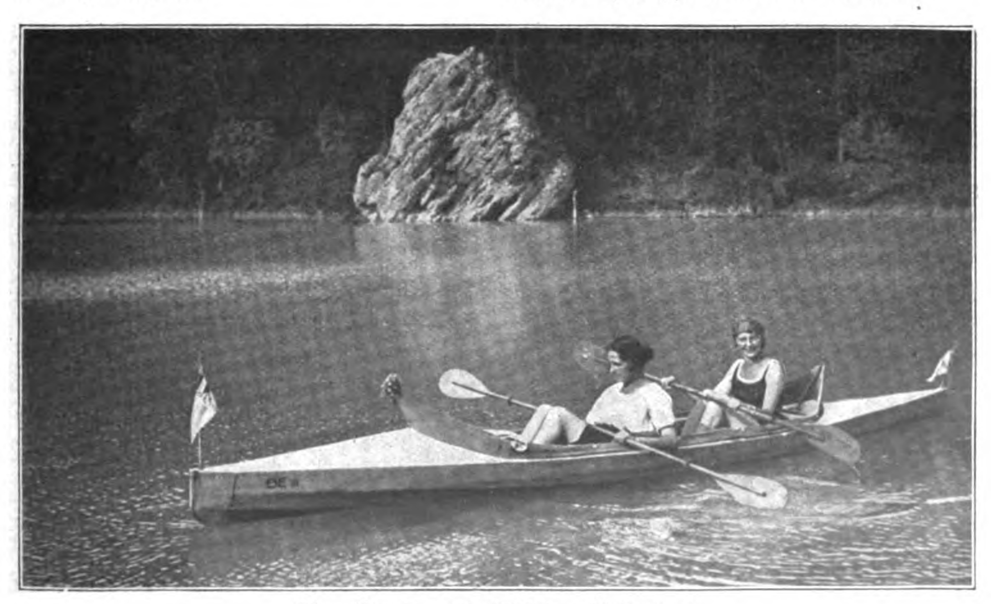




Ein-, Zwei- und Viersitzer auf der Loisach

jung und frisch wollen auch wir uns erhalten. Je mehr das wilde Bergkind sich dann zum Strome wandelt, desto dichter finden wir die Spuren seiner Bedeutung als Kulturweg. Ist der Wanderer auf dem Wildfluß, wo jeder Kiesel dicke Bände phantastischer Geschichten erzählt, ein aufmerksamer Leser im geologischen Lehrbuch der Natur: dann wird er auf den Strömen auch ein Forscher nach Sitte und Art der Geschlechter werden, die da einst wohnten.

Abenteuer und seltsames Erlebnis, Kampf mit wilden Wellen und Hochwasserschwierigkeiten, Wegsuchen in verzweigten Sandbankbetten, Anschauungsunterricht eindringlichster Art und Genügsamkeit in allem — denn wir lagern im Walde und schlafen im Zelte —, das alles rundet dort ein Freiluftleben, das deshalb so erfrischend wirkt, weil es ganz aufgebaut ist auf den Genuß der natürlichsten Kräfte und der natürlichsten Schönheitsmittel, auf Luft, Sonne und Wasser.



Ein »Umnak«, grönländisches Weiberboot

Zwei Gedichte von Otto Wohlgemuth

Abendlied in der Zechenkolonie

Die grauen Stunden schleichen,
Der Tag will schlafen gehn.
Wie fremde Geister schwimmen
Im Nebel leise Stimmen,
Wir können's nicht verstehn.

Dies ist die Zeit der Trauer,
Das Schicksal sucht und sucht.
Im Finstern sickert Schweigen,
Und aus den Schächten steigen
Die Sorgen, tief verflucht.

Versunkne ferne Freuden,
Wir wissen nichts als Leid.
Wir fühlen bang Erschauern
Und ducken uns und trauern
Und altern vor der Zeit.

Still, Weib, nur still, nicht weinen,
Wir ahnen's selber kaum.
Leis Flüsterwort und Tränen,
Die müden Seelen sehnen
Sich tief nach Schlaf und Traum.

Wir wollen schlafen, schlafen,
Vorbei ist bald die Nacht.
Gram singt den Kindern Lieder,
Die Lampen schwelen nieder,
Die Uhren ticken sacht...

Er

Einer ist, wenn der in die Halle tritt,
Geht kein Glückauf, hört keiner den Schritt,
Bebt durch die Kleiderlumpen ein Frieren,
Pfeift ängstlich der Wetterzug in den Türen.

Der schreitet still wie ein Geist im Traum,
Dumpfe Beklommenheit weilt im Raum,
Schichtmarkenmeister ruft ihn nicht,
Kein Junge reicht ihm das Grubenlicht.

Er fährt mit an. Der Schachtturm schwankt.
Ein Ton mit dem Seil durch die Trumme jankt,
Davon werden still, es packt ein Grausen
Die im Stuhle fahrend hinuntersausen.

Und drunten, im Stollen, bald dort, bald hier,
Er wandert mit mir, er schleicht hinter dir,
Er ist Pferdejunge, ist Feuermann,
Er weht wie ein Schatten, er springt dich an!

Du richtest die Stufe, du prüfst dein Geleucht,
Mit den Flausen das Feuer hast du verscheucht,
Du quälst dich, daß du dein Brot gewinnst —
Hinter dir steht der Laurer und grinst.

Du schaffst im Orte, er schrämt dir vor,
Er raunt dir leise ein Wort ins Ohr —
Du sinnst und sinnst, ganz still gebannt —
Da nimmt er die Haue dir aus der Hand.

Vielleicht, daß er dir noch heute naht,
Dann fahre wohl, mit Glückauf, Kamerad.
Vielleicht kommt er auf brausenden Flammen,
Dann holt er im Schachte uns alle zusammen!



Fayencegefäße nach Entwürfen von Charl. Hartmann, hergest. i. d. Steingutfabriken Velten-Vordamm

Handwerk und Kunstgewerbe

XIII

Märkisches Steingut / Von Georg Schmitz

Mit sieben Abbildungen nach Erzeugnissen der Steingutfabriken Velten-Vordamm in Velten

Vor den reichen Schätzen alten märkischen Steinguts, die das Berliner Kunstgewerbemuseum im vorigen Herbst zu einer überraschend eindrucksvollen Ausstellung vereinigt hatte, wurde in dem Beschauer unwillkürlich das Bedauern darüber wach, daß die vom Großen Kurfürsten ins Leben gerufene und nach wenigen Jahren schon zu so verheißungsvoller Blüte gelangte märkische Kunsttöpferei nicht bis in die Gegenwart hinein ihre Fortsetzung gefunden hat. Aber wie fast überall in Deutschland, so ist auch in der Mark mit manchem andern auch dieser Zweig des Kunstgewerbes ein Opfer der jähen industriellen Entwicklung unsers Vaterlandes geworden. So sinnfällig freilich wie beim Steingut hat sich kaum bei einem andern Werkstoff gezeigt, daß die Preisgabe der einem Material von der Natur gezogenen Grenzen schließlich zu



Wandteller in blauer Bemalung



Tafelgeschirr in reicher blauer Bemalung

seinem künstlerischen Tode führen muß. Als im Wettkampf mit dem mehr und mehr auch die Gunst der großen Menge erringenden Porzellan das Steingut sich unter Verzicht auf seine charaktervolle Eigentümlichkeit dem kostbareren und geschätzteren Stoff in Form und Verzierung anzugleichen begann, glitt es unaufhaltsam von Stufe zu Stufe bis zu jenem Tiefstand hinab, auf dem wir es als öde Massenware jetzt angelangt sehen.

Erst das neue Kunstgewerbe hat, wie auf vielen andern Gebieten, so auch auf diesem den Weg zur künstlerischen Wiedergeburt durch die Betonung der Eigentümlichkeiten des Materials und seiner eingeborenen Gesetze frei gemacht. Man ist sich wieder bewußt geworden, daß Steingut, wofür es lange gegolten hat, kein minderwertiger Ersatz für Porzellan, sondern ein Werkstoff mit eignem Charakter und eignem Stil ist. Der behagliche, warme Elfenbeinton seiner Masse, die farbenfreudige Bemalung durch Unterglasurfarben, der schimmernde, durchsichtige Glanz der Glasur, das sind Eigentümlichkeiten, die eben nur dieses Material auszeichnen.

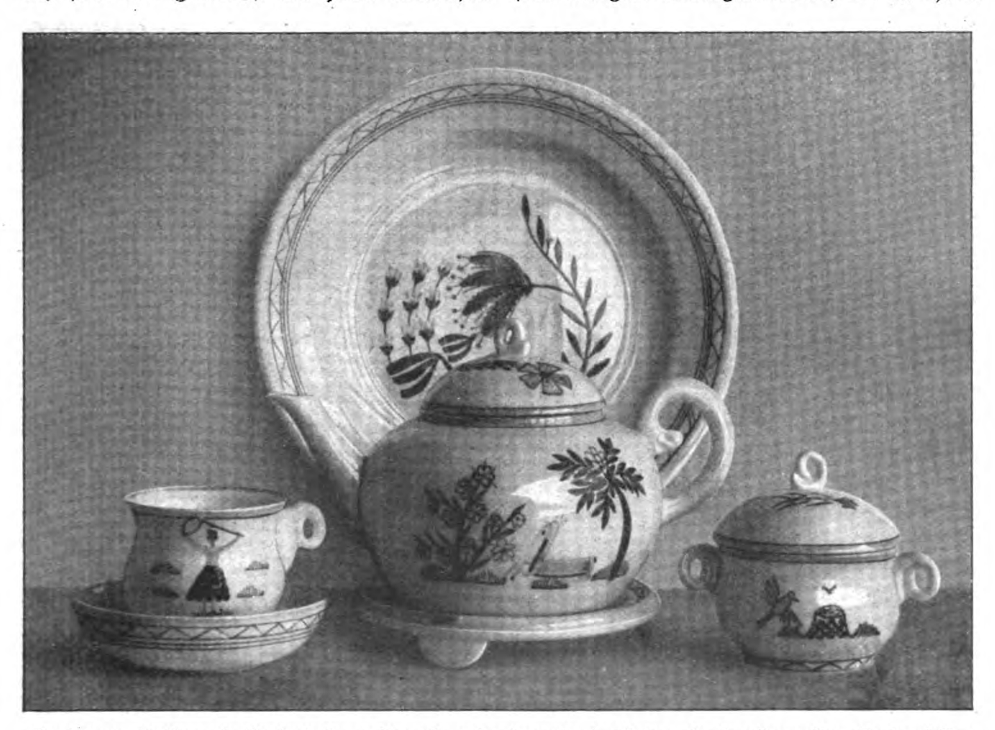
Kunstgewerbler Süddeutschlands, wo die gute handwerkliche Überlieferung auch auf diesem Gebiet eigentlich nie ganz erloschen ist, haben es zuerst wieder unternommen, die besondere Schönheit des Steinguts zu pflegen. Sie der großen Menge wieder zugänglich zu machen, hat vor kurzem ein in der



Kaffeegeschirr in gelber und grüner Bemalung

märkischen Ton- und Töpferstadt Velten ansässiges Unternehmen begonnen. Von außen freilich unterscheiden sich die Vereinigten Steingutfabriken Velten-Vordamm wenig von andern großen Töpfereien des Ortes. Betritt man aber die Werkräume, so nehmen bald allerlei Kannen und Kumpen, Tassen und Töpfe, die so gar nichts von der leidigen Steifheit und Materialwidrigkeit des gebräuchlichen Steinguts an sich haben, die Aufmerksamkeit gefangen. Weich und rundlich sind alle Formen, voll jener traulichen natürlichen Schönheit hingeben. War man bei der Schablonenarbeit zumeist an die Ränder gebunden, so steht jetzt der Malerin wieder die ganze Fläche zur Verfügung. Dadurch wird auch die Zeichnung frei, die Farbe lebendig und nuancenreich.

Es ist keine Bauernmalerei, die hier geübt wird — dazu ist das Material zu fein —, aber es fehlt ihr auch das leicht etwas Zierliche der Porzellanmalerei. Die Schmuckkunst, die hier heimisch ist, will nichts weiter sein als gute Steingutmalerei, die in ihrem



Teekanne, Tasse und Zuckerdose, gelb und grün bemalt; dahinter ein buntbemalter Kuchenteller

Behaglichkeit, die diesen Dingen noch zu Zeiten unsrer Großmütter eigen war. Und dann steht man auf einmal im großen, weiten Malsaal, wo Dutzende von flinken Mädchenhänden zierliche Pinsel über diese Rundungen spielen lassen. Jetzt erst begreift man, warum hier die Formen anders, so viel natürlicher sein können, als wir es bisher gewohnt waren. Die sonst übliche Verzierung mit Schablone oder Druckplatte ist gezwungen, die Form zu vergewaltigen, denn sie erfordert möglichst gerade Flächen. Hier, wo jeder Gegenstand mit freier, spielender Hand bemalt wird, kann sich die von allen Beschränkungen erlöste Form wieder ihrer Charakter nicht zu verkennen und mit nichts anderm zu vergleichen ist. Frisch und leuchtend treiben die in flotten Pinselstrichen hingesetzten Farben zwischen Scherben und Glasur ihr wechselvolles Spiel, von dessen Reiz die schwarzweißen Wiedergaben dieses Aufsatzes leider nur eine schwache Vorstellung zu geben vermögen.

Und wie die Farben, so entzücken das Auge auch die figürlichen Muster, die der Pinsel einer Künstlerin in immer neuer Abwechslung über das Geschirr ausgestreut hat. Charlotte Hartmann, unterstützt von einem kunstsinnigen und opferbereiten Auftraggeber, hat es nicht nur verstanden, das



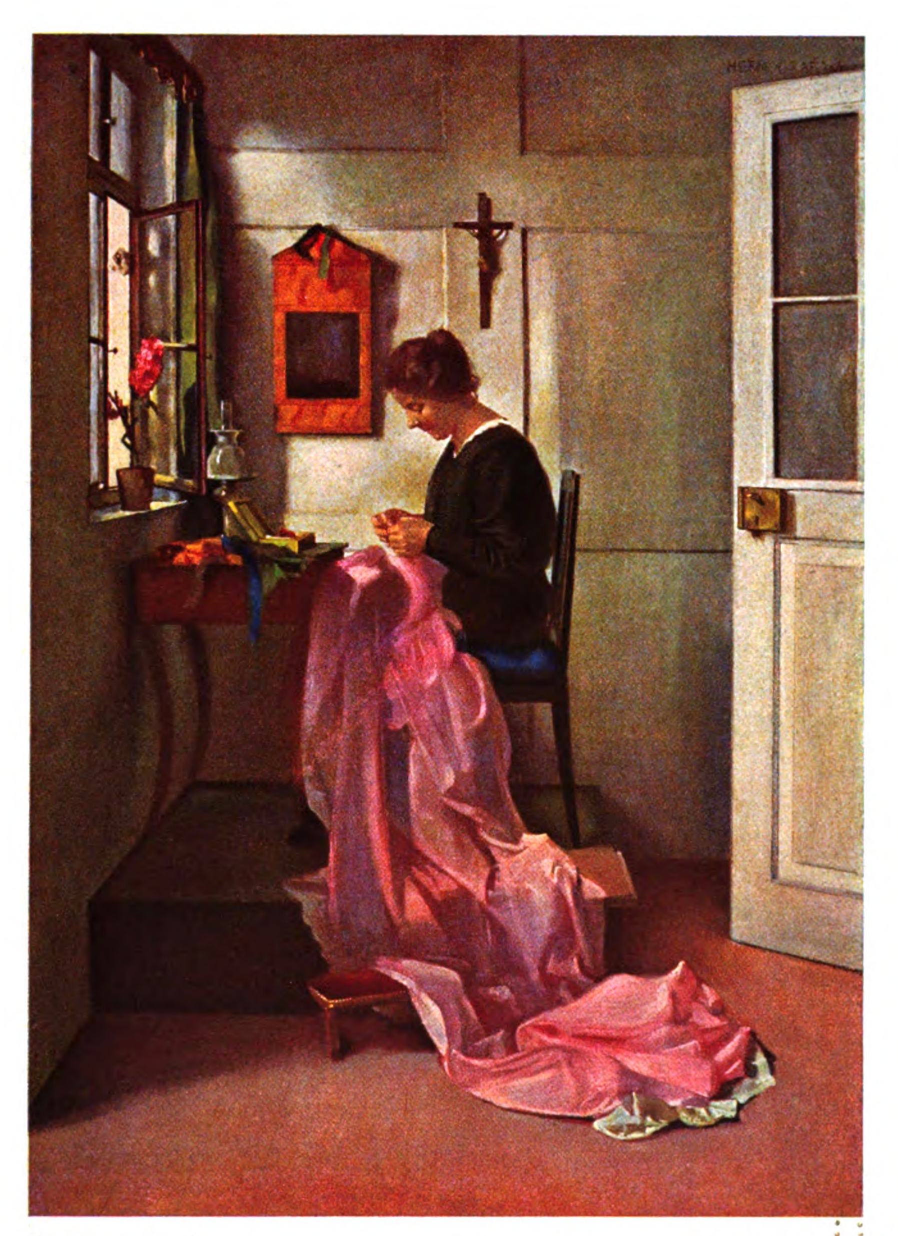
Tasse, Milchtöpfe und Obstteller in farbiger Bemalung

Steingut in Form und Farbe wieder zu seiner alten Schönheit zu erwecken, sie hat ihm auch in seinem Schmuck den ganzen Reichtum ihrer schier unerschöpflichen Phantasie mitgegeben. So abwechslungsvoll weiß sie ihre Blumen, Ranken, Bäume, Menschen und Tiere zu gestalten, daß sie es fertigbringt, jede Form mit immer neuen, immer reizenden Mustern zu schmücken. Dabei ist mit Rücksicht auf die Herstellung in vielen Stücken jedes Ornament auf die knappste, einfachste Lösung gebracht, und so wird diese Handmalerei häufig nicht teurer als die seelenlose Schablonenmalerei.

Dieser wirtschaftliche Gesichtspunkt ist von entscheidender Bedeutung. Denn all diese Herrlichkeit ist nicht etwa für Ziergefäße gedacht, die irgendwo in der guten Stube ein verträumtes Dasein führen. Nein, diese handgemalten Kannen, Tassen, Näpfe, Schüsseln, Vorratsdosen sind zum täglichen Gebrauch bestimmt und sollen doch auch der Hausfrau die Möglichkeit bieten, sich mit schönen Dingen zu umgeben, die einen Strahl der Freude in ihr heute leider oft nur allzu dunkles Reich bringen. Wie einst in kulturell höherstehenden Zeiten, so verschmelzen hier Zweck und Schmuck zu jener schönen Einheit, die höchstes Ziel aller kunstgewerblichen Arbeit ist und bleiben muß.



Blumenkübel in blauer und olivgrüner Bemalung



Hermann Graf: Das Ballkleid

Sir Geoffreys Theorie

Novelle von Maarten Maartens

Übersetzt von Dr. E. Schumann

Sir Geoffrey stand mit Miß Dalton draußen auf der Terrasse. Sie hatten sich fortgemacht aus dem Lärm und dem Lichterglanz da drinnen. Denn Sir Geoffrey haßte Gedränge und Durcheinander. »Sie sehen erhitzt aus, Miß Dalton,« hatte er ein wenig überlegen gesagt.

Drinnen herrschte das heitere zwanglose Gelächter und das Stimmengewirr plaudernder Menschen während der Tanzpause eines improvisierten Balles. Draußen aber lag die ruhig atmende Stille der Sommernacht. Die beiden blieben an dem grauen Steingeländer stehen, das am Rasenplatz hinschimmerte, zwischen zwei blütenschweren, wie mit Sternen übersäten Orangenbäumen.

»Gewiß gibt es nichts Seltsameres,« sagte Sir Geoffrey, »als Leiden, das wir freudig auf uns nehmen.«

»Ich mag gern tanzen,« erwiderte Miß Dalton und schob die Rosen an ihrer Brust zurecht.

»Wirklich? Aber die Menschen mögen auch Dinge gern, die weh tun — zum Beispiel, in manchen Ländern, einen Ring durch die Nase oder enge Schuhe. Jeder Mensch hat vermutlich das Recht, sich unglücklich zu machen, wenn er nur das Unglück auf sich beschränken könnte.«

»Nun, ich erwarte ja auch nicht, daß Sie mit mir tanzen, Sir Geoffrey.«

»Ich habe jahrelang nicht getanzt,« antwortete er ernst, »nicht mehr seit —« Er hielt inne, und um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, sagte er: »Sie werden also zur Fürstin Bodkidoff gehen? Da werden Sie den russischen Großfürsten treffen.«

»Ja, ist das nicht herrlich? Wollen Sie nicht auch kommen?«

»Nein, danke. Es gibt kein schrecklicheres Symbol auf Erden, Miß Dalton, als einen russischen Großfürsten.«

Sie lachte verloren, denn sie verstand ihn nicht. »Er soll sehr schön sein,« sagte sie auf gut Glück.

»Vielleicht ist er schön, und vielleicht ist er gut. Aber er bedeutet, daß jährlich zehntausend Menschen Hungers sterben und zweitausend zu Tode gefoltert werden. Er bedeutet noch weit mehr. Er repräsentiert die gesetzliche Grausamkeit, Miß Dalton, wie Sie die traditionelle Lebensfreude repräsentieren. Wir billigen ihn und bringen seine Photographie in unsern illustrierten Zeitungen und erzählen hübsche kleine Geschichten, wie er mit seinen Kindern herumtollt.«

»Nicht doch, Sir Geoffrey. Natürlich ist Rußland schrecklich — das wissen wir ja alle, aber niemand kann da etwas machen.«

»O ja, man kann schon. Aber lassen wir das. Er repräsentiert nur eine Idee: die göttliche Pflicht, unsern Mitmenschen weh zu tun. Er ist das geheiligte Gesetz, die geheiligte Ordnung. Zwei Drittel alles menschlichen Leids werden im Namen Gottes auferlegt und ertragen.«

»Und gelindert,« sagte Minnie Dalton schüchtern und leise und zupfte an ihrem Federfächer.

»O Gott, nein. Aber vermutlich ist das nicht zu ändern. Wenn die Menschen einmal einsehen würden, welche Übel von Gott eingesetzt sind und welche von den Menschen — nun, dann wäre fast gar keine Not mehr zu erdulden. Und was würde dann aus der heilsamen Wirkung des Unglücks? Glauben Sie mir, meine liebe junge Dame, die meisten unsrer Kümmernisse werden von uns selbst erfunden aus falschen Begriffen von Vergnügen und Pflicht — besonders Pflicht —, und dann soll die Natur oder die ‚Vorsehung' daran schuld sein.«

Sir Geoffrey war, wie Miß Dalton wohl wußte, ein Philosoph. Er war ein einsamer gelehrter Mann, Ehrenmitglied verschiedener wissenschaftlicher Vereine. Aber gewöhnlich behielt er seine Philosophie für sich. Sie überlegte, welche Beziehung wohl bestehen könne zwischen diesem unerwarteten Gespräch auf der Terrasse und den schmeichelhaften Aufmerksamkeiten, die ihr Sir Geoffreys jüngerer Bruder Cecil erwies. Sie seufzte. Sie war ein gutes Mädchen und wünschte, daß alle Leute glücklich wären wie sie.

»Natürlich langweile ich Sie,« sagte Sir Geoffrey resigniert. »Deswegen bat ich Sie, mit herauszukommen. Ich wollte, ich könnte Ihnen klarmachen, was ich fühle beim Anblick all dieses menschlichen Elends, das durch etwas Einsicht verhindert werden könnte. Wenn die Menschen nur einsehen wollten, daß alles Leid Torheit ist, wie bald würden sie es ausgerottet haben! Machen wenigstens Sie sich nicht unglücklich. Es ist so schwer wieder gutzumachen.«

Plötzlich wurde ihr klar, daß er ihr riet, Cecil nicht zu heiraten. Es sah diesem Manne ähnlich, fühlte sie, die Botschaft, die er ihr kaum offen bringen konnte, in eine Wolke von theoretisierenden Anschauungen einzuhüllen. Sie griff sein Wort hastig auf. »Alles Leid Torheit! Aber Sir Geoffrey, das sind Worte, die ich von Ihnen am wenigsten erwartet hätte!«

»Sie meinen meine Frau,« antwortete er geradezu. »Man erwähnt sie niemals in diesem Hause. Aber sie ist ein gutes Beispiel, und Sie wenigstens haben ein Recht, etwas über sie zu erfahren. Sie ist hoffnungslos unglücklich, irrsinnig und schwermütig. Sie wird die Anstalt nie wieder verlassen, obwohl sie noch fünfzig

Jahre leben kann. Sie weint den ganzen Tag. Nun?«

»Nun,« flüsterte sie und blickte zu seinem dunklen schönen Gesicht auf, »Gott —«

»Gehen wir,« brach er heftig los. »An meinem Elend bin ich wenigstens unschuldig. Mögen Sie das auch von sich sagen können, wenn Sie so alt sind wie ich, in zwanzig Jahren.« Und er führte sie in den Salon zurück, wo das Dibelbumbei des geduldigen Klaviers wieder zu vernehmen war.

»Wo in aller Welt haben Sie denn gesteckt, Miß Dalton?« rief Cecil Travessant, auf sie zueilend. »Wir haben Sie so vermißt!«

»Oh, bei Ihrem Bruder.«

Seine Stirn umwölkte sich. »Es soll noch ein Walzer getanzt werden. Sie haben den ganzen Abend noch keinmal mit mir getanzt, wissen Sie.«

Sir Geoffrey kehrte auf die Terrasse zurück. Die Nacht war noch nicht merklich dunkler geworden; sie war erfüllt vom schlaflosen Weben des Sommers, vom unermüdlichen Glitzern und Schwirren, vom Summen zahlloser winziger Stimmen unter den süßduftenden Orangensträuchern, hinunter am Fluß und unter den dunklen Massen der Bäume. Sir Geoffrey zündete sich eine Zigarette an. Sicher habe ich es deutlich genug gemacht, sann er, ich konnte es ja nicht ganz direkt sagen. Mit Cecil liegt die Sache schwierig; man muß ihm deutlich kommen. Heute früh sagte ich ihm geradeheraus: wenn du Miß Dalton um ihre Hand bittest, entziehe ich dir sofort deine Rente. Diese Art Sprache versteht Cecil. Und die Sittenlehrer reden von der heilsamen Wirkung des Unglücks und der Erziehung durch Liebe. Cecil und die heilsame Wirkung des Unglücks! Die Erziehung durch Pech beim Kartenspiel oder ein »p. p. c.« von Mademoiselle Zenaide.

Er lehnte den Kopf an einen der marmornen Pfeiler. Es war der feingeformte Kopf eines Träumers mit gedankenvoll versorgter Stirn.

Angenommen, ich hätte ihr gesagt, daß die Ärzte eigentlich meine Frau töten sollten, dachte er nach, wie entsetzt wäre sie da gewesen! Gott, wie oft habe ich das alles überlegt. Diese entsetzliche Qual nutzlosen Leids auf der ganzen Welt, und die Menschen zu dumm, um ihr ein Ende zu machen! Die Prügelstrafe ist eine göttliche Einrichtung; aber ein tödliches Betäubungsmittel für einen unheilbaren Menschen, der sein Bewußtsein verloren hat, das ist Teufelswerk. Wann werden die Narren im Namen der Religion und des gesunden Verstands einsehen, daß alles vermeidbare Leid Unrecht ist und alles zwecklose Leid albern? Was kann ihr lebenslängliches Weinen einer Irrsinnigen nützen? Inzwischen quälen wir einander, so sehr wir nur können, im Streben nach Gerechtigkeit und uns selbst im Streben nach Vergnügen. So ist's mit dem russischen Großfürsten, so ist's mit Minnie Dalton. Manchmal denke ich, ob ich wohl fixe Ideen habe. Ich habe es satt, satt bis zum Wahnsinn — das unnötige Leid der Welt.

Er ging an eins der großen Fenster und blickte hinein auf den Schwarm der Gäste — seiner Gäste —, der das prunkvolle, hell erleuchtete Zimmer füllte. Sie mußten ohne den Gastgeber auskommen.

Den Leichtsinn, die Liederlichkeit, dachte er unter Stirnrunzeln, die hätte ich ihm vielleicht verziehen. Die Leute sagen, daß sich das geben kann. Aber nicht das andre. Mag er irgendeine herzlose Frau heiraten, die die Augen offen hält. Ich kann nicht ein unschuldiges Mädchen wie Minnie — dem andern opfern.

Unterdes glitt Minnie Dalton leicht durchs Zimmer in den Armen des Mannes, der sie liebte, und vergaß schnell Sir Geoffreys Warnung. Die einfachste Art, Schmerz zu verhindern, ist, keinen zu verursachen, dachte sie. Das hätte ich ihm sagen sollen. Wie gut er tanzt! Miß Dalton dachte sprunghaft, wie die meisten Leute. Sie war nicht so logisch wie Sir Geoffrey.

»Und was hat Ihnen mein Bruder gesagt?« fragte Cecil endlich. Er konnte die Frage nicht länger zurückhalten. »Sicher nichts Gutes von mir.«

»Warum nicht?« fragte sie kokett. »Gewiß wird ihr eigner Bruder Sie am besten kennen.«

»Jawohl,« erwiderte Cecil grimmig, »die schlechte Seite; aber kein Mensch hat nur eine schlechte Seite — nicht einmal ich. Alle meine Fehler zugegeben, wie sie Geoffrey der Reihe nach aufzählt — wollen wir uns setzen? —, ich will mich vor Ihnen schuldig bekennen, Miß Dalton. Ich liebe das Spiel und Pferderennen, und — und andres. Ich bin ein wenig — wild gewesen. Das würden Sie auch gewesen sein, wenn — nein, das meine ich gar nicht. Aber ein Leutnant in einem noblen Regiment lernt natürlich das Leben kennen.«

»So? Aber bitte, lassen Sie mich Ihnen noch zur rechten Zeit Einhalt tun. Sie irren durchaus. Ihr Name wurde zwischen uns gar nicht erwähnt.«

»Oh, gerade das wünsche ich mir,« sagte Cecil schnell, »ich wünsche mir, daß Sie mir noch zur rechten Zeit Einhalt tun.«

»Ihr Bruder hat mir erklärt, wenn ich ihn richtig verstanden habe,« fuhr Miß Dalton mit gesenkten Augen unbeirrt fort, »daß fast alles Leiden nutzlos ist, und daß der Mensch ein Recht hat, nutzloses Leid zu enden, wenn er es für richtig hält.«

»Ach, wirklich,« sagte Travessant und machte ein braves Gesicht; »ich bitte Sie natürlich um

Verzeihung. Aber ich weiß, daß er Sie gegen mich einzunehmen sucht. Er ist ein viel besserer Mensch als ich, aber er ist ungerecht gegen mich — das ist wirklich wahr. Da ist zum Beispiel sein kleiner Sohn, mein Neffe Guy, Sie wissen ja — er glaubt, wirklich, er glaubt, daß ich wünschte, der kleine Kerl wäre tot.« Der große Gardeoffizier ließ die Stimme sinken, und sein Gesicht bedeckte sich mit brennender Röte.

»Gewiß tun Sie Ihrem Bruder ebensosehr Unrecht, wie Sie annehmen, daß er Ihnen tut«, sagte Miß Dalton sehr ernst.

»Nein, aber er denkt das wirklich, ich versichere es Ihnen. Und es ist teilweise meine eigne Schuld; er kann eben nie einen Spaß verstehen. Ich bestreite gar nicht, daß ich einen großen Fehler begangen habe und eine unerhörte Geschmacklosigkeit obendrein.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, worauf Sie anspielen,« sagte Miß Dalton.

»Oh, ich werde Ihnen berichten, obwohl das nicht gerade eine angenehme Sache ist. Wenigstens wenn Sie mich anhören wollen. Da ist der Diener mit den Erfrischungen. Was darf ich Ihnen bringen? Ein Eis?«

»Es interessiert mich alles, was Sie und Sir Geoffrey angeht,« erwiderte die junge Dame ernsthaft; «aber bitte, glauben Sie nicht daß ich Sie zum Sprechen dränge.«

»Es kam so. Wir waren eines Abends draußen auf der Terrasse, eine kleine Herrengesellschaft, und mein Vetter Dick Landhurst hielt Guy über das Geländer und tat, als ob er ihn fallen lassen wollte. Nie hab' ich Geoffrey so aufflammen gesehen wie damals, als er das Kind fortriß. ‚Was Dick für ein Narr ist!' sagte er zu mir. ‚Wenn er das Kind nun hätte fallen lassen!' Nun, Guy war in guter Hut, und Geoffrey hatte mir den ganzen Morgen die Leviten gelesen über meine Nichtsnutzigkeit. ‚Dann hätte Schloß Travessant endlich einen nichtsnutzigen Baron,' sagte ich, Idiot, der ich war. Ich hätte mir im nächsten Augenblick die Zunge abbeißen mögen, aber da ist nichts mehr zu wollen. Er hat mir das nie vergeben.«

»Es tut mir leid, daß Sie das sagten!« rief Miß Dalton und sah etwas unbehaglich aus.

»Aber es ist trotzdem bitter für mich,« fuhr Cecil eifrig fort, »daß er glaubt, ich meinte das wirklich, oder ich meinte überhaupt irgend etwas! Guy kommt mit mir besser aus als mit seinem eignen Vater, und das kann Geoffrey nicht vertragen. Er betet das Kind an, wie er die Mutter angebetet hat. Er betet sie noch immer an. Aber er ist zu systematisch. Guy und ich verstehen uns nicht auf Systeme. Sehen Sie, wir sind eben nicht so alt wie Geoffrey.«

»Und nicht so weise,« sagte Miß Dalton.

»Und nicht so weise. Das gebe ich bedingungslos zu. Und nicht so gut.«

»Und nicht so gut,« sagte Miß Dalton.

»Oh, alles das gebe ich zu! Sehen Sie, wie demütig ich bin?«

»Ja, allzu demütig, um aufrichtig zu sein.«

»Nein, wirklich nicht. Wir sind beide nicht sehr gut. Aber einer von uns beiden wenigstens empfindet oft, daß er gerne besser wäre. Doch wir haben niemanden, der uns den Weg zeigte.«

»Armer kleiner Guy!« sagte Miß Dalton. »Er ist sehr einsam.«

»Oh, ich weiß gut Bescheid mit seiner Einsamkeit. Zu meiner Zeit war auch niemand da außer meinem Vater und Geoffrey. Und Geoffrey war siebzehn Jahre älter als ich.«

Schweigen.

»Ich habe in letzter Zeit oft gedacht, Miß Dalton, daß der Einfluß einer gütigen Frau mein ganzes Leben hätte ändern können —, daß er es noch jetzt ändern würde.«

Längeres Schweigen. Eifrige Untersuchung des Musters auf dem Fächer.

Er beugte sich vor, sein Arm lag leicht auf der Lehne des Sofas.

»Aber,« sagte er leise, »wie dürfte ich eine Frau bitten, das Los eines armen Teufels zu teilen?«

»In der Garde,« murmelte sie noch leiser. Vielleicht hörte er in seinem Eifer die Worte gar nicht.

»Die Hauptsache ist,« fuhr er eilig fort, »daß ich solch eine gütige Frau — eine Frau ohnegleichen — nachdem ich sie gefunden habe — w e n n ich sie gefunden habe — bitten könnte, mir ein Ziel zu stecken, für das ich leben und arbeiten könnte. Wenn ich jenes Ziel vor Augen hätte, würde ich bestimmt ein andrer Mensch werden. Ich könnte jemanden darum bitten — vielleicht —, glauben Sie nicht, Miß Dalton?«

Sie hob die Augen von ihrem Fächer und richtete sie eine ganze Sekunde lang fest auf sein Gesicht.

»Das könnten Sie«, sagte sie, »eines Tags.«

Er wiederholte das letzte Wort zwischen Hoffnung und Sorge. »Wie meinen Sie das?« fragte er voll Unruhe.

»Ich meine, daß ich mit Sir Geoffreys Ansichten übereinstimme, wie er sie mir heut abend freundlich erklärt hat. Eine hoffnungslose Verlobung bedeutet hoffnungsloses Leiden. Und gänzlich hoffnungsloses Leiden ist, so sagte mir Ihr Bruder, nutzloses Leiden. Deshalb sollte in jedem Leid wenigstens ein Funken Hoffnung sein.« Ihre Stimme schwankte bei den letzten Worten, und wieder griff sie zu dem langweiligen Fächer.

»O mein Bruder!« sagte er, und eine Flut von Bitterkeit ertränkte das Wort. Er zog seinen Arm zurück. »Hätte ich gewußt, daß Sie seine Schülerin sind —«

Er stachelte sie an, deutlich zu reden. »Ich bin keine Schülerin Sir Geoffreys,« sagte sie schnell. »Dazu bin ich nicht klug genug. Aber meine eigne Weisheit sagt mir, daß es leicht genug ist, zu sagen: ich könnte, ich würde. Viele Menschen sagen das, die niemals »ich will« sagen. Wenn der erste Schritt getan ist, wenn — Mr. Travessant, würden Sie mir ein Glas Limonade bringen?«

Er brachte es ihr und nahm das leere Glas weg ohne ein weiteres Wort.

»Sieh den Travessant da drüben,« sagte einer der Herren zu einem andern in einer Ecke beim Klavier, »wie er sich an die hübsche kleine Minnie Dalton heranmacht. Er ist unverbesserlich.«

»Armer Schmetterling! Wenn er noch mehr versengt werden möchte, sollte er sich lieber an eine Freundin von Mademoiselle Zenaide wenden.«

»Ach, geh, du bist ungerecht gegen ihn. Er ist durchaus kein schlechter Kerl, nur so fürchterlich — wie sagt man doch? — eindrucksfähig. Da geht er, und schrecklich finster blickt er drein. Man sollte fast glauben, es wäre ihm diesmal Ernst.«

»Ich hoffe nicht,« rief der andre energisch, »um des Mädchens willen. Hunderte wie dieser Travessant finden sich wieder zurecht; aber da ist eben noch die andre Sache.«

»Ja, natürlich, wenn du ernsthaft reden willst,« räumte sein Gefährte ein, »könnte ein Mädchen schon einen solideren Mann finden. Jetzt habe ich ihn beobachtet, seit er ans Büfett gegangen ist. Er hat zwei Whiskys mit Sodawasser hintereinander hinuntergetrunken, um — Verwünscht! Hoffentlich hat er das Sodawasser geschmeckt.«

»Jawohl, das meinte ich eben. Nebenbei gesagt, Sir Geoffreys Whisky ist erstklassig. Sollen wir uns etwas zu Gemüte führen?«

Ich wünschte, dachte Miß Dalton allein auf ihrem Sofa, Sir Geoffrey hätte mir ein Rezept gegen nutzlosen Schmerz gegeben. —

Der kleine Guy Travessant saß aufrecht in seinem Gitterbettchen und lauschte auf das ferne Klingen der Tanzmusik; sein kleiner Körper vibrierte von unbewußtem Rhythmus. Der vierjährige Guy war durchaus gesund und lustig — »ein prachtvoller junger Hund«, sagte Onkel Ceck, voll köstlicher Ungezogenheit, wie sie bei guten Kindern und jungen Hunden im Überfluß vorhanden ist. Guy und Onkel Ceck verstanden einander restlos. Guy und Papa liebten einander unendlich. Nachdem Papa aus seinem eignen kurzen Paradies vertrieben worden war, war er der Schutzengel Guys geworden. Er hatte auch, wie Miltons Schutzengel, die Neigung, lehrreiche Reden zu halten, welche mit Achtung aufgenommen wurden. Onkel Ceck hatte Guy ein Pony geschenkt.

Musik und Tanz waren auf Schloß Travessant keine gewohnten Laute. Das halbe Haus war gewöhnlich abgeschlossen, und sein Besitzer lebte für sich in seinem verträumten Arbeitszimmer, durch dessen weit offene Fenster er den sonnverklärten Spielen seines Erben zusah. Sir Geoffrey war sich selbst gleichgültig geworden — das sicherste Zeichen erstarrten Kummers; sein Herz war eine Grabstätte, wo die lebenden Toten keine Ruhe finden konnten. Sein ganzes Leben, seine ganze Hoffnung war das Kind. Er schauderte, wenn er die Schreie des Entzückens vernahm, mit denen das einsame kleine, von Liebe umgebene Geschöpf die seltenen Besuche des lebensprühenden Onkels Ceck begrüßte.

Wenn es heute Musik und Lustbarkeit gab, so war das nicht Sir Geoffreys Schuld. Ein ungewöhnliches Pferderennen in dem schläfrigen kleinen Marktflecken — ein neues Unternehmen, das von den umwohnenden Familien begünstigt wurde — hatte einen Strom von Besuchern gebracht, den zu unterhalten der Schloßherr sich gezwungen sah. Das Tanzen nach Tisch hatte der lustige Gardeoffizier auf den Vorschlag eines andern inszeniert. Es war Sir Geoffrey äußerst zuwider.

Aber Cecil Travessant war in einer seiner unbesonnensten Stimmungen. Er hatte am Morgen eine höchst unerfreuliche Unterredung mit seinem Bruder gehabt. »Ich verbiete dir, um ihre Hand zu bitten,« hatte Sir Geoffrey gesagt — er, der so selten etwas befahl oder verbot. »Das Mädchen ist mir zu gut, einen Mann zu heiraten, der auch nur gelegentlich zuviel Wein trinkt.« Später hatte der empörte Liebhaber schwere Verluste beim Rennen gehabt. Er hatte sowohl zum Gabelfrühstück wie zum Diner viel Sekt getrunken; er wollte seines Bruders nagende Worte vergessen, und er war den ganzen Tag lärmend und grillig und unglücklich gewesen. »Mir meine Rente entziehen, das wäre noch schöner!« Selbst Cecil konnte Sir Geoffreys gewohnte Freigebigkeit nicht abstreiten.

»Schöne Musik!« wiederholte der kleine Guy in seinem Bettchen. Er hob seinen blonden Schopf aus einem wirren Haufen von Betttüchern und Kissen und setzte sich etwas mühselig auf; seine blauen Augen tanzten in einer ganz unzeitgemäßen Wachheit. Er dachte an die Triumphe zurück, die er vor ein paar Stunden gefeiert hatte. Wie er in seinem weißen Samtkleid mit der blauen Schärpe um den Tisch herumgegangen war, und wie sie ihm alle zugerufen und Bonbons gegeben hatten, die die Kinderfrau ihn nicht essen lassen wollte. Er hatte schöne Kleider gern, wenn er nicht gerade herumtollte, und er war der Ansicht, daß alles sehr erfreulich und schmeichelhaft gewesen wäre.

Er hätte gern alle diese netten Damen und Herren wiedergesehen.

»Di—dum, di—dum, bum di—dum, bum di—bum!« Guys dicker kleiner Körper wiegte sich hin und her. Sicher hüpften sie alle herum, und Onkel Ceck brachte die ganze Gesellschaft zum Lachen. Die Kinderfrau war zum Abendessen und zu einem Schwätzchen mit der Wirtschafterin hinuntergegangen. Es war kein bißchen so wie in den stillen schwarzen Nächten sonst. Das warme milde Tageslicht schien durch die Jalousien hereinzugucken. Uff, es war ihm sehr heiß!

Und so kletterte er über die Messingstäbe seines Bettchens und ließ sich mit der atemlosen Unverdrossenheit eines Kindes vorsichtig auf den Teppich fallen. Dann machte er sich auf seine kleinen nackten Beine und lief eilig die mondhelle Treppe hinunter.

Im Salon begann man an Aufbruch zu denken. Jemand hatte einen Galopp vorgeschlagen, und ein Galopp sollte es auch sein. Während des allgemeinen Engagierens war die Luft schon von der Hitze und dem Durcheinander des Endes erfüllt. Sir Geoffreys Augen verfolgten unaufhörlich Cecil, dessen lautes Gelächter aller Welt verkündete, wie gut er sich amüsierte. Miß Ropelong hatte ihm den Tanz versprochen, ihn dann aber im Stich gelassen. Er fühlte sich tief gekränkt; er war eifrig bemüht, Minnie zu zeigen, wie wenig ihm darauf ankam, und im Gefühl des Gekränktseins ging er zum Büfett. Die Musik setzte ein.

»Es ist sein viertes,« murmelte Sir Geoffrey. Und dann tat sich die Tür auf — Herr Guy marschierte herein.

Der junge Herr blieb einen Augenblick stehen und blinzelte ins helle Licht. Sein weißes Nachthemd fiel ihm bis auf die nackten Füße herab, und all seine blonden Locken schüttelten sich leise.

»Gibbie!« rief Onkel Ceck erschrocken und erstaunt; er drehte sich nach der Tür um und setzte langsam sein Glas nieder.

Viele Tänzer hatten die seltsame Erscheinung gar nicht bemerkt. Einige wandten ihr den Rücken zu, und die meisten waren mit ihren Partnern oder mit sich beschäftigt.

»Schöne Musik!« sagte Guy, ermutigt durch den Anblick Onkel Cecks so in nächster Nähe. »Ich möchte herumspringen wie die andern Leute, Onkel Ceck.«

Sir Geoffrey kam nach dem ersten Augenblick der Überraschung zwischen den sich drehenden Paaren pfeilschnell herbei. »Sollst du auch!« rief Onkel Ceck. »Komm schnell, du sollst mein Partner sein, Gibbie. Hir!« Er fing das Kind in seinen Armen auf und hielt es so hoch, daß es mitten in der Luft hing wie ein Engel auf einem Weihnachtsbild; und dann begann er wild durchs Zimmer zu wirbeln im ungestümen Tempo des geschwindesten aller Tänze. Gibbie jauchzte vor Freude.

»Cecil!« rief der Vater in befehlendem Ton. Aber Onkel und Neffe, die noch außerhalb des äußersten Kreises der Tanzenden sich drehten, kamen rasend um die entfernteste Ecke, weit weg von den offenen Fenstern, von dem vorwärtsstrebenden Sir Geoffrey, verlassen von aller Vernunft.

Und dann geschah das Entsetzliche, das jeder im Zimmer im selben schrecklichen Augenblick blitzschnell gesehen zu haben vermeinte und das die, die es sahen, niemals vergaßen.

Cecil Travessant, der zu den verzückten Rufen des lachenden Kindes wilde Sprünge machte, bog sich plötzlich zur Seite, als er sich in zu jähem Winkel umdrehte, glitt aus, fiel nach der Seite, seine Bürde noch in der Luft, vergeblich bemüht, sich aufrecht zu erhalten, und stürzte mit lautem Krach gegen eine Etagere neben dem Kamin.

Bei seinem Fall wich das Kind, das er aus Leibeskräften umklammert hielt, erschreckt zurück und schlug mit der ganzen Gewalt des Sturzes gegen einen massiv silbernen Wandleuchter neben dem blitzenden Spiegel.

Keine Seele im Zimmer, die den gräßlichen dumpfen Laut nicht gehört hätte. Die Kerzen schwankten in ihren Haltern und flackerten wild zum Klirren des Glases.

Alles war in einem Nu vorbei. Die Musik brach mit einem grellen Mißton ab. Von allen Seiten des Zimmers kamen die Tanzenden mit schreckensbleichen Gesichtern zu der einen schrecklichen Stelle gelaufen.

Sir Geoffrey schob sie alle zur Seite. Cecil war in einem Nu aufgestanden, mit dem Kind noch in den Armen. Man legte die bewußtlose kleine Gestalt auf das nächste Lager; es war dasselbe rote Sofa, auf dem vor einer halben Stunde Minnie Dalton ihrem Bewerber geantwortet hatte. Man untersuchte den Kopf des Kindes. Keine Wunde, kein Tropfen Blut, noch nicht einmal eine Beule, nur vollkommene Bewußtlosigkeit.

Sir Geoffrey erhob sich mit einem schnellen abweisenden Blick auf die ihn umringende teilnahmsvolle Menge. Sein Auge fiel auf seinen Bruder.

»Mörder!« sagte er laut.

Mit einer stummen Gebärde verschaffte er sich Durchlaß und trug seinen Sohn hinaus.

Kaum zwei Meilen bis zum nächsten Arzt! Das klingt gar nicht schlimm für ein Schloß auf dem Lande, aber wenn nun der Arzt an einem so wichtigen Tag wie dem heutigen auch Neigung zur Geselligkeit verspürt wie seine Nachbarn? Der Bote vom Schloß kam ver-

zweifelt zurück: das Dienstmädchen des Doktors hatte ihn weitergeschickt. Zu Mittag bei diesen Leuten eingeladen, zu Abend bei jenen; und alte Freunde, neue Gesichter, und ein Spielchen nach dem Abendessen — kurz, des Doktors graue Mähre war erst nach Mitternacht heimgetrottet. Zwei Stunden vergingen, ehe die sehnlichst erwarteten Lichter die Allee heraufschimmerten.

Während dieser langen Wartezeit hatte Sir Geoffrey keine Zeit zum Nachdenken gefunden. Denn eine einzige Frage hatte seinen Kopf bis zum Bersten erfüllt und jeden andern Gedanken erstickt: Wird er leben oder sterben? Es war eine stehende Frage, die immer tiefer und tiefer sank und mit unerträglicher lähmender Schwere ihn erdrückte. Kein Auf und Ab, kein Fünkchen von Hoffnung. Und der bewegungslose Körper vor ihm. Und das Schweigen der Nacht. Des großen, plötzlich verstummten Hauses.

Wird er am Leben bleiben? All sein Hab und Gut für eine Antwort! Für eine Antwort? Nein, für fünf Minuten frühere Gewißheit, wie auch die Antwort ausfallen möge. Keine Zeit, zu beobachten, was vorgeht, oder ob überhaupt Zeit vergeht; keine Zeit, zu beben oder zu weinen. Keine Zeit für irgend etwas andres als die leidenschaftliche Spannung des Wartens durch zwei Stunden hindurch, die keine wechselnde Ewigkeit sind, sondern ein kurzer Augenblick, der stillsteht.

Räderrollen endlich. Sir Geoffrey hatte das so oft gehört, ehe es hörbar war, daß er es jetzt nicht bemerkte, ehe der Wagen schon dicht beim Haus war. Er erwachte aus seiner Versteinerung, zehnmal lebendiger als in seiner gewöhnlichen wachen Verträumtheit, und ging dem Arzt entgegen. Leben oder Tod? Wie würde die Antwort lauten? Er hatte alle Ursache, diese Antwort gerade von Doktor Croyle so brennend zu erwarten. Er glaubte diesem kleinen Landarzt mehr als allen Londoner Berühmtheiten. Denn Doktor Croyles Meinung hatte sich als richtig erwiesen bei der Krankheit seiner Frau, während zwei der berühmtesten Spezialärzte, die mehr Hoffnung gegeben hatten, im Irrtum gewesen waren.

Die Untersuchung war langwierig und sorgfältig, in Anbetracht des Wenigen, was es eigentlich zu untersuchen gab. Der Vater stand daneben und beobachtete — er wußte selber nicht, was. Und in den wenigen Minuten des Aufschubs erwachten seine Sinne und gingen verschiedene Wege, und er erkannte, daß Zeit nur eine Angelegenheit des menschlichen Bewußtseins ist.

Der Arzt legte den leblosen Kopf auf das kleine Kissen zurück. Er nahm seine goldene Brille ab, putzte sie umständlich und sagte dann: »Ich bedaure außerordentlich, daß ich noch keine endgültige Meinung äußern kann, Sir Geoffrey. Es kann noch einige Zeit dauern, bis es so weit ist. Aber ich fürchte — es bekümmert mich unendlich — ich fürchte —« Er stockte und brach ab.

Plötzlich durchschauerte Sir Geoffrey die unbestimmte, unklare Einleitung. »Sagen Sie es nur geradeheraus,« stammelte er, »ich kann es ertragen.« Er dachte, er meinte wirklich, was er sagte.

»Sir Geoffrey! Lieber Sir Geoffrey! Es ist eine innerliche Komplikation, Gehirnerschütterung wahrscheinlich, fast sicher, sonst würde ich es Ihnen jetzt noch nicht gesagt haben.«

»Wie lange wird er noch leben?« fragte er ruhig.

»Wahrscheinlich einige Stunden. Aber das ist noch nicht sicher, Sir Geoffrey; ich kann mit Bestimmtheit gar nichts sagen.«

»Sie glauben, daß er gesund werden kann?« fragte der Vater noch ruhiger. Jemand anders, so schien es ihm, stellte die Fragen, während sein Herz stillstand, um die Antwort zu hören.

»Er kann am Leben bleiben, das ist möglich.«

Sir Geoffrey erfaßte die Gedankenrichtung des Mannes besser als die tatsächlichen Worte.

»Sie sagen: Am Leben bleiben? Am Leben bleiben und nicht gesund werden — meinen Sie das?«

Doktor Croyle schwieg und zermarterte sich den Kopf, was er sagen und was er nicht sagen sollte. Soviel erkannte Sir Geoffrey.

»Nicht gesund werden!« wiederholte er. »Das müssen Sie gemeint haben. Also die Denkfähigkeit nicht wiedererlangen? Doktor Croyle, meinen Sie das? Meinen Sie das?« Seine Stimme erhob sich fast zu einem Schrei.

Der alte Arzt nahm seine Hand. »Mein lieber Sir Geoffrey,« bat er flehentlich, »wir müssen abwarten und sehen. Ich kann noch nichts Bestimmtes sagen. Und ich kann augenblicklich auch nichts tun. Ich kann ebensogut noch bei Wilson vorbeigehen, da ich einmal in der Nachbarschaft bin, und in ein paar Stunden wiederkommen. Oder hätten Sie es lieber, daß ich dabliebe?«

»Wie geht es Wilson?« fragte Sir Geoffrey, über die eigne Unschlüssigkeit hinweggehend. Wilson war ein Waldhüter, der an Lungenentzündung im Sterben lag.

»Hm, hm, in der Tat, sehr schlecht. Aber wenn es Ihnen lieber wäre, daß ich dabliebe —«

»Nein. Nur sagen Sie mir, ehe Sie das Haus verlassen, genau alles, was Sie hoffen, und alles, was Sie fürchten.«

»Aber Sir Geoffrey —«

»Sagen Sie es mir. Sie erinnern sich jenes andern Males. Sagen Sie es mir jetzt — wieder.«

»Ich fürchte, Sir Geoffrey, daß Ihr Kind sterben wird.«

»Und wenn es nicht stirbt?«

»Ich fürchte, daß es niemals wieder ganz das werden wird, was es war.«

»Tod oder Blödsinn. Das, glauben Sie, ist die Alternative, die einzige Alternative?«

»Jawohl, Sir Geoffrey.« —

Wieder war Sir Geoffrey mit seinem Kind allein. »Tod oder Blödsinn,« wiederholte er sich, »das ist die einzige Alternative.«

Das Zimmer war dunkel, wenigstens so dunkel, wie ein Zimmer ohne dicke Vorhänge in einer so hellen Nacht eben sein kann. Des kleinen Guy bewußtlose Gestalt lag schweigend und schwer in der blauen Dämmerung, die um sein Bettchen herum weißer leuchtete. Der Vater setzte sich schmerzüberwältigt nieder. Seine Augen waren starr auf seines Kindes Antlitz gerichtet, und durch dies Antlitz hindurch lasen sie, mit großen Buchstaben in die Zukunft hineingeschrieben, die beiden Worte, die der Arzt zurückgelassen hatte, und die das Zimmer erfüllt hatten, seit er gegangen war.

»Tod.« Was heißt das? Plötzlich begann Sir Geoffreys Geist zu arbeiten wie eine aufgezogene Uhr. Er wurde sich klar darüber, daß er im Begriff war, alles bis ans Ende zu durchdenken.

Die große Frage, von der er alles abhängig glaubte, war nun doch nicht die größte. Sie lautete nicht: »Leben oder Tod.«

Sie war nicht so einfach. Sie lautete »Tod oder Blödsinn.«

»Tod« — das hieß, daß die leuchtende Farbe, die jetzt jeden Winkel seines verdüsterten Lebens erfüllte, plötzlich weggewischt wurde, wie man einen Teller oder eine Palette abwäscht. All das würde einfach verschwinden. Es würde eine Gedächtnistafel mehr in der Kirche sein, die nach dem ersten Sonntag niemand außer ihm ansehen würde. Und das Haus würde leer sein.

Das Haus würde leer sein. Sein Leben würde leer sein — völlig, fürchterlich leer. Nicht den Tod! Alles, alles, nur nicht die hoffnungslose Leere des Todes.

Und er ersehnte mit unsagbarer Sehnsucht, daß das Kind am Leben bliebe.

Nicht den Tod. Was dann? Blödsinn.

Und sein Sinnen wandte sich von dem einen Gedankengang dem andern zu, wie man sich in der Galerie einem andern Bild zuwendet, und klammerte sich an dieses Wort.

Auch eine leere Stelle, aber diesmal eine lebendige, sich bewegende leere Stelle. Niemand wußte mehr als er — es war sehr wenig! — von den verschiedenen Formen der Geisteskrankheiten. Er hatte Grund genug gehabt, sich eingehend damit zu befassen. Und er hatte es nicht nur mit dem Verstande getan.

Viele Monate lang, nachdem man ihm seine Frau genommen hatte, hatte er sich ganz in einer Wissenschaft begraben, die schließlich gar keine Wissenschaft ist, sondern nur eine Anhäufung einzelner Fälle. Die Londoner Größen hatten ihm versichert, Lady Travessants Zustand sei vorübergehend. Er werde durch besondere pathologische Bedingungen verursacht. Wenn diese behoben seien, werde sie gesund werden. Doktor Croyle hatte gesagt: »Diese Symptome stehen mit der geistigen Erkrankung in keinem Zusammenhang; sie werden verschwinden, ohne sie merklich zu beeinflussen.« Der Ausgang hatte Doktor Croyles Meinung als richtig erwiesen. Sir Geoffrey hatte das von Anfang an geglaubt. Zu dem beinah rührenden Glauben an den ortsansässigen Arzt, der sich bei Leuten auf dem Lande glücklicherweise so oft entwickelt, fügte Sir Geoffrey die Ergebnisse seiner eignen Studien und kam zu dem Schluß, ob er nun falsch war oder nicht, daß Doktor Croyle mehr vor diesen Dingen wisse als die meisten Leute. So nahm er denn die ausdrückliche Meinung seiner Autorität ohne Zögern an und machte sich daran, auszudenken, was »Blödsinn« heißen würde.

Nicht das, o Gott! Alles, nur nicht das! Denn Tod hieße Leiden für ihn selbst und Ruhe für das Kind. Aber Blödsinn würde auch für das Kind Leiden bedeuten — jawohl, Leiden, was man auch schwatzen mag über Abstumpfung — würde stündliche Entbehrung, brutale Viehischkeit, Schmach bedeuten.

Lebendiger Tod. Schlimmer als das, eine lebendige Hölle. Nicht Blödsinn! Viel, viel lieber als das die friedliche Reinheit dieses frühen Dahinscheidens.

Und er ersehnte mit unsagbarer Sehnsucht, daß das Kind stürbe.

Er stand auf und legte sich über das Bett. Wenn überhaupt eine Veränderung vorgegangen war, so war, schien ihm, der Atem stärker und regelmäßiger geworden. Er zuckte zusammen und fühlte sich beinahe enttäuscht durch diese Entdeckung. Und dann, als das Entsetzen über die Enttäuschung ihn überkam — da hielt er es nicht länger aus und stürzte aus dem Zimmer.

Als er sich endlich wieder klar darüber wurde, daß jeder Mensch den Rätseln seines Daseins ins Gesicht blicken und sie bewältigen muß und nicht nur ihre Entwicklung in starrem Schrecken abwarten darf, da stand er auf der Terrasse, auf derselben Terrasse, wo er vor ein paar Stunden jene Unterhaltung mit Miß Dalton gehabt hatte. Die milde Nacht lag kühl auf seiner Stirn. Und die ganze Unterhaltung kam ihm ins Gedächtnis.

Er hatte Miß Dalton davon abhalten wollen, ihr junges Leben durch eine Heirat mit seinem ausschweifenden Bruder zu ruinieren. Er hatte das indirekt und ungeschickt versucht, denn er wagte und wünschte nicht, geradeheraus zu

reden. Und doch, wie einfach war in Wirklichkeit seine Lieblingstheorie, daß der Mensch die Pflicht habe, Leiden für sich und die Menschheit auf das geringste Maß herabzumindern! Wie oft hatte er es sich ausgedacht in den langen Stunden der Empörung gegen sein eignes grausames Schicksal!

Es brauchte auf der Welt nur wenig Leid zu geben, wenn die Menschen es nicht verursachen würden; noch viel weniger Leid brauchte es zu geben, wenn sich die Menschen über die übliche Lüge erheben könnten, daß Schmerz an sich etwas Edles sei, wert, getragen zu werden. Alles Leid ist nur ein Mittel zur Erreichung des Ziels, niemals das Ziel selbst. Und hoffnungsloser Schmerz, unbewußter Schmerz ist etwas Nutzloses, Törichtes, etwas, das ausgemerzt werden muß.

Das war seine Theorie. Sie gestattete einen rechtmäßigen Ausweg, deswegen — Tod.

Er hatte es so oft gesagt. So oft hatte er sich gesagt, daß, wenn die Menschen nur klar und gerade sähen, alle die töten würden, die unheilbar, hoffnungslos geisteskrank sind, ebenso Kinder, die verkrüppelt zur Welt kommen oder sonst belastet sind. So oft hatte er in seiner Einsamkeit über die heutige medizinische Wissenschaft gespottet, die all ihre Forschungskraft darauf verwendet, die tödlichen Qualen des Krebskranken oder Schwindsüchtigen zu verlängern, über die moderne Philanthropie, die all die kleinen elenden Wichte aufliest, die nur leben können, um zu leiden, und sie zu bewußten Erduldern ihres unglückseligen Schicksals macht.

Man verstand sich besser auf solche Sachen in einer wahreren, gesünderen Epoche — die Griechen und Römer mit ihrer Euthanasia, mit dem Aussetzen der Mißgestalten, sie verstanden sich darauf — und wir? Die ganze medizinische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts verlängert den Schmerz, den sie nicht beseitigen kann; unsre gesamte moderne Ethik nährt die Anschauung, daß Leid an sich etwas Schönes ist; unsre gesamte vielgerühmte Zivilisation wird eine Riesenmaschine zur Steigerung der menschlichen Lebensfähigkeit. Und was ist das Resultat? Die Verzweiflung einer Welt. Man redet vom veredelnden Einfluß des Leides. Es macht dumm, brutal und tötet schließlich die Seele im gequälten Leib. Das ist seine »Mission«. Laßt den Mann, der fühlt, daß es für ihn einen andern Sinn hat, in der Kraft der Hoffnung es erdulden. Aber laßt den, der weiß, daß es Tierquälerei ist, den eingekerkerten Geist mit einem Schlag befreien.

So hatte Sir Geoffrey drei einsame Jahre lang geurteilt und überlegt. Und, getragen von all diesen Überlegungen, stieg heute abend eine schweigende Frage vor seiner Seele auf.

Früher hatte es alles nur das eine bedeutet: Wenn ich die stündliche, hoffnungslose, nutzlose Qual der Frau, die ich liebe, enden könnte, so würde ich es tun. Ich würde sie aus Mitleid und aus Liebe töten. Und ich kann nicht. Ich schreie auf gegen mein unfähiges Ich, gegen die Natur, gegen Gott! Ich möchte wie Simson die Pfeiler der Menschheit erschüttern. Mögen sie fallen! Wenn die Moral so unrecht hat, dann soll die Unmoral recht haben.

Und nun, in dieser Stunde — was nun? Endlich und unerwartet war die Entscheidung in seine Hand gelegt. Denn das Kind konnte er töten.

Nichts weiter als einen Augenblick lang das Kissen auf die nach Atem ringenden Lippen pressen. Die Befreiung eines noch reinen und lichten Geistes oder die schrittweise Erniedrigung dieses Geistes bis in die unergründlichen Tiefen tierischer Würdelosigkeit. Und soll ich, gerade ich, die Hand vom Tod zurückhalten?

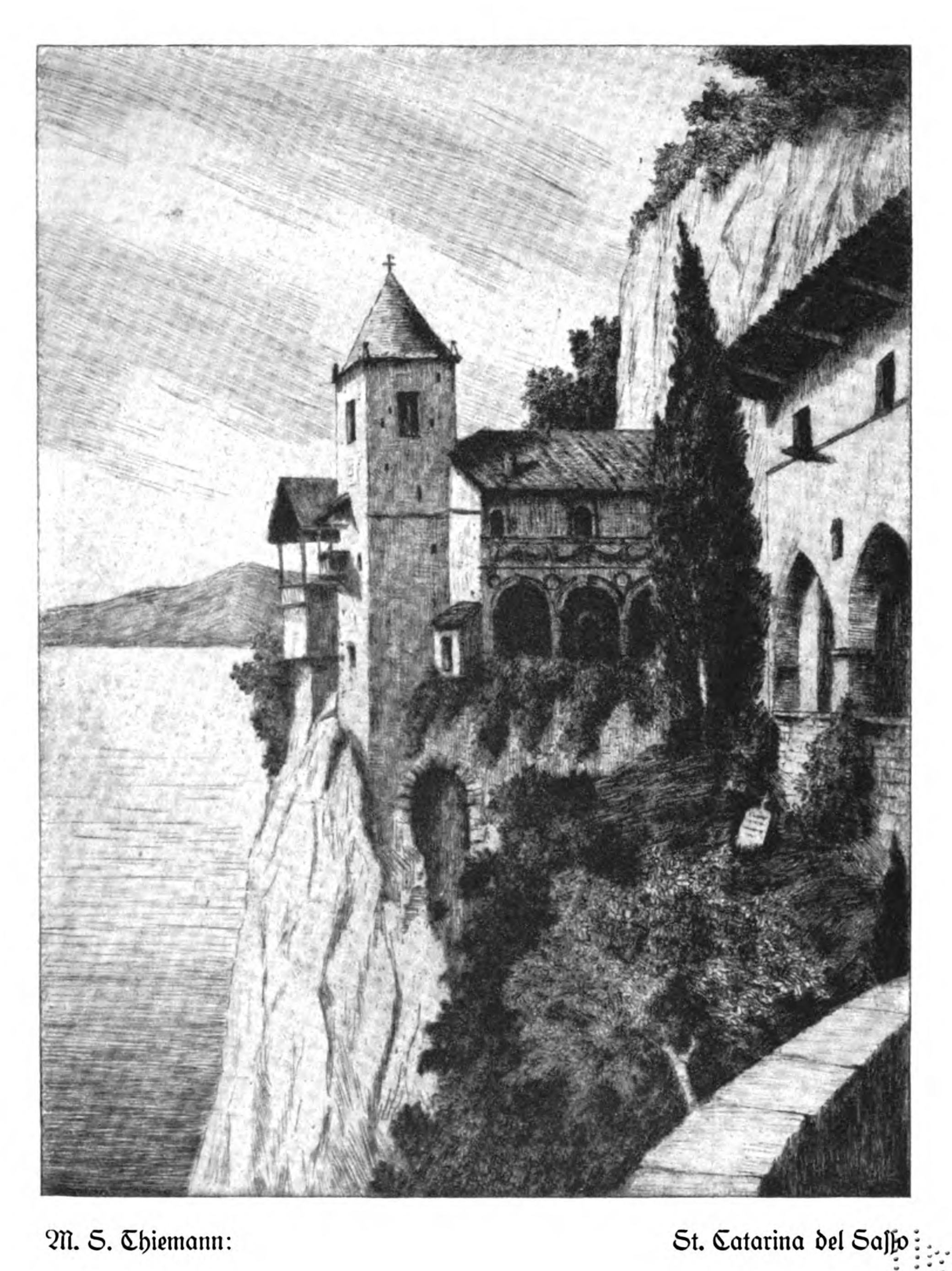
Keine Worte können es ausdrücken, was dieser einzige Sohn seinem Vater bedeutete, für den alle andern Freuden des Daseins schlimmer als der Tod waren. Das Glück der Vergangenheit pulste als lebendiger Schmerz in Sir Geoffreys Herzen. Und dieser einzige Ruhepunkt blieb ihm.

Der Tod des Kindes bedeutete Cecils Erbfolge für das Besitztum. Denn Sir Geoffrey würde nie wieder heiraten, selbst wenn er frei würde. Cecil war nach seines älteren Bruders Meinung ein Spieler und ein Trunkenbold. Sir Geoffreys Charakter hatte kein Verständnis für jemand, der »ein bißchen wild« war. Seine Begriffe von Ehre und Moral schlossen keine Kompromisse. Er gehörte zu jenen glücklichen Sterblichen, die sich selber achten und die von allen geachtet werden.

Wie er den ethischen Wert des Leids nicht verstand, so konnte er auch die erzieherische Bedeutung der Schwachheit nicht ergründen. Er war gerecht. Er war selbstgerecht. Und Cecil war schlecht.

So sehr auch Sir Geoffrey übertrieb, so hatte er doch genügend Grund, seinen Bruder zu tadeln. Cecil Travessant war oft halb berauscht vor Aufregung, ehe er noch ein Glas Wein angerührt hatte. Aber der Fleck war nun einmal da. Die Leute hatten angefangen, es zu bemerken und — weit schlimmer noch — Blicke zu wechseln.

»Er war heute abend betrunken,« sagte Sir Geoffrey wild. »Er war betrunken, als er mit dem Kinde ausglitt. An Gibbies Tod ist seine Trunkenheit schuld. Und er kann sich darüber freuen — sie hat ihm vorzüglich gedient. »Der erste nichtsnutzige Baron.« Das hat er erhofft und ersehnt. Damit kann er bei den Juden bezahlen und ihnen erzählen, um wie viel ich



M. S. Thiemann: St. Catarina del Sasso

älter bin als er. Ohne Zweifel wartet er ruhig auf die Nachricht vom Tode des Kindes. Sie wird kommen.«

Sir Geoffrey war wie viele unentschlossene Träumer nicht mehr abzubringen von der Meinung, die er einmal gefaßt hatte.

Und der Argwohn befestigte sich in seinem Herzen, daß Cecil vielleicht mit Absicht ausgeglitten sei. Es war richtig, wie der junge Offizier Minnie Dalton erzählt hatte, daß der Vater den unbedachten Scherz des Onkels nie vergessen hatte.

»Mörder!« hatte er in Gegenwart aller Gäste geschrien. Jetzt wiederholte er das Wort ruhig für sich in der Stille der sternklaren Nacht.

Und er selbst war im Begriff, diesem Mörder, diesem Spieler, diesem Trunkenbold den Wunsch seines sündigen Herzens zu erfüllen.

»Nicht Blödsinn!« murmelte er, nach Atem ringend, »nicht Blödsinn! Hilf mir, o Gott, meine Liebe für das Kind recht zu beweisen!«

Da fiel ihm plötzlich die Erleichterung beim Atemholen ein. Jeder Augenblick steigerte das unvermeidliche Grauen vor dem Ende.

»Auf der Stelle!« sagte er laut. Und er kehrte sich um und richtete seine Schritte nach dem Zimmer des Kindes.

Sogar in diesem Augenblick fiel ihm Cato Uticensis ein und die große Zahl edler Römer, die das freiwillige Aufgeben des Lebens verherrlicht haben. So viele von ihnen hatten nur einen hinfällig gewordenen Leib verlassen. Er war im Begriff, sein eignes Glück zu vernichten, wenn er das Geschöpf, das er liebte, rettete.

Denn er fühlte, von Augenblick zu Augenblick immer deutlicher, daß er alles, was er hatte, hingeben würde, um das Kind bei sich zu behalten, sei es auch nur, daß er es sehen, es berühren konnte, in welcher geistigen oder körperlichen Erniedrigung es auch sein mochte.

Er erreichte das Vorzimmer und blieb einen Augenblick stehen. Es schien ihm, als ob die Verbindungstür berührt worden sei, denn sie war jetzt fast ganz zu. Wer hatte gewagt, seinen Befehl zu mißachten?

Er zögerte — die gebrochenen Laute einer erstickten Stimme wurden hörbar, als er da wie gebannt stand. Er kannte die Stimme sofort. Es war Cecil. Er betete: »O mein Gott, sei mir Sünder gnädig! Sei mir gnädig, wenn es noch nicht zu spät ist! Rette das Kind! Rette das Kind und strafe mich! Nimm meine Schwachheit, wie ich sie dir darbringe! Hilf du mir durch deine Kraft, vor dir zu geloben, daß ich nie wieder ein berauschendes Getränk anrühren will! Laß mich durch Christi Liebe all meine Sünde vor dich hinbreiten! Und, o gnädiger Gott, der auch eines Sünders Gebet erhört, rette du das Kind und laß es wieder gesund werden! Du, der sich der Väter erbarmt, erbarme dich dieses unglücklichen Vaters! O Gott, töte mich, nur rette Guy!«

Sir Geoffrey lauschte, unschlüssig, was er tun sollte. Wie lang er da stand, wußte er nicht. Seines Bruders Stimme fuhr in gebrochenem, herzzerbrechendem Flüstern fort. Sir Geoffrey lauschte.

Endlich stieß er leise die Tür zur Stube auf und ging in das innere Zimmer. Menschliches Leid und menschliche Schwachheit zogen ihre Schleier zurück, und sein Herz erblickte sie. Schweigend kniete er neben dem Taugenichts nieder und faßte seine Hand. Schweigend lagen sie da und sahen auf das Kind. Leise schlug die Uhr — halb — ganz — sie hörten es nicht.

»Papa!« sagte Gibbie und machte seine großen Augen weit auf vor Staunen, aber sie waren klar und verständig — »Onkel Ced — der Kopf tut mir weh! Hab' ich mich dran gestoßen?«

Am Bodensee

Ist er dann am schönsten: wenn in Morgenreinheit
Er dem Schoß der dunklen Mutter eben sich enthebt,
Und der ersten Jugend Duft in zarter Feinheit
Silbern sich um seine Knabenglieder webt?
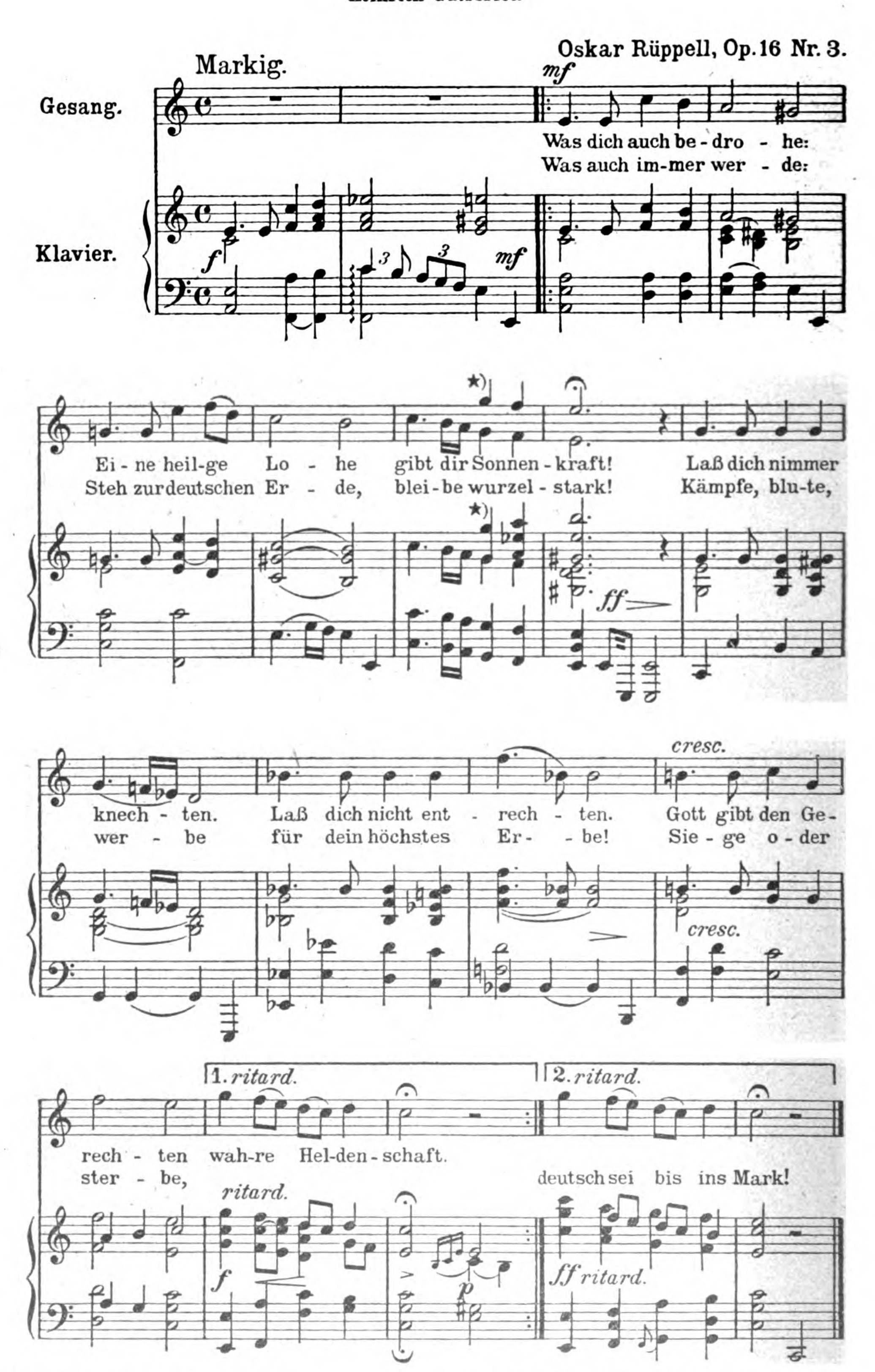
Oder: wenn der Föhn, der Bruder aus den wilden Bergen,
Rauschend mit ihm großartige Zwiesprach braust,
Daß auf ihrem flüchtigen Kahn den Menschenzwergen
Ob des Riesenmaßes dieses Zornes graust?

Nein, am schönsten: wenn er abends purpurn glutend
Eins sich allen bunten Himmelsseligkeiten weiß,
Und der Gott, aus tausend Himmelswunden blutend,
In ihn, sterbend, gibt sein letzt Geheimnis preis.

Heinrich Weinstock

Feuerspruch.

Heinrich Gutberlet.



*) Die Oberstimme beim 2. Vers.

Ausgabe für Bariton bei Walter Simon-Cassel

Paul Steinmüller

Von Friedrich Düsel

Es war alles Beruf, aber der höchste Beruf war Sendung

Diese Worte hat Paul Steinmüller, gleichsam als Schlußstein, unter eine Vita gesetzt, die mit lakonischer Kürze in wenigen Zeilen die Hauptstationen seines Lebens aufzeichnet. Wer nur ein wenig mit Steinmüllers Gedankenwelt vertraut ist, weiß, was sie sagen wollen: Gott war bei mir, auch wo ich im Dunkeln tappte, irrte und fehlging, nichts geschah ohne seinen Willen, aber erkannt habe ich ihn erst spät, spät erst erfahren, daß er in mir war, erst auf der Höhe meines Lebens ist mir mein rechtes Ziel und meine wahre Sendung erschienen. Alles andre war Tasten und Suchen.

Das bedeutet keine Verachtung, geschweige denn eine Verleugnung dessen, was Steinmüller als Mensch und Schriftsteller in jungen Jahren gelebt und geschafft hat. Nichts geht verloren im Reiche der Natur, nichts ist umsonst im geheimnisvollen Wachstum eines Menschen. Gerade unsre deutsche Geistesgeschichte lehrt uns, daß die langsam Reifenden und spät zu sich selber Kommenden das festeste Holz und den markigsten Kern bilden. So darf Paul Steinmüller auch heute noch bei aller Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, Ehrfurcht hegen vor den Wegen, die ihn seine Jugend und seine frühen Mannesjahre geführt haben.

Paul Steinmüller

Eine gewisse Gleichläufigkeit seines Lebens- und Entwicklungsganges mit den politischen Schicksalskurven des Deutschen Reiches fällt auf. Am 2. Oktober 1870 wurde er in Berlin als Sohn eines mittleren Beamten geboren, unter den Jubelgesängen der durch die Stadt wogenden Menge, die die Übergabe Straßburgs feierte. Sein Vaterhaus war das (heute fast schon in Vergessenheit geratene) Musterbild einer genügsamen, tüchtigen und gottesfürchtigen Bürgerlichkeit. Ein Spaziergang an des Vaters Hand über die zu damaliger Zeit noch unsern von der Amtswohnung in der Mauerstraße, gleich hinter dem Potsdamer Tor beginnenden Felder war eine dankbar empfundene Belohnung, eine Einkehr unter den Zelten oder im erleuchteten Krollschen Garten ein Fest, ein Besuch des Weihnachtsmarktes eine herzklopfende Vorfreude auf die bescheidenen Gaben, die der heilige Christ bescheren werde. Zu der schlichten Frömmigkeit, die daheim ein ererbter, selbstverständlicher Hausgeist war, gesellte sich für den heranwachsenden Knaben schon früh ihre liebste und vertrauteste Gefährtin, Frau Musika. Nicht die im bunten weltlichen, sondern die im geistlichen Gewande, wie sie einer brauchen konnte, der Lehrer werden und in diesem mit heiligem Ernst ergriffenen Beruf den heimlichen oder vielleicht auch offen ausgesprochenen Wunsch der Eltern nach einem Dienst im Garten Gottes erfüllen wollte. So studierte der Zwanzigjährige Musica sacra und bestand dann, mit diesem Sonderfach der Kirchenmusik, das Lehrerexamen, ehe er 1895 mit der geliebten, ihm durch gemeinsame geistige und künstlerische Neigungen zugeführten jungen Frau in einem Vorort Berlins den eignen Hausstand gründete. — Aber der einmal geweckte wissenschaftliche Ehrgeiz wollte sich mit diesem Hafen nicht begnügen. Der junge Ehemann und Lehrer bahnte sich den Weg zur Alma Mater und studierte in den Jahren 1899 bis 1902 an der Berliner Universität Literatur und Geschichte. Zum Abschluß dieses akademischen Studiums arbeitete er ein Jahr lang auf dem Staatsarchiv, insonderheit für eine Geschichte der märkischen Reformation, die als Dissertation gedacht war, von der er dann aber doch nur eine seinem Lehrer Prof. Max Lenz zugeeignete Teilschrift »Einführung der Reformation in die Kurmark durch Joachim II.« herausgab. Diese Arbeit beruht auf gründlichem, weitverzweigtem Quellenstudium und schwelgt nach Art hitziger junger Doktoranden in gelehrten Anmerkungen, läßt aber in dem Schwung und der Farbigkeit des sprachlichen Ausdrucks schon den werdenden Schriftsteller ahnen.

Der hatte sich zuvor schon, 1896, von Friedrich Spielhagen ermuntert, in einer Erzählung versucht, der Chroniknovelle »Untrüborn«, deren

Stoff ihm im Harz, der historischen Ursprungsstätte derer to den Steenmühlen, begegnet war, die aber in ihrer Stimmung und Gestaltung mehr an den Dichter der »Renate« und der »Chronik von Grieshuus« als an den Verfasser der »Problematischen Naturen« und der »Sturmflut« erinnert. Das war die erste Gabe, mit der Paul Steinmüller zu Westermanns Monatsheften kam. Ich weiß den Tag noch wie heute. Es muß im Frühling oder Sommer 1899 gewesen sein. Ich war noch nicht lange in der Schriftleitung und übte mich eben in den ersten selbständigen Entscheidungen. Autoritätsgläubig aber war ich schon damals nicht mehr, und so machte die Berufung auf Spielhagen wenig Eindruck auf mich. Desto mehr die noch selbigen Abends begonnene Lektüre der Erzählung selbst. Da war nicht bloß Gestaltungsgabe und Stilsicherheit in der altertümlich gefärbten Sprache, da war auch Menschenkenntnis, Lebensgefühl und ein poetisches Empfinden, das Leidenschaft und Schuld, Schmerz und Süße, Reue und Sühne des unruhvollen Menschenherzens mit gleicher Innigkeit durchdrang. Freudig nahm ich die Arbeit für die Monatshefte an (Dezemberheft 1899 und Januarheft 1900), noch ahnungslos, daß damit das Samenkorn einer Freundschaft zwischen uns beiden gelegt wurde, wenn es auch noch zwei Jahrzehnte lang im Dunkeln schlummern sollte, bevor eine meiner schönsten Lebensblüten daraus wurde. Ich danke der glücklichen Stunde; der Dichter des »Untrüborn« aber tat wohl daran, von all seinen erzählenden Jugendarbeiten allein diese, fast fünfundzwanzig Jahre nach ihrer Entstehung, in einer Neuausgabe wieder auferstehen zu lassen. Der Gewissensernst und das Gottsuchertum, die darin die Flügel regen, sind dessen würdig, was er heute, wenn auch in ganz andern Formen und in unendlich vertiefter Verantwortung, für seine »Sendung« hält.

Andres, was in dem Jahrzehnt 1903 bis 1912 an epischen Arbeiten entstand, so der zweibändige Roman aus dem Bauernkrieg »An der Himmelspforte«, »Eignes Weg« und die »Erzählungen des Barons Kahlebutz«, hat der Paul Steinmüller von heute leichten Herzens hinter sich gelassen. Nur noch die aus derselben Zeit stammende Novelle »Als Leid ging und Freude kam«, worin eine durch falsche Erziehung verschuldete, schließlich aber durch selbstüberwindende Liebe überbrückte Entfremdung zwischen Vater und Sohn behandelt wird, ist durch die heute heftiger denn je aufgerüttelten Generationskonflikte wie von selbst wieder ans Licht geholt worden.

Inzwischen hatte sich in Steinmüllers Leben eine Wendung vollzogen. Durch seinen Schwiegervater, den Berliner Wagenbauer Neuß, war er zur Industrie gekommen und hatte als Liquidator der von jenem geleiteten Aktiengesellschaft für Wagenbau seine praktische Begabung geübt. Diese Werktätigkeit kam ihm zugute, als um das Jahr 1907 durch Erbschaft von der Spindelseite her das vorpommersche Rittergut Holthof an ihn fiel und er, um dieser neuen Aufgabe gewachsen zu sein, für einige Semester auf die Berliner Landwirtschaftliche Hochschule ging. Zunächst teilte er nun seinen Aufenthalt zwischen Stadt und Land, wie es die Holthofer Vorfahren getan hatten, allmählich aber gewannen das Land und die Gutsarbeit mehr und mehr Anziehungskraft für ihn, die Natur und die ländliche Einsamkeit zogen ihn enger an die Brust — so oft und reichlich sie auch zumal sommersüber durch freigiebig geübte Gastfreundschaft belebt werden —, und heute ist der Dichter Steinmüller ein Mann, der nicht nur, wie Horaz oder Wieland, während der »schönen Jahreszeit« auf sein Landgut zieht, sondern tätigkeitsfroh mit beiden Füßen auf der Mutter Erde steht, frühmorgens mit dem Hahnenschrei zu Pferde steigt, um seine Felder abzureiten, mittags seine Beratung mit dem Wirtschafter hält, nachmittags die Leute inspiziert und abends, wenn Bockzeit ist, auf Anstand geht.

Eine Weile hätten nun wohl ohnedies die Musen feiern müssen. Der Krieg verscheuchte sie für geraume Zeit vollends. Steinmüller stand jetzt an der Schwelle des fünfundvierzigsten Lebensjahres, und dem Gutsherrn von Holthof, der aus seinen Leuten die besten Männerkräfte hergeben mußte, wäre es wohl ein leichtes gewesen, sich selbst dem Kriegsdienst zu entziehen. War doch auch sofort nach Ausbruch des Krieges im Holthofer Schloß unter der Leitung der Gutsherrin, einer Samariterin von Gottes Gnaden, eine Genesungsstätte für Verwundete eingerichtet worden. Aber er dachte nicht daran, sich dem Rufe des Vaterlandes zu entziehen. Schon 1914 ging er als Sanitätszugführer ins Feld, hat auf diesem Posten unter Anstrengungen und Entbehrungen zwei Jahre hindurch getreulich standgehalten, in Belgien und Frankreich, auf dem Balkan, in Rußland und wiederum, gegen Ende des Krieges, auf französischem Boden, bis zum bitteren Rückzug.

Als ein innerlich Verwandelter kehrte er heim. Die Siegesglocken, die über seiner Wiege geläutet hatten, waren zersprungen, aber in dem Glockenstuhl seiner Seele waren neue aufgehängt, und deren Erz war unzerstörbar, wie der Arm dessen, der sie läutete. Draußen, im Gebrüll der Geschütze, im Feuer der Schlachten, unter dem Stöhnen und Ächzen der Verwundeten, unter den Todesseufzern der Sterbenden, war ihm der dichterische Beruf, der so lange geschlummert hatte, zur »Sendung« geworden. Bisher war er ein wenn auch dichterisch beseelter und künstlerisch erhöhter Unterhaltungs-

schriftsteller gewesen, der den innersten Quell seines Gefühls nicht in Prosa, sondern — auch dies nur gelegentlich — im lyrischen Gedicht ausströmen ließ; jetzt wurde er ein Botschafter dessen, den er als Wurzel und Wipfel alles Seins und Geschehens erkannt und lieben gelernt hatte, und die Gabe des Wortes, die ihm auf die Lippen gelegt war, wurde ihm zum heiligen Werkzeug, zu einem Gefäß des Grals, darin nicht Raum war für Tand und Zeitvertreib.

1917 erschien das erste jener Büchlein, durch die der Name Paul Steinmüller sein literarisches Gepräge erhalten hat. Die »Rhapsodien von der Freude« nannte es sich (wie alle folgenden bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart). Eine ungewöhnliche und nicht gleich durchsichtige Titelprägung; halb aus der Musik, halb aus der Dichtkunst geholt. Unter Rhapsodie versteht die Poetik ursprünglich ein von einem Rhapsoden, einem wandernden Volkssänger, in gehobenem Tone vorgetragenes episches Gedicht oder einen Abschnitt daraus, dann ein in Form und Plan frei gehaltenes episch-lyrisches Gedicht, wie Schubarts »Ewigen Juden«; aber auch die Vorstellung des Bruchstückartigen, Abgerissenen und lose Zusammengefügten mischt sich in den Begriff, wobei es mehr auf die Eingebung und den Fluß des Augenblicks als auf die überlegte und durchgefeilte Ausgestaltung ankommt. Auch die Musik betont in dem Ausdruck »Rhapsodie« vornehmlich die freie Phantasieschöpfung, die sich aus Volksmelodien nährt, wie Liszts »Ungarische« oder Lalos »Norwegische Rhapsodien«. Bei Steinmüller spielen, seinem Bildungsgange entsprechend, wohl poetische und musikalische Auffassung durcheinander: das Büchlein setzte sich aus kleinen, nur innerlich verbundenen Einzelstücken zusammen, deren lyrisch-biblisch bewegte Prosa aus dem unmittelbaren Gefühl des seelisch erhobenen Augenblicks quillt. Auch der Begriff Freude war bei ihm nicht der alltäglich geläufige, nicht der simple, glatte Gegensatz zu Leid und Trauer. Freude war hier etwa das, was Feuchtersleben in seiner »Diätetik der Seele« darunter verstand: der Affekt, der den Geist zu höherer Vollkommenheit erhebt und die Seele zum tatkräftigen Aufschwung beflügelt. »Wer Schöpfer sein will, muß fröhlich sein« und »Freude lächelt mit den Augen eines Kindes, das aus einer Handvoll Sand eine Welt baut.« Ja, tätige, schöpferisch-lebendige Freude wollte dies Büchlein wecken, helle, frohe Lichter wollte es anzünden in dem Dunkel, das sich damals schwerer und schwerer auf unser Deutschland herabsenkte. Das ist ihm und seinem unmittelbaren, nahe verwandten Nachfolger, den »Rhapsodien des Lebens«, in reichem Maße gelungen. Zu Tausenden und aber Tausenden sind die beiden Bändchen durch die deutschen Lande, zumal aber zu unsern Soldaten ins Feld gewandert und haben Grüße der Gemeinsamkeit, der Hoffnung, des Trostes und des Vertrauens auf eine bessere Zukunft von Seele zu Seele getragen.

Diesen beiden noch mehr weltlich gehaltenen frohen Botschaften von der Freude und dem Leben folgte alsbald eine mehr religiös gestimmte: »Der Heiland«. Da spricht der Dichter von dem Wesen und Wachsen des Gottesreiches in uns, vom Glauben, von der Freiheit, vom wahren Adel, von der Erlösung, vom Schicksal, von der Ehe, vom Leid der Menschheit, aber auch wieder von der Freude und dem Leben. Einen »Dank« nannte er das Büchlein, weil ihm selbst an der Seite des Heilands, seines steten Begleiters, erst Sein und Wert des Lebens aufgegangen, weil er ohne ihn durch das Wirrsal dieser Tage nicht hindurchgefunden hätte.

Freier bewegten sich die Wanderweisen »Trosteinsamkeit«. Unsre Romantiker haben darunter eine Flucht aus der Gegenwart ins Dämmer des Mittelalters und die Waldgründe des Märchens verstanden, Steinmüller sucht unmittelbar aus den Nöten und Sorgen, Irrsalen und Kämpfen der Zeit Trost für unser Leiden und Kraft für unsre Genesung zu schöpfen. Nicht einem selbstgenügsamen, romantisch-geistreichen Subjektivismus hängt er nach, sondern ganz und ungeteilt gibt er sich dem Gemeinschaftsleben unsrer Tage, der Seele seines Volkes hin. Und was predigt er ihm? Nichts, was nicht begründet läge in unsrer eigensten Art. Den Weg zu den Müttern unsers Wesens, die Wiedergeburt unsers Ichs. Freilich müssen wir erst das Seelenlose, darin unser Wesen verkümmert, und die altkluge, wissende Maske abstreifen, die unser natürliches Antlitz entstellt. Geschieht das, so sei die Stunde gepriesen, in der wir arm wurden, denn unsre Armut wird unsre Rettung sein. Es ist etwas Großes um die Kultur, wenn sie Veredlung bringt, aber widrig ist sie, wenn sie zum glänzenden Schein und zur prunkenden Leere ausartet. Nicht das stiftet den Unterschied zwischen Menschen, daß einer Gold, der andre Kupfer in der Tasche trägt, sondern nur das, was er aus dem edlen oder gemeinen Metall zu machen weiß. Keiner ist frei, der anderm als dem Richter in seiner Brust lauscht; kein Gott kann uns erlösen, wenn wir den Gott in uns nicht befreien. »Dann wirst du das Leid preisen, das dich einsam machte. Denn die Einsamkeit wird dein Trost sein.«

Eine Gedichtsammlung, von Steinmüller aus dem Kriege heimgebracht und dankbar in die »lieben Hände« seiner Frau gelegt, unterbrach 1919 die Reihe der Prosabücher. Aber auch diese lyrischen Weisen »Von Zeit und Ewig-

keit« singen nicht von der Gewalt, nicht von den Lorbeeren des Schwertes, auch hier sucht der Dichter hinter dem Willen des Menschen das Gesetz der Notwendigkeit und die Gedanken Gottes, die über allem Irdischen »ausreifen wie ein sommerlich Erntefeld«. Eine Probe dieser überall aufklingenden Gott- und Ewigkeitsdemut, ein Gedicht aus Warschau:

Maria zierte ihr Lichtmeßfest
wie den Mai mit der Schlehenblüte:
der Rauhreif schuf aus dunklem Geäst
hellglitzernde Zuckerhüte.

Es säte die Nacht in den dunklen Grund
des Himmels blinkende Funken.
Es war so schön! Und Seele und Mund
erschlossen sich lenzestrunken.

Das Kerzenlicht floß aus dem Kirchenportal,
die Glocken haben geklungen,
von Knabenstimmen ist leis ein Choral
in die feiernde Nacht gedrungen:

»Du bist wie ein Weinstock im sonnigen Blust,
wir sind deine Trauben und Reben;
keltre uns, Herr, wenn du keltern mußt,
doch führ' uns zum Leben, zum Leben!«

Man fürchte nicht, daß diese Gedichte sich in Predigttum verlieren. Sie können sich spielend auch dem Lufthauch des Augenblicks hingeben und balladenhaft ein Stück Menschenleben (Die Liebe des Fähnrichs Eicke), malerisch-stimmungsvoll Städte und Landschaften Belgiens, Frankreichs, Rußlands und des Balkans schildern, wobei der Hauch von oben nur sanft und leise wie von unsichtbaren Fittichen um die bunten Erscheinungen weht, und können traumverloren wie ein Volkslied in süßem Vergessen über die blutigen Felder wandern.

Erst der Fünfzigjährige legte wieder ein Erzählungsbuch auf den Gabentisch. Die acht Stücke, die es enthält, haben sich nicht etwa nur durch die Zeit der Entstehung oder eine gleichartige Daseinsstimmung zusammengefunden, sie sind mit wohlüberlegter Kunst zum »Novellenkranz einer Liebe« verschlungen. Ja, wir erkennen deutlich den Reifen, der das Gewinde zusammenhält. Es ist die alte, scheinbar armselige und doch so reiche Verheißung, daß dem Menschen auf diesem Erdenpfade nur eine Liebe vergönnt ist, daß alle andern Ansätze dazu nur ein Suchen, Tasten und Sichsehnen nach einem Bilde sind, das ihm seine Seele von Anfang an vorgezeichnet hat, ohne das »sein Friede nicht voll«. Oder, wie der alte weise Mann, der gleich einem heimlichen Boten des Dichters durch die erste dieser Novellen geht, es ausdrückt: »Wer aller Frauen Wesen in einer zu finden trachtet und sie verliert, der wird die Eine in allen suchen und sie doch endlich finden. Es ist nur Beatrice, die uns die Pforte zum Paradies öffnet.« Wilmund Andersen erlebt es so. Sechsmal taucht nach dem ersten Erlebnis weiblicher Untreue ein neues Glück, ein neues Gefühl, eine neue Sehnsucht vor ihm auf, schwebt eine Weile lockend, werbend, verführend vor ihm her, aber jedesmal wehrt ihm eine rätselhafte Gewalt, das Bild zu ergreifen — bis er endlich, auf der Rückzugsstraße unsers Heeres aus dem Westen, die früh Verlorene, nie Vergessene wiederfindet. Nun sich ihre geläuterten und erprobten Herzen zum zweitenmal binden, wissen wir, daß zwei ruhelose Pilger in den Hafen des Friedens und Glücks einlaufen werden. Alle diese Geschichten sind von einem innigen und tiefen Miterleben erfüllt, durch ihre Adern pulst das Blut der Erfahrung, und der stets auf den Nerv des Themas gerichtete Ernst des Dichters duldet keine Abschweifung ins Spielerische oder bloß Schmuckhafte. Eine reife Künstlerschaft ist hier am Werke, die nach sicherem, männlichem Plan arbeitet, in ausgeglichenem Bunde mit der Phantasie und einem ebenso hoch wie rein gestimmten Lebensgefühl.

Es war auch sonst ein fruchtbares Jahr, das mit der bekränzten 50 über der Tür. Zwei Dramen entstanden, eins aus der italienischen Renaissance (»Lucilla«), einer Zeit- und Lebensepoche, für deren Bezwingung es diesem gewissensstrengen Innendichter freilich an dem heißen Blut der Leidenschaft und dem weitoffenen Weltblick fehlte, und das »Zehnjungfrauenspiel«, ein Drama des Freiheitstrotzes und des Kampfwillens aus dem alten Stralsund, kurz vor Wallensteins Belagerung, in das eine Erneuerung des Mysterienspiels von den klugen und den törichten Jungfrauen eingebettet ist. Mit seinem immer wiederkehrenden »Wachet auf!« und dem Ruf nach dem Schwert, das allein der Freiheit Scholle pflügt, wird diese Historie aber auch zu einer Stimme aus der Not der Gegenwart, zu einem Sehnsuchtsschrei nach dem Manne der Tat, dem Brecher der Bande, dem Erlöser aus der Knechtschaft. In Stralsund ist die Bühnenprobe auf das Drama gemacht worden, doch hat es sich dabei wohl mehr als ein Festspiel für hochgestimmte Gelegenheiten, nicht aber als Spielplanstück unsrer Geschäfts- und Alltagstheater erwiesen.

Die vierte Gabe des Jahres 1920 war ein neuer Gedichtband: »Die Lieder des Kommenden«, des »Ritters in Trotz und Eisen«, der diesen Strophen voranreitet, oder des »Einen«,

den Schmach nicht verdarb und Schmerz nicht zerbrach,
im Land voll von Totengebeinen:
des neuen Menschen aus kraftvollem Guß,
der nicht von Selbstsucht gekettet.
und der, schlägt die Stunde, erwachen muß
und aufsteht und Deutschland errettet.

Lieder, die durch die deutschen Gaue von der Zugspitze bis zum Meer, durch alle Stimmungen der Natur schreiten, sich vom Gewittersturm zausen und vom Atem der Sommerlüfte kosen lassen, stille Einkehr und fromme Andacht halten, aber auch das Gewirr der großen Städte und das bunte Marktgetriebe nicht scheuen, um unermüdlich den Glauben an das Innerliche und Wesentliche zu verkünden und den verschütteten Gott in uns zu befreien, den erst die Not uns zeigen konnte:

Und bist du entwachsen dem Zeitlichen, Kleinen,
erfaßt du das Leben erst ganz,
und auf allem, das andern als Unglück will scheinen,
findest du noch einen Glanz ...

Mehr ins innere Gehäuse des Herzens ziehen sich die »Lieder von Liebe und Leid« in der zweiten Abteilung des Buches zurück. Darunter sind ein paar balladenhafte Stücke voller Bildhaftigkeit und doch in ahnungsvolles Dämmerlicht getaucht, aber auch echt lyrische Strophen, bei denen gleich die eingeborene Melodie mitschwingt, wie Steinmüller denn auch später aus seinen Gedichten ein Heft »Spielmannslieder für die singende Jugend« mit Melodien zusammengestellt hat, darin das zumal von unsern Wandervögeln viel gesungene »Lied von der Rose im Garten«. Im letzten Abschnitt (Madonnenlieder im ersten Jahre des Kindes) spürt man wohl einen leisen Zwang der poetischen Maske, aber auch sie suchen durch das Kleid hindurch den Weg in die Seele, in die Seele der Mütterlichkeit.

Noch einmal kehrt die Bezeichnung Rhapsodien wieder, in dem Bändchen von 1921, den »Rhapsodien vom verlorenen Königreich«. Sie sind während glücklich-beschaulicher Sommermonate auf der Insel Hiddensoe entstanden, und wer dies verträumte, märchenhaft schöne Eiland kennt, wird den Spuren des Dichters durch Strand und Land, Leute und Legenden, Sagen und Sitten unschwer folgen können. Doch handelt es sich auch hier nicht um Naturschilderungen, sondern um Seelenbotschaften. Die alten Glocken läuten ihre Mahnungen weiter: zu wandern und das verlorene Königreich unsrer Mutter Liebe, Menschen- und Gottesliebe, zu suchen. »Kehret zurück zur Heimat unsers Wesens, wo ihr lernt, was Reinheit und Treue ist!« läuten diese Glocken, und sie pochen an die Brust aller derer in unserm Volke, die jung und sehnsüchtig sind, mögen sie nun in blondem oder weißem Haar, mit grünem oder dürrem Stecken einhergehen. Der engumschlossene Boden ihrer Herkunft bedeutet für diese kleinen Bilder und Betrachtungen keine Verarmung; ihr Wuchs ist nicht hoch, aber sie blicken aufs weite Meer hinaus, und Sonne und Sturm, Nebel und Sterne spielen mit ihren Zweigen.

Dasselbe Jahr brachte »Die sieben Legenden von der Einkehr«, an ihrer Spitze die zuerst in den Monatsheften erschienene »Wenn die Gäste gehen«, die wie auf Goldgrund gemalte Legende des Abschiednehmens vom irdischen, der Einkehr beim himmlischen Leben. Dieses ernste und doch tröstliche Stirb und werde geht durch alle diese Erzählungen: immer bedeutet ein Verlassensein, ein Sichverlieren zugleich ein höheres Sichfinden und Sichvollenden. Dabei sind die Geschichten nicht etwa in ein moralisierendes Gewand gekleidet, sondern stehen in reiner, naiver Kunstform da, gewiß, daß die mit Bedacht Lesenden den süßen Kern schon finden werden, oder daß er sich ihnen als Samenkorn lautlos in die Seele senken wird.

Der Verfasser dieser kleinen, schmalen Bändchen, von denen keins mehr als zehn Bogen umfaßt, durfte sich jetzt ohne Überhebung als Haupt einer großen, wenn auch stillen Gemeinde fühlen. Da glaubte er sich verpflichtet, seine Stimme lauter zu erheben, sie weiter hinausschallen zu lassen und ihr noch mehr Widerhall zu verschaffen. So gab er in Broschürenform eine Reihe von »Sendschreiben an das deutsche Volk« heraus, ähnlich wie es einst unsre Reformatoren getan hatten. Darin sprach er über Schicksal und Glauben, Religion und Arbeit, über unsre Jugend, über Menschentum, Volk, Vaterland und andres, zuweilen mit Zorn und geharnischtem Eifer, nie ohne eindringlichen Ernst und unverzagte Liebe, wenn auch selbstverständlich oft mit Wiederholung der Gedankengänge aus seinen Rhapsodien. Aber das volle Echo blieb diesmal aus. Wer auf diese Weise wirken will, muß Tuba oder Trompete blasen, und dafür fehlt Steinmüller das Organ.

So kehrte er bald wieder zu dem feineren Instrument seiner Laienbreviere zurück. Noch 1922 gab er die Sammlung »Alltägliches im Licht« heraus, die damit eigentlich den Generaltitel für alle diese Büchlein der Verklärung und Beseelung fand, wie sie denn auch unbefangener und beherzter ins reale Menschenleben hineingriff als die andern und näher an die Tür der letzten Kammer, des Gewissens und des Ewigen, herantrat. Im nächsten Jahre folgte das Rudolf Eucken gewidmete Bändchen »Gottesnähe«. Was der Titel zu bedeuten hat, sagt das letzte Stück: »Eines aber weiß ich: Hunger und Haß können wir lange leiden und schmachvolles Gedrücktsein dazu, aber dies nicht: die Gottesferne ... Näher zu dir, mein Gott, näher zu dir!« Wohl werden hier die religiösen Wahrheiten oft ins Weltliche und Irdische gedeutet, aber dies Deuten ist kein Herabziehen, sondern ein Höherheben, ein Tieferversenken. Der Dichter will den Hungernden das Lied vom heiligen Brot der Seele singen und den Ekel an den faden Gerichten der Lüsternen schüren: er pre-

digt den fröhlichen Trotz gegen alles Niedrige und Gemeine; er sucht das Gottesreich da, wo wir schaffen und wirken, wandeln und handeln, denn in uns ruht es wie ein Schatz im dunklen Acker; er fühlt sich als eine Saite, über die einmal Gottes Hand glitt, als ein Hochzeiter, der vor Gott herzieht, im festlichen Gewand, den fröhlichen Strauß am Hut. Die Form ist hier noch knapper und sicherstelliger, die Bildkraft elementarer und naturgesättigter geworden, und doch rankt sich jeder Gedanke empor zur letzten Vergeistigung.

Dies Betrachtungsbüchlein ist bisher die letzte Erscheinung in Paul Steinmüllers Schaffen. Sein jüngstes Werk aber ist der Roman, der in diesem Hefte zu erscheinen beginnt. Schon der Titel »Der Richter der letzten Kammer«, d. i. der Selbstverantwortung, des Gewissens, bezeugt, daß der Dichter den geraden Weg seines Wesens und seiner Sendung weitergeht. Aber eignes Erleben und die Aussicht auf menschliches Sein und Geschehen haben sich ihm inzwischen unendlich erweitert; es gilt die Probe, ob das gesammelte und verdichtete Weltbild, das ein Roman sein soll, noch dazu einer aus den letzten ereignisschweren Schicksalsjahren, von der inständigen Gemüts- und Seelenkraft bezwungen und erfüllt werden wird, die Paul Steinmüllers eigenstes und unveräußerliches Besitztum ist.



Das Duell

Frühstille rings, noch liegt das Grau
Verschlafner Nacht auf Forst und Alm,
Und müde hängt der schwere Tau
An jedes Gräsleins schmächt'gem Halm.

Scheu witternd in den Morgendunst
Tritt eine Ricke aus dem Schlag,
Des starken Sechsers kecke Brunst
Mit schlankem Satze hinten nach.

Das Spiel beginnt, stumm werbend treibt
Der rote Bock das Reh durchs Ried,
Das zierlich ihn und schmalgeleibt
In flinken Sprüngen lockt und flieht.

Ein holpernd Räderrollen itzt —
Als wie ein Pfeil zum Schuß gestellt,
Verhofft das Wild, den Lausch gespitzt,
Nun es davon ins Dickicht schnellt.

Das Laub errauscht, ein Zweiglein knackt,
Sechs Herren treten auf den Plan,
Im Waffenrock und schwarzgelackt,
Als wie zum Tanze angetan ...

Ein zählend „Eins!". — verhaltner Lust
Senkt sich der Läufe blanke Zier
Sturmlauernd auf des Gegners Brust,
In Korn und Kimme das Visier.

Sekundenqual — ein schneidend „Zwei!",
Und peitschend fegt ein Fingerzug
Durch Drall und Rohr das spitz'ge Blei
Dem schlechtern Schütz durchs bunte Tuch.

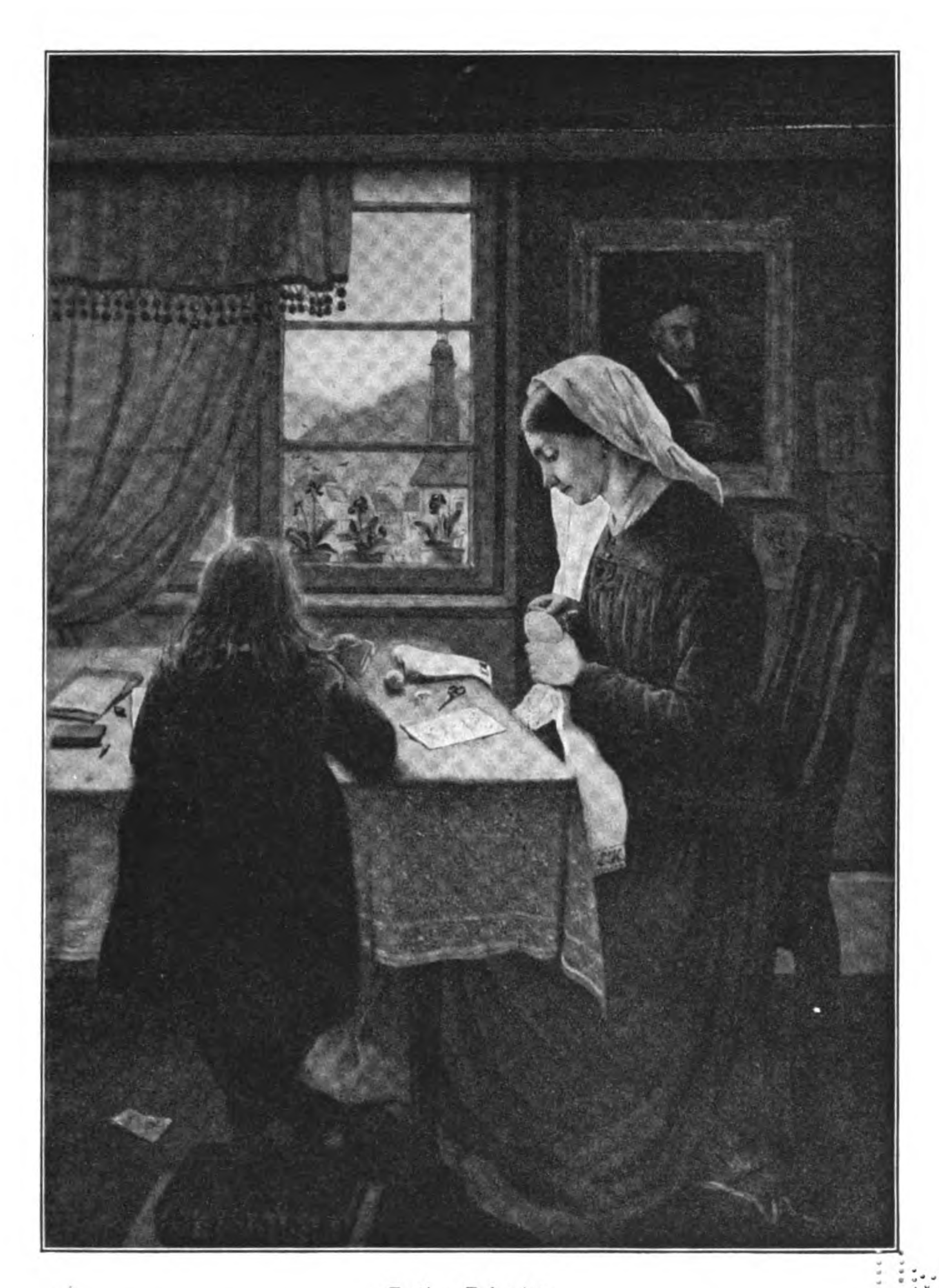
Er faßt zum Herzen, wankt und fällt, —
Ein Händedruck, ein stumm „Vergib!",
Ein letzter Spott an diese Welt:
„Adjüs, Marie — ich hatt' sie lieb" ...

Die Stadt erwacht, gemächlich zieht
Die Zeitungsfrau von Haus zu Haus,
Ein Sperling pfeift sein Straßenlied
Vom Fenstersims ins Land hinaus.

Weit drüben vom Kasernentor
Klingt der Reveille langer Klang —
Kommandowort „Ablösung vor!",
Und schwerer Schritte gleicher Gang.

Ein Krümper rollt zum Park hinein,
Leis hebt sich eine Jalousie:
„Wer mag so früh gefahren sein ...?" —
„Weiß ich's, Frau Lore Annelie ..."

Friedrich Volland



Guido Schmitt:
Die Mutter Strümpfe stopfend, daneben des Künstlers Bruder Nathanael



Georg Philipp Schmitt: Der Maler im Kreise seiner Familie. 1839

Die Romantikerfamilie Schmitt

Zu der Ausstellung im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg vom Sommer 1923

Von Eva Cartellieri-Schröter

Romantik in Heidelberg — wem fallen da nicht gleich Eichendorffs wundervolle Rhythmen, Görres' begeisterte Worte ein, Namen wie Arnim und Brentano! Und an die großen deutschen Maler der Romantik denken wir, an Runge, an Caspar David Friedrich, an die Nazarener.

Zur Zeit der Schmitts war allerdings das Hohelied, das höchste Lied der Romantik schon ausgeklungen. Spätromantik ist es, die die letzte Süßigkeit noch ausschöpft, aber schon niedersteigt von den großen Symbolen zur Vermenschlichung, Verbürgerlichung. Bürgerlich ist diese Zeit, wir haben sie mit dem Namen Biedermeier benannt. Der bürgerliche Realismus macht sich breit. Er ist nicht unter Schmerzen neu geboren, er taucht nur wieder auf; unterflutend ist er immer dagewesen, eine Zeitlang unsichtbar durch die hochgehenden Wogen des romantischen Idealismus. Einem grandiosen Wasserfalle könnte man die hinreißende Gewalt der romantischen Ideen um die Jahrhundertwende vergleichen. Nun aber, langsam, versickert, beruhigt sich das Element wieder, breiter, behaglicher, seichter treibt es dahin, der konventionellen Glätte der zweiten Jahrhunderthälfte zu.

Allerlei seelisch und technisch Bedeutsames hat sich die biedermeierlich-realistische Malerei aus der Hochromantik bewahrt. Ihre zeichnerische Klarheit und Reinheit ist ein Erbe der Nazarener. Am anheimelndsten und voll unverlierbarer Werte — weil sie in keiner Weise malerisch-tendenziös eine Schulform ausschöpfen, sondern ganz auf sich selbst stehen — sind die anspruchslosen realistischen Landschaften und Bildnisse.

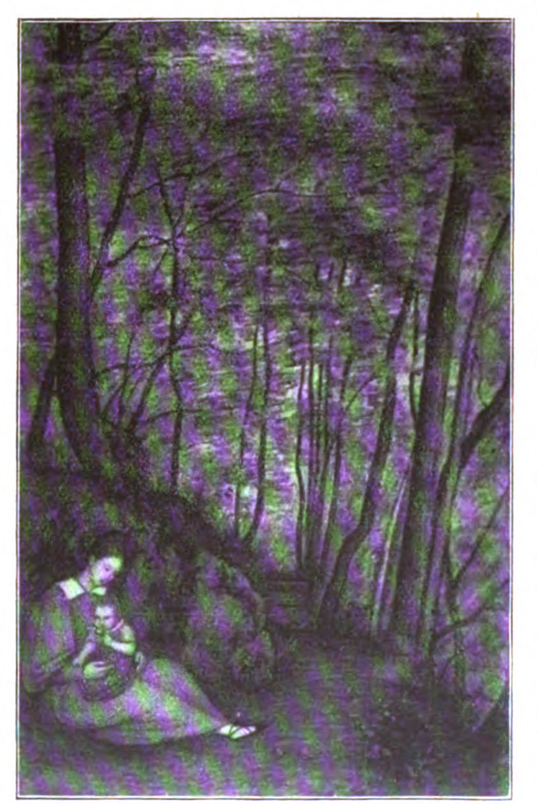
Hier ist es besonders Georg Philipp Schmitt (1808—1873), in den Kunstgeschichten noch viel zu wenig gewürdigt, der uns aufs sympathischste entgegentritt. Mit einer großen Reihe reiner Wald- und Landschaftsbilder — Ölstudien und Aquarelle —



Georg Philipp Schmitt: Wolfstein im Lautertal

hat er uns beschenkt. Biedermeier-Realismus, der in keiner Weise mehr sein will, als er ist. Hierher gehören auch seine in ihrer Art köstlichen Miniaturen und seine Stilleben: Früchte, Blumen, die sich, aufs liebevollste gemalt, leuchtend vom schwarzen Hintergrunde abheben. Man könnte sie von den Niederländern herleiten, die auch schon leuchtende Blumenkränze und -sträuße auf schwarzem Untergrunde liebten.

Aber auch Anfänge der neuen Zeit sind da, und es ist reizvoll, zu verfolgen, wie in Georg Philipp schon die Richtungen der badischen Malerei beschlossen sind, die sich zu Thoma und Trübner hin spalten sollten. Sein »Steinbruch im Heidelberger Wald« ist ein duftig hingehauchter impressionistischer Versuch; sein »Elisabethenportal« weist ganz auf Trübners monumentale Freilichtmalerei hin, so glücklich beleuchtet, so kühn zusammengefaßt sind die schwellenden Massen des um das rote Barocktor üppig herandrängenden Grüns. Das ist nicht mehr die tüftelige biedermeierliche Kleinmalerei!



Georg Philipp Schmitt: Mutter und Kind im Waldweg

Pfälzer, aus dem sinnlich-frohen Lan-

de, das der Romantik ein stets günstiger Boden war, nahm Georg Philipp Schmitt im Laufe der Zeit vielerlei romantische Einflüsse in sich auf. Dem Schüler Xellers, der restaurierend in der altdeutschen Gemäldesammlung der Brüder Boisserée tätig war, mag es schon der Zauber der herbsüßen, klaren gotischen Linien angetan haben. Siebzehnjährig kam er an die Münchner Akademie zu Cornelius und Schnorr von Carolsfeld. Religiöse Historien- und Monumentalmalerei wurden hier von ihm gefordert, und das warf den Zwiespalt in sein Künstlertum. Von da ab hat er unablässig zwischen Landschafts- und Monumentalmalerei hin und her geschwankt. Wohl haben viele seiner religiösen Bilder eine so ungewöhnliche Verinnerlichung, Innigkeit, Holdseligkeit, daß wir sie nicht missen möchten; dennoch kann man sich des Bedauerns nicht gut erwehren, daß er sich nicht entschiedener der Landschaft zugewendet hat. Hier hätte er ein Bahnbrecher werden können. Bilder wie sein »Wolfstein« (Abbild. S. 70) lassen einen Thoma, einen Haider vorausahnen. Eine so inständige Einfühlungskraft in die Stimmungswerte der herben Wolfsteiner Landschaft, des verhüllend über das spärliche Grün hinsinkenden Abenddämmers, eine so starke Ausdruckskraft beseelter Farbengebung und reiner, feierlicher Linien heben ihn unter die Meister hinauf. Wie Hüter eines Geheimnisses stehen die überschlanken Pappeln vor den kahlen Bergen, dem verloren daliegenden Städtchen. Klassische Anmut ist der Linienrhythmus des dahinschreitenden Mädchens. Sie ist nicht Staffage, sie ist der lebendige Gedanke des Bildes: hoheitsvolle Jungfräulichkeit.



Georg Philipp Schmitt: Der junge Guido, malend

Georg Philipp Schmitt: Fischer im Lautertal

Noch ein andres Aquarell stammt aus dem Lautertal: »Der Fischer« (Abbild. S. 71). Auch hier duftige



Georg Philipp Schmitt: Madonna mit dem Sternenkranz

Waldlandschaft hineinkomponiert und auch wieder, weich von ihr umrahmt und unterstützt, vergeistigt aus ihr herausgehoben sind, daß man hier die Versinnlichung einer Heiligenlegende vermuten könnte. Die meisten dieser Blätter sind während und nach der Münchner Zeit entstanden, und so klein sie sind, verraten auch sie etwas von dem feierlichen, symbolhaften Geiste der Nazarener, sei es im menschlichen Genre, sei es auch nur in den zwei weißen Täubchen, die in der Dachrinne spielen.

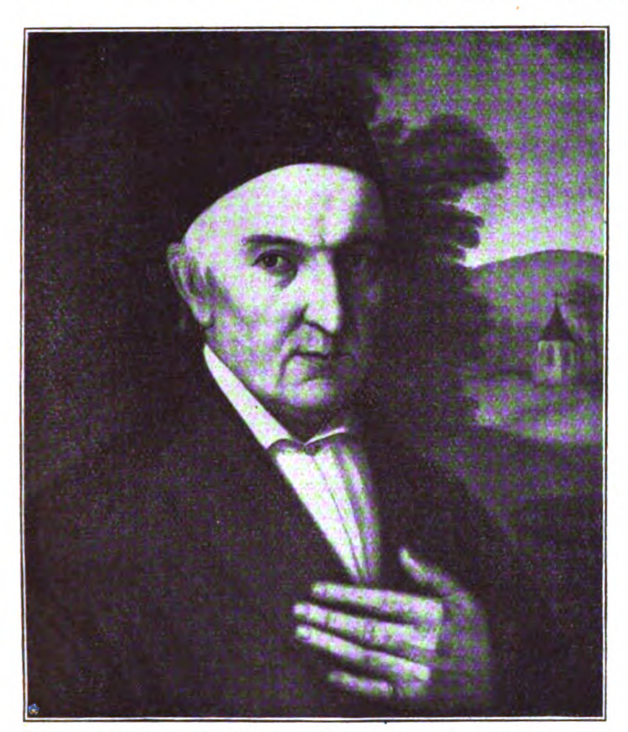
Besonders anziehend ist Georg Philipp in seinen Aquarellköpfen. Da hat er wieder die reine, weiche Art, um derentwillen wir es nie bedauern sollten, daß die Nazarener seine Lehrer gewesen sind. Nicht umsonst hat sein Stift auf der Münchner Akademie unzählige Male die »raffaelitische Schönheitslinie« nachgezogen. Das fließend Anmutige ist seinem

Landschaft, verträumter Wald, plätscherndes Wasser. Aber die Staffage, der Fischer selbst, hat unsrer Zeit nichts mehr zu sagen. Im kurzen violetten Röckchen will er uns theatralisch erscheinen, aber tiefer betrachtet ist er eine romantische Figur, gehört er zu dem nazarenischen Geiste. Auf den kleinen feinen Skizzen aus der Wolfsteiner Gegend kehrt er wieder, als Hirt und — in geringer Abwandlung — als Tobias in dem großen Karton der »Verlobung des Tobias«. Das liegt in religiösen, in biblischen Anschauungen begründet. So stellte man sich den rein und keusch dahinschreitenden Jüngling des Alten Testamentes vor.

Nicht immer stoßen wir bei Georg Philipp auf Staffage, meistens nur in seinen kleinen Skizzenblättern. Da ist einmal das kleine Genrebild »Mutter und Kind im Waldweg« (Abbildung S. 70), auf dem die zwei Gestalten so rührend zart in die



Georg Philipp Schmitt: Frau Beck



Georg Philipp Schmitt: Der Vater Dr. Sim. Jos. Schmitt

Pinsel für immer geblieben. Überraschend schön und in diesem Sinne besonders bezeichnend ist das Bild seines Sohnes »Der junge Guido Schmitt, malend« (Abbild. S. 71). Die Türme Heidelbergs, in klare Luft ragend, grüßen zum Fenster herein. Den Körper andächtig über das Skizzenblatt gebogen, schiebt sich Guidos verträumter Knabenkopf vor das offene Fensterviereck. In seinen einheitlichen Flächen ist das blonde Haar zusammengefaßt. Die matte, man möchte sagen schüchterne Farbengebung im Verein mit der etwas hilflos ausklingenden Rundung der leichtgelockten Haare verleiht dem Bild etwas unendlich Sanftes, Rührendes, kinderhaft Frommes.

Die Landschaft gibt Georg Philipp bei aller Porträtkunst ungern auf. Oft stellt er Kopf oder Gruppe vor weiten landschaftlichen Hintergrund. Neben dem großen Ölbild der »Familie Weber in Kaiserslautern«, voll behäbiger, biedermeierlicher Bürgerlichkeit, geschieht das vor allem in dem »Familienbild« (Abbild. S. 69), auf dem der Maler mit seiner Frau und den drei damals schon lebenden Kindern dargestellt ist. In feierlicher Haltung gruppiert sich die Familie vor der sanften Weite des Odenwaldes; das Neckartal mit dem Städtchen Neckargemünd und dem Dilsberg breitet seine heiteren Hügellinien in der Ferne aus.

Das Schwesterbild hierzu ist die »Anbetung der heiligen drei Könige«. Vor weiter, flacher, verschwimmend angedeuteter Landschaft die andachtsvollen Gruppen der anbetenden Könige und der heiligen Familie. Die vergeistigte Stimmung wird mit einfachsten Mitteln erreicht. Die Sepiazeichnung ist mit nur wenig Gold und Blau gehöht; es ist der Adel der Linien, der den Zauber ausmacht. Und diese überirdische Lieblichkeit, diese weltentrückte Süßigkeit macht Georg Philipps Eigenstes

Franz Schmitt: Selbstbildnis in Waldlandschaft



Franz Schmitt: Erdbeeren und Himbeeren in blauem Glas

aus. Cornelius hat ihm diese Wärme und Verinnerlichung, wie wir sie auch in seinen Johannesbildern und in der zarten »Madonna mit dem Sternenkranz« (Abbild. S. 72) wiederfinden, nicht geben können.

Seine Apostelköpfe und die Sepia- und Federzeichnungen Heidelberger Professoren sind Zeugnisse einer zeichnerischen Sicherheit und glänzenden Charakterisierungsgabe. Von seinen Bildnissen in Öl möchte ich nur zwei erwähnen. Da ist einmal »Frau Beck« (Abbild. S. 72), ein seltsam unbefriedigtes Gesicht, von großer Flügelhaube bekrönt, an altdeutsche Bilder gemahnend; und dann das Bildnis seines Vaters Simon Jos. Schmitt (Abbild. S. 72). Dies wieder vor Landschaft gestellt, ein Kapellchen im Hintergrunde, daran erinnernd, daß Simon Joseph einst Franziskaner war. Das Kluge, eigentümlich Unruhvolle seines Wesens spiegelt sein Bildnis vorzüglich wider. Reich an Ereignissen war ja sein Leben! In den Klöstern Mosbach, Bischofsheim und Fulda war er nacheinander zu finden; schließlich als Lector Philosophiae in Miltenberg, wo es früher bereits einen Angehörigen der Familie als Barockbaumeister gegeben hatte, dem wir die schöne katholische Kirche in Amorbach verdanken. Simon Joseph war dann als Prediger und Lector Theologiae tätig; das Heranbranden der Revolution riß ihn jedoch aus dem ihm verhaßten Beruf. Er floh aus dem Kloster den Main hinab und stellte sich in Mainz der neuen Regierung zur Verfügung. Als Kommissar des französischen Vollziehungsdirektoriums wurde er nach Wolfstein in der Pfalz entsandt. Sein Streben ging aber unablässig weiter. In den zwanziger Jahren war er Privatdozent der

Nathanael Schmitt: Ludwigskirche in Saarbrücken

Philosophie in Heidelberg. Sein unruhiger Kopf brachte ihn aber auch hier bald in Konflikte, und endlich zog er sich ganz nach Wolfstein zurück.

Zwei seiner Söhne wurden Maler: Georg Philipp, der Bedeutendere, den wir bereits gewürdigt haben, und Franz.

Franz Schmitt (1818—1898) ist ein sympathisches, eng umgrenztes Talent. In seinen Stilleben übertraf er an überraschender Naturtreue sogar den Bruder. Aber wenn wir auch seine Früchte und Beeren greifbar deutlich vor uns sehen — es ist eben doch ein Andres als bei den Niederländern! Kein Wunder. Damals war es ein gewaltiger, hochgehender Lebensrhythmus, der den Pinsel führte, Lebensfreude, Lebensrausch — hier ist es bürgerliche, biedermeierliche Enge, die auf allem lastet. Immerhin, seine Bilder sind liebevoll, sauber und naturtreu gemalt, und stets werden seine saftigen Trauben oder seine »Erdbeeren und Himbeeren« (Abbild. S. 74), die lecker aus hellblauem Glase schimmern, ihre Freunde finden. Sein Selbstbildnis (Abbildung S. 73), mit dem klugen, forschenden Kopf, hat er, dem Bruder abgelauscht, vor duftige, geheimnisvolle Landschaft gesetzt.



Guido Schmitt: Schwester Amalie, strickend



Nathanael Schmitt: Nana (Rom)

Dem Vater Georg Philipp erwuchsen in seinen Söhnen Guido und Nathanael wiederum zwei Maltalente. Er wurde ihrer beider Lehrer. Guido ist der entschieden Begabtere, Vielseitigere, wenn auch er nur als Epigone zu werten ist. Georg Philipp selbst bleibt die große Begabung der künstlerisch reichgesegneten Familie.

Von Nathanael Schmitt (1847—1918) führt uns Dr. Lohmeyer, der vielfach verdiente Direktor des Kurpfälzischen Museums, einige Bildnisse, Stilleben und Landschaften vor. Auch hier tüchtige und sorgfältige Zeich-



Guido Schmitt: Sitzendes Mädchen in weiter Landschaft

Zwei dieser Aquarelle, »Schwester Amalie, strickend« (Abbild. S. 75) und »Sitzendes Mädchen in weiter Landschaft« (Abbild. S. 76) mögen als Proben gelten. Das zweite dieser Bilder hat in seiner leisen Unbeholfenheit und in der Gruppierung etwas von der Zartheit der Primitiven.

Guidos Vielseitigkeit ist groß. Neben den biedermeierlichen Naturstudien in der Art seines Vaters, in liebevoller, naturtreuer Realistik gehalten, stehen Landschaften, ins Pathetische hineingehoben, wie der »Regulus in Murrayshire in Schottland« und der »Abend im Klingenteicher Garten«. Kein Wunder, daß dieses Bild einen romantischen Einschlag hat! War doch der ganze Garten des Malers mit seinen alten Plastiken, von üppigem Grün umwuchert, eine wahre Insel der Romantik, auf der er bis in sein hohes Alter hinein die vom Vater überkommene Tradition pflegte.

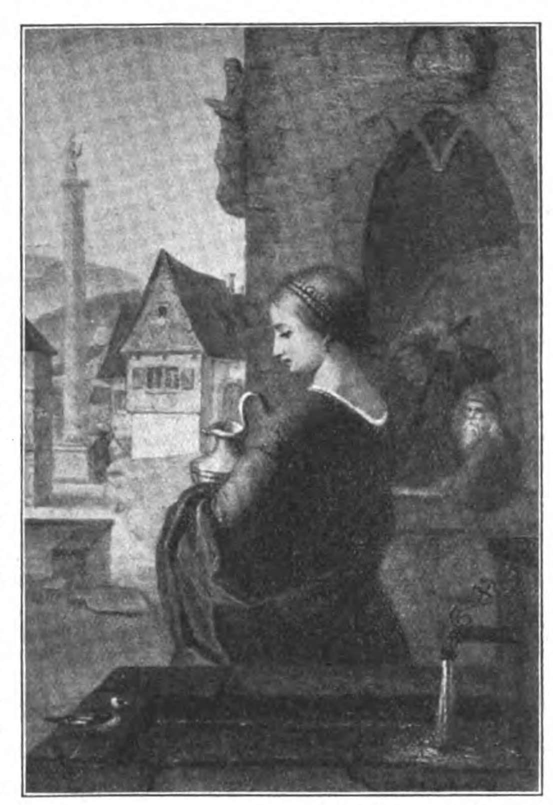
nung, aber — ganz **besonders** in den Bildnissen — hinneigend zur herkömmlichen glatten und flachen Malweise der zweiten Jahrhunderthälfte. Am ansprechendsten ist der lebensvolle, gütig lächelnde Kopf seiner Schwiegermutter, der Frau von Ammon. In den Bildnissen der römischen Modelle von Feuerbach und Begas — der berühmten Nana (Abbild. S. 75) und der Vittoria — bringt er einigen Feuerbachschen Schwung auf. Zu danken ist es ihm, daß er in einer Zeit, die herzlich wenig Sinn für barocke Pracht hatte, verschiedene Saarbrücker Barockbauten und -zierate im Bilde festhielt, darunter die schöne »Ludwigskirche« (Abbildung S. 74).

Eine erstaunliche Frühreife zeichnet den älteren Bruder **Guido Schmitt** (1834—1922) aus. Zeugen doch die Aquarelle, die er als Vierzehnjähriger schuf, schon von seiner geschickten Hand und seinem Geschmack in der Farbengebung.



Guido Schmitt: Die drei Maler Schmitt

Romantisch ist auch das »Mädchen am Brunnen« (Abbild. S. 77). Als Hintergrund des Genrebildes baut sich da eine mittelalterliche Stadt auf, zum Teil mit Motiven vom Heidelberger Schloß. Das Mädchen selbst hat eine beinah italienische Gelassenheit in der Gebärde — hier hat offenbar der Vater dem Sohne den schönen Linienfluß der Nazarener vermittelt.



Guido Schmitt: Mädchen am Brunnen

Aus demselben Jahre, also von dem Zwanzigjährigen, stammt das häusliche Genrebild »Mutter, Strümpfe stopfend, daneben Bruder Nathanael« (s. das Einschaltbild). Ein biedermeierlich kahles Zimmer mit dem Ausblick auf die Heidelberger Heiliggeistkirche; mit Blumentöpfen am Fenster, die das Zimmer sichtbarlich vom fernen Hintergrund abschließen. An der Wand das Bild des Großvaters Simon Joseph, von der Hand des Vaters gemalt. Die Mutter rührend einfach, bürgerlich. Der kleine Bruder Nathanael, nicht sehr glücklich ins Bild hineinkomponiert, steht in kindlich linkischer Haltung am Tisch.

Geschickt in der Gruppierung ist dagegen das »Dreimalerbild« (Abbild. S. 76), das den Vater Georg Philipp, Guido selbst und das jüngere Söhnchen Nathanael in romantisch drapiertem Hemdchen, mit einem Efeukranz um die Hüften, darstellt.

1859 ging Guido Schmitt nach England, wo er mit kurzen Unterbrechungen fast dreißig Jahre lang blieb. Das eben vollendete Bildnis seines Bruders Nathanael nahm er mit. Es empfahl ihn genügend als Kindermaler. Und der Kindermaler wurde Bildnismaler, wurde einer der gesuchtesten Maler Englands, dem die Königin und fast der ganze englische und schottische Hochadel saßen. Seine weiche Art lag den Engländern, wenn er auch ihre süßliche Manier zu vermeiden suchte.

Zum Kindermaler war er ganz besonders berufen; erschloß sich doch seinem gütigen Auge, seinem liebenswürdigen Wesen die Kindesseele leichter als andern. Noch im hohen Alter hatte er die jugendlich leuchtenden Augen, die seine erstaunliche geistige Frische und seine unverwüstliche Lebensbejahung verrieten. Die Schaffenskraft verließ auch den Greis nicht. Der hoch in den Achtzigern Stehende besuchte noch Volksversammlungen, um Typen zu studieren; machte noch rüstig Wanderungen über Land, um alte Volksbräuche im Bilde festzuhalten.

Ganz besonders gern denke ich an einen herrlichen Sommernachmittag zurück, den wir bei ihm verbrachten. Das Haus voller Bilder, vom Vater, Onkel, Bruder und von ihm selbst, voller Erinnerungen an ein ganzes Jahrhundert Heidelberger Kunstlebens. Der romantische Berggarten, der üppig grün das hochgelegene Allerheiligste, das Atelier, umschloß und sich endlich — selbst fast zum Wald geworden — mit seinen alten hohen, rauschenden Bäumen in den Edelkastanienwald des Gaisberges verlor. Hier schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Der Lärm der Stadt drang kaum herauf. Wir saßen im sommerlichen Halbschatten vor der offenen Ateliertür, und der Greis träumte seine zeit- und weltfernen Malerträume.



Werther
Von Daniel Chodowiecki
Vorzeichnung zu dem späteren Kupferstich



Lotte
Von Daniel Chodowiecki
Vorzeichnung zu dem späteren Kupferstich

Goethe in zeitgenössischem Bilderschmuck

Von Ernst Warburg

Der anschaulichste und bildkräftigste unsrer Dichter war gerade deshalb kein sonderlicher Freund von Illustrationen zu seinen Werken. Er glaubte, was er dem Auge vorstellen und der Seele einprägen wollte, mit eignen Mitteln deutlich genug ausgedrückt zu haben, um solche Begleitung oder gar Stütze des Wortes entbehren zu können. Aber die Anerkennung und Aufmunterung, die Goethe jedem ernsten künstlerischen Streben entgegenbrachte, falls es sich mit den ihm heiligen Gesetzen des Maßes vertrug, ließen ihn im Verein mit der wachsenden Milde des Alters auch hier manches Zugeständnis machen. Die Werther-Darstellungen nahm er hin, wie er die Werther-Nachahmungen und das ganze Werther-Fieber hinnahm; von den Illustrationen zu »Hermann und Dorothea« begleitete er einige mit gemessenem Beifall und gelinder Aufmunterung; zum »Faust« entwarf er selbst Handzeichnungen. Schließlich machte er sogar seinen offenkundigen Frieden mit den durch seine Dichtungen hervorgerufenen Kunstwerken, indem er vier derartige Schöpfungen, Tischbeins »Götz und Weißlingen«, Kraus' Jahrmarktsbild von Plundersweilern, Angelika Kauffmanns Iphigenienzeichnung und Gauermanns schönes Blatt zu »Hermann und Dorothea«, als ständigen Schmuck seiner Wohnung gelten ließ.



Werther, zeichnend
Kupferstich von J. W. Meil

Alle diese zeitgenössischen Zeichnungen, Stiche, Radierungen, Lithographien, Schattenrisse und Gemälde mußte man bisher an weitverstreuten Stellen suchen, in alten Goethe-Ausgaben, in Taschenkalendern und Modealmanachen, in den verschiedensten Künstlermonographien, in öffentlichen Museen und Privatsammlungen. Bis der Verlag von J. J. Weber in Leipzig auf den glücklichen Gedanken kam, die von solchem zeitgenössischen Bilderschmuck bedachten Goethischen Einzelwerke in Neuausgaben erscheinen zu lassen, denen die für sie geschaffenen Blätter, wenn nicht

vollständig, so doch in guter, hinreichender Auswahl beigegeben sind. Vier solcher Bände laden nun den Leser ein, mit den Worten des Dichters zugleich auch die sie begleitenden Darstellungen der bildenden Kunst zu genießen und sich zu fragen, ob und wie weit Auge und Geschmack zu diesen Auffassungen noch ja sagen können: Die Leiden des jungen Werther (herausgegeben von Max Hecker; mit 71 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einer Einführung in Werther und seine Zeit von Fritz Adolf Hünich); Hermann und Dorothea (herausgegeben mit 56 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und eingeleitet von Hans Wahl); Faust (1. und 2. Teil, mit Bildern nach Handzeichnungen Goethes und zahlreichen Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler; herausgegeben u. eingeleitet von Franz Neubert) und Reineke Fuchs (eingel. u. herausgeg. von Dr. Joh. Hofmann, mit den Bildern des Holländers Allart van Everdingen).



Lotte, Brot schneidend
Kupferstich von Daniel Berger



Werther inmitten von Lottens Geschwistern
Nach J. H. Ramberg in Stahl gestochen von Leopold Berger

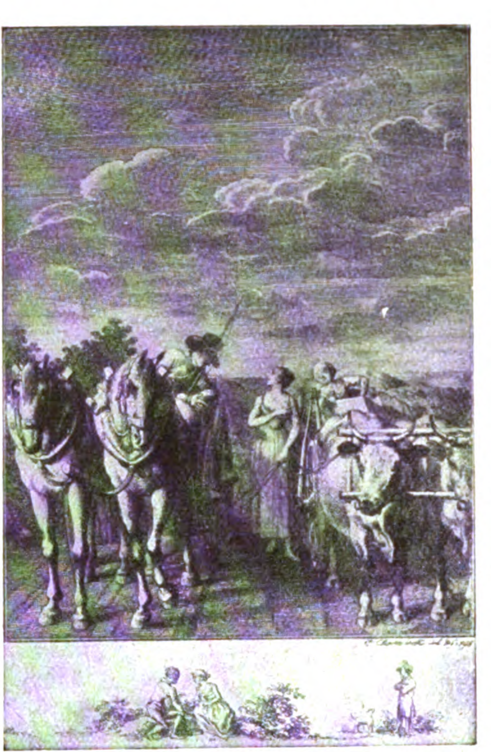
Nicht gleich hat sich der Charakter dieser Ausgaben herausgebildet. Der Werther-Band legt das Hauptgewicht noch auf die literatur- und zeitgeschichtliche Würdigung der Dichtung selbst, während die Bilderfolge nur ein paar flüchtige Erläuterungszeilen findet; die Faust-Ausgabe ordnet beides, Entstehungsgeschichte der Dichtung und Bewertung der Bilder, nebeneinander; und erst der von Wahl, dem Leiter des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, besorgte Neudruck von »Hermann und Dorothea« prägt die stilgerechte Form für diese Sonderart von Goethe-Ausgaben, indem sich die Einleitung bald der Herkunft und Bedeutung der einzelnen Bildschöpfungen zuwendet. Damit erst scheint uns das Muster für solche verdienstvollen Ausgaben geschaffen zu sein. Was an Ähnlichem etwa noch folgt, wird ihm nacheifern müssen.

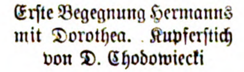
Die Aufnahme, die der Werther bei den Zeitgenossen fand, ist schon oft geschildert worden. Bei den Nächstbeteiligten, Kestner und seiner jungen Frau Lotte, geb. Buff, ging es zwar nicht ohne peinliche



Werthers und Lottens Besuch beim Pfarrer
Nach Daniel Chodowiecki gest. von D. Berger

Nebengefühle ab, aber schon die weiteren Familienmitglieder in Wetzlar gaben sich unbefangen dem dichterischen Eindruck des Buches hin. »Gestern abend«, schrieb Lottens Bruder Hans am 19. November 1774 an Kestner, »lasen der Papa, Karoline, Lene, Wilhelm und ich in einem Exemplar, welches wir uneingebunden von Gießen hatten; jedes Blatt ging durch fünf Hände. Die Kleinen, Fritz, Sophie, Georg und Ammel, liefen umher wie närrisch und stahlen den Größeren die Blätter.« In der Stadt machten zu derselben Zeit zwei Exemplare die Runde, und jedermann wollte das Buch lesen. Dann folgten alsbald die Rezensionen. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, und Wilhelm Heinse — dieser in superlativischer Begeisterung — eröffneten den Reigen, Schubart und Wieland ließen sich hören, der eine in überschwenglichem Lob, der andre besonnener und gemäßigter. Anders klang das Echo aus den Reihen der Theologen. Sie ereiferten sich namentlich gegen das von Werther mehrfach verteidigte freie Verfügungsrecht des Menschen über sein Leben





Erste Begegnung Hermanns mit Dorothea. Kupferstich von D. Chodowiecki

Aus dem »Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799«



Hermann überbringt Dorothea die Geschenke seiner Mutter — Steinzeichnung von Joseph von Führich



Hermann und die Mutter unter dem Birnbaum — Steinzeichnung von Joseph von Führich

und verfaßten geharnischte Schriften gegen den Selbstmord. Aber dieser theologisch-moralische Widerstand war nur ein winziger Stein im Wege des Erfolges. Vor allem ergriff das Schicksal der hoffnungslos Liebenden die Jünglinge und Mädchen: der Name Lotte gewann für die weibliche Welt einen eigentümlichen Klang und Reiz, die Werthertracht (blauer Frack, gelbe Hose und Weste, Schaftstiefel und braune Stulpen) bürgerte sich bei den Männern ein. Gewaltiger noch und gefährlicher war der Aufruhr, den der Roman in den Seelen seiner Leser hervorrief. Die Jugend schwamm in einem Tränenbad, Jünglinge und Mädchen sogen aus den Blättern das süße Gift der Verzweiflung und schraken im entzückten Aufblick zu dem vergötterten Vorbild auch vor den letzten Folgerungen nicht zurück. Genug, das »Werther-Fieber« ging in deutschen Landen um und forderte seine Opfer. Doch alsbald legte sich eine Art Balsam auf die Wunde, in Gestalt des Wertherstils und der Werthermode, die Dichtung und Leben ineinander mischten, unzählige Romanschreiber und Versеschmiede auf den Plan riefen und auch den alltäglichen Gebrauchsgegenständen bis herab zum Parfüm, zum Fächer und zur Tasse ihren Stempel aufprägten.



Hermann führt Dorothea durch die Felder heim
Holzschnitt von William Hughues, London 1823

Erwünschten Anhalt dafür lieferten die Kupfer, mit denen als erster Daniel Chodowiecki eine der damals wuchernden Nachdrucksausgaben geschmückt hatte und von denen wir auf S. 78 zwei Proben geben. Auch diese Kupfer entzündeten, wie alles, was auf den Namen Werther getauft war, ein wahres Nachahmungsfieber. Daniel Berger, Chodowieckis Stecher, machte sich selbständig und wurde mit seinem zunächst noch recht steifen Kupferstich »Lotte, Brot schneidend« (S. 79) ein Vorbild für viele ähnliche Darstellungen. Die größte Fruchtbarkeit in Werther-Illustrationen entfaltete J. H. Ramberg, und auch der größte Erfolg war auf seiner Seite, da er am geschicktesten von allen Zeichnern den Geschmack des Publikums zu treffen wußte, wenn er gefühl-



Spaziergang im Garten
Zeichnung von Peter Cornelius, Stich von Ferd. Ruschewegh (1913)

nur die »Erste Begegnung Hermanns mit Dorothea« (S. 80) aus dem »Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799« kann noch als ein vollgültiges Werk des Altmeisters gelten. Desto frischer und jugendlicher, wenn auch manchmal etwas oberflächlich ging der damals zwanzigjährige Catel ins Zeug, der für eine der späteren Viewegschen Ausgaben jedem der neun Gesänge ein Bild und die entsprechende Musengemme mitgab. Auf seiner Auswahl der Situationen fußte der Engländer William Hughues in der Londoner Prosa-Umarbeitung, wenn er auch, oft in geradezu komischer Weise und weltenfern von der bürgerlichen Schlichtheit der deutschen Dichtung, in den

volle Szenen wie »Lotte am Klavier«, »Lotte übergibt Werthers Diener die Pistole« oder »Werther inmitten von Lottens Geschwistern« (S. 79) bevorzugte, wobei er aus der Sentimentalität bald in die Süßlichkeit entgleiste.

Mit dem Erfolg von »Werthers Leiden« konnte sich unter allen Goethischen Dichtungen erst wieder — 25 Jahre später — der von »Hermann und Dorothea« messen, einem »Volksgedicht«, von dessen Schönheiten nach Böttigers Wort »alle Klassen und alle Stände gleich stark ergriffen wurden«, das Schiller für den »Gipfel unsrer ganzen neueren Kunst« erklärte. Waren der Wirkung der älteren Dichtung mancherlei Krankheitsstoffe beigemischt, so blühte die der jüngeren in vollster, reinster Gesundheit. So klar, gut und rein, so gesund, wahr und einfach, wie in dieser Dichtung seines größten Sohnes hatte sich das deutsche Bürgertum bisher noch aus keiner andern kennengelernt; so einheitlich zustimmend und dankbar hat es dem Dichter nie zuvor und nie nachher gedankt. Da durfte auch die Kunst nicht lange zurückbleiben. Auch hier trat Chodowiecki an die Spitze der eigentlichen Illustratoren, nachdem sich die ersten Ausgaben nach der Sitte der Zeit mit Bilderbeigaben begnügt hatten, die dem Stoffe fremd waren. Doch er tat es — zwei Jahre vor seinem Tode (1801) — mit schon sinkender Kraft:



Marthens Garten: »Versprich mir, Heinrich!«
Nach Joh. Heinr. Ramberg gest. von Jh. Blaschke
»Minerva«, Taschenbuch für das Jahr 1829

Figuren den englischen Nationalcharakter und die fashionablen Gesellschaftssitten hervorkehrte: da führt Hermann seine Dorothea durch die Felder heim (S. 81), hat dabei den glänzenden Zylinder des Gentleman auf dem Kopfe und statt des deutschen Mädchens aus dem Volke eine elegant gekleidete, zierlich trippelnde Lady am Arm. Ramberg, sonst so freigiebig, begnügt sich hier mit dem Heimweg durch den Weinberg, einer unter Zuckerglasur gesetzten Mondscheinszene, deren girrende Gefühligkeit der Berliner Volksschriftsteller und Holzschneider F. W. Gubitz fast noch überbot, während der junge Julius Oldach gerade in dieses zärtliche Beieinander die ganze Keuschheit, Zartheit und Innigkeit des Liebes- und Lebensbundes zu bannen und die Landschaft mit ihrem nächtlichen Zauber daran teilnehmen zu lassen wußte. Dann — zwanzig Jahre später — bemächtigte sich das Nazarenertum des willkommenen Stoffes. Nachdem schon 1822 der jüngere Karl Wilhelm Kolbe das Kostüm und die Gestalten in die Zeit Luthers und Paul Gerhardts zurückgeschraubt hatte, zeichnete vier Jahre später der damals sechsundzwanzigjährige Joseph Führich seine »Umrisse zu Goethes Hermann und Dorothea«, einen geschickt aufgebauten, durch Schönheit der Linien ausgezeichneten Bilderzyklus, der die Geschichte des jungen Paares in den Mittelpunkt rückte, sie mit der stillen Frömmigkeit einer bürgerlichen Legende überspann und namentlich in den beiden Blättern »Hermann überbringt Dorothea die Geschenke seiner Mutter« (S. 80) und »Hermann und die Mutter unter dem Birnbaum« (S. 81) der Geschmacksstimmung der Zeit Genüge tat. Goethe selbst hat diese Zeichnungen schwerlich gekannt, dagegen die bald darauf in Frankfurt a. M. erschienenen »Umrisse« von Mor. Daniel Oppenheim mit Wohlgefallen betrachtet, obgleich sich hier, bei stark realistischen Einzelheiten und einer stimmungsvollen Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes, im Gegensatz zu der kerndeutsch bürgerlichen Dichtung in der Erscheinung der wohlgenährten Eltern und des rundlichen Hermann der jüdische Typus unverkennbar hervor-



Faust erblindet vom Hauch der Sorge — Stich von Engelbert Seibertz

drängt. Spätere, freilich nicht mehr zeitgenössische Illustratoren, besonders Ludwig Richter, haben dafür gesorgt, daß diese Orientalisierung durch eine desto deutschere Auffassung verdrängt wurde.

An den Bildern zum Faust hat sich Goethe, wie schon erwähnt, selbst beteiligt. Es handelt sich dabei um sieben Skizzen, die dem Regisseur bei den 1819 und 1820 vom Fürsten Radziwill veranstalteten ersten Faustaufführungen als Anleitung dienen sollten. Wertvoll für Goethes Auffassung ist namentlich die Erscheinung des Erdgeistes, für dessen »kolossalen Kopf und Brustteil« ihm zunächst offenbar der Apoll von Belvedere vorschwebte. Unter den späteren zyklusartigen Faust-Darstellungen haben die von dem jungen Peter Cornelius gelieferten des Dichters freundliches Interesse erregt, obwohl sich sein klassisches Kunstideal der »neudeutsch patriotischen Kunst«, die hier zutage trat, widersetzte. Uns erscheinen sie trotz ihres streng durchgeführten mittelalterlichen Kostüms vielfach zu zahm oder süßlich, ihr zeichnerisches Geschick, ihr starker Stimmungsgehalt und ihre geistige Bedeutung verschaffen ihnen aber auch unter der Herrschaft eines völlig veränderten Kunstgeschmacks noch Respekt. Als Probe geben wir den »Spaziergang im Garten« (S. 82). Mehr als die Zeichnungen von Cornelius behagten dem Dichter wunderlicherweise die kahlen, nüchternen und stimmungsarmen Umrisse des Dresdner Akademielehrers Moritz Retzsch, weil er sich am strengsten von allen an »das wirklich Darzustellende« hielt, ein Vorzug, der ihm auch den andauerndsten Erfolg und die tiefste Wirkung auf spätere Darstellungen gesichert hat, namentlich auf Theaterfigurinen. Kaum weniger verwunderlich ist das Lob, das Goethe den Zeichnungen des Ratzeburger, späteren Neustrelitzer Regierungsbeamten Karl Rauwerk spendete. Uns muten sie, abgesehen von ihrem stark jüdischen Gepräge, schwung- und seelenlos an, ihm dünkten sie, »besonders in Betrachtung, daß sie von einem Liebhaber herrühren«, bewundernswürdig, im Ausdruck lebendig und geistvoll. Der Hamburger Olbach hat sich, leider wieder nur mit einer Szene (Schülerszene), höchst eigenartig und reizvoll auch an der Faustillustration beteiligt; Ramberg läßt die Hand eines routinierten Zeichners, aber auch die publikumsgefällige Genrehaftigkeit des geschäftsmäßigen Taschenbuchillustrators sehen, besonders in der Katechisationsszene (S. 82), wo Gretchen dem Geliebten die Hand aufs Bein legt und den Bart streicht. Von liebevollster Versenkung in Stoff und Geist des Gedichtes zeugen dagegen die acht nach Angaben des Fürsten Anton Radziwill gestochenen Faustbilder, die wahrscheinlich von Goethe selbst Anregungen erfahren haben. Fast uneingeschränktes Lob erfuhren bei den Weimarer Kunstfreunden, also auch wohl bei Goethe selbst, die Zeichnungen Gustav Nehrlichs, eines jungen Karlsruher Künstlers, sechzehn große, figurenreiche Folioblätter, »meist gut erfunden und motiviert«. Ihre Wiedergaben machen den Beschluß des Bilderteils in der Weberschen Faustausgabe und geben ihr allein schon einen beträchtlichen Wert, da sie seit 1864, wo Düntzer sie — auch nur teilweise — herausgab, nicht wieder an die Öffentlichkeit getreten sind. Unabhängig von der Weberschen Bilderausgabe fügen wir aus späterer, nachgoethischer Zeit noch den Stich von Engelbert Seibertz »Faust erblindet vom Hauch der Sorge« (S. 83) und Paul Konewkas zwei Schattenrisse »Mephisto und der Schüler« und »Mephisto, das Flohlied singend« (S. 84) hinzu.



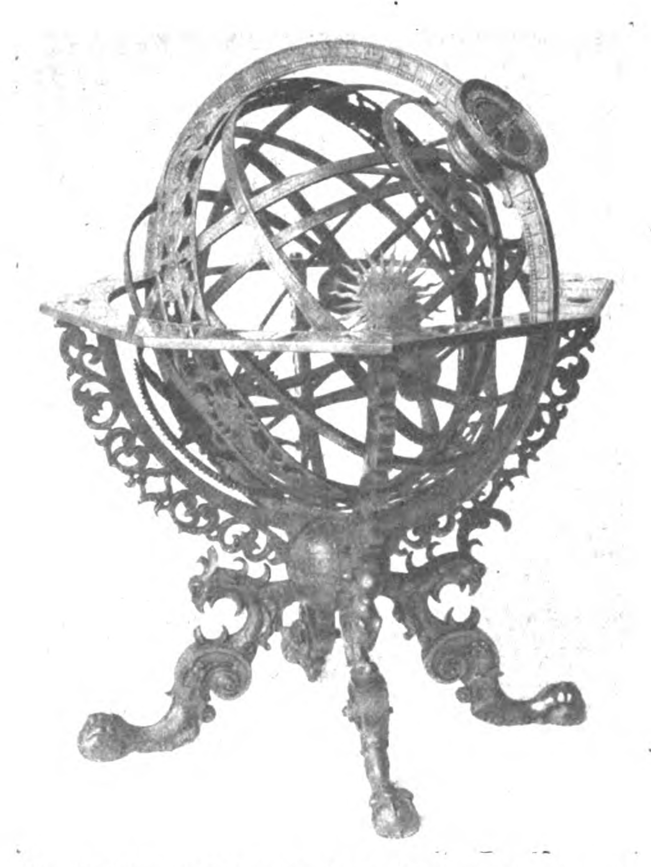
Mephisto und der Schüler
Schattenriß von Paul Konewka



Mephisto, das Flohlied singend
Schattenriß von Paul Konewka



Alfred Hamacher: Mädchenbildnis



Armillarsphäre (Süddeutschland, 16. Jahrhundert). Ein nach dem ptolemäischen Weltsystem aufgebautes Instrument, das zu astronomischen Beobachtungen diente

Die Sonnenuhr und ihre Sippe

Mit fünf Abbildungen aus Alfred Rohdes »Geschichte der wissenschaftlichen Instrumente«
Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

Von Jakob Eifler

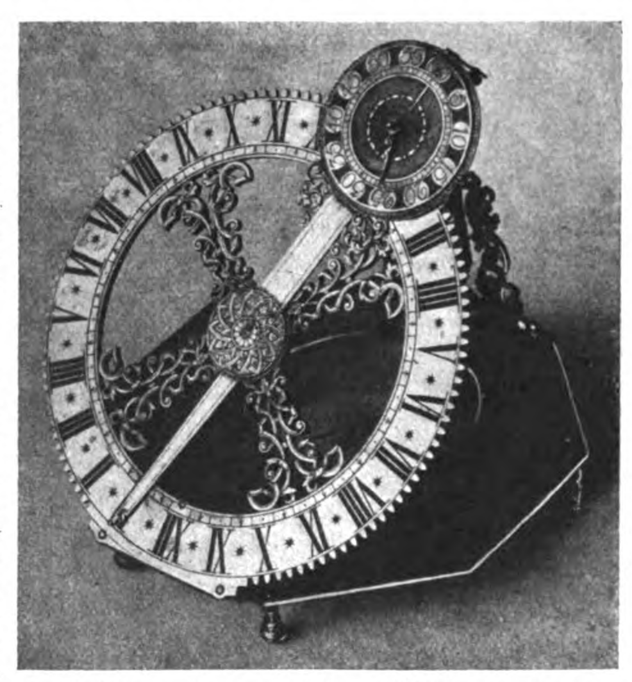
Die scheinbare Bewegung der Sonnenscheibe am Firmament bestimmt und regelt das äußere Leben der Völker. In ewigem Gleichmaß folgt die Nacht dem Tage, und dieser Wechsel regiert das Treiben der Menschheit, scheidet Tätigkeit und Ruhe. An den primitiven Eindruck dieser ewigen Abwechslung reiht sich die Beobachtung der wachsenden und abnehmenden Tageslängen und der Änderung der Jahreszeiten.

In diesen Beobachtungen lag der Kern aller Zeiteinteilung. Ein senkrechter Stab auf der Erdoberfläche, das Gnomon, war ursprünglich der mechanische Anzeiger dieser Zeit; er teilte den Tag ein, seine Schattenlänge wies Stunden und Jahreszeiten. Erst die Erfindung des Polos, eines Schattenstabes, der in der Richtung der Erdachse, also senkrecht zur Äquatorebene stand, ersparte die Messung der Schattenlängen und schenkte der Menschheit die eigentliche Sonnenuhr, von der sich die Zeit ohne umständliche Messung ablesen ließ.

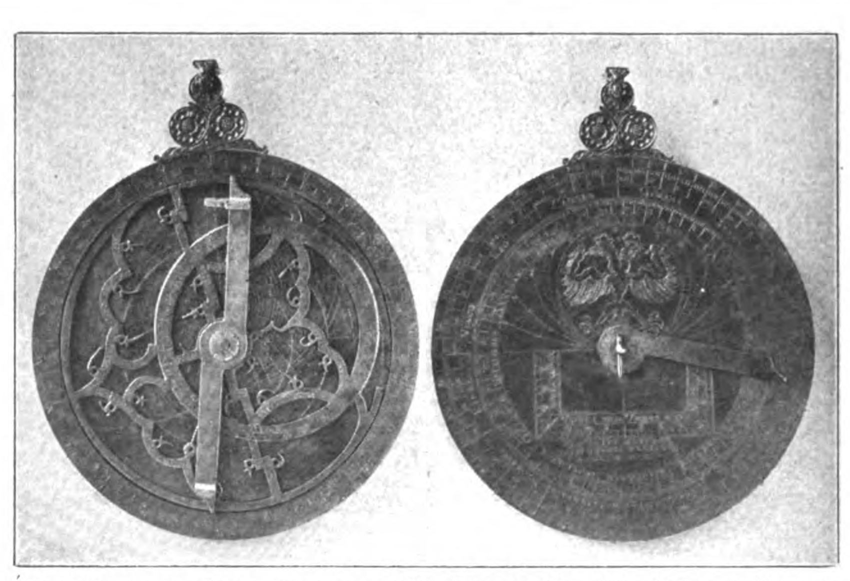
In der Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, der Zeit des Aufschwungs aller Wissenschaften, hatte die Sonnenuhr eine bevorzugte Stelle inne. Dem biederen Bürger und Handwerker teilte sie in emsigem Gleichmaß den Tag der Arbeit ein, dem Erforscher des Weltenbaues schuf sie die zeitlichen Grundlagen für seine umstürzenden Beobachtungen und Entdeckungen, dem Seefahrer gab sie in der Einsamkeit des Ozeans den festen Anhalt für Tag und Stunde.

Dieser Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen des 16. und 17. Jahrhunderts entsprechend hat die Sonnenuhr auch von seiten ihrer Hersteller so viel liebevolle Pflege gefunden, daß ihre Geschichte nicht nur in den

Rahmen von Physik und Mathematik, sondern auch in den der Kunst- und Kulturgeschichte fällt. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Sonnenuhr mit andern wissenschaftlichen Instrumenten zum erstenmal von Alfred Rohde in seinem jüngst erschienenen Buche »Die Geschichte der wissenschaftlichen Instrumente vom Beginn der Renaissance bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts« behandelt worden (Leipzig, Klinkhardt & Biermann; mit 139 Abbildungen). Die Geschichte der wissenschaftlichen Instrumente ist in diesem außerordentlich reich und interessant illustrierten Buche als ein Stück Kultur- und Kunstgeschichte aufgefaßt. Auf allen mathematischen Ballast, der den Stoff nur beschweren und seines allgemeinen Interesses berauben würde, ist verzichtet. Der künstlerische Reiz, der auf eine zweckentsprechende Konstruktion gegründet ist, bildet den Ausgangspunkt dieser Untersuchung, die sich auf zeitliche und räumliche Meßinstrumente sowie auf astronomisch-astrologische Instrumente erstreckt und überall auch die kultur-



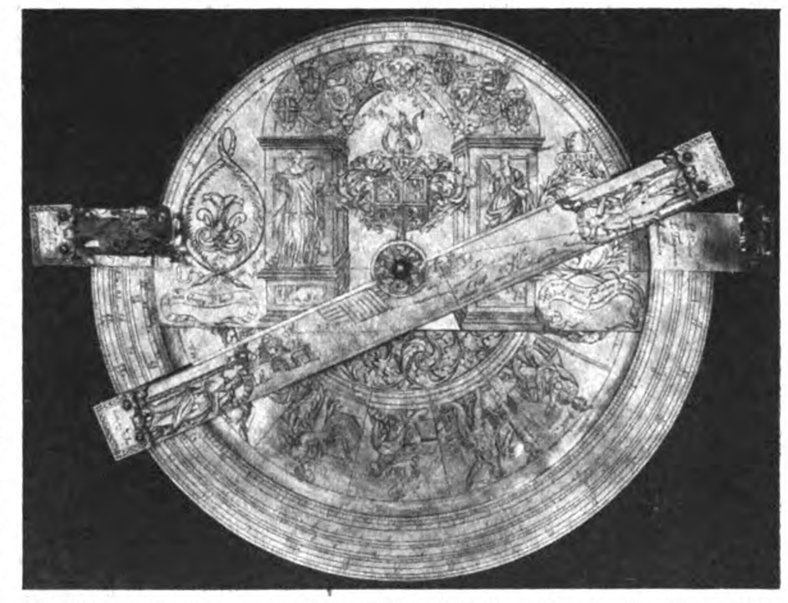
Äquatorialsonnenuhr von Johann Willebard, Augsburg (Anfang des 18. Jahrhunderts). Auf der großen Scheibe werden die Stunden, auf der kleinen die Minuten abgelesen



Astrolabium von Georg Hartmann, Nürnberg (1540). Mit diesem Instrument ließen sich nicht nur alle astronomischen Berechnungen ausführen, sondern es konnte auch zur Auffindung des Horoskops benutzt werden

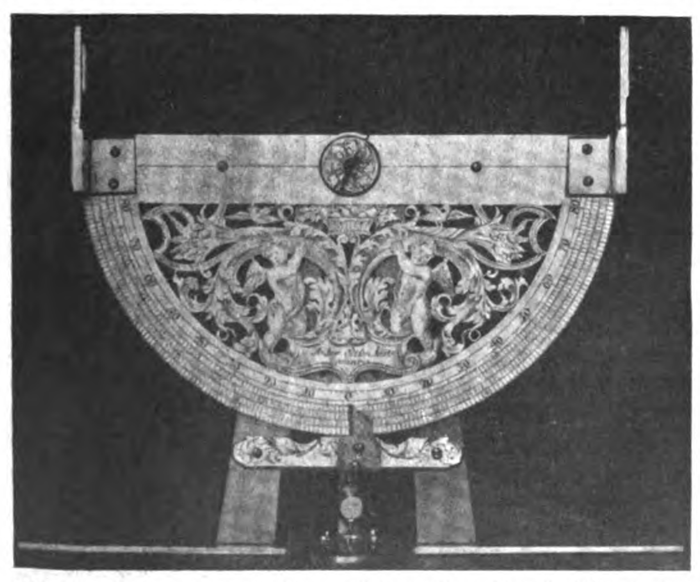
geschichtlichen Zusammenhänge aufzeigt.

Keins dieser Instrumente haben, wie auch das Rohdesche Buch zeigt, die Handwerker jener Zeit mit so viel Geschmack und Phantasie auszugestalten verstanden wie die Sonnenuhr. Die konstruktive Form war durch den Schattenstab und die Schattenebene mit Einteilung unabänderlich gegeben. An diese Grundelemente war der Instrumentenmacher also gebunden. Aber mit wie viel Liebe und Materialverständnis sind diese einfachen Dinge geformt, mit wie feinem Gefühl sind die Verhältnisse abgewogen und die Verzierungen angebracht! Bald sind es leichte Arabesken, die in klug bedachter Verteilung in das Metall — meist versilberte oder vergoldete Bronze — geschnitten oder geätzt sind, bald figürliche Darstellungen, die, wie der sensentragende Tod oder die Sanduhr, symbolische Bedeutung haben. Die schönsten dieser kleinen Zeitmesser, die zum Teil in zierlichen Kästchen in der Tasche getragen werden konnten, entstammen Augsburger Werkstätten, wo bis zum 18. Jahrhundert die Kunst der Instrumentenmacher in höchster Blüte stand.



Scheibenmeßinstrument von Michael Scheffelt, Ulm (1705). Zwei bewegliche Diopter bilden zu einer festen Kreisscheibe mit zwei Dioptern den gesuchten Winkel

Augsburger Meister sind es vor allem auch, die die sonstigen wissenschaftlichen Instrumente des 16. und 17. Jahrhunderts hergestellt und mit ihrem phantasievollen Schmuck versehen haben, mögen sie nun, wie Schrittmesser, Winkel- und Scheibenmeßapparate, der räumlichen Bestimmung dienen oder, wie Armillarsphäre und Astrolabium, astronomischen Beobachtungen dienen. An praktischer Bedeutung kann sich von diesen Instrumenten nur das Astrolabium mit der Sonnenuhr vergleichen. Bis weit in das 17. Jahrhundert hinein bildete es das wichtigste Hilfsmittel für astronomische Beobachtungen und für Ortsbestimmungen auf hoher See, und ohne seinen Gebrauch wären weder die



Winkelmeßinstrument von Autor Odelem, Braunschweig (Anfang des 18. Jahrhunderts). Zwei auf einer Halbkreisscheibe drehbar angeordnete Diopter dienen zur Bestimmung des gesuchten Winkels

Fortschritte der Himmelskunde noch die regelmäßigen Fahrten über den Ozean möglich gewesen.

Das Astrolabium war, wie eine Beschreibung des 17. Jahrhunderts sich ausdrückt, „anders nicht dann eine himmlische Sphaera oder Kugel auf eine ebene flache Figur aufgerissen“. Ein bequemes, handliches Instrument, im Gegensatz zur Armillarsphäre, die eine dreidimensionale Darstellung des ptolemäischen Weltsystems gab und sich wenig zum praktischen Gebrauch außerhalb der Studierstube eignete. Das Astrolabium war unentbehrlich nicht nur für alle, „so zu Land sich der Sternen und des Himmels Lauff desgleichen mancherley Meßwerks gebrauchen, sondern auch für die, so zu Meer oder zu Wasser sehr weite Reysen in die Ost- und Westindien und andre dergleichen fern entlegene Oerter verrichten“.

Die Blüte des alten, der Kunst verschwisterten Gewerbes der Instrumentenmacher beginnt im 18. Jahrhundert langsam zu verwelken, vor allem unter dem Einfluß der englischen Instrumente. Deren Bedeutung gründet sich auf Präzisionsarbeit, ein ornamentales Interesse für die geschmackvolle Ausstattung fehlt bei ihnen fast ganz. Sie sind, und das gilt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts für die wissenschaftlichen Instrumente überhaupt, hervorragende Beispiele vollendeter Technik, aber in der Geschichte des Kunstgewerbes gebührt ihnen kein Platz mehr.

In den kunstgewerblichen Museen und mathematisch-physikalischen Sammlungen führen die wissenschaftlichen Instrumente der Renaissance meist ein recht stilles, nur von den wenigen Fachleuten beachtetes Dasein. Das mag zum guten Teil darin seinen Grund haben, daß diese Apparate an sehr vielen Stellen zerstreut sind, so daß schwer ein einheitliches und eindrucksvolles Bild zu gewinnen ist. Um so größeren Dank verdient daher das Rohdesche Buch, das zum erstenmal in guten Abbildungen das gesamte Material vereinigt und systematisch geordnet darbietet. Es ist außerordentlich interessant und lehrreich, an der Hand dieser Abbildungen, vom Verfasser klug und sicher beraten, zu verfolgen, wie diese wissenschaftlichen Instrumente sich langsam entwickeln, wie mit der Bewältigung der technischen Anforderungen auch die Freude an künstlerischer Behandlung wächst, bis schließlich mit der Betonung des rein Technischen ein neuer Stil auftaucht und den alten, der technische und künstlerische Vollendung zu vereinigen wußte, verdrängt. Für die Sonnenuhr freilich kam der neue Stil nicht mehr in Betracht. Mit der Vervollkommnung der zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Peter Hele erfundenen mechanischen Taschenuhr ging der Gebrauch der Sonnenuhr mehr und mehr zurück, da sie sich weder an dauernder Bereitschaft noch an Zuverlässigkeit mit dem neuen von Federkraft getriebenen Wunderwerk zu messen vermochte. Der kunstgeübten Hand des Metallschneiders und Ziseleurs boten die Gehäuse dieser Räderuhren freilich noch mehr Raum für das kunstgebändigte Spiel ihrer Phantasie, als dies bei der Sonnenuhr und ihrer Sippe der Fall gewesen war.

Werdende Mutter

Oft blüht nun ein seliges Lächeln in deinem Gesicht,
Und du schaust mich an, doch ich fühle, du siehst mich nicht:
Du siehst in meinen Augen, die leuchtende Spiegel sind,
Dein tief in deinem Leibe atmendes Kind

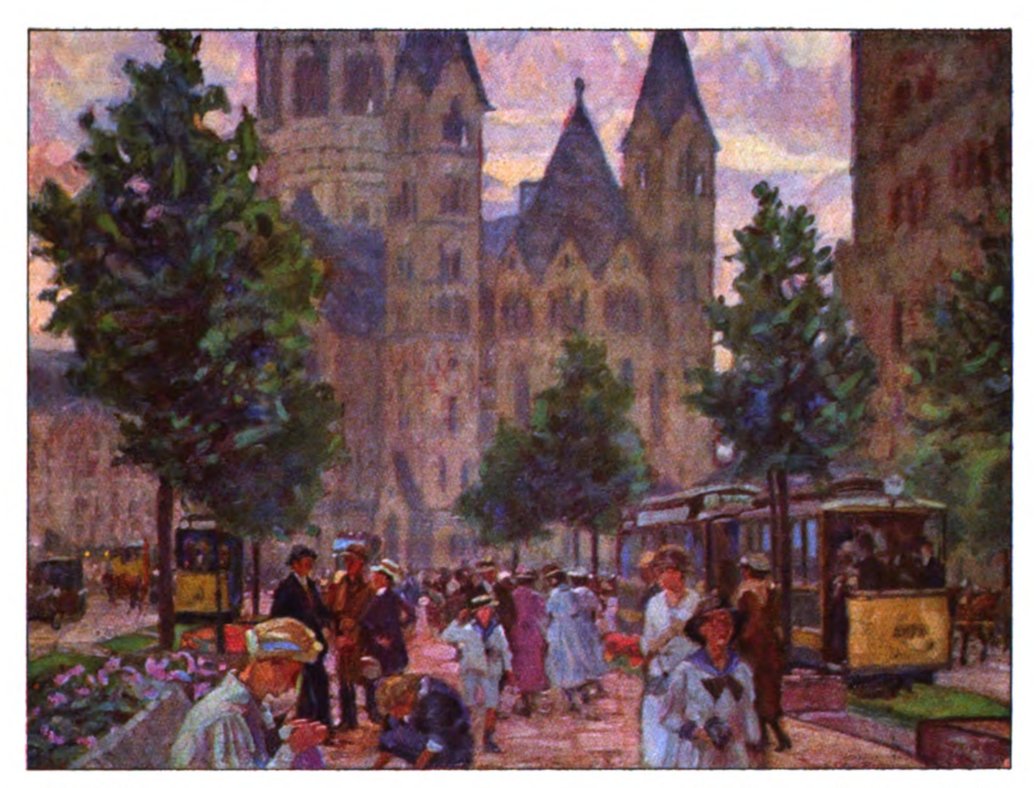
Und manchmal entfährt deinem Munde ein leiser Laut,
Jäh stehn deine Augen von schimmernden Tränen betaut.
Dann tat dir dein Kindlein, im Leibe laut klopfend, kund:
Herzensmutter, liebste, ich lebe und bin gesund.

✣

Nun ist es oft trotz deines Leibes Schwere,
Als ob ein Schmetterling aus dir geworden wäre:
Dein Lebensernst ward Taumeln über Blüten,
Dein herbes Herz ward ein weit offenes Füllhorn goldner Güten.

Und deine Küsse, sonst wie schwere Weine,
Sind seligkeitsbeschwingte Sonnenscheine:
Sie, die sich früher tief in meine Lippen brannten, bleiben jetzt kaum haften:
Sie küssen ja dein lichtes Kind schon! Nicht den Mann, der dunkel und voll wilder Leidenschaften.

Fritz Kudnig



Otto Antoine: Die Tauentzienstraße in Berlin

Von Kunst und Künstlern

Julius Schnorr von Carolsfeld: Glaube, Liebe, Hoffnung (S. 90) — August Heinrich Riedel: Die schöne Italienerin (S. 91) -- M. S. Thiemann: S. Caterina del Sasso (vor S. 61) — Richard Müller: Landschaft mit Windmühle (vor S. 37) — Paul Jos. Wehrle: Die Allee (vor S. 25) — Otto Antoine: Tauentzienstraße (S. 89) — Alfred Hamacher: Mädchenbildnis (vor S. 85) — Hermann Graf: Das Ballkleid (vor S. 53) — W. Bertuch: Das rote Band (S. 92) — Oskar Graf: Der Bamberger Reiter (vor S. 101) — Hans Gasser: Herzeleid (vor S. 33) — M. Schmitt: Die Mutter und der kleine Nathanael (vor S 69) — Otto Heichert: Einzug der Salzburger in Litauen (vor S. 17); Die Kartoffelschälerin (vor S. 1)

Es bedeutet für uns — und gewiß auch für die Leser — eine Freude, wenn in diesem Heft wieder ein paar mehrfarbige Nachbildungen älterer deutscher Gemälde erscheinen können. Aus dem Kunsthandel verschwinden sie mehr und mehr, die öffentlichen Galerien und Sammlungen, erst recht aber die glücklichen »Privatbesitzer« solcher Schätze geben die kostbaren Originale ungern aus der Hand, um sie wochenlang den Ätzanstalten anzuvertrauen, und mit an Ort und Stelle hergestellten farbigen Aufnahmen läßt sich heute der ungeheuren Kosten wegen kaum noch arbeiten. Schon deshalb fühlen wir uns Herrn Prof. Alfred Lübke in München, durch dessen Gemäldesammlung die beiden Stücke gegangen sind, zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß er sie uns zur Vervielfältigung überlassen hat, ehe sie, im gegenwärtigen Auf und Ab des Besitzes, irgendwo wieder untertauchen und dem allgemeinen Genusse entzogen werden.

Das ältere dieser beiden Werke, Julius Schnorrs von Carolsfeld »Glaube, Liebe, Hoffnung«, gehört der besten Zeit dieses später allzu sklavisch unter italienischen Einfluß geratenen Künstlers an (1794—1872). Noch spürt man in den Figuren etwas von der Herzenseinfalt, der Innigkeit und der seelischen Tiefe, durch die Schnorrs frühe Bilder, wie die »Anbetung des Kindes« oder die »Verkündigung«, entzücken, und der landschaftliche Hintergrund hat die altdeutsche Zartheit noch nicht verloren, die der junge Schnorr nach Dürers Vorbild anstrebte.

Aug. Heinr. Riedel (1799—1883), der Maler der »Schönen Italienerin«, ist ähnliche Wege gegangen wie Schnorr: auch er hat sich, ein Schüler der Münchner Akademie, hauptsächlich in Rom gebildet. Ja, er ist dem Zauber dieser Stadt schließlich so völlig verfallen, daß er sich dort, fern von Deutschland und deutscher Kunst, ganz zu Hause fühlte und



Julius Schnorr von Carolsfeld: Glaube, Liebe, Hoffnung

inmitten schöner Frauen sein romantisch-galantes Malerleben führte. Ihnen wußte er, im Besitz einer manchmal süßlichen, aber stets eleganten und reizvollen Koloristik, in seinen berühmt gewordenen Halbfiguren mit immer neuen malerischen Wirkungen zu huldigen.

Auch unsre Landschaftsbilder kehren nach langer Pause wieder einmal in Italien, dem Land der deutschen Künstlersehnsucht, ein. Nach einer schönen Radierung der den Lesern schon bekannten Künstlerin M. S. Thiemann zeigen wir das berühmte, sich hoch über den Lago Maggiore erhebende Kloster S. Caterina del Sasso, berühmt nicht nur durch seine malerische Lage und seine prächtige Aussicht auf die Borromeischen Inseln, sondern auch durch die merkwürdige Tatsache, daß ein im 17. Jahrhundert auf das Gewölbe gefallener Felsen den Bau nicht erdrückt, vielmehr sich mit ihm friedlich verbunden hat.

Nach Deutschland zurück führen uns der Dresdner Richard Müller, der eine mit altdeutsch-niederländischer Liebe radierte Landschaft mit Windmühle beigesteuert hat, und Paul Jos. Wehrle, dessen sonnendurchspielte »Allee« den ganzen Licht- und Farbenzauber des nahenden Herbstes auffängt.

Ein echtes Berliner Großstadtbild gibt uns Otto Antoine: im Hintergrund die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, im Vordergrund das bunte »mondäne« Leben der Tauentzienstraße, das hier zu allen Tages- und Nachtzeiten herrscht, oft so viel Widerliches und Abstoßendes mit sich führt, an einem sonnigen Frühlingstage aber, wie ihn sich der Maler ausgesucht hat, fast etwas Heiter-Südländisches bekommt.

Von dem Berliner Alfred Hamacher bringen wir ein Mädchenbildnis, das sich in Auffassung, Komposition, Zeichnung und Farbengebung der äußersten Einfachheit befleißigt, aber gerade dadurch höchst vornehm wirkt, von dem Weimarer Hermann Graf ein vom Porträt ins Genre und Interieur hinüberspielendes Gemälde, das, seinem Titel (»Das Ballkleid«) entsprechend, den koloristischen Hauptakzent auf das mannigfach gebrochene Rot des Seidenstoffes legt, aber durch das tiefe

Blau, das darübersteht, durch das Weiß der geöffneten Tür, das hell angestrahlte Silbergrau der Wand und das Rotgelb des Spiegelrahmens reizvolle Kontraste und feine Dämpfungen empfängt.

Die malerische Gesamtstimmung, der Duft, die farbige Atmosphäre des Ganzen, nicht hervorstechende Einzelklänge sind es, die W. Bertuchs Stilleben zu einer so wohltuenden, dem Auge schmeichelnden, die Sinne liebkosenden Farbenschöpfung machen. Die Bezeichnung »Das rote Band« könnte irreführen — denn auch dieser leuchtende Querstreifen ist nur ein dienendes Glied des Ganzen —, wenn solch ein Bild, ähnlich wie eine gute Novelle, nicht sein es von andern unterscheidendes Merkmal haben müßte, woran man es erkennt und womit man es sich sofort wieder ins Gedächtnis rufen kann. Im Grunde genommen sind der Zinnteller, die weiße Vase, die blaue Dose, das gelbe Buch und was sich sonst hier noch zur Eintracht der Farben vereinigt, mit derselben Delikatesse gemalt.

Es ist in der Kunstgeschichte nichts Seltenes, daß plastische Schöpfungen in die Malerei oder Zeichnung übertragen werden. Insbesondere die Radierung hat sich oft solche Aufgaben gestellt. Trotzdem fragt man bei solchem Beginnen



August Heinr. Riedel: Die schöne Italienerin



W. Bertuch: Das rote Band — Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1922

mit Nachdruck nach dem Warum und Wozu. Auch bei Oskar Grafs »Bamberger Reiter«, der Radierung des bekannten, seiner Darstellung nach aber immer noch rätselhaften Bildwerks aus dem Bamberger Dom, einer Schöpfung der fränkischen Schule aus dem 13. Jahrhundert. Und doch braucht man diese künstlerische Übersetzung eines Kunstwerks in eine andre Kunstform nur mit einer photographischen Aufnahme zu vergleichen, um sofort den Unterschied zwischen mechanischer und künstlerischer Nachbildung zu begreifen. Die Photographie gibt nur die Umrisse und die Formen wieder, die Radierung Grafs bannt auch die ganze malerische Stimmung aufs Blatt, die das Bildwerk im Bamberger Dom wie eine Aureole des deutschen Mittelalters umgeistert. Wir wissen noch heute nicht genau, wen eigentlich das plastische Werk darstellt, den heiligen Georg, den König Stephan oder Konrad III., aber eine heilige Größe voll geheimnisvoller Schauer webt um das strenge und innerlich doch so bewegte Gebilde, und diese »Magie« des alten namenlosen Künstlers zu vermitteln, vermag wiederum allein der Künstler.

Wie offen, gefällig und vertraut erscheint neben dem Bamberger Bildwerk die Gruppe »Herzeleid« des Wiener Plastikers Hans Gasser (1817—1868), eine Neuerwerbung der Wiener Staatsgalerie. Und doch lebte auch in diesem Schnitzersohn aus Kärnten, der sich in München von dem Schematismus Schwanthalers abgestoßen fühlte, etwas Altdeutsches fort, und das ihm angeborene Stück Romantik ist er zeitlebens nicht losgeworden. In Wien steht als sein populärstes Werk das flotte, stramme Donauweibchen im Stadtpark; daneben zeugen die reizenden Kinderstatuen der zwölf Monate im Belvederegarten mit ihren einfachen, natürlichen Motiven von der freundlich-lieblichen Sinnigkeit, die Gasser eigen war.

Die sonstigen Kunstblätter dieses Heftes begleiten besondere Aufsätze. Das Gruppenbild »Die Mutter und der kleine Nathanael« von M. Schmitt gehört zu dem Aufsatz über die Heidelberger romantische Malerfamilie Schmitt, das Monumentalgemälde »Einzug der Salzburger in Litauen« und »Die Kartoffelschälerin« illustrieren den Aufsatz über Otto Heichert. F. D.

Das rosengranitne Wunder

Novelle von Richard Nordhausen

Er ertrug das Getümmel der Versteigerung nicht. Er hatte sich zuviel zugemutet. Angesichts der geliebten Habseligkeiten, die nun in dem großen Raum abenteuerlich wüst durcheinandergeschoben standen: das massige flämische Büfett neben den Birkenbetten, die hellen Korbmöbel, Lores buntes kleines Mädchensofa dicht bei dem mit Marmorbüsten und Bronzen bepackten Eßtisch — angesichts dieses Wirrwarrs überkam ihn plötzliche Schwäche und eine Traurigkeit ohnegleichen. Gut, daß die auf dem frohleuchtenden Teppich grob einherstapfenden Bieter und Händler sich nicht um ihn kümmerten. Sie hätten Anlaß zu neuem Witzgetuschel gehabt. Wie er das Geschmeiß verabscheute, das ihm ins Haus gedrungen war, wie er sich selbst verabscheute! Was hatte er hier noch zu suchen, nun längst alles, alles vorbei war? Weshalb hatte er sich noch monatelang sinnlos mit dem Anblick des toten, entseelten Gehäuses gefoltert, statt gleich nach dem Unglück auf und davon zu gehen?

Das grelle, unbekümmerte Geschrei rundum tat ihm körperlich weh. Weiter noch zog er sich von dem Schwarm zurück, die Sekunde ersehnend, wo er wieder allein sein würde. Allein in den verödeten, gestorbenen Räumen.

Hier hatte sie gesungen und gelacht all die Jahre hindurch. Und nun ... Ein Zierbengel war des Weges gekommen, und seine Lore ...

Zwischen der ludovisischen Juno und dem Apoll eingeklemmt, von allerlei üppigem und zierlichem Krimskrams verdeckt, stand die kleine Figur aus Rosengranit, die sie immer so gern in die Hand genommen und gestreichelt hatte. Wer nicht wußte, daß das daumenlange Püppchen hastig und wahllos in den Schatten der Marmorpracht gestellt worden war, der hätte es übersehen. Er aber sah es sogleich, obwohl er beim Umräumen keinen Finger gerührt hatte. Er sah von allem Hausrat rundum und all seinen mühsam zusammengetragenen Köstlichkeiten nur die Ägypterin, die seines Kindes Freude und Bewunderung gewesen war.

Irgend jemand brüllte irgendeine Zahl.

»Niemand höher?« fragte der Versteigerer vorwurfsvoll und drückte den Daumen wie schützend auf die Onyxplatte des Prunktisches. »Das ist doch wirklich kein Betrag für solches Prachtstück. Das ist schlimmer als geschenkt. Niemand mehr? 130000 zum zweiten!« Er sah mit achselzuckendem Bedauern zu Helling hinüber. Der hatte indes die Ägypterin hervorgeholt, barg sie zärtlich in der Rechten und kümmerte sich nicht um das Versteigerungsgewühl.

»Bietet niemand mehr?«

»Beeilen Sie sich schon ein bißchen, wir haben schließlich noch was andres zu tun,« gröhlte eine Stimme aus dem Hintergrund. Dem Versteigerer stieg leichte Röte ins Gesicht. Er galt sich selbst als Meister seines Faches, war es nicht gewohnt, sich zurechtweisen zu lassen, und erfüllte nur selbstverständliche Berufspflicht, wenn er für seinen Auftraggeber eintrat. Auch für diesen Auftraggeber, dessen feindselige Gleichgültigkeit wahrhaftig nicht zum Erfolg beitrug. So bezwang sich der Vielgewandte. Um so mehr, als der dicke Herr mit der Gröhlstimme, dem er oft begegnete, auch heute am meisten erstanden hatte. Er durfte ihn nicht verprellen.

»130000 zum dritten!«

Der Zuschlag war erteilt. Jetzt kamen die Rokokomöbel an die Reihe. Helling wandte sich von den in drei feierlichen Schränken aufmarschierenden Bücherschätzen, die er heute zum letztenmal grüßte, und starrte durch die dicken grauen Rauchschwaden ins Freie. Überall lehnten und räkelten sich die ruppigen Kerle, die sich hier wie bei jeder Versteigerung völlig zu Hause fühlten und heute, dank der gedrückten Preise, bei besonders guter Laune waren. Sie riefen sich laut ihre derb mundartlich gefärbten Bemerkungen zu und unterdrückten keinen plumpen Spaß, lachten schallend inmitten all der feinen Anmut, auf der Lores graue Augen immer so fröhlich geruht hatten. Aus dem wilden Zigarrenqualm stieg zum Erschrecken deutlich ihre feine Mädchengestalt empor ... Helling mußte sich abwenden, um dem Volk kein Schauspiel zu bieten. Doch es achtete niemand auf ihn.

Roher, schnatternder Lärm, dreistes Beäugen und Betasten jedes Stückes, das ihr Atem, ihr dankbares Lächeln geadelt hatte. Von neuem hob dann der zähe Kampf des Versteigerers mit den Widerwilligen an, die breitmäulig seine Taxe verhöhnten und sich zu Geboten nur herbeiließen, wenn offensichtliche Grünhörner, Nichtmitglieder der Zunft, einen Vorstoß wagten.

»Unter 200000 geht die Vitrine nicht fort.«

»Nun, mach's man halber Wege!« scholl es zurück.

»Es ist vorbei mit den fetten Jahren. Jetzt lassen wir uns nicht mehr hochnehmen. Jetzt wird nur noch billig gekauft.«

Die Hyänen schmunzelten in dem wohligen Gefühl, heute einen außerordentlichen Raub, einen Schnitt allerersten Ranges zu machen.

»210000 — 220000 — 230000!« klang es aus einer Gruppe herüber, wo man durch die Zwischenrufe peinlich berührt zu sein schien. Alles lachte und musterte die unwillkommenen Bieter, um sie einzuschüchtern. Aber ihr Angriff hatte andern Mut gemacht.

So legte man einen Zehntausender nach dem andern zu. Die Laune des Versteigerers besserte sich; er überlegte, ob es nicht an der Zeit sei, einen seiner sicherlich immer wieder gern gehörten, die allgemeine Lustigkeit und damit die Kauflust stachelnden Handwerkswitze zu machen.

Für 360000 Mark erwarb ein Bönhase das aus dünnen Mahagonistäbchen und schimmerndem Kristall gesponnene Kleinod. »Rutschen Sie nur nicht auf der Treppe damit aus!« spottete verdrießlich ein erbostes Mitglied der Gilde. »Hoffentlich sind Sie gut versichert!«

Zug um Zug ging der Handel weiter.

Helling stellte die Ägypterin auf den Tisch zurück, aber seine Hand blieb dicht neben ihr auf der Kante liegen.

»Jetzt vielleicht Bücher gefällig?« fragte der Versteigerer.

Helling durchzuckte es. Die Abende stiegen auf, wo sie ihm mit erwartungsvollen Augen gegenübergesessen und die Herrlichkeiten der Droste, Mörikes, Angelus Silesius', Nietzsches eingeschlürft hatte. Er las, und sie lauschte. Aber lieblicher und gottnäher als alle Poesie war ihr zartes kluges Gesicht, auf dem sich jede Versschönheit, jeder große Gedanke spiegelte. Verloren und vertan! Helling mußte an sich halten, um seinen Schmerz nicht zu verraten. Er war mit den Nerven doch sehr herunter.

»Lassen wir die Bücher noch — das Langweiligste zum Schluß!« rief ein Untersetzter mit gelbem breitem Mondgesicht, in dem Maulwurfsaugen zwinkerten. »Wie ist's mit Marmorgruppen und so was? Ich hätte vielleicht Verwendung.«

»Ganz nach Wunsch der Herrschaften!« Eilfertig trat der Versteigerer an den breiten Tisch heran. »Venus von Milo — oder so ähnlich — schon eine ganz feine Sache —«

»Man bloß für Liebhaber!« — »Spielzeug!« Und wieder drehte sich die furchtbare Mühle. Helling war nicht mehr imstande, seinen Abscheu zu verbergen. Wie es ihn jetzt reute, sich auf den unwürdigen Handel eingelassen, diese schauerliche Entweihung vergangener glücklicher Tage selbst herbeigeführt zu haben! Daß ihn doch irgendein Zufall von dem Gewimmel befreite! Daß es Abend geworden wäre und er wieder vergrübelt, einsam im Dunkeln säße, wie all die Abende lang, immer dabei ihre Stimme im Ohr, ihr Lächeln im Auge.

Nur stoßweise und mühselig kamen die Gebote. Der Ring zeigte keine Neigung, hohe Summen für das »Spielzeug« anzulegen. Hoffte er doch aus der gewohnheitsmäßig nach den ersten Stunden eintretenden Ermüdung Nutzen ziehen zu können. Und die Außenseiter waren zu sehr auf ganz, ganz moderne Kunst gedrillt, als daß sie leichtsinnig mit Griechengöttern angebandelt hätten.

Trotzdem ging Stück für Stück fort. Der Augenblick war nahe, wo der Versteigerer lässig nach der Ägypterin greifen und ihren Reiz eintönig blechern den Gaffern anpreisen würde.

Als hätte er Hellings Befürchtungen erkannt und wollte ihm nun eine kleine Bosheit antun, so tippte er auf den zierlichen Rücken der Gestalt: »Taxe 50000!«

»Ihr seid wohl ganz und gar Dollar?« — »Nun hat's aber geschnappt!« klang es ärgerlich in der Runde.

Helling drängte sich an den Nächsten vorbei. »Wird zurückgezogen!« Er war sehr blaß geworden.

»Nun, wenn schon!«

Er steckte die Rosengranitne in die Rocktasche und schritt zur Tür.

»Verzeihung!« Denn hier prallte er auf einen neuen Ankömmling, einen blassen Schwarzbärtigen, der ihn flüchtig und doch scharf musterte, eine Sekunde lang stutzte, dann aber den Saal betrat. Rasch trat der Fremde auf die um den Tisch versammelte Menge zu, erspähte geschickt eine Lücke im Ring, schob sich mit höflichem Lächeln hinein und ließ den Blick über die aufgestellten Kunstwerke schweifen.

Der letzte Abend in der alten Wohnung. Der letzte in seinem Arbeitsstübchen. Nur ein Sessel, den er sich hineingeschoben hatte, und ein hoher Spiegel aus dem Schlafzimmer standen noch darin. Der größte Teil der verkauften Möbel war bereits fortgeschafft worden.

Er hatte kein Licht angezündet, es war so dunkel im Zimmer, wie's an einem regnerischen Wintertage um die siebte Stunde nur immer sein kann. Von draußen fiel Glanz einer Bogenlampe aufs Fenster; bisweilen flackerten über Wand und Decke schmale Lichtbänder hin, Widerschein vorbeirasselnder Autos und Straßenbahnwagen. Sie machten die Finsternis um ihn her noch deutlicher.

Der letzte Abend, dann die letzte Nacht. Er würde im Fremdenzimmer schlafen, dessen beide Betten erst morgen abgeholt werden sollten. Morgen um diese Zeit würde er über alle Berge sein. Nach Lugano unterwegs. Und niemand von den Verhaßten jemals wiedersehen.

Jahrzehntelang war dies sein Königreich gewesen. Jahrzehnte hatte er hier mit Lore verbracht, erst in nur mühsam, allmählich abbröckelndem Schmerz um ihre geliebte Mutter des Mädchens Kindheit hütend, dann Kamerad und vergötterter Freund der Tochter. Bis auf ihr helles, blondes Haar war sie das Abbild der Liebsten gewesen. Das kleine Gesicht, die schwarzen Wimpern über den grauen Augen, Lippenbogen und Kinn ... »Warum stöhnst du immer so, Väterchen?« hatte sie gefragt, wenn er sich in ihren Anblick versenkte. Vielleicht

hätte er sie nicht mit so verschwenderischer, hingebender Zärtlichkeit überschütten dürfen, nicht alle seine Künste spielen lassen, alle seine Kraft aufbieten sollen, um sie ganz nahe an sich heranzuziehen. Ihr Wille hatte allzufrüh den seinigen besiegt. Und als die Stunde kam, wo zum erstenmal ihre Wünsche sich mit seinen nicht vereinen ließen, da war sie aus dem Hause gegangen. Erbarmungslos. Rücksichtslos. Ein Mädel von zweiundzwanzig Jahren. Sein Weib starb ihm da zum zweitenmal. Nur daß es hierbei keinen blonden, sternäugigen, lachenden Trost mehr gab. Eigentlich hätte er ja damit rechnen müssen, daß sie ihn eines Tags verlassen würde. Sich für den Vater zu verbrauchen, ihm restlos ihre strahlende Jugend zu opfern, das lag ihr nicht. Dafür war sie zu sehr seine Tochter und Erbin seines Blutes. Aber er hatte ihr ja die kleinen Liebschaften gegönnt und, wenn auch neidischen Herzens, immer von neuem ihr Vertrauen zu erwerben gewußt. Und immer wieder war es ihm gelungen, ihr die Verehrer zu verleiden. Wer reichte denn an seine Lore heran? An das überlegene Gottesgeschöpf, dem Swedenborgs und Baaders und Hamanns Flüge nicht zu hoch waren, die Tauler und Meister Eckart noch mehr liebte als er? Für wen war sie nicht zu kostbar? Keiner bestand vor ihr, außer dem Vater.

Immerhin, daß er sie einmal verlieren mußte, darauf war er gefaßt gewesen. Sie verlierend, hätte er sie aber doppelt neu gewinnen können. Warum war er, der angebliche Kenner und Künder des Menschenherzens, nicht klug und listig genug gewesen, ihr beizeiten selbst den Mann zuzuführen, der ihm sein Kind nicht völlig abwendig gemacht hätte? Aber sogar diese halbe Entsagung hatte er nicht über sich bringen können. Nun war er für seine väterliche Selbstsucht und Narretei über die Maßen furchtbar gezüchtigt worden. Er trug schuld an seinem Unglück, gewiß, wie wir immer die Schuld am ganzen Ausmaß unsers Unglücks tragen und Strich bei Strich grausam gestraft werden für jedes übermütige Vermessen ... Doch daß der Schlag so erbarmungslos niedergesaust war und daß sie ihn so unbedenklich geführt hatte, so verräterisch ...

Er schlug mit der flachen Hand nahe an dem Gesicht vorbei, wie nach einem Mückenschwarm, und begann laut vor sich hin zu reden.

Rache ist in den Dingen, wie in den Gedanken. Niemand entgeht dem Bösen, das er sinnt und tut. Was du den Brüdern nimmst, wird dir genommen. Wir können nicht gegen uns an, müssen den vorbestimmten Weg gehen — doch bringen wir damit Leid über die andern, so wehe uns! Alles wird blutig heimgezahlt, auch dir, Lore! Schon ist die Vergeltung unterwegs.

Sie ist gewiß unterwegs.

Helling tappte durch die Finsternis ins Fremdenzimmer, um sich eine Zigarre zu holen, steckte sie in Brand und kehrte an seinen Platz zurück. Im Spiegel glomm ein rotes Pünktchen auf.

Nun sie ihn verlassen hatte, war keine Menschenseele mehr sein. Oh, die heulende Armut! Jetzt lebte er ohne Zweck und Ziel, ein grauer, eigentlich längst gestorbener Einsiedler, der sein Herz an einen Schemen gehängt, die ganze Welt darüber vergessen und verloren hatte.

So überraschend war alles gekommen. Daß sie, die freudig das ganze Leben und seine Lustigkeiten umfaßte, sich nicht auf Bücherweisheit beschränken wollte, leuchtete ihm ein. Just draußen, zwischen Seen und Flußläufen, in Wald und Wiesen woben die Geister. Keine Erinnerung ist voll so schwerer Süße wie die an ein Hand-in-Hand-staunen vor offenbarter Naturpracht. Als Lore sich einem Ruderverein anschloß, um in die verborgenen Wasserwinkel der Heimat hineinzugelangen, gönnte er ihr die Freude gern, zumal sie dabei, so gut wie er, anfangs nur an Kameradinnen des Sports dachte. Dann aber war sie unversehens auf sonntäglicher Fahrt ins Blaue hinein mit dem jungen Burschen bekannt geworden. Daß ihr seine feste Entschlossenheit, seine ruhige Ausdauer besser gefielen als die unsichere, vorsichtig-zaghafte Zappelei der Mädchen, und daß sie mit Vergnügen die Freude schlürfte, sich von ihm betreuen, ihn für alles sorgen zu lassen, statt wie bisher selbst für allerlei fahrige Gänschen mitsorgen zu müssen, davon hörte der Vater zu spät. Als er aus dem Bad zurückkehrte, wohin sie ihn nicht hatte begleiten wollen, erfuhr er ihre Absicht, sich mit Georg zu verloben.

Er drückte die gefalteten Hände an den Mund und schloß die Augen.

Diese unerhörten schrecklichen Monate des Kampfes! Eines von vornherein entschiedenen Kampfes, der sinnlos seine Kraft fraß. Jedes Wort der Warnung war verschwendet, wie jedes Wort werbender Zärtlichkeit. Wenn der Vater von ihrem jahrelangen ungestörten Zusammenleben sprach und sie an ihr kindliches Gelöbnis erinnerte, ihn nie zu verlassen, dann redete sie ihm gut zu, wie einem unvernünftigen Jungen. »Ich bleibe doch deine Lore, auch wenn ich verheiratet bin, niemand hat dich so lieb.« Krittelte er aber an Georg herum, so verteidigte sie den Erwählten mit wachsender Gereiztheit, und eine gelegentliche Überschärfe Hellings — es war eine Entgleisung seiner Eifersucht gewesen, er leugnete es nicht — führte zu dem ersten bösen Zank. Tagelang gönnten sie sich keine Silbe. Dem mühselig wiederhergestellten Frieden, der seiner Nachgiebigkeit entsproß, folgten allzubald neue Auftritte. Immer weiter glitten sie voneinander fort. Er fühlte sich nicht nur innerlich

vernachlässigt. Es erbitterte ihn nicht nur, daß er ihr, an Georg gemessen, gar nichts mehr galt, und daß sie ihn zu jeder Sekunde für den Liebsten aufgegeben hätte. Auch die häusliche Ordnung litt. Wo war alle warme Herzlichkeit in ihren Handreichungen geblieben? Lores Gedanken flatterten beständig schon ins eigne Nest; dem Vater diente sie wie einem Fremden — wenn nicht unaufmerksamer, so doch teilnahmloser, als Stütze und Dienstmädchen es taten.

Und so war es gekommen. Zu einem fast gewalttätigen Zusammenstoß war es gekommen, bei dem die beiden sich nichts mehr verschwiegen und sich gegenseitig ihre kahle Selbstsucht ingrimmig vorwarfen. Auf das Recht ihrer Jugend, das sie nicht bis zum letzten Rest an ihn vergeuden wollte, pochte Lore, während der Vater mit dauernder Trennung drohte und in seinem Haß gegen Georg nicht einmal vor wütenden Schimpfreden zurückschrak. Am nächsten Morgen, nach durchwachter Nacht, nach tausend Qualen höllenheißer Selbstvorwürfe, hatte er bei ihr angepocht, um sie zu versöhnen. Der Vater sein Kind. Aber Lore war bereits in aller Frühe fortgegangen. Nachmittags traf ein Brief ein, worin sie kühl erklärte, das Haus nicht mehr betreten zu können. Sie schäme sich vor den Angestellten. Im übrigen hätten Georg und sie beschlossen, nunmehr sofort zu heiraten. Sie setze des Vaters Einwilligung voraus und poche deshalb nicht auf ihre Volljährigkeit ...

Die Zigarre glühte im Spiegel heller auf, wilder und phantastischer zuckten Irrlichter durch die Nacht des Zimmers, die sich feindselig von dem gedämpften Lampenlicht aus all den Fenstern gegenüber abhob. Grauköpfiger Tor, der damals vor Jammer geweint und geschrien und morgens beim Aufstehen in schauerndem Daseinsekel den Abend herbeigesehnt hatte, den neuen Schlaf, der ihn sein Elend vergessen machte ...

Er hatte Lores Brief nie beantwortet. Er hatte die Einladung zur Hochzeit ebenso unbeantwortet gelassen. Und sobald ihm, nach monatelangem Dämmerdasein, die Entschlußfähigkeit zurückgekehrt war, hatte er den Entschluß gefaßt, sein Zelt in dieser Stadt für immer abzubrechen, für die letzten Lebensjahre irgendwo draußen unterzutauchen, wo ihn niemand kannte und ablenkende Gegenwart Vergangenes auswischen konnte.

Heute war die letzte Entscheidung gefallen. Jetzt band ihn auch nichts Äußerliches mehr an Lore und begrabenes Glück. Jetzt trug er nur noch den fernen, fernen, fast verschwebenden Schatten seines Weibes im Herzen.

Die Pfade der Kinder müssen sich im Vormärz von denen der Eltern trennen, die Herzen sich scheiden, aber nur, um einander zur Sommerzeit wiederzufinden. So ist es Schicksal und Gesetz. Blieben die Eltern nie hinter den Kindern zurück, manchmal so weit, daß sie sich einander aus den Augen verlieren, es wäre kein Fortschritt in der Welt. Doch Lore war Seite an Seite mit ihm gewandert, als sie in den Jahren des Frühlingssturmes stand. Lore hatte ihn freiwillig zu ihrem Führer gewählt. Allein um dieses muskelstarken Burschen willen fiel sie von ihm ab, im blöden Sklavenaufruhr ihrer Sinne, und deshalb auf Nimmerwiedersehen.

Die Zigarre war erloschen. Er schrak empor. Irgend etwas zwang ihn, nach der Tür zu gehen.

Unterm Einwurf schimmerte weiß ein Brief. Sonderbar, daß er den Postboten nicht klingeln gehört hatte.

Er knipste das Licht auf der Diele an und las: »Georg ist schwer erkrankt. Ich bitte Dich, Vater, komm! Ich weiß mir keinen Rat weiter. Lore.«

Sehr billiges Papier, stellte er fest, und außerordentlich blasse Tinte. Auf wie dickem Bütten schrieb sie mir damals den Scheidebrief! Es geht ihnen schlecht. Ihr Mann schwerkrank. Sie weiß sich keinen Rat.

Daß er so unbeweglich blieb, erfüllte ihn mit Genugtuung. Keine Schadenfreude, nein, aber die Empfindung, daß ein andrer eingriff, eingegriffen, für ihn Partei ergriffen hatte.

Die Rache war unterwegs.

Und — es durchfeuerte ihn ein Blitz — jetzt, wo er kein Heim mehr hatte, würde Lore in sein Heim zurückkehren wollen.

Dabei fiel ihm ein, daß er noch immer das Bildwerklein in der Rocktasche trug. Er griff nach der Ägypterin, fühlte mit Beruhigung ihre kühle Glätte, freute sich der feinen Formen, die er mit den Fingerspitzen abtastete, und lachte vor Vergnügen darüber, daß er sie dem gierigen Gezücht entrissen hatte. Diese eine Kostbarkeit, diese eine Erinnerung vermochte ihm niemand zu rauben. War es doch mehr als eine Erinnerung an sie, die freilich auch mit diesem Figürchen gespielt hatte, wie mit dem Vater, beide fortschiebend und vergessend, als ein größeres Spielzeug auftauchte. Die Ägypterin hatte ihm im Lazarett von Kowno ein junger russischer Offizier geschenkt, ein unglücklicher Verstümmelter, der sich mit schauerlicher Wunde tagelang hinquälte und nicht sterben konnte. Ein Dankbarer, der im Grauen der Auflösung noch des Arztes gedachte. Helling hatte sich anfänglich gesträubt, die Gabe anzunehmen, aber die seltsam flehenden Blicke des Armen bezwangen ihn. Gleich darauf verlor der Gemarterte das Bewußtsein und schlummerte sanft hinüber.

»Weißt du, Toter, welche grausamere Wunde dir erspart geblieben ist?« flüsterte Helling. »Glücklich, wer sterben darf, wenn seine Zeit vollendet ist ...«

Hatte es nicht draußen geläutet? Eine neue Botschaft von ihr? Er würde nicht folgen. Und wenn sie selber käme. Wenn sie wiederkäme ...

Ein Unbekannter stand vor der Tür. Er nannte einen slawisch klingenden Namen, einen pomphaft klingenden Namen. Ob er etwas Wichtiges mit Herrn Helling besprechen dürfte?

»Ich werde erst für Licht sorgen,« entschuldigte sich Helling, und gegen seine Gewohnheit, er wußte nicht weshalb, geschwätzig werdend, fügte er hinzu: »Es sitzt sich für einen Einsamen wohlig im Dunkeln.« Gleich darauf verdroß ihn seine Redseligkeit. War er des Umgangs mit Menschen schon so entwöhnt, daß er jedem von ihnen sein Herz entschleiern mußte?

»Nur meinetwegen keine Unbehaglichkeit, bitte!« versuchte der Fremde zu lächeln. Er ging so sicher neben Helling her, als kenne er jeden Winkel der Wohnung. »Was ich Ihnen zu sagen habe, läßt sich eigentlich sogar besser sagen, wenn man nicht grell angestrahlt wird.«

»Ist es etwas Geheimnisvolles?«

»Vielleicht.«

»Sie machen mich neugierig.« Er schaltete die kleine blau verhängte Lampe ein und wies auf den Sessel, während er für sich einen Stuhl aus dem Nebenzimmer holte.

»Ich habe Sie heute schon einmal gesehen,« begann der Fremde, »heute vormittag, bei der Versteigerung.«

Jetzt erkannte ihn Helling an dem dichten schwarzen Haar, das das magere Knochengesicht so fahl erscheinen ließ. »Sie kamen spät.«

»Ja. Leider. Zu spät. Dabei habe ich es mir Mühe kosten lassen, pünktlich zu sein. Ich habe, ohne Übertreibung, Ihretwegen eine Bahnfahrt von zweimal vierundzwanzig Stunden hinter mir.«

»Meinetwegen?«

»Oder vielmehr der Bildsäule wegen, die Sie besitzen.«

Helling wußte sogleich, was der Fremde darunter verstand.

»Es ist die Figur aus Rosengranit, die Ägypterin im Putz. Von den Hinterbliebenen des früheren Eigentümers — richtiger gesagt, mit Hilfe der Behörde — hatte ich mühevoll genug Ihren Namen ausfindig gemacht — und denken Sie, welch seltsamer Zufall: wenige Tage darauf las ich in einer Zeitung, die mir sonst nie in die Finger gerät, die Anzeige von der Versteigerung. Sie können sich denken, wie es mich traf, als ich heute morgen hörte, Sie hätten die Figur zurückgezogen.«

»Gewissermaßen gehört sie meiner Tochter. Es war ihr Lieblingsstück. Und darum —«

Helling wunderte sich darüber, daß er dem Fremden auch dies sagte.

»Ich begreife das, aber das Verfügungsrecht ruht doch bei Ihnen.«

»Allerdings. Es ruht tatsächlich. Ich denke nicht daran, die Figur zu veräußern.«

»Ich will sie nicht kaufen. Ich erbitte sie von Ihnen als Geschenk.« Der Fremde saß so feierlich unbeweglich da, daß Helling die in ihm aufsteigende Heiterkeit über das Ansinnen unterdrückte. »Wenn wir nicht in der großen Stadt und im zwanzigsten Jahrhundert wären,« erwiderte er jedoch, »dann glaubte ich jetzt an einen mythologischen Vorgang.«

»Vergessen Sie für einen Augenblick Stadt und Jahrhundert. Es geht vielleicht wirklich um etwas Sagenhaftes. Wenigstens für den, der das Bildwerk begehrt und in dessen Auftrag ich zu Ihnen gekommen bin. Sie erinnern sich, daß Boris Palikoff Ihnen die Figur geradezu aufgedrängt hat. Erst nach langem Weigern und nur, weil er so flehentlich bettelte, nahmen Sie das Geschenk.«

»Woher wissen Sie —?«

»Die Schwester, die mit Ihnen in seinem Sterbezimmer war, hat es mir berichtet. Als Geschenk, nicht durch Kauf oder Raub, mußte die Ägypterin aus seiner Hand in Ihre gelangen. Sonst hätte er die müden Augen nicht schließen dürfen, nicht sterben können. Ihrer Güte verdankt er die Erlösung.«

Helling nahm die Zigarre, die er erst eben umständlich in Brand gesetzt hatte, aus dem Mund und räusperte sich. »Ich meine doch —«

»Verstehen Sie mich nicht falsch. Es hängt ein Aberglaube an dem Bildwerkchen. Ein närrischer, alberner, unwürdiger Aberglaube, doch die in ihm befangen sind, lassen sich nicht belehren. Wer die Ägypterin besitzt, dem vermag der Tod bis zu dem Augenblick nichts anzuhaben, wo er sie freiwillig hingibt. Darauf schwören die Mitglieder meiner Familie seit Jahrhunderten. Von Geschlecht zu Geschlecht, vom Lebensmüden zum Lebenshungrigen ist die Göttin gewandert. Boris hat sich in seinen Qualen dazu verführen lassen, die Überlieferung zu mißachten und das Wunderbild einem Uneingeweihten zu schenken ... Verzeihen Sie ... Ich rede, wie sie bei uns zu Hause reden.«

Du hast es mit einem ungewöhnlichen Schwindler zu tun, dachte Helling, einem, der es mit Märchenerzählungen macht.

Der Fremde antwortete ihm unverzüglich. »Kauf und Raub scheiden aus, sonst bäte ich Sie, den Preis zu fordern, den Sie für gerecht halten, meinetwegen jeden Preis. Wir sind reich. Und es steht viel für uns auf dem Spiel. Das Leben unsers Größten, der sich in den Gedanken verstrickt hat, ohne die Ägypterin sterben zu müssen, und der sterben wird, wenn ich sie ihm nicht bringe. Als gern gewährtes Geschenk des Eigentümers. Es widerstrebt mir, ihn zu betrügen. Sonst setzte ich alles daran, mit Ihnen handelseins zu werden.«

»Außer dem Kauf scheidet auch der Raub aus,« wiederholte Helling. »Das ist eine Beruhigung für mich.« Er lächelte dabei.

»Jawohl, denn ich würde andernfalls vor dem Raub nicht zurückschrecken.«

»Sie sind ehrlich.«

»Das haben Sie vorhin nicht geglaubt.«

»Sie werden zugeben, es ist eine nicht alltägliche Begegnung. Und ein nicht alltägliches Begehren. Solch einen Talisman mir nichts dir nichts auszuliefern, wer könnte das übers Herz bringen?« versuchte Helling zu spötteln. Aber es war ein heiserer, unechter Klang in seiner Stimme. Er mochte vor dem Gast nicht als Feigling dastehen, sonst hätte er jetzt alle Lampen im Zimmer angezündet. Das Halbdunkel lähmte ihn.

»Hängen Sie so sehr am Leben?« fragte sein Gegenüber. »Aus den paar Andeutungen, die Sie vorhin machten, und aus Ihrem Gesicht und Ihrem Wesen schließe ich auf etwas andres.«

Gebieter des Todes zu sein! Helling sprang auf. Erst sterben zu brauchen, wenn alle Wünsche erfüllt und alle Lüste gebüßt sind, auch die süßeste, die Rache! »Sie kommen zu früh, oder Sie kommen zu spät. Ich verschenke die Ägypterin nicht. Noch nicht. Ich habe noch eine Wegstrecke vor mir.«

»Ein kindischer Aberglaube, gewiß! Sie nehmen ihn natürlich keine Sekunde lang ernst. Aber er rettet einen Menschen, dessen die Welt bedarf, nötiger bedarf, als Sie ahnen. Ich verlasse Sie nicht, ehe Sie sich unser erbarmt haben. Ich will zeitlebens Ihr Sklave sein. Vergönnen Sie mir, Ihnen ein Geschenk zu machen — denn Gegengeschenke hat die Göttin ja wohl nicht verboten —«

»Meine Zeit drängt nun,« brach Helling schroff ab.

Der andre sank fast zusammen. »Geben Sie mir eine Hoffnung mit!«

»Ich will's bedenken.« Plötzliches Mitleid legte ihm das Wort in den Mund.

»Ich spreche dann morgen früh wieder vor.«

Noch war es nicht neun Uhr vorbei und nach solch einem Abenteuer eigentlich viel zu früh zum Schlafengehen, doch im Bette ließ sich's gut grübeln. Helling ertappte sich dabei, wie er beim Auskleiden eine Melodie leise vor sich hin summte. Seit Lores Heirat hatte er das nicht mehr getan. Günstiges Zeichen für seine Reise, daß er am Vorabend in so heiterer Stimmung war!

In so heiterer Stimmung, obgleich Lores Mann schwerkrank lag.

Übrigens mußte die Reise natürlich aufgeschoben werden. Lore bedurfte seiner in der nächsten Zeit. Wenn sie kam und bereute, wollte er mit sich reden lassen.

Georg würde sterben, Lore zu ihm zurückkehren. Die Versteigerung war einen Tag zu früh angesetzt worden. Jetzt brauchte er wieder die große Wohnung und all das verschleuderte Gerät. Lore konnte doch nicht in dieser Öde leben, in diesen leergeplünderten, kahlen Zimmern!

Von der Straße herauf drang ein Rauschen und Surren wie von anschwellender Meeresflut. Hunderttausende von Menschen begehrten Einlaß bei ihm.

Das war ja auch der Grund, weshalb die Zimmer hatten ausgeräumt werden müssen. Es hätte sonst an Platz für die Bittsteller gefehlt.

Für die Bewerber um die Gunst der rosengranitnen Göttin.

Ein unabsehbares Gewimmel, das sich ihm zu Füßen warf, plärrend, schreiend, im Weinkrampf zuckend, jeder für das eigne Leben flehend, weil die Göttin ja doch nur ein einziges Leben retten konnte. Hilf mir, Heilige, jage das Gespenst von meinem Bett, vom Bett meiner Liebsten, meines Kindes, an das ich alle Liebe gehängt habe, als mein Weib starb! Sie boten ihm alles gemünzte Gold der Erde, boten ihm, was in versteckten Truhen, in den Stahlschränken der Banken aufreizend gleißt, und glaubten es nicht, wenn er unbewegt versicherte, daß die Rosengranitne nicht käuflich sei. Sie boten, voll ingrimmiger Wut auf den Erpresser, das Doppelte. Ein leises Wort von ihm — und jedes Möbelstück, das er gestern hatte versteigern lassen, wäre im Handumdrehen wieder herbeigeholt worden. Niemand aus der Menge, auch der Ärmste nicht, hätte sich besonnen, seine gesamte Habe hinzugeben, um den allmächtigen Mann, den Gebieter des Todes, günstig zu stimmen.

Jammern und Kreischen vorm Hause bei Tag und Nacht. Sie tobten, drohten, in Stücke reißen wollten sie ihn, wenn er ihnen mitleidlos die Rettung vorenthielt. Es war gut, daß alle Eingänge fest verschlossen und panzerverriegelt waren. Daß er im Dunkeln saß, jedem Blick entrückt. Von seinem Sessel aus sah er bisweilen ins Getöse hinunter. Straßen und Plätze waren schwarz von Menschen. Kopf an Kopf gerammelt. Aus allen Himmelsrichtungen wälzten sich neue Scharen herbei. Die Dreistesten nahmen ihren Weg bereits über die Dächer.

Botschafter aller Mächte überstürzten sich. Der letzte Kaiser der Welt bot ihm seinen Thron an. Hatten die Ärzte dem Krebskranken doch nur noch sechs Lebenswochen zugesprochen, und er bettelte um acht Tage mehr.

Völker schworen, den großen Wundertäter als ihren Gott anzubeten, wenn er das Wunder an einem aus ihrer Mitte tat.

Eine verschwimmende Gestalt, hinter der sich Flügel bauschten, reckte ihr zuckendes Schwert

wider ihn. Ragte sie aus den Abgründen in die Wolken hinein? Oder waren die Wolken ein schwarzer Talar oder ein schwarzes Barett? Wie ein Staatsanwalt sah die Erscheinung jetzt aus und erhob Anklage wegen Gefährdung staatlicher Einrichtungen gegen ihn, der den Tod aus der Welt schaffte.

Schwarzgekleidet stand Lore neben ihm. Sie blickte, wie im Märchensommer vor dem Kriege, auf die Gletscher um Mürren. Eigentlich waren es aber aus Eisblöcken aufgetürmte Pyramiden, und Lore befahl: »Gib ihnen die Figur zurück! Sie hat jetzt für mich keine Bedeutung, keinen Zweck mehr.«

Er gehorchte und legte die Rosengranitne in Pharaos tiefste Grabkammer.

»Du mußt bedenken, daß du träumst,« sagte Lore. »Sonst wäre ich nicht zu dir gekommen. Du hast mich verraten. Du hast mein buntgeblümtes Sofa versteigern lassen.«

Eine unruhige Nacht lag hinter ihm. Er hatte, verstört und über den seltsamen Besuch erregt, die Rolläden nicht so dicht geschlossen wie sonst. So gespensterte die Umwelt ins Zimmer hinein. Das Licht erlosch in einigen benachbarten Wohnungen nie, dem Völklein wurde jeder Tag und noch mehr jede Nacht ein Fest, und so mußte er jedesmal, wenn er aus wüstem Traum erwachte, an der Helligkeit der Fenster erkennen, daß des Vergnügens noch immer kein Ende war. Wüste Träume. Immer schritten Lore und sein Weib Hand in Hand auf ihn zu. Zwei Schwestern jetzt, beide im Jugendschmuck prangend. Aber beide schwarz gekleidet. Und die Augen der Mutter blickten ihn trauriger und drohender an als die der Tochter ...

Er war wohl nicht der rechte Erzieher für Lore gewesen. Gerade er nicht.

Nun, heute abend würde er sich über seinen unruhigen Schlaf, seine üble Laune und seine mangelnde Erziehungskunst kaum noch Sorgen machen. Heute abend lagen schon fünfzig Meilen zwischen ihm und dieser Stadt. Zwischen ihm und Lore. Er würde nicht zu ihr gehen. Traumspiele stimmten ihn nicht weich. Das Seil war gekappt, ein für allemal. Brauchte sie ihn, so mochte sie zu ihm kommen. Das Kind zum Vater, nicht der beleidigte Vater zum Kinde.

Über Bahnfahrten und Gasthöfe dachte er nach, während ein Wunder ohnegleichen geschehen war. Das Stück gebosselten Steins, das er bei sich trug, hob ihn weit über alle Menschenhäupter hinaus. Er war der Mächtigste auf der Erde, der Gottheit vergleichbar, unsterblich. Wie endlose Ströme dehnten sich vor ihm seine Jahre; es hing von seinem Willen, nur von seinem ab, wann sie sich ins Meer ergießen sollten. Von nun an stand er jenseits der Dinge und Erscheinungen. Was die Kreatur mit Angst und Sorge erfüllte, galt nicht mehr für ihn. Für ihn war in das steinerne Gewölbe, das alles Lebendige erstickend umschließt, ein Loch geschlagen, für ihn war der schreckliche Mechanismus des Daseins, zwangsweises Werden, zwangsweises Vergehen zerstört.

Wie der ewige Jude bist du! ging es ihm durch den Sinn. Wenn Unsterblichkeit vorm Altern schützte, vorm Brüchigwerden und Versagen der Organe, vor Krankheit und Lebensüberdruß, dann wäre sie vielleicht ein Köstliches! Vielleicht! Aber er, dem das unerhörte Geschenk zuteil geworden war, hatte soeben eine jämmerlich elende Nacht verbracht. Von hundert Morgen, die seinem Gedächtnis vorbeiglitten, hatte ihn nicht einer so abgeschlagen, so unfroh gesehen. Schlimmer Segen des verhängnisvollen Geschenks! Als der junge Offizier im Kownoer Lazarett sterben durfte, weil er der Ägypterin ledig geworden war, da hatte ein Lächeln der Befreiung auf den bleichen Lippen gelegen.

Helling atmete auf, als er am Waschtisch stand und sich das kalte Leitungswasser über Kopf und Schultern rieseln ließ. Die Erscheinung von gestern, der verrückte Gast, beeinflußte ihn stärker, als er sich gestatten durfte. Er fing wahrhaftig an, den albernen Trug vorübergehend für wirklich zu halten. Die Erschütterung der letzten Monate hatte ihn seelisch krank gemacht; überließ er sich seinen Grübeleien, seinen Träumen und der Einsamkeit weiter, so bestand schwere Gefahr für ihn. Hinaus aus dem dumpfen, alle Lebenssäfte saugenden Haß, hinter dem der Wahnsinn lauerte! Schon trat der Furchtbare über die Schwelle. Sich mit dem Gespenst einzulassen, sei es auch nur spielerisch, bedeutete Vernichtung.

Es galt, das Leben zurückzugewinnen, Glück und Sonne. Welche selbstmörderische Torheit, wie ein Kakerlak im Dunkeln zu hausen, sich vom Licht abzuschließen, bis es nur noch abgeblendet vom jenseitigen Gestade durch verhängte Fenster und Rolladenritzen zu ihm drang!

Der schwarzbärtige Mann hatte ihm einen zweiten Besuch in Aussicht gestellt. Diesmal würde er den Narren oder Betrüger nach Gebühr empfangen. Am hellen Tage mißlingt das Spuktheater.

Er ging in sein Arbeitszimmer, wo ihm gestern der Schwarze gegenübergesessen hatte. Hielt er die Wahngebilde eines Nachmittagsschlummers für Wirklichkeit? Er wurde alt ...

Unheimlich, wie zwischen den leeren Wänden die Schritte klangen und hallten! Aufmerksam lauschte er dem Gedröhn, bis es verstummt war. Totes Haus! dachte er dabei und horchte auf das Schweigen ...

Gar kein Zweifel, der Fremde glaubte an die Kraft des Figürchens, wenn er sich auch Mühe

gab, das Gegenteil zu betonen und den Aufgeklärten zu spielen. Helling würde noch seinen Spaß mit dem Narren haben.

Plötzlich klang peitschengrell die Glocke in die Stille hinein. Der Fremde! wußte Helling. Ein dreister Bursch, der nicht locker ließ und den Kampf bis zum siegreichen Ende durchführen wollte. Aber er täuschte sich. Nie würde ihm die rosengranitne Frau gehören. Abzwingen ließ sich Helling das Geschenk nicht. War es für ihn bedeutungslos oder gar lastend — wen er zu seinem Nachfolger erheben wollte, darüber durfte nicht die Aufdringlichkeit eines Unbekannten entscheiden.

Abermals schrillte die Glocke, dringlicher noch, begehrlicher.

»Schrei nur!« grinste Helling. »Ich bin nicht zu Hause. Ich bin schon meilenweit von hier. Ich höre dein Geschrei nicht mehr.«

Er hielt sich die Ohren zu, als das Läuten fortdauerte, und stand bewegungslos, um sich dem da draußen nicht zu verraten.

Fünf, zehn Minuten vergingen unter immer neuem, nervösem Sturmangriff. Dann ließ der Fremde ermüdet nach. Nun war er gegangen. Aber noch immer verharrte Helling in Regungslosigkeit.

Sonderbar: jetzt, wo er allein sein wollte, jetzt empfand er im Tiefsten das Grauen der Einsamkeit. Er versteckte sich vor dem einzigen, dem letzten Menschen, der ihn noch suchte, und schrie doch nach Menschen. Nie hatte er sich seit Lores Flucht so müde gefühlt, so vom Leben ausgeschlossen, so ledig alles Stolzes und Selbstbewußtseins. Was seine Stütze gewesen war, die böse Vorstellung, daß sie im Arm ihres Ruderers keinen Gedanken mehr an ihn verschwendete und daß er deshalb auch sie aus seinem Gedächtnis gelöscht hatte, warum ermunterte ihn das heute nicht zu einer wegwerfenden Gebärde? Warum schämte er sich plötzlich seines Komödiantentums, das ihm bisher das Dasein erträglich gemacht hatte?

Lore aus dem Gedächtnis löschen — welches Unterfangen! Eben wieder sah er sie, durch Wand und Türen, am Frühstückstisch sitzen, kaum sechsjährig, ein breites blaues Seidenband wie ein Diadem im Haar, die Buttersemmel noch in der Linken, den Bleistift schon in der Rechten, plappernd und strahlend, bereits ein Abcschütze nach der Kunst. Und nicht lange, und auf ihrem Schoße saß wieder so ein Geschöpflein.

Rührselig-kitschige Großvaterphantasie!

Altklug war sie im Umgang mit ihm geworden. Eine Philosophenjüngerin. Vielleicht doppelt aufreizend in ihrer kühlen Gelassenheit und Unnahbarkeit, den Männern unheimlich. So wenigstens glaubte er damals. Das lachende, tanzende Jungmädel in ihr, das sich auf Rätselblicke und andres lockendes Augenspiel wohl verstand, das über Verliebtheit spottete und dabei Verliebtheit ersehnte, das hatte er nicht beachtet, weil es nicht in seine Pläne paßte.

Damit aber hatte sie den Georg eingefangen. Sie konnte ja jeden einfangen, den sie wollte.

Übrigens, ein rechter Kerl mußte dieser Georg trotz allem sein, sonst hätte sie ihn nun und nimmer genommen.

Am Weihnachtsabend war es gewesen oder am Vorabend eines ihrer Geburtstage, vor vielen Jahren, als sie zum Vater gesagt hatte: »Wenn ich einmal nicht bei dir bin, und du willst, daß ich dir helfe, so rufe dreimal meinen Namen, und ich komme durch die Luft zu dir geflogen, gleichgültig, ob ich im Kerker liege oder in Tibet bin oder auf dem Sirius. Ich komme, wenn du rufst!«

Unvermittelt war ihm die Erinnerung durch Kopf und Herz gegangen, und allsogleich faßte ein rasender Schmerz ihn an.

»Georg schwer erkrankt. Ich bitte dich, Vater, komm!« Wenn nun vorhin nicht der Fremde Einlaß begehrt hatte, sondern seine Lore? Wenn er sie in Angst und Verzweiflung nutzlos an die Tür des Vaters hatte pochen und umkehren lassen? »Ob ich nun im Kerker liege oder in Tibet bin oder auf dem Sirius — ich komme, wenn du rufst.« Kleine Schwärmerin von zehn oder zwölf Jahren! Dein Vater kommt nicht, wenn du rufst. Er läßt dich draußen auf der Treppe stehen und verbirgt sich vor dir.

Lächerlich, anzunehmen, daß der Schwarzbärtige es wagen würde, ihn schon zu so früher Stunde heimzusuchen! Der Schwarzbärtige, diese Vorspiegelung seiner kranken Einbildungskraft, dieser tolle Traum, Sinnestäuschung im Halbschlaf! Niemand anders als die Lore war eben dagewesen. Ihr Brief hatte nichts gefruchtet, und so hatte sie sich selber auf den Dornenweg gemacht. Um abgewiesen zu werden wie eine lästige Bettlerin.

Doch sie würde wiederkommen, in weniger als einer Stunde würde sie wieder bei ihm sein, und er würde sie ans Herz nehmen. Ihr sagen, daß zwei Menschen ihres Schlages nichts verloren hätten, solange sie einander noch besäßen. Mann und Frau, Vater und Tochter. Was ist die rasch verwelkende Liebe der sinnlichen Selbstsucht, gemessen an der unsterblichen des Blutes? Die Liebe des Blutes, nur sie überwindet den Tod. Wozu da eine Puppe aus Rosengranit? Hole sie dir, Fremder, spiele den kabbalistischen Wundertäter! Leben und Lebensglück aus der Hand eines andern empfangen, wie armselig! Meine Tochter und ich verlachen deinen klapprigen Mummenschanz.

Was immer es mit der Ägypterin auf sich hat — ich bedarf so wenig ihrer Schönheit wie



Oskar Graf: Der Bamberger Reiter.

ihrer Zauberkraft. Über Leben und Tod entscheidet nicht sie, sondern mein Kind. Hat sie mir in vergangenen schrecklichen Tagen auch nur einen kummervollen Gedanken, einen Seufzer erspart? Wie oft habe ich mir in diesen Monaten gewünscht, eines Nachts ahnungslos hinüberzuschlummern, für immer von quälendem Gram und giftigen Erinnerungen befreit zu sein! Gesetzt, der Traum wäre Wahrheit, dann hättest du, Ägypterin, mich gegen meinen Willen an einem kläglichen Dasein erhalten. Ich will deine Gabe nicht, Ägypterin!

Plumpes Teufelswerk, das sich vermißt, ewige Gesetze umzustoßen und die göttliche Ordnung zu vernichten, die den Einzelnen zugrunde gehen läßt, um die große gewaltige Schöpfung zu erhalten. Ob du nun Wahrheit oder Lüge bist, rosengranitnes Geheimnis, du bist kein Segen, sondern ein Fluch für die Menschen. Und deshalb werde ich dich vernichten.

Denn du sollst nicht andern dienen, wenn ich, dein Herr, diese Dienste verschmähe.

Aber Lore würde den Verlust beklagen. Sie hat dich bewundert und geliebkost, gleich, als spüre sie den überirdischen Duft des Rätsels, der dich umwittert. Nun sie zu mir zurückkehren will, wie dürfte ich dich zertrümmern? Was soll ich ihr antworten, wenn sie nach dir fragt? Nein, du bleibst. Ich darf ihr in Zukunft auch nicht den leisesten Schmerz bereiten, nicht die kleinste Freude rauben. Denn das ist ja gewiß, das muß ich mir immer wiederholen, weil es mich frohlocken macht vor Süßigkeit: tritt sie mir nachher blaß und verweint entgegen, dann nehme ich sie ans Herz, dann ist mit einem Schlag vergessen, was sie mir angetan hat.

Was ich ihr angetan habe. Ihr und mir.

Wir werden Hand in Hand sitzen, wie vordem. Ich werde von neuem ein Glück genießen, um das ich mich in Hochmut und Überstolz und beleidigter Eitelkeit selbst betrogen habe.

Daß ich gerade gestern mein Hab und Gut von mir warf, diese aus kleinlicher Rachsucht und Bosheit geborene Versteigerung, welche himmlische Gnade des Schicksals! Daß ich seit gestern ein Heimloser bin, welche Wonne! Nun kann ich zwar mein Kind nicht mehr in meinem Hause aufnehmen, aber mein Kind mich in seinem.

Ich närrischer alter Patron mußte gewaltsam an diese Tür gestoßen und durch diese Tür ins Freie gestoßen werden.

Alles war vorbestimmt. Es sollte so kommen, kein Zweifel.

Und die kleine Göttin vom Nil, ihre verzärtelte Freundin, ist ein passendes Geschenk für Lore. Das Versöhnungsgeschenk.

Wenn nur dieser Georg nicht wäre, dieser Störer und Zerstörer!

Er ist freilich schwerkrank. Er wird vielleicht sterben. Dann gehört Lore wieder mir allein.

Wirklich? Bedeutet ihr Georg auch nur ein wenig von dem, was sie mir bedeutet, dann tröstet sie sich über seinen Verlust nie. Dann ist mir sein Schatten gefährlicher als der Lebendige. Dann hockt er zu jeder Stunde grau und feindselig zwischen uns und beschwört neue Trennung herauf.

Ich muß mich mit ihm stellen, wenn ich Lore behalten will. Ich muß Gott bitten, daß er ihn nicht sterben lasse.

Aber ich habe ja die Ägypterin. Mag sie ihre Kraft an ihm erproben!

Ohnehin darf ich Lore das Geheimnis nicht verschweigen. Es gehört zur Rosengranitnen und verhundertfacht den Wert der Gabe. Ob Einbildung, ob Wirklichkeit — das Wunder ist da, weil Menschen an das Wunder glauben. Erfährt Lore aber, was es mit der Figur für eine Bewandtnis hat, dann schenkt sie mein Geschenk im selben Augenblick weiter, drückt es Georg in die feuchte Krankenhand. Er wird leben —

Und ich werde mit den Brosamen fürliebnehmen müssen.

Trotzdem. Ich bezwinge mich. Ich büße, ich beuge mich. Mein bißchen ärztliche Kunst, die sie um seinetwillen angerufen hat, gehört ihr. Es ist aber gut, daß die Ägypterin mithilft.

Selbst wenn nur einfältiger Aberglaube sie erhöht.

Ein Abergläubisches lebt auch in Lore, und es wird ja wohl so sein, daß festes Vertrauen auf die Rosengranitne die Göttin zur Wundertat befähigt. Wird ja wohl so sein. Derartige Heil-Willenswirkungen sind nicht mehr ganz selten, seit die moderne Schule sie gütigst gestattet.

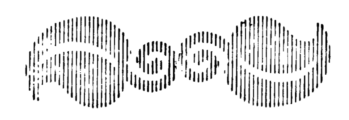
Wenn du deinen Georg gesund wiedererhältst, dann verdankst du es mir, Lore. Auch er ist ein Geschenk aus meiner Hand, ein Hochzeitsgeschenk. Wie die Ägypterin.

Von morgen an hausen wir drei zusammen, du, dein Georg und ich.

So. Und nun will ich zu dir gehen.

— — — — — — — — — — — — —

Sorgfältig wickelte er das Figürchen in Seidenpapier, steckte es behutsam in die innere Tasche und griff nach Hut und Stock. Fast lustig, jugendlich herausfordernd hallten seine Schritte durchs öde Zimmer.



Die Alten an die Jungen

Wir Alten gehn dahin wie dürre Äste,
Die man im Herbste von den Bäumen sägt.
Wir waren ja auf Erden doch nur Gäste —
Wir kehren heim, wo Gottes Allherz schlägt.

Doch Dürrholz loht in hohen Flammenzungen,
Ein Funke weckt schon die verborgne Glut —
Wärmt euch an unserm Feuer, arme Jungen,
Wir tau'n euch auf das froststarrte Blut.

Wir sahn die stolzen, heißen, hellen Jahre,
Wir ernteten die achtundvierz'ger Saat,
Wir sahn dem alten Kaiser in das klare,
Grundgüt'ge Auge, hell von Gottesgnad'.

Wir halfen Bismarck, unserm Allergrößten,
Das deutsche Reich aus festen Quadern bau'n,
Und durften uns im wilden Sturm getrösten:
Den Bau, den kann kein Blitz, kein Stahl zerhau'n.

Wir horchten auf, als dann in Enkeltagen
Das Schellenläuten eitler Prahlsucht klang,
Wir hörten nachts die ems'gen Ratten nagen —
Und unser Herz beschlich es ahnungsbang.

Doch riß uns wieder hoch aus müdem Grauen
Die stolze Welle der Begeisterung,
Wir durften ja das Volk von Vierzehn schauen —
Und wurden wieder froh und stark und jung.

Wir zogen noch zu Felde mit den Söhnen
Und trotzten hart achtfacher Übermacht,
Wir wankten nicht im tollen Schlachtendröhnen ...
Dann aber kam die tiefe, tiefe Nacht.

Wir, die das Licht sahn, glauben an die Sonne,
Ihr, die ihr führerlos im Finstern ringt,
Wir tränken euch aus unserm Glaubensbronne,
Eh euch Verzweiflung in den Abgrund schlingt.

Wir werden Deutschlands Sonne nicht mehr sehen,
Ihr Jungen aber harret, kämpft und schafft
Und glaubet an das große Auferstehen,
Das ihr erzwingen müßt aus eigner Kraft.

Ernst von Wolzogen

Literarische Rundschau

Frank Thieß: Angelika ten Swaart — Alfred Bock: Die leere Kirche — H. Wolfgang Seidel: Das Erwachen — Hermann Stehr: Wendelin Heinelt — Friedrich Lindemann: Dee Nobisjkroog — Karl Paul: Das bekränzte Jahr — Marceline Desbordes-Valmore (herausgeg. von Stefan Zweig) — Jean Froissart: Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix — Tausendundeine Nacht — Shakespeares italienische Novellen — Russische Erzählungen und russische Lyrik — Stifters »Witiko« — Verschiedenes

Wie kaum ein andrer seiner schwäbischen Landsleute und Altersgenossen ist Frank Thieß, nach literarhistorischen, ästhetischen und dramaturgischen Anfängen, auch als Romanschriftsteller schnell zu Erfolg und Ruhm gekommen. Gleich sein Erstlingswerk »Der Tod von Falern«, ein ins Mittelalter verlegter, schicksalshaft gesättigter und stilgeläuterter Niederschlag unsers Kriegs- und Revolutionserlebens, war ein Buch voller Phantasie und Wucht. Dann »Die Verdammten«, eine kühne und doch sittlich bewußte Wiederaufnahme des dunklen Themas von der Geschwisterliebe: eine Dichtung, mit der behutsamen Liebeshand des Schöpfers und Gestalters wie aus dem Mutterschoß der Erde gehoben. Und jetzt die Erzählung »Angelika ten Swaart« (Stuttgart, J. Engelhorn). Eine Ehegeschichte. Ein junges, noch halb kindliches Mädchen aus dem kühlen Holland, Sproß eines alten, traditionsstolzen Geschlechtes, heiratet nach dem Willen des Vaters einen ihr an Jahren, Lebenserfahrung und Charakterreife unendlich überlegenen Mann, einen berühmten, durch eine neue medizinische Theorie weltbekannt gewordenen Arzt. Diese geistigen Unterschiede sind es aber eigentlich nicht, die die Scheidewand zwischen den beiden aufrichten. Etwas Fremdes, Rätselhaftes, Unheimliches, Schicksaldrohendes, gemischt aus Güte und Strenge, ist um den Doktor Morr und seine gelassene, unbeirrte Siegesgewißheit. Wir fühlen mit dieser jungen Frau: er ist — und damit sind wir wieder in dem Stilkreis des »Todes von Falern« — ein »andrer«, mehr als ein einzelner Mensch, er ist die Verkörperung einer dunklen Schicksalsmacht. So wundert es uns gar nicht, daß Angelika, auch als sie sich ihrem Manne endlich nach langem bangem Zagen hingegeben hat, sich noch entfernter von ihm fühlt als zuvor. Sie glaubt ihn zu hassen, sie überlegt, wie sie ihn töten könne, sie entflieht ihm auf der Hochzeitsreise in einen elenden italienischen Albergo und wird von einer geheimnisvollen, unverständlichen Macht doch wieder zu ihm zurückgerissen. Und immer herzbeklemmender steigt vor ihr die Frage auf: Mit wem bin ich vermählt worden? Mit dem Leben — denn das Kind in ihrem Schoße erfüllt sie mit einem Lebens- und Liebesdrange von unerhörter Süße und Seligkeit — oder mit dem Tode, der mich in ein andres Leben lockt, mich hier schon verwandelt, mich einem außerirdischen, körperlosen Dasein zuführt? Das würde dann Dr. Morrs biologische Theorie bestätigen: Tod ist nur Formwechsel, das Ende irdischen Lebens, eine Wegbiegung in der Unsterblichkeit alles Seienden. Und nun weiß sie es: »Er ist der Tod,« stöhnt sie, »er zieht mich immer tiefer aus dem lieben Leben, das er verachtet, in den schrecklichen Raum der Ewigkeit.« Aber seltsam! in dem Augenblick, wo diese Erkenntnis über sie kommt, hat Angelika auch ihre Schrecken schon überwunden. In einem kontrapunktisch nach vollendeter dichterischer Kompositionskunst gesetzten Gespräch mit einer vertrauten Jugendfreundin wird sie sich der unteilbaren Verschwisterung von Geburt und Tod, Leid und Glück bewußt, und daß uns »Menschlein« allen nur die Erfüllung unsers Schicksals beschieden ist. Das ihre heißt Mutterschaft. So stirbt sie in ihrem ersten Kindbett, gefaßt, still, sanft, in frommergebener Resignation, daß Gott so früh hinter ihren Namen ein schwarzes Kreuzchen gesetzt hat, gewiß, daß ihr Leben nun in den dritten Raum des Tempels getreten ist, dorthin, wo Gott wohnt: Tod und Verklärung, der Mensch nur ein Ton, eine musikalische Figur. Und nun kommt auch die Liebe zu dem in ihre Seele, der ihr dies Schicksal bereitet hat. »Bist du — Gott?« — »Nein!« — »Ja, du bist es — mir ... Du bist der Tod — du bist das andre Leben« ... Der Zauber dieser in einer edlen, musikalisch gestimmten Sprache vorgetragenen Erzählung, die leider dann und wann der epischen Stilwidrigkeit unverbundener, abgerissener Worte nachgibt, liegt in dem dämmernden Schwebezustand zwischen Dies- und Jenseitigkeit, der das reale Geschehen so durchsichtig macht, daß alles Vergängliche nur als ein Gleichnis des Ewigen erscheint.

Die unverfälschte hessische Heimatluft, die allen Büchern Alfred Bocks eigen ist, empfängt uns auch in seinem neuesten Roman »Die leere Kirche« (Leipzig, J. J. Weber), obwohl hier ein Thema behandelt wird, dessen geistige und soziale Bedeutung sich durch keine heimatlichen Grenzen einengen läßt: die religiöse Gemeinschaftsbewegung und ihr Verhältnis zur evangelischen Landeskirche. Es gehört Mut dazu, dies Thema aufzugreifen, auch heute noch, denn noch immer scheiden sich hier, auf der Schneide unsrer innersten und empfindlichsten Gefühle, die Geister mit Entschiedenheit, ja oft mit unerbittlicher Schroffheit. Bock aber geht an seine Aufgabe mit einer Sachlichkeit und vorurteilslosen Gerechtigkeit, die von vornherein

alle Bitterkeit vertilgt. Zwar hat er für die Schilderung des Lebens und Wirkens in so einer separatistischen Gemeinschaft, wie sie die »Versiegelten« darstellen, Studien gemacht, die weit über das Landläufige hinausreichen und statt allgemeiner Redensarten überall bestimmte, der Wirklichkeit abgelauschte Züge geben, und auch gewisse Sympathien des Verfassers für die Bewegung sind nicht zu verkennen, doch verlieren sich dieses liebevolle Studium und diese Zuneigung nirgends in Schwärmerei oder gar in Propagandatum. Dem jungen, eben aus Amerika heimgekehrten, durch ernste und harte Erlebnisse gegangenen Gemeinschaftsprediger Hermann Adrian, der seine Sekte mit neuem Leben und frischer, aufbauender Tätigkeit erfüllt, steht in dem Pfarrer Forster ein Geistlicher gegenüber, der ihm an Ehren- und Charakterhaftigkeit nichts nachgibt, obwohl er sich als Seelsorger in seiner Schwerfälligkeit und weltfremden Gutgläubigkeit vom Leben der Gegenwart und seiner nächsten Umgebung leider allzu weit entfernt hat. Ja, letzten Endes ist es Pfarrer Forster, dessen Standhaftigkeit und Treue die härteste und entscheidendste Probe zu bestehen hat. Nicht nur, daß seine Kirche leerer und leerer wird, auch die einzige Tochter, mit der der Witwer bisher in der schönsten und reinsten Harmonie gelebt hat, verliert er an die Gemeinschaft, weil ihr diese allein die Heimat ihrer Seele, das rechte Betätigungsfeld für ihr zu hilfreicher, befriedigender Arbeit drängendes Christentum zu bieten verspricht, während der Vater dort nur geistlichen Hochmut zu erkennen glaubt, der den Stachel vornehmlich gegen ihn und sein Amt richte. Eine Weile scheint es, als solle es zu einem unheilvollen Bruch zwischen Vater und Tochter kommen, als werde der Pfarrer nun erst recht seine Waffen gegen die Gemeinschaft richten und sich in unversöhnlicher Feindschaft von ihr scheiden. In der Tat versucht Forster seine Tochter mit Güte und mit dem Rüstzeug der Logik aus ihrer »Gefühlsverworrenheit« zur Klarheit und zur Gesundung zurückzuführen und sich selbst in seiner Gegnerschaft zu den »Versiegelten« erst recht fest zu machen. Er läßt keinen Zweifel darüber, daß dies der härteste Schlag ist, der ihn je getroffen hat. Dann aber findet er, durch das Erlebnis im Innersten aufgerührt, die Kraft, sich über seinen Schmerz zu erheben und in echt christlichem Sinne, ohne sich und seiner Überzeugung etwas zu vergeben, eine Aussöhnung mit den Kreisen der Gemeinschaft zu suchen, wodurch wiederum seine eignen Gemeindemitglieder zu festerem Anschluß an ihn bewogen werden. »Was die Menschen im Leben entzweit, soll die Kirche mit Liebe überbrücken. Ein Tag wird kommen, der sie alle umschließt, auch die jetzt hartnäckig wider sie streiten. Dann wird sie sich freier und stärker erheben« — mit diesen Worten beendet Pfarrer Forster seine Versöhnungspredigt, beendet Bock sein Buch, das bei aller Kühle und Sachlichkeit reich ist an scharf und fein beobachteten Lebenszügen und die äußere Kargheit der Romanhandlung wettmacht durch seinen mit volkstümlicher Kraft erfüllten kultur- und zeitgeschichtlichen Gehalt.

Drei kleine Erzählungen von H. Wolfgang Seibel, eingereiht in eine hübsch ausgestattete Bücherreihe schönen Schrifttums, die sich »Der Reif« nennt (Wernigerode a. H., Otto Paulmann), zusammengehalten durch den gemeinsamen, also wohl bedeutungsvollen Titel »Das Erwachen«. Eine dieser Geschichten ist den Lesern der Monatshefte bekannt und wohl noch in Erinnerung. »Die Sühne« heißt sie und erzählt von einem jungen Gelehrten, der sich so in die wissenschaftliche Forschungs- und Darstellungsart seines Vaters eingelebt hat, daß er sich unbewußt dessen hinterlassene Arbeit und damit auch dessen Ruhm aneignet, um dann freilich zu erwachen, sein Unrecht zu erkennen und sich selbst die Sühne aufzuerlegen. Die zweite Frucht des zierlichen Bändchens ist aus der biblischen Geschichte gepflückt: das entscheidende Erlebnis Simons von Kyrene, der nach Jerusalem geht, um sich zur strengen jüdischen Rechtgläubigkeit zu erziehen, statt dessen aber, zu sich selber erwacht, nicht nur der gedemütigte Kreuzträger des Galiläers, sondern auch sein freudiger Bekenner und Jünger wird. In die Geschichte ist etwas zuviel an kulturgeschichtlichem und theologischem Wissen hineingepreßt — man denkt an Ebers und seine ägyptischen Romane —, aber die Metanoia, die Umkehr der erwachenden Seele kommt auch hier überzeugend zur Erscheinung. »Morgensonne« endlich ist die Geschichte einer Versuchung: ein junger fein- und zartfühlender Mann wird von seinen eignen Phantasien und Träumen in Versuchung und Gefahr gebracht, die Reinheit seiner Jugend hat aber Kraft genug, sich noch rechtzeitig aus den Schlingen zu befreien, und so erlebt er ein helles, klares Erwachen zu sich selbst, am Tage seiner inneren Mannwerdung. »Und er ging seinen Weg, den Weg eines Willens, der aus der Tiefe seines Wesens quoll, während hinter ihm wesenlos wurde der Irrtum einer Nacht« ... H. Wolfgang Seibel hat wenig oder gar nichts von der behaglisch-idyllischen Erzählungsart seines Vaters Heinrich geerbt, die sich gern an der Heiterkeit der Außendinge festsog; er bringt auf feine, zarte Weise nach innen und findet dabei seinen eignen behutsamen und nachdenklichen Stil.

Der Schlesier Hermann Stehr, der Dichter des »Schindelmachers«, der »Leonore

Griebel« und der »Meta Konegen«, erzählt uns ein Märchen aus seinen schlesischen Heimatbergen. Das mag, wie es dem Märchen erlaubt ist und geziemt, mancherlei volkstümliche Überlieferungen als Motive in sich aufgenommen haben, im wesentlichen aber, zumal in seiner Lebenssymbolik und Lebensmoral, ist dieser »Wendelin Heinelt« (Trier, Friedr. Lintz) auf des Dichters eignem Boden gewachsen, findet man doch in seinem Gewebe die sozialen Gefühlsfasern wieder, die durch alle Stehrschen Dichtungen gehen. Es ist ein Märchen vom Glück, vom Glücksuchen und Glückfinden, das Stehr uns schenkt. »Sobald du dein Glück gefunden hast, wird das Auge, das nach ihm hinsieht, erblindet sein, daß du's nicht mehr erkennst.« So die Prophezeiung, die sich an dem armen Arbeiter Heinelt erfüllt. Er hat sein »Glück« schon auf dem Buckel, aber er läßt es ohne Bedenken und Besinnen wieder fahren, als er gewahrt, daß ein auf den Tod Verwundeter seiner Hilfe bedarf. Aber das gerade war sein Glück. Denn nun wird ihm und den Seinen das Brot der Zufriedenheit zuteil, und alle, die davon essen, bekommen goldene Herzen voller Fröhlichkeit und Güte, und ihre Augen blicken reich und ruhig. Erinnere dich nur, auch du hast dann und wann schon einen aus Heinelts Familie gesehen. Wenn du jemanden um einen Trunk Wasser bittest, und er reicht dir die Kanne, um einen Bissen, und er langt dir das Brot, um ein Eckchen für das Haupt, und er bietet dir sein Haus an — so wisse, es ist ein Kind jenes Wendelin Heinelt, der voll Schmerz sein Glück suchen ging und, als er es gefunden hatte, dessen nicht achtete, um seinem ärmeren Bruder zu helfen.

Nur zu leicht vergessen wir, daß das Niederdeutsche ebenso gut wie das Heiter-Idyllische auch das Düstere und Tragische beherrscht. Und doch könnten uns schon die alten niederdeutschen Totentänze oder das mittelniederdeutsche Osterspiel von Redentin eines Besseren belehren. Aber auch die jüngeren niederdeutschen Dichter haben dafür gesorgt, daß die ebenbürtige Schwester des Hochdeutschen wieder zu ihrem Rechte, zu ihrem verlorenen Königreich gekommen ist. Einer dieser Jungen ist Friedrich Lindemann, der preisgekrönte Dramatiker, der erfolgreiche Erneuerer des Redentiner Spiels. In einem kleinen bei Schünemann in Bremen erschienenen Erzählungsbande beweist er diese Urkraft der Sprache und Gestaltung nun auch als Epiker. Da taucht er in die wilden Tage Klaus Störtebekers und Göde Micheels' hinab, und was er heraufbringt, formt sich zu einer düster grausigen Phantasie des Todes, genannt nach dem unheimlichen Ort, wo die Seelen zwischen Zeit und Ewigkeit noch einmal Rast machen: »Dee Nobiskroog«. Es ist eine wüste Gesellschaft, die sich da zusammenfindet, aber der Gnadenstrahl erlösender Frauenliebe findet auch hierher seinen Weg. Dann der Tod als Geiger, wie von seinem Zauberliebe alle zum Tanz gezwungen werden; und nochmals der Tod, diesmal als Gefangener der Hexe, die dadurch unumschränkte Gewalt über die Menschen zu erlangen hofft, aber bald erfahren muß, daß die Menschheit den Tod nicht entbehren kann und lieber sie dem Feuer als ihn dem Kerker überliefert ... Es ist Kraft und Saft in dem Büchelchen und ein Hauch von dem herben, salzigen Atem des Meeres, an dessen Küste es empfangen worden ist.

Loser als Karl Paul in seinem Büchlein »Das bekränzte Jahr« (Bad Rothenfelde, Joh. Georg Holzwarth) kann man die novellistische Form nicht gut handhaben: er geht, ein seliger, genießerischer Weltbummler, auf Wanderung aus durch die deutschen Heimatlande, in Erinnerung aber auch durch ferne, fremde Länder, die er einmal durchstreift hat, sieht sich nach den Blumen um, die von Sonntag zu Sonntag im Landschaftsbilde vorherrschen, und bekränzt mit ihnen das Jahr. Dabei erzählen ihm Huflattich, Buschwindröschen, Dotterblume, Wolfsmilch, Storchschnabel, Grasnelke (und wie sie sonst noch heißen mögen, die Dominanten der Jahreszeit) kleine Geschichtchen, Lebens- und Stimmungsbilder, Erlebnisse, Anekdötchen, Weisheitsbrocken, Sagen und Märchen, die er dann bunt durcheinander zum lockeren Strauße bindet. Man darf nicht zuviel davon erwarten. Manchmal geht es dem Leser wie dem Gelehrten bei der Entzifferung der Hieroglyphen: er erhofft sich aus den geheimnisvollen Bildern und Zeichen »der Weisheit letzten Schluß«, und was erfährt er? Daß der Stein zur Erinnerung an die — zehnte Entbindung der Hauptfrau Ramses' des Gutmütigen errichtet worden ist! Aber auch manche hübsche Gedanken- und Gefühlsblüte findet sich — neben solchen und ähnlichen Döntjen — in dem Feldblumenstrauß; man muß nur zu »lesen« verstehen und sich des Suchens nicht verdrießen lassen.

In Frankreich war Marceline Desbordes-Valmore (1786—1859) als Frau und Dichterin von außergewöhnlichen geistigen und künstlerischen Maßen längst geschätzt — Balzac, Michelet, Saint-Beuve, Victor Hugo, Anatole France haben ihr gehuldigt, Verlaine hat sie sogar mit der Sappho verglichen —, uns Deutschen ist sie erst kürzlich durch Stefan Zweig, einen unsrer geschmeidigsten und feinsinnigsten Einfühler, nahegebracht worden. Er hat einen glücklichen Weg dafür eingeschlagen:

indem er Aufzeichnungen, Briefe und Verse der Dichterin (übertragen von Gisela Etzel-Kühn) zu einem mittelstarken Bande vereinigte und diesen durch ein die Gesamtpersönlichkeit zeichnendes Lebensbild einleitete (Leipzig, Inselverlag). So tritt uns gleich der ganze Mensch in seinem natürlichen Ursprungs- und Wirkungskreise entgegen, keine bloße Literaturerscheinung. Und das entspricht dem Grundcharakter dieser Frau, die Baudelaire die höchste Verkörperung der natürlich schönen Weiblichkeit genannt hat, und die selbst in ihrer Lyrik, so bekenntnisfreudig sie ist, den naivsten Ausdruck der Weiblichkeit darbietet. Auch im Revolutionsrausch von 1848 vergißt sie ihres Antigonetums nicht:

Denn wir sind Frauen, unser sind die Tränen
und das Gebet, und Gott, der Gott des Volkes,
will dies von uns.

Das bestärkte sie durch die Tat, indem sie die Gefangenen in den Staatsgefängnissen besuchte und für deren Befreiung wirkte. Dabei war der Pfad ihres Lebens alles andre als sanft und eben gewesen. Not begleitete ihre früheste Kindheit, Einsamkeit, Verlassenheit, Heimweh ihre Entwicklungsjahre. Im napoleonischen Frankreich tauchte sie als Schauspielerin auf: aber auch deren Kränze hatten mehr Dornen als Blüten, ein gewissenloser Verführer, dessen Name nie über ihre Lippen kam, ließ sie mit ihrem Kinde allein in der kalten Welt zurück. Die Liebe, die Liebebedürftigkeit und Liebesfähigkeit in Marceline konnte sein Verrat nicht ersticken; im Gegenteil, die Flamme ihres Herzens schlug nun erst recht hoch empor, nur daß sie hinfort nicht mehr dem einen, sondern der ganzen Menschheit brannte. In der Ehe mit dem Schauspieler Valmore war sie die erhaltende Kraft, die tagtäglich den bitteren Kampf mit dem Dasein ausfocht, ohne den Geliebten von ihren Sorgen, Tränen und Demütigungen wissen zu lassen, voll seliger Freude über ihren Kindersegen, den ihr Gott dann doch bis auf eine Tochter wieder nahm. Ihre Gottseligkeit wurde durch diese Schicksalsschläge nicht zerstört, vielmehr mündeten Kindesliebe, Leidenschaft, Gattentreue, Mutterschaft schließlich vereint ins Grenzenlose der Gottesliebe, der, wie Zweig nachweist, ihre Seele von Anfang an zugestrebt hatte, die ihr, wie Sainte-Beuve meint, vielleicht aus dem Tropfen spanischen Blutes vererbt war, der in ihren Adern floß, und die sie schon in zartester Kindheit um den Preis bitterer Not erkauft hatte. Dieses Licht ihres Lebens hat sie auch in der dunkelsten Schicksalsstunde noch den andern gewiesen, mit diesem Glauben im Herzen ist sie dem Tode entgegengegangen, trunken von Liebe und Todessehnsucht, wie Michelet von ihr sagte:

Ich gehe und trage hinauf in des Vaters Garten,
Wo jede zertretene Blume lebendig lobt,
Meinen entblätterten Kranz; will knien und warten.
Mein Vater hat viele geheime Arzenei für den Tod.

Es ist ein ergreifendes und erhebendes Frauenbild, das dieser Band mit Lebensdokumenten vor uns aufrichtet; man weiß nicht, ob man mehr die glühende Dichterin, den tapferen Menschen oder die zarte, sanfte, hingebungsvolle Frau bewundern soll. Einzig ist die Harmonie, das Einssein von Dichtung und Leben, das in dem Namen Marceline Desbordes-Valmore beschlossen liegt. Der Zauber aber, der von ihr ausströmt, das höchste Geheimnis ihres Lebens und ihrer Kunst läßt sich nicht besser ausdrücken, als es Stefan Zweig glückt, in der Formel, die zugleich die edelste des Dichters überhaupt ist: Das Leiden müde zu machen durch unendliche Liebe und die Klage tönend durch ewige Musik.

Unsre deutsche Romantik hatte eine eigentümliche Vorliebe für literarische Stoffe, die ihre poetischen Reize noch im Keime verborgen oder doch zusammengefaltet in der Knospe tragen. Dies Keim- und Knospenhafte hat sicherlich auch Clemens Brentano angezogen, als er aus der altfranzösischen Chronik des Jean Froissart die Geschichte vom Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston in ein altertümlich gefärbtes, geheimnisvolles Deutsch übertrug. Recht bekannt geworden ist die Übertragung zwar kaum, so daß es fast einer Neuentdeckung gleichkommt, wenn die Geschichten, aus denen noch heute jeder einigermaßen phantasiebegabte Schriftsteller einen ganzen Novellenkranz gewinnen könnte, jetzt bei der Frankfurter Verlagsanstalt wieder erscheinen; wie's sich für ein so altertümliches Werkchen gehört, in einer Ausstattung, die das Primitive und Spröde der Erzählungen betont: in kleinem Oktavformat mit Initialen und Holzschnitten von Georg Poppe. Dieser Zusammenklang zwischen innen und außen wird den verschollenen Dichtungen vielleicht zu neuem Leben verhelfen.

Das uralte, aber unvergängliche Märchengut Indiens braucht solche künstliche Auffrischung nicht. Von der neuen Ausgabe, die der Inselverlag in Leipzig von den Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten veranstaltet, ist der zweite Band erschienen: wieder ein Band von über 900 Seiten auf Dünndruckpapier in grünem körnigem Leinenband, aber in seinem Äußeren nicht zu kostbar für den kostbaren Inhalt. Denn dies Buch, das wir leider meistens nur aus Kinderbüchern in bescheidener oder verfälschter Auswahl kennenlernen, zählt zu den wenigen Ewigkeitsbüchern der Weltliteratur, die

wie ein Garten immer wieder neu erblühen. Es ist ein Irrgarten, ruft Hofmannsthal in seiner Einleitung dieser zum erstenmal nach dem arabischen Urtext übertragenen Ausgabe, aber ein Irrgarten der Lust. Es ist — Stendhal hat recht — das Buch, das man sich wünschen sollte immer wieder zu vergessen, damit man es mit erneuter Lust immer wieder lesen könne.

Einen glücklichen Gedanken hat Paul Schurig in glücklicher Form durchgeführt: er hat »Shakespeares italienische Novellen« neu übersetzt und in einem zierlichen Bändchen vereinigt herausgegeben (Berlin, Julius Bard). Shakespeare bedeutet hier natürlich nicht den Verfassernamen, sondern der Titel soll heißen: die von Shakespeare für seine Dramen benutzten italienischen Novellen. Dem reifen Drama der germanischen Renaissance wird also die reife Novelle der romanischen Renaissance gegenübergestellt, der Funke wird uns gezeigt, den Shakespeare zur hellen Flamme angeblasen hat, aus dem dramatischen Sturm werden wir in die epische Stille und Unbedrohtheit zurückgeführt. Die Umformungen, die Shakespeare vornahm, die Ergänzungen, die der Dramatiker brauchte, sind oft genug gepriesen und bewundert worden; hier möge man einmal nachlesen, was verlorengegangen ist im Aufruhr seiner Leidenschaften und Konflikte. Wir sind dankbar für diese leicht zugängliche Gelegenheit, die alten Novellen (von Bandello, Boccaccio, Giovanni Fiorentino, Luigio da Porto, Giraldi Cintio), die oft zitiert und meistens unterschätzt werden, in ruhiger Lektüre vornehmen zu können, und wollen uns in diesem Vergnügen auch durch die modernen Zeichnungen nicht stören lassen, die unnötigerweise hinzugefügt sind.

Die Kunst der Erzählung kann ungebrochen und unverkünstelt nur gedeihen im Zusammenhang mit einem vollen und saftigen Volksleben. Daher ist die russische zu einem so fruchtschweren Baum emporgewachsen. Gogol, Dostojewski, Turgenjew, Tolstoj, Gorki, Tschechow, Mereschkowski: so viel Namen, so viel Meister der Erzählung. Leo Tolstojs Volkserzählungen gibt es jetzt in neuen Übersetzungen von Alex. Eliasberger im Furche-Verlag zu Berlin, und ebendort, gleichfalls in einem Bande, ist, von demselben Herausgeber übertragen oder betreut, eine Auswahl aus neuen russischen Erzählern erschienen, Werke der russischen Erzählungskunst seit 1910, also aus der nachtschechowschen Periode. Die Sammlung hat nur solche Dichter aufgenommen, die in ihrer Heimat als bedeutsam gelten, und von jedem das besonders Kennzeichnende gewählt. — Eine willkommene Ergänzung zu diesen beiden Erzählungsbänden bietet das Buch »Rossija«, eine Sammlung von Übertragungen und Nachdichtungen russischer Lyrik von K. Roellinghoff (Wien, Ed. Strache), eine Ergänzung auch zu den älteren Übertragungen von Bodenstedt, Fiedler u. a., da hier solche Dichter bevorzugt werden, die in jenen Blütenlesen noch gar nicht oder nur spärlich vertreten waren.

Stifters »Witiko«, sein einziger geschichtlicher Roman, ein weitausgreifendes Zeitgemälde aus dem Böhmen des 12. Jahrhunderts, war auf dem Büchermarkt lange verschollen; keiner fand den Mut dazu, den um die Mitte der sechziger Jahre erschienenen Dreibänder, dessen literarischer Leumund zudem gar nicht gut war, wieder aufzulegen. Jetzt hat sich der Inselverlag dazu entschlossen, und seine Geschicklichkeit scheint es zustande zu bringen, daß die Dichtung — denn das ist sie, wenn nicht der Form, so der echt Stifterschen Idee nach, daß Gott sich im Leben und in der Geschichte auswirke und gestalte — doch noch zu Ansehen und Verbreitung kommt. Statt drei Wälzern haben wir nun einen schönen handlichen und schmiegsamen Band von 930 Seiten auf Dünndruckpapier, und die Gegenwart, die sehnsüchtig nach dem Guten und Menschlich-Wahren auch in der Politik sucht, bläst günstigen Wind in die Segel dieser neuen Ausfahrt. F. D.

Verschiedenes

Als dritter Band der von Prof. Hans Much herausgegebenen Heimatbücher »Hansische Welt« (Braunschweig, Westermann) ist eine Darstellung des Niederdeutschen Dorfes von Hilde von Beckerath erschienen. Sie gilt der alten Dorfkultur, wie sie sich westlich von der unteren Elbe und in Schleswig-Holstein herausgebildet hat. Dies Buch möchte daran mitwirken, sie zu bewahren, sie weiterzubilden und den Zwecken der Gegenwart anzupassen. Zahlreiche, überlegt ausgewählte und anschaulich wiedergegebene Abbildungen alter Bauern- und Arbeitshäuser, Dorfkirchen, Dorfstraßen, Brunnen usw. begegnen sich hier mit Bauten der Gegenwart, die im Geist der alten Kultur errichtet worden sind; beides zusammen zeigt, daß Treue gegen die Überlieferung und Bodenständigkeit sich wohl vertragen mit neuzeitlicher Zweckmäßigkeit. Also kein bloß literarisches, geschichtliches und kunstschönes, sondern ein durchaus praktisch lebendiges und förderndes Gegenwartsbuch.

*

Langsam, aber folgerichtig und zielsicher baut sich in den Heimatbüchern, die seit einigen Jahren im Verlag von Friedr. Brandstetter in Leipzig erscheinen, unser Deutschland zusammen. Bald wird der Ring oder besser das Geschmeide geschlossen sein. Das Herzstück hat in seinem

Bande Thüringen Ernst Ludwig Schellenberg geliefert. (Mit leider etwas kahlen Zeichnungen von Hans Bock.) Er hat in der alten und neuen Thüringer Literatur weite Umschau gehalten und so aus Gedichten, Geschichts- und Landschaftsschilderungen, Kultur- und Sittenbildern, Gewerbe- und Industrieskizzen, literarhistorischen Biographien und allgemeinen Lebensbildern ein Gewebe hergestellt, das uns Thüringen nach seiner äußeren und inneren Erscheinung vergegenwärtigt.

*

J. A. Sauters Erinnerungen aus Indien haben viele begeisterte Leser gefunden. Jetzt setzt er sie in einer neuen Folge »Unter Brahminen und Parias« fort (Leipzig, K. F. Koehler), und uns scheint, als sei er seitdem noch tiefer in die Seele des geheimnisvollen Volkes eingedrungen, als habe ihm das Land selbst dafür gedankt, indem es ihm Einblicke in heimische Sitten und Gebräuche vergönnte, die den Europäern meistens verwehrt bleiben. Dieser zweite Band sucht abgelegenere Wege als der erste; manches wird man hier zum erstenmal geschildert finden, wenigstens in dieser Anschaulichkeit und Wahrheitstreue, etwa den Gang durch Kalkuttas Chinesenviertel, den Untergang eines von der Pest heimgesuchten Dorfes oder die Schreckensnacht mit dem lebendig Begrabenen in der Friedhofhütte.

*

Die neue sechsbändige Ausgabe des Shakespeare in deutscher Sprache, wie ihn uns Friedrich Gundolf teils in neuer, eigner Form, teils in durchgesehener und verbesserter Fassung nach den alten klassischen Übertragungen Schlegels und Tiecks gegeben hat, liegt jetzt abgeschlossen vor. Der Schlußband enthält außer den Sonetten (in der Umdichtung von Stefan George) und den epischen Dichtungen »Lucretia« und »Venus und Adonis« (in neuer Übersetzung) die zweifelhaften Dramen, bei denen Shakespeare sozusagen noch nicht er selbst war, wie »Titus Andronicus«, oder die er nicht mehr selbst bis aufs letzte ausgearbeitet hat, wie »Timon von Athen« und »Heinrich VIII.«, in dem schon bürgerlich-puritanische Luft weht. So haben wir nun in dieser Ausgabe (Berlin, Georg Bondi) die nur mit wenigen, unvermeidlichen Anmerkungen belastete Textausgabe, die Gediegenheit und Zuverlässigkeit mit sprachlicher Schönheit vereint und trotzdem eine der billigsten ist.

Auch die neue Cottaische Goethe-Ausgabe in 15 Bänden (herausg. von Ed. v. d. Hellen) liegt nun fertig vor. Sie hat knapp ein Jahr gebraucht, um den weiten Weg von Goethes Jugendgedichten zu den weisheitsvollen Schriften zur Kunst, Literatur und Naturwissenschaft zurückzulegen, in die der Greis seine letzten und tiefsten Erkenntnisse niederlegte. Die Bücherpreise haben sich inzwischen gewaltig geändert, aber die gediegene und geschmackvolle Ausstattung, Papier, Druck, Einband (Ganzleinen mit Goldpressung), hat den Zeitverhältnissen keine Zugeständnisse gemacht: wer sich diese Ausgabe in den Bücherschrank stellt, hat ein geistiges Besitztum, an dem auch das Auge sein dauerndes Wohlgefallen findet, was man gewiß nicht von allen Erscheinungen des gegenwärtigen Büchermarktes sagen kann. Die letzten vier Bände bringen die Reisewerke (Italienische und Schweizer Reisen; Kriegs- und Kunstfahrten; den Benvenuto Cellini und die obenerwähnten »Schriften«) und im letzten Bande, was besonders dankbar empfunden werden wird, ein adelich geordnetes Gesamtinhaltsverzeichnis sowie knappe Erläuterungen des Herausgebers zur Motiv- und Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke.

*

Knut Hamsuns Gesammelte Werke erscheinen seit einiger Zeit bei Alb. Langen in München. Der zweite Band bringt die Romane »Redakteur Lynge« und »Neue Erde«, zwei Werke, die innerlich zusammengehören und einander ergänzen. Schildert der Zeitungsroman mit teilweise scharf satirischen Mitteln das Heraufkommen der sensationellen Presse zu Ausgang des 19. Jahrhunderts, so bietet die »Neue Erde« ein schonungsloses Bild der in schmarotzerhafter Selbstüberschätzung dahinlebenden Literaturboheme von Christiania. Kein Dichter hat zu solcher inneren Abrechnung stärkere Berechtigung als Hamsun: alles, was er geschrieben hat, ist erfüllt von der gläubigen Bejahung des wirklichen, wahrhaftigen Lebens.

*

Ein Lebensbild Julius Rodenbergs, verbunden mit einer literarhistorischen Würdigung seiner Werke und seiner wertvollsten Schöpfung, der »Deutschen Rundschau«, hat Heinrich Spiero geschrieben (Berlin, Gebr. Paetel). Namentlich Rodenbergs weitverzweigte Beziehungen zu fast allen bedeutenden Dichtern und Gelehrten seiner Zeit finden hier auf Grund handschriftlichen Materials eine zuverlässige Darstellung.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I. Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



Oktober 1923

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

68. Jahrg. Braunschweig Heft 2



Otto Schmidt-Cassella: Morgensonne



Der Richter der letzten Kammer

Roman von Paul Steinmüller

II

Der Tod des Erasmus

Rastlos drehen sich die Arme der Mühlen im Sommerwind, zufrieden käuend liegen die schwarzbunten Rinder im Gras, und weiße Wolkenballen ziehen über den blauen Himmelsgrund: das ist das Bild, das vor Nornegasts Augen liegt, wenn er den Blick von seiner Arbeit hebt und ihn über Gärten und den schmalen Fluß fort in die Ferne richtet. Aber lange tut er das nie, denn die Mühlenflügel reden eine mahnende Sprache: Weiter, weiter; du hast ein Ziel vor dir! Und aufs neue wälzt er die Bücher und füllt Bogen um Bogen.

Sechs Monate ist er nun schon in der Universitätsstadt und mutet seiner Kraft Unerhörtes zu. Er hilft dem Professor Rhenschild im Seminar, er unterstützt die Arbeit auf der Bibliothek, und daneben schreibt und studiert er. Aber in seinem Blut ist das Singen, das jeder kennt, der in einem Werk selig ist.

Von Melisse hat er nur zwei Briefe erhalten; das ist lange her. Henning hat zuweilen ein paar flüchtig gekritzelte Zeilen gesandt, denen die Domina wenig hinzuzufügen hatte. Er selbst fand für seine kurzen Briefe immer die Entschuldigung, mit Arbeit überhäuft zu sein.

Es geschieht, daß er zuweilen plötzlich die Feder hinlegt, vom Tisch aufsteht, die Arme reckt und an das Fenster tritt. Auf dem Fluß fahren bewimpelte Boote; in ihnen sitzen singende Studenten und weißgekleidete Mädchen, die buntbebänderte Lauten im Arm halten. Ein Volkslied verklingt hinter den Büschen. O Leben, o Jugend! In solchen Augenblicken wird das Alleinsein zur Qual. Er tritt an den Bücherbord, hebt einige der hohen Bände aus der Reihe und betrachtet das Bild, das, von ihnen verdeckt, an der Wand haftet: Melisse in der noch unverkümmerten Lieblichkeit ihrer Jugend. Sie steht vor einem blaßroten Florentiner Samtteppich in dem grünen Kleid, das sie am Pfingstfest trug, den Blick über die Schulter auf ihn gerichtet, Kind und Königin zugleich.

Zwischen diesen beiden Bildern, den rastlosen Mühlen im Sommerwind und Melisses Gestalt, geht sein Blick hin und her. Was dazwischenliegt, ist nur Begleitung einer schönen Melodie.

Als er wieder einmal die Bücher an ihren Platz getan und sich niedergesetzt hat, klopft es an die Tür. Seine Wirtsfrau meldet, daß die Frau Gräfin ihn sprechen wolle, und gleich darauf betritt Karin Rhenschild die Schwelle. Sie trägt in der einen Hand ihren kleinen Korb, in der andern den Spazierstock mit dem Wappen auf silbernem Handgriff. Ohne dieses doppelte Zubehör, das Hausfraulichkeit und Standesbewußtsein darstellt, sieht man die Gräfin nie in den Straßen, und wenn die andern Damen auch die Nase rümpfen, laut hat sich ein Spott gegen sie noch nie hervorgewagt.

Schnell geht sie jetzt an Nornegast vorüber und stößt beide Fensterflügel weit auf: »Nämlich der Sommer ist draußen, mein Lieber!«

Er lächelt und führt sie zu einem Stuhl.

»Mager und blaß schauen Sie aus,« sagt sie. »Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht Zeit fand, häufiger nach Ihnen zu sehen.«

»Ach, Gräfin, Sie haben, ohne daß Sie auf mich achten, genug zu tun!«

»Da haben Sie recht. Aber es ist für mich eine Art Erholung, hartnäckige Menschen zur Vernunft zu bringen. Heute will ich Sie freilich mit Ermahnungen verschonen. Ich überbringe die Bitte meines Mannes, ihn zu vertreten. Wir reisen noch heute nach Kaltenborn: mein Schwager Erasmus ist gestorben.«

Nornegasts Hände greifen nach den Lehnen seines Sessels; die natürliche, allem Feierlichen abholde Art Karins, sich mitzuteilen, hat die Nachricht zu jäh übermittelt. Man hat das Ende seit Monaten erwartet, und Karin berichtet ganz ruhig vom Eintreffen des Todes, der für den, den er nahm, und für die Zurückbleibenden gleicherweise als Erlöser kam. Ihre Worte lassen ahnen, daß dieses Lebens Ende für Melisse das Ende eines leidvollen Zustands bedeutet.

Nornegast atmet auf. Ja, der Tod kam als Befreier: es sind Riegel gebrochen, die keines Menschen Hand heben konnte.

»Also mein Auftrag!« fährt Karin fort. »Sie werden natürlich zur Beisetzung kommen, doch morgen und übermorgen helfen Sie wohl hier aus.«

Seine Zusage klingt fast stürmisch, denn jetzt erst wird es ihm bewußt, daß sich eine Gelegenheit bietet, Melisse wiederzusehen, und er empfindet eine frohe Dankbarkeit gegen die Frau, die ihm diese Botschaft überbrachte. —

Aus dem Saal, in dem Erasmus Rhenschild aufgebahrt ist, sieht man über freie Parkflächen bis zu den Ebenen, auf denen die Fischteiche liegen und die seit langem »Die Unehre« heißen. Keiner weiß, was dem Land diesen Namen verdiente; vielleicht war es ein Lebensverächter, der hier sein Ende suchte.

Die Glut des Tages liegt auf dem Rasen und auf den blanken Blättern der Platanen. Die Luft ist unbewegt, nur das Laub der Silberpappel zittert ein wenig, als fürchte der Baum die kleine böse Wolke, die seit gestern wie eine kauernde Katze am Horizont liegt und nicht heraufkommt.

Melisse sieht das alles; dann richtet sie den Blick auf den geschlossenen Sarg. Sie ist gekommen, von dem Toten Abschied zu nehmen, und sie glaubt ihn liegen zu sehen, wie man ihn in der Anstalt auf den weißen Kissen bettete: von dem Gesicht ist alles genommen, was sie einst erschreckte; der Tod hat sein Bestes getan, das gutzumachen, was dieser Erdensohn verschuldet. Nur um den engen Mund liegt noch der Schein eines törichten Knabenlächelns.

Die Witwe seufzt, denn der herbe Geruch der Palmen, die in verschwenderischer Fülle aufgestellt sind, und die Düfte gehäufter Blumen erschweren das Atmen. Sie tritt nahe an den Sarg, der starre Krepp des Trauerkleides knistert leise. Langsam hebt sie die Hand wie zum Gruß: »Wir haben einander nichts mehr zu verzeihen, Erasmus. Was du mir antatest, dessen warst du dir wohl nicht mehr bewußt; ich aber nahm dir nichts, was du noch besessen hättest.«

Sie neigt einen Augenblick lang die Stirn und verläßt den Saal. Von ihrem Zimmerfenster aus sieht sie Rolf und Karin Rhenschild den Weg heraufkommen, der zur Familiengruft führt. Sie gehen Arm in Arm, und der Professor zeigt seiner Frau die Bäume, die in seiner Jugend gepflanzt wurden.

Dann stehen sie still, und Karin sagt: »Wir werden uns hier doch eingewöhnen, Rolf, aber eins mußt du mir erlauben: Ich möchte noch viele Rosen pflanzen.«

Er wendet ihr das Gesicht zu und schaut sie prüfend an. Keines von ihnen hat bisher mit einem Wort daran gerührt, daß sie der Tod des älteren Bruders nach Kaltenborn beruft. Aber es ist ja so natürlich, daß Karin mit dem Gedanken spielt, und wie er jetzt sie sieht mit den harten Linien, die schwere Mühen gruben, um den schönen Mund, da erfaßt ihn ein frohes Gefühl, das harte Los dieser Frau erleichtern zu können. Zärtlich streichelt er ihre Hand und antwortet: »Ja, Karin, dir sollen viele Rosen blühen.«

Jetzt steigen sie zu dem chinesischen Zimmer empor, wohin sie eine Verabredung mit der Domina ruft. Der Professor erzählt seiner Frau, daß er dieses Gemach nicht leiden könne, denn in ihm habe er seinem Vater erklärt, daß er nicht länger die Rechte studieren möge, und es sei zwischen dem Alten und dem für das Deutschtum begeisterten Jungen unter den chinesischen Vasen ein Meinungsstreit auf Tod und Leben ausgefochten worden.

Ihre Ankunft ist nicht bemerkt worden, und sie bleiben einen Augenblick betrachtend im Rahmen der Tür stehen. Die Domina geht erregt auf und nieder, als kämpfe sie gegen einen feindlichen andrängenden Wind. Rolf weiß, daß zwischen ihr und ihm eine wechselseitige starke Abneigung besteht, aber er gesteht sich auch jetzt wieder, daß sie die schönste Frau ist, die er je gesehen, schön in der kühlen Gehaltenheit ihrer Ruhe, noch schöner, wenn die Flammen ihres Blutes gegen einen Stachel löcken.

Zwischen Mutter und Sohn scheint soeben eine unerquickliche Unterredung beendet zu sein, denn Henning sieht aus dem Fenster, und seine Lippen spitzen sich, als wolle er pfeifen. Einen lächerlichen Zug in dieses Bild fügt nur die

große Figur des porzellanen Pagoden auf dem Tisch, der durch das Schreiten in Bewegung gesetzt ist, mit dem fratzenhaften Kopf langsam nickt und die lange Zunge beständig gegen die Domina ausstreckt.

Mit dem Eintritt der Rhenschilds ändert sich das Bild. Henning wendet sich rasch um, und sein müdes Gesicht belebt sich; die Domina zeigt sich sofort beherrscht und fordert freundlich zum Sitzen auf, und allmählich beruhigt sich auch der Pagode und stellt seine hämischen Bewegungen ein.

Die Domina beginnt zu sprechen. Sie hat im Sinne Melisses Anordnungen erteilt und Bestimmungen getroffen, deren Bericht Henning sehr langweilt. Er gähnt verstohlen und versucht vergeblich, mit Karin ein halblautes Gespräch zu führen. Der Professor folgt aufmerksam den Erörterungen der Domina, die seine Zustimmung zu ihren Befehlen erbittet. Es ist ja selbstverständlich, daß Bestimmungen vor seinem Eintreffen gegeben werden mußten, und er ist der letzte, der darin einen Eingriff in seine Rechte erblickt. Außerdem soll die Witwe seines Bruders, die er von Herzen gern hat, in ihren Maßnahmen nie beschränkt werden. Er spricht das auf seine Art aus, und die Domina nickt befriedigt.

»Noch etwas wäre zu besprechen,« fährt sie fort, während ihr Finger die phantastischen Blumenranken nachzieht, die die Perlmutteinlage des orientalischen Tischchens vor ihr bilden. »Erasmus wollte vor seiner Erkrankung einen Betrag an Henning überweisen, was jedoch nicht zur Ausführung kam.«

Henning murmelt etwas, das keiner versteht, in sein Gesicht steigt eine Blutwelle, und er hat sich schon halb erhoben, als ihn eine Gebärde der Mutter nötigt, sich wieder zu setzen. Rolf Rhenschild mustert flüchtig das Blatt, das ihm gereicht wird. Es enthält die Zusicherung des Verstorbenen, Henning eine beträchtliche Summe vorzustrecken; es wird nicht die erste Zuwendung an diesen Knaben sein, der das Leben wie ein Ballspiel betreibt.

Er gibt die Schrift zurück und sagt: »Das Vermächtnis meines Bruders wird erfüllt werden. Es genügt, wenn Melisse dem Rentmeister die Anweisung erteilt.«

»Ich danke Ihnen, Graf,« erwidert die Domina. »Ist Ihnen übrigens bekannt, daß Erasmus eine jährliche Summe für Henning ausgesetzt hat?«

Der Professor schüttelt den Kopf: »Nein; aber wenn mein Bruder persönliche Bestimmungen traf, so war das sein gutes Recht. Aber diese Dinge, Kusine, können wir nach der Beisetzung wohl erledigen. Der Majoratsinhaber wird noch mehr Geschäfte vorfinden.«

Karin bemerkt, wie sich die Blicke der Domina ein wenig spöttisch auf ihren Mann richten, als sie sagt: »Gewiß, Graf; wie Sie wünschen! Die Majoratsverwesung wird Sie doch noch etwas behelligen.«

Rhenschild senkt den Kopf und sieht sie über die Brillenränder forschend an: »Verwesung? Wie das?«

Die Domina glättet die Falten ihres Kleides. Jetzt ist der Augenblick da, um ihren Trumpf auszuspielen. »Sie haben es noch nicht bemerkt?« fragt sie ruhig. »Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß Melisse guter Hoffnung ist.«

Henning zeigt ein betroffenes Gesicht. Aber hatte sie gehofft, die Rhenschilds mit dieser Nachricht aus der Fassung zu bringen, so ist sie arg enttäuscht. Des Professors Stirn erhellt sich, und ohne Zaudern sagt er: »Aber das freut uns, daß wir in diesen schweren Tagen unsrer Melisse Glück wünschen dürfen!« Und Karin, die Mütterliche, ist voll Eifer und bedauert, dies nicht früher gewußt zu haben.

Man redet noch hin und her und trennt sich dann. Bevor Karin mit ihrem Mann das Zimmer verläßt, tritt sie zu dem chinesischen Götzen und stößt ihn an.

»Was tust du da?« fragt der Professor, und sie antwortet: »Oh, ich wollte nur sehen, wie er jetzt gegen uns die Zunge ausstreckt.«

Sie nimmt seinen Arm, und bald darauf sieht man die beiden unbekümmert durch den Park schreiten.

Der Gang in die Unehre

Von fern und nah sind sie gekommen, die Erasmus Rhenschild zu Grabe geleiten wollen. Die ihn bedauerten und die ihn verachteten, die sich fern von ihm hielten und die ihn ausnützten, alle sind jetzt da, die Herren aus der Nachbarschaft, die Abordnungen seines Regiments und die Vertreter der Behörden.

In der großen Halle des Herrenhauses drängen sich die Träger der Uniformen und ordengeschmückter Fräcke, wispern leise, dehnen die Hälse und schieben sich dahin und dorthin. Rolf Rhenschild steht an der Tür des Saales, hört ein Murmeln, das eine Beileidsbezeugung ausdrückt, und empfängt einen Händedruck nach dem andern. Viele der Trauergäste sind ihm fremd, einige kennt er; fast alle stehen ihm, dem Gelehrten, fern.

Seine Blicke gleiten über die Menge hin, und ihm entgeht kein Zug, der dem Einzelnen eigentümlich ist: wie Henning, der hier wohl oder übel keine Reitpeitsche schwingen darf, steif wie ein Stock dasteht, wie der alte Kammerherr, der das Johanniterkreuz trägt, mit dem Zeigefinger fortwährend gegen die erhitzte Stirn tupft.

Diese alle sind seinem inneren Leben sehr fern gerückt, jawohl! Und doch fühlt er sich mit

ihnen eins in dem vornehmen Gefühl, einen Toten zu ehren, der einer der Ihren war. Mögen diese Glieder einer alten Welt nimmermehr begreifen, daß sich das Rad der Entwicklung rasender dreht, und eine Tat mehr gilt als die Rechte gesiegelter Pergamente in den Schrankfächern, ihre Größe besteht doch darin, daß sie klaglos zu sterben wissen. Treu gegen sich und ihre Art, leugnen sie nicht ihre Sünden und schleichen nicht lügnerisch-feig um die Sühne herum.

Rolf Rhenschild erwägt dies, während der Geistliche seine Rede hält, und dann suchen seine Augen Friedrich Nornegast, der mit den Letzten eingetroffen ist. Er steht schmucklos, aber hoch aufgerichtet unter den andern, und Rhenschild ist seinem Geschick in diesem Augenblick dankbarer als je, weil es ihn nach Allerheiligen führte, wo er diesen wertvollen Menschen fand.

Nornegast hat nach vieler Mühe einen Platz erlangt, von dem er Melisse sehen kann, und seine Blicke lassen nicht von ihrer rührenden Gestalt. Sie sitzt in der Nähe des Sarges, und die schwarzen Schleier, die von ihrem Scheitel fließen, verhüllen fast ihr Gesicht. Auf beiden Seiten ist sie von hütenden Frauen umgeben, zwischen ihm und ihr baut sich eine Mauer von Menschen auf, und doch weiß er: sie spürt seine Anwesenheit wie die Berührung einer tröstenden Hand. Wird er in den Stunden, da er hier verweilt, die Minuten finden, da er sie, losgelöst von den andern, sprechen kann?

Jetzt ist die Rede beendet, eine Bewegung rauscht leise durch die Versammlung. Die Damen treten noch einmal abschiednehmend an den Sarg, dann öffnet sich ihnen eine Gasse, und von Rhenschild und Henning geleitet verlassen sie den Saal. Man trägt den Toten hinaus, hebt den Sarg auf den Wagen, und das Gefolge ordnet sich zum Zug. Alle atmen auf, da sie dem Dunstkreis der gefangenen Luft entrinnen. Zwar ist es auch im Freien noch unerträglich schwül, aber die Lungen weiten sich doch ein wenig.

Ein weißer Schmetterling flattert wie ein Wegweiser über den Köpfen der Rappen. Plötzlich stockt der Zug, man hört das heftige Schlagen von Hufen und ein Hinundherzerren der Pferde.

Ein weißbärtiger Herr sagt: »Da ist es wieder! Nie wollen die Gäule den Leichenwagen über die Brücke ziehen. Bei des alten Rhenschild Tod hab' ich es auch erlebt; es soll so seit hundert Jahren und länger zugehen.«

Nach geraumer Zeit setzt sich das Geleit wieder in Bewegung, und jetzt erscheint auch der Schmetterling aufs neue über den Pferden und bleibt sichtbar, bis man vor dem Erbbegräbnis anlangt, hinter dessen geöffneten Metalltüren das Dunkel wohnt. —

Als nach der Beisetzung die Gäste aufatmend und im befreienden Alltagsgeschwätz den Rückweg antreten, hört Nornegast sich angesprochen und sieht Henning an seiner Seite. Er schüttelt dem Freunde lange die Hand, und sein Gesicht wird in der Freude des Wiedersehens hell und warm. Er kann sich nicht genugtun an Beteuerungen, wie sehr er ihn vermißt habe.

Als sie sich dem großen Rasenrund nähern, schlägt Henning einen Nebenpfad ein: »Wir vermeiden besser den Schwarm der sogenannten Leidtragenden, um ungestört sprechen zu können.«

Nornegast, der fremd unter Fremden ist, folgt ihm gern; ihn verlangt, von Allerheiligen und von Melisse zu hören. Aber zunächst drängt Henning ihn, daß er erzähle, und bezeigt eine Teilnahme an seinen Arbeiten, die Nornegast verwundert.

Sie sitzen auf einer umlaubten Bank, Henning raucht und zeichnet mit einer Rute, die er vom Gebüsch gebrochen, wunderliche Zeichen in den Sand. Als Nornegast seinen Bericht schließt und ihn auffordert, zu erzählen, löscht er mit einigen Strichen die Bilder aus und schleudert den Zweig fort.

»Was möchtest du hören, Friedrich? Daß Ketelböter eigensinnig ist und Siebensam völlig taub? Daß Terneben einen Husten hat und die Hofdame der Königin Christine wieder einmal umgeht? Ach, es ist alles so verzweifelt langweilig und, seit du fort bist, kaum noch zu ertragen. Wenn ich nur reisen könnte; aber dazu fehlt das Geld.«

»Erzähle doch von dir!«

»Von mir ist nichts zu sagen.«

»Ein neuer Heiratsplan ...«

»... der Domina für meine endgültige Versorgung?« Henning pfeift ein paar Takte eines Gassenliedes. »Völlig aussichtslos. Wenn die Gewißheit meiner gesetzlichen Volljährigkeit etwas in mir geweckt hat, mein Lieber, so ist das der Wille, einen bescheidenen Kreis von Selbständigkeit zu behaupten. Ich hege nicht die Absicht, diesen durch eine Heirat einzuschränken.«

»Und was sagt die Mutter?«

»Wir leben natürlich auf dem Kriegspfad. Das ist nicht angenehm, aber leider unvermeidlich. Ich hoffte, dieser Todesfall würde mir in Melisse einen Kameraden schenken, aber diese Aussicht ist auch eitel gewesen.«

»Melisse bleibt hier?«

»Sie wird wohl müssen. Ja, sage ich dir den Grund, so heißt es wieder, ich kann nicht dichthalten. Aber warum sollst du heute nicht wissen, was morgen die Spatzen von den Dächern erzählen? Also Melisse erwartet, und der Erbe soll natürlich hier erzogen werden.«

Vor Nornegasts Augen kreisen plötzlich Feuerräder. Die Blumen auf dem Beet dort sind

purpurrot, goldbraun und weiß! Er starrt hinüber, faltet krampfhaft die Hände und vernimmt Hennings Stimme aus weiter Ferne: »Du wirst nicht der einzige sein, den dies verwundert. Eigentlich kann sie einem ja leid tun!«

Die Blumen sind purpurrot, goldbraun und weiß! Jetzt hat er sich wieder in der Gewalt, und nur etwas heiser klingt seine Stimme noch, als er fragt: »Weiß man, wann das Kind erwartet wird?«

»Die Domina meint, es komme im August,« sagt Henning, und dann, als langweile ihn diese Erörterung, beginnt er von anderm zu sprechen: Nornegast bleibe doch über Nacht; man müsse sich um die Zurüstung eines Zimmers kümmern; am Abend könne man dann noch ungestört schwatzen.

Nornegast ist mit allem einverstanden, seine Gedanken kreisen nur um das Eine: Wie wird es möglich sein, Melisse allein zu sprechen? Er läßt Henning in das Schloß zurückkehren, streift allein durch den Park, versteckt sich vor Hausbediensteten, die zufällig des Weges kommen, und hört endlich die Wagen fortrollen.

Hinter einem blühenden Busch sitzt er auf einem Gartenstuhl nieder und sucht die Antworten auf tausend Fragen. Hätte ihm Melisse nicht die Kunde mitgeteilt, wenn es sich so verhielte, wie er glaubt? Was versiegelte ihren Mund? Ungewißheit? Scham? Furcht? Oder wollte sie ihm die Gabe dieser Nachricht, mit der sie sich ihm auf ewig schenkt, nicht anders als persönlich darbringen? Nun, er will ihr Gelegenheit geben, das zu tun.

Er steht auf, geht in das Haus und läßt sich bei der Gräfin melden. Der Diener, den er beauftragt, hat seinen Herrn zur Hochzeit nach Allerheiligen begleitet und entsinnt sich, daß dieser Herr da zur Trauung die Orgel spielte. Er setzt also ein undurchdringliches Gesicht auf und erklärt, sowohl die Frau Gräfin wie Frau von Manskirch hätten verfügt, keinen Besuch zu empfangen. Nornegast ist aber standfest und erreicht es, daß der Mann geht.

Es verstreicht auch nicht allzuviel Zeit, und die Domina kommt den Gang herauf. Sie reicht ihm nur flüchtig die Fingerspitzen und lädt ihn nicht ein, in das Zimmer zu treten.

»Ich hörte, daß Sie auch hier seien, lieber Nornegast. Wie freundlich und teilnehmend! Und nun wollen Sie wieder abreisen. Ja, ein Trauerhaus ist kein angenehmer Aufenthalt.«

Worte und Haltung deuten Abwehr an; die Kühle der gleichgültigen Worte, die sie noch spricht, lassen erkennen, daß sein Besuch höchst unerwünscht ist. Doch er vermeidet jede Wendung, die zum Ende der Unterredung führen könnte; die geheime Scheu, die ihn in ihrer Gegenwart immer ein wenig unfrei macht, überwindet er und sagt: »Ich kann nicht vor morgen früh abreisen und hätte vorher die Frau Gräfin gern noch gesprochen.«

Die Domina schüttelt den Kopf: »Wirklich, lieber Nornegast? Das wird nicht möglich sein. Bedenken Sie, nach einem Tag, wie es dieser ist! Sie tragen mir Ihre Grüße auf?«

Unter dem forschenden Blick dieser grauen Augen fragt sich Nornegast: Weiß sie um das Geheimnis oder nicht? Er versucht es noch einmal: »Ich muß meine Bitte wiederholen, Domina!«

Ihr Gesicht nimmt den strengen Ausdruck an, den er aus ihren Verhandlungen mit Henning kennt. Aber ehe sie antwortet, öffnet sich die Tür wieder, aus der sie kam, und Melisse tritt heraus. Ihre Schritte sind müde, und ihre Arme hängen willenlos am Körper nieder. Nornegast eilt ihr entgegen, und sie reicht ihm die Hand.

»Es ist sehr unhöflich, Sie hier auf dem Flur abzufertigen,« sagte sie. »Verzeihen Sie und entschuldigen Sie es mit den schweren Erregungen dieses Tages. Aber ohne daß ich Sie gesehen und Ihnen gedankt hätte, dürfen Sie doch nicht abreisen.«

Die Domina macht eine warnende Bewegung, aber Melisse schüttelt bestimmt den Kopf und fährt fort: »In das Zimmer möchte ich Sie nicht bitten. Aber wenn sich am Abend das Haus völlig entleert hat, mache ich noch meinen Spaziergang in die Unehre. Wollen Sie mich dahin begleiten?«

»Melisse, du wolltest ...?« fragt die Domina.

Melisse neigt nur den Kopf zur Antwort, und ohne seine Zusage abzuwarten, geht sie langsam in ihr Zimmer zurück. —

Jeder Schein des Besonderen und Geheimnisreichen ist vermieden worden. Als die letzten Wagen abgefahren sind, erscheint der Diener vor Nornegast, der sich mit Karin unterhält, und richtet dem Herrn Doktor sehr höflich aus, daß ihn die Frau Gräfin zum Spaziergang erwarte. Melisse steht schon an der Haustür bereit. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt und hat die Kapuze hochgezogen; jetzt nimmt sie vertraulich seinen Arm und gibt die Richtung an, in die er sie führen soll.

Über den Teichen liegt die Schwüle wie ein schwerer Druck; die Uferweiden ragen aus der Dämmerung gespenstisch auf, und im Glast des lichtblauen Himmels schwimmt kaum erkennbar die schmale Sichel des wachsenden Mondes.

Eine plötzliche Befangenheit läßt beide Menschen verstummen. Keines vermag der Gewißheit froh zu werden, daß der andre an seiner Seite geht; die Furcht, etwas Ungeschicktes, Plattes zu sagen, heißt jeden schweigen. Ihre Gedanken wandern flüchtig zu dem Pfingstrüsttag zurück, an dem sie ihrer Zusammengehörigkeit gewiß wurden, aber sie erschrecken vor der Kluft, die zwischen dem Einst und dem Heute liegt.

Als ein Zweig Melisses Stirn streift, fährt sie wie eine Erwachende auf und beginnt zu sprechen. »Ich habe Sie gebeten, mit mir zu gehen, weil ich Ihnen Wichtiges mitzuteilen habe,« sagt sie. »Ich erwarte ein Kind, und dieses Kind ist auch das Ihre, Friedrich Nornegast.«

Der Mann neben ihr stöhnt auf, und sie fühlt, wie ein Schauer ihn schüttelt. Er stammelt ihren Namen. Sein ganzes Wesen ist in einem Aufruhr des Entzückens. Soll er sich ihr zu Füßen werfen und diese küssen? Soll er die Frau ganz zart in seine Arme nehmen? Ach, er weiß, daß er dies alles hier nicht darf. Und sprechen kann er nicht; seine Stimme würde ihm im Überschwang dieser Erregung nicht gehorchen.

Plötzlich vernimmt er einen Laut, der ihn erschüttert. Melisse hat die Kapuze niedergeschlagen und preßt das Taschentuch gegen ihren Mund, um das Schluchzen zu ersticken; ihre Tränen rollen über den dunklen Mantel.

»Es ist so furchtbar,« sagt sie leise. »Da spreche ich etwas aus, das ein unbeschreibliches Glück sein könnte, und ist doch nur eine Anklage. Ich trage das Witwenkleid um einen andern, der ein Recht auf mich hatte, und an dessen Sarg ich vor wenigen Stunden stand.«

»Sie fühlen nichts von dem großen Glück, Melisse?« fragt er.

»Nein, ich fühle jetzt nur die Schuld.«

Nun wird Nornegast beredt. »Die Schuld ist mein, ich fordre sie für mich, und ich werde sie abtragen. Aber welche Schuld hätten Sie, Melisse? Bedenken Sie doch: Sie kamen hilflos, von häßlichen Vorgängen erschüttert nach Allerheiligen. Da riß ich Sie an mich. Ich hätte vorsichtiger sein müssen. Klagen Sie mich an, Melisse, aber nie dürfen Sie sich beschuldigen.«

»Ach, Sie armer Freund, was taten Sie wohl!« erwidert sie.

Sie sind um den ersten Teich gegangen, und Melisse bleibt lauschend stehen. Doch was sie hörte, waren nur die klagenden Laute der Wasserhühner, die aus der Ferne drangen. Im Weiterschreiten sagt sie: »Es nützt nichts, daß Sie alle Schuld auf sich laden wollen. Was mein ist, das bleibt mein, denn die Ehe brach ich. Ach, es ist alles so häßlich!«

Er nimmt ihre Hand fest in die seine. »Melisse,« sagt er, »Sie sind lange das Opfer finsterer Gedanken gewesen. Hätte ich früher darum gewußt, ich hätte Ihnen geholfen, sich davon zu befreien. Hören Sie dies und halten Sie es für sich ganz fest: Ich glaube an eine Bestimmung der Menschen füreinander, und ich glaube auch, daß wir füreinander bestimmt waren. Berechnender Sinn hat diese Vorsehung durchkreuzt, aber was zusammengehört, das kann kein Mensch scheiden, und versucht er es, so finden die getrennten Teile immer wieder den Weg, der sie zusammenführt. Sehen Sie, darum mußten Sie nach Allerheiligen zurückkehren, darum fanden Sie dort nur mich, darum wurden wir dort eins, mußten es werden, ob wir wollten oder nicht!«

Sie hat die Stirn gesenkt, als er zu sprechen begann, und senkt sie immer tiefer. Seine starken Worte dringen auf sie ein und machen sie wehrlos. Nie hat sie den Sinn des Mannes so bewundernd eingeschätzt wie jetzt. Aber zugleich fühlt sie dumpf, daß seine Worte sie in einen harten Widerstreit drängen. Bekennen, stolz bekennen, die Welt herausfordern, den Menschen trotzen, sich wie ein Raubvogel mit einem Schrei in die unbegrenzte Weite der Luft werfen! Ja, damals, ehe die Ehe ihre besten Schwungfedern zerbrach, hätte sie das vermocht —, heute fürchtet sie den Streit; sie ist so müde geworden: Ich sündigte und will mein Gericht, aber nur nicht in der Menschen Hände fallen!

»Hören Sie mich, Melisse?« fragt Nornegast bittend. »Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, ja; ich höre Sie, ich verstehe,« nickt sie.

»Wissen Sie, daß geschehen mußte, was geschah, so wird Sie der Gedanke daran nicht quälen,« fährt er fort. »Das aber, was Ihnen als häßlich erscheint, das ist nichts als unsre Furcht, die Folgen unsrer Tat zu tragen, uns zu ihr zu bekennen. Wir haben erkannt, daß wir zueinander gehören, nun wollen wir auch das Leben gemeinsam ergreifen. Ich halte Sie als das Teuerste, was mir die Erde schenken konnte, und ich lasse Sie nicht mehr, Melisse!«

Stürmisch preßt er ihren Arm an sich, und scheu hält sie sich zurück.

»Sprechen Sie nicht jetzt davon,« bittet sie. »Die Gruft da drüben hat sich kaum geschlossen.«

Nornegast murmelt ein Wort, das ihre Vergebung sucht, und eine Zeitlang gehen sie schweigend nebeneinander.

»Es kann lange dauern, bis wir uns wiedersehen,« fährt er dann fort, »und wir müssen uns in dem Wesentlichen einig sein. Glauben Sie nicht, daß das Ende nur eines sein kann?«

»Ja, ich glaube es,« antwortet Melisse. »Aber ich kann nicht davon sprechen, ich kann es nicht einmal ausdenken. Lassen Sie mir Zeit, Friedrich, versuchen Sie nicht, mich zu drängen; ich bin so wund, und jedes Wort schmerzt. Es wäre am besten, Sie überließen meine Heilung der Zeit. Wollen Sie mir das versprechen?«

Er zögert einige Augenblicke; dann sagt er: »Ich verspreche es!«

»Bleiben Sie mir fern. Sie wollten reisen, mein lieber Freund, wäre es nicht das beste, das jetzt auszuführen? Wie, wenn Sie nach Italien gingen!«

»Nein, das paßt sich nicht in meine Pläne,« erwidert er. »Es ist mir unsäglich schwer, fern von Ihnen sein zu sollen, Melisse!«

»Ich glaube es,« sagt sie sinnend, »aber es ist doch wohl das beste. Lassen Sie uns warten.«

»Und wie lange?« fragt er gequält.

»Ich weiß nicht; die Zeit wird es lehren.«

»Die Zeit kann furchtbar werden; man wird Sie zu einem Entschluß drängen. Es widerstrebt ganz und gar meinem Gefühl, das nicht zu vollenden, was nun einmal durch uns seiner Vollendung entgegengeführt werden muß.«

Jetzt schlägt die Uhr der Dorfkirche an. Melisse bleibt stehen und zählt die Schläge. »Führen Sie mich jetzt in das Haus zurück,« sagt sie.

»Das heißt also nun Abschied nehmen,« entgegnet er kleinmütig.

»Doch nicht mehr für immer. Ich habe Sie um Frist gebeten, weil ich weiß, daß Sie ein Starker sind. Und für mich fürchten Sie nichts. Ich gehöre im Leben keinem andern als Ihnen an.«

Sie sind schon bis zur Pforte des Herrenhauses gelangt, da hält er noch einmal an: »Lassen Sie mich nur noch eins wissen, Melisse: »Bereuen Sie, was Sie getan haben?«

Sie senkt wieder die Stirn: »Ich weiß es nicht.« Und dann hastig aufschauend: »Das Wetter wird doch heraufkommen! Lassen Sie uns eilen!«

Gleich darauf treten sie in die Halle, in der es nach Tannenreisig und welken Blumen riecht. Der Diener wartet und nimmt Melisse den Mantel ab; dann reicht sie Nornegast die Hand: »Leben Sie wohl! Alle guten Wünsche begleiten Ihr Vorhaben und Ihre Fahrt. Wenn es Zeit sein wird, rufe ich Sie.«

Sie grüßt noch einmal mit den Augen, dann verschwindet ihre Gestalt im Dunkel des Hintergrundes.

Schweigen

Finster wächst die kleine Wolke am Himmel empor und wirft ihren Schatten über Kaltenborn. Zuerst reckte sie sich ein wenig über den Wipfelsaum des Waldes, dann überragte sie den Park; jetzt deckt sie alle Sterne zu. Ihr schwüler Atem liegt lastend auf Busch und Baum und auf den Teichen, deren Spiegel jetzt grau wie geronnenes Blei aussieht. Unruhig springen die Fische aus dem warmen Wasser, in das sie klatschend zurückfallen.

Henning erscheint vor dem Haus und prüft das eisengraue Gewölk. Es ist zum Sterben langweilig, dieses Leben im Schaufenster, denn Mienen und Gebärden muß man Gewalt antun und eine Trauer zeigen, die man nicht empfindet. Nornegast hat Müdigkeit vorgeschützt und ist zur Ruhe gegangen.

Jetzt die Büchse über die Schulter hängen und dahin wandern, woher der Honigduft des roten Kleefeldes dringt! Erasmus hat dort Weimutskiefern gepflanzt, an denen die braven Böcke mit Vorliebe plätzen. Wahrscheinlich wird man bis auf die Haut durchnäßt werden und morgen früh vergeblich heimkehren. Ach was! Das Vergnügen, auf hoher Kanzel dem Wetter trotzen und den Blitz erwarten: Trifft's oder trifft's nicht?, ist wohl einen verdorbenen Rock wert.

Jetzt den Fuchshengst satteln und, ein helles Gewieher voraus und Hundegekläff hinter sich, durch die Stille schlafender Dörfer traben! Wahrscheinlich fährt im Dunkel der Kopf gegen einen tief über den Weg sich neigenden Baumast. Ach was! Ein wenig früher, ein wenig später; immer noch besser der Tod im Sattel als der Strohtod. Henning hat sich den im Gewölbe schlafenden Mann lange genug betrachtet; er sieht nicht unfriedsam aus.

Er steht und starrt lange in die bange Stille, dann wendet er sich achselzuckend ab und tritt bitter lächelnd in das Haus zurück. Diese Erregung, wenn man entdeckt, der letzte Manskirch sei bei solchem Wetter außen! Und er selbst? Tollkühne Pläne aushecken — ja, dazu reicht es noch. Aber sie ausführen — nein, dazu ist man zu alltäglich geworden. Und er speit von sich wie einer, den der Ekel quält. —

Langsam wächst die Wolke und wächst und sammelt verderbliche Spannung. Der Sturm kann sie entzünden, und sie wartet auf ihn und wartet bis Mitternacht. Mit dem zwölften Schlag der Turmuhr kommt er: ein Brausen aus der Ferne, das schwillt und rauscht und übertönt alles. Und ehe man sich's versieht, ist er da, springt heulend auf das Haus zu, reißt ein ungesichertes Fenster auf und schlägt es aus den Angeln. Als die Scheiben auf dem Pflaster zersplittern, fahren die Schläfer empor, und da speit die Wolke grell ihr erstes Feuer und stößt ein polterndes Brüllen aus.

Hinter den Fenstern entzünden sie die Lichter, an den Scheiben tauchen Gesichter auf und verschwinden schnell wieder, wenn ein Blitz den Park mit Feuer überschüttet. Und jetzt rauschen auch aus dem geborstenen Gewölk die Wasser nieder.

In einem kleinen abseitsgelegenen Wohnzimmer werden fast zu gleicher Zeit die sich gegenüberliegenden Türen geöffnet. Durch die eine tritt Melisse ein, die ein dunkles Morgenkleid übergeworfen hat, durch die andre kommt die Domina, noch völlig so bekleidet, wie sie sich vor ein paar Stunden in ihr Zimmer zurückzog. Jede der Frauen trägt in der Hand eine brennende Kerze.

»Dich hat es auch aufgestört, Mutter?«

»Ja, Melisse, ich wollte nach dir sehen.«

»Ich danke dir, Mutter. Wir können hier beisammenbleiben.«

Sie stellen die Leuchter nebeneinander auf einen Tisch; Melisse tritt an das Fenster, um die Vorhänge zu schließen. Aber das Spiel der blauen Schlangen, die sich durch die Wolkenschlüchte jagen, fesselt sie, und sie blickt in das Chaos von Feuer und Wasser hinaus.

»Geh dort fort, Melisse; komm her!« sagt die Domina, und da die Tochter nicht auf sie hört, kommt sie herbei, schließt die Vorhänge und führt Melisse zum Sofa.

»Warum nur? Es ist eigenartig schön,« sagt diese.

»Und wenn es dich trifft?«

»Es kann mich wohl auch hier treffen. Soll es so sein, es wäre mir recht.«

Die Domina schweigt. Der Fall des niederstürzenden Regens und das Tönen der Donner ist so stark, daß man sich kaum verständigen kann. Sie sitzen nebeneinander, und nach jedem neuen Schlag sehen sie sich erschreckt an.

In den Räumen, auf den Fluren ist eine seltsame Unruhe erwacht. Es scheint, als tasten sich Füße über die Treppen, die zaghaft im Dunkel stillstehen und ein Stück weiterirren, wenn ein Blitz den Weg erhellt; dann wieder gleiten Hände über die Türen und rütteln sie in den Schlössern, als versuchten sie, sie zu öffnen. Die Frauen denken unwillkürlich an den Toten in dem Erbbegräbnis, den die Geräusche aus seinem tiefen Schlaf scheuchen können, und wenn es im Wandgetäfel knackt, horchen sie gespannt auf.

Und in dieses Lauschen und Abwarten fragt die Domina: »Du sagtest, der Tod käme dir recht. Warum? Du bist jung und bist jetzt frei.«

Melisse antwortet erst nach einer Weile: »Bin ich wirklich frei?«

»Weißt du das nicht?«

»Das Kind!«

»Du fürchtest, es könnte wieder wie das erstemal eine Enttäuschung werden?«

Die Fragen sind schnell hin und her geflogen. Jetzt erschüttert das Haus unter einem gewaltigen Schlag, der Melisse aus der Versunkenheit reißt, in die sie immer wieder gleitet, und sie sagt laut: »Nein, das fürchte ich nicht. Aber daß es überhaupt da sein soll. Was werden die andern sagen!«

Sie legt beide Handflächen gegen die Stirn, als schmerze sie diese; so gewahrt sie den prüfenden Blick nicht, der sie streift.

»Wegen der andern sei unbesorgt,« sagt die Domina. »Ich habe mit ihnen bereits gesprochen. Sie haben die Nachricht mit viel Teilnahme aufgenommen.«

»Sie wissen es?«

»Es war nötig, es ihnen mitzuteilen.« Und die Domina berichtet ihr Gespräch mit den Rhenschilds, während Melisse die Hände krampfhaft faltet.

»Aber das genügt nicht,« sagt sie endlich. »Sie sollen alles wissen.«

»Beruhige dich! Sie wissen, was ihnen zukommt.«

Es ist wieder still im Zimmer, nur draußen rauschen die Wasser über Laub und Wege, und durch die Spalten der Vorhänge sieht man das Haschespiel der blauen Schlangen. Melisse hebt plötzlich den Kopf und sagt: »Ich muß dir etwas sagen, Mutter!«

Die Blicke der Domina gehen von einer Tür zur andern; die sind fest geschlossen. »Wenn du es für unumgänglich nötig hältst, so rede. Aber halt! — erwäge vorher, ob es sein muß. Du bist ein Herr des unausgesprochenen Wortes, aber ein Sklave des gesprochenen. Du kannst tun, was du magst, du holst das Wort, das von deinem Mund ausging, nie wieder ein. Und dann, Melisse: Es gibt in unserm Innenleben Kammern, die man nur allein betreten darf. Jeder, den man da einführt, stört nur.«

Melisse hat starr vor sich hingeblickt und sagt jetzt: »Du willst nichts wissen, Mutter. Ach, wenn du ahntest!«

»Aber vielleicht ahne ich nicht nur, sondern weiß mehr, als du glaubst!«

»Dieses ...?«

»Dies? Nein. Ich meine nicht das Besondere, aber ich durchschaue doch Zusammenhänge. Und was könntest du mir erzählen? Einen Irrtum, eine Schuld? Ach, wir irren alle, und schuldig werden wir auch, aber ich finde es so unwürdig, jede Irrung auszusprechen. Kleine Seelen tun das, die in sich selbst keine Kraft sammeln können und immer andre zu Hilfe rufen. Wer den Mut zum Sündigen hat, der muß auch den Mut haben, mit den Folgen allein fertig zu werden.«

Die junge Frau sieht lange in die Flammen der schwelenden Kerzen, ehe sie fragt: »Fertig werden? Wie kann man damit fertig werden, Mutter?«

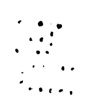
»Durch Schweigen, Melissa, und das ist es, was du lernen mußt: schweigen! Der Mann, der das kann, ragt über die Menge weit hinaus. Den Frauen unsers Standes aber muß diese Kunst in besonderem Maß zu eigen sein, sonst ertragen sie das Leben einfach nicht. Du weißt es jetzt selbst, wie es geht: erst Hochzeitsfahnen und Geigen und Lachen; dann Abbruch und Verzicht. Lohnt es sich, davon zu reden? Es ist immer das gleiche.«

»Du redest vom Schicksal, aber es gibt auch Schuld.«

»Wo das eine ist, da ist auch das andre. Weißt du, in Büchern schwatzen sie über jedes und wissen von keinem was Rechtes. Wir aber, die wir darum wissen, wir schweigen. Wir



Carl Alexander Brendel: Herbstmorgen in der Oderniederung



tragen das nicht auf den Markt, sondern machen es mit unserm höchsten Lehnsherrn, mit Gott, in der Stille ab.«

Der Donner rollt dumpfer, und das Feuer der Blitze ist weniger grell und schreckhaft. Melisse hat die Ellenbogen auf ihre Knie gestützt und ihr Gesicht auf die gefalteten Hände geneigt; die braunen Haarflechten fallen über ihre Wangen. So sitzt sie da und sagt endlich leise: »Das also wäre unser Los?«

Die Domina nickt und antwortet: »Ja, Melisse, das ist es. Wenn ich auf den alten zerbrochenen Burgen stand, habe ich immer gedacht: das sind wir. Oben Grün und eine schöne Weitsicht, aber unten sind die Keller, in denen viel Dunkles geschah; man ahnt es, wenn man die rostigen Ringe in den Wänden und die tiefen Brunnen sieht. Aber die schweigen über alles, was war.«

Melisse weiß jetzt, daß sich die Tore nie auftun werden, an die sie klopft. Die Mutter will nichts wissen, also heißt es, allein damit fertig werden.

»Man kann daran ersticken,« sagt sie gedankenlos und schaut dann nachdenklich zur Domina auf, die, ohne sich anzulehnen, steil auf ihrem Sessel sitzt, und deren Haltung nicht verrät, daß sie Lasten von Sorge trägt. »Du hast viel gelernt, Mutter,« setzt sie hinzu. »Ich aber ...«

Die Domina macht eine Gebärde, als wünsche sie nicht, daß von ihr gesprochen werde. »Man stirbt nicht daran,« sagt sie. »Du stehst im Anfang der Lebensstufe, da man sich behaupten lernt. Hast du erst mit Blut gezahlt, wirst du mutiger sein.« Sie erhebt sich und streckt die Hand nach ihrem Leuchter aus: »Das Wetter zog vorüber und wird nicht wiederkommen. Geh zur Ruh, Mel, du hast sie nötig.«

Melisse schüttelt den Kopf, als wolle sie etwas verneinen, aber sie steht auf und ergreift das Licht. Und mit leisem Gutenachtgruß verläßt jede der Frauen das Zimmer durch die Tür, durch die sie kam, und jede sieht, da sie nach der Klinke faßt, sich nach der andern um.

Nun liegt der Raum, durch dessen Stille die schweren Worte wie zögernde Tropfen fielen, wieder verlassen da, und nur der blasse Widerschein des abziehenden Gewitters spielt noch kurze Zeit um Dachfirst und Fenstersims.

Die Beute im Eisen

Am nächsten Morgen ist Nornegast mit der frühen Sonne aufgestanden. In dem Zimmer, das ihn beherbergte, haftet ein Geruch nach Stockflecken, der ihn stört; vielleicht auch hat ihn die Unruhe seines Bluts vom Lager getrieben. Er geht durch das schlafende Haus, öffnet die Tür und wandert durch den Park, dessen Buschwerk von zahllosen Tropfen funkelt, bis zur Unehre. Dort findet er wohl den Sinn manches Wortes, das Melisse gesprochen, und das ihm Unruhe schuf.

Um den Deich kommt der alte Förster mit seinem Hund, grüßt und will an ihm vorüber, als Nornegast, um etwas zu sagen, bei ihm sich über die Abfahrtzeit des ersten Zuges vergewissert. Indessen läuft der Hund bis zu einer Baumgruppe weiter, wo er schnuppernd stehenbleibt und Standlaut gibt.

Der Alte unterbricht sich, wendet lachend den Kopf und sagt: »So ist der Tölpel doch hineingegangen. Wollen Sie zusehen, Herr? Ein Marder sitzt in der Falle.«

Die Jagd hat Nornegast zwar nie sonderlich erregt, doch er geht mit, um dem Alten eine Freude zu machen. In der länglichen Kastenfalle sind die Gitter der beiden Zugänge geschlossen, und der Hund springt jetzt, da er seinen Herrn nahen sieht, ungebärdig von einer Tür zur andern. Der Alte hebt den Kasten an und läßt Nornegast hineinschauen, aber dieser sieht im Dunkel des Inneren nichts als das Flimmern zweier grünlicher Lichter. Er denkt der Angst des gefangenen Tieres, das sich auf seinem nächtlichen Weg unvermutet eingeschlossen fand, und dem das wütende Gekläff nun die Nähe seiner Feinde und den Ausgang seines Lebens anzeigt. Er hofft, daß der Alte beim Öffnen der Falle unvorsichtig sein, der Gefangene den nächsten Baumstamm gewinnen und entwischen werde. Darum hält er den wütenden Rüden am Halsband fest.

Doch der Förster geht planmäßig zu Werk. Er spannt ein Tellereisen und schiebt es vorsichtig unter die angehobene Falltür, eine scheuchende Bewegung von der andern Seite treibt den Marder hinauf, die Bügel schnappen zu, und an der Kette zieht jetzt der Alte das laut schreiende Tier hervor. Es gibt keine Möglichkeit, zu entkommen, die stählernen Klammern umfassen die Pfoten, und wie ungestüm das Raubtier auch zerrt und sich windet, der Knüppel des Jägers und der Hund, der sich losgerissen hat, sind über ihm.

Nornegast wendet sich ab, er mag nicht mitansehen, wie der Setter auf das Anpacken des Wildes dressiert wird. Er atmet auf, als hinter ihm das keckernde Geschrei verstummt, und er weiß, der erlösende Schlag ist gefallen.

Als er in den Park zurückkehrt und um ein Taxusgebüsch biegt, erblickt er Rolf Rhenschild dicht vor sich; er wendet sich unwillkürlich um, um einen andern Weg einzuschlagen, doch der Professor hat ihn schon bemerkt und winkt ihm zu. Sie haben sich gestern nur flüchtig gesehen und wenige Worte getauscht; jetzt möchte Rhenschild wissen, wie die letzte Seminarübung besucht war.

Den zaghaft vorgebrachten Einwand des

jungen Freundes, daß wohl nicht mehr viel Zeit bis zur Abfahrt bleibe, tut er lächelnd ab und beginnt, nachdem er den Bericht gehört hat, einen neuen Gedanken zu erörtern. »Während des Wetters konnte ich nicht schlafen, und da ist mir eine Idee gekommen, die Sie in Ihrer Arbeit verwerten könnten. Die Unmöglichkeit der Gesellschaft, ein ernsthaftes Gespräch über tiefgründige Dinge zu führen, dies mehr oder minder geistreiche Witzeln über jeden Gegner, dies stillschweigende Achten von Gott, Heiland und Glaube ist ein bezeichnendes Merkmal des Niedergangs. Geben Sie acht!«

Seine Gedanken strömen in einer hinreißenden Beredsamkeit aus. Er befindet sich in der Stunde der Hellsichtigen, wie er die Morgenfrühe zu nennen pflegt. Nornegast bewundert die Kraft dieses Mannes, aber er ist nicht bei der Sache. Er hört die Stimme Rhenschilds, als käme sie aus weiter Ferne, und denkt: Meine Arbeit? Ach ja, die ist auch noch da!

»Mein Lieber,« sagt Rhenschild zum Schluß, »ich werfe Ihnen hier ein paar Gedankenbrocken zu, denen Sie erst den nötigen Schliff geben müssen. Sie vermögen das alles besser niederzuschreiben als ich. Bitte, bitte! Ich bin frei von törichter Bescheidenheit. Mit dem Streitkolben des Worts kann ich zuschlagen, aber schreiben kann ich nicht.«

Nornegast sieht verstohlen nach der Uhr. Er möchte dies Gespräch enden und weiß doch nicht, warum.

»Stecken Sie die Uhr ein,« sagt Rhenschild lachend. »Seit wann plagt Sie das Reisefieber? Sie haben noch Zeit. Hören Sie? Der Kutscher striegelt erst die Pferde. Etwas hab' ich Ihnen noch zu sagen, betrachten Sie diese Mitteilung als vertraulich. Ich habe vorgestern etwas gehört, was die Brüder vom Verdienst als mein Pech bezeichnen werden, ich aber als besondere Gunst des Schicksals buche. Wäre ich Majoratsherr geworden, so wäre meine akademische Tätigkeit wohl beendet. Nun aber wird hier ein Kind geboren, und ich darf in meinem Sattel bleiben, denn daß es ein Knabe sein wird, glaube ich gewiß. Dann nehme ich den Ruf nach Süddeutschland an, und Sie kommen mit. Freuen Sie sich? Ich weiß dort schon etwas für Sie.« Er klopft Nornegast die Schulter und lacht fröhlich auf: »Wir bleiben beisammen, und das freut mich!«

Was sind das für wirre Worte, die Nornegast stammelt, Worte von unverdienter Güte, von einem zu großen Maß von Vertrauen! Er weiß, daß er unsagbar töricht erscheinen muß, und kann doch nicht anders. Die Nachricht, die er gestern noch mit Jubel begrüßt hätte, hat ihn heute aufs tiefste erschreckt. Dieses Beisammensein, dieser tägliche Umgang mit Rhenschild ist ja unmöglich. Er gibt sich keine Rechenschaft, warum dies nicht sein darf, er fühlt nur, daß es für ihn eine unerträgliche Pein bedeuten würde. Darum redet er Nichtigkeiten, die seine Furcht verbergen sollen, und die doch mehr enthüllen als verschleiern.

Er sieht plötzlich, daß ihn Rolf Rhenschild über die Brille wie ein Arzt seinen Kranken betrachtet; er hält den Blick nicht aus und errötet.

»Das ist wohl die Angst vor der Gelehrtenzunft, von der Sie mir einmal sprachen,« sagt Rhenschild. »Beruhigen Sie sich, es ist nicht so arg um sie bestellt, wie es zuweilen den Anschein hat.«

Und als Nornegast schweigt wie einer, der mehr weiß, als er sagen mag, fährt er fort: »Sie sind überarbeitet und müssen sich zunächst einmal Ruhe gönnen. Nicht wahr, davon sprechen wir noch, sobald ich zurückgekehrt bin.« —

Es ist für Nornegast eine Befreiung, als er im Wagen sitzt, der ihn zur Bahn fährt. Nur die Entfernung erweitern, die zwischen ihm und Kaltenborn liegt! Wie langsam die Pferde traben!

Im Abteil befindet er sich zwischen gleichgültigen Gesichtern. Er schaut eine Zeitlang auf die Drähte, die den Bahndamm begleiten und auf und nieder schwingen; dann schließt er die Augen vor dem gleichförmigen Spiel. Warum kann er plötzlich die Gegenwart Rhenschilds nicht ertragen? Warum sucht er diesem hochwerten Mann aus dem Weg zu gehen? Wie eine Antwort drängt sich das Geräusch der Räder in seine Gedanken; fortwährend hämmert es im Dreitakt: Unehre, Unehre! Was will das Wort mit der entblößten Stirn? Hat er nicht darauf gedrungen, Klarheit und Wahrheit zu schaffen? Aber das Versprechen, das er gab, war ein Zugeständnis zu einer Sache, die auf der Stelle hätte geschlichtet werden müssen. Auf Kosten der Wahrheit ist er eine Verbindlichkeit eingegangen. Er beißt die Zähne aufeinander, preßt den Kopf in das Polster und kann doch dem eindringlichen Klopfen der Räder nicht entgehen: Unehre, Unehre!

Wie, wenn er sich gebunden hätte? Er sieht das Bild vor sich, das ihn vor wenigen Stunden erschreckt: der Marder im Eisen. So fesselt ihn jetzt eine Pflicht. Gewiß, Melisse gebraucht Ruhe, die Angelegenheit will erwogen sein, aber das Hinausschieben einer Erklärung, die nicht verzögert werden darf, martert ihn. Alles wird gut werden, aber bis dahin ... Unehre, Unehre!

Kurz vor seinem Ziel fährt er empor und schüttelt gewaltsam die Gedanken von sich. Rhenschild hat recht: er ist überarbeitet. Die junge Blonde, die ihm gegenüber sitzt und ihn verstohlen betrachtet, hat die Zeichen seiner Verstörtheit bemerkt. Er rafft sich zusammen und

blickt starr aus dem Fenster, bis der Zug in den Bahnhof seiner Stadt fährt. —

Nachdem er gegessen und geschlafen hat, fühlt er sich besser und betritt erfrischt sein Arbeitszimmer. Er öffnet das Schubfach, legt die begonnene Arbeit auf den Tisch und sieht die eingelaufenen Briefe durch. Er will einen Blick aus dem Fenster tun. Es ist alles wie vorher: die Boote auf dem Fluß, die käuenden Rinder in den Wiesen, die Windmühlenarme im Sommerwind.

Ein Luftzug streicht um ihn, und ein leises Geräusch veranlaßt ihn, sich umzuwenden. In der geöffneten Tür steht ein Fremder, der sich zierlich verneigt: »Verzeihen Sie! Ich fand keinen, der mich anmeldete.«

»Treten Sie doch näher,« sagt Nornegast. »Sie wollen mich sprechen?«

Der dürre Herr im hechtfarbenen Anzug nickt eifrig. Er nimmt den altfränkischen grauen Zylinderhut ab. Der Kopf ist kahl, das bartlose Gesicht ohne Runzeln; seine Gebärden sind übertrieben abgemessen wie die eines Schauspielers. Ist er alt? Ist er jung?

»Der Herr Doktor wird mich nicht kennen,« fährt er fort: »aber ich habe die Ehre. Die lobenswerten Schriften von Nornegast sind von mir sehr geschätzt. Ich heiße Urban Homeyer und besorge die Geschäfte ansehnlicher Herren.«

Bei der Namens- und Standesbezeichnung verneigt er sich ein wenig und schwenkt grüßend den Hut. Dann tritt er wieder einen Schritt näher. »Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Zeit beanspruche, Herr Doktor. Es ist nur eine Kleinigkeit, nur eine Frage oder zwei.« Dabei läßt er ein Lachen hören, das wie ein trockenes Hüsteln klingt.

Nornegast sieht ihn noch immer betroffen an. »Ich verstehe nur nicht, wie Sie so leicht den Zugang fanden,« sagt er. »Meine Wirtin ...«

»Oh, was das anbetrifft —, mir stehen alle Türen offen,« entgegnet der Fremde mit einem Versuch zu scherzen. »Aber verzeihen Sie« — er zieht bedeutungsvoll die Aktenmappe unter dem Arm hervor —, »ich gebe sofort die Erklärung für mein Kommen.«

Mit einer Handbewegung fordert ihn Nornegast auf, sich niederzulassen, und zieht für sich einen Stuhl herbei. Der Gast setzt sich und streift bedächtig die grauen Zwirnhandschuhe ab.

»Danke, danke! Darf ich nur vorausschicken, wie mich Ihre Schriften erfreuten, Herr Doktor? Worte von unerhörter Kühnheit, Kampfansage gegen die Irrtümer der Zeit. Ich weiß das zu würdigen, weil ich Liebhaber des Schriftwesens bin. Sie werden Aufsehen erregen. Ich wünsche Ihnen Glück.«

Nornegast macht eine Bewegung, die eine Verbeugung andeutet, und fragt: »Ist dies der Zweck Ihres Besuchs?«

Der Graue legt die Mappe auf den Tisch und stellt den Hut unter seinen Stuhl, bevor er antwortet. »Verzeihen Sie, ich komme sofort zur Sache. Sie haben von Ihrer Frau Tante ein Besitztum in dem an der See gelegenen Parsenow geerbt.«

»Die Schwester meines Vaters ist allerdings vor zwei Monaten gestorben.«

»Sie werden nach Parsenow ziehen?«

»Nein, ich werde vermutlich in der Stadt bleiben.«

»Schade, schade!« murmelt der Fremde. »Ihr Besitz liegt wunderbar. Aber natürlich, die Verhältnisse! Herr Doktor, Sie sind durch die Erbschaft sehr wohlhabend geworden, Sie können reich werden. Man gründet dort eine Künstlerkolonie. Ich kann Ihnen einen vorteilhaften Verkauf vorschlagen.«

Also ein Geschäft, denkt Nornegast, und deshalb die schmeichelnde Einleitung. »Ich verkaufe nicht,« sagt er bestimmt.

»Schade, schade!« sagt der Graue und lächelt dabei eigentümlich. »Wissen Sie ...«

Ohne aufdringlich zu sein, beginnt er die Vorteile eines Verkaufs darzutun. Aber Nornegast hört gar nicht mehr darauf, er betrachtet ihn nur mit angespannter Aufmerksamkeit. Dieses Gesicht dort scheint sich plötzlich verwandelt zu haben und erinnert ihn jetzt an ein andres, das er einmal sah. Wer trug diese fahlen Wangen, diese spitze Nase, diese hochgezogenen, über den tiefen Augen ineinandergewachsenen Brauen? Plötzlich tritt die Erinnerung mit Melisse in Beziehung. Ja, ja, damals am Pfingstabend, da das Grab ausgeschaufelt wurde!

Er unterbricht den Sprechenden: »Bedaure, ich verkaufe wirklich nicht. Aber eine Frage: Sind Sie mit einem Siebensam in Allerheiligen verwandt?«

Der Besucher verzieht die schmalen Lippen und neigt jetzt wirklich wie ein Schwerhöriger den Kopf seitwärts. »Verzeihen Sie, Herr Doktor! Siebensam? Siebensam in Allerheiligen? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Im Augenblick entsinne ich mich zwar nicht, aber wir sind ja alle miteinander verwandt. Also Sie können sich heute nicht entschließen? Gut. So darf ich von dem andern reden, das mich herführt.«

Einen ungeduldigen Laut Nornegasts scheint er zu überhören und fährt fort: »Ich muß Sie um ein Urteil bitten über einen Menschen, der Ihnen nahesteht. Meine Handlungsweise gegen diesen soll davon abhängig sein, wie dieses Urteil ausfällt. Aus Hochachtung für Sie, Herr Doktor! Also, ich habe hier in der Tasche unter gewissen Schriftstücken die Unterschriften Herrn Hennings von Manskirch. Er ist leider Verpflichtungen eingegangen, die ... Sie verstehen!« Er macht die Gebärde des Scharf-

richters, wie er dem Verurteilten den Strick um den Hals legt.

Jetzt wird Nornegast aufmerksam: »Was kann ich dazu tun?«

»Verzeihung, einen Augenblick! Herr von Manskirch wird vom Grafen Rhenschild unterstützt?«

»Darüber kann ich nichts mitteilen. Jedenfalls ist Graf Rhenschild tot.«

»Gewiß, Sie kommen ja von seinem Begräbnis. Es kommt das für mich nicht in Betracht. Ich möchte nur von Ihnen das wissen: Lohnt es sich überhaupt, das heißt, bietet der innere Kern des jungen Herrn so viel Gewähr, daß wir ihn noch halten?«

»Sie meinen ...«

»Wenn wir nicht mehr stunden, ist er für den Untergang reif.«

»Kann ich die Wechsel einsehen?«

Der Graue verneigt sich, öffnet die Mappe und reicht Nornegast die Scheine. Es sind da Summen verbürgt, die alles Gedachte übersteigen. Nornegast gibt das Papier zurück und sieht wie betäubt vor sich hin. Er erblickt den letzten Manskirch mit dem blauen Geäder der Frühsterbenden in den Schläfen, wie ihm das Gespenst eines unrühmlichen Endes über die Schulter schaut. War es nötig, daß sich Melisse für diesen Leichtsinn opferte? Mußte diese furchtbare Verwicklung geschehen, nur um darzutun, daß doch alles vergeblich und Henning und Haus Manskirch nicht zu retten seien?

Er fühlt einen heißen Groll gegen diesen Knaben in sich aufsteigen, aber die alte Verpflichtung des Bluts ist stärker. Er spricht für Henning, er steigert sich in Lobeserhebungen.

Als er eine Pause macht, hebt der Graue die magere Hand und sagt warnend: »Sie sagen damit gewissermaßen für ihn gut, Herr Doktor!«

»Für das Edle in ihm kann ich bürgen,« fährt Nornegast fort. Ihm scheint plötzlich klar zu werden, warum Melisse den Aufschub forderte: sie weiß um das drohende Unheil und will Schwierigkeiten beseitigen, ehe sie aus ihrem Kreis tritt.

Der graue Mann hat Nornegast gelauscht, ohne eine Miene zu verziehen. Als dieser endet, sagt er: »Sie sind ein geschickter Verteidiger, aber, verzeihen Sie meine Freiheit, haben Sie sich durch die Anhänglichkeit an eine befreundete Familie bewogen, nicht zu weit vorgewagt? Deckt sich das, was Sie eben sagten, mit dem, was Sie lehren?«

Nornegast sieht ihn betroffen an.

»Der Satz, der mir in Ihrer Schrift über den geistigen Verfall Deutschlands am besten gefiel, heißt: ‚Jeder verdient nur dann Beachtung, wenn er mit allen Kräften dahin strebt, ein Edelmensch zu werden.‘ Sehen Sie, ich bin zu Ihnen gekommen, um an meinem Teil ein gutes Werk zu tun. Aber Herr von Manskirch? Trunk, Spiel, Rennen bilden keinen Edelmenschen. Ich glaube auch, er denkt nicht daran, sein Leben zu ändern. Wo finden Sie sein edles Streben?«

»Wir sprechen doch jetzt nicht von mir,« sagt Nornegast unsicher.

»Nein,« sagt der Graue, »wir sprechen vom Leben und dem großen Riß, der es durchzieht: es ist das Mißverständnis zwischen lehren und tun.«

Er wächst von seinem Sitz empor, und aus seinen tiefen Augenhöhlen leuchtet es.

»Jeder schilt das Leben schlecht und kümmerlich, aber keiner sucht es in seinem Handeln rein und groß darzustellen, wie es doch eigentlich ist. Aber das rührt daher, weil die Menschen nicht mit sich selbst ins reine zu kommen trachten. Sie sind geschäftig, ihre Märkte und die Gassen vor ihrer Tür zu kehren, aber in die innerste Kammer wagen sie sich nicht. Warum? Weil sie fürchten, da etwas zu finden, was unsauberer ist als der Staub da draußen. Mehr Arbeit an sich, Herr Doktor, und das Leben wird besser werden!«

Nornegast wagt sich nicht zu rühren und sieht aus flimmernden Augen seinen Besucher an. Was will der von ihm? Soll er Henning Vernunft predigen? Will er versteckt den Vorwurf gegen ihn richten, daß er wohl die Welt bessern wolle, aber seine Freunde ausnehme?

Der Graue scheint eine Antwort gar nicht zu erwarten. Er legt die Scheine sorgfältig in seine Tasche, zieht langsam die Zwirnhandschuhe wieder an und bückt sich, um den Hut vom Boden aufzunehmen. Als er sich aufrichtet, ist sein Gesicht wie verwandelt und trägt wieder den verbindlichen Ausdruck.

»Die Scheine bleiben in meiner Hand, und ich werde vorläufig noch nicht auf Erfüllung drängen,« sagt er. »Ich vertraue auf das, was Sie mir über Herrn von Manskirch mitteilten. Aber er soll wissen, daß aufgeschoben noch längst nicht aufgehoben ist. Verzeihen Sie die Störung und vielen Dank!«

Er steht auf und verneigt sich, geht mit kleinen trippelnden Schritten zur Tür, verneigt sich, den Hut schwenkend, nochmals und verschwindet lautlos, wie er gekommen ist.

Nornegast hat seinen Gruß kaum erwidert; jetzt sitzt er noch immer stumm und staunt auf den leeren Stuhl. Da kommt ihm blitzähnlich der Gedanke: Dieser Fremde ist gar nicht um Hennings willen gekommen, der meinte dich! Wie er ihn ansah! Als könne er in der Seele lesen und wisse um alles, was an aufrührerischen Gedanken ihn bewegt. Er will ihn zurückrufen, ihn prüfen, nähere Auskunft von ihm fordern; und er springt auf und eilt ihm nach. Aber als er die Flurtür öffnet und sich über das Geländer neigt, liegt das Treppenhaus in sonniger Nach-

mittagsstille da, und kein Mensch ist mehr zu erblicken.

Langsam kehrt er in sein Zimmer zurück. Die Worte des Grauens fühlt er wie spitze Haken, die ihn verwunden. Der Riß zwischen Lehre und Leben geht jetzt brennend auch durch ihn. Reinheit der innersten Kammer! Nein, die hat er nicht gewahrt. Und so soll er Rhenschild gegenübertreten? Mit dem Brandmal der Lüge behaftet täglichen Umgang mit ihm pflegen?

Er sinnt und grübelt, und als der Abend dämmert, hat er seinen Entschluß gefaßt. Er schreibt drei Briefe, einen an den Professor, indem er Überarbeitung vorschützt; einen an den Anwalt, der sein Vermögen verwaltet; den letzten an Melisse. Dann beginnt er seine Sachen zu ordnen.

Vierundzwanzig Stunden später ist er auf dem Weg nach Italien.

Der Bogenspanner

Unweit der kleinen Quo vadis-Kirche sitzt an der Via Appia seit vielen Jahren ein langbärtiger Alter. Er trägt einen fadenscheinigen Bettlermantel um die Schultern, wer aber in das ernste Gesicht aufmerksam blickt, der weiß, daß hier Dürftigkeit und Erfahrung den Weisen reiften. Neben ihm liegt eine rissige Geige, die er zuweilen unter das Kinn schiebt, und aus deren Saiten er dann eine schmerzliche Melodie hervorlockt. Aber nie wirbt er auf andre Art um ein Almosen; was er von den Vorübergehenden erhält, das nimmt er wie einen ihm gebührenden Zoll mit würdigem Neigen des Kopfes in Empfang. Seinem Wesen hat sich etwas von der ehrwürdigen Stille der alten Grabstätten mitgeteilt, die an der Straße liegen, etwas von der wunschlosen Ruhe, die unbeirrbar eine wirbelnde Zeit betrachtet, die Neues gefunden zu haben meint, und die doch nur das Alte wiederholt.

Nur wenn der deutsche Doktor auf einem Spaziergang sich ihm nähert, belebt ein Lächeln das Gesicht des Greises. Dieser Doktor, dessen rauhklingenden Namen Taddeo Grillo nie lernen wird auszusprechen, ist noch keinmal vorübergegangen, ohne eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, und nie hat er ihm eine Gabe dargereicht, ohne zu fragen, ob sein Freund es auch erlaube. Das ist ein feiner Mensch, ein vornehmer Mann. Taddeo weiß, daß es nur noch wenige Menschen gibt, die diesen Namen verdienen. Alles ist Masse; die Zeit, die das Besondere in sich aufsaugt wie der Schwamm das Wasser, wird einmal an der Massekrankheit sterben. Grillos harter Römerstolz verschließt sich immer mehr gegen das Treiben der Fremden, die täglich an ihm vorüber in die Campagna ziehen, aber den Doktor nimmt er aus. Der geht stets allein und hat sein Selbstbewußtsein, und zu reden versteht er wie ein Philosoph.

Heute ist wieder der Tag, da er kommen muß. Der Alte schaut häufig die Straße romwärts empor. Als er ihn endlich gewahrt, wie er am Almobach steht und sinnend in das dünne Wassergeriesel blickt, hebt er die Geige und spielt eine Weise zum Gruß. Dann kommt der Doktor winkend näher, und gleich darauf schütteln sie einander die Hand.

»Ein schöner Tag, mein lieber Grillo!«

»Ein prächtiger Tag, Dottore!«

»Es freut mich, Sie wohl zu finden.«

»Ich danke, Signor, und hoffe das gleiche von Ihnen. Wie, Sie wollen wieder einmal in die schöne Campagna?«

Nornegast nickt: »Nicht weit. Sie kennen mein Ziel.«

»Ah, richtig! Sie steigen in die Grabkammern.«

Der Alte sieht eine Weile vor sich hin und schüttelt dann bedächtig den Kopf: »Ich möchte wohl wissen, ob Ihre Landsleute, die daheim bleiben, ebenso merkwürdige Menschen sind wie alle die, die in unser Land kommen. Man hört von ihnen die Schönheit unsrer Natur preisen, und doch freuen sich wenige ihrer. Da vervielfältigt einer die Gemälde des göttlichen Raffael; ein andrer gräbt den Boden um alter Dinge willen auf; und die andern, wie Sie, Dottore, finden ihr Vergnügen im Besuch der alten Gräber.«

»Hören Sie, Grillo, waren Sie schon einmal unten?«

»Nie!« sagt der Alte ehrlich entrüstet.

»Nun, dann wissen Sie auch nichts von dem, was uns dort anzieht.«

»Wenig. Ich bin kein gelehrter Herr. Von Ihnen möchte ich es allenfalls begreifen, aber die andern ...«

Nornegast stützt beide Hände auf seinen Stock und entgegnet: »Glauben Sie mir, mein Grillo, das Rom, das jene suchen, hat ebenso viele Schönheiten wie das, was Sie kennen. Ich steige nicht in die Grabkammern, um dort gelehrte Studien zu treiben, mich zieht dahin die Teilnahme an einem Schicksal. Vor bald zweitausend Jahren hat dort ein Mann seine Frau oder seine Geliebte unter den Bestatteten gesucht. Sie war Christin und ist wohl in einer Verfolgung getötet worden. Vielleicht war sie während seiner Abwesenheit in die Arena oder auf das Blutgerüst geschleppt worden, jedenfalls wollte er die Leiche, die in den Katakomben beigesetzt war, finden. In seiner Trostlosigkeit grub er seine Klagen in den Stein. Überall finden sich seine zärtlichen Inschriften: Wo bist du? Gib ein Zeichen, wo du bist!«

Der Alte hat aufmerksam gelauscht. »Nun, hat er sie gefunden?«

»Ich glaube fast, nicht. Aber die Gewißheit möchte ich eben haben.«

»Und darum suchen Sie hinter dem Suchenden her?«

Grillo wiegt langsam seinen Kopf. Er weiß jetzt, warum der Doktor nach der letzten Inschrift sucht: Die Frau! Sie muß stolz und sehr schön sein, um die ein Mann wie er so lange trauert.

»Hoffen Sie noch auf die Erfüllung Ihres Wunsches, Dottore?«

Nornegast zuckt die Schulter.

»Sie betreiben das nun sieben Jahre.«

»Nicht möglich, mein Grillo! Wäre ich schon so lange hier?«

»Im künftigen Herbst sind Sie sieben Jahre hier,« sagt der Alte und nickt befriedigt, als ihm Nornegast endlich zugibt, daß er recht hat.

Noch einige Worte wechseln sie, dann sagt Nornegast wie gewöhnlich: »Sie erlauben, daß ich Ihnen eine kleine Freude mache,« und reicht ihm die bereitgehaltene Münze.

Dankend empfängt sie der Alte und sieht dem Weiterschreitenden nach, bis dieser hinter den Mauern seinen Blicken entschwindet.

Friedrich Nornegast hat die Augen auf den Weg gesenkt, als zähle er noch immer die Jahre nach; die Zeit seines Hierseins erscheint ihm jetzt unendlich lang. Es war immer das gleiche: eine ewige Bläue mit den Schattenbildern der Pinien und der Aequedotti; ein ewiges Warten mit vorbeihuschenden und wieder zerrinnenden Hoffnungen. Er nimmt den Hut ab, streicht über sein Haar und betrachtet seine Hand, ob grauer Staub an ihr hafte. Wie müde es doch macht, dies In-die-Ferne-schauen! Wo bist du? Gib mir ein Zeichen, wo du bist!

Er ist in das Häuschen getreten, das den Zugang zur Kallistuskatakombe bildet. Der Trappistenbruder, der ihn schon häufig geführt hat, begrüßt ihn und schickt sich an, vorauszugehen. Aber als sie am Eingang der Grüfte stehen, wandelt Nornegast ein Schauer an. Heute mag er nicht hinabsteigen und weiter suchen. Er sagt dem Mönch ein paar entschuldigende Worte und kehrt auf die Straße zurück.

Auf ihrer Höhe wächst zur Linken der mächtige zinnengekrönte Rundbau des Grabmals empor, in dem Cäcilia Metella bestattet war; zur Rechten steht eine einsame Zypresse. Ihm entgegen kommen zwei Gruppen von Menschen: voran in eiligem Schritt drei Priester, eine Strecke hinter ihnen gemächlich eine Gesellschaft von Männern und Frauen, die ein deutsches Volkslied singen. Er weicht an den Saum der Straße und sieht zur Seite, denn er hat sich gewöhnt, den Landsleuten aus dem Wege zu gehen. Doch da er jetzt an ihnen vorüberwill, hört er sich angerufen und blickt auf.

In der Mitte des Weges steht ein reifes blondes Mädchen, das ihn forschend betrachtet. Es trägt den Hut am Arm, und das krause Haar über der Stirn ist ihm von der Wanderung gelockert.

»Wirklich Herr Doktor Nornegast, oder irre ich mich?« fragt sie.

»Ich bin Friedrich Nornegast,« sagt er.

Jetzt kommt sie näher und streckt ihm die Hand entgegen: »Marleen Terneben kennen Sie wohl kaum noch?«

Er muß wirklich einen Augenblick nachsinnen, aber dann ergreift er die Hand: »Doch, Fräulein Terneben! Ich entsinne mich sehr wohl!« Aber was sonst das Übliche ist, mit hastigen Worten über die Befangenheit eines unvermuteten Wiedersehens fortgleiten, das gelingt beiden nicht. Einer mustert den andern. Marleen hat sich wenig verändert: so stand sie auf der Empore der Kirche, als der Brautzug hereinschritt, groß, schlank und in der sicheren Haltung des Menschen, der früh auf selbsterrungenem Boden fußt. Aber Nornegast? Wie war es nur möglich, daß sie ihn aus der Ferne erkannte? In der Nähe wird er ihr ganz fremd: grau um die Schläfen, hager in den Schultern; seinen Augen fehlt der alte Glanz. Sie errötet ob der eingehenden Prüfung und beginnt jetzt ihre Fragen nach Woher und Wohin.

»Ja, ich habe soeben festgestellt, daß ich schon sieben Jahre hier bin,« erwidert Nornegast.

»So lange unter diesen Trümmern! Hielten Sie das aus?«

»Sie sprechen von Rom, als liebten Sie es nicht.«

»Ich hab' es einst gesucht; seit ich es besaß, liebte ich es nicht mehr. Den Thymianduft unsrer Wiesengräben findet man hier nirgend. Ich bin auf kurze Zeit wiedergekommen und habe mein erstes Gefühl bestätigt gefunden. Wir kommen von meinem letzten Besuch der Campagna. In den nächsten Tagen reise ich ab.«

Die Gruppe, aus der Marleen sich gelöst hatte, ist weitergeschritten und zögernd stehengeblieben. Jetzt winken sie und rufen ihr ein Auf Wiedersehen für den Abend! zu.

»Sie kehren nach Deutschland zurück?« fragt Nornegast.

»Ich habe in Florenz noch einige Wochen an einer Arbeit zu schaffen, dann gehe ich in die Heimat,« erwidert sie.

»Nach Allerheiligen?«

»Das ist nicht mehr meine Heimat. Vater ist tot und mein Bruder in seine Stelle gerückt. Ich wohne in Parsenow.«

Er blinzelt mit den Augen, wie er jetzt häufig tut, wenn er etwas bedenkt, und fragt: »Parsenow?«

»Jawohl, in Ihrem Ort. Sie wissen nicht, daß sich dort eine Künstlerkolonie angesiedelt hat; Sie wissen nicht einmal, daß dort Haus und Hof für Sie bereit stehen. Ich muß Sie

in Rom finden, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Nachbarin bin.«

»Wirklich? Ja, mein Haus! Es wird gut verwaltet, was will ich mehr.«

»Ich hörte, Sie bereiten hier große Arbeiten vor.«

Nornegast zuckt abwehrend die Schultern: »Was die Leute doch alles wissen! Nichts habe ich getan. Ein paar belanglose Schriften im Anfang; sonst arbeite ich wohl, weil ich es gewöhnt bin, aber ich vernichte es wieder. Wer aus einer gewissen Unruhe in dieses Land flüchtete, der findet hier keine Muße. Wir schaffen nur etwas Rechtes, solange wir sehnsüchtig sind.«

»Und die Sehnsucht nach Deutschland?«

Er macht eine unbestimmte Gebärde und schaut in die Ferne, wo die Vorboten des Abends die Campagna mit königlichem violettem Samt schmücken. Von seiner Sehnsucht kann er nicht reden.

Marleen könnte sein Gebaren als Gleichgültigkeit deuten, aber sie fühlt, daß sich dahinter etwas andres verbirgt. »Man hat viel von Ihnen erwartet,« sagt sie zaghaft.

»Das ist Schicksal,« erwidert er.

Sie denkt, daß sie ihm ungelegen kam, und will sich verabschieden. »Ich hätte wohl gern noch mit Ihnen geplaudert, aber Sie wollen dort hinaus?«

»Nein, ich begleite Sie,« entgegnet er eifrig. »Ich wohne bei Trinita de Monte.«

Während sie langsam der Stadt zugehen, fährt er fort: »Ich bin etwas ungelenk geworden und weiß nicht mehr zu unterhalten. Warum wehren Sie ab? Ich fühle es selbst mit Beschämung.«

»Haben Sie keine Berührung mit der Heimat?«

»O doch! Die Domina schreibt zuweilen, seltener Henning, dessen Art, sich mitzuteilen, aber wenig bietet. Über Allerheiligen bin ich unterrichtet.«

Marleen sieht an ihm vorüber und fragt: »Dann hören Sie auch von Melisse?«

»Wenig. Bitte, erzählen Sie doch!«

»Es ist nicht viel von ihr zu sagen. Sie erschöpft sich in Wohltaten an Arme und Bedürftige.«

»Hat sie nicht einen Sohn?«

Sie sieht ihn prüfend an. »Gewiß. Das Kind entbehrt nichts, soweit Hut und Pflege von vertrauenswürdigen Angestellten dargereicht werden können.«

»Sie meinen, es entbehrt die mütterliche Sorgfalt?«

Marleen schwenkt den Hut an ihrem Arm hin und her, ehe sie antwortet. »Nein, das kann ich nicht sagen. Aber Melisse vergißt das Nötige, Nächste über ihrer Beschäftigung. Sie muß sich sehr verändert haben; sie neigt zu einer Art mittelalterlicher Frömmigkeit und verliert sich darum in eine klösterliche Abgeschlossenheit. Sie müßte heiraten, aber alles Betreiben der Domina, das dahin zielt, soll auf einen unüberwindlichen Widerstand stoßen.«

»Wie seltsam!« murmelt Nornegast.

»Sie hat sich wie so viele selbst verloren.«

»Wie so viele?«

Marleen bemerkt, daß er glaubt, sie deute mit ihren Worten auf das zurück, was sie über ihn sagte. Sie errötet und sagt schnell: »Nun ja, es haben doch viele die Erwartungen nicht erfüllt, die sie in ihrer Jugend erweckten. Diese Leute haben mich oft zum Nachdenken angeregt, und ich habe darum eine Plastik geschaffen, die diesen Gedanken verkörpert: einen Mann, der Kraft und gesammelten Willen auf sein Ziel richtet. Ich nannte ihn den Bogenspanner.«

»Und wie drückten Sie die Abkehr vom Ziel aus?«

»Gar nicht! Ich wollte sagen, was ich uns wünsche, nicht das, was ich vermisse.«

An Taddeo Grillo sind sie längst vorüber, haben Porta Sebastiano durchschritten und wandern jetzt durch ruhige Straßen dem Pincio zu. Nornegasts Seele entzündet sich an den Worten des Mädchens, und er spürt an der zornig eifernden Liebe, daß ihre Seele groß und hellsichtig ist.

»Sie haben recht, Sie haben völlig recht,« sagt er, als sie stillsteht und bemerkt, daß sich hier ihre Wege scheiden. »Ich möchte häufig mit Ihnen reden können. Schade, daß Sie abreisen! Und Ihren Bogenspanner würde ich gar gern sehen. Ich war zu lange allein.«

»So fahren Sie doch mit mir,« ruft sie. »Ich habe freilich, wie ich sagte, noch einige Wochen in der neuen Sakristei von S. Lorenzo zu tun; dann bin ich für die Heimat fertig. Ich glaube, die Heimaterde wird Ihnen besser helfen als mein Bogenspanner.«

»Ich will es erwägen,« erwidert er. »Ich glaube wirklich, ich könnte kommen.«

An der Spanischen Treppe nehmen sie wie Freunde Abschied voneinander, die sich vor einer Stunde wie Fremde grüßten. Nornegast ist zu erregt, um zu seiner Wohnung hinaufzusteigen. Die ganze Zwecklosigkeit dieses siebenjährigen Dienens um Rahel liegt mit einem Male klar vor ihm. Er glaubt zu wissen, warum Melisse zögert, ihn zu rufen. Mußte nicht seine tatenlose Unfruchtbarkeit, die nur zuweilen leise mahnte und sonst sich unmännlich abwartend verhielt, sie an ihm irre werden lassen? Hatte er in ihr nicht den Glauben genährt, daß er sich zu bedeutenden Leistungen verpflichtet fühlte? Hatte ihn ihr Weihekuß, ihre Hingabe nicht zum Höchsten begeistern wollen? Was war daraus geworden? Einige Monate strenger Arbeit, sonst nichts. Er schämte sich vor sich selbst.

Als er spät in seine Wohnung, die er bei einer Beamtenwitwe gefunden, tritt und über den dunklen Flur nach seinem Zimmer tastet, hört er leise seinen Namen rufen. Er öffnet eine angelehnte Tür und sieht in den Raum, den der Mond nur schwach erhellt. Auf dem Bette liegt ein Kind, das ihm die mageren Arme entgegenstreckt: »Oh, Herr Frederigo, wie schön, daß du kommst!«

»Vittoria, du schläfst noch nicht?«

Das Mädchen legt einen Finger an die Lippen und deutet dann auf einen Stuhl, in dem eine Frau entschlummert ruht. Der Kopf ist ihr auf die Brust gesunken, ihre Hände umspannen die Armlehnen.

»Die Mama war sehr müde,« flüstert die Kleine. »Ich aber ...«

»Plagen dich deine Schmerzen wieder?«

»Ich habe dich erwartet. Wenn du hier bist, ist alles gut.«

Er sagt ihr ein paar tröstliche Worte, geht auf sein Zimmer und sitzt bald darauf wieder an ihrem Lager. Die Frau schläft noch, und der Mondschein gleitet über die weißen Kinderhände, die gefaltet auf der Decke liegen.

»Du warst wieder in der Campagna, Herr Frederigo! Sahst du die grünen Eidechsen an der Mauer? Wie geht es dem alten Grillo?«

Mit halblauter Stimme gibt Nornegast Bescheid. Das Kind der Witfrau, die am Tage ihrem Verdienst nachgehen muß, liegt seit Jahren gelähmt auf dem Lager und ist bescheiden geworden. Es freut sich an den Blumen, die man ihm zuträgt, schaut in den langen leeren Stunden dem Gang der Sonnenstrahlen zu, spricht mit den Dingen seiner Umgebung, als seien sie Geschwister. Aber das Schönste des Tages ist die Stunde, da sich Nornegast an sein Lager setzt, er ist ihm Arzt und Freund, es kennt die Bücher, die er liest, die Straßen, die er durchwandert, es kennt alle deutschen Märchen, die er erzählt.

Als er endet, sagt die Kleine versonnen: »Du hattest auf der Appischen Straße eine Begegnung. Soll ich nicht wissen, wer das ist?«

»Wie kannst du das wissen, Vittoria?«

»Ich merkte, wie du plötzlich abbrachst. Und dann — ich begleite dich auf allen Wegen.«

Die seherische Art des früh gereiften Kindes hat ihn schon oft in Erstaunen versetzt. Er berichtet von Marleen und dem Bogenspanner und schlägt dann vor, ein Märchen zu erzählen.

»Nur nicht das Tränenkrüglein,« bittet sie. »Es macht so traurig.«

»Also ein andres! Wie wäre es mit der Gänsemagd? Das kennst du noch nicht.«

Erst als er mitten im Erzählen ist, denkt er daran, bei welcher Gelegenheit er es zuletzt sprach. Mit diesem Märchen wird für immer der Gedanke an den grauen Regentag und an das Rieseln der Gossen verbunden sein. Und da sitzt er und plaudert, und ihn verlangt doch nach einer Tat! Da verschenkt er seine Zärtlichkeit an ein fremdes Kind, und sein elternloser Knabe wird von Bediensteten zu Bett gebracht!

Unvermutet schweigt er und fragt erst nach einer Weile: »Wie alt bist du, Vittoria?«

Er muß sehr lange gegrübelt haben. Er fährt erschreckt empor, als er die zuckende Hand des Kindes an der seinen fühlt, und sagt: »O Falada, da du hangest! O Jungfer Königin, da du gangest!«

»Es ist auch so traurig!« sagt das Kind.

»Das sind alle alten Geschichten, Vittoria.«

»Aber heute bist du selbst traurig geworden, Herr Frederigo! Woran denkst du?«

Er will irgend etwas entgegnen, aber die klaren Augen sehen ihn so eigentümlich an.

»Ich dachte an das Heimweh.«

»Was ist das, Heimweh?«

»Die Sehnsucht nach Hause, Kind.«

»Die fremde Frau sprach zu dir davon. Ich glaube, ich kenne es auch.«

»Du, Vittoria?«

Sie nickt, und dann ist es wieder still um sie her. Obgleich die Fenster gegen die Jalousien geschlossen sind, hört man drunten auf der Straße das Girren einer Mandoline und das Lied eines Verliebten; die Mondstrahlen sind auf der Decke weitergeglitten. Dann unterbricht ein tiefer Seufzer das Schweigen, und die Schlafende richtet sich in dem Sessel auf. Als sie sich umschaut und Nornegast bemerkt, nestelt sie eilig an ihrem blauschwarzen Haar.

»Oh, Herr Doktor! — Du hättest mich wecken sollen, Vittoria!«

Und sie beeilt sich, das Licht anzuzünden.

Nornegast wünscht den beiden gute Nacht und geht. Die Frau aber wundert sich, während sie im Zimmer ein wenig aufräumt, wie einsilbig das Kind ist. Endlich ergreift sie die Kerze und läßt den Lichtschein auf das Lager fallen.

Vittorias Augen glänzen wie blanke Kastanien, die soeben aus der Schale sprangen, denn sie sind voll Tränen.

»Kind!« ruft die Mutter, aber das Mädchen legt beide Hände auf den Mund, um das hervorbrechende Schluchzen zu ersticken, und kaum verständlich klingen seine Worte: »Herr Frederigo wird uns verlassen, Mama; er hat Heimweh!«

(Fortsetzung folgt.)



Rheinische Landschaft

Heinrich Reifferscheid

Von Franz Servaes

Wenn einmal die Kunst unsrer Zeit gesiebt werden wird — und das wird so sicher geschehen, wie wir heute die Kunstschöpfungen entwichener Generationen strengstens zu sieben pflegen —, wenn also in Zukunft einmal die heute lebenden Maler mit ihren Werken vor leidenschaftslos unbestochenen Prüferaugen vorüberdefilieren müssen, um hochgehoben oder verworfen oder allenfalls geduldet zu werden: dann ist es sehr die Frage, ob diejenigen, die heute im hellsten Sonnenschein, und sei es selbst der Museumsgunst, paradieren dürfen, die vor allen andern Auserwählten sein werden; oder ob nicht vielleicht auch Leute, die sehr viel stiller ihres Wegs wandeln und von den maßgebenden allmächtigen Snobs kaum eines rechten Beachtungsblickes gewürdigt werden, einen neuen und schöneren Ostermorgen erleben, feierlich eingeläutet von Glocken der Liebe und der dankbaren Andacht. So haben wir Caspar David Friedrich und Blechen, Waldmüller und Rayski aus dämmernden Winkeln der Vergessenheit hervorgezogen und haben sie, die kaum noch etwas galten und auch ehemals vielfach hochmütig übersehen wurden, zu neuer Anerkennung und Geltung, ja zum Ruhme emporgehoben. Vielleicht ist heute schon zu viel Tageslärm um sie und wird wieder abklingen. Aber was so einmal gesiebt worden ist, das bleibt und ist kaum noch wesentlichen Schwankungen unterworfen.

Einer der Künstler, die abseits vom Drommetengetön der Tagesgrößenmacher froh und unbeirrt bei ihrer Arbeit weilen und ihr von Gott geschenktes Talent so walten lassen, wie es ihnen gegeben wurde, unverbogen und unverkümmert, ist **Heinrich Reifferscheid**, der Maler und Radierer, dem diese Zeilen gelten. Wer ihn noch nicht kennen sollte, dem werden die reichen und wohlgelungenen Abbildungen seiner Arbeiten, die diesen Aufsatz begleiten, eine zweifellos sehr günstige Vorstellung wecken — eine gerechtfertigte Gunsterweisung, wie es hoffentlich gelingen wird, hier darzulegen. Hierbei besteht nicht etwa die Absicht, Reifferscheid in die Mode zu bringen — das wäre ein Uriasdienst, der ihm geleistet würde —, wohl aber, solchen Kunstliebhabern, die in der heutigen Produktion dasjenige schmerzlich suchen, was neben dem Auge auch den inneren Sinn beschäftigt, zu sagen, daß solche Schaffende heute noch existieren und daß ihrer einer Heinrich Reifferscheid ist. Nun, es ist ja nicht nötig, gar so sehr für ihn zu bitten: denn es gibt immerhin nicht wenige Freunde seiner Kunst, die ihn seit langem schätzen und verehren. Und wenn diese zu den Stillen im Lande gehören, zu den betrachtsamen Seelen, so dürfte das keineswegs fern vom Geschmack unsers Künstlers sein: er wird gerade die Hingegebenheit solcher Verehrer aufs innigste zu schätzen wissen.



Am Schreibtisch

Heinrich Reifferscheid ist Rheinländer, obwohl in Breslau (1872) geboren und auferzogen. Sein Vater, an der dortigen Universität Professor der klassischen Philologie, entstammt einer alten Bonner Familie und hat an den Traditionen seiner Herkunft und Heimat stets bewußt festgehalten. So ist der Sohn gewissermaßen als Rheinländer erzogen worden, ist auch später zu langjährigem Schaffensaufenthalt am Rhein, bei Honnef, eingekehrt und hat eine unverfälschte Rheinländerin zur Frau genommen. Wir werden zu beobachten haben, wie versonnene Hinneigung zu niederdeutscher Schwere und bewegliche musikalische Erregbarkeit und Schwärmerei in seinem Blute sich miteinander mischen, zu feiner und eigenartiger Persönlichkeitsnote. Im übrigen ging er seinen ruhigen wohlerwogenen Lebensweg, der ihn vor etwa anderthalb Jahrzehnten nach Berlin führte, wo er an der von Philipp Franck geleiteten städtischen Kunstschule unterrichtet hat. Doch hat er sich aus dem Gewühl der Weltstadt hinausgeflüchtet nach Wannsee, wo er, keineswegs bequem erreichbar und eine halbe Stunde von der Bahnstation entfernt, sein Nest aufgeschlagen hat und ein braver deutscher Familienvater geworden ist. Daselbst schafft er auch emsig an seinem graphischen und malerischen Werke, dessen näherer Betrachtung wir uns jetzt zuwenden wollen.

Einer der frühesten Erfolge Reifferscheids war die vor zwanzig und mehr Jahren gearbeitete Radierungsfolge von Dichterwidmungen. An Stifter und Hölderlin, an Storm, Annette von Droste-Hülshoff, Mörike und Shelley ergingen diese Huldigungen. Der junge Radierer suchte jeden dieser Dichter aus seiner engeren Heimat zu verstehen und gleichsam durch die phantasiemäßig erschaute Landschaft ihrer Seele zu feiern. Seele, Landschaft, Dichtung, Radierung verwoben sich so auf jedem Blatt zu einem unlösbaren Ganzen, und das ist bezeichnend für den jungen Künstler, der diese Blätter schuf. Dem Sohne des klassischen Philologen waren dichterische An-

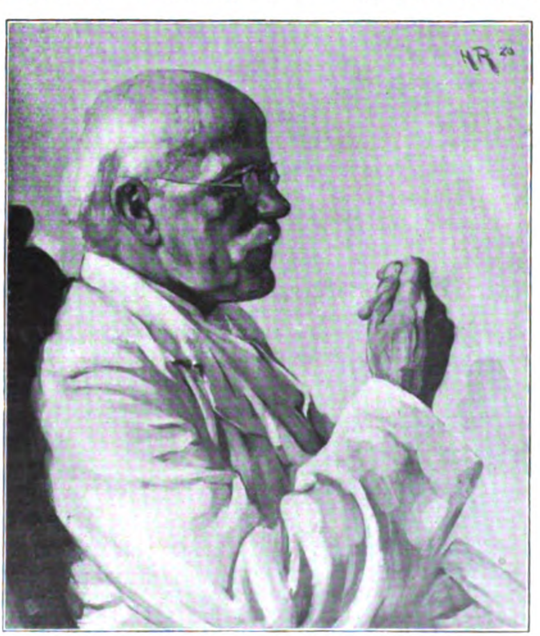


Fastnacht



Abendessen

schauungsweisen gleichsam naturgemäß vertraut. Die daraus geschöpften geistigen Anregungen übertrugen sich in landschaftliche Vorstellungsbilder, und diese verdichteten sich auf der Kupferplatte. Das Ergebnis waren die feinempfundenen und eigenartigen Blätter dieser »Widmungen«. So wird Stifter, als der dichterische Darsteller des Hochwaldes, durch zwei widereinandergestellte dunkle Gruppen majestätischer Fichten künstlerisch wiedergeboren; und Annettens naturversunkene, breitausatmende, sehnsuchterfüllte Seele flieht gleichsam in eine im Lichtmeer dahinsegelnde dunkle Wolke, die ihren Schatten über eine sonnige westfälische Ebene huschen läßt. So poetisch derlei Vorstellungen sind, so sind sie doch bei Reifferscheid ganz Bild geworden; wenn auch lediglich in den Werten von Schwarz und Weiß. Zunächst und sehr oft auch noch in späterer Zeit haben diese Ausdrucksmittel unserm Künstler genügt, um dasjenige, was ihn bewegte, künstlerisch wiederzugeben.



Geheimrat Müller

So machte denn Reifferscheid zunächst als Graphiker seinen Weg. Man kann auch sagen: daß er seinen Weg sich mittels der Graphik suchte. Jedenfalls gab er dem Schreiber dieser Zeilen einmal unumwunden zu, daß seine Graphik seiner Malerei immer vorausgeeilt sei. Dies ver-



Briefschreiberin

rät eine gewisse geistige Einstellung gegenüber den von der Natur dargereichten Stoffkreisen, wie sich ja in dem soeben betrachteten Frühwerk deutlich ausgesprochen hat. Ein simples Naturabschreiben, wie es der Naturalismus bot, oder ein raffiniertes Naturbelauschen, wie es der Impressionismus zu geben trachtete, genügte dem verinnerlichten Streben des jungen Künstlers nicht, der sich in der Hinsicht offenkundig als den Sprossen einer werdenden, neue Ziele setzenden Generation bekannte. Von Anfang an suchte Reifferscheid, was er auch gestaltete und wie nahe immerhin er der Natur auf das Fell rückte, doch irgendwie Wesentliches, Entscheidendes auszudrücken und begnügte sich nicht mit dem bloßen Zufall oder der vagen Stimmung. Darum sind seine Radierungen fast sämtlich im wahren Sinne des Wortes Verdichtungen: künstlerisch-seelische Umdichtungen empfangener Natureindrücke; innere, nicht bloß äußere Visionen landschaftlicher Gebilde.

Eine mit den »Widmungen« annähernd gleichzeitige Radierung, »Gewitter in den Bergen«, wird hier abgebildet (S. 134). Es ist eine kontrastreiche Dichtung in Schwarz und Weiß. Wie die zwei Mächte des Lichtes und der Finsternis, so ringen die beiden abstrakten Farbtöne miteinander; belauern, umschleichen, umkreisen einander; bringen das eine in das Reich des andern ein; stoßen sich gegenseitig beiseite; und gehen doch schließlich in ein höheres Ganzes ein, das, in sich dramatisch bewegt, der

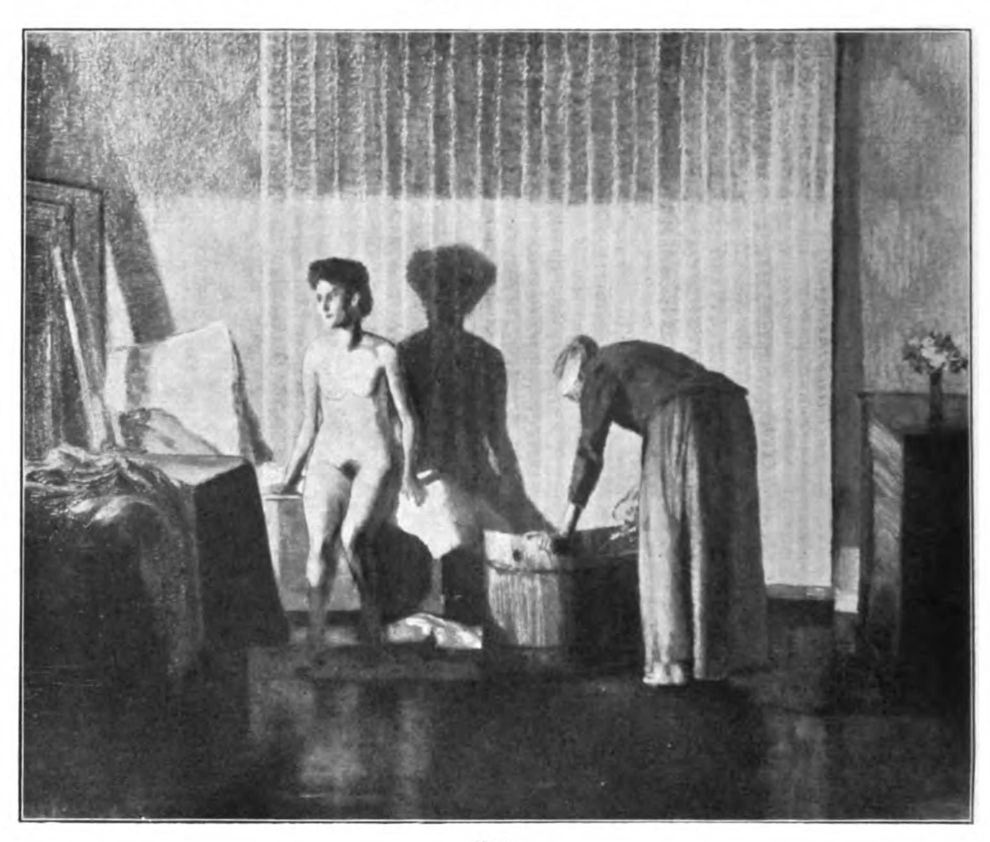


Lesende Frau am Fenster

harmonischen Gesamtwirkung nicht entbehrt. Mitunter sind die Schwärzen und die Lichtpartien dicht aneinander gerückt, dann wieder durch gegliederte Zwischentöne eigenartig unterbrochen. Kurz, es ist, richtig verstanden, ein gewissermaßen musikalisches Spiel, das hier mit den beiden Kontrasttönen aufgeführt wird, und woran der Künstler sich erlustiert.

Dieser zeigt sich also, mit noch nicht dreißig Jahren, technisch bereits sehr weit vorgeschritten. Er war ein Schüler Peter Halms, des Freundes von Stauffer-Bern. Stammte also aus einer Schule der besten Traditionen, geleitet von einem Meister, der streng auf das Sachliche und auf das Könnerische sah. Zugleich wirkte die Überlieferung Schirmers, des großen Karlsruher Landschaftskomponisten, in dem jüngeren Adepten nach. Durch seinen Mallehrer Emil Lugo war sie ihm vermittelt worden, und etwas von Schirmers Art der Vergeistigung, vielleicht selbst Heroisierung, klingt, wenn auch lyrisch weicher durchsetzt, in Reifferscheids von uns betrachteten Frühradierungen noch nach.

Doch der Künstler mochte hierbei nicht beharren. Er wollte zu höherer Selbständigkeit gelangen. Er wollte der Natur mehr noch geben, was der Natur ist; und auch der Seele mehr noch geben, was der Seele ist. Darum mußte das eine Element im andern völlig auf- und untergehen; Natur sich in Seele, Seele in Natur sich verwandeln. Nicht mehr so dramatisch, nicht mehr so kontrastreich, sondern ganz



Bad

schlicht und innerlich, aber um so intensiver wollte der Radierer Reifferscheid das Naturbild gestalten. Es sollte nur so hingeschrieben erscheinen; wie von selbst geworden; ganz anspruchslos wiedergegeben; doch von einer geheimen Kraft innerlich durchbebt. Der Weg hierzu lag im Kultus der Linie; zugleich dem natürlich gegebenen graphischen Ausdrucksmittel. Der Strich mußte sich zunächst verfeinern, mußte selbständiger, eigenbelebter werden. Und konnte dann auch sparsamer werden, weil er ausdrucksvoller geworden war. Nur wenige Meister konnten ihm hier den Weg weisen. Liebermann, Whistler, vor allem Rembrandt. Aber die Hauptsache mußten doch die eigne Arbeit, die eigne Inspiration leisten. Dies sind Dinge, die man niemandem abgucken kann. Man muß sie fühlen; man muß sie finden. Und der Weg bleibt ein mühsamer; so oder so. Ein mühsamer Weg und auch ein langsamer.



Grete



Morgen

In jahrzehntelanger Arbeit tastete Reifferscheid sich weiter vor. Am Rhein, in Bayern, in Holland nahm er Motive. Aber das Wo ist im Grunde gleichgültig. Gerade, daß so ein bißchen persönliche Liebhaberei und Wunschstimmung dabei im Spiele war. Aber ob hier oder dort, das Motiv bot sich willenlos dar, der künstlerische Geist und die künstlerische Hand konnten allein das Schöpferische bewältigen. In der Hauptsache wählte Reifferscheid Motive der Ebene; **schon weil diese die**



Die Frau des Künstlers

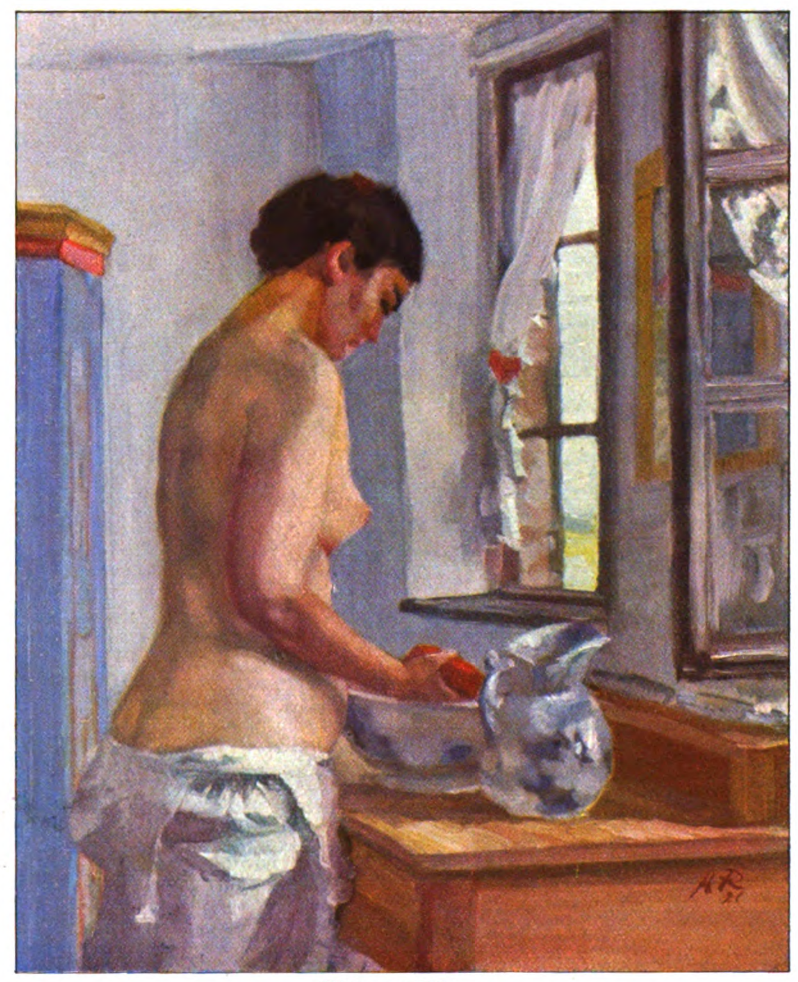
schlichtesten, doch darum auch die schwierigsten sind. Ein paar Bäume an einem Landweg, ein wenig Schattenspiel dazwischen, mußten öfters genügen. Die vertikalen und die horizontalen Strichlagen ergaben sich dann gleichsam von selbst. Das heißt: sie waren alle da — sie mußten bloß gefunden werden. Oder richtiger noch: sie mußten, unter vielen, als die eigentlich belangvollen, ausgewählt werden.

Immer mehr wird so in Reifferscheids Radierungen **die**



Trollblumen

Linie das eigentlich führende, entscheidende Element. Das heißt also: die Radierung baut sich immer zielbewußter auf der Zeichnung auf. Ob Zeichnung oder Radierung, das wird fast egal. Die Größe der Anschauung, die Energie der Führung ist in beiden die gleiche. Ein paar starke Linien gliedern die Bildfläche. In bewegtem rhythmischem Sausen, oftmals in parallelem Schwunge hintereinander herjagend, fegen sie dahin. Es ist ganz merkwürdig, zu verfolgen, wie sehr sich das Temperament des Zeichners hierbei entbindet. Wie aus dem Sinn für das Wesentliche auch die Kraft für das Ausdrucksvolle sich losringt. Und wie über diesen Fähigkeiten, die ja doch nur Mittel darstellen, der Geist und die innere Anbetung waltend schweben, mit Intuition das Ganze ordnend, mit Feueratem es belebend. Hie und da geht ein Regenschauer über eine Landschaft nieder. Anderswo ringen sich Sonnenstrahlen über sie hoch. Oder Wolken schweben herbei, hier wahrhaft Segler der Lüfte, machen den Luftraum phantastisch. Aber nie artet die Bewegung bei Reifferscheid in Wildheit aus! Sein letztes stetes Kunstgesetz bleibt Ruhe. Diese erreicht er stets dadurch, daß seine Bildschöpfungen harmonisch ausbalanciert sind. Ein Fluß oder eine Ebene, geradlinig der eine,



Morgenwäsche

wellenförmig die andre, strahlen Gleichmäßigkeit aus. Was sie gliedert oder durchschneidet, betont nur immer mehr noch den beherrschenden Linienzug. Hierin liegt eine unausgesprochene, aber durchaus fühlbare Musikalität. Die Seele des Rheinländers, die sangesfrohe, die tonbewegte, befreit sich im Linienschwung, strömt hinein in die bildhafte Komposition. Und in dieser Musikalität schwingt Religiosität. Gerade gegenüber den letzten Radierungen Reifferscheids gewinnt man diesen Eindruck. Er selbst fühlt sich zu Händel, zu Bach hingezogen. Etwas von deren Großzügigkeit und machtvoller Einfachheit spricht, singt, jubelt aus seinen Blättern. Wie Tubaton, wie Himmelschöre scheint es zuweilen hervorzudröhnen aus einfachen linearen Gebilden. Natürlich gemäß der Gefühlskraft des Einzelnen, der sie in sich aufnimmt. Denn nachweisen, deduzieren läßt sich dergleichen nicht.

In unsrer bisherigen Betrachtung, die der Radierung galt, erschien Reifferscheid stets nur als Landschafter. Und in der Tat ist die Landschaft das A und O seiner ganzen Kunst. Aus der Landschaft ist diese geboren, gleich derjenigen Thomas, so weite Kreise diese darüber hinaus auch gezogen hat. Reifferscheids Kunst

zieht engere Kreise. Aus der Natur tritt er in sein Haus, und hier beginnt für ihn der zweite, man könnte geradezu sagen: der andre Kreis, der sein Kunstschaffen bewegt. Dieser Kreis aber hat sich ein besonderes Ausdrucksmittel gewählt: die Malerei. Aber natürlich, rein mechanisch sind die beiden Kreise nicht zu trennen. Es gibt ein Hinüberfluten des einen in den andern, und ebenso gibt es Ausstrahlungen mannigfacher Art. Auch beim Maler finden wir Landschaften, und beim Radierer Interieurstudien. So erblicken wir unter unsern Abbildungen die Rheinische Landschaft, mit dem Wolkenzuge über der Ebene, als Wiedergabe eines Ölgemäldes (S. 125); und das reizvolle Beieinander von Mutter und Söhnlein, beim Märchenerzählen, auf Grund einer Radierung (S. 134). Aber im großen und ganzen fügt es sich doch so, daß wir jetzt, bei unsrer Hinwendung zu Reifferscheids Ölmalerei, auch den Stoffkreis, wie angedeutet, wechseln können.



Das Märchen

Es wurde bereits hervorgehoben, daß der Maler in unserm Künstler sich später regte als der Radierer. Oder daß er doch wenigstens später zur Geltung kam. Indes wäre es ein Unrecht, seine malerische

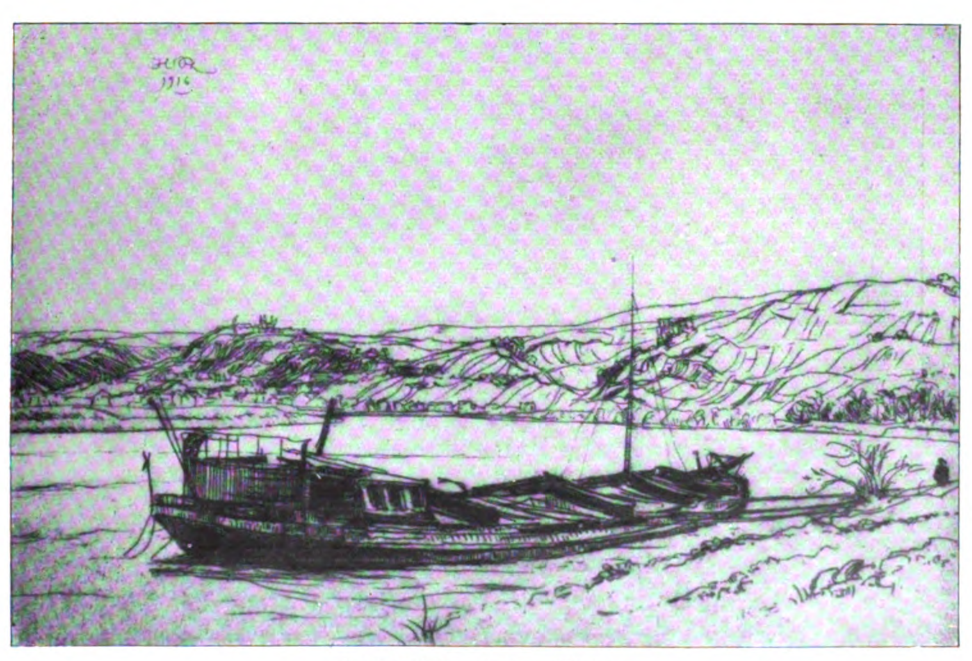


Gewitter in den Bergen



Vorfrühlingsmorgen

Mit Genehmigung des Verlages von Grauert & Zink in Berlin



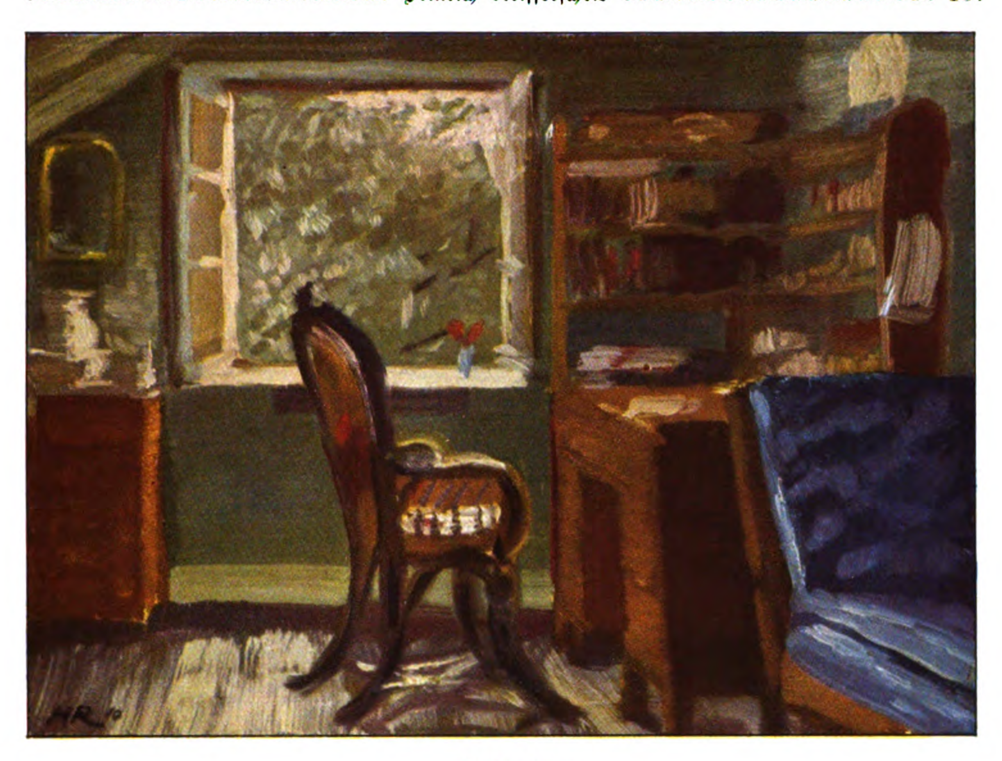
Basaltschiff auf dem Rhein

Mit Genehmigung des Verlages von Grauert & Zink in Berlin



Auf der Tenne

Tätigkeit deshalb zurückzusetzen. Sie bewegt sich auf einer durchaus eignen Grundlage und nimmt fast in gleichem Maße vom Kolorismus ihren Ausgang, wie die Radierung von der Linie. Aber wenn uns im Schwarzweiß der Radierung, durch den Reichtum von Tonwerten, malerische Elemente entgegentraten, so erst recht im Farbengefüge der Ölmalerei kompositionelle Eigenarten, die auf den Graphiker zurückweisen. Jedenfalls, wenn man den Maler Reifferscheid etwa mit den Vertretern des reinen Farbenimpressionismus oder auch -expressionismus in Vergleich stellt, so ist es die Sauberkeit und Wohlabgewogenheit seiner Komposition, was ihn vor allem unterscheidet. Es gibt bei ihm kein genialisches Durcheinander. Und seine Farben taumeln auch niemals umher wie die Ausgeburten einer rasend gewordenen Palette. Jede Farbe steht dort, wo es sich gehört; wohl mitunter ein wenig pedantisch, aber jedenfalls nie willkürlich. Und man kann auch immer unterscheiden, was dargestellt ist. Ein Stuhl sieht aus wie ein Stuhl, ein Tisch wie ein Tisch, und ein Fenster wie ein Fenster. Nur der Spiegel bringt mitunter allerhand neckische Verschiebungen hervor, die aber hierdurch um so



Studierstube

reizvoller wirken. Und, o Wunder!, selbst die Menschen, die in den Zimmern sich aufhalten und meist behaglich irgendwo sitzen, sind mehr als interessante Farbenflecken und verraten, was sie tatsächlich vorstellen. Vielleicht ist dieses alles altmodisch, d. h. es gefällt nicht dem launischen Diktat des vorübereilenden Tages. Die Zeit wird schon wiederkommen, wo man eine saubere zeichnerische Anordnung auf einem Ölgemälde aufs neue wird gustieren mögen. Die ganze Überlieferung der Malerei steht dafür ein.



Blaues Zimmer

Als Maler genoß Reifferscheid, neben der Unterweisung Lugos, des Schirmerschülers, auch diejenige Albert Langs, der von Trübner herkommt. Es wirkt also eine doppelte gute Überlieferung in ihm nach. Man kann auch zu Thoma, zu Spitzweg, zu



Abendlandschaft
Mit Genehmigung des Verlages von Aug. Scherl in Berlin

Leibl die Linien finden. Und wenn man aufs Ausland schaut, so ergeben sich allenfalls Berührungen mit nordischen Interieurmalern, dem Dänen Hammershoi, dem Schotten Orchardson. Wie diese, so hat auch Reifferscheid, neben andern Deutschen, wie August von Brandis oder Wilhelm Blanke, die Poesie der Wohnstube malerisch erfaßt und mit all ihren Reizen, schier wie ein modernisierter alter Niederländer, wiedergegeben.

Es sind die Probleme der Lichtführung, die, wie den Landschafter, so auch den Interieurmaler vor allem beschäftigen. Ist doch auch die Stube in ihrer Art eine Landschaft, und wohl gar die allerintimste. Den Reiz des offenen wie des geschlossenen Fensters hat Reifferscheid genau studiert und malerisch auszuwerten verstanden. Und vielleicht reizt ihn das geschlossene Fenster noch mehr als das offene. Es bietet zartere, gedämpftere Stimmungen; manchmal ein märchenhaftes Durcheinanderweben von Schattenmassen und Lichtstrahlen; hie und da ein heimliches Aufblitzen der eingedrungenen Sonne; oder auch jene gleichmäßig feine Dämmerung, die wir Schummrigkeit nennen. Auf dem Bilde, wo er die lesende (stehende) Frau am Fenster darstellt (S. 129), hat der Maler nicht vergessen, den Mullvorhang zuzuziehen, so die Grelle des Einfallichts abdämpfend und den Lichtstrom sanft verteilend. Jetzt hebt sich das grauviolette Morgenkleid sehr vornehm gegen das Sonnengelb des Stores ab. Der Parkettboden schimmert zart und spiegelt in leichten Reflexen die weißen eleganten Beine des an die Wand gestellten Stuhles wider. Auf einem andern Bilde (hier nicht wiedergegeben) ist die Stube gar von zwei Seiten her durch herabgelassene Jalousien völlig verdunkelt. Eine vom Rücken gesehene Frau sitzt bei mattem Kerzenschein an einem Spinett und spielt, während die Beethovenmaske über ihr an der Wand leise erschimmert. Derlei delikate Stimmungen haben erst modernen Augen sich in ihrer Eigenart offenbart. Sie müssen nicht bloß mit den Blicken, sie müssen geradezu mit den feinsten Nervenenden erfaßt und aufgenommen werden. Eine verborgene, aber gewiß auch bereits abgeschwächte Lichtquelle ist auf dem Bilde »Blaues Zimmer« (S. 137) anzunehmen. Von links her tritt sie in den Raum, der nach hinten zu völlig abgesperrt ist. So liegt das ganze Gelaß im Halbdunkel, und das weiße

Kleid der lesenden Dame (deren grünes Hutband einen hübschen Kontraststrich zieht) sammelt, neben den Fensterstores und dem Tischtuch, die Helligkeit in die Mitte des Raumes, ohne davon auszustrahlen. Ein starker Lichtreflex, eine dunkle Wand unterbrechend, blitzt nur ganz rechts noch einmal auf, auf jenem ovalen Gipsrelief, das mit einem verwelkten Gedenkkranz umwunden ist. Dann das Bild der Briefschreiberin mit der roten Jacke (S. 128). Auch hier ist das Tageslicht getilgt. Es fällt nur von einer unsichtbaren Hängelampe ein gelber Schein gradaus auf die Frau und die hinter ihr liegende Wand. Im übrigen webendes Dunkel. Um so mehr leuchtet das rote Kleid. In der Glanzpolitur des Schreibtisches spiegelt es sich wider. Das wäre also beinahe impressionistisch. Doch das bei Reifferscheid nie fehlende seelische Moment drückt sich in der Haltung und dem Gesicht der Frau aus. So ruhig beide sind, es schwebt etwas um sie her. Sei es von leisem Schmerz oder von sinnender Verhaltenheit. Nicht bloß ein Zimmer, auch ein Mensch ist dargestellt. Aber Mensch und Zimmer wirken als eins nur.

Oder ein Fenster steht offen, das Licht strömt herein. Die Gegenstände malen sich stärker ab. Sie gewinnen Einzeldasein, gewinnen Leben. Jede Einzelheit zeigt, auch nachdem der gewohnte Insasse hinausgegangen ist, jene Atmosphäre von täglichem Gebrauch, wie sie die »Studierstube« (S. 137) erfüllt. Auf diesem Rohrsessel, der zurückgeschoben ist, hat der Herr eben erst gesessen. Auf dem blauen Diwan, dessen eines Ende wir noch sehen, pflegt er seine Siesta zu halten. Das aufgeschlagene Buch auf dem Schreibtisch und die herumstehenden andern Bücher, Schreibgeräte und dergleichen erzählen von gewohnter Tätigkeit. Und das kleine rote Blümchen auf dem Fensterbrett, vor dem Grün der draußen webenden Sträucher, gewiß hat eine liebende Hand es dorthingestellt, und des Hausherrn Blick hat mitunter zärtlich darauf geruht. Also auch hier sehr viel Seelisches — neben sehr viel Malerischem. Denn diese leere Arbeitsstube ist mit einem ganz eignen Malervergnügen gemalt, überaus fein abgestimmt in den Tonwerten und farbig hocherfreulich. Dann eine Stube, die eben frisch erwacht, eben erst betreten ist. »Morgen« heißt das Bild (S. 131), und, wenn auch vom Rücken her gesehen, wir erkennen die Frau bereits wieder, die soeben die Fenster geöffnet hat und nun sinnend hinausschaut. Es ist dieselbe Frau, die uns immer wieder auf Reifferscheids Bildern begegnet — sie hat eine ganz eigne, melancholisch feine Linie —, und die wir auch in demselben Zimmer bereits — es ist das »blaue«, das vorhin so dunkel verborgen war — haben sitzen und lesen sehen. Aber nun ist das Zimmer hell und voller Sonne, und alles darin atmet dem jungen Tag entgegen. Wie ähnlich und doch wie verschieden ist davon die bäuerliche Tenne (S. 136), bei der hinten das Holztor offen steht, und wo abermals die uns bekannte Frau, diesmal im kurzen Dirndlrock, vom Rücken her zu sehen ist, wie sie hinausschaut in die helle Landschaft! Sicher ist sie erst gestern aus der Stadt hier angekommen und steht nun da und tut ein paar frische Landluftatemzüge. Hinter ihr aber, dem Beschauer entgegen, dunkelt der holzbelegte Raum des einfachen Bauernhauses, wie verschlafen im Gegensatz zu dem draußen blühenden Leben.

Jedenfalls, den Reiz des bewohnten Hauses, die Heimeligkeit der von Menschenduft durchwehten Stuben hat Reifferscheid in ganz besonderem Maße auf sich wirken lassen und hat sie als Maler prächtig auszudrücken verstanden. Er wird und wird nicht müde, das Leben der Stuben immer aufs neue zum Vorwurf zu nehmen, ihnen stetig andre Seiten abzugewinnen. Bald ist es die Badestube, die ihn fesselt, das Walten der alten Dienerin und der Riesenschatten, den die nackte sitzende Frau auf die hinter ihr ragende Wand wirft (S. 130), bald reizt auch die alltägliche Morgenwäsche (S. 133) ihn zum Bilde, besonders wenn unter allerhand lustigen und bemerkenswerten Lichtreflexen der unbekleidete Oberleib einer jungen Frau auftaucht, die mit dem Schwamm in der Hand zu überlegen scheint, wieweit sie dem Wasser wohl trauen darf. Dann die vielen geselligen Vergnügungen in den Wohnräumen, der abendliche Eßtisch (S. 127), die lustige Fastnachtunterhaltung (S. 126), die bei einem Rheinländer natürlich nicht fehlen darf. Und schließlich die Menschen selbst, die in den Stuben drin sind: sie bieten auch für sich dankenswerte malerische Vorwürfe. Jedenfalls ist Reifferscheid, obwohl nicht gerade ein marktgängiger Spezialist dieses Faches, doch ein recht beachtenswerter Bildnismaler, wie Beispiele hier erweisen. Modemaler allerdings ist er gar nicht. Dafür interessiert er sich zu wenig für die Kleider und zu viel für die Menschen.

Und dann noch eins, das wahrlich nicht fehlen darf. Betrachtet euch nur ja den einfachen Strauß mit gelben und weißen Blumen in brauner irdener Vase (S. 132). Das ist ein gar köstliches Stück echter Malerei, und es ist für diesen Maler, den wir nun näher haben kennen und, wie ich hoffe, ein wenig haben lieben gelernt, ein sehr bezeichnendes Beispiel. Ist es doch, als habe er hier ein Stück der lebendigen Natur in die Intimität der Stube hineingetragen, so die beiden Pole, die sein Malen bewegen, miteinander verbindend.



Zwei Gedichte von Karl Gustav Grabe

Einem Toten

Auf stiller Heide liegt ein Grab,
In Feindesland — so weit.
Auf stiller Heide liegt ein Grab,
Das birgt wohl tiefes Leid.

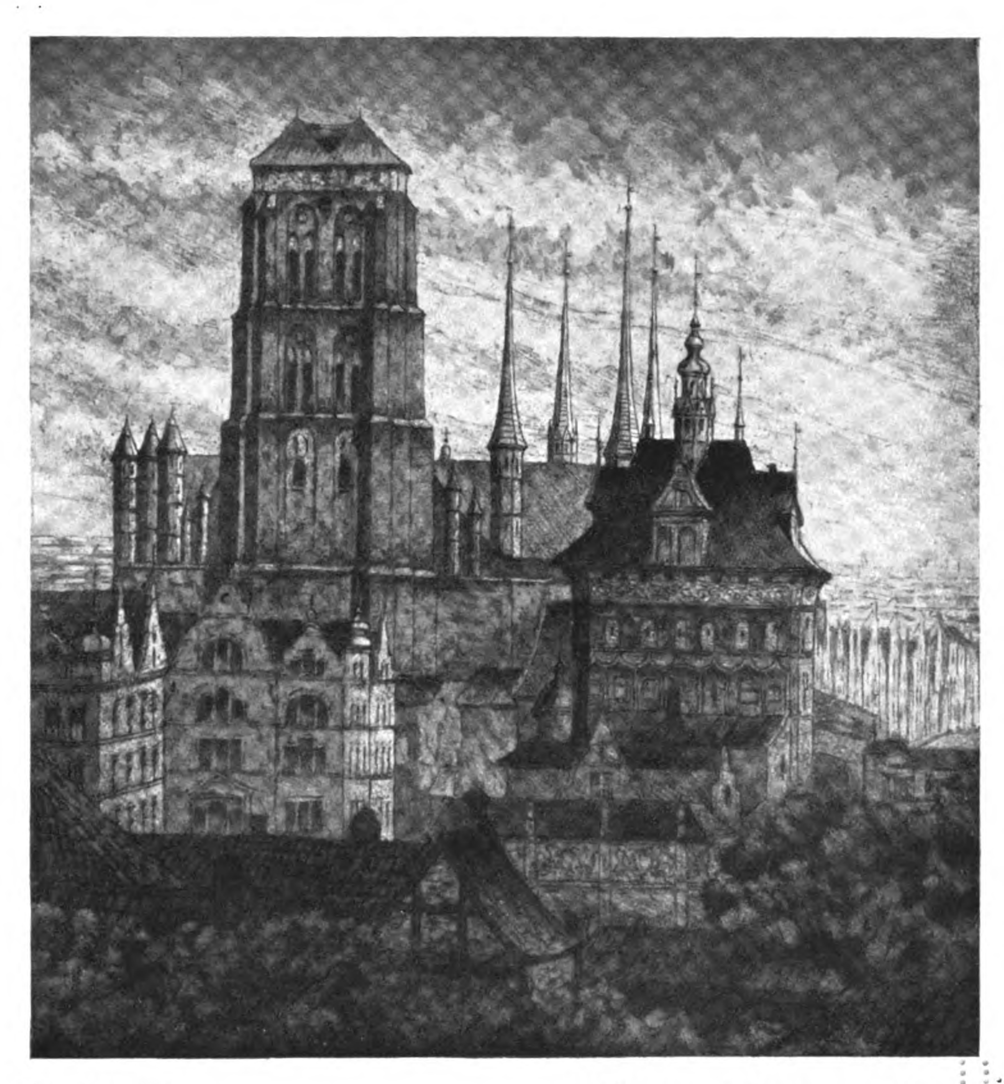
Viel rote Blumen blühen draus,
Und jeder Lenz weckt neue,
Denn drunten in dem stillen Haus
Begrub man Lieb' und Treue.

Die Blumen duften süß und lind,
Es weint der Morgentau
Grüß' mir die Liebste, Bruder Wind,
Grüß' meine blonde Frau!
Und küsse ihr die Wange sacht
Und küsse ihren Mund —
Und sage ihr, es kommt die Nacht,
Sag' ihr, es kommt die Stund',
Da sie von dieser Erde
So leicht, so fröhlich läßt,
Da ich sie rufen werde
Zu unserm Hochzeitsfest.
Zum Hochzeitsfest, zum Rosentanz
Auf stiller, fremder Heide —
Zum Hochzeitsfest, zum Rosentanz
Im weißen, weißen Kleide. —

Auf fremder Heid' ein stilles Grab —
Es weint der Morgentau.
Tief drunten träumt ein blasser Knab'
Von seiner blonden Frau.

Der Schmetterling

Der bunte Schmetterling flog gerade auf meinen Kopf. „Guten Tag!" sagte er, schlug ein paarmal kokett mit den Flügeln und saß dann still. „Du erlaubst doch, daß ich mich ein wenig ausruhe?" fragte er, „ich bin reichlich müde!" — Ich wollte den Mund öffnen, etwas Höfliches, Liebenswürdiges zu sagen, da unterbrach er mich ängstlich: „Nicht sprechen," flüsterte er, „nicht sprechen! Eure Sprache fällt schwer wie die Tropfen des Regens und ist laut und hart wie das Grollen des Donners.
Drum bitt' ich: Du sollst nicht sprechen, nicht denken,
Fühlend nur kannst du Liebe schenken.
Sprichst du ein Wort nur, so muß ich scheiden,
Und bliebe doch gern, denn ich mag dich leiden.
Ich liebe die Pilger nach Traumesland;
Ich hasse den nüchternen kalten Verstand,
Der alle Dinge lüstern entkleidet
Und schnüffelnd sich an ‚Tatsachen' weidet!
O ihr Toren, wie lächerlich ist euer Ringen
Um ledernes Wissen von toten Dingen!
Da jagt ihr nach Ehre, Gut und Geld —
Ihr Narren, wie klein ist eure Welt!
Des Blutes Pochen, der Sinne Singen,
Der goldenen Harfe beschwörendes Klingen,
Das euch vom Liede des Lebens spricht,
Ihr Tauben, ihr Armen, ihr hört es nicht
Und raubt doch selber euch höchste Wonne,
Denn das Lied des Lebens heißt ‚Leuchtende Sonne',
Heißt ‚Gläubige Demut', die schweigend verehrt!
So hat's mich die Mutter der Elfen gelehrt. —
Ich sah sie tanzen auf moosigem Stein,
Über Quellen und Bäche am Wiesenrain.
Sie haschte mich, jagte mich: Jauchzender Tanz!
Garbenbündel von Sonnenglanz
Warf sie nach mir. Sie fing mich nicht,
Ich flog ihr kosend ins Gesicht,
Leise sie mit den Fühlern zu küssen,
Die Mutter der Elfen — sie läßt dich grüßen" —
„Mich grüßen?" doch kaum entfährt mir das Wort,
Husch, ist der bunte Falter fort — —
Scharf gellt eine Stimme: „Den Vorgang, he!
Bitte den Vorgang zu Akten P! —
Sie träumen am hellichten Tag im Bureau?! —
Wie meinten Sie? Bunter Falter? — Ach wo! —
Mensch, wachen Sie auf! Wo waren Sie nur?!" —
Versunken der Traum. — — Registratur!!! — —
Und träge spannt um die müden Sinne
Ihr Netz die graue Arbeitsspinne. —



Paul Kreisel: St. Marien mit Stockturm in Danzig

Der Sonderling

Aufzeichnungen einer Frau aus einem westfälischen Geschlechterbuche

Von Wilhelm Engelke

Hätte mir am Morgen meines zweiundzwanzigsten Geburtstages einer vorausgesagt, was ich bis Mitternacht erlebt habe, ich hätte ihm mindestens den Schluß nicht geglaubt. Meine Lage war auch so, daß ich füglich zweifeln durfte. Denn obwohl man in Westfalen, und besonders bei uns zwischen Ruhr und Lippe, an das jahrelange Hinundherziehen der Franzosen und der Truppen Friedrichs des Großen gewöhnt war, hätte unsre Landschaft diesmal selbst einem weniger um sich blickenden Mädchen als mir besonders bedroht erscheinen müssen, weil die Franzosen nach Preisgabe der Stadt Soest sich westwärts in der Börde verstaut hatten und sichtlich die Preußen erwarteten.

In den Tagen vorher war wegen der immer mehr auflaufenden Kriegsvölker wenig an Ruhe zu denken gewesen; denn sowohl mein Vater wie ich und unser Gesinde hatten genug zu tun, unser Hab und Gut beieinanderzuhalten. Trotzdem war am Abend vor meinem Geburtstage ein Rind aus dem Stalle verschwunden. Peter Ovenbonck aus Neukirchen bei Mörs, den die Franzosen gezwungen hatten, ihnen bis hierher Bomben nachzufahren, und der nun krank am Stubenfenster im Stuhle saß, erzählte aber noch merkwürdigere Geschichten und riet uns, zu fliehen. Das war nicht zu viel gesagt. Denn noch am selben Abend um die Ulenflucht, als ich eines schreienden Huhnes wegen in die Scheune lief, wäre es mir übel ergangen, wenn ich mich gegen den welschen Kerl nicht so resolut hätte zur Wehr setzen können. Aber der Schreck war mir doch in die Glieder gefahren, und so gingen mein Vater und ich daran, Wäsche und einige andre Sachen einzupacken. Ich sollte versuchen, damit auf dem Einspänner unsers alten Nachbars, der auch mitfuhr, das Weite zu gewinnen. Mein Vater wollte auf seinem Hofe aushalten.

Auf stillen Feldwegen, im hohen Korn verborgen, fuhren wir in der Nacht und am Morgen auf Soest zu, mußten aber wegen des beginnenden Schießens manchmal weit ausbiegen und mittags sogar lange anhalten, weil unaufhörlich Truppen daherkamen. Deshalb wurde es beinahe Abend, als ich mit vielen andern Flüchtlingen vor dem Soester Nöttentore ankam. Hier blieben wir erst liegen; denn den Bürgern sollte Zeit gelassen werden, uns Herberge einzuräumen. So entstand bald ein Lager voll großer Unruhe, weil des Suchens der Versprengten kein Ende war.

Ich war die letzte Wegstunde vor Soest mit Dina Blattgerste, der Witfrau des Dinkerschen Kolonen, gefahren, da der Wagen unsers Nachbars, kurz bevor wir auf den Hellweg kamen, zerbrochen war. Mit uns fuhr noch ein Hündlinger Mädchen von dreizehn Jahren, Toni Rogge, die gleich vielen andern ihre Mutter in der Feldmark aus den Augen verloren hatte.

Vor der Stadtmauer kam ihr Vater zu uns und fragte nach seiner Frau. Toni wußte nur zu sagen, daß ihre Mutter bei Hündlingen am Kornfelde sitzengeblieben war, um das hungrige und weinende Brustkind zu stillen. Ihr aber habe sie befohlen, sich vor den ungezügelten Franzosen zu bergen.

Rogge suchte noch einmal fragend das ganze Lager ab, aber niemand konnte ihm Bescheid geben. Dann kam er wieder zu uns und sagte: »Ich habe eben gehört, daß auf die Nacht preußisches Fuhrwerk herausgeschickt wird. Neben dem will auch ich wieder ins Feld zurück und suchen. Wenn meine Frau in der Nacht hier ankommt, soll sie auf dem Rathause Nachricht über ihr Quartier lassen.«

In diesem Augenblicke traten zwei Soester Bürger heran, die, häufig zu uns herüberblickend, schon eine Weile in unsrer Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört hatten. Der eine von ihnen, ein Mann nicht fern den Vierzigern mit hohen, stolzen Gliedern, aber einem auffallend mürrischen Gesicht, sagte: »Wenn sie kommt, will ich sie in mein Haus nehmen. Wohl, Herr Stadtschreiber, Ihr schickt sie mir?«

Dieser fragte den Kolonen: »Wie heißt Er denn?«

»Stinnes Rogge, Bauer aus Hündlingen.«

»Und Seine Frau?«

»Lowise Rogge, geborene Kuhlenkamp.«

»Also: wenn sie eintreffen sollte, suche Er sie im Steingraben beim Rat von Holtum.«

Rogge wiederholte Namen und Straße zweimal, dankte und ging, von seiner Tochter Toni noch ein Stück Wegs begleitet, durch den Binnerwall auf das preußische Fuhrwerk zu, das den Kanonenschlägen zustrebte, die durch die Abendluft herüberschallten.

Der Stadtschreiber wandte sich etwas verwundert an den Rat: »Warum wollt denn just Ihr euch mit dem Geplärre abplagen? Die Frau bringt doch ein Brustkind mit.«

»Ja, für meine alte Mile Hengebach. Sie ist ja so ein Kindernarr.«

Indes nun der Stadtschreiber die Roggischen Namen aufschrieb, die ihm Dina Blattgerste noch einmal sagte, fragte der Rat mich: »Seit wann ist die Jungfer denn unterwegs?«

»Seit heute' nacht.« Und auch auf weitere

Erkundigung über das, was wir gesehen, gab ich ihm Auskunft. So wollte er wissen, ob wohl unsre markanischen Truppen vorne mit am Feinde wären. Aber uns waren keine hiesigen Soldaten begegnet, nur preußische, Engländer und solche. Er behielt dabei das verdrossene Gesicht, sah mich aber zum Schlusse noch einmal groß an und sagte dann zu seinem Begleiter: »Also kommt heute abend noch bei mir vor, wenn's auch spät wird. Ich bin zu Haus.«

Sie trennten sich nun von uns, blieben aber ein Stück von uns weg noch wieder stehen und sahen von ungefähr zu uns herüber. Bald darauf gingen sie auseinander: der Schreiber durchs Lager weiter, der Rat in die Stadt zurück. Ich blickte ihm nach und fragte mich vergebens, wie wohl auf solch einen kraftvollen Körper dies Gesicht voller Unfreude gekommen war.

»Diese Hagestolze!« schalt Dina Blattgerste, die ihm mit den Augen ebenfalls folgte. »Kinder sind ihnen doch immer zur Last. Als ob sie nicht selbst mal welche gewesen wären!«

»Ja,« antwortete ich, »indessen der Rat ist wohl noch nicht so trocken wie der Schreiber; denn obschon er so verdreht in die Welt guckt, hat er doch für Roggenmutter das Quartier angeboten.«

»Unnütz sind sie alle beide. In solchen Zeiten wie jetzt sollte sich jeder ordentliche Mann eine Frau nehmen, damit sie doch einen Halt und Schutz hat und nicht so ins Blaue querfeldein zu laufen braucht wie wir.«

Sie wollte wohl noch mehr sagen, hielt aber an, weil die junge Toni Rogge von ihrem Vater zurückgelaufen kam und fragte: »Ja, haben wir Unterkunft?«

»Dumme Dirn, wie kommst du darauf?«

»Ich kam eben an den beiden Männern vorbei, die mit euch gesprochen haben. Da sagte der große, der immer so ein Gesicht macht wie ein Möppkenbrot: ‚Ja, in der Tat,' sagte er, ‚es wäre ein Jammer, wenn ein so starkes und schönes Mädchen den Kriegsvölkern in die Hände fiele.' Dabei guckte er hier herüber, und darum meinte ich, er will uns auch ins Haus nehmen.«

Dina Blattgerste sah das Mädchen scharf an und fragte: »Lügst du auch nicht?«

»Nein, das hat er ganz gewiß gesagt!«

Dina lachte und meinte: »Na, dann kommt der ja wohl allmählich zu Verstande.«

Toni begriff das nicht und beschwerte sich: »Guck, Ihr macht mir was weis!«

»Ach, setz' dich hierhin, Toni, auf den Koffer! Krieg' dir eine Butterstulle aus dem Korbe, damit dein unnützes Mundwerk was Besseres zu tun hat!«

Sie hätte ruhig langsamer kauen können, als sie tat; denn wir durften noch lange nicht in die Stadt, und da ein breites, dichtes Abendgewölk heraufzog, wurde es bei kleinem dunkel. Das Schießen in den Feldern verhallte allmählich, aber dafür sprang weit hinten im Lande Feuerschein auf und leuchtete rot und flackernd in die Wolkenberge hinein. Wir rieten mit Angst auf die Dörfer, in denen es am Brennen war, und die meisten meinten, aus Bellinghausen käme die stärkste Glut. Da dachte ich mit Sorge an meinen Vater und bereute, ihn allein gelassen zu haben.

Endlich geschah im Lager ein allgemeines Laufen und Rufen: der Stadtschreiber stand unter uns, mit einem Bogen Papier in der Hand, worauf die Herbergen verzeichnet waren, und teilte uns ein. Ich sollte mit Dina Blattgerste und Toni Rogge zum Bäcker Hartleif in der Ullicksgasse, weil da vor allem Schauer fürs Gespann sein sollte. Hartleifs Hermann, mit Toni im gleichen Alter, war schon bei der Hand, setzte sich mit auf unsern Wagen und führte uns hin.

Die Bäckersleute kamen gleich vors Haus und halfen uns. Als sie aber sahen, daß wir selbdritt waren, verhehlten sie uns nicht, daß es bei ihnen sehr eng sei, und mit der Schlafgelegenheit würde es wohl ein bißchen drange werden.

Da kamen Dina Blattgerste und ich überein, daß sie selbst, Toni Rogge und das Gespann bei Hartleifs blieben, und ich sollte mich umhören, ob nicht in der Nähe noch ein Platz für mich wäre. Weil Hartleifs Mutter noch mit dem Essen zugange war, machte ich mich mit Hermann gleich ans Suchen: er ging links, ich rechts an den Häusern herunter. Aber es war schon alles voll.

An meiner Straßenseite kam bald eine lange Gartenmauer, und so verlor ich, daran hinschreitend, den Jungen aus den Augen. Die Mauer lief in eine andre Straße, und erst an der Ecke fand ich den Eingang in das Gewese. Ich stieg die fünf Stufen hinan und erkannte hinten in einem Garten ein großes Haus, weil seine hell gestrichenen Wände selbst durch diese Finsternis schienen. Es lag ganz schweigend da. Nur aus einem Zimmer etwas über der ebenen Erde kam Licht.

Das Tor war verschlossen, und so riß ich am Klingelzuge. Der Draht ging hart und wippend, und eine widerspenstige Glocke gab verdrossenen und schnell wieder einschlafenden Laut. Nur die Drähte rasselten noch eine Weile. Dann war es still, und niemand kam.

Ich hatte bisher nicht vor fremden Türen zu warten und zu bitten brauchen, und wie in der vergangenen Nacht, als ich flüchtend meine Kästen auf den Wagen stellen mußte, empfand ich mit Trauer und Bitterkeit mein gegenwärtig Elend. Aber es half nichts, ich mußte noch vor Nacht unterkommen. So läutete ich zum zweitenmal, stärker und länger. Aber es blieb still.

Schon wollte ich im Grimm über so faules Stadtvolk weitergehen, da wurde hinten die Haustür aufgemacht. Eine hell und lange nachgellende Türglocke schlug an, und feste, langsame Männerschritte hörte ich im Dunkeln den Gartenweg herunter- und auf das Tor zukommen.

»Kann ich hier über Nacht bleiben? Ich bin aus Bellinghausen und vor den Franzosen geflohen.«

Er blieb stehen, wollte auch wohl durch die Eisenstäbe des Tores sehen, aber es war ja dunkel. So fragte ich weiter: »Habt Ihr Platz?«

Da sagte er unter ziemlichem Gremstern: »Ja. — Das geht. — Will mal den Schlüssel holen.«

»Und ich meine Sachen. Die stehen noch beim Bäcker Hartleif.«

Ich vernahm wohl, daß er noch etwas sagte, aber ich war bereits unterwegs.

Der kleine Hermann war indessen auch schon nach Hause gekommen, und weil er nicht nur keine Herberge für mich gefunden, sondern mich obendrein verloren hatte, sollte er von seinem Vater, der in tüchtiger Hilfsbereitschaft die widerstrebenden Pferde zur Vernunft bringen wollte, gerade zugunsten der enttäuschten Nächstenliebe ein Fell voll haben. Dies wendete ich durch Bericht und Bitte noch glücklich ab, wie auch dadurch, daß ich Hermann mit an meine kleine Truhe fassen ließ, sie hinüberzutragen. Der Koffer sollte bis morgen bei Hartleifs stehenbleiben.

»Wollt Ihr hier herein?« fragte mich Hermann, als wir darauf vor dem dunklen Gartentore angekommen waren. Als ich's bestätigte, sprang er an den Glockenzug, läutete und sagte: »Hier wohnt Holten.«

»Wer?«

»Rat Holten.«

Ich war sehr betroffen und fragte: »Junge, meinst du vielleicht den Rat von Holtum?«

»Ja, aber die Leute sagen immer kurz Rat Holten.«

Da schlug die Hausschelle wieder lärmend an, ein brennender Leuchter wurde in der Deele auf einen Tisch gesetzt, und ein Mann kam den Gartenweg herunter. Er schloß auf und ließ uns herein. Dann faßte er meinen Truhengriff und sagte: »Weist her, laßt mich tragen.«

Ich ging vor den beiden den leicht ansteigenden Weg hinauf. Als wir oben waren, nahm ich den Leuchter in die Hand, damit sie nicht über die Stufen an der Haustür fielen, und indem ich sie beide an mir vorbeiließ, erkannte ich Gesicht und Gestalt des Mannes: es war der Rat von Holtum.

»Hier herein, Junge,« sagte er zu Hermann und trug mit ihm meine Truhe in einen Raum, der im Flur links von der Deele nach hinten hinausging. Hermann wurde darauf entlassen, der Rat leuchtete ihm aus dem Hause, und ich hörte unter dem zwiefachen Geschrei der Schelle an der Haustür, wie der Rat zu ihm sagte, wenn er die Gartenpforte wieder ordentlich ins Schloß zöge, könne er morgen früh wiederkommen und sich eine Schürze voll Rasbeerken holen.

Während der Rat noch draußen wartete und auf das Einschnappen des Pfortenschlosses horchte, stand ich im halbdunklen Knie des Flurs, weil in dem Raume kein Licht war. Im ganzen Hause war sonst kein Laut zu hören, und selbst der Lärm der Türschelle lief durch die Deele und über die Treppen nach oben, als wären die Wände solcher Störung ungewohnt. Ein ängstlich Sorgen kam über mich, ob ich bei meiner Herbergsuche in diesem hart schweigenden, großen Hause nicht doch am Ende fehlgegangen sei.

Da hörte ich den Rat wieder über die hallenden Steinplatten der Deele in den Gang kommen und sagen: »So, Jungfer nun beseht Euch Eure Stube und gebt an, wohin Ihr die Truhe haben wollt.«

Es war ein großer, hoher Raum, dessen zwei Fenster in tiefen Mauernischen saßen. Ich überlegte, ob ich nicht am besten in eine von ihnen meine Truhe stellen sollte, um den Raum nicht zu stören, denn das Gerät war von neuer städtischer Art, und an der Seite stand ein verhangenes Bett mit einem Baldachin.

Mir war dies alles ungewohnt, und ich sagte, etwas beklommen: »Ich fürchte, Euch Ungelegenheiten zu machen.«

»Warum meint Ihr?«

»Dies ist ein Zimmer für ein abliges Fräulein, und ich bin nur mit weniger Habe hier und auf der Flucht.«

Er hatte den silbernen Leuchter von Baumform, dessen Zweige nach allen Seiten niedergebogen und mit Lichtern besteckt waren, auf den Tisch gesetzt und sah mich groß und ruhig an. Ja, ganz ruhig, denn aller Unmut, den ich heute nachmittag auf seinem Gesichte wahrgenommen hatte, war daraus hinweggewischt, als wenn glättend die Hand einer Hausfrau die Falten aus einem krausen Tischtuch hinwegwischt: sie sind noch drin, verletzen aber das Auge nicht mehr.

»Es liegt noch solch eine Stube im obern Stock, in die die Frau mit dem Kinde sollte, wenn sie kommt. Auch schläft meine alte Mamsell zwei Zimmer nebenan hier am Flur.«

»Gut, dann laßt mir dies, wenn's Euch gefällig ist.«

»Seht Ihr! — Außerdem wird es doch mal wieder benutzt.«

»Hat es denn so lange unbewohnt gestanden?«

»Ja, seit Jahren.«

»Wenn nun aber unvermutet Besuch zu Euch käme?«

Er lachte kurz auf: »Es kommt keiner mehr. — Vielmehr: es ist schon welcher da.«

»Meint Ihr mich?«

»Wen sonst! — Und nun sagt mir, wohin ich Eure Truhe stellen soll. Wohl am besten an den Schrank.«

»Das kann ich selbst,« erwiderte ich, beugte mich über die Truhe und wollte sie an ihren beiden Griffen aufheben.

Aber er trat neben mich und litt es nicht. »Es wäre Euch schon zuzutrauen, daß Ihr sie allein an den Schrank wuchtet.«

Nun richtete ich mich denn doch auf und sagte mit einigem Selbstgefühl: »Wenn Ihr mir schon etwas zutrauen wollt, dann dies: daß ich mit solchem guten Fußboden ganz schonsam umzugehen verstehe.«

Auch er war wieder emporgekommen, denn er hatte wohl gemerkt, daß mir seine Rede nicht gefiel. Aber er schaute mich gänzlich unverlegen an, in seinem Gesicht stand vielmehr überraschend Lachen und Übermut, und nach kurzem Schweigen erwiderte er: »So?«

»Ja!«

Er sah mich noch immer so frei und unnütz triumphierend an, verzog wieder mit der Antwort und sagte zuletzt, von meinem Zorn unangefochten: »Ich hab's Euch nicht bestritten.«

Anfangs wußte ich nicht, was ich hiervon halten sollte. Aber als ich dann wieder die Munterkeit in seinem Gesicht erkannte, das ich beinahe nur mürrisch gesehen hatte und mir anders auch kaum hatte denken können, erschien's mir, daß er es wohl nicht so arg gemeint habe. »Nun ja, Ihr sagtet doch vorhin: wuchten! Das gibt Schrammen auf dem Fußboden.«

»Nein, so nicht: Tragen habe ich gemeint, nicht trecken! Aber Ihr könnt Euch dabei zuschanden heben. — Herrgott, wie verschieden doch die Menschen sind: wenn man Euch so dastehen sieht, die Ihr auf eine Truhe loswollt, und dann an das blasse Fräulein denkt, das zuletzt hierin gewohnt hat!«

»Mein Vater hat mich immer zu allem mit herangenommen.«

»Und seid stark und schön dabei geworden. — Nun, soll sie hierhin?«

Ich konnte nicht hindern, daß mir jählings das Blut ins Gesicht stieg, weil der Rat, wie nach Tonis Bericht schon am Stadttore, so auch jetzt wieder mich stark und schön befunden hatte. Und so gern ich die Worte dieses stattlichen Mannes vorhin erzählen hörte und sogar etwas eitel darüber wurde, so sehr verwirrten sie mich nun.

Er hielt die aufgenommene Truhe noch immer vor sich, aber als ich zu antworten vergaß, wandte er den Kopf zu mir und fragte: »Sagt, wohin!« Dabei sah er mir ins Gesicht, in das zu meinem Ärger immer neues Blut so peinlich und töricht nachquoll. Und er tat nichts, mir zu Hilfe zu kommen; denn als ich in meiner Verlegenheit nur herausbrachte: »Ich weiß nicht, wie der Schrank innen eingerichtet ist«, behielt er die Truhe, die doch ihr redlich Gewicht hatte, wie ein Spielzeug in den Händen und antwortete leichthin: »Linkerhand für Kleider, rechts sind Fächer.«

Da bat ich, weil mich das Feuer bedrängte, das ihm in die Augen gesprungen war: »Stellt sie zwei Schritt mitten vor dem Schranke hin.«

Ich hatte gedacht, daß ich ihn nach meinem Dank für seine Hilfe loswerden würde, aber statt dessen sagte er: »Behaltet mich noch eine Weile hier, Jungfer; denn vorhin wollten meine Mamsell und der Diener unter den Flüchtlingen nach Bekannten aussehen und werden wohl nicht mehr so lange bleiben. Nach Rückkunft können die mir Licht beschaffen.« Weil ich ihn aber in seiner Behaglichkeit oder in einer wichtigen Arbeit zu stören vermeinte, bot ich ihm an, selbander nach einem zweiten Leuchter zu suchen. Er hörte aber erst gar nicht darauf, setzte sich vielmehr auf einen Stuhl und fragte mich, woher die schönen Bronzegriffe an meiner Truhe kämen. Ich erwiderte, daß ich sie, wie die ganze Truhe, von meiner Patin zur Konfirmation erhalten und seit jener Zeit, was mir an Wäsche oder andern Dingen besonders wert gewesen, darin aufbewahrt hätte. Sie sei auch unter den verschließbaren Gelassen in unserm Hause das einzige gewesen, wozu ich einen Schlüssel besaß.

Ich erzählte ihm absichtlich in solcher Breite von Nichtigkeiten, um ihn damit hinzuhalten, bis die Dienerschaft heimkäme; denn obgleich er mir achtungsvoll begegnete und ich mir im stillen etwas darauf zugute tat, Macht zu haben, dies überernste Männergesicht ein wenig zu lösen und zu erhellen, so war doch durch den Überfall vom letzten Abend meine Arglosigkeit erschüttert.

Er hatte inzwischen mein Monogramm betrachtet, das mit hellbraunem Holze auf die obere Seite des dunklen Truhendeckels eingelegt war, und meinte: »Scharmant von der Patin, der kleinen Anna ein Gewahrsam für heimliche Brieflein zu schenken.«

»Oh, meint Ihr das? Dann habt Ihr euch über die Patin ebenso geirrt wie über meinen Namen.«

Er sah mir ins Gesicht und über meine Schulter, sann dann eine Weile ins Leere und sagte: »Ich kann mir bisher noch nicht gut denken, daß Ihr anders heißt.«

Nun mußte ich doch lachen: »Ihr tut ja gerade, als ob Ihr den Leuten den Namen aus dem Gesichte lesen könnt! Warum sollte ich denn just Anna heißen?«

Er blieb ganz ernsthaft. »Es ist ein Name, vor dem man knien könnte.«

Er sagte dies mit so schmuckloser Inbrunst,

daß ich die Artigkeit, die für mich darin liegen sollte, wohl merkte. Aber weil ich spürte, daß mein Gefühl leise nachgab, riß ich die Unterhaltung schnell wieder herum. »Götzendienst! — Ihr seid wohl einer von den Aufklärern?«

»Was wißt Ihr schöne Jungfer denn von den Aufklärern?«

»Die glauben nicht an Gott, denken sich dafür aber allerhand Aberglauben aus.«

Dies interessierte ihn, und ich war froh darüber. »Was für Aberglauben?«

»Nun, daß ich zum Beispiel durchaus Anna heißen soll.«

Er lachte kurz und lustig auf und meinte dann: »Bliebe auch noch Agathe.«

»Nein.«

»Oder Adelheid.«

»O nein!«

»Ihr habt recht: als eine Adelheid müßtet Ihr hoch und spitz gewachsen sein. Wie zum Tausend aber heißt Ihr denn? Ich bin am Ende.«

»Seht Ihr, Herr Aufklärer! Wenn die Vernunft steckenbleibt, muß die Offenbarung doch wieder heran.«

Er sann noch einen Augenblick ebenso vergnügt wie vergeblich nach und sagte dann zutunlich: »Nun, so sagt Ihr den Namen.«

»Agnes.«

»Nein!«

»Ja. Doch! Warum denn nicht?«

»So heißen hier wohl nur Katholikinnen, und Ihr seht mir für diesen Namen zu protestantisch aus.«

»Dann habt Ihr diesmal eine feine rationalistische Nase gehabt, ich bin auch evangelisch.«

»Und heißt nicht Agnes.«

»Heiße ich doch! Allerdings nach meiner katholischen Patin, einer Spielfreundin meiner seligen Mutter. Gerufen haben sie mich aber immer mit einem Lütgenamen: Atta. Wahrscheinlich, um mich von der Patin zu unterscheiden, weil die viel zu uns kommt. Nach Euch aber wohl aus protestantischer Witterung.«

»Ihr habt ein Zünglein von artiger Schlagfertigkeit. Hat die Patin auch Anteil daran?«

»Ich habe von ihr das Französische gelernt und ihre Bücher gelesen.«

»Wer ist sie denn eigentlich?«

»Eine Nonne. Schwester Agnes aus dem Kloster Welver.«

»Ja, dann wird mir allerdings Eure Abneigung gegen die Aufklärung plausibel.«

»Das denkt Ihr euch wieder einmal recht einfach. Denn hiernach müßte ich zum Beispiel, weil die Patin auch für den Sieg der Kaiserin betet, ebenfalls habsburgisch sein. Wir sind in unserm Hause aber für Preußen, und mein Bruder ist Soldat.«

Er fragte mit Spott: »Stört es Euch denn nicht, daß der König auch ein Aufklärer ist?«

»Herr Rat, es ist uns wichtiger, daß er und sein Vater uns zu unserm Rechte verholfen haben.«

Er lachte im Ärger auf: »Recht! Der König und Recht!«

»Habt Ihr Zweifel?«

»Nein! Gewißheit, daß er's gebrochen hat!«

»Das müßtet Ihr mir nachweisen.«

Er drehte sich mit seinem Gesicht halb ab, verdrossen, fast hitzig. Dann wandte er sich mir wieder zu und sagte mit beruhigter Stimme, wiewohl noch fliegenden Atems: »Jungfer, ich weiß nicht, ob Ihr's verstehen könnt: Soest ist früher einmal mit der klevischen Erbschaft an Preußen geraten. Die alten klevischen Herzöge sind aber niemals Landesherren, sondern immer nur Drosten der Stadt gewesen, und noch der verstorbene König hat es uns feierlich beschworen, daß die Stadt in allen Rechten ungekränkt bleiben sollte. Und jetzt vor einigen Jahren kommt sein Sohn und bricht diesen Schwur, indem er sich gegen die Stadt und uns vom Rat souverän aufführt.«

Ich mochte, weil der Mann sich mit so viel Gewalt zur Ruhe zwang, nicht weiter fragen, und entgegnete: »Ich habe zwar sagen hören, daß die Soester Bürgerschaft mit der neuen Ordnung recht zufrieden ist, kann Euch aber sonst nichts Bündiges erwidern, weil ich die Stadtverhältnisse nicht kenne. Aber von uns auf der Börde weiß ich Bescheid. Seht, wir haben einen lehnrührigen Hof vom Kloster Welver, und aus dem sollten wir heraus, weil wir evangelisch sind, und andern sollte es geradeso gehen. Da haben sie eine Beschwerde zum alten König geschickt, und der hat geschrieben: Wir gestatten den Klöstern und denen vom Adel nicht, daß die Evangelischen um ihre Bauerngüter gebracht werden. — Jetzt brauchen wir also nur die pflichtigen Abgaben zu zahlen, können aber nicht mehr vertrieben werden.«

»Wundert es Euch noch, wenn sie es im Kloster Welver mit der Kaiserin halten?«

»Gegenfrage, Herr Rat: Haben wir nicht alle Ursache, preußisch zu sein?«

Er hatte sich erhoben, und wir standen uns Auge in Auge gegenüber. Dann lächelte er und sagte: »Man sollte mit einem Frauenzimmer nicht von Staatsaffären sprechen, und erst recht nicht, wenn es von so proprer Statur ist wie Ihr.«

Ich wollte es aber nicht auf Artigkeiten herauskommen lassen, denn ich fühlte, wie mein Gesicht aufs neue so albern rot anlief. Deshalb sagte ich: »Ich sehe erst jetzt ein, Herr Rat, wieviel Ihr tut, wenn Ihr mich trotz Eurer Abneigung gegen den König in Euer Haus aufnehmt.«

»Haltet ein, Jungfer, so hohes Lob verdiene ich nicht! Doch lassen wir dies.«

»Inkommodiert es Euch, wenn ich nun einige Sachen in den Schrank lege?«

»Nein. Seht mal zu, wie Ihr sie unterbringt.«

Er wollte auf den Schrank los, blieb aber vor meiner unterdes geöffneten Truhe stehen, zog den Geruch, der von der Wäsche aufstieg in die Nase und sagte: »Herrlich, dieser frische Duft!«

»Ja, das litt meine Mutter nicht anders: Leibwäsche mußte in unserm Hause immer aus der Büke gewaschen werden. Ihr wißt doch: mit buchenen Kohlen, bis die Lauge ganz klar wird.«

Er nickte. »In der Stadt tun sie es nicht mehr.«

Dann beugte er sich von neuem über die Wäsche und sagte mit unverstelltem Gefallen: »Die meisten Menschen haben so stumpfe Sinne, daß sie gar nicht wahrnehmen, was da alles zusammenkommen muß: klare Faser, akkurates Gewebe, strömendes Wasser, frischer Rasen und vor allem schöne warme Sonne.« Dann richtete er sich hoch auf und sah mich an: »Bei dieser Wäsche ist es kein Wunder, daß Ihr eine Haut habt wie helle Rosenblätter.«

Solch artige Anerkennung über eignes Verdienst hätte wohl jede gern gehört. Mir aber klang es um so schöner, je mehr dies unmutige Männergesicht in deutliche Wohlzufriedenheit sich aufschloß wie eine Tür, die in einen heiter klaren Raum sich öffnet. Und ich spürte die Genugtuung darüber wie stilles Glücksgefühl.

Draußen auf der Deele gab die Standuhr tönend eine volle Stunde an. »Ich lebe heute so außer aller Reihe. Schlug es zehn oder elf, Herr Rat?«

»Es wird zehn gewesen sein. Oder doch am Ende elf? Na, jedenfalls sollt Ihr nun endlich zur Ruhe kommen.«

Er ging vor den Schrank und schloß ihn auf, während ich mich über meine Truhe beugte und zwei doch etwas in Falten verlegene Kleider über den Arm packte. Dann trat ich neben ihn, um sie aufzuhängen. Aber er stand unbeweglich zwischen den beiden Schranktüren, als hätte er meine Anwesenheit ganz vergessen, und blickte mit äußerstem Erstaunen auf ein Riechbüchslein, das er aus dem Schranke in die Hand genommen hatte. »Wenn Ihr noch eigne Sachen darin habt, will ich schon um sie herumkommen. Und schließlich geht's auch ohne Schrank.«

Er trat zur Seite und erwiderte: »Nein, er ist leer. Ich wußte nur nicht, daß dies hier drin stand.«

Ich hängte meine Kleider über die hölzernen Schranknägel, und als ich mich umwandte, sah ich ihn auf dem Stuhle sitzen und im Schein des Leuchters das Büchslein betrachten.

»War's verloren und ist wiedergefunden?«

Er zögerte in offenkundiger Verlegenheit. »Nein, ich wußte gar nicht, daß es noch im Hause war. Es hat's jemand stehen lassen.«

Während ich mich niederbeugte, um weitere Wäsche aufzunehmen, stand er auf, und ich merkte wohl an seiner Unruhe, daß ihn etwas erregte. Er sagte denn auch, aber mit unfester Stimme: »Es ist recht schade um Eure gute frische Wäsche. Die Riechbüchse hat eine so scharfe Essenz — indisches Heu, und obendrein in den Jahren überaltet —, daß die Sachen den Geruch lange nicht wieder loswerden. Wie der Schrank.«

»O gewiß, Herr Rat, spätestens bei der nächsten Büke. Er soll mich dann zu Dankbarkeit erinnern, daß Ihr mir so gastlich Quartier gewährt.«

Als ich nun eine der Schiebladen aufzog, die in der rechten Schrankhälfte übereinandersaßen, rummelte es darin. Er kam sogleich neben mich und fragte: »Sitzt da noch etwas in der Trecke?«

»Es scheint so.« Und als wir hineinsahen, lagen da eine Puderdose und ein silberner Handspiegel.

Er nahm die Sachen, warf sie auf den Tisch, daß das Spiegelglas klapperte, und sagte: »Ihr solltet doch lieber das obere Zimmer nehmen, Jungfer.«

»Wie Ihr wollt, Herr Rat. Aber Ihr habt mir dies doch selber vorhin angewiesen.«

»Ich wußte nicht, daß es in Unordnung ist.«

»Nun, wenn Ihr damit die paar Sachen meint, die wir eben gefunden haben, so könnten wir ja um vieles leichter Schrank und Tisch nachsehen.«

Er erwiderte nichts, und deshalb machte ich mich ohne Arg an die Schiebladen. Da kam er aber schnell auf mich zu, hielt meine Hände zurück, die eben ein neues Fach aufziehen wollten, und sagte, so ernst wie freundlich: »Laßt es sein, liebe Jungfer, mehr noch als Eure Sachen seid Ihr mir zu schade, in diesem Zimmer zu hausen.«

»Ihr wollt mich zum besten haben, Herr Rat. Ihr habt mir doch das Zimmer selbst angerühmt, und auch eine Gräfin wäre würdig darin aufgehoben.«

»Das dürft Ihr mir nicht zutrauen, was Ihr mir da vorwerft.«

»Was ist's denn?«

»Ihr bekommt auch Kopfweh von dem starken Riechstoff.«

»Kopfweh ist für Stadtleute. Ich kriege keins, weder von deutschem, noch von indischem Heu.« Und ich versuchte meine Hände loszumachen. Aber er hielt sie nur um so fester, sah mir heiß in die Augen, und ich hörte plötzlich seinen hochgehenden Atem.

Da fiel fliegende Angst über mich, weil mich

am vorigen Abend der fremde Kerl in unsrer Scheune geradeso angepackt hatte. »Laßt mich los!«

Er kam ganz nah vor mein Gesicht: »Nie wieder.«

»Los, oder ich mache es mit Euch wie gestern mit dem Franzosen!«

Er behielt mich aber nicht nur fest, sondern zog mich ganz an sich heran und sagte: »Atta!«

Da sprang ich in heller Furcht seitwärts und dann rückwärts und riß ihn im Schwunge mit, daß er über die Truhe ins Stolpern und Fallen kam und mich losließ. So gewann ich den dunklen Flur.

Ein paarmal rannte ich zwar in der Finsternis gegen die Wand, fand jedoch die Ecke zur Deele. Er kam aber eilend hinter mir her und hinderte mich, die Haustür zu öffnen. »Wenn Ihr mich noch einmal anfaßt, schrei' ich Euch die ganze Nachbarschaft wach!«

Er antwortete nicht gleich, und so hörte ich nur sein vom Laufen aufgestörtes Atmen durch die Dunkelheit der Deele. Ich fürchtete mich und trat einige Schritte zurück bis an den großen Schrank, der mir im Notfalle den Rücken decken sollte.

»Jungfer,« sagte er dann, und seine Stimme war so erfüllt von Traurigkeit, daß ich noch mehr erschrak, »es steht Euch frei, zu gehen oder zu bleiben. Aber ich bitte Euch, zu bleiben und mich anzuhören.«

»Nein. Ich will lieber meine Truhe hinter mir lassen wie die andre ihren Spiegel und ihre Minnegaben. Ich habe es wohl gemerkt. Aber was denkt Ihr Euch von mir!«

»Alles Gute, was je von einem Mädchen gedacht worden ist.«

»Und dann überfallt Ihr mich so roh?«

»Das mißdeutet Ihr. Es war kein Überfall, vielmehr ... Seit ich Euch heute nachmittag an der Mauer sah, hab' ich an nichts andres mehr gedacht als an Euch. Es war auch schon dafür gesorgt, daß ich Euch spätestens morgen wiedergetroffen hätte. Aber zum Glück führte Euer Weg selbst zu mir herein, und Ihr müßt inzwischen gemerkt haben, wie ergeben ich Euch bin.«

Es war wunderlich, ihm zuzuhören. Seine Stimme klang zwar noch traurig, aber mehr noch war es Abbitte und Zutrauen, was da aus der Dunkelheit sprach. Das konnte mich jedoch nicht beruhigen, und meine ganze aufgescheuchte Vorsicht blieb wach. »Herr Rat, wenn Euch die günstige Gelegenheit zu dieser Torheit verlockt hat, dann ist's das beste, Ihr sagt's und laßt mich frei hinausgehen. Wirklich schändlich wird's aber erst, wenn Ihr euch nun nachträglich herausreden wollt.«

Er blieb wieder eine Weile still. Dann sagte er in seiner ruhigen Art: »Daß Ihr mir einen Überfall überhaupt zutrauen mögt! Vielleicht denkt Ihr, so ein Stadtherr ist ein ausgemachter Kavalier und Liebhaber. Aber ich bin's nicht. — Seht, meine Mutter ist bei mir weggestorben, und Geschwister hatte ich nicht. Mein Vater, damals schon bei Jahren, blieb unvermählt. Diener und Mamsell waren alt und haben sich, wenn sie gingen oder starben, durch greise Leute erneuert. So bin ich zu meinem Unglück unter lauter alten Leuten aufgewachsen und habe in meiner Jugend nicht gelernt, mich anzuschließen. Was nun das Begebnis von vorhin angeht: ich habe mich zeitlebens den Frauen gegenüber unsicher in meiner Haltung gefühlt. Es kommt wohl von meiner Erziehung und vor allem daher, daß ich ohne Schwester aufgewachsen bin. Es ist ein Verlust, wenn ein Junge keine Schwester hat. Gefiel mir späterhin ein Mädchen, und sie schlug nicht sofort ein, wenn ich ihr entgegenkam, so war ich verstimmt und trat in mich zurück, wie einer wohl in sein Haus umkehrt, wenn er unvermutet schlecht Wetter findet. Selbst wenn sie mich nachher aufmuntern wollten, kam ich — ich weiß nicht, ob aus Trotz oder Scheu — nicht mehr aus mir heraus. Es hatten mich also die leicht an der Hand, denen es ganz gleich ist, was für einer auffordert.«

Das brachte mich denn aber doch auf: »So! Dann habt Ihr mich wohl auch für so eine gehalten?«

»Jungfer« — und seiner Stimme war anzumerken, wie sehr er sich zur Ruhe zwang —, »ich muß Euch nochmals bitten und ersuchen, mich ungestört zu Ende kommen zu lassen. — Ich trat nachher in den Rat von Soest ein, aber — ich sagte es ja schon — bald danach machte der König ein gewaltsames Ende mit ihm. Und gerade die, die den Preußen durch ihre liederliche Amtsführung am meisten Anlaß hierzu gegeben hatten, duckten sich am scheuesten weg und ließen das Unrecht stillschweigend gewähren. Es ist mir aber nicht gegeben, mit solchen zu paktieren.«

Dies begriff ich sehr wohl und gab ihm recht.

Da schlug er mit der Hand auf den Türdrücker, daß er knackte. »Und dabei nennt mich dies Volk einen Sonderling, weil ich mich mit ihm nicht gemein machen will! Kurz und gut: ich blieb fortan für mich. Aber das kann man leichter beschließen als ertragen.«

Unverkennbar war es nicht nur Zorn, der aus diesen Worten und dieser Stimme sprach, sondern der Niederschlag quälend einsam verbrachter Jahre.

Wieder säumte er eine Zeitlang. Im ganzen Hause war nichts zu hören, und knisternde Stille schwieg zäh andringend von Flur und Treppe in die Deele herein und lief mir wie feines Geriesel über den Nacken. Da erkannte

ich mit heimlichem Grauen die schauerliche Einöde dieses Hauses als ein Abbild seines ungeselligen Lebens, und im jäh aufkommenden Mitgefühl betrat ich zum erstenmal in meinem Leben die schweigende Wüste einer im Leib vereinsamten Menschenseele.

»In der Folge bin ich häufig an einen auswärtigen Hof geladen worden, wo man die Preußen nicht mehr liebte als ich. Mit Jagden und Festen fing es an, und nachher wollten sie mich ganz dahin haben. Besonders die Herzogin, die mich durchaus mit einer von ihren Damen vermählt sehen wollte. Nun, es gefiel mir, daß diese Dame aus so vornehmem Geschlechte war und so freundlich und boshaft zugleich sein konnte, denn ich gedachte damit, wenn ich sie heimgeholt, die biedern Soester zu ärgern, gründlich und lange. Sie selbst würde schließlich auch trotz ihrer Neigung zu Hofe bereit gewesen sein, hier in Soest zu leben, und um ihr das zu erleichtern, habe ich, als sie mit ihrem Vater zu Besuch bei mir war, unter anderm das Zimmer drüben mit französischen Möbeln besetzen lassen.«

»Gehörten vielleicht ihr die Minnegaben?«

»Ja, ich habe sie ihr geschenkt, und sie hat sie stehen lassen.«

»Dann müßt Ihr mir meine kränkende Vermutung verzeihen.« Es tat mir leid, ein Gefühl angetastet zu haben, das ihm teuer war.

»Nun, Ihr kanntet ja den Zusammenhang nicht. — In den Tagen, in denen sie hier weilte, sprangen dann die Gegensätze zwischen uns immer tiefer auf. Ich erkannte, daß ihr alter Name, die grundverständige Güte ihres Vaters und die Aussicht, auf Gesellschaften den Soester Honoratioren Malicen zufügen zu können, denn doch für ein so wichtiges Vorhaben wie das Heiraten nicht ausreichten. — Laßt mich sagen, wie es ist: sie war klein und zart bis zur Hinfälligkeit, und meine gesunde Überfülle bedrängte sie ebenso, wie mich ihr kränkliches, blasses Wesen bedrückte. Es ist kein Wunder, daß sie scheu vor mir wurde und ich um sie herumging. Wenn ich an sie dachte, erschien sie mir immer wie eine Hortensie, die ihre Lieblingsblume war, und von denen sie sich welche ins Zimmer gestellt hatte: verblaßte Farben und papierene Blätter, ohne Saft und Kraft, ohne Weltfreude, und recht eigentlich eine Blume für Klosterfrauen, in deren Gärten ich solche Stauden auch meistens sah. Da sprach ich ein offenes Wort mit ihrem Vater, das der verstand und billigte, und dann sind sie abgefahren. Wir hatten uns ungekränkte Erinnerung zugesagt, aber Ihr habt ja vorhin an den stehengelassenen Gaben gesehen, daß sie das nach ihrer Eigentümlichkeit aufgefaßt hat. Es fehlte ihr wohl überhaupt an echter Frauengüte, und ohne die würde ich mit keiner leben können.«

»Und seitdem ist Euch jeder Gedanke an ehrbare Liebe vergangen?«

»O nein. Das ist ein Wunsch, der mich so leicht nicht verlassen wird. Denn wenn ich Frauengüte und Liebe auch habe entbehren müssen, so verlangt mich doch nach ihnen. Ich bin dann noch einer begegnet, die das besaß und um die ich mit allem Ungestüm meiner unerfüllten Liebe geworben habe. Aber sie hat mich lieblos abgewiesen.«

»Wenn das Ungestüm allerdings von der Art war wie vorhin, so seid Ihr nach Gebühr behandelt worden.«

»Ja, wie gesagt,« meinte er kleinlaut, »ich bin kein Liebhaber.«

Er schwieg so lange, daß ich glauben mußte, er sei am Ende. Deshalb mahnte ich: »So, Herr Rat, nun müßt Ihr mir noch sagen, wie Ihr zu Eurem Verhalten mir gegenüber kamt.«

»Ich tat es schon.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich sollte meinen, man kann einem nicht deutlicher Abneigung beweisen, als daß man sich gewaltsam von ihm losreißt und ihn obendrein zu Fall bringt.«

Wenn er das nicht so ernsthaft gesagt hätte, würde ich wohl laut aufgelacht haben. »Wollt Ihr etwa behaupten, daß Ihr um mich geworben habt?«

»Seit heute nachmittag mit jedem Gedanken. Mein Begehren riß geradezu an Euch, und so ist es mir gar nicht verwunderlich, daß Ihr diesem Zuge folgen und hierherfinden mußtet. Die Stunden seither sind für mich voll lustvoller Unruhe gewesen, und später, drüben in meinem Zimmer, wurde es mir jede Minute deutlicher, daß Ihr seid, was seit meinen jungen Jahren als Schönstes meine Gedanken und Wünsche belebt hat. Ich sagte mir, zumal da ich Euer Erröten für halbe Zustimmung nahm: Sie weiß und will, was ich vorhabe, sie wäre sonst nicht so aufgeräumt.«

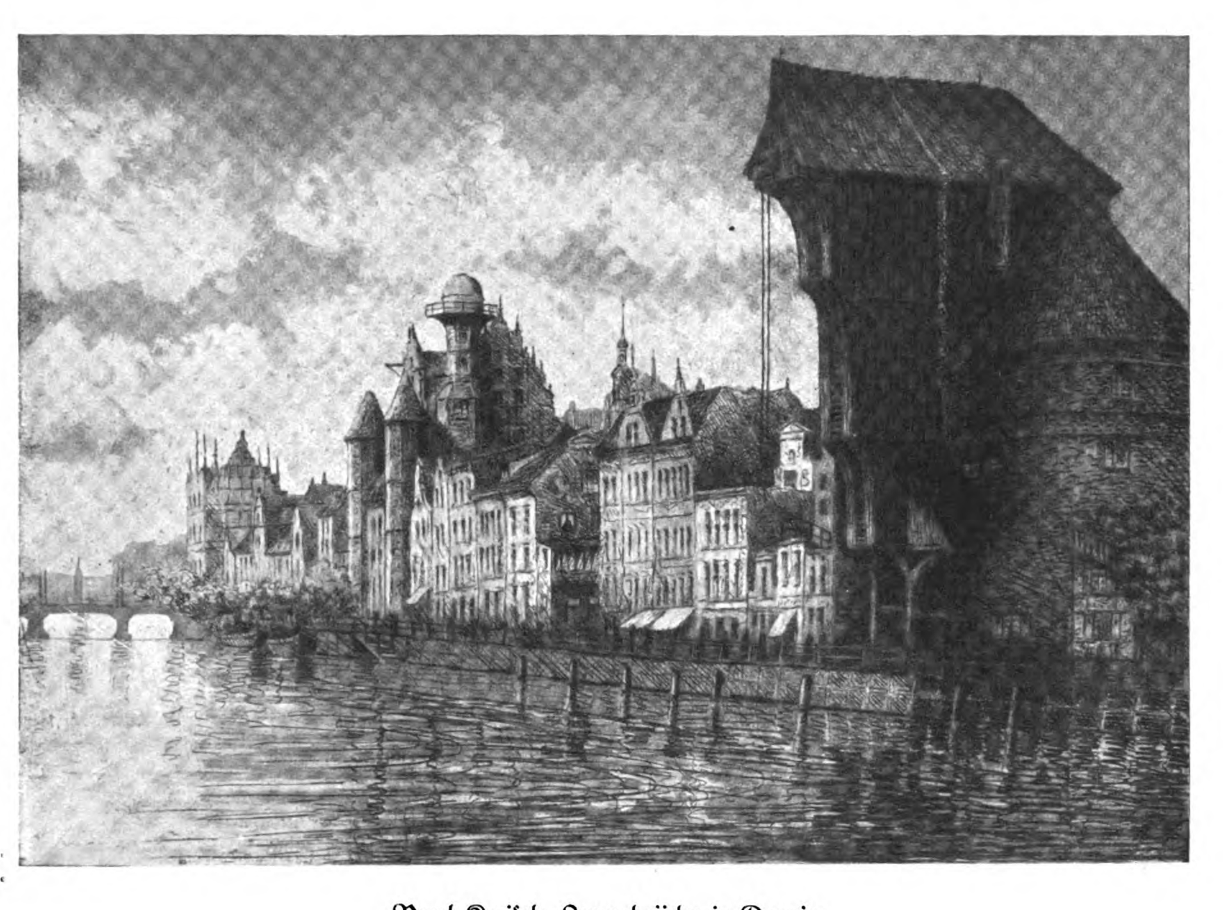
»Nein, Herr Rat, ich sehe es nun selbst, daß Ihr kein großer Liebhaber seid; denn der würde in seinen Vermutungen wohl nicht so weit fehlgehen wie Ihr.« Ich berichtete ihm die wahre Ursache meines Errötens, und von meiner aufgeräumten Laune sagte ich: »Dies war ich aus Sorge: um nämlich Eure galanten Torheiten abzuwenden.«

»Schade, daß dabei eine Absicht mitgespielt hat. Es war eine schöne Stunde.«

»Wenn sie Euch das ist, will ich sie nicht zerstören; denn ich habe wohl aus Eurem Wort und Wesen vernommen, daß Euch nichts so not tut wie ein bißchen Freude.«

»Das Ihr mir nicht bescheren wollt.«

Es klang so traurig, daß ich dieser mutlosen Stimme nicht standhalten konnte, und die Tränen waren mir nahe. Aber doch ließ sich mein



Paul Kreisel: Langebrücke in Danzig

Bedenken nicht unterdrücken, sein Werben möchte ein im Rausch dieser Stunde gefaßter und vielleicht bald bereuter Entschluß sein. »Ihr seid ein guter Mensch. Aber ich will nicht ein neuer Verdruß in Eurem Leben werden. Ich fürchte, ich würde das mehr, wenn ich Euch nachgebe, als wenn ich Euch widerstehe.«

»Wo sollte ich außer bei Euch das bißchen Freude suchen, das Ihr mir wünscht?«

»Über Eure Aufklärung laßt mich nichts sagen. Denn ich ahne wohl, daß einem Manne ernstes Forschen zukommt. Aber aus Eurer Einsiedelei solltet Ihr heraustreten und Euch wieder in die Reihe der Tätigen stellen.«

»Im königlich preußischen Soest?«

»In Eurer Heimat Soest. Vielleicht, daß Ihr noch Zutrauen zu der neuen Herrschaft faßt, wie wir andern, oder doch zu Eurem Teile die Lasten mindert, die dieser große Krieg auf unser Volk legt. Das glaube ich fest: Ihr würdet in einem öffentlichen Amte froher werden als in der Enge des eignen Lebens und vergessen, daß Euch einmal um ein unbedeutendes Mädchen diese Schwermut angefochten hat.«

»Ich fühle, daß Ihr zu Ende gelangen und nicht bleiben wollt. Nun denn: wenn Ihr fort seid und ich allein über meinen Flur daherkomme, dann wird's mich wohl noch manchmal narren, aus diesem Zimmer Euer klingendes Lachen zu hören und über die Treppe und aus dem Garten das Laufen und Rufen der Kinder, die Ihr mir nicht bringen wollt. — Es wird ein Hortensienleben sein.«

Er gab die Tür frei und wollte den Leuchter holen, damit ich beim Hinausgehen sehen könne. Indem er am Schranke vorbeikam, berührte er mich, nahm aber seine Hände langsam zurück und sagte: »Verzeiht, ich wollte Euch nicht erschrecken.«

Da hielt ich sie fest und legte mein Gesicht darauf: »Ihr sollt nicht in Groll von mir scheiden, Herr Rat, Gott soll Euch immerdar behüten.«

»Ja,« lachte er auf, »das muß er wohl. Es wird trotzdem noch die Hölle sein.«

Mich schüttelte sein Leib, und ich bat: »Haltet ein! Euer Gefühl erfaßt immer gleich das Schwerste.«

»Nun sagt doch, ist's denn anders: die Welt ist hart und kalt wie die Steinplatten, auf denen wir stehen, und dunkel wie diese Nachtstunde. Die ausgestreckten Hände mit dem Besten, was einer hat, muß er zurücknehmen und sich entschuldigen, daß er's bot. Wenn das nicht die Hölle ist!«

Da gingen mir Herz und Augen über. »Laßt mir Eure Hände. Ich will heilig behüten, was sie mir bringen, und Gott soll mich begnaden, so vieler Vortrefflichkeit würdig zu werden.«

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich in seinen Armen lag, oder vielmehr er in meinen; denn die ungeheure Spannung einer liebelosen Jugend löste sich in seinem Gemüte.

So kam es, daß wir plötzlich nahe vor der Haustür Schritte heranwandeln hörten. Wir entwichen in unser Zimmer, und während ich mir an meiner Truhe zu schaffen machte, stellte er sich mit dem Rücken vor den Leuchter, so daß für Eintretende seine Augen im Schatten lagen.

Da ging die Haustür, und weil die Schelle so laut und lange schrie, hoben auch die Ankömmlinge ihre Stimmen auf.

»Er hatte Euch für die Nacht Einquartierung zugedacht, Mutter Mile,« sagte eine über Flur und Deele schallende Männerstimme, die mir bekannt vorkam, »eine Bäuerin mit einem Säugling. Aber die kommen nicht.«

Der Rat sah mich an: »Der Stadtschreiber und Mutter Mile, meine Mamsell. Ich will sie draußen vor der Tür abfangen.«

Er trat hinaus und begrüßte sie. »Ich glaubte schon, Ihr hättet Euch bei der Armee annehmen lassen, Mutter Mile,« scherzte er. »Ich habe Hunger für zwei. Bringt darum nur gleich Essen für vier Personen: für jeden von euch beiden einmal und für mich doppelt.«

»Ich erzähle Mutter Mile gerade, daß Eure Einquartierung nicht kommt. Mutter und Kind sind an einem Kornfelde von einer Kanonenkugel erschlagen worden. Es kamen vorhin Leute an, die sie am Wege haben liegen sehen.«

Mutter Mile beklagte die Unglücklichen und ging dann den Flur hinunter nach der Küche, »weil sie unsern Herrn Rat doch nicht ganz verhungern lassen wolle«. Der Stadtschreiber sagte darauf, um Mutter Milens willen gedämpft, aber mir drinnen deutlich vernehmbar: »Was nun Euren Auftrag wegen der Jungfer aus Bellinghausen betrifft, so lag der in den besten, nämlich in meinen Händen. Ich habe sie ganz in Eurer Nachbarschaft einquartiert: beim Bäcker Hartleif in der Ullicksgasse. Morgen mit dem frühesten: Auf, und Euer Glück bei dieser schmucken Person versucht!«

»Ich denke gar nicht daran,« lachte der Rat, »ich will morgen früh vielmehr an die Regierung in Kleve schreiben und um preußische Dienste in Soest nachsuchen. Dies ist jedoch nur eins von dem, was ich Euch und Mutter Mile mitteilen will, aber bei einem guten Trunke. Tut mir, bitte, den Gefallen und tragt Mutter Mile auf, Wein mitzubringen, aber von dem alten, und die alten Römer dazu. Vier Stück; es wird sich noch erweisen, weshalb ich auch beim Trinken für zwei genommen werden möchte.«

Während der im Flur verhallenden Schritte des Stadtschreibers setzte draußen die tönende Glocke der Deelenuhr ein. Aber ich habe sie nicht zu Ende schlagen hören; denn mein Verlobter trat wieder zu mir herein und nahm mich an sich, daß mir Hören und Sehen verging.

Die Esche

Von Dr. L. Franck (Braunschweig)

Eine Esche, weiß ich stehen,
Heißt Yggdrasil,
Ein Hochbaum, benetzt
Mit weißem Nebel.
Von da kommen die Taue,
Die in die Täler fallen.
Immergrün steht er
Über Udars Brunnen.

So erhaben groß, als Götterbaum, als Weltbaum wird uns die Esche, in der Völuspa, dem Eddalied der Weltschöpfung, gepriesen. Aus der Erde emporragend, ihre Zweige weit über Land und Meer reckend, trug dieser Baum nach nordgermanischem Götterglauben das Himmelsgewölbe auf seinen Astschultern, verband die Mutter Erde mit dem hohen Firmament.

Und doch — wie wenig Wanderer mag es geben, die den echt deutschen Baum in seiner kultischen Bedeutung noch kennen aus der Götterlehre und Sagengeschichte; ja wie wenige, die die Esche, ohne ihrer geheiligten Vergangenheit zu gedenken, nur so in sich aufnehmen, wie es die Größe, Kraft und Schönheit des Baumes verdiente. Höchstens daß uns das silberhelle Zweigwerk der jungen Esche mit den purpurschwarzen Knospenperlen besonders auffällt, aus denen sich erst im Spätfrühling mit der Wintereiche zusammen das neue Laub samt den Blütenrispen wie in wundersamen Kristallschalen hervorschält. Der Glaube der Vorfahren, der »Heidenglaube«, ist dahingeschwunden, mit ihm die Bedeutung der Esche im Ansehen des Volkes. Kein fahrender Gesell schaut noch besonders an ihr hinauf, spielt und singt von ihr im Liede, wie von der Linde oder dem Vogelbeerbaum, keiner erkennt und fühlt in ihr noch ein heldisches, göttliches Sinnbild.

Und als Mischbaum in die Wälder versprengt, wird sie in unsern Tagen von Buche und Eiche verdunkelt, ja wegen ihres Stammes und der gefingerten Blätter oft nicht einmal vom Vogelbeerbaum oder dem Ahorn und der Platane unterschieden. Selbst wenn sie mit ihrem geflügelten Laubgewand Straßen und Freiplätze beschattet, machen ihr Vogelbeerbaum, Platane und Ahorn den Rang noch streitig. Und hat sich der erste nicht mit »Eber-Esche« — denn wer weiß heute noch, daß dies »Trug-Esche« bedeutet? — sogar ihres eignen Namens bemächtigt, obwohl der Vogelbeerbaum zur Sippschaft der Kernobstgewächse gehört, wie ein Weißdorn blüht und hagebuttenartige Früchte erzeugt?

Und während sich der Ahorn im Frühling durch seine Büschelblüten dem Wanderer von weitem vorstellt und im Herbst erst recht durch den Saatflug seiner Falterfrüchte, suchen die Platanen, und besonders die älteren, durch das rätselhafte Borkenmosaik ihrer Stämme wie den weihnachtlichen Behang ihrer Kugelfrüchte auf die Umwelt zu wirken.

All dies Eigenartige, durch Einzelheiten Auffallende, nach außen besonders Wirkende scheint der Esche in gleichem Maße zu fehlen.

Wie war es da möglich, daß dieser Baum in der Vorzeit neben Eiche, Platane und Ahorn zum ersten Götterbaum des Nordens aufstieg, wie konnte die Esche zum sagenberühmtesten Waldbaum, zum Weltbaum selber werden?

Oder war es vielleicht gerade die stille Einfalt und Größe, mit der sie ihre Krone auf hohem Schaft zum Himmel emporträgt? Ganz sicher ist es nicht das äußere Ansehen des Baumes allein gewesen, das ihm den hohen Rang verlieh — wer wollte einer ausgewachsenen Esche mit schlanken Himmelsästen und weitgebreiteter Laubkrone nicht die Schönheit der Buche zuerkennen! —

Bei unsern Vorfahren, die noch so ganz mit der Natur verwachsen waren, kam die Kraftnatur des Baumes hinzu, die Ehernheit des Willens, die sich mit dem Höhenwuchs verband, bei ihnen war es die Wesensart, der Charakter des Baumes, der ihn zu dem göttlichen Sinnbild emporhob.

Vom Klima weit unabhängiger als Platane und Ahorn, mußte sie gerade im Norden Deutschlands, dem Ursitz des alten Götterglaubens, mit dem Heldenhaften ihres Körpers, das hier an Wuchs auch die andern Bäume überragte, wie dem trutzig-sieghaften Aufstreben zur Höhe den tiefsten Eindruck hervorrufen. Dringt sie doch in Finnland bis zu 62° Breite vor und klettert in den Alpen über 2000 Meter hinauf. Und die geschmeidige Zähigkeit des Holzes, das für Waffen und Speere das Beste hergab, der kühne Himmelswurf ihrer Stammsäule, wie sollte das bei einem kriegslustigen Wander- und Jägervolk nicht Heldisch-Göttliches in den Baum hineintragen!

In diesen Eigenschaften, die den Mannesmut so sichtbar verkörpern, liegen die Wurzeln zu der göttlichen Verehrung des Baumes, durch sie allein wird uns auch verständlich, wenn eine andre Sage von der Menschwerdung berichtet, daß aus der Esche der Mann, aus der Erle das Weib geboren sei.

Allerdings hat unser Zeitalter die edlen Handwaffen längst durch grausige Maschinen ersetzt, hat alles Heldengerät so sehr der Natur entfremdet, daß die Fühlung mit ihr, die Fühlung mit dem Göttlichen in der Natur ganz von selbst daran erstarrte. Und doch, wo es auf Kraft, Ausbauer und Zähigkeit ankommt, auf schöne und edle Entwicklung der Körperkräfte,

leistet die Esche auch in unsrer Welt, der Welt der bloßen Nützlichkeit, wenigstens mittelbar noch treffliche Dienste. Reck und Barren, unsern hauptsächlichsten Turngeräten, leiht sie die stählerne Schwungkraft, wirkt so auf die Mannhaftigkeit, auf die körperliche Ertüchtigung unsrer Jugend. Und wo in den deutschen Mittelgebirgen der Winter nur einigermaßen günstige Schneelagen schafft, ruft sie gerade in unsern Tagen die Jugend wie das Alter auf die geflügelten Schneeschuhe, läßt sie auf dem Eschenski die kühnsten Fahrten wagen und im Bergwald selbst die geheimnisvollen Zauber der Winterpracht genießen. Und denken wir mehr an das werktägig Nützliche, so liefern ihre Stämme mit denen der Weißbuche und Eiche zusammen den Stellmachern, Drechslern und Wagnern das prächtigste Werkholz.

Unsern Vorfahren war der Baum göttlichen Ursprungs. Ebenso wie die Eiche, war auch die Esche dem Kriegsgott geweiht. Aus ihrem Stammleib schenkte er seinen Kriegern die Waffen. Und in dieser religiösen Auffassung berühren sich unsre Altvordern mit dem Glauben der Griechen und Römer, die ebenfalls ihren Göttern die Esche heiligten, da der Leib des Baumes den Kämpfern die Wurfspeere lieferte.

Als Achilles sich zum Kampf gegen Hektor rüstet, holt er aus dem Behälter die Lanze des Vaters hervor:

Schwer und wuchtig und groß, sie konnte kein andrer Achäer
Schwingen: Achilleus nur verstand mit der Pelions-Esche
Auszuholen zum Wurf, die Cheiron dem teuren Erzeuger
Einst vom Pelionsgipfel gebracht zum Morde der Helden.

Aber im Zweikampf schleudert Hektor erfolglos die Lanze gegen den Schild des Achilleus:

Weithin sprang vor dem Schilde der Speer, da entsetzte sich Hektor,
Daß ihm das schnelle Geschoß umsonst aus den Händen entronnen,
Und so stand er bestürzt — ihm fehlte die eschene Lanze —,
Rief Deiphobus laut herbei mit dem schirmenden Schild.

Und ebenso taten unsre Vorfahren, indem sie ihren Speer mit »ask«, d. h. »Esche«, bezeichneten, und nicht anders jene nordländischen Seefahrer, jene Wikinger, wenn sie ihre wehrhaften Schiffe »askr« nannten, was ihnen selbst wieder den besonderen Namen »Askmänner« eintrug. Wen sollte es da wundern, daß in den altdeutschen Epen und Gesängen neben der Wotanseiche auch die Esche zum Sinnbild des streitbaren Helden geworden ist!

Furchtbar wogte der Kampf um den kühnen Walther von Aquitanien. Auf dem Wasichensteine ward er — so berichtet das Waltharilied — von Gunther und den räuberischen Burgunden überfallen. Doch acht Helden hatte Walther bereits zur Strecke gebracht, als Helmnod mit einem Dreizack, daran ein Seil befestigt war, gegen ihn anstürmt. Und wirklich gelang es diesem, das gefährliche Geschoß in Walthers Schild zu treiben, und jauchzend eilten die andern herbei, um mittels des Seiles den Helden zu fällen.

Doch festgewurzelt stand als wie die Riesenesche
Des Lärmens unbekümmert Herr Walther in der Bresche.
Er stand und wankte nicht.

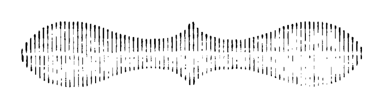
Und als gar König Gunther sich zum Kampfe vorwagt, berichtet von ihm dasselbe Heldengedicht:

Dann warf auch König Gunther den schweren Eschenschaft,
Er warf ihn keden Mutes, doch nur mit schwacher Kraft. —

Und sollten wir Natur- und Waldfreunde, wir Wanderer uns nicht öfters wieder der großen Vergangenheit des Baumes erinnern, wenn wir einer mächtigen, über dreißig Meter ragenden Esche draußen in der Natur begegnen, damit auch dieser ehemalige Götterbaum, dessen Ansehen durch andre, ja fremdländische so sehr gelitten hat, auch bei uns wieder Verehrung und mehr Liebe gewinne? Gerade dem sinnigen Wanderer, der an keinem Baumleben vorüber kann, ohne das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, ihm wird die Esche immer noch mehr zu sagen haben als die aus der Fremde zugewanderte Akazie, der Walnußbaum oder die Roßkastanie.

Und ist auch der Ahnenglaube, der den Baum einst heiligte, verloschen, mit einer Nebenwurzel, einer Spielart seiner selbst verknüpft er sich auch heute noch, wenn auch in anderm Sinne, mit unsrer Religion, mit unsrer Totenverehrung. Als segnenden Friedensbaum pflanzen wir die Traueresche auf unsre Gottesäcker, auf die Gräber der geliebten Toten.

Mit hochragenden, himmelgreifenden Armen einst Sinnbild strebender Kraft, breitet sie so, ein Sinnbild der Trauer, ihre hängenden Zweige über die letzte Ruhestätte des Wanderers.



Sonnenflecke

Eine astrophysikalische Plauderei von Dr.-Ing. H. Voigt

Eine der ersten mit der Erfindung des Fernrohrs am Anfang des 17. Jahrhunderts zusammenhängende astronomische Entdeckung war die Feststellung, daß die glänzende Sonnenscheibe nicht immer als das Symbol der vollkommensten Reinheit angesehen werden dürfe; jetzt, nach einer Beobachtungsdauer von 300 Jahren wissen wir sogar, daß es einen wirklich fleckenfreien Zustand der Sonne wahrscheinlich überhaupt nicht gibt. In gewissen Zwischenräumen treten wohl Tage, selbst Wochen auf, in denen wir auf der gerade uns zugekehrten Hälfte der Kugel keine Flecke bemerken, es ist aber keineswegs sicher, daß auf der entgegengesetzten Seite nicht doch ein Fleck vorhanden ist; wir sind also nur berechtigt, von fleckenarmen und fleckenreichen Zeitabschnitten der Sonnenoberfläche zu sprechen. Freilich ist nicht zu erwarten, daß das unbewaffnete Auge derartige Erscheinungen ohne weiteres wahrzunehmen vermöchte, so groß sind in der Regel die dunklen Stellen auf der Glutscheibe nicht; nachdem aber einmal die Tatsache bekannt geworden war, ist es doch möglich gewesen, besonders große Flecke dann als schwarze Stellen sehen zu können, wenn die Sonne, hinter leichten Nebelschleiern stehend, sich uns als eine mattweiße, des Glanzes entkleidete Scheibe am Himmel zeigt. Personen mit guten und wenig lichtempfindlichen Augen sollen sogar imstande gewesen sein, dunkle Punkte zu erkennen, deren Größe ungefähr 1/50 des Sonnendurchmessers betrug; hierbei müssen wir uns aber darüber klar sein, daß diese Abmessung schon mehr als das Doppelte des Durchmessers der Erde darstellen würde, der, wie bekannt, etwas mehr als 12 700 km beträgt.

Diese Zahlenangabe möge gleich zu einer Größenvorstellung der Sonne selbst benutzt werden. Die Sonne ist eine Kugel von 1 391 000 km Durchmesser; denken wir sie uns als Hohlkugel, in deren Mittelpunkt die Erde gesetzt sei, dann könnte der Mond, der 384 000 km von uns absteht, selbst wenn er noch 300 000 km weiter entfernt wäre, die Erde ruhig umlaufen, ohne an die innere Schale der Hohlkugel anzustoßen. So groß ist der Körper, auf dem die Vorgänge sich abspielen, deren Betrachtung uns in folgendem beschäftigen soll.

Ein Sonnenfleck stellt sich dem bewaffneten Auge als eine dunkle Stelle auf dem wie weißglühendes Eisen erscheinenden Grunde dar, umgeben von einem weniger dunklen Hof, der Penumbra, dem Halbschatten; ein annähernd in Sonnenmitte stehender Fleck, auf den man senkrecht von oben schauen kann, läßt sich am besten mit dem eingestülpten Schalltrichter einer Trompete vergleichen, falls er — was allerdings nur selten der Fall ist — schön regelmäßig gestaltet ist. Meistens aber sind die Flecke sehr unregelmäßige Gebilde; der Kern ist verzerrt und ausgezackt, häufig in mehrere Teile zerlegt, die Penumbra faserig zerrissen, und das Ganze ist von Stunde zu Stunde, oft auch in kürzerer Zeit, auffallenden Formänderungen unterworfen, so daß man den Eindruck gewaltiger aus dem Inneren hervorbrechender Explosionsvorgänge erhält. Die besten Zeichnungen oder Photographien sind nicht imstande, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu geben, es fehlt eben die gefühlte Bewegung, das Leben der entfesselten Elemente; hier könnte höchstens eine kinematographische Darstellung helfend eingreifen, aber auch diese ist unzureichend, da keine Phantasie imstande ist, sich das auf der Leinwand erscheinende Bild viele Millionen mal vergrößert zu denken, wie es einem Fleck entsprechen würde, der gerade noch mit bloßem Auge sichtbar ist. Es gibt aber noch viel größere derartige Gebilde; ist doch eins beobachtet worden, das auf der Erde der Größe der skandinavischen Halbinsel entsprechen würde. Die meisten Flecke sind freilich viel kleiner und erscheinen selbst bei stärkeren Vergrößerungen nur als ganz kleine Punkte; was aber das Phänomen so sonderbar macht, ist das, daß die Flecke nicht überall auf der Sonne auftreten, sondern bestimmte Teile bevorzugen, und zwar die Breiten bis zu 40 Grad nördlich und südlich vom Äquator. Darüber hinaus nach den Polen hin werden selten Flecke gesehen. Dieses Auftreten der Flecke in den sogenannten Königszonen ist das erste Rätsel; gleich daran schließt sich das zweite, das wir die Periodizität der Fleckenhäufigkeit oder das Atmen der Tätigkeit der Sonne zwischen einem Maximum und Minimum des Fleckenreichtums nennen; die Periode läuft in der Regel in einem Zeitraum von 11 1/8 Jahren ab, sie kann aber auch kürzer, nämlich etwa 8, und länger, ungefähr 15 Jahre dauern.

Im engen Zusammenhang mit den Flecken steht sowohl Form wie Ausdehnung der sogenannten Korona, das ist der milchig-weißliche Schimmer, der die Sonne umgibt und früher nur bei totalen Finsternissen kurze Zeit gesehen werden konnte. Die Korona setzt sich aus den Strahlen zusammen, die den Fleckenschlünden entströmen und je nach Größe und Lebenskraft des Flecks an Ausdehnung verschieden sein müssen. Jeder Strahl wird die Sonne in radialer Richtung verlassen, und wenn wir die einzelnen Strahlen unterscheiden könnten, dann müßte der Eindruck ein ähnlicher sein, wie ihn die bekannte mittelalterliche Waffe Morgenstern zeigt, wenn die Flecke ü er die ganze Sonnen-

kugel hin verteilt wären. Da das aber, wie bemerkt, nicht der Fall ist und über 40 Grad hinaus kaum solche vorkommen, so wird die Hauptausdehnung der Korona sich in äquatoralen Breiten entwickeln, was noch dadurch befördert wird, daß die Strahlen ja an der Umdrehung der Kugel teilnehmen, wodurch sie gezwungen werden, unter dem Einfluß der Zentrifugalkraft eine Richtungsänderung nach dem Äquator hin vorzunehmen. An dieser Stelle näher auf das Sonderproblem einzugehen, ist überflüssig, denn die Erwähnung der Erscheinung erfolgte nur aus dem Grunde, weil wir zeigen wollen, daß weder das Vorhandensein noch die wechselnde Gestalt der Korona von der Fleckentätigkeit getrennt werden kann. Hiermit muß auch noch der Umstand in Verbindung gebracht werden, daß die Korona nicht nur im reflektierten Sonnenlicht leuchtet, sondern im Spektrum auch noch Linien zeigt, die auf glühende Gase, die mit den Strahlen aus dem Inneren herausgerissen sind, schließen lassen.

Alles das sind gesetzmäßig auftretende Erscheinungen, deren Zahl noch vermehrt werden könnte; um jedoch nicht zu weit in Einzelheiten zu geraten, sei nur noch auf einen Punkt hingewiesen, der in dem Artikel »Sonne oder Erde« von Joh. Schlaf im Maiheft dieser Zeitschrift (1923) stand und zu einer eigenartigen Schlußfolgerung benutzt wurde. Schlaf sagt, daß 92% sämtlicher Flecke auf der der Erde jeweils abgekehrten Seite der Sonne entstehen. Diese Zahl ist zu hoch gegriffen; es sind nur 59 bis 60%, aber auch dieser Umstand ist auffallend und schreit nach einer Erklärung, wie alle die bereits genannten Erscheinungen. Durchforschen wir jedoch die Fachliteratur, dann finden wir fast so viele Sonnenfleckenerklärungen, wie es Sonnenforscher gibt; keine von allen ist aber hinreichend begründet, um allen Bedingungen zu genügen, und in der neuesten Auflage der ausgezeichneten populären Astronomie von Newkomb-Engelmann wird diese Schwäche auch unumwunden zugegeben. Das Werk zählt an geeigneter Stelle fast alle zur Zeit Beachtung verdienenden Sonnenfleckentheorien auf; leider vermissen wir gerade diejenige, bei der mit der Erklärung der Entstehungsursache der Flecken auch deren Begleiterscheinungen, z. B. die Periodizität, das Auftreten der Flecke auf beiden Seiten des Äquators, Königszonen, die Spektralbefunde der Korona und die Bevorzugung der hinteren Sonnenseite bei der Bildung der Flecke, ihre Begründung finden. Diese Erklärung stammt von dem Wiener Ingenieur Hanns Hörbiger. Sie bildet einen wichtigen Teil seiner Welteislehre und wurde 1913 zuerst veröffentlicht (»Hörbigers Glacialkosmogonie. Eine neue Entwicklungsgeschichte des Weltalls und des Sonnensystems« von Ph. Fauth).

An der Hand dieser Theorie möge das Sonnenfleckenproblem kurz erläutert werden.

Hörbiger schließt sich den Forschern an, die von dem physikalischen Aufbau der Sonne folgende Vorstellung haben: Ein glühend-flüssiger Kern ist von einer Gashülle umgeben, in der außer allen uns bekannten auch noch andre den Sonnenbaustoff bildende Elemente in glühendem Zustande enthalten sind. Da für unsre Betrachtung nur die Gashülle — Photosphäre genannt — eine Rolle spielt, so brauchen wir uns mit der Frage, ob der flüssige Kern aus geschmolzenen Metall- und Gesteinsmassen bestehe oder ob er als durch den ungeheuren Druck flüssig gewordene Gase anzusehen ist, nicht aufzuhalten; nur so viel sei gesagt, daß Hörbiger das erstere annimmt. In welcher Höhe die Photosphäre den Kern umgibt, ob sie drei- oder fünfmalhunderttausend Kilometer dick ist, hängt ganz davon ab, welche Dichte man den innersten Schichten des Kerns zubilligen kann, um zu dem mittleren spezifischen Gewicht der ganzen Sonnenmasse zu kommen, das nur das 1,4 fache des Wassers beträgt. Trotz dieses geringen Wertes ist aber doch die Schwere auf der Oberfläche der Sonne 27½ mal größer als auf der Erde, ein Umstand, der bei Berücksichtigung der Kraft, mit der die in die Sonne stürzenden Körper angezogen werden, eine wichtige Rolle spielt.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir zur Hörbigerschen Theorie selbst übergehen, die kurz folgendermaßen ausgesprochen werden kann: Ein Sonnenfleck ist ein Störungsvorgang in der Photosphäre, hervorgerufen durch einen in diese von außen hineingelangten Fremdkörper, dessen Zersetzungsprodukte sich in der glühenden Umgebung nicht halten können und von der Sonne zum Teil wieder ausgestoßen werden.

Es ist bekannt, daß Meteore in die Sonne stürzen und dadurch, daß ihre Einsturzenergie in Wärme umgewandelt wird, zur Aufrechterhaltung des Glutzustandes der Sonne beitragen. Meteore sind metallisch-mineralische Körper, dem Sonnenbaustoff wesensgleich, sie werden sich beim Niedersinken im feurig flüssigen Schoße in ihre Bestandteile auflösen und sich mit der Masse der Sonne vereinigen. In den Glutherd eines Hochofens wirft man ungefährdet Eisenstücke und Kohle hinein; befinden sich aber — wie es im Winter vorkommen kann — zwischen dem Koks Eisstücke, oder versucht man auch nur wenig Wasser in die Glutmasse zu schütten, so kann die rapide Entwicklung des Wasserdampfes zu den schwersten Hochofenexplosionen führen. Wasser und Glutfluß sind eben wesensverschiedene Dinge, die sich nie vertragen, weder auf der Erde noch auf Himmelskörpern.

Ja, aber — so wird jetzt mancher fragen —

es soll doch wohl kein Eis in die Sonne stürzen? Wo soll denn das herkommen? Und unsre Antwort lautet: Jawohl, es stürzt Eis in die Sonne, und dieses Eis kommt aus dem Weltall!

Im Weltraum muß Eis vorhanden sein, denn ebenso wie die Erde von Trümmern explodierter Metall- und Gesteinsmeteore getroffen wird, ist auch das Herabstürzen größerer Eisstücke aus dem Weltraum sowohl vereinzelt als in Verbindung mit starken Hagelschlägen einwandfrei festgestellt. Wenn derartige Beobachtungen ziemlich unbekannt geblieben sind, so liegt das daran, daß die Augenzeugen sich der Wichtigkeit des Ereignisses nicht bewußt gewesen sind und später, wenn es sich darum handelte, den Beweis für die Wahrheit der Behauptung zu liefern, die Fundstücke nicht mehr beibringen konnten, weil sie zu Wasser geworden waren. Da aber auch von hochangesehenen Astronomen die theoretische Wahrscheinlichkeit der Eisbildung im Weltenraum zugegeben wird, weil die Vorbedingungen dazu zweifellos vorhanden seien, so wollen wir die Tatsache einfach als gegeben annehmen und das Verhalten eines in die Sonne gestürzten Eiskörpers etwas näher betrachten.

Kann die Erde auf ihrem Wege um die Sonne Eiskörpern begegnen, so ist das nur dadurch möglich, daß sie die Bahnen der zur Sonne ziehenden Körper durchquert. Alle im Schwerbereich des Zentralgestirns befindlichen Massen haben das Bestreben, früher oder später zur Sonne zu gelangen; die kleinen und massearmen Körper empfinden den Zwang naturgemäß stärker als große und schwere (Planeten), und so erscheint es nicht sonderbar, daß die Sonne neben dem ständig auf sie niedergehenden Meteorhagel auch von Eiskörpern getroffen werden muß. Sind diese von geringer Größe, so werden sie schon über, sicher aber auf der Oberfläche der glühenden Photosphäre verdampfen und sich zersetzen; sind sie dagegen groß genug, um nicht so schnell aufgelöst werden zu können, dann werden sie wohl an der Oberfläche angeschmolzen werden, aber doch als massive Körper in das Glutgasgemisch der Photosphäre einschießen und hier so tief einsinken, bis dem weiteren Vordringen nach unten der nach oben wirkende Auftrieb Halt gebietet. Hier kommt der Eindringling zur Ruhe; er ist der Wirkung der ihn von allen Seiten umgebenden Hitze ausgesetzt, die in ihn einzudringen sucht. Da er selbst aber mit der ungeheuren Kälte des Weltraums behaftet angekommen ist, so wirkt diese ihrerseits abkühlend auf die glühenden Gasschichten der näheren Umgebung, was zur Folge hat, daß sie sich kondensieren und ihre Kondensate als eine Schlackenschicht auf dem Eiskörper ablagern. Die Technik benutzt Schlacke und besonders die durch Dampfeinblasung gewonnene Schlackenwolle als Wärmeschutzmittel; so wird auch die den Eiskörper einhüllende Schicht als ein solches anzusehen sein und dem allzu schnellen Vordringen der Wärme einen Damm entgegenstellen, so daß die Umwandlung des Eises in Wasser nur langsam vor sich gehen kann. Aber auch entstandenes Wasser kann hier nicht sofort zu Dampf werden, denn der Körper ist Tausende von Kilometern tief eingedrungen und liegt nun unter dem hohen Druck der über ihm lagernden Schichten da, wodurch die Dampfbildung lange zurückgehalten wird. In der Physik und Technik bezeichnet man einen solchen Zustand des Wassers als »im Siedeverzug befindlich«, er dauert so lange an, bis die Ruhe der Masse durch irgendeine Ursache gestört wird, dann aber setzt die Dampfbildung mit voller Kraft ein; in unserm Falle wird in einem gegebenen Zeitpunkt ein über alle Begriffe kräftiger Dampfstrahl aus dem Fleckenherd hervorbrechen, die über diesem liegenden Photosphärenschichten durchstoßen und diese in mehr oder weniger radialer Richtung verlassen. Dampf von solch unvorstellbarem Druck besitzt eine ganz ungeheure Geschwindigkeit, durch die er bei freier Ausströmung sich schnell ausdehnt; hiermit wieder ist Abkühlung verbunden, die dazu führt, daß der rasend schnell von der Sonne entweichende Dampf in feinstverteilten Eisstaub übergeht. Als solcher kann er im reflektierten Sonnenlicht leuchten, und wir sehen ihn in dieser Form auch seitlich von der Sonne als das die weit hinausreichenden Koronastrahlen bildende Material. Stellen wir uns nun vor, daß die den Fleckenherd darstellenden dampfspeienden Eisbomben in den verschiedensten Tiefen der Photosphäre liegen können, aus denen Dampfstrahlen auch verschieden tief eingelagerte Elemente in glühender Gasform mit hinausblasen können, dann wird es nicht wunderbar erscheinen, daß ein Koronastrahl neben dem reinen reflektierten Sonnenspektrum unter Umständen auch Spektrallinien von Elementen zeigen kann; daß diese Erscheinung ohne jede Regelmäßigkeit auftritt, leuchtet auch ein. Denn wenn an der Stelle in der Photosphäre, an der sich ein Fleckenherd bildet, oder in ihrer Nähe oder auf dem Wege, den der Dampfstrahl gerade nimmt, ein Element nicht vorhanden ist, dessen Spektrallinie sich an andrer Stelle der Korona abzeichnete, dann können seine Spuren auch nicht mit hinausgeblasen werden, und die Erscheinung im Spektrum bleibt aus.

Haben wir mit diesen Ausführungen die Entstehungsursache eines Fleckes geschildert, deren Voraussetzung »kosmisches Wasser« ist, woraus sich der als Eisstaub im Sonnenlicht leuchtende Koronastrahl folgerichtig ergab, und nachgewiesen, daß in einem solchen Eisstaubstrahl auch aus dem Sonneninneren mit hinausgerissene chemische Elemente spektroskopisch erscheinen

können, dann haben wir damit bereits drei der eingangs genannten Erscheinungen flüchtig erklärt. Bevor wir aber noch die Hörbigersche Lösung des Rätsels der Periodizität und des Auftretens der Flecken in den beiden Königszonen geben, scheint es nötig, mit einigen Worten den für den Fachmann selbstverständlichen, dem Laien aber wahrscheinlich noch unklaren Punkt zu erwähnen, weshalb denn ein solcher Fleck, aus dem Dampf entströmt, dunkel aussehen und aus welchem Grunde er von der sogenannten Penumbra umgeben sein muß. Die Vermutung liegt doch nahe, daß Dampf, der aus einer Glutröhre von mindestens 6000 Grad Celsius herausfährt, in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt werden muß und nicht mehr als Wasserdampf oder späterer Eisstaub angesehen werden kann.

Zur Widerlegung dieses wohlberechtigten Einwandes bitten wir, mit uns folgenden Gedankengang zu machen:

Der höchste in der Technik bis jetzt praktisch angewendete Dampfdruck beträgt 60—70 Atmosphären; die Temperatur des unter diesem Druck sich entwickelnden Dampfes erreicht ungefähr 275 Grad Celsius, und die Geschwindigkeit, mit der er aus einer Düse ausströmt, mag 1300 m in der Sekunde betragen. (Zum Vergleich sei bemerkt, daß ein Schnellzug in der Sekunde nur etwa 16 m zurücklegt!) Es ist einleuchtend, daß mit solcher Schnelligkeit aus einem Rohr herausquellender Dampf selbst dann kaum im Inneren des Strahls eine wesentlich höhere Temperatur annehmen könnte, wenn man das Rohrende auf Weißglut erhitzen würde. Auf der Sonne haben wir nun mit noch viel höheren Druckkräften und Geschwindigkeiten des aus einem Fleckentrichter ausströmenden Dampfes zu rechnen; wir mögen aber die Temperatur des Trichterschlundes ruhig doppelt und dreifach so hoch, als sie mit irdischen Mitteln erzeugbar ist, annehmen, es wird nicht gelingen, eine Dampfsäule von 5- oder 10 000 km Durchmesser, die mit vielleicht mehr als 2000 m Geschwindigkeit in der Sekunde ausströmt, nennenswert über die Dampftemperatur selbst zu erwärmen. Die Randpartien des Strahls werden freilich vielleicht einige Kilometer tief nach der Mitte zu so weit erhitzt werden, daß der Dampf in seine chemischen Elemente Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt wird, die Hauptmasse wird auf der Dampftemperatur bleiben, deren Kontrast gegen die in gleißendem Licht daliegende Sonnenoberfläche so groß ist, daß der Kern des Strahls unter allen Umständen uns dunkel, ja schwarz erscheinen muß. Würden aus den Fleckenschlünden Strahlen aus Stoffen hervorbrechen, die bis zur Gluttemperatur erhitzt werden können, dann hätten wir freilich ein andres Bild der Flecke zu erwarten; aber gerade die durch die Beobachtung zweifelsfrei festgestellte Tatsache, daß hier eine Ausblasung solchen Dampfes stattfindet, der nicht zum Glühen kommen kann, führt zu der Überzeugung, daß wir es mit Wasserdampf zu tun haben, dem allein diese Eigenschaft zukommt. Er ist eben auch der einzige Fremdstoff, den der Sonnenkörper nicht zu dulden scheint; denn selbst wenn der durch Zerlegung frei gewordene Sauerstoff Gelegenheit finden sollte, sich mit andern Elementen zu vereinigen und in der Sonne zu verbleiben, so sehen wir doch an den riesigen Wasserstoffaushauchungen, wie es die Protuberanzen sind, daß für dieses Element in der Sonne kein Platz ist und sie das Bestreben hat, sich des unliebsamen Zuwachses mit allen Mitteln zu entledigen.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Ursache der Periodizität, des Erscheinens der Flecke in den Königszonen und die scheinbare Bevorzugung der hinteren Sonnenhälfte für die Entstehung der Flecke zu besprechen. Hier müssen wir uns leider auf kürze Andeutungen beschränken, da ohne Zeichnungen der Gegenstand selbst bei breitester Behandlung für den Uneingeweihten unklar bleiben muß. Diejenigen Leser, die tieferen Einblick in die Vorgänge nehmen wollen, müssen auf die am Ende dieses Aufsatzes angegebenen Schriften hingewiesen werden.

Während die im Weltraum vorhandenen Meteore ziemlich regellos zur Sonne stürzen werden, ist bei den Eiskörpern das Gegenteil der Fall. Außerhalb der wirksamen Sonnenschwere liegt eine Ansammlung dieses Materials, die sich in gleicher Richtung wie die Sonne durch das Weltall bewegt; der Widerstand des Äthers läßt sich aus dem lockeren Gefüge ständig mehr oder weniger große Körper ablösen, die mit verringerter Geschwindigkeit ihren Weg fortsetzen; sie bleiben immer weiter zurück und fallen dadurch schließlich dem Schweregebiet der nachrückenden Sonne anheim. Einmal von diesem erfaßt, müssen sie den Fall zum Sonnenzentrum mit Beschleunigung antreten, wodurch sich — ebenfalls veranlaßt vom Ätherwiderstand — eine Größensortierung entwickelt, die dazu führt, daß sich die größten Körper auf dem kürzesten, die übrigen auf längeren, ihren verschiedenen Größenabstufungen entsprechenden Wegen, alle also verschieden schnell zur Sonne hinbewegen werden. Dieser Ordnungsvorgang ruft die Vorstellung einer bestimmten Bahnform der Gesamtmenge der Körper hervor, die sich als ein im Raume in unveränderter Lage liegendes, gekrümmtes Horn denken läßt, dessen Spitze ins Sonnenzentrum stößt. Die Durchdringungsstelle an der rotierenden Photosphäre ergibt die Grenzen für die Einsturzmöglichkeit der Eiskörper, und die nach physikalisch-mechanischen Bedingungen durchgeführte

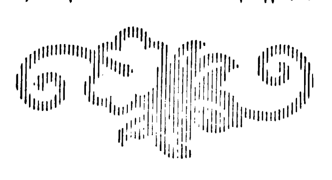
Konstruktion des Vorgangs zeigt denn auch, daß die auf der inneren Krümmung des Horns heranschreitenden größten Eiskörper etwas nördlich vom Äquator, die auf der äußeren anlangenden kleineren, aber noch fleckenerzeugungsfähigen, bis zu 40 Grad südlich davon die Sonne treffen und eine Fleckenzone hervorrufen werden. Die allerkleinsten treffen am Südpol ein und können hier nur Protuberanzen hervorrufen. Würde dieser Zufluß ungestört verlaufen, so würden wir nur diese eine Fleckenzone kennen, die vielleicht ab und zu stärker oder schwächer besetzt sein, aber doch regelmäßig vorhanden sein würde. Nun werden aber die Bahnen der aus einer weit außerhalb des Neptunabstandes liegenden Ferne zur Sonne ziehenden Eiskörper von den Planeten gekreuzt; hierdurch wird immer ein Teil davon aus seinem direkt zur Sonne gerichteten Wege gelenkt werden, und wir werden zweierlei Wirkungen dieser »Störungen« feststellen können: einmal werden Lücken in die Kette der einander folgenden Körper gerissen, die sich durch Unterbrechungen des gleichmäßigen Zuflusses zur Sonne kenntlich machen müssen; zweitens werden alle aus ihren regelmäßigen Bahnen herausgestörten Körper die Sonne erst auf mehr oder weniger großen Umwegen und an andern Ankunftsstellen erreichen. Die empfindlichste derartige Störung nach beiden Hinsichten wird der stärkste aller Planeten, der Jupiter, ausüben, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn sein Durchschneiden der Eiskörperbahn, das sich alle 11¾ Jahre wiederholt, den Haupttakt für die Fleckenperiode angibt.

Greift man, wie es Hörbiger getan hat, einzelne der gestörten Individuen heraus, berechnet man ihre mutmaßlichen Bahnen und fertigt danach eine Zeichnung der Bahnlagen und -formen dieser »gestörten« Eiskörper an, so ergibt sich, daß ihre Einsturzstellen denen der ungestörten gegenüberliegen. Hieraus ergibt sich die Erklärung für das Zustandekommen der andern Königszone, bei der die größten Eiskörper etwas südlich unterhalb des Äquators, die kleineren nördlich von ihm in Breiten bis zu 40 Grad einschießen und Flecke hervorrufen müssen, während die allerkleinsten am Pol, in diesem Falle am Nordpol der Sonne ankommen werden. In diesen physikalisch, mechanisch und konstruktiv einwandfreien Ermittlungen liegt der Schlüssel zur Lösung des Rätsels sowohl der Periodizität als auch des Entstehens der Königszonen der Flecke.

Hörbiger ist aber auch imstande, auf Grund der gleichen Untersuchungen über die Bahnformen und Fallzeiten der Eiskörper den Nachweis für die Wahrscheinlichkeit zu geben, daß sich — ohne daß darin etwas Besonderes erblickt werden müßte — ein größerer Teil der Flecke auf der uns jeweils abgekehrten Seite der Sonne bilden kann und wird. Diese sehr zeitraubenden Ermittlungen sind aber zurückgestellt, um wichtigere Arbeiten zu erledigen; zurzeit können wir nur sagen, daß die auf eine Mitteilung Stephanis gestützte Behauptung Schlafs, 92 Prozent aller Flecke entständen auf der andern Seite der Sonne, nicht richtig sein kann; wenn es 60 Prozent sind, ist das schon viel. Stephani kam zu seiner Annahme auf Grund seiner sonnenphotographischen Arbeiten, die aber, da sie mit primitiven Mitteln unternommen wurden, nur kleine Sonnenbilder für die Untersuchung ergaben und nichts zur Klärung dieser Frage beitragen können, obwohl sie für viele andre Untersuchungen sehr wertvolles Material geliefert haben. Ich habe Stephani selbst mehrfach darauf aufmerksam machen können, daß ich Flecke auf der Vorderseite der Sonne entstehen sah, von denen die photographischen, nur 30 mm großen Aufnahmen nichts zeigten, so daß die Schlüsse, die Schlaf aus den als sehr unsicher anzusehenden Behauptungen Stephanis u. a. aufgebaut hat, wohl als unhaltbar bezeichnet werden müssen.

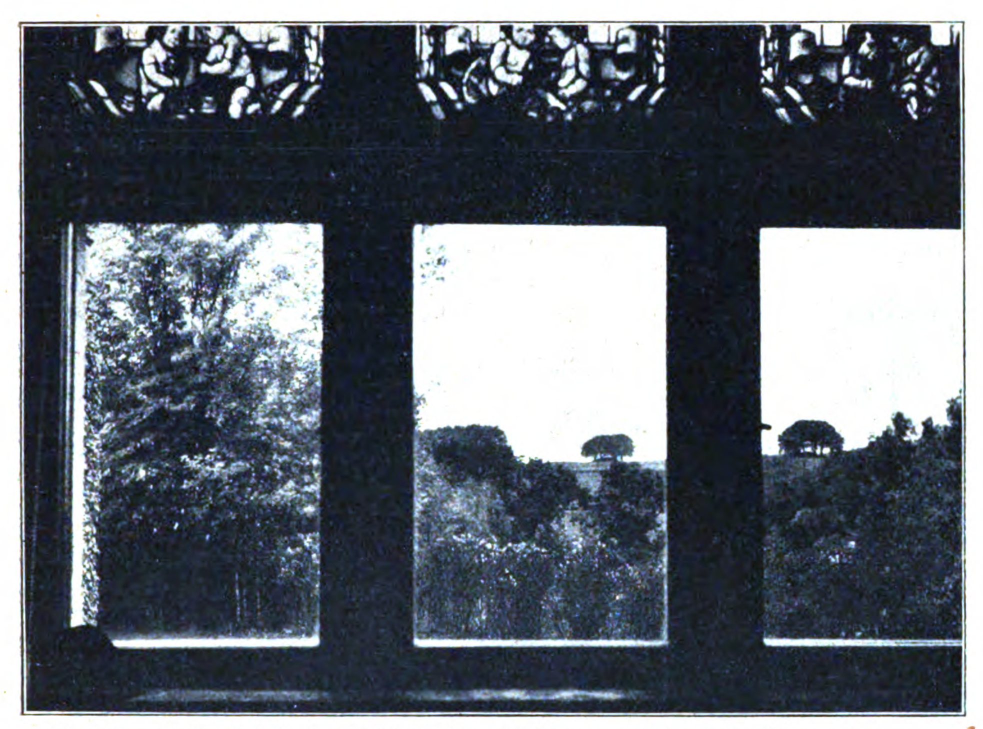
Mit diesem Hinweis möge unsre kleine Arbeit schließen; sie wurde angeregt durch den erwähnten Aufsatz von Johannes Schlaf und will zeigen, daß der kopernikanischen — heliozentrischen — Lehre durch Hörbigers Forschungen Mittel zur Erklärung sämtlicher Vorgänge auf der Sonne zur Verfügung stehen, die, bis auf die Neuheit ihres Grundgedankens, vollkommen auf dem Boden der heutigen Wissenschaft stehen und keine Rückkehr zu dem geozentrischen Weltbilde des Ptolemäus verlangen.

Die Neuheit der hier nur flüchtig ausgesprochenen, zum Teil nur angedeuteten Gedanken wird sowohl Widerspruch wie auch den Wunsch erwecken, Näheres darüber nachlesen zu können. Das Hörbigersche Hauptwerk ist vergriffen. Bis zu einer Neuauflage muß auf folgende Arbeiten hingewiesen werden: Hanns Fischer: Die Wunder des Welteises (Herm. Paetel in Berlin) — Max Valier: Die Entwicklung unsers Sonnensystems (ebenda) — Derselbe: Milliardenwerte aus den Sternen (Natur und Kultur in München) — H. Voigt: Eis ein Weltenbaustoff (2. Aufl.; Herm. Paetel in Berlin).





Alexander Fuks: Im Ballkleid



Die Hünengräber sind in das Blickfeld (vom Eßzimmer aus) durch Freischlag eingezogen

Die Gärten unsrer Landgüter

Von Harry Maaß (Lübeck)

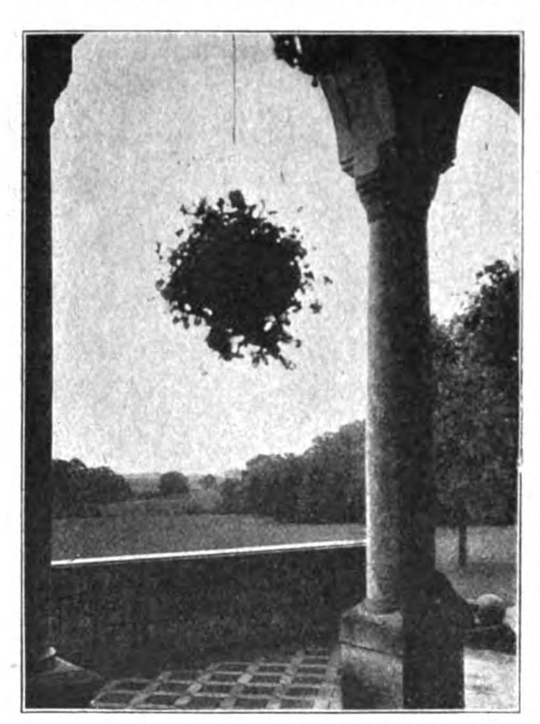
Mit zwölf Aufnahmen des Verfassers

Wohl an die dreißig Jahre mögen es her sein, als dieser Park angepflanzt wurde. Seitdem ist um uns her alles prächtig gewachsen. Die Einzelbäume haben sich, wie der Wald, zu unsrer Freude über alle Erwartungen entwickelt, und auch die Tannenalleen, die anfänglich ihre Not hatten, auf dem schweren, fast tonigen Boden voranzukommen, haben besonders in den letzten zehn Jahren jährlich über meterhohe Triebe gemacht, so daß sie jetzt die Laubbäume um vieles überragen. Aber je prächtiger alles gedeiht, um so enger, möchte ich sagen, wird die Umgebung; es ist kaum noch zu ertragen. Nirgendwo ein befreiendes Aufatmen, nirgendwo ein Blick in die Ferne, in das Land hinaus auf die Weiden, Wiesen und Äcker, die doch schließlich zu unserm Besitz gehören. Hier beispielsweise, nach Norden zu, sahen wir in den ersten Jahren auf eine Gruppe mit Eichen und Buchen bestandener Hünengräber, die der Stolz unsers Besitzes sind. Seit vielen Jahren wächst davor ein Laubwald in die Höhe und riegelt den Blick fest ab. Anfänglich genossen wir wenigstens noch den Blick aus den Zimmern der oberen Stockwerke — aber seit einigen Jahren ist das auch vorbei, die grüne Wand der Pflanzung dichtet sich mehr und mehr und wächst, je älter sie wird, um so schneller in die Höhe.

Wie hier im Norden, so steht es im Osten mit der dort schräg in das Bild schneidenden Tannenwand. Und gerade an jener Stelle breitet sich ein prächtiges Landschaftsbild, von der Wohnterrasse aus gesehen, vor uns aus. Seit der Gang ins Wachsen geraten ist, ging Jahr für Jahr mehr von all den landschaftlichen Köstlichkeiten verloren, und heute ist uns auch dieser Blick, wie Sie sehen, vollkommen zugewachsen.

Im Westen liegt ein großer Binnensee, dessen Uferbäume, alte prächtige Erlen, seit geraumer Zeit den Wasserspiegel unserm Blick entzogen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob man die gewiß an sich prächtigen Bäume wenigstens zum Teil entfernen soll; ich möchte meinen, daß das ganze Bild dadurch wesentlich an Schönheit und Tiefe gewinnen wird. Aber das zu entscheiden, überlasse ich Ihnen als dem erfahrenen Landschaftskünstler.

Ich hätte Ihnen noch vieles zu sagen, worüber ich untröstlich bin. Beispielsweise sind unsre Teiche völlig verwachsen, von den Bachläufen gar nicht zu reden. Die Blütenstrauchgruppen sind erstickt unter dem Druck kräftiger wachsender Baumpartien — und unser Rosen-



Von der Wohnterrasse bietet sich eine Fernsicht durch den Park in die Landschaft

und deren daraus erwachsende gesunde Ansichten über die Gestaltungsmöglichkeiten mir willkommen waren. In der Tat: was ich beim näheren Studium der örtlichen Verhältnisse erfuhr, war nicht dazu angetan, einer leidenschaftlichen Gartenfreundin mit diesem Gefühl für das Zarteste und Feinste im Pflanzenleben mit all seinen Wundern die Freude an ihrem Besitz zu erhöhen. Was ich sah, war die Regel: seelenloses, fast sinnloses Parkgestalten, Wegeschaufeln, Erdbewegen und Pflanzen, herzloses, verständnisloses Pflegen und Hüten des mählich sich Bildenden, des Werdenden und Sicheinfühlenden.

Zum Gartenschaffen gehört in allererster Linie das Erleben. Jenes Erleben, aus dem das Erleben derer wird, zu deren Freude das Werk gestaltet wurde. Zum Gartenpflegen aber gehört der wirkliche Gärtner, der nicht nur, sagen wir, Pflanzer, Schaufler oder Reiniger ist, sondern ein Auserwählter, dem die Natur aus ihrer Überfülle das größte Geschenk gab: die brünstige Hingabe, Andacht und heiligste Verantwortlichkeit.

Ich wurde in den letzten Jahren viel gerufen zu jenen glücklichen Menschen, denen Felder, Wald und Seen Besitztum sind, die wie Auserkorene dem schönsten Teil der

garten im Süden des Herrenhauses? — Sehen Sie nur diese Unruhe in der Anordnung der Pflanzung, in der Zusammenstellung der Farben. Seit ich vor etwa acht Jahren mit meinem Gärtner gewechselt habe, gleicht er einer wilden Ansammlung der verschiedensten Sträucher, Rosen und Stauden. Seltsam verträumte Mooswege sind abgeschaufelt und mit handhoher Kieslage abgedeckt, auf der man sich nur mühsam fortbewegen kann, überhaupt ist alles, was einen sonnenbeschienenen Waldwinkel so unermeßlich reich und schön machte, all dieses bunte Blühen seltsam schöner Wildblumen in einer kaum zu fassenden Gefühllosigkeit herzlos vernichtet. Ich habe die Lust verloren und mich nun endlich entschlossen, Wandel zu schaffen. Ich denke, Sie werden mir in nicht allzu langer Zeit Vorschläge unterbreiten darüber, was zu tun ist, damit ich wieder Freude habe. In diesem Zustand darf der Besitz unter keinen Umständen bleiben!

Mit diesen Worten verabschiedete sich die Auftraggeberin, die mit einem für mein Empfinden und meine Erfahrung überaus feinen Gefühl für die Schönheiten der Natur ausgerüstet war



Freilegung eines Seengeländes durch Niederlegen größeren Baumbestandes



Eine Blumenwiese am Saum des Parkrandes

Erde — der Natur — zu Füßen liegen, ihr dienen in harter Arbeit in mühevollen Monden, ihre Ernte einbringen in sorgenvollen Wochen, ihr aber auch lauschen dürfen und zuhorchen und vernehmen, was an Schönheit nur alles zu vernehmen ist, zu allen Zeiten, sei es in den Wehen des Frühlings oder in der Brunst sommerlicher Fülle, sei es im Früchtesegen milder Herbsteszeit oder in des Winters erstarrter Ruhe.

Es sind Ausnahmen, wo die geschilderten

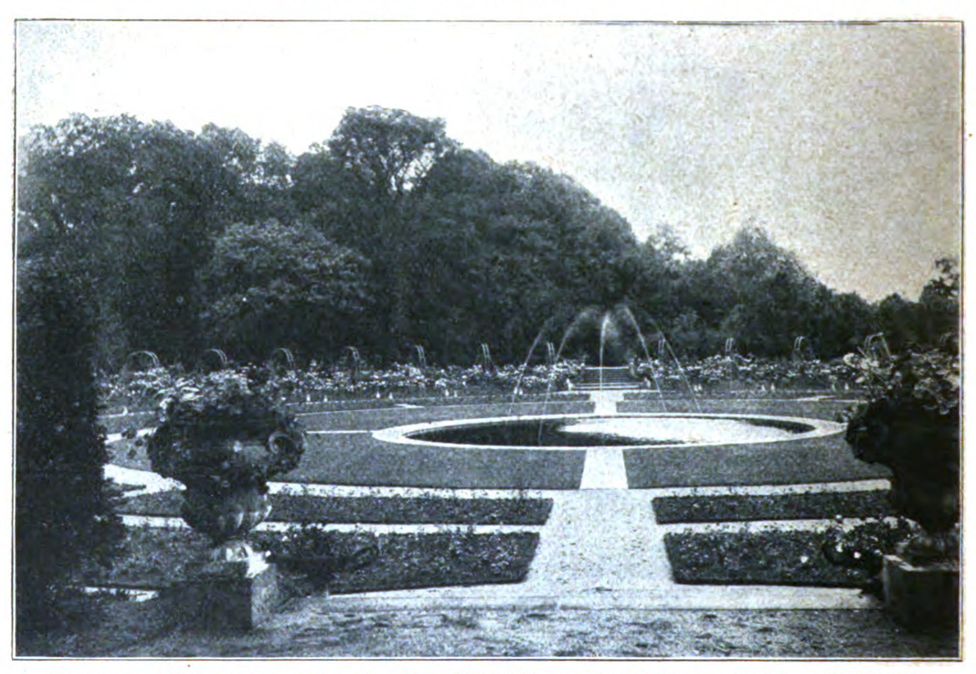


Wiesen und Kornfelder sind durch entsprechende Holzungen erschlossen

Verhältnisse nicht zutreffen, im allgemeinen bietet sich überall dasselbe Bild: gedankenloses Gestalten eingegliederter Gärten, die als Park ihre grünen Arme in die Landschaft strecken wollen, Fühlung suchend, sich vermählen wollend mit ihr, die als Baumpflanzungen plastisch in das Arbeitsgelände ausstrahlen, um Höhen zu überhöhen, Schlagschatten zu werfen auf sonnige Weiden, oder aber Bildrahmen geben für Blicke in unendliche Fernen.

Denn das sind die Aufgaben der Landschaftsgestaltung zunächst — Parkanlagen sind doch Glieder der großen Landschaft, ihr eingeordnete Teilstücke —, vorhandene Schönheiten und Seltsamkeiten, vorhandene Eigenart zu steigern, herauszuarbeiten, herauszukristallisieren und die Behausung des Menschen mit allem, das darum und daran, bewußt und schlackenlos einzugliedern. Innerhalb aller Parkgebilde aber ist Raum zum Auswirken rhythmischer Einzelheiten, vom Rosengarten angefangen bis zum Gemüse- oder Krautgarten, und den Möglichkeiten der bewußten Gestaltung und Bepflanzung reizvoller Bachlauf- und Teichpartien, seltsam verträumter Blütenanger, köstlicher Heideflecken oder mystisch verborgener Sumpfgelände sind keine Grenzen gesetzt bei phantasiereicher Führung des Gestalters. Fraglos greifen die Gebiete der Heimatschutzbestrebung mit denen der Gartenplanung bei der Bodengestaltung und pflanzlichen Durchbildung unsrer Landsitze eng ineinander, und es ist Angelegenheit des künstlerischen Gefühls und des künstlerischen Taktes, die Dinge vom rechten Standpunkt aus anzugreifen.

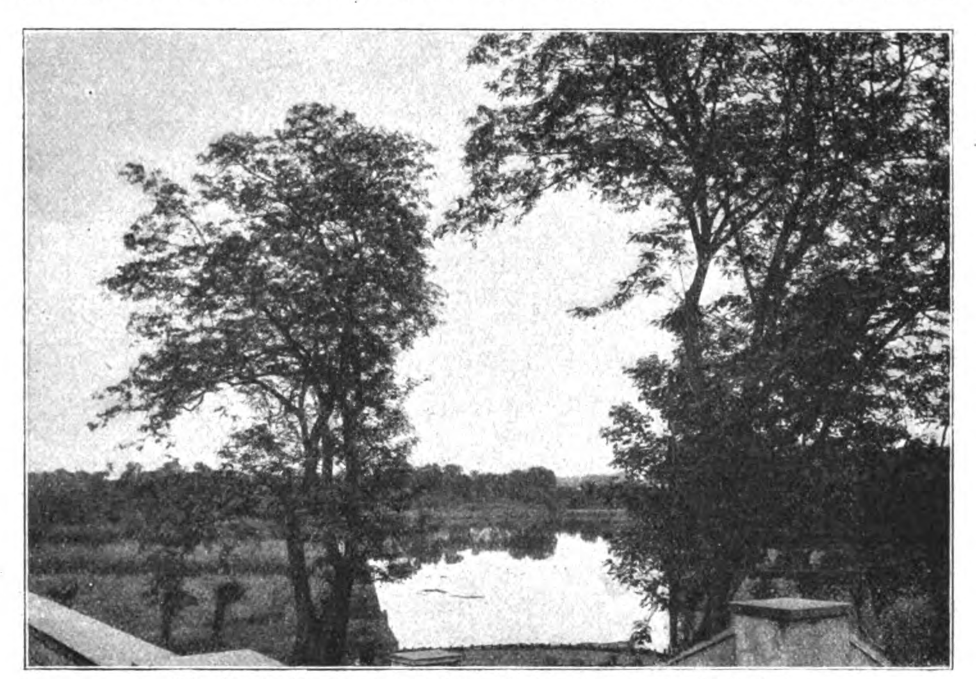
Oftmals wird rücksichtsloses Walten von Axt und Säge die Köstlichkeiten landschaftlicher Umgebung in das Blickfeld des Beschauers rücken, häufig ist die Freistellung prächtiger Baumriesen der Schlüssel zu vollendeter Schönheit, oder das Nahebringen eines das Gebiet streifenden Teiches oder Sees; selten gelingt es dagegen, durch Einfügen irgendwelcher Einzelteile, wie Felspartien, Sondergärten oder sogenannter Blumenparterres, vorhandene Mängel beiseitezuschaffen. Die Schönheit ländlicher Besitze zu erschließen, ist Angelegenheit der Komposition in die Ferne.



Der große Rosengarten verlangt ruhige Linienführung im Gegensatz zu seiner Farbigkeit

Wie der zuvor erwähnte unbefriedigende Parkzustand in kurzer Zeit und unter strengster Beachtung aller wirtschaftlichen Vorteile in einen Zustand der Erträglichkeit verwandelt wurde, wie ein Besitz, der streng in sich abgeschlossen, wahrhafte Großzügigkeit, wie er beherrschende, die Unendlichkeit umgreifende Werte erhielt, mögen die Abbildungen zeigen.

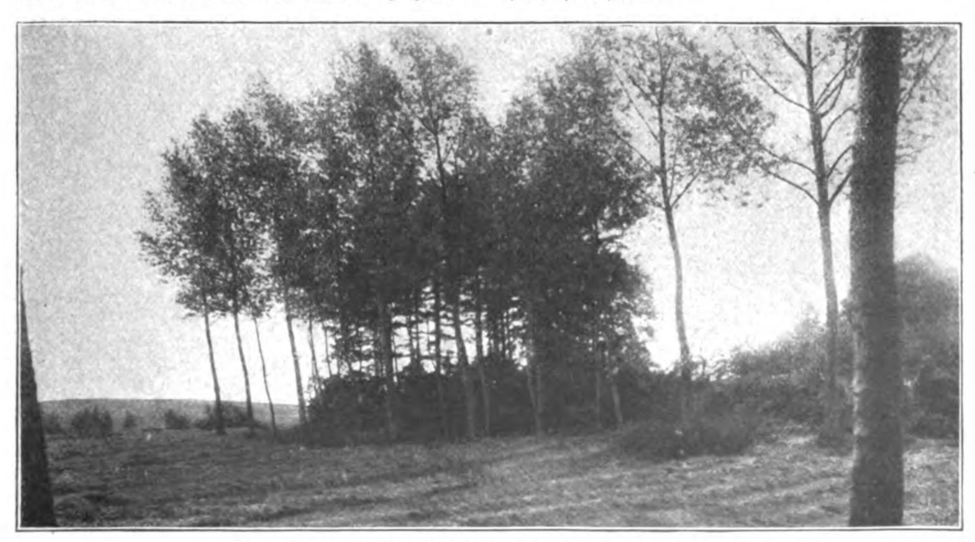
Abbild. S. 157 ist vom Eßzimmer aus durch das Fenster aufgenommen. Ehemals wuchs eine dichte Waldwand vor den Fenstern in die Höhe und schloß den Fernblick ab. Heute ist die Ferne frei geworden durch energischen Aushieb einer Lichtung und zeigt die Hünengräber in ihrer wechselnden Tagesbeleuchtung und ihrer abendlichen Mystik. Die Lichtung selbst wurde zu



Ein Durchstich bringt den See mit der Terrasse in Verbindung

einem Stauden- und Felsengarten umgewandelt. In traulicher Verborgenheit, nur dem darin Wandelnden in der Schönheit all seiner Farbenpracht sich offenbarend, ist er von Blütenhecken, Waldwand und köstlichen Frühlingsblütensträuchern sorgsam eingefaßt. Freischlag und Versetzen eines einzigen großen Ahorns war alles, was zu geschehen brauchte, um diese Schönheit zu erschließen. Günstiges Ausnutzen des vom Baumbestand befreiten Geländes für einen Blütengarten war eine willkommene Zugabe.

Von der Wohnterrasse des Herrenhauses aus erschließt sich der auf Abbild. S. 158 festgehaltene Fernblick durch den Park. Auch diese Stelle des Geländes war durch eine Tannenwand völlig verriegelt. Erst als diese bis auf einzelne Gruppen fortgenommen war, wurde das Parkbild fürs Auge reich und weit. Unsichtbar wurde durch Versetzen in eine Geländevertiefung das gegen Wild- und Vieheinbruch notwendige Gatter, so daß nun das weidende Vieh im Park zu stehen scheint.



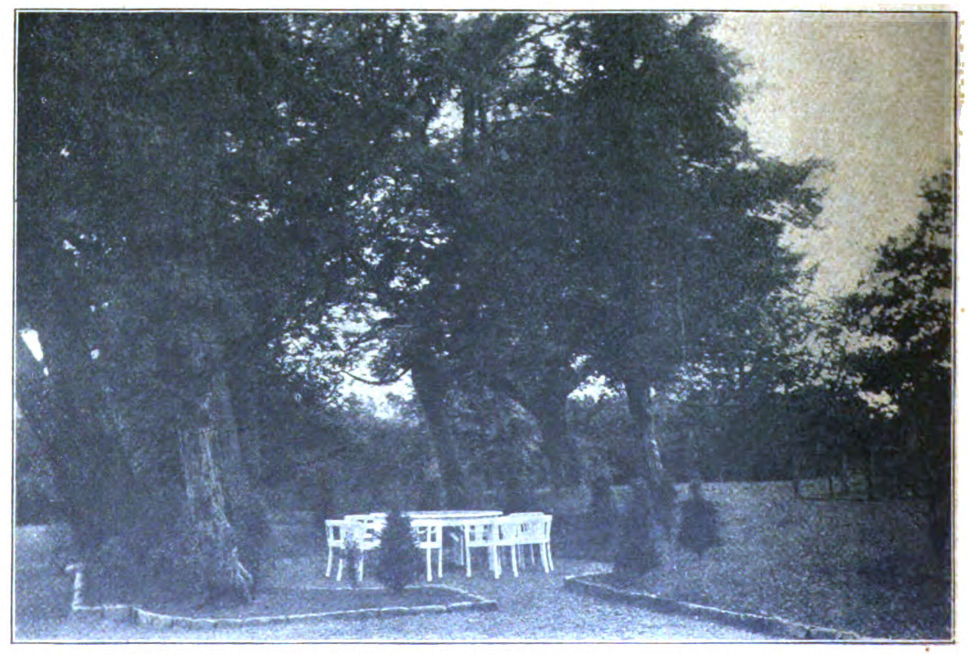
Die erhaltenen Landschaftswerte als Parkerweiterung



Die alten Kastanien vor dem Gartenzimmer werden erhalten

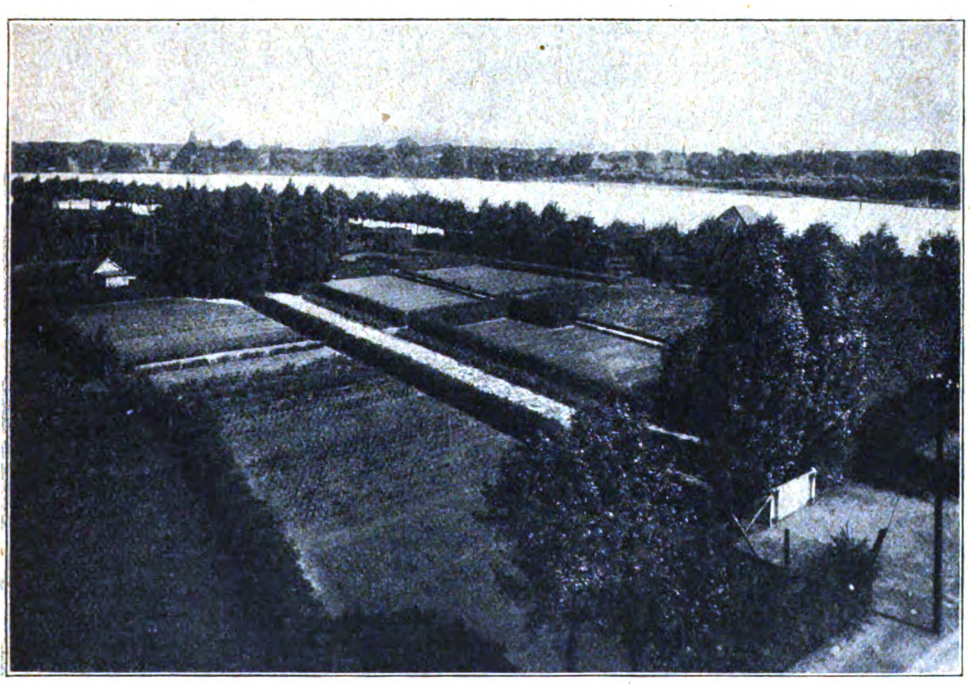
Das Köstlichste im Landschaftsbilde sind zweifellos immer die Seenplatten mit ihren wechselnden Stimmungswerten. Bis auf einzelne, das Bootshaus umschließende und im Landschaftsbild vermittelnde Baumgruppen (Abbild. S. 158) wurden alle übrigen Bäume gefällt. Der Gewinn ist zweifellos, denn die Ferne ist erschlossen und die Wasserfläche dem Auge nahegerückt. Niedrige Hecken aus schottischer Zaunrose trennen den Park kaum merklich von der Umgebung. Ein in Wahrheit erhabenes Gefühl, die Landschaft mit den Blicken zu beherrschen!

Dem Auge naherückende Schönheit einzelner Wachstumsbestände ist durch Ergänzungen, welcher Art sie auch sein mögen, nie zu überbieten.



Der schattige Gesellschaftsplatz unter alten Bäumen neben der Terrasse

Es gehört Mut, ja Anmaßung dazu, diesen Formenreichtum, dieses Spiel von Laub und Astwerk, wie ihn Abbild. S. 159 zeigt, noch erhöhen zu wollen. Andacht vor dieser Schönheit läßt die Hand des schaffenden Gestalters ruhen. Er befreit, ordnet sich dem Vorhandenen unter, lichtet im Notfall, um Lichtreflexe und Schlagschatten als Verbündete anzurufen, und gibt nichts weiter als Gelegenheiten zum Rasten, den überwältigenden Zauber dieser in Sonnengluten und Mondlicht getauchten Pracht in Wirklichkeitsträumen zu erleben. Es ist etwas Göttliches, in Naturschönheit einen Sonnentag oder einen Herbstabend zu verträumen.



Ein gutgegliederter Gemüsegarten ist eine Zierde des Besitztums

Wandeln wir den moosgepolsterten Weg unter tastenden und die Abendluft kosenden Zweigen weiter, so öffnet sich bald hier, bald dort ein lichter Blick auf das wogende Kornfeld. Hinderndes Gestrüpp ist entfernt, und befreit von Hemmungen aller Art entstand das Bild S. 159, ein Parkrand, der an duftende Wiesen grenzt. Ein Parkrand! Schon dieses Wort schließt alles in sich, was an Sehnsucht, Verträumtheit, Abgeschiedenheit und Gottnähe ein Menschenherz erfüllen kann.

Vor dem Herrenhause, nach Süden zu, war schon vor sechzehn Jahren ein Rosengarten geschaffen, in einem vertieften Geländeteil. Allzu schaffensfroher Drang hatte den Herrschaftsgärtner bewogen, diesen Rosengarten in ein kaum zu ertragendes Sammelsurium aller nur denkbaren Blumen, Gebüsche und Bäume zu verwandeln. Mit dieser Unruhe, die zu ertragen eine große Dosis unkünstlerischen Gefühls voraussetzte, wurde aufgeräumt. An dessen Stelle trat der eben im Wachstum befindliche Rosengarten (Abbild. S. 160), dessen nach innen geneigte Wände aus üppig blühenden Alpenrosen gebildet wurden. Ist der Flor verblüht, der köstliche Duft an schwülen Abenden vorüber, so beginnen an Bogen und seitlichen Leitern, die von Bogen zu Bogen leiten, die Rankrosen, rot, rosa, gelb und weiß, zu blühen, und ein Festkranz aus Duft und Farben umwirkt die mittlere ruhige Rasenfläche, in die ein Wasserbecken eingebettet ist mit flüsternden Springstrahlen. Noch schlummern die Seerosen und Mummeln unter dem Wasserspiegel. Aber alsbald, wenn die Sonne höher steigt, recken sie ihre Blüten, die roten, rosigen, weißen und gelben, zwischen den grünen Tellern hervor. Ein Blüten- und Duftgarten aus köstlichen Rosen, den Königinnen unter den Blumen! Wer könnte da anders als erhabene Ruhe, stimmungsvolle Schlichtheit schaffen, aus der das Leuchten und Duften um so köstlicher wird?! Einzelgärten dieser Art, Sondergärten voll Reichtum und verschwenderischer Fülle bringen die starken Themen in die Symphonie des Gesamten.

Kostenfragen berühren den Besitzer in der Regel weniger als den Städter, denn er hat, besonders außer der eigentlichen Bestellzeit, in



Die Wegkreuzung im Gemüsegarten ist durch ein Schöpfbecken besonders reizvoll gestaltet

der er sich der Bebauung seiner Felder, der Einbringung der Ernte zu widmen hat, eine Anzahl Leute frei, die ihm bei der Gestaltung seines Parkgrundstücks behilflich sein können. Er wird zuzeiten immer mehr oder weniger Hilfskräfte aus eignem Betrieb zur Verfügung halten können, um so die Kosten nicht unwesentlich zu verringern. Bekanntlich spielen die hohen Löhne im Bereich der Ausgaben eine Hauptrolle.

Abbild. S. 161 veranschaulicht eine Parkszenerie, in der die Wasserfläche das hervorragende Motiv bildet. Ein naheliegender, das Besitztum eng umgrenzender Binnensee wurde durch Ausstícharbeiten an den Besitz gewissermaßen herangeholt, in das Parkbild, von der Wohnterrasse aus gesehen, hineinbezogen. Sicherlich war diese unter Zuhilfenahme eignen Personals bewerkstelligte Arbeit ein schätzbarer Gewinn, der noch dadurch gesteigert werden kann, daß ausgedehnte Alpenrosenpflanzungen und Azaleenbestände das Wasser einzuschließen vorgesehen sind. In dem diesem köstlichen Vorsommerblüher zutunlichen Moorboden mit leicht schattenden Beständen wird sich ein üppiges Wachstum entfalten, und die Spiegelung der leuchtenden Blüten im unbewegten Wasser wird das seltsam schöne Spiel von Farbe und Linie noch vertiefen. Auch Stauden, wie Iris, Taglilien und mancherlei Sumpfpflanzen fremder Zonen mit bisher unbekannter Blütenfarbenpracht, werden die Wasserränder vermittelnd schmücken. Daß wir bestrebt sein müssen, die Schönheit heimischer Pflanzenwelt mit Hilfe entsprechender Verwendung fremdzoniger Wachstumsformen zu steigern, zu bereichern, ist, soweit uns das in der heutigen Zeit möglich wird, begrüßenswert. Aber ihre Komposition und Einordnung muß durch ein feines Empfinden und zugleich durch ein sicheres Taktgefühl geleitet sein, wenn nicht jene bis zum Überdruß gemachten Erfahrungen wiederholt werden sollen, die den jeweiligen heimischen, d. h. bodenständigen Pflanzengemeinschaften zuwiderlaufen.

Szenerien wie die in Abbild. S. 161 wiedergegebenen unvergleichlich herrlichen Vegetationsbilder würden an Schönheit nicht gewinnen, wenn auch nur der kleinste Verstoß im Schöpferdrang des Beraters gegen diese Forderung gemacht würde. Für die Unterbringung besonderer Liebhabereien ist an andern Stellen des Besitzes Platz genug. Ehrfurcht vor dem in Schönheit Vorhandenen gebietet jeglichem »Verschönern« Halt. Denn selten kann etwas in solchen Fällen verschönert werden. Es muß genug sein, diese Eigenarten gefühlvoll dem Bilde einzuverleiben. Achtung und Ehrfurcht sind es auch, die alten Baumbestand sorglichst schonen, selbst da, wo ein Freiblick in die Landschaft durch ihre Wegnahme Gewinn bedeuten würde. So blieben die alten Kastanien in Abbild. S. 162, an die sich Erinnerungen knüpfen, dem Besitz erhalten. Der Blick vom Wintergarten des Herrenhauses wurde seitlich über einen grünen obstbaumbestandenen Rasen verlegt. Nicht immer ist die Achse von der Wohnhausmitte in die

Landschaft tunlich, richtunggebend ist der vorhandene Baumbestand der nahen oder fernen Umgebung. Auch vorhandene Baulichkeiten stellen den Parkgestalter nicht selten vor schwierige Fragen. Seine Sache ist es, mit dem Architekten in gemeinsamer Beratung Wege zu finden, die aus den Schwierigkeiten herausführen. Überhaupt ist die enge Zusammenarbeit zwischen dem Architekten und dem Gartengestalter eine der dringendsten Angelegenheiten, die besonders da hervortritt, wo es um die Neuherstellung von Baulichkeiten geht. Ein richtiger Rat zur richtigen Zeit wird immer seine günstigen Erfolge haben.

Höhenverschiedenheiten in unmittelbarem Anschluß an das Gebäude, die überdies noch mit altem erhaltenswertem Baumbestand ausgestattet sind, bleiben unausgeglichen, wo nicht die Fähigkeiten engster Anpassung vorhanden sind. Was Abbild. S. 162 zeigt, ist Arbeit im Kleinen, die als Teilstück aber immer zum Ganzen gehören muß.

Daß auch der Wirtschaftsgarten — als solchen wollen wir unsre Obst- und Gemüsegärten bezeichnen — von Anmut und Schönheit erfüllt sein kann, zeigt Abbild. S. 163. Hecken schützen die Quartiere gegen rauhe Winde, fangen Sonne ein und fördern so das Wachstum. Hecken schmücken aber auch zugleich den Garten, teilen ihn in übersichtliche grüne Räume und spielen so die Vermittlerin zwischen Fläche und Gesträuchwand über Busch und Baum mit der Landschaft. Und die Bäume darin, die ragenden Pappeln, reichen sich mit den Bäumen des Parkes die Hand, bringen bewußte Grünplastik in das Gelände, Ausdruck und Stimmungswerte. Sie stehen in unserm Fall im Kreuzungspunkt der Hauptwege, marschieren dort kreisförmig auf und bergen in ihrer Mitte ein verträumtes Gießwasserbecken, das uns in Abbild. S. 164 ganz nahe gerückt ist. So könnten Wirtschaftsgärten der Güter aussehen, so könnte auch in ihnen Fläche mit Raum anmutig wechseln, so könnten auch in ihnen Linienschönheit und Farbenreichtum mit Märchenstimmung sich paaren.

Ich habe wieder einmal geträumt von schönen Gärten, von all denen, die da noch auf Erlösung warten aus Unkultur und Gedankenlosigkeit, aus Lieblosigkeit und Nüchternheit. Aber es sind ihrer schon viele zu unserm Trost, die Schrittmacher sind all jenen vernachlässigten und mißverstandenen. Sie mögen Führer sein und Erzieher.

Ja, glaubt es mir, ein Garten schenkt mehr, als ihr denkt, er schenkt euch die ganze Lebensfreude, die ganze Inbrunst und Bejahung, ohne die ein Leben unwert ist.

Lebensmitte

Meine Haare sind braun und lang und lasten in Zöpfen schwer,
Doch wie mit Zwanzig leuchten die Augen nicht mehr,
Mein Herz tanzt nicht mehr so leicht, das gläubig und jubelvoll schlug,
Das Weinen und Lachen der Welt als Ahnung in sich trug.
Nun weiß es: die Träne brennt, und Lachen beseligt sehr.
Es gibt ein Wunder, heißt Liebe, kam auch des Weges daher.
Erblindet bin ich vor ihm, in Schatten liegt meine Welt.
Ach, einstmals war sie so strahlend unter die Himmel gestellt.
Mein Blick ging nach Bäumen und Bergen, nach Tieren und Saatengrün —
Die Berge blauen wie einst, und der junge Roggen will blühn,
Der Winter kommt heimlich in Flocken, im blauen Stirnband die Nacht,
Das alles kann nicht mehr trösten: ich bin in Tränen erwacht.
Oft sehnen sich meine Hände nach anderen Händen hin,
Weil ich, bedrängt von Gesichtern und Bildern, doch einsam bin,
Denn ruhlos treibt eine Flamme Glut aus dem Herzensgrund,
Mein Blut klingt von Märchen und Liedern, golden und farbenbunt.
Einst rauschte dies Meer nur von ferne. Da stand ich an Weges Rand,
Nun nahm mich Gott in das breite ebene Alltagsland,
Da sind die Wege voll Mühsal, kein Pfad sieht dem anderen gleich —
Dennoch: glückselig, verwandert, dreimal glückselig und reich!

Hedwig Forstreuter



Idar an der Nahe

Die Steinschleiferei im besetzten Gebiet

Von Käthe Miethe

Es war im Jahre 1827, da wanderten deutsche Edelsteinschleifer aus der kleinen Stadt Idar dicht an der Nahe nach Übersee aus. Sie wollten sich in der deutschen Kolonie St. Leopoldo eine neue Existenz gründen, denn die alte Heimat gewährte ihnen kein Lebensbrot mehr. Jahrhundertelang hatte die Achatgräberei und -schleiferei am Fuße des Hunsrück ein Geschlecht nach dem andern erhalten und hochgebracht. Vom Vater auf den Sohn hatte sich dieses Handwerk mit jener Notwendigkeit erhalten und vererbt, die die Gestaltung des Heimatbodens vorschreibt. Amulette und Siegelsteine für Fürsten und Geistlichkeit, Schwertknäufe für Krieger und Schmuck für Edeldamen wurden aus den Achaten geschliffen, die das schroffe Felsgestein von Melaphyr in unerschöpflicher Fülle schenkte. An den kleinen Nebenflüssen der Nahe hatte sich eine Schleiferhütte an die andre gereiht. Jeder Schleifstein war Familienbesitz, und der Vater trat dem Sohn seinen Arbeitsplatz ab. Der Bach trieb das Rad vor der Hütte, und bei dem trüben Schein der vielen kleinen Fensterscheiben lag der Schleifer vornübergebeugt in einer hölzernen Krippe, die Füße gegen einen schweren Block gestemmt, den Kopf dicht an dem triefenden Schleifstein. Seine Hände preßten den Achat hart gegen die Schleiffläche an, und das Auge bewachte von oben ihr Werk. Allein in den kurzen Monaten, wenn die Bäche vereisten, ruhte die Arbeit, die Mühlräder standen still. Sobald aber der erste Tauwind kam, wanderten die Schleifer wieder aus ihren Dörfern, mit Mundvorrat versehen, die Täler hinauf zu ihrer Mühle und fanden ihren gewohnten, eignen Arbeitsplatz.

Dann siechte der Vorrat der Berge dahin. Die Fundstellen des Achates erschöpften sich, und vor nun bald hundert Jahren sah sich das Volk der Schleifer vor dem Ruin. Hungersnot kam und Arbeitslosigkeit und Elend in jedes Haus. Die Schleifmühlen verödeten, ihre Dächer sanken zusammen, und die Wasserräder vermoderten. Ein ganzes Geschlecht von Steinschleifern stand vor der äußersten Not, sah sich gezwungen, die Heimat aufzugeben, sie, die nicht mehr Brot genug für sie hergeben konnte.

Und dann kam das Seltsame, von dem man noch heute unter den Leuten dort spricht: die Auswanderer gaben der Heimat das heimische Gewerbe zurück. Schleifer aus Idar und aus Oberstein an der Nahe waren es, die in Uruguay in Südamerika den Stein ihrer Heimat entdeckten, den Achat. Sie fanden Achatlager-

stätten auf, die noch heute nicht erschöpft worden sind. Sie gaben mit dieser Entdeckung den Heimgebliebenen ihre alten Lebensmöglichkeiten wieder und taten ihnen eine neue, große Zukunft auf.

1834 traf die erste Sendung von Achaten im Nahetal ein. Von nun an wurde der Rohstein für die Schleifer aus überseeischen Ländern eingeführt und in Auktionen von den Schleifern ersteigert.

Neue Gesteinsarten kamen zu dem angestammten Achat hinzu. Das Schleiferland wurde zu einer Durchgangsstation für Rohsteine jeder Art. Brasilien lieferte Bergkristall, Rauchtopas und Amethyst, Indien seine Katzenaugen und Saphire, Australien Opale, Südafrika Tigeraugen. Das alte Gewerbe erlebte einen ungeahnten Aufschwung. Die alten Schleifvorrichtungen genügten nicht mehr für das neue Material, und die Schleiferei mußte verfeinert und technisch vervollkommnet werden.

Altväterische Handwerkskunst und neuzeitliche Industrie arbeiten in der Steinschleiferei im Hunsrück nebeneinander bis auf den heutigen Tag. Sie beide geben jenem Landstrich seinen Charakter und seine unerhörte Farbigkeit. Wasserkraft treibt noch heute die alten Achatmühlen an den Nebenflüssen der Nahe. Die Elektrizität hat sie nicht abgelöst, sondern sie ist ihr in modernen Fabrikbetrieben zur Seite getreten. Die Einfuhr des neuen, weitaus härteren Rohmaterials von Übersee, wie der Rubine und der Saphire, zeitigte neue Methoden der Schleiferei. Aber die alten, fast noch mittelalterlichen Schleifereien für die weichen Quarzmineralien, den Achat und den Chalcedon, sind bestehengeblieben. Neben dem Schleifer, der nach wie vor sein selbständiges Handwerk am eignen Schleifrad in seiner Wassermühle betreibt, die seiner Familie seit vielen Generationen gehört, ist der Fabrikarbeiter, der »Lapidär«, als Arbeitnehmer getreten, der, an einer Kupferscheibe sitzend, den kostbaren Edelstein schleift, den er nach Gewicht gemessen mit allem Abfall am Wochenende abliefern muß. — Diese seltsame Vermischung von alten und neuen Formen der Steinschleiferei gibt dem Gewerbe einen wunderlichen Reiz.

Die Achatmühlen an den Bächen im Hunsrück stehen noch so da wie vor vielen hundert Jahren. Stundenlang wandert man die schmalen Täler des Fischbaches und des Idarbaches zwischen dichten Wäldern auf die Höhen des Hunsrück hinauf. Üppig schießen die blühenden Wiesen am Flußbett empor, Erlengebüsche neigen sich tief in das Wasser hinab, und fast bis zum grauen verwitterten Schieferdach von Wiesen-

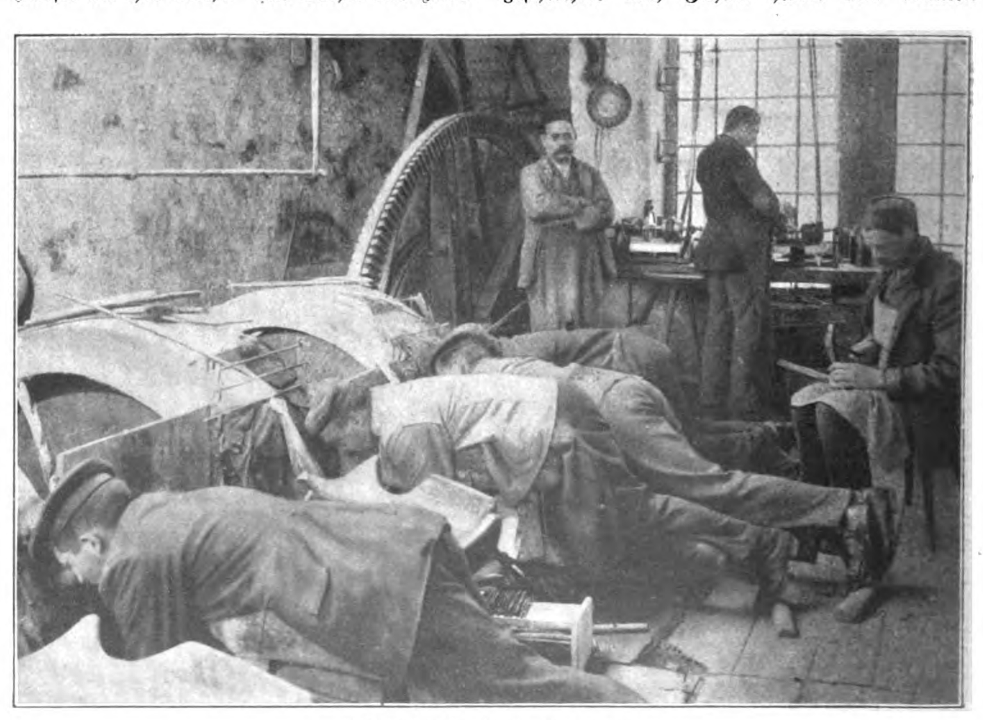


Achatmühle auf dem Hunsrück

blumen und Sträuchern umwuchert liegen in Abständen von kaum einem Kilometer die alten Schleifen. Die hölzernen Räder sind tiefdunkelbraun. Hohe Fenster mit vielen kleinen Scheiben, im Bogen in die zerfallene, bröcklige Wand eingelassen, werfen ein dämmeriges Licht in den Arbeitsraum. Das Rauschen des Wasserrades draußen vermischt sich seltsam mit dem schwerfälligen Brummen der dicken hölzernen Rolle, die, quer durch die Hütte geführt, die senkrecht lagernden Schleifräder aus Sandstein dreht. Steinhaufen und Steinsplitter bedecken den Fugenboden. Vor jedem Schleifrad steht eine niedrige hölzerne Krippe, in der der Schleifer mit seinem ganzen Körper liegt. Von dem breiten Schleifstein mit seinen tief eingeriebenen Rillen tropft unaufhörlich das Wasser und erfüllt den Raum mit feuchtem Dunst. An einem Tisch am Fenster sortiert ein Schleifer das Material, ein andrer poliert stehend den vorgeschliffenen Stein auf einer hölzernen Polierrolle, die den Stein mitdreht.

Bis hoch hinauf auf die Hunsrückhöhen, wo der Wald von Feldern und Wiesen abgelöst wird, zieht sich wie eine Kette die endlose Reihe der alten Achatmühlen. Seltsam schön ist das Land dort oben. Man ist wie fern von der andern Welt. Die Dörfer sind weit über die Berge verstreut. Keine Eisenbahn zerschneidet die Stille. Regellos sammeln sich die sauberen Häuser um ihre Kirche. Alle Dächer und Hauswände sind mit Schieferplatten belegt, die der eigne Boden freigebig spendet. Das Sonnenlicht stößt sich hart an dem glänzenden Grau und fällt sengend auf den steinigen Ackerboden und die weißen, staubigen Landstraßen, durch die das gelbe Postauto schwerfällig rattert. Hoch wölbt sich der Himmel italienisch blau, und nur an den Tagen des Sommers, wo schwere Gewitter von allen Seiten drohend und unheilverkündend über die Höhen steigen und niemals wieder weichen wollen, schließen sich Himmel und Häuser im graublauen Schieferton angstvoll zusammen.

In den Flußtälern geht der geschliffene Stein den Weg nach Idar zurück, den er von dort aus als Rohstein genommen hat. Hier laufen alle Fäden der Steinindustrie zusammen, und das Tal scheint zum Zerspringen eng. Die Häuser der Schleifer und Edelsteinhändler haben schon lange nicht mehr genug Raum in der Talsohle. Sie steigen an beiden Bergwänden hoch hinauf und weisen doch alle wieder zum schmalen Rande der Hauptstraße hinab, die die Lebensader des Edelsteinhandels ist. Eine andre Welt ist Idar und doch die gleiche wie in den alten Tälern des Idarbaches. Vorn an der langgezogenen hügeligen Hauptstraße wohnen die Händler Haus an Haus; Firmenschild neben Firmenschild, so weit das Auge reicht. Die Dynastien von Edelsteinhändlern, wie Fürstengeschlechter nach Zahlen hinter dem Namen



Achatschleiferei am Idarbach



Edelsteinschleiferei mit elektrischem Betrieb

unterschieden, haben alle hier ihren Sitz. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein wogt die Straße von Käufern, Kommissionären und Händlern. Seltsam exotische Gestalten, Inder, Chinesen und Balkanesen, eilen von Haus zu Haus und besehen die Ware. In kleinen Kontoren werden die Edelsteine in Bergen auf die Tische ausgeschüttet, Boten kommen und Boten gehen. In Verschlägen wird der Rohstein gewogen, das abgelieferte Material aus den Schleifereien geprüft. Die Enge des Tals drängt sich in jeden Raum.

Hinter den Häusern an der Straßenfront fordern die Schleifereien noch ihren Platz. Drei und vier Stock hoch ragen die roten Backsteingebäude über die Dächer hinüber. Hier ist die Schleife eine richtige Fabrik geworden, wo die elektrische Kraft regiert. Der Schleifer sitzt in einem hellen, luftigen Arbeitsraum aufrecht vor einer kleinen kupfernen Scheibe und schleift den auf einen Kittstock geklebten Edelstein nach ganz bestimmter Vorschrift mit vielen Facetten. Er hat seinen festen Lohn und seine feste Arbeitszeit. Er empfängt das Arbeitsmaterial schon von vielen Händen vorgearbeitet und tut nur seinen Teil zur Vollendung des Schliffs. Am späten Nachmittag aber, wenn die Fabriken ruhen, tritt er hinaus auf die enge Hauptstraße und handelt, wie der selbständige Schleifer, auf eigne Rechnung Steine unter freiem Himmel.

Merkwürdige neue Maschinen liefern ohne menschliche Arbeitskraft, nur von Augen überwacht, die Millionen Karate der kleinen Rubine, die die Uhrenindustrie des Inlands und Auslands jährlich als Lagersteine braucht.

Hinter diesen Fabriken tief in der Talsohle des Idarbaches aber liegen noch unberührt von diesem Betriebe dieselben alten Achatmühlen, wie hoch auf dem Hunsrück. Da drehen sich die hölzernen Räder im Wasser, und hinter den vielen Scheiben der Bogenfenster gleitet manchmal schattenhaft die Gestalt eines Schleifers vorüber, der sich aus seiner mühseligen Lage in seiner Krippe schwerfällig aufgerichtet hat.

So bunt und so vielfältig ist die Steinschleiferei geblieben, wie wohl kaum ein andres Handwerk. Man steht in einem kleinen Raum im Erdgeschoß eines Hauses an der Hauptstraße in Idar, wo sich die Händler im ersten Stockwerk in den Geschäftsräumen treffen, wo unter dem Dach die Schleifräder surren, und glaubt wieder in einer neuen Welt zu sein. Blühende Büsche sehen durch das niedrige Fenster; zwei Männer sitzen an einem einfachen Tisch und bewegen unaufhörlich einen Bogen hin und her, dessen Sehne einen Bohrer dreht. Das Handwerkszeug ist so einfach, daß es ein Kind nachzeichnen könnte. Auf eine Platte sind kleine Achate aufgeklebt, sie werden mit diesem Bohrer durchbohrt, um als primitiver Halsschmuck vielleicht einmal eine Frau auf dem Balkan oder am Nil zu zieren. Der Achatbohrer sitzt heute

an seinem Werkzeug, wie vor hundert Jahren, und zieht von morgens bis abends den kindlichen Bogen vor und zurück.

Seit mehr als vier Jahren hält nun der Feind dieses Land besetzt. Der fremde Gast in der Edelsteinstadt Idar schrickt morgens um sechs Uhr aus seinem Schlaf empor, geweckt von den schweren, klirrenden Schritten französischer Jäger, die in ihren verblaßten Kappen und vertragenen Uniformen einen Geschwindmarsch durch die Hauptstraße üben. Zwischen den Händlern aus aller Welt und zwischen den Arbeitern drücken sich die Besatzungssoldaten hindurch. Sie stehen an Ecken und in Haustoren mit jener gelangweilten Lustlosigkeit einer Besatzungsarmee, hineingesetzt in eine Welt, die keine Notiz von ihr nimmt. Die Bergstraße hinauf keuchen französische Lastautos mühsam über den steinigen Weg, und an dem Bahnhof dicht an der Nahe sehen die Posten tagaus, tagein das Kommen und Gehen der fremden Menschen aus allen Erdteilen, die eine Weltreise machten in dieses Tal hinein, nicht um die französische »Gloire« zu sehen, sondern um das Werk deutscher Hände zu erwerben.

Endlos ist die Kette der Mühseligkeiten und Qualen, die diesem arbeitsamen Volk der Edelsteinschleifer und Händler das fremde Joch auferlegt. Immer dichter ziehen sich die Zugänge zur andern Welt zusammen, deren dieser Landstrich bedarf, um arbeiten und leben zu können. In dem engen Tal, wo ein Mensch kaum mehr Raum neben dem andern hat, hängt der Himmel besonders lastend und tief, und doch ist der Strom dieser seltsamen Welt nicht einzudämmen, denn seine Quellen führen auf eine viele Jahrhunderte alte Tradition zurück.

Vor dem Sturm

Der Hauptmann ließ mich rufen.
Was will der Hauptmann bloß?
Ich steig' die dreizehn Stufen
Hinab zur Erde Schoß.

Der Hauptmann saß im Grabe
Bei einer Kerze Schein,
Er krächzte wie ein Rabe
Aus seinem Totenschrein:

»Sie stürmen früh um viere!«
»Herr Hauptmann, zu Befehl!«
»Sie und die Grenadiere!«
»Herr Hauptmann, zu Befehl!«

»Zum Sturme wird entladen!«
»Herr Hauptmann, zu Befehl!«
»Vom Schanzzeug nur die Spaten!«
»Herr Hauptmann, ich versteh'.«

»Ist sonst noch eine Frage?«
»Befehl, Herr Hauptmann, nein!«
»Wie war es heut am Tage?«
»Es muß bald Frühling sein ...«

»Hört her, ihr Grenadiere!«
»Herr Leutnant, zu Befehl!«
»Wir stürmen früh um viere!«
»Herr Leutnant, ach herrje!«

»Zum Sturme wird entladen!«
»Herr Leutnant, zu Befehl!«
»Vom Schanzzeug nur die Spaten!«
»Zum Grabe, meiner Seel' ...«

»Ist sonst noch was zu fragen?«
»Herr Leutnant, ich und ich ...
Mir zieht's so schlimm im Magen, —
Und ach am Beine mich ...«

»So laßt ihr mich alleine?«
»Befehl, Herr Leutnant, nein!«
»Was zog's denn dann am Beine ...?«
»Es muß der Frühling sein ...«

Das Denken will nicht taugen,
Wenn einem schwer zu Sinn ...
Es weinen schöne Augen,
Wenn ich gestorben bin.

Die schwarzen voller Sehnen,
Die braunen naß und bang,
Und zweie ohne Tränen
Ein ganzes Leben lang!

Friedrich Volland

Maifrost

Von Paul Zech

In einem Abteil 3. Klasse saß Hermann Bahrdt. Es war das erstemal, daß er allein in die Welt hinauszog. Er sah verloren aus dem Fenster und dachte an seinen Abschied von zu Hause. Die Mutter hatte nicht mit auf die Bahn kommen können, so verweint war sie gewesen. Nur seine Schwester hatte ihm das Geleit gegeben. Ihr junges Gesicht war ganz mütterlich und zärtlich geworden, als sie ihm zuletzt noch Lehren gab, von der Mutter und eigne. Und an die dachte er jetzt; nicht, daß er sie befolgen wollte; aber es wollte ihm nicht aus dem Sinn kommen, wie der Tonfall gewesen war und die Bewegungen der Schwester; an alles erinnerte er sich genau. Denn es war etwas eigen Warmes zwischen der Mutter und Schwester und ihm, wohl hervorgewachsen aus einem Gegensatz zum Vater, aus dem das Leben nach und nach einen winkligen, verstaubten Charakter zusammengebastelt hatte. Und in den letzten Jahren, als Hermann schon in Prima saß und Homer hörte, war ihm allmählich klar geworden, daß seine Mutter mehr gelitten hatte als andre Frauen, und daß sie noch heute litt. Und wie er das alles überdachte, und auch an das stille Übersehenwerden der Schwester dachte, da schmeckte ihm das Mitgenommene immer weniger, bis er es ganz weglegte und trübe vor sich hinstarrte. Doch dauerte das nicht allzulange; der daktylische Rhythmus des Zuges schläferte ihn ein, und während draußen das Land immer grüner und freundlicher wurde, verschwamm Hermanns Trübsinn mehr und mehr in einer rosenroten Traumwolke, und sein Kopf sank immer tiefer herab auf die Schulter seines Nachbarn.

Solcherart war Hermann, als er in der Stadt ankam, die ihm für die nächste Zeit Heimat sein sollte. Es war eine freundliche Stadt mit engen und breiten Gassen, mit alten grauvioletten und neuen brandroten Ziegeldächern, mit einem hohen Münster, das gravitätisch jeden Ton zweimal anschlug, und vielen kleineren neuen Kirchen. Das Kollegienhaus war ein altes Kloster, eng, aber nicht ungemütlich. Es stand an einem großen Platz, der mit Platanen besetzt war, und dessen Mitte ein Denkmal zierte.

Ursprünglich war die Stadt auf das grüne Tal beschränkt gewesen; doch hatte sie sich in den letzten Jahrzehnten an dem schmalen Fluß entlang über die neue Brücke hinaus in die Ebene weitergetastet und war rechts und links am Gebirge hin bis zu den nächsten Dörfern gegangen in einem Gemisch von hohen, kalten Mietshäusern, ruhigen Villen und niedrigen Bauerngehöften von früher her.

Es war wohl der häßlichste Teil der Stadt, in den Hermann gezogen war, trotz der Landhäuser, die sich allenthalben schon breitmachten. Aber dieses eigenartige Vorstadtgepräge war ihm vertraut und bekannt von zu Hause her, so daß er es der gemessenen Würde des alten Stadtteils vorgezogen hatte. Und es war auch Stimmung in der holprigen Gasse, die in eine neue Prachtstraße einmündete und doch ihr eignes Leben hatte. Da waren kleine Mädchen mit dünnen braunen und blonden Zöpfen, die auf abgetretenen Stufen saßen und mit schwachen Stimmchen sinnlose Kinderverse sangen. Da waren Arbeiter, die abends betrunken nach Hause kamen und über alle Dinge der Welt laut lärmten. Da waren Buben, die sich balgten und mit Steinen warfen, und da stand auch das älteste Haus der Stadt, das »Humpelhaus«. Zwei altersschwache Rosenstöcke, die schon lange nicht mehr blühten, umrankten es kümmerlich; es war oft ausgebessert und gestützt worden. Aber der letzte Winter hatte ihm den Rest gegeben, und überall in dem Dach und in den Wänden klafften Löcher und Risse. Und es war kein Gassenbube, der nicht im Vorübergehen einen der heruntergefallenen Ziegel aufnahm und gegen das Dach warf, wo sich dann mehrere lösten und mit lautem Gepolter zu Boden stürzten. So wurde das Haus langsam zu Tode gesteinigt, und es nützte nichts, daß ein alter Graukopf herauskam und zeterte; es geschah immer wieder.

In dieser Nachbarschaft hatte sich Hermann mit seinen Büchern vergraben wollen, mit dem alten Homer, den er jetzt ganz anders lesen wollte, ohne den Kleinkram der Schule, und mit seinen vielen Grammatiken. Denn die Grammatik war ihm kein ödes, unfruchtbares Feld wie den meisten. Wenn er vielmehr einem Wortstamm auf seinen weiten Wanderungen folgte und sah, wie das alles lebte und gelebt hatte, dann war ihm wie einem der alten Meister, deren Bilder wir mit der Lupe betrachten müssen, um ihre Formenwelt ganz zu erkennen.

So empfand er es denn fast als Störung, als er eines Tags seinen Freund Georg Zander traf, der hier seinen Studien nachging. Hermann kannte ihn schon von der Schule her. Es war ein langer, hagerer Mensch mit brandrotem Haar und klugen, dunkelbraunen Augen. Auf der Schule hatten sie sich nicht besonders nahegestanden, und dann hatte er ihn ganz aus den Augen verloren. Nun traf er ihn plötzlich beim Mittagessen und setzte sich zu ihm. Es entwickelte sich die konventionelle Unterhaltung zweier Bekannten, die sich längere Zeit nicht gesehen haben, und als Hermann in seiner warmen Art einem persönlicheren Gespräch zulenken wollte, scheiterte er an einem leisen, fast

unmerklichen Lächeln des andern. Dabei hatte er aber das Empfinden, als ob diese großen braunen Augen ihn bis aufs Blut prüften, und das machte ihn unsicher und verlegen, so daß er schließlich ganz schwieg und der Rauch der Zigaretten das einzig Lebendige zwischen ihnen war. Erst als sie beide auf Georgs Zimmer saßen, wurde die Unterhaltung wärmer. Georg erzählte von seinen Studien und Plänen und von seinem einsamen Leben hier auf der Hochschule, Hermann plauderte von der Schwester und der Mutter. »Ich habe mich noch gar nicht daran gewöhnt, an diese sogenannte Freiheit. Ich wäre viel lieber zu Hause.« Hermann wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm, solche Kindereien zu sagen, und erwartete auch, ausgelacht zu werden; Georg sah ihn aber nur starr an, und in seinen Augen lag viel von grauer Einsamkeit. Und dann nahm er ein Buch und las daraus mit verhaltener Stimme vor, und es war, wie wenn ein Sammler seine Schätze zeigt; so liebevoll hob seine Stimme jedes einzelne Wort heraus. Hermann verstand sehr wenig von dem Vorgelesenen; aber es zog ihn doch an, und er wurde in seinem Vorsatz irre, Georg möglichst aus dem Wege zu gehen. Und dabei gingen seine Augen im Zimmer umher, von der Bronzestatuette eines Mädchens auf dem Schreibtisch zu Photographien von alten Bildern an der Wand und dort zu der silbernen Schüssel auf dem Tisch, in der ein Sonnenstrahl wie eine Nixe badete.

»Du hast dir deine Bude aber schön eingerichtet,« sagte er.

»Wenn man kein Zuhause hat,« sagte Georg, »wo man sich sein Zimmer von klein auf jedes Jahr ein bißchen bewußter einrichten kann, so muß man sich damit begnügen,« und er rückte die rote Tischdecke aus Samt zurecht, die einige Fältchen geworfen hatte.

Hermann wurde es ganz weh ums Herz, und als er Georg jetzt die Hand zum Abschied reichte, da dachte er anders über seine Freundschaft mit ihm. »Na, auf Wiedersehen,« sagte er, »ich werde dich zum Abendbrot abholen.«

So war Hermann mit Georg in Verkehr gekommen, und ihre Freundschaft wurde allmählich ganz eng und innig. Tagsüber ging jeder seine eignen Wege, und dann trafen sie sich zum Abendbrot auf Georgs Zimmer. Hermann erzählte von dem, was er gehört und gesehen hatte, mit einem ganz leisen didaktischen Unterton, und Georg warf einzelne Gedanken dazwischen und schenkte dabei den Tee ein mit seinen schmalen, weißen Händen, die kein Ring verunzierte. · Und nach dem Abendbrot, wenn sie nicht spazierengingen, las Georg vor aus Kleist, in den er sich eingehauen hatte wie ein Bergmann, oder aus modernen Büchern, die bald wie wilde Tiere vor ihnen aufstanden, bald klar und blau wie Hintergründe der alten Meister den Sinn ganz verträumt machten. Oder sie gingen am Strome entlang bis zur alten Brücke und am andern Ufer wieder zurück. Und sahen das beträhnte Abschiednehmen der Sonne von der beglänzten Stadt, über der ein blauer Rauch schön und friedlich zu den Bergen stieg. Hermann waren diese Spaziergänge das liebste, und er zog sie den abendlichen Lesestunden vor, die ganz geheimnisvoll waren, und in denen Georg oft das Buch aus der Hand legte, wenn er glaubte, Hermann sei nicht mehr aufmerksam, und seinen Kopf an ein rotes Plüschkissen lehnte, daß der weiche Perlmutterton seiner Haut mit dem Hintergrund einen starken Kontrast bildete. Hermann wurde jedesmal ganz seltsam zumute dabei, und er mußte dem Freunde das wegzerren und in eine Ecke werfen, und so sonderbar kam ihm sein Betragen vor, daß er es sich gar nicht zu erklären vermochte. Immer mußte er an den Titel einer Novelle »Das Mädchen mit den Goldaugen« denken, und die schmalen Gelenke des Freundes, der häufig ganz undurchdringliche Ausdruck der Mienen machten die Einbildung vollständig, so daß Hermann an den solchen Augenblicken folgenden abgerissenen Worten fast immer vorbeizuhören pflegte, wenn der Freund sprach von dem verwesungsfleckigen Christus des Grünewald, von Katzengelüsten und seltenen Menschen, deren Leib ganz fein blau geädert ist wie südlicher Marmor. »Solch ein Mädchen müßte ich haben ... Und jede Bewegung müßte mein sein, so dem Rhythmus entsprechend ... Daß man den Vampir im Herzen nur mühsam unterdrücken könnte ... Verstehst du das?«

So endeten diese Reden meist, und es war trotz ihrer Seltsamkeit keine Künstelei darin. Und Hermann wußte, daß der Freund schon viele Mädchen geliebt hatte, daß er einmal über ein feines, zierliches Geschöpf gestolpert war, das auf seiner Schwelle lag, und sie sprachen oft davon, wenn auch Hermann noch eine knabenhafte Scheu vor der unverhüllten Sinnlichkeit hatte, die in den Reden des Freundes war. Und das wurde auch nicht anders, als Georg auf seine Bitten hin die Ausdrücke schwächer wählte. Aber es erwachte doch etwas in Hermann, das sich nach jenem unbekannten Lande sehnte, dessen Küsten voll Verheißung blauen in einem blendenden, fremden Licht. Und als sein Geburtstag herankam, fühlte er trotz der lieben Briefe und Geschenke von zu Hause eine große Leere in sich, der auch das Läuten nichts mehr zu sagen hatte. Und er dachte an seine erste Liebe, wie er meinte, an ein hohes, blondes Mädchen, das er im Bade kennengelernt hatte. Und er verstand, wie sie ihn damals behandelt hatte als dummen Jungen und doch geschmeichelt schien von der Blute seiner ersten Sehnsucht. Und er verstand jetzt



Ernst Eimer: Die Spinnerin

auch, welche Rolle er gespielt hatte, wenn sie sich mit einem ihrer Verehrer traf. Es überlief ihn noch jetzt ein unangenehmes Gefühl, gemischt aus Scham und Ärger. Aber die innere Leere kroch nun wie ein großes, graues Tier herbei und sog ihn ganz an sich; und da konnte auch die viele Sonne nicht helfen, die draußen ganz aufdringlich hell geworden war, wie ein Vorstadtmädchen, das Gassenhauer klimpert. Und er setzte sich an sein Pult und nahm die Bilder der Mutter und der Schwester vor und sah sie lange an.

Freilich am Nachmittage war ihm wieder froher, als er mit Georg einen Ausflug zum Hochberg unternahm. Sie waren ein Stück mit der Bahn gefahren und schritten dann durch das Hügelland, das mit tausend Brüsten in großer Fruchtbarkeit dalag, mit häufigen Ausblicken in das Tal, wo sich Boote vom Strom treiben ließen. Es war im Juni; doch waren die Wolken noch voller Frühling und standen über den Bergen in großer Pracht, weiß und schön mit klaren Rändern, wie sie es nur in der Jugendzeit der Natur tun und wieder ganz spät im Herbst, wenn die letzten Astern verblüht sind. Und ihre Schatten warf die Sonne auf die Hügel, die gefleckt aussahen wie junge Rehe; und der Wind war nicht ungebärdig, sondern still und beschaulich wie ein Steuermann. So stiegen die beiden zum Hochberg hinauf, auf der Sonnenseite, die voller Obstbäume stand, und als sie durch das niedrige Tor schritten, das in den ehemals festen Platz mit seinen Mauern führte, fühlte Hermann die Schöne des Tages und der Natur, und er verstand den Freund, der so lange geschwiegen hatte; und als sie oben auf den Zinnen der Burg standen, die von den Schweden zerschossen waren, und das ausgebreitete Land sich öffnete, überall Dörfer dazwischen und Flecken, in Sonne eingekuschelt wie in ein Federbett, und ganz in der Ferne Unwetter heranschlichen wie Raubkatzen, da vergaß Hermann vollständig seine Grammatiken und Sprachstämme und vergaß das Sprechen überhaupt ganz.

Schweigsam war auch der Heimweg durch das regennasse Land, dessen Farben frisch geworden waren, und wo jeder Busch ein grünes Ereignis wurde, während die Ähren schwer am Boden lagen und nicht wußten, ob sie wieder aufstehen könnten. Und schweigsam war auch die Rückfahrt im Zug, an dessen Fenstern Regentropfen hingen, daß man die Dinge draußen nur ganz verzerrt erkennen konnte, bis Georg auf einmal sagte: »Weißt du, Hermann, du bist auch nur so eine Fensterscheibe. Manchmal gibst du die Dinge ganz sonderbar wieder; aber es sind Regentropfen, die dir nur äußerlich anhaften. Sonst bist du ganz klar und blank geputzt und hast gar nichts Verhaltenes an dir. Und das ist es vielleicht, was an dir mich anzieht, daß ich aus dir einen machen möchte, der mir ähnlich ist. Daß ich, wenn ich dich sehe, die Empfindung von schmalen, weißen Händen haben möchte, die über Samt streichen, und deine Worte zu blassen Frauen gestalten möchte.«

Hermann sah auf seine Hände, die klein und derb waren, und verstand Georg zunächst nicht. Doch dann fiel ihm das rote Kissen ein, und der Grünewald und das Vorlesen, und ihn überfiel ein Grauen vor dem Freund wie vor einem Irren. Schließlich fühlte er, daß die Goldaugen doch mächtiger waren als sein Wille, daß sie ihn fortführen würden in Länder, in denen man unbewußt altert, so daß man in die Heimat als Fremder zurückkommt und sich nicht mehr zurechtfindet. Und er vermied es aufzusehen, trotzdem er einen Blick starr auf sich gerichtet fühlte.

Und ihr Verhältnis wurde nicht anders und bewußter. Es war Hermann, als er in Georgs Zimmer trat, als ob er den Duft von schwerem Wein atme, und Georg selbst förderte diese Stimmung, indem er Hermann immer tiefer in seine sensible Seele blicken ließ.

»Es ist etwas sehr Schweres, an Ideale zu glauben,« sagte er. »Meine Mutter hat ein Ideal gehabt und hat es vor sich aufgerichtet wie einen Götzen, und nun sitzt sie im Irrenhaus und bietet jedem ihre Liebe an. Ich habe selbst die Liebe studieren wollen daraufhin und habe Mädchen umarmt und Frauen, aber sie sind mir immer zugelaufen wie Katzen, und ich habe nichts gefunden als Schaum, den die Flut zurückläßt, und der immer schmutziger und häßlicher wird, bis er ganz eintrocknet. Und nur einmal habe ich mehr gefunden als eine Dirne, ein Tier sonst, eine Bestie, die das Kind, das sie unter dem Herzen trug, immer zu schützen suchte; das war das einzige.«

Georg sagte das ganz gleichmütig und sah dabei gern zum Fenster hinaus, auf ein paar Tauben oder eine Wolke. Doch Hermann schnürte es das Herz zu, und er lief mit langen Schritten im Zimmer umher, bis er seinen Hut nahm und hinausstürzte. Und dabei empfand er fast körperhaft, wie ihm seine Kirchen eingerissen wurden, eine nach der andern, und er nichts zum Neuaufbauen hatte. Und auch das blumenhafte Gefühl, das er neuerdings empfand, konnte ihm nicht helfen; er war traurig und bang, als ob er sich verirrt hätte. Und er landete nach langen, wüsten Gängen spät in der Nacht im Café in einem Gemisch von bunten Mützen und Alkohol.

Auf diese Weise lernte er Annie kennen, die dort bediente. Georg hatte ihn schon früher darauf aufmerksam gemacht, wie auf ein Bild; aber in diesen späten Stunden wurde sie ihm

ganz menschlich und kam ihm nah. Es war ein Mädchen mit schwarzem Haar und großen dunklen Augen. Sie trug fast immer unter der Schürze ein schwarzes Seidenkleid, aus dem sich der matte Schimmer des Nackens wie eine Perle hob. Sie bot jedem die Hand, und wenn einer leise streichelnd über ihren Arm bis zum Ellbogen fuhr, war sie wie ein schnurrendes Kätzchen. Hinterm Büfett standen täglich neue Rosensträuße, die sie bekam wie etwas Selbstverständliches. Sie kam zu Hermann wie zu jedem andern; aber dem war es, als sähe er zum erstenmal ein Weib, und am andern Tage hatte Annie einen Strauß dunkelroter Rosen in der Hand mit einer Namenskarte und wußte nicht, wer denn der Name war, bis ihr der »Kleine« einfiel, wie sie ihn nannte, der sich so oft nach ihr umsah, wenn sie am Büfett hantierte.

Georg war die Veränderung aufgefallen, die mit Hermann vorgegangen war, daß er oft nachdenklich oder gereizt war, daß er manchmal seufzte und sehr viel Geld ausgab. Und wenn ihm auch die Ursache nicht lange verborgen blieb, so konnte er sich doch nicht in den Freund hineindenken. Denn während der mit Armesündermiene am Tisch saß und selbst gar nicht recht wußte, was denn das Leben wollte, das plötzlich anklopfte, hielt er ihm spitze Reden über Schauspielerei und Selbstbetrug. Und es war nicht die Freude am Experimentieren, die ihn dazu trieb; es war eine Angst, der Freund könne ihm entgleiten in die Arme jenes Mädchens, das ihm eine Puppe wie jede andre war. Er aber konnte Hermann nicht entbehren; er hatte sich an ihn geklammert wie an etwas Liebes, Gesundes, von dem eine Kraft wie magnetisch überströmt auf alles Kranke. Und wenn er ihm mit der Hand über sein braunes Haar fuhr, war ihm, als bekäme er selbst plötzlich Zielstrebigkeit und Hoffnung, bis der Freund gegangen war und alles wieder zusammensank.

Hermann ging freilich solchen Augenblicken gern aus dem Wege, und er flüchtete in ein grünes Tal, das er sich eines Tags entdeckt hatte. Da war er allein in seinem Überschwall wie in Hallen und konnte träumen mit offenen Augen.

Es war ein Seitental des Gebirges, dessen Ausgang von einem Dorfe gesperrt wurde. Man mußte also, um weiter zu gelangen, durch die heimeligen Dorfstraßen gehen mit ihrem freundlichen Zauber. Da standen Nelken, Primeln und Vergißmeinnicht in dem Bauerngärtchen als Wegweiser, Goldlack und Bienenkraut hing über Mauern, und die kleinen Mädchen konnten kaum gucken vor Sonne. Dann kam man zu einer Baumgruppe, aus der unversehens noch ein halb Dutzend Häuser wie Vorposten heraustraten, während halbhoch am Waldrand aristokratische Einzelhöfe lagen. Und dann ging man am Bach entlang aufwärts durch Weizen und Hafer, bis man zu jungem Buchenbestand kam; es folgten stille Wiesen, die mit Dotterblumen wie mit schwerer Goldstickerei besetzt waren, bis am Ende des Tales rauschender Hochwald das ganz dünne Rinnsal in seine Arme nahm.

Hierhin flüchtete sich Hermann vor des Freundes bizarren Einfällen mit seinen Geheimnissen, die wie goldene Glöckchen überall läuteten. Es war noch nicht das Phantasieren der ungestümen Jahre, das überall halbnackte Glieder sieht; es war noch unbewußter und frei von heißen Wünschen. Und wenn er sich auch dem Reiz ihres Körpers gern hingab wie einem warmen Strom, so waren es doch ihre Augen, die er sich immer vorstellte, gleichgültig und bald spöttisch und bald so sehr lieb. Und er dachte, wie sie oft die Oberlippe zurückzog, daß die weiße Zahnreihe stolz und gesund auf der schwellroten Unterlippe lag, von der ein verträumtes Lächeln bis zu den Mundwinkeln ging. Das war ihm das liebste, und er vergaß ganz dabei, was alles Häßliches über sie gesagt wurde, und es war ihm auch gleichgültig, wer sie besaß, wenn er es nur nicht wußte und ihr täglich in die Augen schauen konnte, die ihn freundlich begrüßten. Dabei vergaß er aber Georg nicht und ließ sich oft vorlesen, und er wunderte sich, daß ihm jetzt manches nah und vertraut war, was ihn früher nur schläfrig gemacht hatte. Und wenn er auch oft Grauen und Lust empfand, so hatte er doch stets künstlerischen Genuß davon. Freilich nahm er das Vorgelesene nur als solches, und das half ihm über manches hinweg, worüber Georg lange grübelte, dem es wie Wahlverwandtschaft aus den Büchern sprach. Und sie lasen jetzt nicht nur Bücher nach Georgs Geschmack, sondern Hermann brachte Mörike und Hebbel, und Georg wunderte sich, wie bekannt der Freund mit ihnen war. Und in solchen Stunden war es, als wüchse Hermann aus sich heraus, zwar nicht orchideenhaft bewußt, aber stolz wie ein junger Baum, der viele starke Zweige hat.

Dabei ging er aber immer öfter in das Café, schon zweimal am Tage, und bettelte um freundliche Worte und Blicke. Annies Zärtlichkeit war ganz mütterlich, und sie freute sich über ihn, wie man sich über kleine Buben freut, die an den alten verrosteten Automaten ziehen, ob nicht doch etwas herausfällt. Das bemerkte Hermann aber nicht; er fühlte nur die allgemeine Wärme und war ganz glücklich. Und auch ein Begegnen im Stadtgarten hatte ihn nicht mehr betrübt. Denn sie hatte ihm so freundlich zugelächelt, daß er den strammen Burschen, dem sie am Arm hing, ganz vergaß. Georg sah der Entwicklung ironisch zu, warf spitze Bemerkungen hin und setzte dabei ein ganz feines Lächeln auf, das

Hermann zugleich ärgerte und betrübte. Denn auch der Freund war ihm ein Wert geworden mit seiner vornehmen müden Art, mit seinem Zynismus, der doch nur wie große violette Blüten traurig über einer dunklen Fläche schwebte, und wenn Georg oft ganz in Schwermut versank, daß alle Gegenstände im Zimmer schwarze Überzüge bekamen, dann war es Hermann, als müsse er heilen und helfen, und er wußte doch nicht, was er sagen sollte. Und große, tiefe Worte wurden geredet zwischen ihnen, und jeder nahm wie aus seidengefütterten Kästchen kostbare Becher und reichte sie gefüllt dem andern. Und es war, als ob Georg trotz seiner Verhaltenheit immer der Durstigere wäre; aber Hermann war froh, daß er auf ihn einwirken konnte, wie er meinte. Und er hatte bald kein Geheimnis mehr vor ihm, und auch seine Liebe konnte er ihm zeigen, weil sie frei von allem Häßlichen war. Und als er eines Abends lange davon gesprochen hatte, so daß jeder Nerv in ihm nachzitterte wie Geigensaiten, da war Georg ganz ernst an die Kommode gegangen und hatte ein Dutzend Photographien zerrissen und die Fetzen aus dem Fenster geworfen in den Nachtwind, der sie wie fremde weiße Vögel fliegen ließ. Und wenn er sah, wie lächerlich sich Hermann machte vor dem Mädchen mit seiner Kindlichkeit, so blieb das ironische Lächeln doch aus, und an seine Stelle trat eine Besorgnis, die den Freund vor allen Blößen bewahren wollte. So daß er ihm lange Reden hielt über würdiges Betragen, und daß man die Mädchen am leichtesten durch Versagen gewinnen könnte, und er solle doch Annie immer als Stärkerer entgegentreten und sich nichts vergeben vor ihr.

Hermann hörte das alles geduldig an und sagte ganz nachdenklich ja; aber wenn er ihre Hand in der seinen hielt, und sie mit ihm sprach, wurde sein Blick doch wieder sehr jung. Und er streichelte ihren Arm und sprach zu ihr ganz anders als die vielen, die im Café verkehrten, so daß sie vor ihm ganz zutraulich wurde und ihm die Hand gern und nicht mehr bloß aus Gewohnheit ließ. Und von allen, die es mit ansahen, verstand ihn wohl nur einer, ein älterer Student, der etwas hinkte und infolge dieses Fehlers, trotz seiner vielen Schmisse, innerlich weicher geblieben sein mochte. Der war der einzige, der nicht lachte oder spottete, sondern dem Spiel freudig zusah. Hermann mochte das fühlen; denn er setzte sich stets in seine Nähe, und so wurde der andre Zeuge davon, wie Hermanns Augen warben und bettelten, wie sie zum Büfett gingen und zurück zum Tisch, wohin Annie eben ein Getränk trug. Es war ein ganz greifbarer Gegenstand, um den Hermann jetzt bat: eine Photographie von ihr, und als sie es ihm versprochen hatte, erinnerte er sie jeden Tag daran, bis sie ihn einlud, sie sich selbst am nächsten Vormittag zu holen, wo sie frei wäre. Da war es ihm, als habe ihm plötzlich jemand ein starkes Schlafmittel gegeben, und er lief den ganzen Tag im Traum umher, und es war ihm bald wie schmeichelnde Walzermusik, bald tiefer und ernster wie Liebesodem, bald wie ein sonniger Tag voller Lust; immer war etwas sehr Prangendes dabei, das ihm schon ganz nah schwebte. Und zum erstenmal war ihm Georg wie lauter Häßlichkeit, als er auf seine hastige Erzählung kaum geantwortet hatte und ihm gratuliert hatte in seiner spitzen Art, so daß Hermann in sich zurückkroch wie eine Schnecke, die ein Fuß gestreift hat. Und er verließ ihn bald und ging lange stromauf und -ab und sog den Blütenduft der Gärten ein, und als er nach Hause gegangen war, konnte er zuerst nicht schlafen und las sich das Hohelied der Bibel vor, bis ihn dann doch der Schlaf überkam, der wie silberner Nebel von den Wänden rann.

Als er am andern Morgen erwachte, war er sich zuerst nicht klar, was ihn so verloren machte, bis es ihm plötzlich mit großer Deutlichkeit einfiel. Da zog er sich schnell an und ging zu Annie. Sie wohnte in einem alten Hause, dessen Stiegen schon ganz krumm waren. Unten war ein Schuhgeschäft, und stets füllte ein starker Geruch von Leder den halbdunklen Gang aus. Im Hintergrund stand eine Tonne mit Sauerkraut, der man den Gebrauch ansah, und auf dem Treppenabsatz waren schmutzige Teller aufgebaut. Annies Zimmer lag im ersten Stock. Es war mäßig groß und ziemlich sauber. Vor den Fenstern standen Blumen, Pelargonien mit schreiend roten Blüten, und hinter dem kleinen Ofen war wie eine lustige Kavalkade ein Haufen Stiefel aufgebaut: schwarze, gelbe, rote; grüne, Schnür- und Knöpfstiefel. Hermann traf Annie, als er mit seinem Strauß Rosen ankam, noch im Nachtkleid. Sie erwartete das Mädchen, das ihr das Haar machen sollte, das jetzt noch ganz wirr durcheinanderhing. Sie plauderten miteinander, und Hermanns Worte kamen vor Aufregung zitternd und gleichsam tastend heraus. Es war das erstemal, daß sie längere Zeit miteinander sprachen; aber er merkte gar nicht in seinem brausenden Gefühl, das ihm den Kopf heiß machte, wie auch Annies Worte etwas Bedrücktes hatten, etwas Angelerntes, und wie sehr ihre Schönheit verlor, wenn sie den Mund auftat. Sie sprach von ihm als von ihrem lieben Kleinen, fuhr ihm durch den Scheitel, lachte und sprach wieder. Doch empfand sie es fast wie eine Erlösung, als sie das Bild holen konnte und daraufschreiben: »Annie ihrem lieben kleinen Hermann«, und als sie ihm zum Abschied den Mund bot, den er scheu und verwirrt wie etwas Unerhörtes küßte.

Und mehr geschah nicht zwischen ihnen; aber

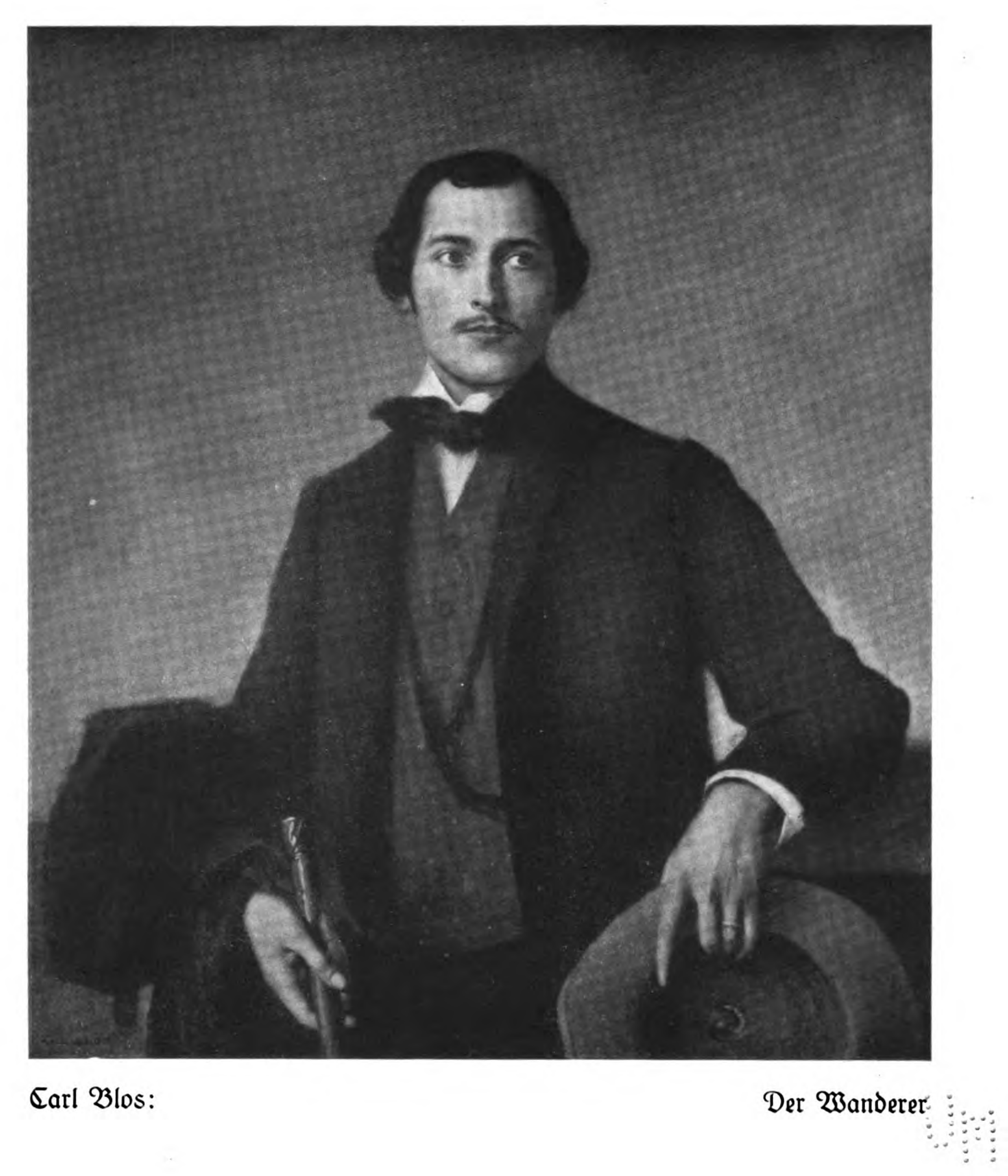
die Erinnerung daran war Hermann ein Schatz, um den er mit frohen, staunenden Schritten herumging. Und die stille, versonnene Art, die er jetzt gewann, wollte gar nicht passen zu Georgs Wesen, das sich ängstlich verhüllte hinter einer überlegenen Miene, die überall ein Fragezeichen machte. Und es war Hermann, als wäre in dem Freunde etwas von den Fratzenköpfen, wie man sie an Barockbauten findet, denen eine Kaprice ihre Form gegeben hat, und die nun ewig eine Grimasse ziehen müssen. Zum erstenmal sah er in ihre Freundschaft wie in ein Netz, hinter dem etwas kauerte, das ihm feindlich war, wie Raubtiere feindlich sein müssen, um zu leben. Das einfache Paradies seines Herzens war ihm wie eine Abendwolke, nach der eine schmale Hand aus den Schatten herausgriff, um mit ihr zu spielen und sie ganz grau zu machen. Und als Georg am Abend vorlesen wollte, sagte er kurz nein und vergrub sich auf seinem Zimmer in einem gelehrten Buch.

Auch Georg fühlte, daß ihre Freundschaft einen ganz feinen Sprung bekommen hatte, wie eine Vase aus sehr dünnem Glas, die nur laues Wasser ertragen kann. Und er stand vor seiner Seele schweigend als Tempelhüter und wußte, daß niemand mehr beten kam.

Ihre Unterhaltung war wieder ganz ins Alltägliche zurückgekehrt, und nur wenn Georg alle diese Alltäglichkeiten wie ein geübter Spieler in bizarrer Laune durcheinanderwarf, war es wie eine leise Erinnerung, und Hermann fühlte eine geringe Sehnsucht nach dem Verflossenen. Doch war es ihm peinlich, miteinander allein zu sein, und sie suchten nach dem Abendbrot, das sie in alter Gewohnheit noch zusammen nahmen, immer mehr die vielen Vergnügungen auf, die das zu Ende gehende Semester in reicher Fülle bot. Und so waren sie auch zum Burgfest hinaufgestiegen, das halbhoch am Berge auf der Ullrichsburg gefeiert wurde. Man hatte die Mauerbrüstungen mit roten und grünen Lichtern besetzt; große bengalische Flammen wurden durch Reflektoren auf die Wände gerichtet, und wenn diese nacheinander abgebrannt waren, drängte man sich in die weiten Keller, die allein von allen Räumen der Burg erhalten waren, und trank den dunkelgelben Landwein, der dort verschenkt wurde.

Als die beiden oben ankamen, war gerade das erste bengalische Feuer verlöscht; ein Knäuel Rauch wälzte sich durch den Burghof, und zwischendurch flimmerten die Tausende von kleinen Lichtern, welche die Strebepfeiler, Bögen und Ornamente gleichsam unterstützten und die Einheit der Architektur wunderbar hervorhoben. Davor stand eine laute Menge staunend und bewundernd: Bürgermädchen und Dirnen, Studenten, Fabrikarbeiter und Kommis, auch einige Handwerksmeister dazwischen mit ihren untersetzten Frauen, und viele Fremde, die sich das Fest nicht hatten entgehen lassen. Das bildete ein buntes Gemisch von Ausrufen, Fragen und Erzählungen; es ging her wie in einem Volkstheater. Und trotz des eigenartigen Reizes der alten, bald überflimmerten, bald angeglühten Mauern wollte etwas Theatermäßiges nicht weichen; die Lichter, Fackeln und Lampions wollten nicht verschmelzen mit dem Bauwerk, das sich in seiner stolzen Einfachheit gegen das Äußerliche der Beleuchtung wehrte. Und erst als die Leuchtfeuer alle verloschen und die Lichter niedergebrannt waren, als es in den Kellern laut und lebendig wurde, stahlen sich unmerklich echte Farben ein. Der Landwein tat das seine hinzu; man wurde überlaut und derb; in der Ecke spielte ein Orchester; Pfeifen und Zigarren qualmten; Frauenstimmen schrien auf, und bald war es, als zeche da eine Schar Landsknechte mit ihren Mädchen unter der alten Decke, die mit Wappen auf Goldgrund bemalt war.

Hermann sah mit Georg dem Treiben eine Weile aus einem Winkel zu und wollte gerade heimgehen, als sich plötzlich aus dem allgemeinen Wirrwarr ein Paar ablöste, ein großer breitschultriger Mensch und an seinem Arm Annie, die stumm und mit großen Traumaugen durch das verworrene Gedränge ging. Da sagte er Georg kurz adieu, drängte sich durch die Leute den beiden entgegen, und während sein Blick ganz starr wurde, fühlte er etwas in sich aufsteigen, wie eine Welle, die alles Gelinde mitreißen will. Er sah den feinen Schnitt ihres Nackens alabasterweiß auftauchen und sah ihren schlanken Leib, den ein erdbeerfarbenes Kleid mit dunkelroten Samtsäumen fest umspannte. Er fühlte zum erstenmal die ganze Pracht ihrer sinnlichen Schönheit, und er fühlte zum erstenmal, daß alles einem andern gehörte, einem Fremden, dem er nichtig war wie ihr. Er war so entgeistert, daß er gar nicht bemerkte, wie auch die andern auf sie aufmerksam geworden waren, und zusammenschrak, als es aus einer Ecke rief: »Annie!« Und die trunkene Stimmung, die wie Fackeln an den Wänden hochleckte, nahm den Ruf auf, warf ihn gegen die Decke und ließ ihn wieder zurückfallen: »Annie, Annie!«, und war eine Bewegung hinter ihr her. Sie aber schritt langsam in gerader Haltung am Arm ihres Begleiters hinaus, und es war etwas wie Triumph in ihr. Und auch Hermann fühlte jetzt diesen Triumph des Weibes über das Triebhafte, das in den vielen gärte und auch in ihm ausgebrochen war. Hatte er eben noch den andern anfallen wollen wie ein Wolf, so gab ihm Annies königlicher Schritt eine ganz neue, große Beruhigung. Während er seinen Wein langsam austrank, kam ihm ein



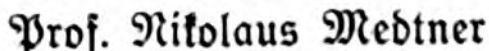
Carl Blos: Der Wanderer

Wissen auf, daß seine Liebe nur knabenhafte Sehnsucht gewesen war, und ganz allgemein, und daß sie zusammengebrochen war, ohne Schmerz vor der bewußten Würde einer geliebten Frau. Denn er wußte, wie sehr sie geliebt wurde; sie hatte ihm selbst davon gesprochen, als sie ihm die Schublade gezeigt hatte voller Briefe und Verse und voll heißer Wünsche der vielen, die um sie bettelten. »Karl allein,« hatte sie gesagt, »ist so, daß ich ihm recht gut sein kann. Die andern wollen nur immer das,« und sie sah auf das Bett, »und Küsse und was weiß ich. Karl aber sorgt für mich und kommt alle Tage und bringt mir was, und ist schon glücklich, wenn ich froh bin. Ich bin so ruhig durch ihn, weil ich doch keinen Vater mehr habe oder sonst wen, der für mich sorgen kann. Dafür gebe ich ihm gern alles, was ich kann, und es ist so schön.« Und während Hermann jetzt das alles überdachte, fiel all das Kindliche und Unselbständige von ihm ab, wie oberflächliche Stuckverzierung, und dahinter trat als großes Freskobild ein Leben von Kraft und Männlichkeit hervor, in dem Liebe und Haß scharf umrissen sind. Und während er zur Stadt hinabging, und schon die bleiche Frau, die der Morgenröte vorangeht, im Osten betend ihre Hände hob, wurde er sich klar über manches, was er bis jetzt dem blauen Meer der Sorglosigkeit achtlos überlassen hatte. Und er sah Mutter und Schwester zurücktreten und dann wieder näher kommen, aber ohne die hergebrachte Verehrung, was sie ihm noch lieber machte. Und er verstand auch den Vater besser, mit seinem abgenutzten Gedankenuhrwerk, das grob gehen mußte, weil die feinen Rädchen und Federchen schon alle fehlten. Und wenn er ihm auch nicht lebendig wurde, so pflanzte Hermann doch an der Stelle, wo sein Grab war, ein paar bunte Blumen in seinem Herzen ein. Und vor allem sah er jetzt deutlich Georg mit dem Lebensgrauen, das ihm zur Seite stand, und er empfand es scharf, daß er sich von ihm trennen mußte, wenn der andre ihn nicht wie eine Schlingpflanze ersticken sollte. Ihm war dabei wie einem Schwimmer, der einen Ertrinkenden neben sich wegstößt, weil dessen Verzweiflung sie beide herabziehen will. Und er erinnerte sich, wie Georg bald nach ihrem Zusammentreffen zu ihm gesagt hatte: »Willst du mit mir verkehren, mußt du das nehmen, was du bekommst; ich stelle nichts zur Auswahl,« und wie alles, was er bekommen hatte, doch nur Trübsinn und krause Laune gewesen war oder der Spott eines hungrigen Herzens. So brach er denn ganz mit Georg, und auch die Goldaugen hatten ihre Macht verloren und konnten ihn nicht schwankend machen. Aber es blieb doch ein großer Schmerz übrig, der oft am Abend einkehrte, und den er nur mühsam überwand.

So war es gut für ihn, daß etwas andres ihn ausfüllte. Sein Gefühl für Annie war eine Dankbarkeit geworden, die gerne streichelt, wie man sie zu den Menschen hat, die einen Gutes gelehrt haben. Und so ging er denn zu ihr, als sie krank geworden war, jeden Morgen, und brachte ihr Rosen mit oder Nelken und küßte ihre Hand, und es wunderte ihn, daß er so ganz ruhig war. Auf dem Tisch standen halbwelke Rosensträuße, und daneben war eine Schale mit Lysolwasser, in die ab und zu ein Rosenblatt, ein rotes oder ein gelbes, tupfend fiel. Annie lag in ihrem rotkarierten Bett, lächelte immerzu und dachte gar nicht an die Krankheit. Und Hermann erlebte alles wie ferne Landschaft, wenn sie von dem andern sprach, und ihre Liebe ganz in ihre Augen trat, die schön und tief wurden wie Mollakkorde. Und er beobachtete sich selbst dabei wie ein Arzt und hörte auch das Gequälte in ihrer Sprache, das sich nach einem derben Wort sehnte und es doch verlernt hatte, so zu sprechen. Und da war es ihm lieb, wenn sie schwieg und ohne jede Lüsternheit ihre wundervolle Brust entblößte, um die Kaffeeflecke der Nachtjacke zu verbergen. Oder wenn sie auf der Suche nach einem Zettel oder Buch, die sie alle im Bett aufbewahrte, ihren schlanken, nackten Leib zeigte oder ihm eifrig wie ein Bube beide Beine entgegenstreckte, daß er den gesunden und den kranken Fuß vergleichen sollte. Das nahm er alles hin ohne jede Erregung, wie ein Volkslied, und er hielt ihre Hand und streichelte sie leise. Und nach einer Weile ging er still, wie er gekommen war, und ließ sie allein mit der Sommersonne, die langsam vom Tisch zur Kommode, von der Kommode zum Bett glitt.

Und so ging das Semester zu Ende, und Hermann dachte an die Heimreise. Er freute sich auf das Zuhause, auf Mutter und Schwester und auf sein Zimmer, in dem alles war, wie er es gern hatte. Aber als er den Koffer gepackt hatte, und noch ein langer Nachmittag wie ein leerer Raum dastand, bevor der Abendzug ging, da überfiel ihn doch eine Wehmut, als er an alles dachte, was ihm liebgeworden war von der Natur und den Menschen, und was er hatte bekämpfen und aufgeben müssen, und was er jetzt ließ. Und er ging durch den Wald zum roten Turm und sah noch einmal in das Land hinaus, das in großen, grünen Wellen allmählich in die Ebene hinausebbte, wo viele Städte waren und Türme. Und dann ging er langsam durch das Neiltal zurück, und es überkam ihn ganz das Vagantenleid, das auch heute nicht gestorben ist für den, der draußen leben muß.




Prof. Nikolaus Medtner



Der Vater des Künstlers

Köpfe und Menschen

Zu den Bildnissen von Walter Hippel

Seltsam sind die menschlichen Lebensläufe, noch seltsamer aber ist das nach Generationen, oft nach Jahrhunderten zählende Verschwinden und Wiederauftauchen ihrer Wirbel und Stromschnellen, ihrer Tiefen und Untiefen.

Da zog im Jahre 1760 ein ostpreußischer Rektorssohn aus Gerdauen als neunzehnjähriger Student mit einem russischen Leutnant v. Keyser, den er auf der Universität Königsberg kennengelernt hatte, nach Petersburg, und dieser Ausflug in die große Welt, diese Berührung mit der vornehmen Gesellschaft wurde so entscheidend für ihn, daß von diesem einen ihn aus dem alltäglichen Heimatsgeleise hebenden Jugenderlebnis Theodor Gottlieb Hippels ganzes weiteres Leben, sein Charakter, sein geistiges Denken und Gestalten gefärbt wurde. Ohne jenes Erlebnis hätten die Schriften dieses zwischen Lorenz Sterne, dem Verfasser des »Tristram Shandy«, und Jean Paul stehenden Problematikers schwerlich ihre Originalität bekommen: diese seltsame Mischung von Formlosigkeit und Tiefsinn, sicherer Menschenkenntnis und sprunghafter Phantasie, hellem Verstand und launenhaftem Witz. Hippels »Lebensläufe nach aufsteigender Linie«, ein dreibändiger Roman, einer der ersten, in denen sich die Romandichtung von Reflexionen über das Leben zur Wiedergabe und Darstellung des Lebens selbst durcharbeitet, werden heute kaum noch gelesen, aber ein Hauch seines aus dem tiefsten Ernst der Lebensanschauung geborenen Humors zieht über Jean Paul und Wilhelm Raabe wie ein luftiges Wölkchen durch die deutsche Romandichtung bis auf unsre Tage.



Max Liebermann

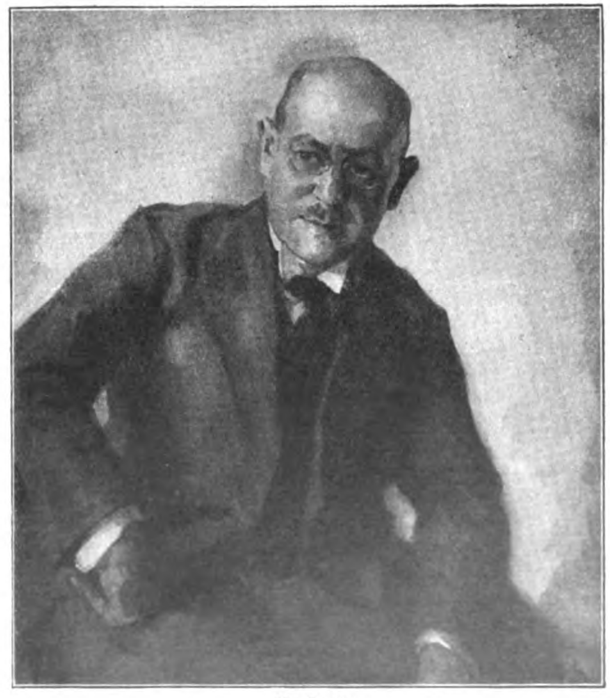
154 Jahre später, kurz vor Ausbruch des



Kommerzienrat Mobler

Weltkrieges, fährt ein Nachkomme jenes Theodor Gottlieb Hippel, der es übrigens als Jurist und Bürgermeister von Königsberg zu hohen Ehren brachte, mit einem russischen Gutsherrn aus einem Ostseebade nach Rußland, wird dort interniert und in dreiwöchiger Viehwagenfahrt nach dem Kaukasus abgeschoben. Dort kauft er sich — denn dieser Walter Hippel, der Sohn eines Lüneburger Baumeisters (Bildnis S. 178), ist Maler und Zeichner, der in Berlin (bei Leo von König), in München und Paris seine Studien gemacht hat — für seine letzten Kopeken Papier und Bleistift und zeichnet sich mit seiner Porträtierkunst in die Gunst der hochmögenden Generäle und Verwaltungsbeamten, hinauf bis zum gestrengen Herrn Gouverneur, so daß es ihm bald recht gut geht. Er skizziert Bildnisse der russischen Kaufleute, gewinnt Beziehungen zu russischen Künstlern, darf ungehindert in Astrachan leben und arbeiten, siedelt später nach Saratow und nach Moskau über, wird mit Meister Korovin, dem russischen Liebermann, bekannt und befreundet, stellt sich nach dem Frieden von Brest-Litowsk in den Dienst der deutschen Botschaft, erlebt die bolschewistischen Anschläge mit und wird schließlich gegen Joffe »ausgetauscht«. Seitdem lebt und schafft er in Berlin, wieder ganz ein Deutscher, aber doch, ähnlich wie sein Königsberger Vorfahr, entscheidend bestimmt durch das in die Krisenjahre seines Künstlertums fallende russische Erlebnis.

Denn dort im fernen Osten, wo die Lebensformen und Lebenserscheinungen noch elementarer, naturhafter, urwüchsiger und deshalb auch ausdruckskräftiger sind als bei uns, ist ihm, wie auch sonst noch manchem europäischen Künstler — man denke an den Bildhauer Ernst Barlach, der in Südrußland seine breite flächige Form gefunden hat —, sein eigentümlicher scharfgeprägter Zeichnungsstil aufgegangen. Hippel brachte reichhaltige Mappen mit nach Hause: Skizzen aus russischen Dörfern und Städten, mannigfaltige Menschentypen in Kohle und Kreide, meistens aber doch scharfgeschnittene Köpfe, mit ebenso sicherer Hand wie sicherem Blick für das Charakteristische, Persönliche und Unterscheidende festgehalten. Er wäre ein Tor



A. Jaffé



Die Schauspielerin Eva Maria Medag

wollten sich auf dem Blatt, das ihnen der von ihrer Gunst beschienene Künstler nach der Sitzung hinreichte, »getroffen« sehen, und auch ihre Freunde und Angehörigen sollten sagen: »Ja, das ist er, unser Iwan Iwanowitsch, wie er leibt und lebt!« So wurden die russischen Modelle an unserm deutschen Porträtisten vielleicht zu heilsamen Erziehern. Vom naiven Geschmack kann man immer noch am meisten lernen. Freilich kamen auch die scharfgeschnittenen kirgisischen, tatarischen und persischen Rassegesichter, die Hippel im Kaukasus und später im Inneren Rußlands fand, seinem Zeichnerstift sehr zupaß. Da gab es kein Ausbiegen, kein Fünfgeradeseinlassen, wollte man nicht hinter dem Prägeschnitt der Natur als ein elender Stümper zurückbleiben.

Mit solchem Rüstzeug also kam Walter Hippel nach Berlin und vor neue Aufgaben. Verwöhnt, wie er mit seinen Modellen war, suchte er nach Köpfen, die seinem Zeichenstift, seinem Pinsel — denn nun lebte auch der Maler wieder in ihm auf — ähnliche Aufgaben, ähnliche Spannkräfte gaben wie in Rußland. Seine von dort mitgebrachten Bildnisse führten ihn überall gut ein.

gewesen, wenn er das in der Fremde, gewiß nicht ohne ernste Mühe und gefährliche Bedrängnis Gewonnene daheim hätte aufgeben wollen; keines Lehrmeisters braucht man sich zu schämen, wenn man nur der Natur und dem eignen Erleben treu geblieben ist. Ja, wir dürfen annehmen, daß jene russische Lehrzeit unserm Künstler noch ein besonderes Geschenk gemacht hat, das ihm in seiner deutschen Heimat, innerhalb der künstlerischen Kollegenschaft und ihrer herrschenden Kunsttendenzen vielleicht nicht so leicht zuteil geworden wäre. Ich meine die Schätzung und Achtung der Lebensähnlichkeit beim Bildnis. Wir wissen ja: bei uns drängen sich allerlei Wolken vor dieses Gestirn der Bildnismalerei, das doch natürlicherweise das herrschende und leitende sein sollte: subjektive Ansprüche der künstlerischen Souveränität, die von der Unterordnung unter die Sache, das Objekt, nichts wissen wollen. Bei den russischen Gewaltherren wäre unser Zeichner damit wahrscheinlich übel angekommen. Sie



Frau Schalfejeff



Prof. J. Öhquist

Dipl.-Ing. K. Tischer

Er zeichnete Köpfe von Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern, Staatsmännern, Politikern, Industriellen, Kaufleuten, Herren und Damen aus der Gesellschaft, scheinbar in buntem Durcheinander, in Wirklichkeit bei der Auswahl aber doch beraten von einem feinen Blick für — wir wollen nicht gerade immer sagen: geistiges, aber menschliches Persönlichkeitsgepräge, wenn auch oft nötig war, es erst zu befreien, »herauszureißen«, wie Dürer sagte, aus der verhüllenden Maske gleichmachender gesellschaftlicher Konvention. So zeichnete er, meistens in großen Formaten (65 : 80 cm) bis heute schon eine ganze kleine Galerie von Charakterköpfen, die selbst bei sparsamsten Strichen den ganzen Menschen sehen lassen, seinen Charakter, sein Temperament, seine Lebensführung.



Konstantin A. Korovin

Am sparsamsten ist er bei dem Kopf Max Liebermanns (S. 178) verfahren, gleichsam als habe er, mit einem Gran von Bosheit im Gemüte, dessen Erklärung, Zeichnen sei »Weglassen«, Weglassen alles Unnötigen und Entbehrlichen, auf die äußerste Spitze treiben wollen. Dem steht das Bildnis Konstantin Korovins gegenüber (S. 181). Auch hier ein Maler, aber entsprechend der ungleich vielseitigeren, den verschiedensten Seiten des Lebens, außer der bildenden Kunst auch dem Theater, der Musik, dem Ballett, der Technik, der Architektur, der Jagd, Reisen

und Erfindungen zugekehrten Persönlichkeit, doch ungleich lebhafter, bewegter, vibrierender aufgefaßt, eine gedrängte Widerspiegelung gleichsam der lebensfreudigen impressionistischen Kunst dieses fabelhaft jugendlichen Sechzigers.

Dann ein Musiker, Professor Nikolaus Medtner (S. 178), ein russischer Pianist und Komponist, der auch in Berlin — als Beethovenspieler und Interpret seiner eignen Tonschöpfungen — mit Erfolg hervorgetreten ist. Ihm zur Seite (S.181) der jugendlichere, aber gleich aristokratisch schmal gebildete Kopf des Dipl.-Ingenieurs Tischer, eines Studiengenossen Hippels, der sich besonders dem Villenbau und der Innenarchitektur zugewendet hat. — Diesen schöpferischen Persönlichkeiten folgen die Kunstfreunde: Kommerzienrat Mobler (Ölbild, S. 179), ein bekannter Bibliophile und Sammler, der Kaufmann Jaffé (Ölbild, S. 179), der sein gastliches Haus in Breslau zu einer Pflegestätte der Musik und der Theaterkunst macht, und Prof. J. Öhquist, der Pressechef der finnischen Gesandtschaft in Berlin, selber ein feiner Lyriker und Kunstschriftsteller, der sich mit Takt und Menschenkenntnis angelegen sein läßt, die deutsch-finnische Freundschaft zu pflegen (S. 181).

Englischer Botschafter Lord D'Abernon

Auf S. 180 zwei Damenbildnisse: die Schauspielerin Eva Maria Medag (Pastell), eine Kabarettberühmtheit, mondän, nervös, melancholisch verträumt und etwas blasiert in ihrer Haltung, und Frau Schalfejeff (Ölbild), eine Dame der Gesellschaft, bei aller Vornehmheit mit einem deutlichen Zug von Gutbürgerlichkeit und Hausfrauengüte.

Eine besondere Stellung nimmt das Bildnis des englischen Gesandten Lord d'Abernon ein (S. 182). Lenbach hatte ihn gemalt, aber so, wie er ihn sah: etwas zu still, zu gedämpft und zu träumerisch aufgefaßt, während dieser Diplomat noch heute trotz seines vorgeschrittenen Alters ein frischer, lebensfreudiger Sportsmann und fröhlicher Teilnehmer an den berühmten Kostümfesten seiner Gemahlin ist, so eifrig er daneben auch als Kunstfreund und Kunstkenner der Malerei ergeben ist, was seine erlesene Gemäldesammlung bezeugt. Das alles hat Hippel in diesem feingemeißelten ausdrucksvollen Kopf zu sagen oder anzudeuten gewußt, ohne Pose, in der lässig aufgelösten und doch innerlich bezwungenen Haltung, die den guterzogenen, geistig disziplinierten Engländer auszeichnet.

F. D.

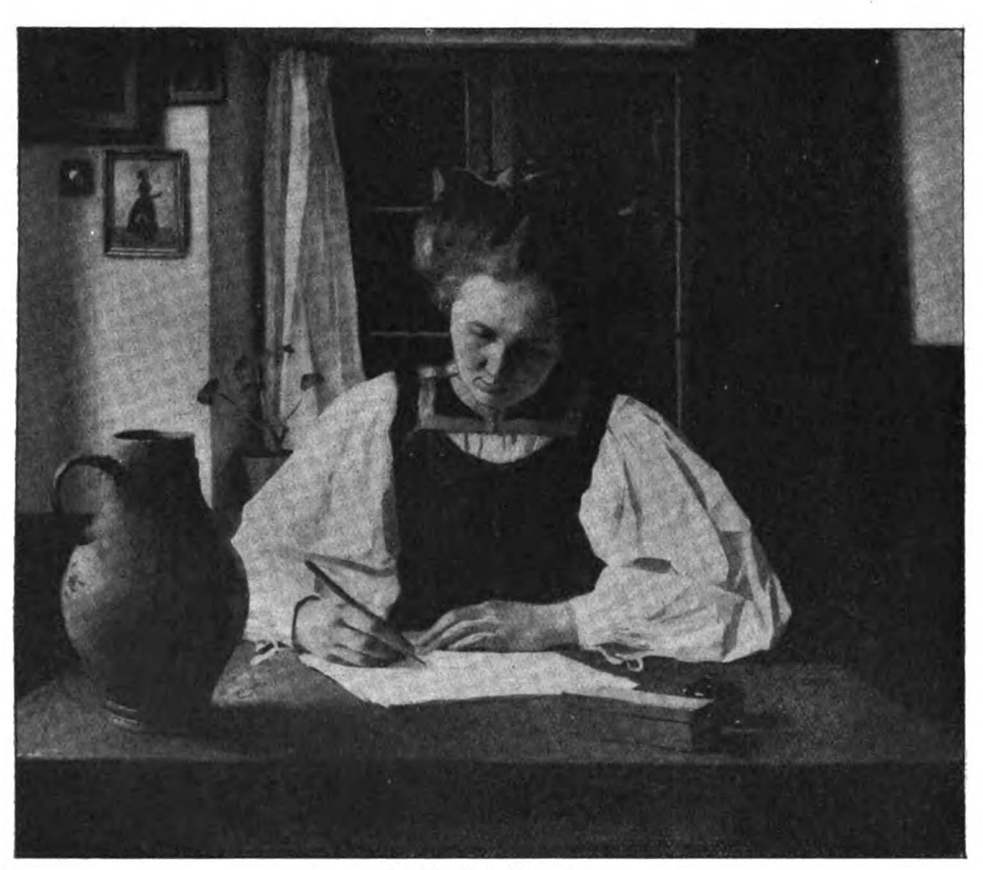
Dann' un Awendstern

Öwer de Wischen leggt sik de Dak,
Nich een Lewen is rundüm mehr wak,
All de Vagels sünd slapen gahn,
Un öwer 't Holt hoch kümmt de Maan,

Alleen merrn up 't Flag, dor steiht en Dann',
Sacht fangt se, süh, an to ruschen an,
Do, mit 'n Mal ut hochwiede Fern
Blänkert hendal en Awendstern.

Nu sünd se still beid un kiekt sik an,
De Dann' den Stern, de Stern de Dann',
Un ümlandsher slöppt de ganse Welt —
Wat de enanner sik wull vertellt?

Albert Mähl

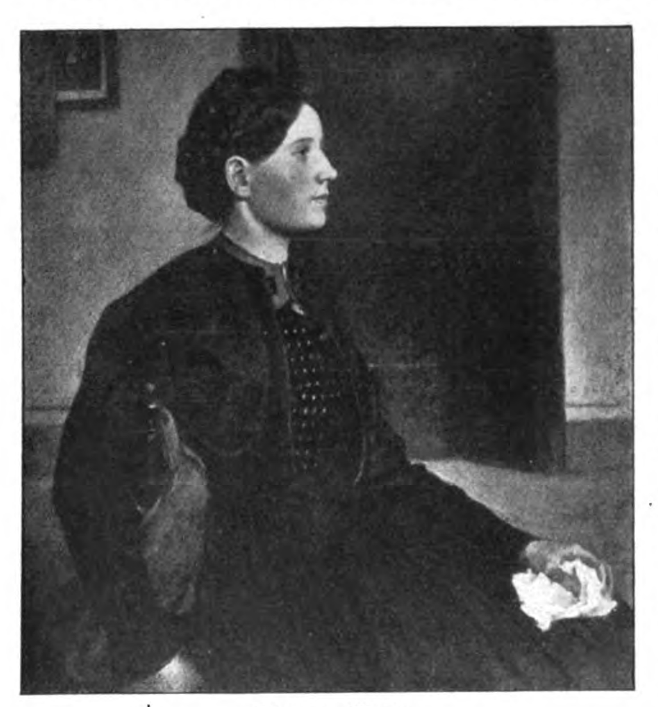


Schreibendes Mädchen

Carl Blos

Von Richard Braungart (München)

Wenn man heute ein Buch über Kunst zur Hand nimmt oder ein Gespräch über künstlerische Dinge belauscht, dann macht man stets dieselbe Beobachtung: daß es entweder um Technisches geht, oder daß in einer geheimnisvoll dunklen Sprache, die kein gewöhnlicher Sterblicher je zu enträtseln vermag, kunstphilosophische Probleme behandelt werden. Die einen könnten uns glauben machen, daß Kunst und Technik dasselbe sei. Hätten sie recht, dann wäre nur der Maler selbst imstande, seine Bilder richtig zu beurteilen; denn er allein kennt ganz genau den technischen Vorgang ihrer Entstehung, der nach der Meinung vieler Leute das allein Wichtige bei einem Kunstwerk ist. Die andern aber besitzen eine fast beneidenswerte Meisterschaft in der Kunst, Einfaches und Natürliches so zu komplizieren, daß ein normales Gehirn sich auch mit dem besten Willen nicht mehr darin zurechtfindet. Sie sprechen von Kunst, als handle es sich um die letzten Dinge transzendentaler Weisheit. Und es wäre kein Wunder, wenn Künstler, die ihre oft mit recht geringem Aufwand an bewußt gestaltendem Geist gemalten Bilder in einer solchen Weihrauchwolke der Vergötterung wiederfinden, dem Größenwahn verfielen. Die Gescheiteren ziehen es freilich vor, sich heimlich darüber lustig zu machen, was sie aber nicht hindert, öffentlich doch Nutzen daraus zu ziehen. Denn sie wissen nur zu gut, daß die urteilslose Menge seit den ältesten Zeiten immer das am meisten bewundert hat, was sie am wenigsten versteht. Man könnte dabei an Andersens kluges Märchen von des Kaisers neuen Kleidern denken und wünschte nur, es möchte mal (aber recht bald!) einer kommen, der den bewundernd gaffenden Leuten zuriefe: »Aber seht ihr denn nicht, daß die schönen Kleider, die unsre allzu gescheiten Bücher-



Schwarzwälderin

wäre. Man muß aber auch nicht zu weit gehen und sie, wie es die Neunmalweisen tun, auf einen zu hohen Sockel stellen, daß sie sich in den Wolken verliert. Vernunft, Wahrheit und wirkliches Gedeihen sind hier wie überall nur in der goldenen Mitte zu finden. Also: die Kunst, die dem Menschen das Leben verschönern und ihm helfen soll, den Alltag zu ertragen und zu überwinden, kann nicht selber Alltag und ein Handwerk wie beliebige andre sein; sie darf aber auch nicht in einer Verkleidung einhergehen, daß sie kein Uneingeweihter zu erkennen vermag. Das Handwerklich-Technische muß sich von selbst verstehen; es darf einem gar nicht besonders zum Bewußtsein kommen. Darüber hinaus aber muß

und Aufsatzschreiber der modernen Kunst umgehängt haben, in Wahrheit gar nicht existieren? Habt doch endlich den Mut, die Kunst von heute zu sehen, wie sie wirklich ist! Und ihr werdet dann erkennen, daß sie, im allgemeinen wenigstens, einen solchen ungeheuren Aufwand an Geistreichelei nicht rechtfertigt und ihre wahre, einfach natürliche Schönheit erst offenbart, wenn der sie umhüllende Deutungsnebel sich verflüchtigt hat!«

Man sieht, daß jede dieser beiden Betrachtungsweisen — die nur technische und die nur abstrakte — vom eigentlichen Wesen der Kunst wegführt. Das gleiche gilt von der Kunst solcher Maler, die ausschließlich Technik oder Geist zu geben suchen. Die Kunst im Technischen allein erkennen wollen, heißt sie zu einem bloßen Handwerk erniedrigen. Die Technik ist nicht viel mehr als eine selbstverständliche Voraussetzung, von der man allerdings in früheren Zeiten, da der Maler wie jeder andre Handwerker seine Lehrzeit zu absolvieren hatte, nicht viel Aufhebens gemacht hat. Und die Kunst wäre im Leben der Völker niemals das geworden, was sie tatsächlich ist, wenn sie nicht zu jeder Zeit mehr als nur ein Handwerk gewesen

etwas mit Worten nicht Ausdrückbares in einem Bilde sein, das ihm erst seinen wahren Adel und Freibrief gibt. Vielleicht könnte man es, wenn man doch ein Wort dafür gebrauchen möchte, das Künstlerische oder Poesie oder Romantik nennen. Ganz erschöpfend ist allerdings keins dieser Worte: auch alle zusammen geben nicht genau das, was sie umschreiben, was sich aber um so deutlicher empfinden läßt. Auf dieses letztere allein aber kommt es an; denn für ein Bild ist nicht entscheidend, was man darüber sagen kann, sondern weit mehr das, was Worten unerreichbar ist, was aber die Kunst des Malers durch die geheimnisvolle Synthese aus Farbe und Seele sichtbar macht. Darauf allein muß man bei der Betrachtung von Bildern achten; und man kann es ruhig aussprechen, daß eine Kunst, die bei solcher Betrachtungsweise standhält, die allein echte, jede Mode überdauernde ist. Nur das Nichtproblematische vermag das. Nicht problematisch aber ist die Kunst der mittleren Linie, die sich ebenso weit vom rein Technischen wie vom absolut Geistigen entfernt hält.

Wer möchte sich nun nicht freuen, wenigstens von Zeit zu Zeit einen Künstler kennenzulernen, auf den das im vollen Umfang zu-

trifft? Man darf freilich, um so glücklich zu sein, nicht dort suchen wollen, wo die teils umworbene, teils umstrittene Tageskunst ausgeboten wird, sondern muß abseits, in stillere Straßen gehen, wo Kunstwerke um ihrer selbst willen entstehen, geboren aus der naturhaften Freude ihrer Schöpfer am künstlerischen Zeugungsprozeß und wieder zur Freude solcher, die verwandten Sinnes sind und Geschaffenes aus seinen Grundbedingungen heraus zu verstehen vermögen. In einer dieser Straßen aber wird man eines Tags auch dem Maler Carl Blos begegnen. Betritt man dann mit ihm seine Arbeitsstätte — im ersten Stockwerk eines nur von Künstlern bewohnten Hauses im Norden Münchens, in dem u. a. auch die bekannten Maler



Gattin des Künstlers

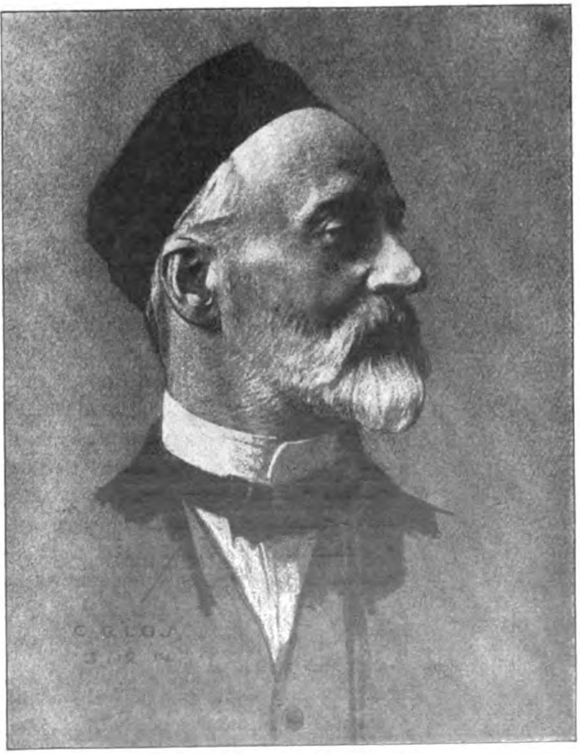


Bildnisstudie

Otto Strützel, R. F. Curry und R. Winternitz schaffen —, so findet man sich im beglückenden Banne einer Kunst, deren wichtigste und schönste Aufgabe es zu sein scheint, uns die Unrast und die Zerrissenheit des modernen Lebens, vor allem in der Großstadt, vergessen zu machen. Hinter uns schließen sich die Türen zum häßlichen Alltag, vor uns aber breiten sich lockend und tröstend bunte Gefilde freundlichen Behagens aus. Wir fühlen uns geborgen in einer Atmosphäre stiller, heiterer Ausgeglichenheit und echter, nicht kältender Vornehmheit, die aus fühlendem Herzen stammt. Bildnisse von Damen und Herren der guten Gesellschaft, die immer noch, wenn auch im Verborgenen und für den Außenstehenden tatsächlich fast nur mehr »im Bilde« existiert, schaffen eine Umwelt, in der man von Kultur nicht spricht, weil man sie hat. Daneben wirken Bauernmädchen aus dem Schwarzwald, in der gleichen, sorg-

fältigen Technik gemalt, durchaus nicht störend. Auch sie scheinen von Adel zu sein, aber nicht etwa, weil der Künstler sie so gesehen hat, sondern weil von Natur etwas Edles und Rassig-Vornehmes in ihnen ist, das sich auch verriete, wenn eine weniger behutsame Hand ihr Wesen künstlerisch zu gestalten versucht hätte. (Beweise hierfür findet man fast auf jeder Ausstellung, auf der Bildnisse von Schwarzwaldmädchen zu sehen sind. Und ihre feine, besondere Art preisen auch unzählige Volkslieder von einst und jetzt.) Zwischen diesen Abbildern charaktervoller, kultivierter und meist auch schöner Menschen aus Stadt und Land ziehen den suchenden Blick einige sorgfältigst abgewogene und ausgeglichene Stilleben und eine Anzahl bunter Innenräume an, in die man sich die Modelle der Bildnisse, zum Teil wenigstens, ohne weiteres hineindenken könnte: die städtischen in die geschmackvollen,

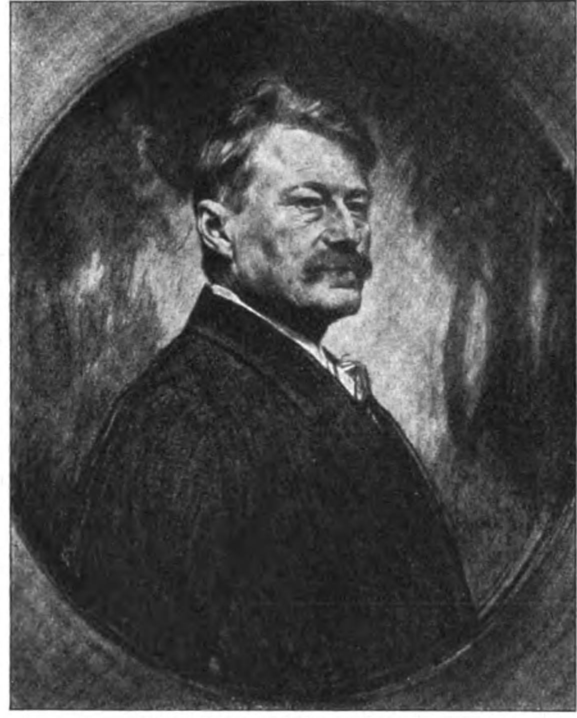

Maler Julius Schrag


Prof. Kunz Meyer-Waldeck

anheimelnden, hellen Biedermeierzimmer, vielleicht sogar, als Museumswanderer etwa, in die Säle der Münchner Residenz, die heute Münchens schönstes Museum und ein Lieblingsarbeitsfeld der Münchner Interieurmaler ist; in den Bauernstuben aber mit ihren kahlen und doch so malerischen, getünchten Wänden, schummerigen Ecken und warmtonigen Urgroßvätermöbeln sind ihre angestammten Bewohnerinnen gewissermaßen als wesentliche Bestandteile ohnehin meistens gleich mitgemalt.

Es ist nicht schwer, festzustellen, daß der Künstler, der das alles geschaffen hat, heute auf der Höhe eines reifen Könnens steht, das einer Steigerung zu seiner vollen Auswirkung kaum mehr bedarf. Und auch der Stil dieser Kunst ist so vollkommen durchgebildet und ausgeglichen, daß eine wesentliche Richtungsänderung aller Voraussicht nach nicht mehr in Frage kommt. Womit aber nicht

gesagt sein soll — was vermutet werden könnte —, daß es für Blos wohl ein Gestern und Heute, aber kein Morgen gibt. Reife setzt keineswegs Stillstand voraus. Wer es vermag, sich lange Zeit, ohne daß ein Abnehmen der künstlerischen Kraft zu erkennen wäre, auf der gleichen Höhe des Wollens und Könnens zu halten, der hat sich selbst und der Kunst einen großen Dienst geleistet. Und er hat damit auch etwas fertiggebracht, was mindestens ebenso schwierig ist wie der Anstieg zu den Höhen der Meisterschaft. Blos also ist einer von jenen, die langsam geworden sind, was sie heute vorstellen, und deren Schaffen deshalb auch jede mögliche Sicherheit dafür bietet, daß es den Tag und den Modegeschmack überdauern wird. Eine Kunst wie die seine ist, trotz ihrer Bodenständigkeit und ihrer Bedingtheit durch gewisse Zeitumstände, doch im allgemeinen zeitlos. Sie ist weder so tief im Besonderen einer Epoche verankert, noch schwebt sie so hoch über Menschen und Dingen, daß sie nicht zu jeder Zeit verständlich und mit angenehmen Lauten zu reden vermöchte. Das erscheint freilich dem Laien, der vom Werden der Kunst meist eine ebenso unklare Vorstellung hat wie von ihrem Wesen, kaum der Erwähnung wert. Und doch ist es für das Verständnis der Zusammenhänge von Wichtigkeit. Es verlohnt sich deshalb gewiß, zu hören, welche Wege Blos zurücklegen mußte, bis er dahin gekommen ist, wo wir ihn heute sehen. Denn mögen sich auch Künstlerlebensläufe in vielem Typischen ähnlich sein, so ist dafür das Besondere der Schicksale und Werdegänge von um so größerer Mannigfaltigkeit, so daß man nicht müde wird, Künstler ihr Leben erzählen zu hören. So wenig etwa, als man jemals der Geschicke von Liebenden in Literatur, Malerei und Plastik überdrüssig wird. Denn Kunst und Liebe sind Stoffe von ewiger, unverwelklicher Jugend — die einzigen vielleicht, die diese Eigenschaft mit der Natur gemein haben.



Prof. Georg Schuster-Woldan



Selbstbildnis (unvollendet)



Stilleben

zu danken, das der Kunst von Blos ebenso eignet wie der seines Landsmanns Thoma, mag auch im einzelnen ein noch so großer Unterschied zwischen diesen beiden Künstlern bestehen.

Woher der Junge den Trieb zur Kunst, der sich sehr früh meldete, geerbt haben mag, ist nicht ganz leicht festzustellen. Weder der Vater, der Bahnwärter gewesen ist, noch die Mutter zeigten Spuren künstlerischer Veranlagung oder verwandter Instinkte. Der Großvater väterlicherseits war Schäfer. Man weiß, daß diese schweigsamen Beobachter der Menschen und der Natur, der Wolken, Pflanzen und Tiere in langen Jahren manches in sich hineindenken und gar viel an Erfahrungsgut sammeln, das dann oft ihren Söhnen oder Enkeln in irgendeiner Weise zugute kommt. Und der Vater der Mutter von Blos ist Thermometermacher und außerdem das gewesen, was man einen Bastler nennt, nämlich ein Mensch, der in allen Hantierungen Bescheid weiß und gern und mit Geschick überall selbst Hand anlegt. Auch in dieser Eigenschaft darf man vielleicht eine Vorstufe der künstlerischen (technischen) Begabung erkennen, die erst bei seinem Enkel zur Entwicklung gekommen ist. Bahnwärter Blos wurde, wie das bei diesem Beruf üblich ist, oft versetzt und ist an vielen Orten auf und ab im badischen Lande für einige Zeit seßhaft gewesen. So wechselten auch die Eindrücke in dem heranwachsenden Jungen, und gewiß nicht zum Schaden seiner sich entwickelnden künstlerischen Phantasie. Früheste Erinnerungen des Knaben weisen an die Ufer des Neckars, nach Neckarelz. Er war damals etwa vier bis fünf Jahre alt und hatte dicke Freundschaft mit einem Postillion, einem Freunde seines Vaters, geschlossen. Klopfenden Herzens hörte er zu, wenn nach Feierabend alt und jung vor dem Hause saß und der Postillion Räubergeschichten erzählte. Das liebste aber war ihm doch, wenn sein Freund, der in

Blos ist am 24. November 1860 in Mannheim geboren. Er ist also ein Alemanne, was sich namentlich dem Ohr leicht verrät; denn gerade der alemannische Tonfall in der Sprache bleibt, wie der sächsische, immer noch in untilgbaren, verräterischen Resten zurück, wenn der Dialekt selbst sich längst vollkommen verloren hat. Alemannisch ist übrigens an Blos auch der Hang zur Geruhsamkeit und stillen Beschaulichkeit, die Liebe zum Intimen und zum Detail, gleichviel, ob sie einer Blume oder einer Haarflechte, einem Bildchen an der Wand oder dem Faltenwurf eines Ärmels oder Kleides gilt, und ein Schuß Romantik, der bei dem ausgeprägten Wirklichkeitssinn der Schwaben einen Künstler dieses lebenstüchtigen Volksstammes vor der Nüchternheit bewahrt. Diese Romantik, die in dem Sinne etwa zu verstehen ist, daß die Dinge mit einem Fluidum von Gemüt und Seele durchtränkt und dadurch auch in ihrer Substanz geadelt werden, ist es sogar in erster Linie, die den Bildern von Blos ihren sonst schwer erklärbaren feinen und nachhaltenden Reiz verleiht. Und ihr ist auch das spezifisch Deutsche

freien Stunden gern aquarellierte, ihn dabei auf seinen Knien sitzen ließ. Mochten auch die stachlichten, kitzelnden Schnurrbarthaare des »Künstlers« ihm manchmal recht unbequem werden: es war doch herrlich, zu sehen, wie der in die Farben getauchte Pinsel über das Papier glitt und alles gleich viel lustiger, bunter und stattlicher aussah. Farben — das schien schon dem Fünfjährigen das Begehrenswerteste, was es geben konnte. Und sein höchster Wunsch war deshalb, eine Farbenschachtel zu besitzen. Aber wie sollte so ein armer Junge zu einem solchen Schatz kommen? Wenn der Vater Zahltag hatte, dann erhielten die Kinder, auch der kleine Carl, je einen blanken, neuen Kreuzer geschenkt. Der wurde jedesmal sorgfältig eingewickelt und aufgespart, für eine Farbenschachtel, wie sie der alte bucklige Buchbinder, von den Kindern Hoppelehopp genannt, im Schaukasten seines Lädchens ausgestellt hatte. Aber das Geld reichte halt immer noch nicht, obwohl der Junge einmal einen Groschen gefunden hatte. Das war vor einem Wirtshaus gewesen, in dem öfters Studenten zu Gast waren, die in ihrem Übermut zuweilen Geldstücke unter die Dorfjungen warfen. Der kleine Blos hat aber nie das Glück gehabt, eins zu erwischen. Die Sehnsucht nach dem unerreichbaren Malkasten wurde indessen immer größer. Da dachte sich der Junge eines Tags — es war um die Weihnachtszeit —: Vielleicht finde ich dort, wo ich den erst n Groschen gefunden habe, noch einen zweiten. Er ging also an die bewußte Stelle, fand aber natürlich keinen. Zufällig kam gerade eine Frau des Wegs, die ihn suchen sah. Sie fragte ihn, was er da mache. Er suche einen Groschen, sagte er. Ob er denn einen verloren habe? Nein, antwortete er, aber es fehle ihm einer zu einer Farbenschachtel. Da regte sich das gute Herz der Frau. Sie nahm den Jungen mit zum Hoppelehopp und legte darauf, was zum Kaufpreis fehlte. An diesem Tage hat es wohl in der ganzen Welt keinen seligeren Menschen gegeben als den kleinen Carl Blos in Neckarelz. Und so innig liebte er seinen neuen Besitz, daß er die Schachtel, wie die kleinen Mädchen ihre Puppe, mit ins Bett nahm. Er schlief auch darauf ein, und als er am Morgen erwachte, klebten einige von den weichgewordenen Farbtäfelchen an seinen Wangen. Aber das konnte seinem Glück keinen Abbruch tun. Nun hatte er endlich, was er sich so lange gewünscht; und bald war kein Kalender, ja selbst die Bibel nicht sicher vor seinen Kolorierübungen, in denen man die ersten elementaren Regungen des Farbensinnes erkennen darf, durch die sich der künftige Maler sehenden Augen (die aber nicht vorhanden waren) damals schon angekündigt hätte.

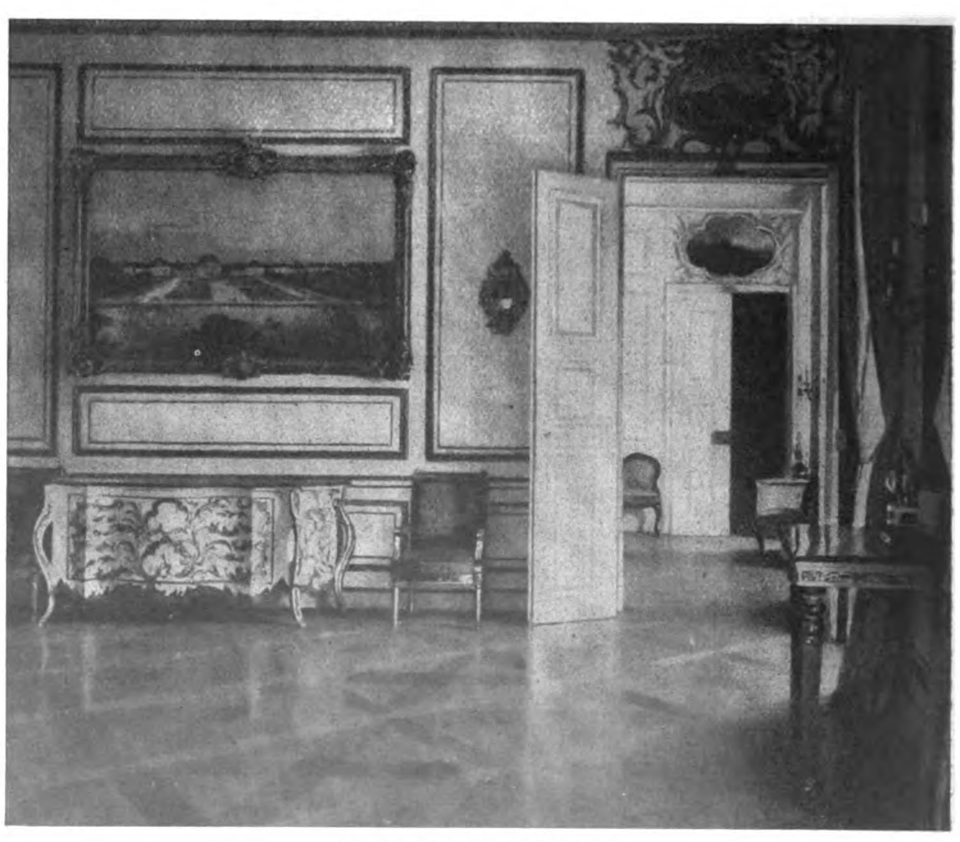
In Mosbach, nahe Neckarelz, wohin der Vater versetzt worden war, kam Blos in die Schule. Schon damals zeichnete er. Richtigen Zeichenunterricht erhielt er jedoch erst in Offenburg. Auch dort hat er in der Schule die biblische Geschichte koloriert und mit den Bildchen unter seinen Mitschülern einen kleinen Handel getrieben, wie es fast jeder aufgeweckte, anstellige Junge, der seine Vor-



Das Sofa

teile zu nützen weiß, wenigstens eine Zeitlang zu tun pflegt. Aber auch die Schulzeit ging vorüber, und nun galt es, einen Beruf und Broterwerb für den Jungen zu finden. Das Zunächstliegende war in der dortigen Gegend die Fabrik: Spinnerei oder Weberei. Aber davor hat ihm stets gegraut. So entschied er sich für die Glasmalerei, d. h. für den Beruf, den sein bester Freund sich erwählt hatte. Freilich war er hier zunächst nichts andres als Arbeiter. Das behagte seinem höher gerichteten Streben gar nicht. Um wenigstens wie ein Maler auszusehen, bestrich er sich die Schürze mit Farbe und belog so sich selbst mehr als die andern. Das war also nichts für ihn. Man mußte auf etwas andres sinnen. Blos glaubte es bei einem Dekorationsmaler gefunden zu haben, von dem behauptet worden war, er habe eine Hand an einem Wegweiser gemalt, die der junge Blos wegen ihrer »Natürlichkeit« nicht genug bewundern konnte. Aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß nicht der Dekorationsmaler, sondern ein Künstler von auswärts diese Hand gemalt hatte. Blos nahm, als er dies erfuhr, kurz entschlossen seine Arbeitsschürze ab, wickelte sie zusammen und verließ das Haus, nach einem Aufenthalt von knapp zwei Stunden.

Nun wäre er am liebsten auf und davon gegangen, wenn er Geld gehabt hätte. Aber er hatte keins, und so mußte er sich bequemen, zu einem Schreiner in die Lehre zu gehen. Wie vorauszusehen war, dauerte auch das nicht lange. Er lief wieder davon, zur großen Betrübnis seiner Eltern. Aber er konnte nun einmal nicht anders, wenn er nicht sich selbst und der inneren Stimme, die ihn zu ganz andern Dingen lockte, untreu werden wollte. Immerhin wurde noch ein Versuch gewagt: bei einem Photographen in Offenburg, der auch gemalt hat. Aber zum Malen ist Blos dort wieder nicht gekommen; denn das gelegentliche schablonenmäßige Kolorieren von Photographien kann man wohl nicht so nennen. So trieb es ihn



Aus der Münchner Residenz



Stilleben

denn eines Tags von neuem fort, wenn auch diesmal nur für ein paar Tage. Eines schönen Morgens wanderte er mit dem Skizzenbuch in der Tasche ins Kinzigtal hinein. Ein Bauernhaus, das ihm gefiel, wurde abgezeichnet. Der Besitzer, der zusah, wollte das »Porträt« haben. Wieviel es koste? Nun, das Essen. Der Bauer war einverstanden. Und so hat es Blos auf dieser Tour mehrere Male gemacht. Aber auf die Dauer konnte das nicht guttun. Es blieb also dem Ausreißer nichts übrig, als wieder zu den Eltern heimzukehren. Und auch zu seinem Photographen bequemte er sich wieder. Aber die Zeit der Irrungen und Wirrungen war in der Hauptsache nun doch für ihn vorüber. Es dämmerte, es tagte, der rechte Weg begann sich zu zeigen, wenn auch zunächst nur in Umrissen. Blos erfuhr davon, daß man an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe ein Stipendium erhalten könne, wodurch das Studium wesentlich erleichtert würde. Danach ging nun sein ganzes Trachten. Er sandte alles, was er an Zeichnungen von seiner Hand vorfand, nach Karlsruhe, erhielt das Stipendium — den Höchstbetrag von 30 Goldmark, mit denen man auch in Friedenszeiten nicht gerade üppig leben konnte — und war damit Schüler der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe geworden.

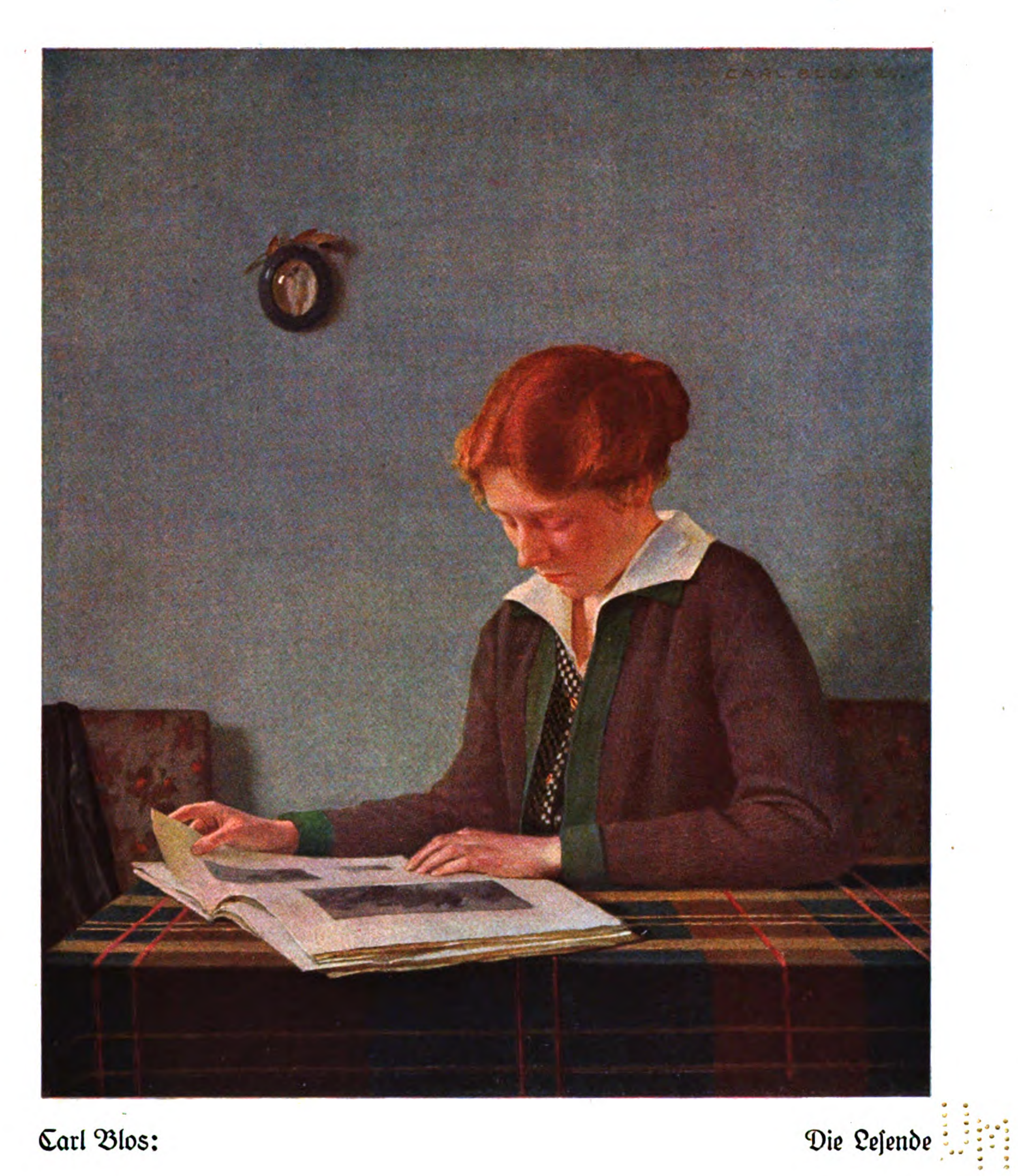
Ganz das Richtige war das nun freilich noch immer nicht. Denn das Malen, woran doch sein Herz hing, war auch hier mehr geduldet als gepflegt. Und der Direktor der Anstalt wollte durchaus nichts davon wissen, daß Blos, was er doch furchtbar gern getan hätte, an die Kunstschule ging. Zwei Jahre hielt es Blos unter diesen wenig erquicklichen Umständen aus; dann aber tat er das einzige, was in seiner Lage möglich war: er vertauschte die Kunstgewerbeschule mit der Kunstschule und stand also nunmehr — so schien es ihm wenigstens anfangs — im unmittelbaren Vorraum des Allerheiligsten der Kunst. Er besuchte die Antikenklasse des Pilotyschülers Th. Poekh, die Naturklasse

und die Malschule von Karl Hoff. In der Folge malte er viele Landschaften, unter anderm auch am Bodensee; und Hoff hätte es gern gesehen, wenn Blos sich ganz der Landschaftsmalerei ergeben hätte. Aber das war nicht nach seinem Sinn. Sein Ideal ist schon immer die Figurenmalerei gewesen. Der Mensch (und seine unmittelbare Umwelt) fesselte ihn am meisten, so sehr er auch die Natur liebte. Und er ist diesem Ideal bis heute treu geblieben; die Zeit und der Erfolg aber haben ihm recht gegeben. In Karlsruhe war er dann noch kurze Zeit Schüler von Ferdinand Keller, bei dem er auch Akte gemalt hat. Er war damals schon 23 Jahre alt, und es ging ihm immer noch so übel, daß er um Freitische bitten und froh sein mußte, wenn er gelegentlich einmal einen Akt um 70 Mark verkaufen konnte.

Auf die Dauer konnte ihn freilich Karlsruhe doch nicht fesseln. Es wurde ihm zu eng dort. Er strebte ins Weite. So tat er, was unzählige andre vor ihm schon getan haben und nach ihm noch tun werden: er ging nach München, in das gelobte Land der Kunst. Und er hat auch wirklich dort gefunden, was er gesucht hat, und vielleicht noch mehr. Im November 1883 kam er in München an, wohl ohne zu ahnen, daß diese Stadt seine zweite Heimat werden sollte, in der er nun schon vierzig Jahre lebt und schafft. Und all das Schöne und Edle, was in dieser langen Zeit seine Staffelei verlassen hat, ist zu gleichen Teilen ihm selbst und der Stadt zugute gekommen, in der es entstanden ist. Man kann von der Münchner Kunst dieses Zeitabschnitts nicht reden, ohne auch des Malers Blos zu gedenken; denn ein gut Teil dessen, was ihr Charakter und Farbe gibt, hat in den Bildern von Blos typische Erscheinung gewonnen.

Um jedoch noch einen Augenblick in der Vergangenheit zu verweilen: Blos kam 1883 an die Münchner Akademie zu Lindenschmit, der ein gesuchter Lehrer gewesen ist. Allerdings konnte sich Blos nicht ausschließlich der Schule widmen, denn er mußte nebenbei verdienen, um leben zu können. Zu diesem Zweck hat er alles gemacht, was irgendwie Geld brachte, z. B. Tapeten gezeichnet und dergleichen. Auch das Pastellporträt, das in jenen Jahren die große Mode gewesen ist, erwies sich als gute Verdienstmöglichkeit, die ihn, zur Erledigung von Aufträgen, sogar bis nach Hannover entführte. Lindenschmit war natürlich von solchen Extratouren nicht sehr entzückt. Aber Blos mußte eben sehen, wie er durchkam. 1887 verließ er die Akademie, und von da an wurde es langsam immer besser. Man lernte ihn als Porträtmaler und -zeichner schätzen, und auch seine Bilder aus der badischen Heimat, die er — vor allem den Schwarzwald — immer wieder zur Erholung und zur Arbeit aufsuchte, gewannen mehr und mehr die Gunst des Publikums. Ein Maler für den Kunsthandel allerdings ist Blos zu keiner Zeit gewesen; seine Bilder fanden von Ausstellungen oder aus seinem Atelier rasch den Weg in die Wohnungen von Bestellern und Sammlern und sind, mit wenigen Ausnahmen, dauernd dort geblieben. In der Folge machte er Reisen ins Ausland, nach Italien und Holland. An Auszeichnungen hat es ihm nie gefehlt; etwa fünfzehn Medaillen, darunter die goldenen von München, Dresden und Berlin und die große goldene österreichische Staatsmedaille, sind in seinem Besitz. In München erhielt er den Professortitel, und außerdem wählte ihn die exklusive Künstlergruppe »Bayern« zu ihrem Ersten Vorsitzenden. Die Eindrücke, die man den alljährlichen Ausstellungen dieser Gruppe im Glaspalast dankt, gehören stets zu dem Erfreulichsten im Bereich dieser Riesenkunstschau, und das Verdienst daran darf zum großen Teil dem Führer der Gruppe zugeschrieben werden.

Wenn wir nun rasch die hier wiedergegebenen Bilder von Blos überschauen, so fällt gewiß ganz besonders das starke architektonische Gefühl auf, das bei ihrer Komposition aufbauend mitgewirkt hat. Das ist etwas, das einem Künstler angeboren sein muß. Fehlt es ihm, dann wird er nie etwas Vollkommenes schaffen. Aber Blos hat es von Natur, und so ist ihm die Bewältigung der Probleme, die er sich in seinen Bildern, vor allem in Erinnerung an das unvergleichliche Werk des Jan Vermeer van Delft, gestellt hat, fast ausnahmslos und vollständig geglückt. Trotzdem hat er, wie er selbst gesteht, nie ein Bild gemalt, das ihm gefallen hätte. Das ist seltsam; denn uns geht es gerade umgekehrt: es gibt kein Bild von Blos, das uns nicht gefiele. Man nennt das wohl ausgleichende Gerechtigkeit.



Carl Blos: Die Lesende

Die militärischen Erinnerungen des deutschen Kronprinzen

Von Dr. Gustav v. Schoch, General der Inft. a. D.

Kronprinz Wilhelm hat seinem ersten Buch »Erinnerungen« ein zweites folgen lassen, das den Titel trägt: »Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf«. Die erste dieser Veröffentlichungen, die einen tiefen Einblick in das Wesen und die Anschauungen des Kronprinzen tun läßt, hat ihm sicher bei all denen, die nicht durch die Verbohrtheit des Parteikampfes zu einem unbefangenen Urteil unfähig sind, außerordentlich viele Sympathien eingetragen. Eins freilich war zu bedauern: Der Kronprinz hatte den Schriftsteller Rosner mit der Überarbeitung seiner Aufzeichnungen beauftragt; kam man nun an eine Stelle, von der man besonders gepackt, ja ergriffen war — das Wort ist nicht zu viel gesagt angesichts der Tragik, die in der Verbannung auf die öde Insel Wieringen liegt —, dann fragte man sich wohl manchmal: Ist das nun ganz das, was der Kronprinz ausdrücken wollte? Hat hier Rosners Tätigkeit eingesetzt, hat er hier sozusagen ein Glanzlicht aufgesetzt? Und man bedauerte die Tatsache der Überarbeitung; man wollte den Kronprinzen so sehen wie er ist, auch im Ausdruck, im ganzen Stil, und man hatte das Gefühl, daß er fremder Beihilfe nicht bedürfe, um als der zu erscheinen, der er ist, ein ganzer Mann, hochstehend nicht nur der Geburt nach, sondern nach seinem Empfinden, Denken und Wollen.

In seinem neuesten Buch hat der Kronprinz auf fremde Beihilfe verzichtet. Er beschäftigt sich lediglich mit den Ereignissen des Weltkrieges, soweit er selbst an ihnen handelnd beteiligt war. Da er von Beginn der Operationen an eine Armee führte, später als Chef einer Heeresgruppe den Befehl über mehrere Armeen hatte, so gehörte er zu den leitenden Persönlichkeiten in dem gewaltigen Kampfe Deutschlands. Die Politik wird nur gestreift, so wenn der Kronprinz es tief beklagt, daß nicht gleich bei Kriegsbeginn die deutsche Flotte eingesetzt wurde: »Heute steht es fest, daß es letzten Endes die unbegreiflichen politischen Vorstellungen und Ideengänge des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg über die Haltung Englands gewesen sind, die die Energie unsrer Seekriegführung weit über die vom Admiralstab beabsichtigte anfängliche Zurückhaltung hinaus lähmten. England sollte nicht gereizt werden!«

Das Buch ist also, im ganzen genommen, Fachliteratur. Aber ist es deswegen für militärisch nichtgeschulte Leute unverständlich? Keineswegs! Gewiß wird sich der Leser durch manche unumgänglich notwendige Angaben, so beispielsweise die Anführung der an den Ereignissen beteiligten höheren Verbände, hindurcharbeiten müssen; aber solche Mühe wird leicht in Kauf genommen werden, weil die Darstellung stets frisch und lebendig ist; sie gewinnt dadurch, daß nicht bloß die Abwicklung der großen Ereignisse vorgeführt wird, sondern daß die persönlichen Eindrücke des Verfassers, seine Stellung zu den Dingen, sein Mitfühlen überall hervortreten; da und dort blitzt der Humor auf, der ja in unserm Heere auch im furchtbarsten Ernste des Krieges sein Recht behauptete, und bei den Höhepunkten des Geschehens erhebt sich die Sprache zu dramatischer Wucht und Eindringlichkeit. Mit Wärme und Dankbarkeit gedenkt der Kronprinz der Mitarbeiter in seinem Stabe, hebt die großen Verdienste hervor, die sich die ihm unterstellten höheren Offiziere, aber auch die seinem Gesichtskreis ferner gebliebenen unteren Führer erworben haben, und wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Buch die Anerkennung, ja Bewunderung dessen hindurch, was der deutsche Soldat in den kurzen Einmarschkämpfen und dann in jahrelangem Stellungskrieg gegen einen an Zahl überlegenen, mit dem Munitionsaufwand einer ganzen Welt arbeitenden Gegner an Hingebung, Opferwilligkeit und Todesverachtung geleistet hat. Die Worte, die der Kronprinz dafür findet, entspringen nicht etwa dem Haschen nach Popularität; sie kommen aus dem Herzen; man wird an das erinnert, was Bismarck aus dem Feldzug von 1866 nach Hause schrieb: »Unsre Leute sind zum Küssen!«

Im ersten Abschnitt seines Buches schildert der Kronprinz seine Erlebnisse von der Mobilmachung bis zum Ende des Jahres 1915. Er war zum Führer der ersten Gardedivision ausersehen; Generaloberst v. Moltke schlug ihn jedoch bei Kriegsbeginn als Befehlshaber der 5. Armee an Stelle des erkrankten Generalobersten v. Eichhorn vor. Der Kaiser stimmte zu und sagte seinem Sohne in Gegenwart des Reichskanzlers, des Generalstabschefs, des Kriegsministers und des Staatssekretärs des Marineamtes: »Ich habe dir das Oberkommando der 5. Armee anvertraut. Du bekommst Generalleutnant Schmidt von Knobelsdorf als Chef des Generalstabs. Was er dir rät, mußt du tun.« Diese Worte zeigen, daß der Kaiser sich der großen Verantwortung voll bewußt war, die er mit der Berufung seines Sohnes auf eine so hohe Führerstelle übernahm. Gewiß, der Kronprinz hatte in den drei Hauptwaffen des Heeres Dienst getan und war durch eben den Generalleutnant von Schmidt in die Fragen des großen Krieges eingeführt worden. Immerhin, er war erst 32 Jahre alt. Seinem Großvater, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, war im Alter von 35 Jahren gleichfalls die Führung einer Armee anvertraut worden, die dann bei Königgrätz die Entscheidung bringen sollte — allerdings wissen wir, daß die Erfolge dieser Armee im erwähnten Jahre und im Kriege von

1870/71 fast gänzlich den vorzüglichen Ratschlägen Blumenthals zuzuschreiben sind, der eine Feldherrnnatur war. Generaloberst v. Moltke legte nach jenen Worten des Kaisers dem Kronprinzen seine Hand auf die Schulter und sagte: »Sie haben guten militärischen Blick und gesunden Menschenverstand. So wie die andern werden Sie Ihre Sache auch machen. Vergessen Sie nie, daß der Armeeführer verantwortlich ist und bleibt. Der Chef hat seinen Rat zu geben, und nun: Gott schütze Sie!« Moltke, im Frieden ein hochverdienter Offizier, war nicht der Mann, um die deutschen Heere in dem gewaltigen Völkerringen zu leiten; aber mit seinem Vertrauen in die Fähigkeiten und in das Verantwortlichkeitsgefühl des Kronprinzen hat er völlig recht behalten.

Der Kronprinz wurde gleich zu Beginn der Operationen vor einen großen Entschluß gestellt. Er sollte zunächst mit der 5. Armee im Anschluß an die Befestigungsgruppe Diedenhofen—Metz defensiv bleiben, um so das Gelingen der großen Schwenkung der übrigen vier zum Einmarsch in Belgien bestimmten Armeen zu gewährleisten. Er erbat die Erlaubnis, die Kräfte, die gegen ihn vorgingen, angreifen zu dürfen. Es war ein großes Wagnis, das er und mit ihm die Oberste Heeresleitung auf sich nahmen; denn wenn die 5. Armee geschlagen wurde, waren die Verbindungen der andern vier Armeen ernstlich bedroht; die Hauptmasse der deutschen Heere konnte gegen Holland abgedrängt werden. Allein die 5. Armee erfocht am 22. August im Verein mit der 4. einen vollen Sieg über die Franzosen bei Longuyon und Longwy nordöstlich von Verdun und bei Neufchâteau, dieses auf belgischem Boden. Ein Vorstoß aus der Gegend von Verdun konnte abgeschlagen werden, und bis Ende August waren die Maasübergänge von Sedan aufwärts bis gegen Verdun hin in den Händen der beiden Armeen.

Die Erfolge, die in großen Schlachten in der Zeit vom 20. bis 23. August von allen deutschen Armeen errungen wurden — in der Schlacht von Lothringen durch die 6. Armee und Teile der 7., bei Longwy, wie erwähnt, von der 5. und 4., bei Charleroi von der 2., bei Mons von der 1. —, verführten das Große Hauptquartier zu dem Glauben, die Entscheidung gegen die Franzosen sei schon gefallen, und es sei nunmehr im Sinne des von Moltke übernommenen Schlieffenschen Feldzugsplanes an der Zeit, Kräfte nach dem Osten, wo Hindenburg es mit zwei an Zahl weit überlegenen Armeen zu tun hatte, mit der Bahn abzubefördern; anfänglich wollte Moltke sechs, dann vier Armeekorps nach Ostpreußen entsenden; schließlich wurden doch nur zwei aus dem Westheer herausgezogen, aber unglücklicherweise in voller Verkennung des Schlieffenschen Planes dem rechten Flügel entnommen. Wir wissen, daß die Oberste Heeresleitung zu ihrem verhängnisvollen Irrtum zum Teil durch die Meldungen über den »fluchtartigen Rückzug« des Feindes verleitet wurde. Der Kronprinz berichtet freimütig, daß auch von seinem Oberkommando derartige Meldungen abgegangen seien, obwohl auf den Rückzugstraßen von den Franzosen nicht mehr Ausrüstungsstücke und Waffen liegengeblieben seien als von den nachdrängenden deutschen Truppen; er hätte hinzufügen können, daß keine der erwähnten Schlachten die große Zahl von Gefangenen und erbeuteten Geschützen einbrachte, die sonst die Begleitumstände entscheidender Siege zu sein pflegen.

Während die Armee des Kronprinzen Ende August und Anfang September um Verdun herumschwenkend Raum nach Süden gewinnt — die Festung war damals von seinen und andern Kräften im Osten, Norden und Westen von der Verbindung nach außen hin abgeschlossen —, überzeugte sich die Oberste Heeresleitung am 5. September, daß ihr der Feldzugsplan unter den Händen zerflattert war. Sie wollte jetzt Paris im Osten abschließen, gab also den Gedanken, in der dortigen Gegend den linken Flügel der Franzosen zu umfassen, völlig auf; der Nachdruck wurde auf den eignen linken Flügel verlegt, der den Auftrag erhielt, die französische Festungsfront Toul—Epinal zu durchbrechen. Damit sollte also gerade das geschehen, was Moltke in Übernahme des Schlieffenschen Planes hatte vermeiden wollen, und weswegen man die Verletzung der belgischen Neutralität auf sich genommen hatte. Joffre gab den Befehl zum allgemeinen Angriff auf die deutschen Armeen, die zwischen Paris und Verdun hindurch vorzugehen sich anschickten. Die Schlacht an der Marne endete mit dem freiwilligen Rückzug der Deutschen, nachdem der Sieg zum Greifen nahe gewesen war, weil Generaloberst von Bülow den Erfolg seines eignen von starken Teilen der 3. Armee unterstützten linken Flügels nicht richtig einschätzte, hingegen die Lage der rechts kämpfenden Armee Kluck in Unkenntnis des sich bei ihr anbahnenden Sieges als schwer gefährdet ansah; die Oberste Heeresleitung hatte sich jeder Einwirkung auf den Verlauf der Schlacht enthalten und es verabsäumt, die Übereinstimmung zwischen den Armeen herbeizuführen — das alles trat noch verhängnisvoll zu dem Abgehen von dem Schlieffenschen Plane hinzu, der stärkste Kräfte auf dem rechten Flügel bei dem Vorgehen gegen Paris vorgesehen hatte.

Als der Kronprinz am 10. September durch den von Moltke zu den Armeen entsandten Oberstleutnant Hentsch den Auftrag erhielt, auch seine Armeen zurückzuführen, da sträubte er sich

im Gefühl dessen, daß seine und die rechte Nachbararmee den Feind noch in den letzten Tagen zurückgeworfen hatte, gegen diese Anordnung. Vergebens, denn Moltke erschien selbst am 11. September bei ihm. »In unzusammenhängender Darlegung«, so berichtet der Kronprinz, »suchte er die näheren Gründe für die veränderten Dispositionen zu erläutern ... Generaloberst von Moltke war ein unter der Last der Verantwortung zusammengebrochener Mann, dessen Zustand mich und alle, die ihn sahen, tief erschütterte. War das der Mann, der die Geschicke der deutschen Heere zu lenken hatte?« Eine peinliche Unterredung begann; der Kronprinz bedauert, daß er dem »von ihm hochverehrten, vom edelsten Wollen beseelten General« heftigen Widerspruch entgegensetzen mußte. Aber er sah schließlich, daß er allein, nachdem die sämtlichen rechts von ihm befindlichen Armeen zurückgegangen waren, nicht stehenbleiben konnte; schweren Herzens fügte er sich.

Ich übergehe die Schilderung dessen, was folgt: den Rückzug der 5. Armee, den Übergang zum Stellungskrieg, dann die Schlacht in der Champagne im Jahre 1915, und wende mich dem Problem von Verdun zu, mit dem der Name des Kronprinzen eng verknüpft ist, und weswegen er von mancher Seite angegriffen wurde.

Hindenburg und Ludendorff haben — beide voneinander unabhängig — in ihren Kriegsbüchern die Wahl von Verdun als Angriffspunkt gebilligt. Aber man darf nicht übersehen, daß sie Ende 1915 sich dahin ausgesprochen haben, man müsse, ehe man im Westen angriffsweise verfahre, mit den Russen gründlich abrechnen und auch die rumänische Gefahr beseitigen. Schon Ende Juni des genannten Jahres hatten sie, als die ganze russische Front ins Wanken geriet, eine weitausgreifende Bewegung gegen die Rückzugslinie des Feindes vorgeschlagen, die diesen unter Umständen in die wolhynischen Sümpfe werfen, jedenfalls aber auf das empfindlichste in Flanke und Rücken treffen mußte. Wäre der Rat der beiden Feldherren befolgt worden, der Krieg hätte voraussichtlich eine andre Wendung genommen. General von Falkenhayn hatte sich jedoch dem Antrag nicht angeschlossen, Hindenburg hatte vergeblich die Entscheidung des Kaisers angerufen, und so war, wie der Feldmarschall vorausgesagt hatte, lediglich ein frontales Zurückdrängen der Russen, wenn auch mit einer gewaltigen Einbuße für diese, erfolgt; ein Vorstoß Hindenburgs, mit den ihm unterstellten verhältnismäßig schwachen Kräften in der angegebenen Richtung Anfang September unternommen, hatte den erhofften großen Ausgang nicht zu bringen vermocht. Da die russische Armee trotz der schönen deutschen Siege nicht tödlich getroffen war, da mithin erhebliche deutsche und österreichisch-ungarische Kräfte nach wie vor im Osten verbleiben mußten — die Brussilow-Offensive im Juli 1916 zeigte, wie sehr Hindenburg recht gehabt hatte, wenn er auf ganze Arbeit im Osten drang —, so konnte Falkenhayn zu Beginn des Jahres, als er den Schwerpunkt des Geschehens wieder nach dem Westen verlegte, nicht von vornherein mit einer den Erfolg verbürgenden Zahl an Kräften auftreten — darin ist wohl in erster Linie die Ursache des Mißerfolges vor Verdun zu suchen. Der deutsche Generalstabschef wollte auch gar nicht einen entscheidenden Schlag dort führen, er meinte, eine »Saugpumpe« an die französische Armee ansetzen zu können, die ihre Kräfte allmählich aufzehren sollte, ein Verfahren, das der Abnützungsstrategie der Gegner nahekam, aber für Deutschland, dessen Kräfte viel eher schwinden mußten als die auf der Gegenseite, wohl kaum der richtige Weg war. Der Angriff auf Verdun hat auch keineswegs die Franzosen und Engländer verhindert, Ende Juni zu dem gewaltigen Angriff an der Somme anzusetzen: 37 Divisionen hatten den ersten Anprall auszuführen. Allerdings ist die Zahl der französischen Angriffsdivisionen nicht so groß gewesen, als zu Beginn des Jahres von der feindlichen Seite beabsichtigt war; es mußte ein Teil der französischen bereitgestellten Kräfte nach Verdun hineingeworfen werden.

Wie Hindenburg, so war auch der Kronprinz Ende 1915 der Ansicht, daß für das Gelingen eines Schlages im Westen Rückenfreiheit im Osten erreicht sein müsse. Falkenhayn wollte den Angriff auf Verdun im Gegensatz zu dem Hauptquartier des Kronprinzen nur auf dem östlichen Maasufer geführt wissen; gleichwohl wäre infolge der glänzenden Ergebnisse der ersten Tage ein voller Erfolg erreicht worden, wenn die von der Obersten Heeresleitung ausdrücklich zugesagten Verstärkungen eingetroffen wären. Der Weg nach Verdun war am 24. Februar frei. »Der Gouverneur der Festung, General Herr,« so berichtet der Konprinz, »hielt die Festung für verloren, nachdem sieben Divisionen nicht vermocht hatten, unser Vorgehen zum Stillstand zu bringen. So nahe waren wir dem vollen Siege!« Beim Feinde aber traf gerade damals ein frisches Armeekorps ein; der günstige Augenblick war verpaßt.

Die abgekämpften deutschen Truppen machten keine Fortschritte mehr; jetzt endlich — zu spät — gab Falkenhayn die Genehmigung zur Ausdehnung des Angriffes auf das westliche Ufer. Ende März kamen ihm Zweifel, ob man durchbringen werde; der Kronprinz verlangte Einsatz von frischen Truppen, allein er erhielt die Antwort, das sei nicht in dem gewünschten Maße möglich, ebensowenig die Zufuhr von Munition und Geräten in der bisherigen Menge. Trotzdem

sollte der Angriff weitergeführt werden, wenn auch die Einstellung bei ungenügendem Ergebnis ins Auge zu fassen sei. Generalleutnant Schmidt von Knobelsdorf aber setzte sich für unbedingtes Festhalten an dem Angriffsgedanken ein. Der Kronprinz rang sich nach schweren Kämpfen in seinem eignen Inneren zu der gegenteiligen Ansicht durch, konnte diese aber, da Falkenhayn sich der Auffassung des Generalstabschefs anschloß, nicht durchsetzen. Das Verhältnis des Kronprinzen zu seinem Chef gestaltete sich infolge dieses Zwiespaltes der Anschauungen recht unerquicklich; er litt schwer unter dem Zwang, den Forderungen der Obersten Heeresleitung gegen seine Überzeugung nachkommen zu müssen. Im August entschloß er sich, die Ablösung des Armeechefs zu beantragen, was vom Kaiser genehmigt wurde.

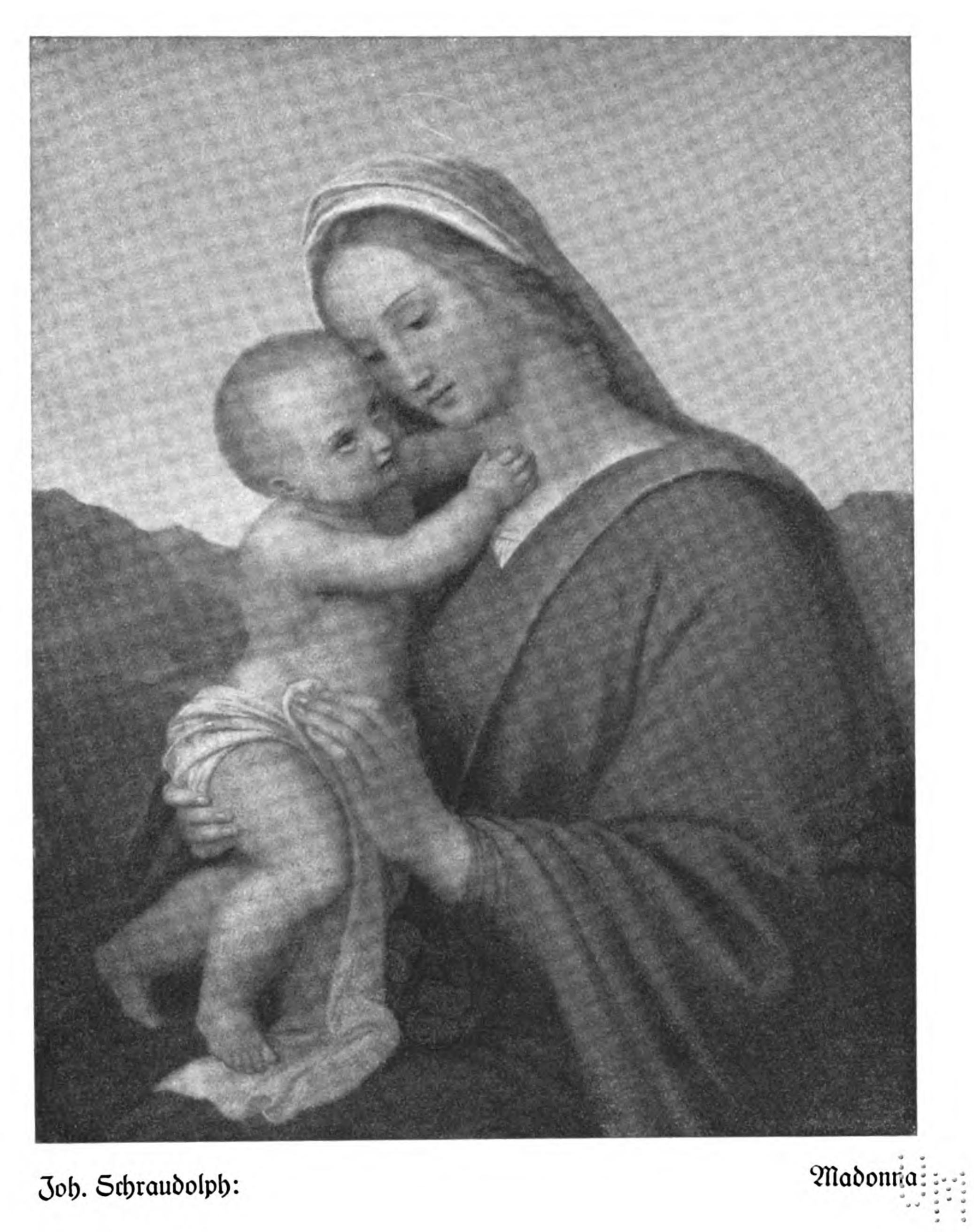
Inzwischen war viel kostbares Blut geflossen, ohne daß größere Fortschritte gemacht wurden; die Franzosen hatten den Vorteil ausgezeichneter, wohlvorbereiteter Stellungen in einem die Verteidigung in hohem Maße begünstigenden Gelände für sich; sie gingen schließlich zum Gegenangriff über. Wie wir heute die Dinge übersehen, hat der Kronprinz mit seiner Auffassung durchaus recht gehabt: konnte der Angriff nicht mit voller Wucht, also unter Einsatz entsprechender Kräfte durchgeführt werden, so war es das richtige, ihn einzustellen und sich auf Behauptung einer geeigneten Stellung zu beschränken. Hindenburg hat alsbald, nachdem er an die leitende Stelle getreten war, den Befehl hierzu gegeben. Dem Kronprinzen wurde um jene Zeit das Kommando von der Champagne bis an die Schweizer Grenze übertragen; Ende November wurde er endgültig zum Führer einer Heeresgruppe ernannt. Die empfindliche Schlappe, die die vor Verdun stehenden deutschen Kräfte erlitten, hätte nach den rückschauenden Betrachtungen des Kronprinzen vermieden werden können, wenn man in die Ausgangsstellungen zurückgegangen wäre, sich also nicht gescheut hätte, den freilich mit so viel Opfern eroberten Boden freiwillig zu räumen. —

Graf Czernin schreibt in seinem Buche »Im Weltkrieg«: »Kriegsmüde und friedenbegehrend im wahrsten Sinne des Wortes war der Kronprinz Wilhelm, als ich ihn nach vielen Jahren im Sommer 1917 wiedersah ... Die lange Unterredung, die ich mit ihm hatte, bewies mir, daß er, wenn jemals kriegerisch, vollständig Pazifist geworden war.« Der Kronprinz hat gewiß das Gefühl gehabt, daß eine baldige Beendigung des Krieges für Deutschland erstrebenswert war — etwas andres wollte ja auch Ludendorff nicht, als er die Vorbereitungen zur großen Offensive des Frühjahrs 1918 traf; ja, jeder Offizier mit einigermaßen klarem Verständnis wird der Überzeugung sein, daß es die Aufgabe des Heeres ist, den Gegner durch den Sieg so rasch als möglich zum Frieden zu zwingen. Wenn man für diese Auffassung das Wort Pazifist anwenden will, dann mag das hingehen. Wenn der Kronprinz etwa anders gedacht hätte, wie man es dem Wortlaut der Äußerung Czernins entnehmen könnte, so wäre das mit seinen Pflichten als hoher Führer im schärfsten Widerspruch gestanden. Er schreibt denn auch: »War der Krieg nicht anders als durch eine Waffenentscheidung zu beenden, konnte der Staatsmann keinen Weg für eine aussichtsvolle Anbahnung diplomatischer Verhandlungen weisen, so blieb nur der Übergang zum Angriff.« und fügt an andrer Stelle hinzu, daß er durch die Aussicht, wenigstens mit einer der ihm unterstellten Armeen an der großen Entscheidung beteiligt zu werden, hochbeglückt war. Die unter seinem Befehl stehende 18. Armee hat durch ihre glänzenden Erfolge in der großen Schlacht in Frankreich dazu beigetragen, daß General Pétain, wie wir aus einer neueren französischen Veröffentlichung wissen, äußerte, in fünf Tagen würden die Deutschen vor Paris stehen, und daß damals eine halbe Million Menschen die französische Hauptstadt verließ. So nahe waren wir dem großen Erfolg! Und doch gibt es immer noch Kritiker, die den Entschluß zur Durchführung der Westoffensive tadeln zu müssen glauben.

Auf die Einzelheiten der Kämpfe des Jahres 1918 einzugehen, ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich. Erwähnt sei nur, daß der Kronprinz in Ausführungen, die in hohem Grade zum Nachdenken anregen, über seine damalige Auffassung — die übrigens nicht immer mit der der Obersten Heeresleitung übereinstimmt — berichtet und seine jetzigen, offenbar auf eingehender Denkarbeit beruhenden Ansichten fesselnd vorträgt. Wer sich mit Kriegsgeschichte beschäftigt, wird hieraus, mag er zustimmen oder nicht, außerordentlich viel lernen können.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Kronprinz im Laufe nur kurzer Zeit zu einer durchaus selbständigen Auffassung der Verhältnisse des großen Krieges gelangt ist, mithin mehr und mehr in sein hohes Amt hineinwuchs und die ihm gestellten Aufgaben voll erfüllte.

Möge sein schönes Buch von recht vielen gelesen werden, insbesondere von denjenigen, die unter ihm gestanden sind, und derer er so warm gedenkt. Möge aber auch die heranwachsende Jugend das Buch in die Hand nehmen; denn gerade sie wird für die Aufgaben, die ihrer harren, Anregung und Förderung daraus gewinnen durch die Vertiefung in »Deutschlands Heldenkampf«.



Joh. Schraudolph: Madonna

Aus höfischen Tagen

Die Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Von Ernst Warburg

Alles Berichten und Sicherinnern, so »neutral« oder »historisch« es sich auch dünkt, ist subjektiv. Nicht nur in der Form und im Urteil, auch im letzten Zweck und Ziel. Denn mögen sie es leugnen, verbergen oder nur halb eingestehen, alle Erinnerungsbücher werden im Grunde von der begreiflichen und natürlichen Absicht gelenkt, das Bild des Verfassers selbst geläuterter der Nachwelt zu überliefern, als es ohne solche Rechenschaft sich fortgepflanzt hätte. In diesem Sinne betrachtet, hat das Buch, das der Erlanger Geschichtsprofessor DDr. Johannes Haller aus hinterlassenen Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld zusammengestellt und als Vorläufer einer erschöpfenden Biographie veröffentlicht hat, seinen Beruf verfehlt (»Aus 50 Jahren«; Berlin, Gebr. Paetel). Legt man diesen gewichtigen Quartband von 300 Seiten aus der Hand, so hat sich das Charakterbild, das man von Eulenburgs Persönlichkeit zuvor schon hatte, nicht wesentlich verändert: auch jetzt noch steht er in der zwiespältigen Erscheinung da, als die er vor uns her schwebte, ehe er nach dem unseligen Harden-Prozeß ins Dunkel halber Vergessenheit untertauchte. Er fühlte sich als Künstler und war vom Schicksal zum Diplomaten bestimmt; er war Gesandter und wurde gleichzeitig im Berliner Auswärtigen Amt »zu Arbeiten herangezogen«; er war Freund des Hauses Bismarck und Freund des jungen Kaisers; er war der »geborene Vertrauensmann« der verschiedenartigsten Kreise und wurde gerade durch diese mit Stolz empfundene Vielseitigkeit zum Zwischenträger gestempelt — kein Wunder, daß sich aus all diesen Legierungen der Charakter oder Uncharakter des »unverantwortlichen Ratgebers« geprägt hat, als dessen verhängnisvolles Prototyp aus höfischen Tagen Philipp Eulenburg uns gegolten hat und weiter gelten wird.

Wie wenig eine solche Persönlichkeit zum Historiker taugt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dafür fehlt ihr der Frei- und der Weitblick, die Sachlichkeit und die Überlegenheit; dafür langt weder ihre Bildung noch ihre Gewissenhaftigkeit. Leichtherzig setzt sich Eulenburg über die historischen Quellen hinweg, durch die sein unsicheres Gedächtnis geklärt werden könnte, und nicht selten muß der Herausgeber dieser Erinnerungen in den Anmerkungen Irrtümer und Ungenauigkeiten berichtigen, die ohne solche Korrektur leicht zu Geschichtsfälschungen werden könnten. Aber das muß man diesem Vielseitigen und Vielgewandten lassen: er hat viel erlebt, und er weiß glänzend davon zu erzählen oder zu plaudern.

Ja, zu plaudern. Denn auch in diesem in der Liebenberger Landeinsamkeit oder unterwegs auf langen Eisenbahnfahrten niedergeschriebenen Erinnerungsbuche verleugnet sich nicht der höfische Gesellschafter, der seinen hohen Zuhörern die Langeweile vertrieb und mit dem Vortrag seiner Balladen für eine gesegnete und gesittete Verdauung sorgte. Eine künstlerisch durchgebildete Form, in allen Einzelheiten abgeschliffen und ausgefeilt, darf man von diesen Aufzeichnungen nicht erwarten. Sie setzen sich aus Bruchstücken zusammen, die, zu verschiedenen Zeiten und Stimmungen verfaßt, wechseln zwischen flüchtigen Notizen und breiter ausgeführten Skizzen, sich oft nur locker aneinanderreihen und nicht frei sind von Widersprüchen und Wiederholungen.

Auch hat man den Eindruck, als sei dem Verfasser das Ganze unter der Hand anders geraten, als er ursprünglich plante. Was ihm zunächst am Herzen lag, waren Schilderungen des Menschlichen, der Persönlichkeiten in Erscheinung und Gehaben, der Zustände und des Lebenszuschnitts. Aber dabei ist es nicht geblieben. Mehr und mehr drängte sich die Politik, diese »Brutanstalt für Schlangeneier«, in den Vordergrund, und für sensationsbedürftige Leser, die sich hier eine intime Darstellung des berüchtigten »Prozesses« erwarten, wird das Buch eine Enttäuschung bedeuten. Denn über das Jahr 1890, den Sturz Bismarcks, der erst in seinen weiteren Folgen Eulenburgs eigne Person in den Strudel politischer Kämpfe hineinzog, greift der Erzähler nur mit einem kurzen Blick auf die Geschichte der »Versöhnung« zwischen Kaiser und Kanzler und den Tod des großen Mannes hinaus. Je näher er der eignen Katastrophe kam, desto unlustiger wurde er offenbar, desto lieber

flüchteten sich seine Gedanken in die Jugendzeit, aus der seine Erinnerungen, wie man es oft im Alter beobachten kann, am frischesten und lebendigsten sprudelten.

Wir haben zunächst keine Ursache, über diese Gestaltung ungehalten zu sein. Gerade die ersten Abschnitte, zum größten Teil erst im Winter 1920, also knapp ein Jahr vor dem Tode des Fürsten niedergeschrieben, sind in ihrer unpolitischen Behaglichkeit die wohltuendsten. Da stehen aus Erzählungen der Eltern oder Verwandten und aus frühesten eignen Kindheitserinnerungen des Verfassers die Ereignisse des Jahres 48 vor uns auf, wie sie sich in Berlin in der Behrenstraße 65, dem Hause seiner Urgroßmutter Dankelmann, geb. Freiin von Hertefeld, und in Königsberg vor seinem Vater, dem damaligen Leutnant Grafen zu Eulenburg, dem »Bürgerblutvergießer«, abgespielt haben; da wird in den lebhaftesten Farben eine abenteuerliche Winterfahrt von Breslau nach Königsberg geschildert, auf der die Schlittenreisenden um ein Haar hungrigen Wölfen zum Opfer gefallen wären; da darf der Erzähler noch mit gelassenem Humor von einem romantischen, durch die resolute Geistesgegenwart des ostpreußischen Kindermädchens glücklich abgewendeten Entführungs- oder Racheversuch berichten, der das Söhnchen des verhaßten Leutnants Eulenburg, noch einen Säugling, schon in die Schlingen der bösen Politik verstricken wollte. Auch seine erste Bekanntschaft mit dem König, dem dicken Friedrich Wilhelm 4., verläuft noch höchst humoristisch. Mit seiner wegen ihrer Schönheit berühmten Mutter war der Achtjährige auf die Hubertusjagd im Grunewald hinausgefahren, an der auch der alte Graf Wrangel, originell wie immer, in schwarzem Samtrock, grünkariertem schottischem Plaid, hohem grünem Tiroler Filzhut und gelben Gamaschen teilnahm. Da stand plötzlich der König vor ihnen, seine Lorgnette vor den Augen, und zog die Gräfin in ein gnädiges Gespräch. »Und wie heißt du, mein Sohn?« — »Philipp Eulenburg!« — «Oh!« lachte der König, »Philippos, der Pferdefreund!« und kniff den Jungen zweimal in den Bauch. Der war fassungslos über diese Begegnung. »So sieht ein König aus? Dick, sehr dick. Ein enger roter Frack und weiße pumpliche Lederhosen. Eine Lorgnette — wie eine Dame! Die Stimme so hoch. Und er lacht, wenn gar nichts komisch ist. Und weshalb hat er mich in den Bauch gekniffen? Zweimal! Ich fragte meine Mutter bei der Heimfahrt: Kneifen Könige die Menschen immer in den Bauch?« Genug, der kleine Philipp, ein äußerst sensitiver Knabe, geistig früh entwickelt und musikalisch durch und durch, wie er sich selbst bescheinigt, war im Grunde seines achtjährigen Herzens entrüstet, und die erste persönliche Berührung mit dem preußischen Königtum hatte ihm eine böse Enttäuschung gebracht.

Entzückend dann das Kapitel über den alten Wrangel in seiner Mischung von tiefem Ernst, unermüdlicher Pflichttreue, rührender Treue, Dankbarkeit und Herzensgüte mit — hanebüchener Urwüchsigkeit. Das Wrangelsche Ehepaar war eng befreundet mit Eulenburgs Großeltern, und Eulenburgs Vater war seit 1853 persönlicher Adjutant des Feldmarschalls, der sich der Pose eines »mir« und »mich« verwechselnden Originals meisterhaft zu bedienen wußte, um den Menschen besser die Wahrheit sagen zu können. Wie naiv-bürgerlich es bei Wrangels herging, mag die Geschichte von Jakobs Ei beweisen. Jakob — das war der graue, mindestens fünfzig Jahre alte Papagei Papa Wrangels, den er 1814 nach Beendigung des Feldzuges bei seinem Besuch in London zum Geschenk erhalten hatte, der so täuschend das laute Schnauben seines Herrn nachahmte und mit seinem verblichenen Kopf und großen gebogenen Schnabel so fatale Ähnlichkeit mit der alten Feldmarschallin bekommen hatte. Eines Tags hieß es: »Jakob hat ein Ei gelegt!« Der alte Wrangel war begeistert. Er ging Unter den Linden spazieren und hielt jeden Bekanaten mit den Worten an: »Der Jakob hat ein Ei gelegt!«, was um so größeres Erstaunen erregte, als Jakob den wenigsten als Persönlichkeit bekannt war. Am meisten aber war die junge Frau Kronprinzessin Viktoria erstaunt, als der alte Feldmarschall sie am Abend bei Hof mit den Worten anredete: »Weißt du schon, meine Dochter, der Jakob hat ein Ei gelegt!« Noch nach Jahren erinnerte sie sich mit Freuden an das Ei der Madame Jakob ... Im Jahre 1866 war es dem 82jährigen Feldmarschall nach langen Bitten gewährt worden, als »Freiwilliger« am Feldzuge teilzunehmen, mit einem gräf-

lichen Adjutanten, einem Unteroffizier und sechs Gardedukorps als Gefolge. Man kann sich denken, in welchem Meer von Witzen Berlin schwamm, wenn von Wrangels Kriegsabenteuern erzählt wurde: wie er unterwegs alle Zigarrenkisten, Keksпакete und sonstige Überflüssigkeiten aus dem Wagenfenster warf, »weil solches nicht zur Bagage eines einfachen Feldsoldaten gehöre«, und, wenn es irgendwo knallte, seinem Pferd sofort die Sporen gab, um nachzusehen, »was los sei«. Es gereicht Eulenburg zur Ehre, daß er über solchen drolligen Zügen nicht Wrangels starke Persönlichkeit, seine Verdienste als Truppenführer und Neugestalter der Armee übersieht und in seinem unbezwinglichen Drang, dabeizusein, wenn die Kriegsdrommete schallte, den wahrhaft ritterlichen Geist des Alten erkennt, der »sterben will, wo der Kampf tobt«. Als sich der Neunzehnjährige nach Beendigung des Feldzuges im Extrarock der Gardedukorps bei Wrangel meldete, schenkte ihm dieser seinen Revolver zum Andenken und schickte der Gabe am nächsten Tage einen Brief nach: »Zu dem Revolver gehört noch der Spruch: Herr Gott, segne du die Waffe, segne, die sie hebt, die Hand.» Dabei hatte er den jungen Eulenburg für seinen alten Jugendfreund Fritz Rothkirch, Philipps Großvater, gehalten, mit dem er 1814 gemeinsam in Frankreich gefochten hatte.

Bei dem, was Eulenburg über die Kaiserin Augusta, damals noch Prinzessin von Preußen, und ihr Verhältnis zum Prinzen, späteren Kaiser Wilhelm I., zu berichten weiß, spukt vom ersten Wort an seine heimliche, tiefgewurzelte, ihm selbst vielleicht nie recht zum Bewußtsein gekommene Eingenommenheit gegen Bismarck. Er rühmt die außergewöhnliche Intelligenz und Bildung der weimarischen Prinzessin, die noch unter den Augen Goethes gespielt und getanzt hatte, und meint, so gut wie einsichtigen Hofkreisen, sei es auch Bismarck, noch ehe er 1862 das Ruder in die Hand bekam, klar gewesen, wo seine Gegnerschaft zu finden sein würde, »die Gegnerschaft der Intelligenz, die auf allen Gebieten des Lebens unbequem, wenn nicht gar gefährlich ist«. Was er bei der Gelegenheit über den »langweiligen« und »gar nicht gescheuten« Prinzen nach weiblichem Hofklatsch zu Markte bringt, ist inzwischen durch Briefe und andre Veröffentlichungen bis zur Lächerlichkeit widerlegt worden. Überhaupt beginnt es allmählich recht munter aus dem großen höfischen Klatschbottich zu träufeln, in den Eulenburg oft bis auf den Grund hinabtaucht. Wo Bismarck haßte, trieb es ihn unwillkürlich zur Liebe. Er begreift und billigt nicht nur die geistige Verachtung, die die Weimarerin gegen Berlin, die »Mehlspeise ohne Milch und Butter«, zur Schau trug, er schmeichelte auch ganz offen ihren französischen Sympathien und fragt sich, welche Wirkung der Parademarsch der aufziehenden Wache vor ihren Fenstern »täglich von 1829 bis 1890« auf eine Frau gemacht haben müsse, die wie sie die italienische Musik mehr und mehr bevorzugte. Geradezu komisch aber wird er, wenn er eine »gewisse Grausamkeit des Schicksals« darin erblickt, daß sich die Ausgestaltung Preußens zu dem mächtigsten Militärstaat durch den geborenen Soldaten vollzog, der Augustas Gatte war: »Was konnte der Weimarerin aus Goethes Zeit ein Soldat sein?« Selbst die vielleicht mehr als freundschaftlichen Beziehungen der Kaiserin zu dem Hausminister Alexander von Schleinitz nimmt er in Schutz, obwohl oder weil sie Bismarck, dem »größten und konsequentesten Hasser«, so viel zu schaffen machten. Im übrigen sagen uns gerade diese Kapitel, die sich um den Gegensatz Bismarck und Augusta drehen, nicht halb so viel Neues, wie der Verfasser sich einzubilden scheint.

Nun geht es in den Kern des Buches oder doch in die eine, die bedeutsamere Hälfte des Kernes: in das Problem Bismarck. Oder ist »Problem« ein zu hohes Wort für Betrachtungen und Vertraulichkeiten, die sich nur die Aufgabe stellen, »die menschliche Hülle des Genius Bismarck« zu schildern? »Den Genius Bismarck«, bemerkt Eulenburg einleitend, »will ich lediglich in seiner menschlichen Erscheinung vorführen, wie ich ihn im Kreise seiner Familie sitzen, stehen und gehen, essen und trinken sah, wie ich ihn sprechen, schimpfen, lachen, zürnen und scherzen hörte, ihn rauchen, schmausen, seine Kinder küssen und seine Hunde füttern sah« ... Ich frage: Heißt das nicht für einen Diplomaten sich selbst zum Kammerdiener machen, für den es bekanntlich keinen »Helden« gibt?

Eulenburgs Beziehungen zu dem Hause Bismarck stammten schon aus dem Jahre

1862, als sein Onkel Graf Fritz Eulenburg Bismarcks Innenministerium übernommen und — ein Junggeselle — das große Ministerhotel Unter den Linden 73 bezogen hatte. Das war ein glänzendes, gern und oft benutztes Absteigequartier für die damals im benachbarten Nauen wohnende Familie des Bruders, und in solchen Berliner Gast- und Ferienzeiten spannen sich zwischen den drei Bismarckischen und den drei Eulenburgischen Kindern — dort wie hier zwei Knaben und ein Mädchen — Jugendfreundschaften oder doch Kameradschaften an. Phili, eitel wie er von jeher war, hatte sogar eine Weile das Gefühl, als schmiede das Bismarckische Ehepaar Zukunftspläne für eine Ehe zwischen ihm und der nur um drei Jahre jüngeren einzigen Tochter des Kanzlers. Aber er war damals schon sehr wählerisch. Wie Herbert und Bill (Wilhelm) in ihrer jungenhaften Ausgelassenheit, so mißfiel ihm auch Marie mit dem leisen Zungenfehler und ihren unruhigen braunen Augen. Doch tat das dem weiteren Verkehr zwischen Philipp und Herbert keinen Abbruch. Seit dem Jahre 1877, da Eulenburg zuerst ins Auswärtige Amt kam, wo auch Herbert als dem Vater persönlich zugeteilter Legationssekretär arbeitete, gestaltete sich dieser Verkehr dank Philipps heiteren Geselligkeitstalenten und seinen Vermittlergaben für delikate Angelegenheiten sogar zur freundschaftlichen Vertraulichkeit, unterstützt auch durch die Sympathie, die die Fürstin Bismarck Eulenburgs junger Frau, einer schwedischen Gräfin, entgegenbrachte. Anders die dritte und letzte Periode dieser Beziehungen, wo schon die kaiserliche Gunst ihren Schatten auf den Verkehr warf. Da handelte es sich nur noch um gelegentliche, erst häufigere, dann spärlichere Besuche im Hause Bismarck, wenn den Gesandten ein Auftrag, ein Urlaub, ein Befehl oder Ruf des Kaisers in die Hauptstadt führte. Zum Teetisch der Fürstin Johanna hatte Eulenburg stets freien Zutritt, und immer fühlte er sich dort hochwillkommen als ein Ausgleich der ewigen Sorge um Leben und Gesundheit des großen Gatten und der leidigen Politik, die ruhelos, tagein tagaus diesen immer einsamer werdenden Winkel umbrandete.

Dabei hatten gerade Eulenburgs ästhetische Gaben, die er in Verbindung mit seinen diplomatischen an sich selbst so hoch schätzte, im Kanzlerhause nur bescheidenen Kurs. Von seiner Künstlernatur, seinen Liedern und seinem Gesang war zu seinem Ärger oder Schmerz dort niemals die Rede. Überhaupt meinte er keine Familie seines Standes gesehen zu haben, in deren Wohnräumen eine derartige »Abwesenheit von feinerem Geschmack und künstlerischem Empfinden« herrschte wie bei Bismarcks in Berlin. Nur in Friedrichsruh sah es außen und innen vielleicht noch schlimmer aus. Daß Bismarck so wenig für Kunst übrighatte, daß vielmehr in der Natur dieses für das neue Deutschland grundlegenden Mannes etwas Kunstfeindliches wohnte, bereitet dem ästhetischen Hausfreunde förmliches Alpdrücken. Man könnte seine Kümmernis, wieviel Deutschland dadurch entging, teilen, wenn Eulenburgs Kunstbegriff nicht aus so magerem Teige gebacken wäre. Die Maler Gustav Richter und Graf Harrach sind keine Trümpfe, die sich gegen einen Bismarck ausspielen lassen, und in einem einzigen Briefe Bismarcks, einem einzigen seiner naturhaft plastischen Bilder steckt mehr Poesie als in Eulenburgs gesamten »Rosenliedern« und »Skaldengesängen«. Der Gegensatz der beiden lag tiefer: es ist die von Anbeginn alles Seins gesetzte Feindschaft zwischen dem schöpferisch-naiven und dem nachempfinderisch-sentimentalen Geiste, der bei Eulenburg zudem ausgesprochen dilettantische Züge trug.

Also: er bevorzugte mehr und mehr den Salon des Hausministers Schleinitz, wo die schöne Mimi, geb. Baronesse Marie von Buch, die intime Freundin Wagners und Frau Cosimas, präsidierte und Eulenburgs Balladen als »Attraktion« geschätzt wurden, und daneben den Salon Gustav Richters, dessen süßliche Bildnisse damals den Markt beherrschten. Kein Wunder, daß ihm, wenn er abends spät, meist nach elf Uhr, an den Teetisch Bismarcks kam und den Hausherrn, mit der langen Tabakspfeife im Munde, zeitunglesend im Lehnstuhl fand, den schwarzen Tuchrock bis zum Halse zugeknöpft, mit einem weißen geknoteten Leinenhalstuche statt eines Kragens, den mächtigen Reichshund Tiras zu seinen Füßen, daß er sich dann philiströs angeweht fand. (Vergleicht er doch Bismarcks Erscheinung in ihrer steifen, kerzengeraden Haltung einmal mit einem pensionierten Schutzmann, der früher Flügelmann im

1. Garderegiment war.) Bismarcks Augen, »halb Jupiter, halb Apis«, waren ihm zu groß, die Hand zu dick und fleischig, die Fingernägel nicht sauber genug, die Mahlzeiten derb, überladen, undelikat. Auch die Gespräche, gleichviel ob politischer oder häuslich-persönlicher Art, behagten ihm nicht, und wenn der Fürst gar einmal den Vulkan seines Temperaments Feuer speien ließ, glaubte er vor Scham und Entsetzen in den Erdboden sinken zu müssen. Trösten konnte ihn nur der Gedanke, daß derselbe Jupiter tonans, der bei geringfügigem Anlaß so gewaltig aufbrauste, sich in wichtigen Staatsangelegenheiten meisterhaft zu zähmen wußte. Die Damen des Hauses, sämtlich ohne Geschmack und Sorgfalt gekleidet, vermochten gegen diese rauhe und derbe Männlichkeit nur ein bescheidenes Gegengewicht zu schaffen. Da war Malwine von Arnim, Bismarcks einzige Schwester, eitel, bigott und lieblos; da war die Fürstin Johanna, nicht ohne Gemüt, aber ganz eingesponnen in die Sorge um ihr »Ottochen« und dessen »arme Nerven«; da war die Gräfin Rantzau, Bismarcks einzige Tochter Marie, ungefüge wie ein Böcklinsches Seeungetüm, mehr sonderbar als gemütvoll, ein armes, im praktischen Leben vollkommen hilfloses Wesen, das einen lächerlichen Kult mit dem Meerschweinchen »Hermännchen« trieb; da war endlich Bills Gattin Sibylle, geb. Arnim, die Tochter Malwinens, laut, aufdringlich, hart und spröde, echt Arnim-Bismarckisches Blut. Andre haben diese Frauen, zumal die Fürstin und Malwine, anders, bedeutender und freundlicher gesehen; Eulenburg maß sie an seinen Künstleridealen und fand sie bemitleidenswert klein.

Herbert Bismarck, schön, bestrickend und in seiner Jugend ausgerüstet mit einem frohen, klugen Selbstbewußtsein, war und blieb ihm trotz der früh erkannten Gegensätze ihrer Naturen der sympathischste aus der Familie. In der »Tragödie«, die er im Kampf mit dem unbeugsamen Willen seines mächtigen Vaters durchzumachen hatte, als er die Fürstin Elisabeth Carolath, die geschiedene Frau des Fürsten Carolath-Beuthen und zudem eine Katholikin aus dem feindlichen Hause der Hatzfeld-Trachenberg, heiraten wollte, hat Eulenburg ihm als Freund, Berater und Tröster zur Seite gestanden. Ohne ihm freilich helfen zu können; denn wenn ein Bismarck, bald unter schluchzenden Tränen, bald in furchtbaren Wutausbrüchen, mit Selbstmord droht, muß wohl unter solchen Gewittern auch die stärkste Liebe zersplittern, und die Herberts war, scheint es nach Eulenburgs Darstellungen, nicht einmal aus Kernholz. Die Fürstin, eine selbstbewußte, stets siegesgewisse Frau, hatte fest darauf gerechnet, daß er ihretwillen mit den Eltern brechen werde. Als sie sich darin getäuscht sah, brach sie mit ihm und verachtete ihn hinfort als einen Mann, der nicht den Mut aufgebracht hatte, die Frau, die er liebte, gegen Hölle und Teufel sich zu erringen. Da wurde aus Herbert Bismarck der kalte Menschenverächter, als den die Politik seiner späteren Jahre ihn uns zeigt.

Die letzten Lebenstage der beiden Kaiser, die uns das Jahr 1888 entriß, begleitet Eulenburg, der damals Sekretär bei der Gesandtschaft in München war und als solcher den preußischen Fürstlichkeiten bei ihrer Durchreise die Honneurs zu machen hatte, mit ziemlich belanglosen Tagebuchblättern und Briefen, um erst viele Jahre später in zusammenhängender und desto bemerkenswerterer Darstellung Betrachtungen über die »Grablegung Deutschlands« und die »99 Tage« anzustellen. Wir wissen längst, wie rücksichtslos die Kronprinzessin Viktoria mit ihrem todkranken Manne verfuhr, um nur ja die Kaiserkrone noch aufs Haupt zu bekommen. Aber der eine hier mitgeteilte Ausspruch eines ihrer Söhne über den Märtyrer von San Remo: »Man wird ihn wie Cid vor Valencia noch als Leiche aufs Pferd setzen!« — er sagt mehr als alles bisher darüber bekannt gewordene. Eulenburg berichtet das als getreuer Chronist, im Grunde spürt man aber schon aus den Tagebuchblättern, daß sein Herz nicht im Lager Bismarcks, sondern in dem der Kronprinzessin schlug. Das kronprinzliche Ehepaar war ihm »in seiner Gesamtkomplexion homogener« als die in Bismarck politisierte preußisch-militärische Gewalt; er sah in den beiden die Vertreter, den Ausdruck einer Kultur, die der seinen innerlich verwandt war, aber auch mit den beiden dahinschwinden werde. Später, im Alter, als das Staatssteuer von der Hand Wilhelms 2. in hastigen Wendungen von Ost nach West, von West nach Ost gedreht wurde, glaubte er das Schicksal Deutschlands

vollends in jener vorzeitigen Grablegung von 1888 zu erkennen. Denn nach seiner Auffassung wurde damals auch zu Grabe getragen die Überleitung der deutschen Politik aus der militärisch preußischen Umklammerung in zeitgemäße Formen, ohne Weltpolitik und Flottenbau.

Hier offenbart sich die ganze Unklarheit und Haltlosigkeit des Eulenburgischen Buches, soweit es auf politisches Urteil Anspruch erhebt. Der Freund und Bewunderer Wilhelms 2. verleugnet da gleichsam sich selbst. Aber auch in sich sind diese politischen Betrachtungen voller Widersprüche. Man weiß bald nicht mehr, worauf sich die Schwärmerei Eulenburgs für das Kronprinzenpaar eigentlich stützt. Was von den beiden erzählt wird, ist kaum dazu angetan, ihnen Sympathie oder gar politischen Kredit zu verschaffen. Der Kronprinz wird eine unselbständige Natur genannt, die wohl mit einem großen Kanzler zur Seite regieren könne, nicht aber mit einer Gattin, die klug, herrschsüchtig und für fremde Interessen zugänglich war. In dem aus einem Münchner Gespräch (1883) stammenden Ausspruch des Kronprinzen, das Niederwalddenkmal wäre aus humanen Gründen besser unerbaut geblieben, weil es den besiegten Nachbarn nur reize und den übrigen Nationen nur Neid erwecke, erschreckt und bekümmert die seiner Meinung nach auf englischen (also ehelichen) Einfluß zurückzuführende Sentimentalität unsern Eulenburg so tief, daß er sich wochenlang von dem Eindruck nicht erholen kann. An einer andern Stelle gibt er den tiefinnerlichen Charakter der unüberbrückbaren Gegensätze zwischen der Kronprinzessin und dem Prinzen Wilhelm zu, beschuldigt aber im gleichen Atem die Bismarcks, Vater und Sohn, durch ihre unerbittliche Härte die Verhetzung zwischen Mutter und Sohn auf dem Gewissen zu haben: der Alte olympisch vom Standpunkt der europäischen Politik, Herbert persönlich, fast brutal. »Beide trieben schließlich den Prinzen, der selbst stets ein Superlativ war, zu bedauerlichen Ausbrüchen, die weit über das Ziel hinausschossen.« In den Jugenderinnerungen Wilhelms 2. selbst liest man's anders. Und als dann die tödlich gehaßte und verfolgte Kronprinzessin Viktoria Kaiserin Friedrich wurde, genügen für Bismarck acht Tage, sie sich zu gewinnen, genau so, wie er kurz vorher die alte Queen gewonnen hatte, die ihn seit 1864 haßte wie die Pest! Und dann das Bildnis der Kaiserin Friedrich in den Eulenburgischen Farben: hervorragender Verstand neben Koburgischer Schlauheit, hohe Bildung und eiserner Wille, Habgier, Unerbittlichkeit, Haeckelsche und Nietzschesche Anwandlungen, eingefleischter Haß gegen die preußische Armee und die preußische konservative Partei.

Als 1888 die beiden Kaiser so kurz hintereinander starben, waren Prinz Wilhelm, nunmehr I. R., und Graf Eulenburg schon seit drei Jahren »enthusiastische« Freunde. Man könnte sagen, der Bund wurde im Zeichen der keuschen Diana geschlossen, auf den ostpreußischen Jagdgründen der vetterlichen Grafen Dohna-Schlobitten, wenn man sich nur erinnern will, daß Diana die Schwester Apollos und die Göttin nächtlicher Zaubereien war. Denn nicht draußen auf dem Anstand oder dem Pürschwagen eroberte Phili des Prinzen Herz, sondern abends am Kamin, als er — und dafür war er hauptsächlich eingeladen — wieder mal seine nordischen Skaldengesänge, selbst gedichtet und komponiert, selbst sang und sich selbst auf dem Klavier begleitete. Der Prinz geriet darüber in so große Begeisterung, daß Eulenburg jeden Abend stundenlang singen mußte, ließ es sich auch nicht nehmen, stets neben ihm sitzend die Notenblätter zu wenden und ihn mit gewissen Wendungen und Worten aus den Dichtungen zu empfangen, wenn sie sich morgens bei der Jagd trafen. Der gräfliche Sänger, so verwöhnt er durch Beifall in hohen und höchsten Kreisen war, fühlte sich wohl ein wenig überrascht durch diese Begeisterung, erklärte sie sich aber bald: »Da ich zugleich im Hause Bismarck ein und aus ging, zu den Reserveoffizieren der vom Prinzen vergötterten Garde gehörte und leiblich tief in die Schleichwege der Politik durch meine engen Beziehungen zu Herbert eingeweiht war, so begreife ich, daß der junge Prinz in mich hineinblickte wie in einen Becher, gefüllt mit einer Mischung, deren Ingredienzien ihm vortrefflich schmeckten.« Trotzdem wandelte ihn scheinbar schon damals bisweilen ein Schwindel oder Grauen vor dem »Verhängnis« an, zu gleicher Zeit Vertrauter des Hauses Bismarck und Freund des Kronerben zu sein. Und damit traf er in der Tat den Wurm, der ihm im Marke

saß, tiefer als er ahnte. Sein tragisches Verhängnis war es, daß er sich nie und nirgend klar entscheiden konnte, daß er allen zugleich »Freund« sein wollte und zu sein glaubte: Bismarck und Herbert, dem Kaiser und der Kaiserin Friedrich und jetzt auch Wilhelm 2. — Onkel Fritz Eulenburg pflegte sich bei ähnlichen hohen Gunstbeweisen aufzumachen und »Matratzen zu kaufen«, auf daß er beim Sturze wenigstens weich falle.

Wie es bei solchen erfreulichen Schicksalswendungen zu gehen pflegt, schien auch hier gleich die erste Botschaft des neuen Kaisers den Beglückten geradeswegs in den Himmel zu heben: am 31. Oktober 1888 meldete dem »lieben Philipp« ein kaiserliches Handschreiben, daß S. M. nach längerem Ratschlage mit dem Fürsten Bismarck beschlossen habe, »ihn zu seinem Gesandten in Oldenburg und Braunschweig zu ernennen und zugleich zum Arbeiten im Berliner Auswärtigen Amt heranzuziehen, um ihn vollkommen für den späteren Münchner (Gesandten-) Posten vorzubereiten«. Der Empfänger jubelt, denn dieses Dokument stellt in seinen Augen »die Vereinbarung der beiden ihm so wohlgesinnten Gewalten« dar, und er glaubt zu wissen, daß auch Bismarck und sein Anhang über diese Kombination erfreut seien, denn es konnte ihnen und ihrer Politik nur nützlich sein, wenn ein so ergebener und eingeweihter Freund von ihnen den Kaiser auf Jagden und Nordlandreisen begleitete oder sonst sein Gast war. »Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.« Der »unverantwortliche« Ratgeber, der so viel Unheil, wenn nicht in der Politik, so doch in der öffentlichen Meinung angerichtet hat, war in der Tat in dem Augenblick geboren worden, wenn auch Eulenburg so naiv ist, nichts davon wissen oder ahnen zu wollen, wenn er sich auch in gutem Glauben das Zeugnis mag ausstellen können, daß er mit seinem Einfluß immer nur versucht habe, das überschäumende und wechselvolle Temperament des Kaisers zu mäßigen und den Freund vor unüberlegten Handlungen zu bewahren. Bezeichnend für die Situation sind gleich zwei Briefstellen aus dem November 1888. Da schreibt Bernhard von Bülow, damals Gesandter in Bukarest, echt bülowisch: »Auch das Avancement, das Sie machen — car il y a avancement — macht mir den allergrößten Spaß. Die Dienstkrüppel und Neidhammel werden sich ärgern, daß ein Poet ihnen über die Köpfe geht, und das amüsiert mich noch ganz besonders.« Und Eulenburg selbst schreibt nach einer Besprechung an den Geheimrat von Holstein: »Als ich Herbert von der wachsenden Gereiztheit des Kaisers gegen seine Mutter sprach, sagte er mir lachend: Ich hoffe, daß Sie tüchtig geschürt haben.« — Da sieht man, was sich die verschiedenen Stellen von dem kaiserlichen Freund und Vertrauensmann erwarteten! Mag er sich noch so tapfer gegen die Zumutungen von rechts und links gewehrt haben, aus den zwei Feuern ist er nun nicht mehr herausgekommen.

Es fehlt den Tagebuchblättern und Briefen, die Eulenburgs Verkehr mit dem Kaiser durch die nächsten zwei Jahre begleiten, keineswegs die Kritik an dem neuen Herrn und seiner Umgebung. Schon aus dem November 1888 wird unter mattem Protest des registrierenden Freundes ein Ausspruch des Kaisers verzeichnet, der seine höchst gefährliche Neigung zu Paradestücken beleuchtet. Es werden — in Gegenwart der jungen Kaiserin, für deren menschliche, fürstliche und weibliche Tugenden Eulenburg übrigens wiederholt wärmste Worte der Bewunderung und Verehrung findet — photographische Momentaufnahmen aus den letzten Manövern betrachtet. »Ich glaube,« sagt der Kaiser, »in den nächsten Feldzug kommt sogar ein Photograph mit und nimmt die Schlachtszenen auf.« — Die Kaiserin: »Das wäre doch nicht möglich!« — Der Kaiser: »Ich nehme diesen Photographen mit« usw. Worin der Freundschaftsdienst besteht, diese, gelinde gesagt, unbesonnene Äußerung des Kaisers der Mit- und Nachwelt zu überliefern, frage ich mich vergebens. Ebenso vergebens, wie es mir rätselhaft bleibt, welchen Sinn und Zweck die Indiskretionen über die Krise in Braunschweig aus dem Jahre 1899 haben, als der Regent Prinz Albrecht von Preußen, ein Herr von »maßlosem Hochmut«, im Begriff war, aus Ärger über seine bürgerlichen Minister Otto (»Otto ist ein — Vorname«) und Hartwieg (»Vielleicht auch ein Vorname?«) und aus Überdruß an dem ganzen »scheußlichen Lande« sein Amt niederzulegen. Vor der Geschichte ist das nicht mehr als elender Klatsch und Tratsch, so sehr sich

Eulenburg selbst dabei auch ins Licht eines modernen Posa zu setzen und sich das Verdienst zuzuschanzen weiß, den Regenten zur Vernunft und zur Besinnung auf sein edles, vornehmes Hohenzollern-Oraniertum gebracht zu haben. Auch die Anerkennung, die Eulenburg in diesem Zusammenhange der selbstlosen und opferfreudigen Vaterlandsliebe der Prinzessin Marie, Albrechts Gemahlin, und der charaktervollen Persönlichkeit des Ministers Otto zuteil werden läßt, kann die Veröffentlichung dieser Episode nicht rechtfertigen.

Über **Bismarcks Entlassung** und die Vorgänge, die dazu geführt haben, sind gerade in den letzten Jahren so viele authentische Zeugnisse ans Licht getreten und schließlich in Schüßlers Buch »Bismarcks Sturz« auch kritisch gesichtet worden, daß Eulenburgs Darstellung nur bescheidenen subjektiven Ergänzungswert hat. Immerhin mag er derjenige gewesen sein, der als vertrautester Freund des Kaisers und dank seiner verständnisvollen Anschmiegsamkeit am tiefsten in dessen »Chamäleonnatur« hineingesehen hat, auch in diesen kritischen Tagen, wo der junge, gegen das gesamte Deutschland alleinstehende Kaiser — das glaubt man gern — heftige Qualen zu tragen hatte. Die Gegensätze zwischen ihm und Bismarck hatten sich schon mit Beginn des Jahres 1889 eingestellt. Der Kaiser gewöhnte sich daran, in dem Auftreten des Kanzlers Eigensinn und, was schlimmer war, eine Art Auflehnung gegen den König zu sehen: »Man wird wahrhaftig an das fränkische Hausmeiertum erinnert.« Es war ein Kampf um das Herrsein, der sich in der Arena der Ministerien und des Hofes schon abspielte, lange ehe das deutsche Volk in Unruhe dadurch versetzt wurde. Ohrenbläser und Zwischenträger, allen voran der Oberhofmarschall von Liebenau (»das Frettchen, das im Bau dem Kaninchen das Blut aussaugt«), waren am Werke, das gegenseitige Mißtrauen zu schüren. Die bekannten Meinungsverschiedenheiten auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung brachten den schwelenden Brand zum Ausbruch; die sich einmischenden unverantwortlichen dilettantischen Ratgeber hinter den Kulissen, Hinzpeter, Douglas, Waldersee u. a., gossen nur noch Öl ins Feuer. Auch Eulenburg muß dazu gerechnet werden, so sehr er sich gerade in diesen Tagen einbildete, als Beschwörer der Flamme aufzutreten. Der Kaiser schlägt einen militärischen Befehlston gegen Bismarck an, aber sein Sic volo, sic jubeo beißt hier auf Granit. Auch der wehleidige Appell ans Gefühl, der einem Bismarck ebenso sentimental wie unsicher und dilettantisch erschienen sein wird, verhallt wirkungslos; den »Ton tiefer Trauer«, ohne Bitterkeit und Erregung, hörte beim Kaiser wohl nur der nächste Vertraute Eulenburg — wahrscheinlich aber wäre auch diese ehrliche Trauer bei dem Gewaltigen, der wie Thor seinen Hammer schwang, ohne Eindruck geblieben. Auf Hinzpeter, der seinem Schüler, dem Kaiser, die Arbeiterfrage sozusagen als ein Pensum aufgegeben hatte, damit er »das Arbeiten lerne«, sauste dieser Hammer herab, daß der Schulmeister sich wie zu Brei zerquetscht fühlte. »Das Bitterste, das mir der Kanzler antut, ist, daß er mich zu einer grotesk-komischen Figur macht«, schrieb er am 17. März 1890 an Eulenburg. »Denn wie soll ich mich, der politisch nichts gelernt hat, als politischer Gegner des Kanzlers ausnehmen?« (Ne sutor supra crepidam! Plinius, Natur. hist. 36, § 12) ... Eine scheinbare Bagatelle — des Kaisers Verlangen, die alte Kabinettsorder vom Jahre 1852, wonach kein Ressortminister Vortragsrecht beim Könige habe, fallen zu lassen, und Bismarcks Weigerung — verschärfte den Konflikt. Der Kaiser stellte den Kanzler in Herberts Villa im Reichskanzlergarten zur Rede.

»Ich saß am Tisch,« erzählte der Kaiser dem aus Oldenburg herbeigerufenen Eulenburg wörtlich, »den Säbel zwischen meinen Beinen, eine Zigarre rauchend. Der Kanzler stand vor mir, und seine sich sehr steigernde Heftigkeit machte mich immer ruhiger. Schließlich ergriff er eine große Schreibmappe und warf sie mit einem Knall vor mich auf den Tisch. Ich fürchtete, er würde mir das Tintenfaß an den Kopf werfen. Nun, ich hielt ja eben meinen Säbel! — Ich habe nicht geglaubt,« setzte er mit tiefer Betrübnis hinzu, »daß der Fürst imstande sei, so sehr jeden schuldigen Respekt vor seinem König zu vergessen. Sein Größenwahn und meine Ruhe machten ihn rasend. Nachher weinte er plötzlich, dann aber fiel er wieder in seine Heftigkeit zurück. Ich verlangte die Kassierung der alten Order von 1852 — er weigerte sich. Er gab mir in nichts nach.

Ich sagte ihm zum Schluß, daß ich eine Mitteilung über die geschehene Kassierung der Order verlange.«

Seitdem wird das Rücktrittsgesuch Bismarcks mit steigender Ungeduld erwartet. Der Kanzler zögert, weicht aus, der Kaiser drängt auf Entscheidung, ist sehr erregt, läßt aber doch am Abend (17. März) im Schlosse Musik machen, ist in unbefangener Freude ganz bei der Sache und wendet wie immer dem Balladensänger Eulenburg die Noten um. Nur einige Minuten erleidet die Musik durch die brennende politische Frage eine Unterbrechung: der Kaiser wird durch den Adjutanten vom Dienst hinausgerufen; als er sich wieder neben Eulenburg ans Klavier setzt, flüstert er ihm zu: »Jetzt ist der Abschied da!« Dann mußte Phili weitersingen!! ... Verfrühter Triumph. Auch am nächsten Tage blieb die schriftliche Bestätigung der Demission noch aus. An diesem Tage war es, daß Eulenburg den Kaiser bleich und nervös fand, wenn auch ohne ein Wort des Unmuts oder der Bitterkeit, wie er auch sonst nach Eulenburgs Zeugnis in seltsamer Verkennung der Situation darauf bedacht war, den Namen Bismarck in Deutschland nicht etwa durch eine Rechtfertigung seiner eignen Handlungsweise zu »diskreditieren«.

Eulenburg stellte sich in diesen Tagen unzweideutig unter die Fahne des Kaisers, weil dieser ihm, trotz der königlichen Macht, als »der Schwächere« erschien. Damit war sein Bruch mit dem Hause Bismarck vollzogen, ein Paktieren gab es in jenen Tagen nicht. Trotzdem wurde Eulenburg sofort und eilends aus München beordert, als im Jahre 1894 jene »Versöhnung« zwischen dem Kaiser und dem eben von einer ernsten Influenza genesenen Bismarck zustande kam: erst Cuno Moltkes Sendung nach Friedrichsruh (mit einer Flasche alten Rheinweins), dann der Besuch des Fürsten in Berlin. Köstlich zu lesen, wie auf diese Nachricht hin die Diplomaten und Hofschranzen gleich Hühnern, wenn es donnert, gackernd und flügelschlagend aufgescheucht wurden und in ihrer Angst ein schützend Dach suchten; noch köstlicher, wie sie Philipp Eulenburg als Einblaser benutzten und drillten; am köstlichsten, wie dieser selbst seinen kaiserlichen Herrn auf königlichen Anstand, Hoheit, Würde, Festigkeit zu dressieren suchte! Nun, Gott sei Dank: alles ging gut, Bismarck war, nach des Kaisers eignen Worten, in der Unterhaltung sehr verbindlich und liebenswürdig, von Regierungssachen wurde kein Wort gesprochen, nicht einmal von Personalien. Desto mehr über die Gesundheit des Fürsten und über Militaria. Die Angstmeier aus der Wilhelmstraße atmeten erleichtert auf.

Das Schlußkapitel handelt von Bismarcks Tod und der Beteiligung des Kaisers an der Trauerfeier in Friedrichsruh. Die Nachricht vom Heimgang des Fürsten traf den Monarchen bekanntlich während der Nordlandsreise, auf der ihn Eulenburg begleitete. Eifrig bemüht sich dieser, nachzuweisen, daß der Zorn Bismarcks und seines Hauses auch über das Totenbett noch hinausreichte, sei von Friedrichsruh mit Hilfe Schweningers doch alles Erdenkliche geschehen, den Kaiser am rechtzeitigen Eintreffen zu verhindern. Eulenburg ist entrüstet darüber. Aber war es so unbegreiflich, daß die nächsten Angehörigen des Toten den am Sarge nicht gerne sahen, den dieser Tote als seinen Feind betrachtet hatte? Und durften sie nicht wirklich das Hereinfluten des großen offiziellen Apparates in das Sterbezimmer als störend empfinden? Der Kaiser mitsamt der Kaiserin, die ihm nach Kiel entgegengefahren war, erschien trotzdem rechtzeitig zur Trauerfeier, obgleich er noch im letzten Augenblick durch die Veröffentlichung des bisher geheimgehaltenen Bismarckischen Entlassungsgesuches gereizt worden war. Seine Selbstbezwingung hat etwas Versöhnendes für die ganze Affäre.

Der Kaiser zeigte übrigens im näheren Verkehr mancherlei solche wohltuend menschlichen Züge, und es bleibt ein Verdienst seines Freundes, der doch mit der Zeit auch nur immer kritischer gegen ihn wurde, sie festgehalten zu haben: sein Gottvertrauen, seine Begeisterungsfähigkeit, sein Pflichttrieb, die Lebhaftigkeit seines Verstandes, die Originalität seines Denkens und Urteils, seine echte, reine Zärtlichkeit für die kleinen Prinzen, ein Gefühl, das er doch seiner pathetischen Natur und unruhigen Jugendlichkeit erst abringen mußte. Andres, was Eulenburg sonst noch an ihm rühmt, sehen wir heute in bedenklicherem Lichte und bedecken es mit dem Mantel des Schweigens.



Spielende Enten. Nach einem Scherenschnitt von Otto Wiedemann

Von Kunst und Künstlern

Joh. Schraudolph: Madonna (vor S. 197) — Ernst Eimer: Die Spinnerin (vor S. 173) — Alexander Fuks: Im Ballkleid: (vor S. 157) — Paul Kreisel: St. Marien in Danzig (vor S. 141) und die Langebrücke in Danzig (vor S. 149) — Carl Alexander Brendel: Herbstmorgen in der Oderniederung (vor S. 117) — Otto Schmidt-Cassella: Morgensonne (vor S. 109) — Carl Blos: Der Wanderer (vor S. 177) und die Lesende (vor S. 193) — Otto Wiedemann: Spielende Enten (S. 206)

Der Maler der lieblichen Madonna, die wir in Mattondruck zeigen, gehört seiner Ausbildung und Eigenart nach ganz der Münchner Schule des frühen 19. Jahrhunderts an, die durch die Namen Kaulbach, Heß und eben Johann Schraudolph (1808—1879) gekennzeichnet wird. Der Hamburger Maler Friedrich Wasmann, der 1829 nach München kam, hat diesen noch mit Cornelius zusammenhängenden Kreis in seiner Selbstbiographie treffend geschildert: »Es war die schönste Zeit meines Lebens,« schreibt er, »und ich fühlte mich von dem Strom der Ideen gleichsam gehoben und getragen. Selbst diejenigen, welche sich nur mit Darstellung von Naturgegenständen beschäftigten, wußten einen gewissen Adel und Würde in ihre Arbeiten zu legen, wie die kleinen anspruchslosen, aber exakt durchgeführten Bilder von Peter Heß und Heidegger noch jetzt wie Edelsteine unter den Genrebildern glänzen. Der Troß der krassen Naturalisten, welche die Natur sozusagen auf die Leinwand kleben, hielt sich in bescheidener Entfernung. Mittelmäßigkeit und technische Bravour gehörten noch nicht zur Tagesordnung, solange noch Cornelius und seine Schüler als Autorität galten; erst später wurden sie Herren des Terrains und wußten sich für den ihnen auferlegten Zwang reichlich zu entschädigen. Es war neben der Akademie, außer der Schule des Cornelius und der Professoren Schlotthauer und Schnorr besonders Heinrich Heß, welcher mit Takt und Sachkenntnis auf einfache Weise junge Leute zu Künstlern bildete, indem er sie ohne das Mittel der Akademie und lange Übergänge rasch in die praktische Übung der kirchlichen Kunst mitten hineinsetzte, sie von Lehrbuben zu besseren Arbeitern aufsteigen ließ und endlich zu großen monumentalen Werken in der Kirche verwendete. Seine bedeutendsten Schüler waren einst aus dem schwäbischen Allgäu: jener leider zu früh verstorbene Fischer, welcher die Kartons zu den Glasfenstern der Auer Kirche zeichnete, und die drei Gebrüder Schraudolph, von denen der erste (Johann) in der Folge eine eigne Schule gründete ... Der ideale Aufschwung des Kunstlebens übte auf die Masse der Studierenden einen wohltätigen Einfluß und ließ sie nicht in Pedanterie oder zuchtlose Wildheit ausarten.« — Schraudolph malte zunächst als Gehilfe von Heß an dessen Fresken für die Münchner Allerheiligen-Hofkirche und die Basilika mit, dann führte er selbständig sein Hauptwerk aus, die Ausmalung des Speyrer Doms mit einer vollständigen Darstellung der Heilsgeschichte, mit Motiven aus dem Urchristentum und Szenen aus dem Leben

des heiligen Bernhard. Wie wir in diesen kirchlichen Schöpfungen heute bei aller Idealität den monumentalen Zug vermissen, so zeichnen sich auch Schraudolphs religiöse Ölbilder in der Neuen Pinakothek und im Maximilianeum für unsern modernen Geschmack mehr durch Weichheit und Lieblichkeit als durch überzeugende Lebendigkeit aus.

In Ernst Eimers »Spinnerin«, einem Gemälde, das uns auf der letzten Darmstädter Kunstausstellung begegnet ist, haben wir mehr als nur eine Studie aus dem hessischen Bauerntum: wie diese rüstige, derbe Alte da so an dem Spinnrad sitzt und den Faden aus der Wolle zieht, ganz bei ihrem stillen, friedlichen Werk und doch beladen mit der Mühe und Sorge des harten Alltags, das ist zugleich ein Stück Menschenleben, das seinen Wert und seine eindringliche Sprache auch behält, wenn wir es aus dem Rahmen des heimatlichen Volkstums lösen. Von der Vertiefung und Beseelung der Eimerschen Kunst, die unsern Lesern aus mancherlei Proben bekannt ist, gibt dies Bild ein neues erfreuliches Zeugnis.

Das Gemälde »Im Ballkleid« (ein Bildnis seiner Tochter) ist ein Glanzstück des Münchner Porträtmalers Alexander Fuks, wie selbst seine farbenfreudige Palette es nicht oft hergibt. Aber nicht nur die Farbenfrische dieses Bildes muß entzücken, auch dem Zauber des jungen gesunden, kernigen Lebens in diesem festlich geschmückten Menschenkinde wird sich kein Beschauer so leicht entziehen können. Fuks, heute ein Sechzigjähriger, stammt aus Rußland, kam aber schon als Zwanzigjähriger an die Münchner Akademie zu Raupp und Liezen-Mayer und blieb dann — seit 1898 bayrischer Staatsangehöriger — in München ansässig. Seit 1906 Professor, gehört er zu den bevorzugten Bildnismalern der Münchner Gesellschaft und stellt seine lebensvollen Bildnisse (darunter mehrere des früheren Prinzregenten und des Prinzen Ludwig) regelmäßig im Glaspalast, aber gelegentlich auch in Berlin, Düsseldorf, St. Louis und Wien aus.

Der Danziger Paul Kreisel, von dem wir die Marienkirche mit dem Stockturm und die Lange Brücke in Danzig zeigen, hat sich seinen wachsenden Ruf namentlich als Radierer erworben. In Mappen hat er wiederholt kleinere oder größere Zyklen von radierten Blättern vereinigt, in denen man mittlerweile fast alle Denkmäler der machtvollen Danziger Baukunst beisammen findet, aber auch allerlei verschwiegene malerische Winkel, die nur das Künstlerauge entdeckt.

Der Weimarer Carl Alexander Brendel hat uns für das Oktoberheft einen Herbstmorgen in der Oberniederung geschenkt, ein würdiges Gegenstück zu der »Frühlingsfeier« im letzten Aprilheft. War dort alles Leuchten, Klingen und Jubeln, so liegt hier ein zarter silberner Schleier über der Natur, und eine leise Wehmut webt um das fahle Erlenlaub und die weißen Birkenstämme. Die Stimmung wird dadurch nur noch feiner, das Kolorit nur noch vornehmer — man denkt an Gedichte von Mörike oder Keller. Um aber die Gedämpftheit der Farben nicht ins Weichliche oder Eintönige gleiten zu lassen, hat der Maler durch den im Vordergrund aufblitzenden roten Rock der Bäuerin einen Kontrast in das Farben-Adagio gebracht, der, fein abgewogen, gerade ausreicht, das weiche Blau des Himmels und das sanft abgetönte Grau der Bäume und Wiesen nur noch delikater zu machen.

Als Innenbild ein gleichfalls farbig wiedergegebenes Gemälde von Otto Schmidt-Cassella. »Morgensonne« nennt er es, und das dünkt uns ein guter Titel für ein Bild, das all sein Leben von dem jungen Licht des Tages empfängt. Dabei ist es von besonderem Reiz, daß die Lichtquelle selbst durch die grünen Bäume vor dem Fenster verdeckt wird, also gleichsam gesiebt oder abgeblendet ins Zimmer bringt. Man sieht sie nicht breit daherströmen, diese Lichtquelle, aber man empfindet sie deshalb nicht weniger lebhaft: in den von ihr durchrieselten weißen Fenstervorhängen, in dem durchleuchteten Goldfischglas, in der flimmernden Tischplatte, in den tausend Reflexen auf Wänden und Möbeln. Schwind hat, wie man weiß, ein Bild mit ähnlichem Titel. Da ist die Sonne aber noch nicht voll erwacht oder noch nicht in die Stube gedrungen; hier triumphiert sie schon als Siegerin, und man ahnt den kommenden vollen Glanz des schönen Sommertages. Schmidt-Cassella (geb. 1876 in Wiesbaden), ein Schüler Johann Herterichs, Schmidt-Reuttes und Eugen Brachts, lebt seit 1906 als selbständiger Maler in Berlin; im vorigen Jahre erhielt er den Julius-Helfft-Preis der Akademie.

Der Scherenschnitt »Spielende Enten« auf S. 206 ist eine neue Arbeit Otto Wiedemanns, die nicht allein durch die feine Beobachtung des Geflügels entzückt, der es auch gelungen ist, den Eindruck des bewegten Wassers durch die Kunst der Schere wiederzugeben.

Die beiden Gemälde von Carl Blos, der »Wanderer« (Doppeltondruck) und die »Lesende« (Farbdruck), begleiten den Aufsatz von Richard Braungart. F. D.



Literarische Rundschau

Gerhart Hauptmann: Phantom — Otto Erich Kiesel: Der Golfstrom — Gustav Frenssen: Briefe aus Amerika — Kronprinz Rupprecht von Bayern: Reiseerinnerungen aus Indien — Verschiedenes

Bei Novalis findet sich das tiefsinnige Wort: Der Mensch kann alles dadurch adeln, daß er es will. Das könnte als Motto wohl vor Gerhart Hauptmanns neuem Prosabuche »Phantom« stehen (Berlin, S. Fischer). Denn es enthält die Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings, der von einer unbegreiflichen Macht durch das Traumbild höchster Schönheit und Reinheit auf tückisch verschleiertem Wege in die stinkende Senkgrube gemeiner Verbrechen verlockt worden ist, sich aber diesen tiefen Fall so zum Schicksal hat werden lassen, so in seinen Willen, in das Geäder des seelischen Zellenbaues aufgenommen hat, daß er auf dem Wege der Wandlung aus der allerniedrigsten Häßlichkeit zur edelsten Reinheit geführt worden ist.

Kein Zweifel, daß es dem Dichter des Mitleids und des Mitleidens, der eine Hannele Mattern, einen Emanuel Quint und eine Rose Bernd geschaffen hat, allein auf diese seelische Umwandlung und Läuterung ankommt, die sich an dem ehemaligen Zuchthäusler durch die Gnade selbstloser, hilfreicher Menschlichkeit vollzieht, nach dem schönen Weisheitsspruche im Buche Jesus Sirach, Kap. 4, V. 27: Scheue dich vor deinem Nächsten nicht bei seinem Falle. Und es ist rührend und tief ergreifend, gerade durch die Schlichtheit und Wortkargheit in der Darstellung des Wenigen, was über die wunderbare Rettung des Verkommenen und Verlorenen durch erbarmende Nächstenliebe, vor allem die Liebesgüte einer großen und starken Frauenseele, gesagt wird. Der die Geschichte seines Falles nach Verbüßung einer mehrjährigen Zuchthausstrafe niederschreibt, er ist auf die äußerste Stufe der Erbärmlichkeit gesunken, er ist zum Lügner und Betrüger, ist zum Mitwisser und Mithelfer an der Ermordung einer nahen Verwandten geworden — da, im Augenblick, wo die Häscher die Hände nach ihm ausstrecken und der Abgrund sich vor ihm auftut, stellt sich das Mädchen, von dessen Liebe zu ihm er wußte, das er aber in seiner eitlen Verblendung bisher über die Achseln angesehen und tausendmal verraten hat, als leibhaftige Verkörperung der Treue an sein Lager und spricht zu ihm: »Lorenz, du hast Schweres durchgemacht und wirst Schwereres durchmachen. Aber spare dich auf für mich. Ich warte auf dich.« Das ist ein Edelstein menschlichen Erbarmens und Hilfebringens, der sich würdig einreiht in die goldene Kette, die Hauptmanns Dichtung aus ähnlichen Gnadentaten geschmiedet hat, und gern wollen wir für das Juwel weiblicher Seelengüte, das da erstrahlt, die schlichte Fassung, die oft nur angedeutete Darstellung, die es findet, als einen dichterischen Vorzug, als Keuschheit des Herzens und des Gefühls gelten lassen.

Schade nur, daß auch die Schilderung des Weges, auf dem der Fallende aus der schwindelnden Höhe seiner Einbildung zu seinem tiefen Sturze kommt, wie von selbst eine Fülle und ein mechanisches Gewicht erlangt, das die »Aufzeichnungen« als Ganzes genommen fast ins Naturalistisch-Kriminalistische hinabzieht. Wohl hat Hauptmann recht mit dem Worte, daß es sich hier nicht um ein Buch, in Maroquinleder gebunden und mit Goldschrift versehen, für den elfenbeineingelegten Schreibtisch einer parfümierten Dame handeln könne, aber des Eindrucks vermag man sich doch nicht zu erwehren, daß in der Darstellung des unaufhaltsamen Niedergangs dieses Verbrechers aus verstiegener und enttäuschter Phantasie — die Wollust des Bekenntnisses als wirksames Sühnemoment zugegeben — zuviel des Guten oder Schlechten getan ist.

Der arme verkrüppelte Magistratsschreiber Lorenz Lubota vergafft oder besser: entzückt sich an der Erscheinung eines lieblichen, engelschönen Mädchens, eines halben Kindes noch, und dies Phantom der Schönheit, das er nie mit der Fingerspitze berührt, mit dem er niemals ein Wort wechselt, schwebt so reizend, so lockend, so verführerisch vor ihm her, daß er in dem Wahn, es endlich doch erreichen und erringen zu können, durch Eitelkeit, Torheit, Größenwahnsinn und Leichtsinn zum Schurken und Verbrecher wird. Aus dem Heiligenbilde, das die kleine Veronika Harlan für ihn ist, macht die unbegreifliche Macht, die wir Schicksal nennen, eine Höllenfratze, die seine Natur und sein Leben zur Entgleisung bringt, die ihn in den tiefsten und schmutzigsten Abgrund zieht. War es die Macht des Eros, die ihn da vom Boden der Wirklichkeit löste und der irrealen Sphäre auslieferte, ähnlich wie den Mönch im »Ketzer von Soana«? Strauchelte er, weil er sein Auge nicht auf der Erde hatte, sondern auf einen fernen göttlichen Stern gerichtet hielt? War es die Rache der Illusion, die ihn zu Fall brachte? Hauptmann wendet viel feine und scharfe Psychologie auf, um die Verblendung des Irrenden einleuchtend zu machen und ihn als Opfer einer unheimlichen, dämonischen Macht erscheinen zu lassen, die gleich einer riesigen Spinne Tag und Nacht das Blut aus seinem Herzen saugt. Wir folgen diesem abschüssigen Wege mit Mitleid und teilnehmender Liebe, aber das Wort »Alles verstehen heißt alles verzeihen« behält auch hier

sein Fragezeichen. Besonders das Phantom des Phantoms, das sich Lorenz Lubota in der durch und durch birnenhaften und perversen Melitta konstruiert, läßt an seiner inneren Ehrlichkeit, die doch wohl unverletzt durchs Feuer gehen soll, zweifeln. Daß er dieses von Grund aus verderbte Mädchen in allen Umarmungen nur als einen »Gruß, einen Teil, eine mystische Beauftragte« von Veronika Harlan genommen habe, ist schwer zu glauben, zerstört jedenfalls die Unverletzbarkeit des eigentlichen, wahren Phantoms. Auch daß am Ende, vor der entscheidenden Gewalttat der Alkohol einen guten Teil der Schuld übernehmen muß, ist gerade kein vornehmes Mittel, den Sünder in unsern oder den Augen seiner Richter — denn darauf läuft es doch hinaus — zu entlasten.

Nein, man kann dem Dichter, so eng er seinen Helden-Sünder ans Herz nimmt, so eng er ihn uns selbst an die Brust bettet, nicht bis ans letzte Ende seines Willens folgen. Aber wieder, wie schon so oft, erwärmt uns seine zarte, sanfte, liebevoll duldende und verstehende Menschlichkeit, die doch nichts Gefühliges an sich hat, die vielmehr das arme gequälte und gepeinigte Opfer aus eigner Kraft der Selbsterkenntnis und Selbsterlösung zu einem freien, gefaßten und gesunden Leben in Tätigkeit und Liebe gerade durch den tiefsten, wie ein ätzendes Heilmittel in sich aufgenommenen Fall wieder auferstehen läßt.

Seit Thomas Mores »Insel Utopia« vom Jahre 1516, die der ganzen Gattung den Namen gegeben, hat der utopische Roman, der Roman der Zukunftsträume und Luftschlösser, nicht so gute Zeit gehabt wie jetzt. Je elender und aussichtsloser die Gegenwart, desto lieber flüchtet sich die Phantasie in ein Wolkenkuckucks- oder Nirgendheim, wo sie sich die Welt nach ihrem Sinn erschaffen kann, wo die Gedanken noch leichter beieinander wohnen als hier und die Sachen sich auch im engsten Raum nicht stoßen. Unter und über der Erde, auf dem Meeresgrund und im Sternenraum, im versunkenen Erdteil Atlantis und im zwanzigsten Jahrtausend, überall hat sich Frau Utopia angesiedelt. Aber gerade in der Unerschöpflichkeit der Schauplätze und Möglichkeiten liegt auch die Gefahr der Gattung. Die Angelegenheit ist so reizvoll und zugleich so grenzenlos, daß auch unliterarische Federn von ihr angelockt werden.

Um so erfreulicher, auf diesem »weiten Felde« wieder mal einem Dichter zu begegnen, wie es der Hamburger Otto Erich Kiesel ist. Sein Roman »Der Golfstrom« (Braunschweig, Westermann) enthüllt für den, der einigermaßen im Lande Utopia Bescheid weiß, das Thema schon im Titel: Ablenkung des Golfstroms aus seinem bisherigen Lauf und infolgedessen gründliche Veränderung der Wärme- und Lebensverhältnisse für gewisse Teile der Erde. Wenn man dann weiter gleich aus den ersten Kapiteln erfährt, daß es sich um einen Krieg Amerikas gegen England handelt, und daß der Schöpfer des Gedankens seinen kühnen Plan in den Dienst der Vereinigten Staaten stellt, so weiß man auch, welches Land das in seinen wichtigsten Lebensbedingungen bedrohte sein soll. Aber was bedeutet diese Durchsichtigkeit des utopischen Grundgedankens für die Reize des Romans selbst, für seinen tieferen Gehalt und sein inneres Geschehen? Nur den Antrieb der äußeren Spannung, nicht den Blick in das Räderwerk seiner seelischen Vorgänge.

Der Schöpfer des Gedankens, eines Gedankens, der übrigens nur das letzte Glied in einer Kette kaum weniger kühner technischer Kampfmittel darstellt, ist ein Deutscher, und das Motiv, aus dem er handelt, ist die Vergeltung für die unmenschlichen Qualen und Martern, die England im Weltkriege seinem, unserm Vaterlande durch die Blockade auferlegt hat. Das Meer, damals Englands Verbündeter, soll sich nun gegen seinen Herrn und Gebieter wenden und ihm durch die freigemachten Eismeertriften tausendfach heimzahlen, was er Deutschland, zumal unsern wehrlosen Frauen und Kindern, angetan hat. Also eine Fortpflanzung des Krieges, eine Übertrumpfung seiner Mittel und Wirkungen ins Ungeheuerliche? Ein verschärfter, ein Überkriegsroman? Auch das wäre ein übereilter Schluß, der an der Oberfläche bliebe, so erfindungsreich und spannend sich die vielverschlungene Handlung auch auf diesen Bahnen ergeht. Nein, ihr eigentlicher Schauplatz ist die Seele des Helden, dieses jungen feurigen Ingenieurs Rolf Lornsen, dem sein Vater, ein zäher niederdeutscher Bauer, die glühende, tatenheischende Vaterlandsliebe in die Brust gesenkt hat und dessen einziges Sinnen und Denken auf das Ziel gerichtet ist, den Todfeind seines Volkes ins Herz zu treffen. Er setzt bei der Verfolgung dieses Zieles Leben, Freundschaft, Liebe und Ehre aufs Spiel, er hat tausend Gefahren und unendliche Mühen zu bestehen — von seinem Wege läßt er sich nicht ablenken. Mag dieser Weg auf phantastischen Voraussetzungen beruhen, die sich bisher der wissenschaftlichen Nachprüfung entziehen, der Verfasser zwingt uns durch den Ernst und die logische Kraft seiner Darstellung, an die Möglichkeit des Planes zu glauben, und das genügt für eine dichterische Darstellung. Denn nicht wie Rolf Lornsen sein Werk ausführt, sondern wie diese Ausführung auf ihn wirkt, ihn wandelt, erzieht und läutert, darin ist der Wert des Buches zu suchen. Ich könnte mir denken, daß Kiesels Roman, der so reich ist an packenden Ereignissen, atemversetzenden Wendungen und technischen Wundern, ver-

filmt würde, und bin überzeugt, daß diese Verfilmung ein äußerst wirksames Kinodrama ergeben müßte, aber all seine feineren Werte würden doch in dem Buche zurückbleiben. Wie könnte uns die Lichtbildbühne die Gedanken und Gefühle sehen lassen, die Lornsen bewegen, dieses »Genie der Vaterlandsliebe«, diesen vom Saulus des Hasses und der Rache zum Paulus der Liebe und Versöhnung bekehrten Propheten und Evangelisten der Friedensreligion? Denn das ist der springende Punkt: während des Werkes wird aus dem Rachegeist, dem zur Vernichtung des Feindes kein Mittel zu grausam war, ein »Menschheitserlöser«, der durch das von ihm beschworene Kampfmittel den Krieg für immer aus der Welt schafft. Rolf Lornsen erntet auf diesem Wege viele äußere Ehren, weit größer aber sind die Gewissensnöte, die er durchzumachen hat, wenn sie auch, überschattet von der breitgewölbten äußeren Handlung, nicht immer und überall zur erwünschten vollen Ausprägung und Anschauung kommen. Als er die entsetzliche Wirkung seiner frevlerischen Tat kommen sieht, die ihr vorgezeichnetes Bett mißachtet und droht, sich gegen den eignen Herrn zu wenden, wie der Pfeil gegen den Riesen, als er den Bogen wider Gott spannte, da geht er in sich, kehrt um, findet er sich aus dem Titanenwahn in die Grenzen seines Menschentums zurück. Die Liebe zu einer jungen, von edlen Menschlichkeitsgedanken erfüllten Amerikanerin (die zudem auch noch hübsch und milliardenreich ist) hilft ihm dabei, und die von höchster Sittlichkeit erfüllten Worte, die deren Mutter, die Abgeordnete Frau Lindley, im amerikanischen Parlament spricht, vollenden seine Sinneswandlung. Aber das Ziel seines aus tiefster Vaterlandsliebe geborenen Planes hat er erreicht: England ist auf die Knie gezwungen und bietet Frieden an. So kann Lornsen, ohne seinem Jugendschwur untreu zu werden, mitwirken zur Versöhnung und zum Frieden, indem er vor dem Parlament seine Schuld und Vermessenheit bekennt und empfiehlt, dem Golfstrom seinen alten Lauf wiederzugeben. Und so geschieht es. Oder vielmehr braucht es nicht mehr zu geschehen, denn der Golfstrom ist schon selbst so frei und gescheit gewesen, trotz allen Sperrdämmen in seinen ursprünglichen Lauf zurückzukehren. Lornsen nimmt das als eine ihm persönlich widerfahrene mütterlich verzeihende Güte der Natur, als eine Bestätigung seiner Brüderlichkeitsgedanken, die er von jetzt an predigen wird, und der Golfstrom ist nun wieder für die Menschheit der Segenbringer, zu dem die göttliche Vorsehung ihn bestimmt hat.

Das Central-Relief-Committee in Neuyork, die große Vereinigung der Amerikaner deutscher Herkunft, die sich zur Aufgabe gemacht hat, der deutschen und österreichischen Not aufzuhelfen, hatte Gustav Frenssen zu Beginn vorigen Jahres eingeladen, dort drüben zwei bis sechs Monate für ihre Zwecke Vorträge zu halten. Frenssen ist dieser Einladung gefolgt, war fünf Monate von Ort zu Ort reisend im Lande und veröffentlicht nun die »Briefe aus Amerika«, die er übers große Wasser nach Hause geschickt hat (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung).

Er ging nicht leichten Mutes. Zwar fühlte er sich als geborener und überzeugter Demokrat seiner Aufgabe und dem Geiste des Landes, in das er geladen war, nicht fremd, aber er wußte im voraus, daß ihn bald das Heimweh packen und von Woche zu Woche an strafferem Seil zu den Seinen nach Deutschland zurückziehen werde. Doch hat er tapfer standgehalten und all die Anstrengungen, die mit seinen Reisen und Vorträgen verknüpft waren, glücklich überwunden. Irgendeinen politischen Auftrag hatte er nicht; er sollte nur, als eine Persönlichkeit von gutem deutschem Ruf und Ansehen, unsern Stammesverwandten und Freunden in den Vereinigten Staaten die Grüße des deutschen Volkes überbringen und den herzlichsten Dank für alles, was wir in den letzten schweren Jahren aus Amerika an tatkräftiger Hilfe erfahren haben. Selbstverständlich bot sich dabei auch Gelegenheit, die gegenwärtigen Zustände in der deutschen Heimat zu schildern; dafür sorgten schon die Zuhörer mit ihren Fragen und Zweifeln, wie sie die Liebe zum alten Vaterlande, manchmal auch das Mißtrauen gegen die neue Zeit eingab. Da ist es denn wichtig, zu erfahren, wie Frenssen über Deutschlands Gegenwart und Zukunft denkt. Er findet dafür, ehe er noch amerikanischen Boden betritt und als er sich die Schwierigkeit seiner Aufklärungsarbeit im fremden Lande vor einer fremden Volksseele klarmacht, in seiner bildhaften Art einen hübschen und einleuchtenden Vergleich: Der Sturz Deutschlands, meint er, ist nichts mehr als der Fall eines jungen, unvorsichtigen, blinden Wanderers von einem Felsen; es kann sein, daß er noch jahrelang hinken wird, aber seine Jugendkraft ist in ihm. Dahinter freilich steht für Frenssen schon das Zukunftsbild der Vereinigten Staaten von Europa, einer wirtschaftlichen Genossenschaft und ehrlichen Freundschaft der europäischen Nationen, in deren Mitte Deutschland der Kern und das Herz sein wird.

Diesem vorsichtig klugen Programm ist Frenssen während seines ganzen Auftretens — er war der erste Deutsche von bekanntem Namen, der das wagte — treu geblieben, obwohl es gewiß nicht immer leicht war, der Versuchung zu Abschweifungen ins politische oder nationalpropagandistische Gebiet zu widerstehen. Er hat sich sorgsam gehütet, den Eigentümlichkeiten des

amerikanischen Volkes (das freilich erst eins werden will) zu nahe zu treten, zunächst aus kühl überlegter Vorsicht, dann auch aus einer langsam wachsenden ehrlichen Achtung, ja Liebe zu der hellen, frischen, zukunftsfrohen Eigenart des Amerikaners. Dabei kommt ihm seine eigne zum Einfachen, Ruhigen und Besinnlichen neigende Art zustatten. Mögen sich einige von ihm mehr Volksrednerwucht versprochen haben, seine auf der Dorfkanzel von Barlt geübte Gabe, Mut zu machen und zuzureden, bringt doch schließlich durch, zumal bei den heimatlosen Deutschamerikanern.

Allmählich, sobald er sich erst ein wenig freier fühlt, erwacht auch in diesem holsteinischen Amerikafahrer die Lust am Beobachten, am Schildern und Erzählen des Gesehenen und Erlebten. Und es ist kein geringer Vorzug dieses Kundschafters, daß er all dem Fremden und Ungewöhnlichen, das ihm da entgegenströmt, mit unbefangener Seele und offenen Augen gegenübertritt. Er kommt ohne Vorurteile — man müßte denn die unzerstörbare Liebe zu Deutschland so nennen wollen — nach Amerika, und dadurch schon erwirbt sich alles, was er darüber sagt, Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Die amerikanischen Schulen gefallen ihm, besonders der Ton, die ganze Art, wie die Lehrer vor den Kindern stehen: klug, wach, sorglich und freundlich, voll von gegenwärtigem, frischem, kühnem Leben, namentlich in allem, was biologische und technische Studien angeht, und das klar erkannte, bewußte Ziel im Auge, den guten amerikanischen Bürger zur Erscheinung zu bringen. Auch der unbefangene Verkehr der Geschlechter, zumal das kameradschaftliche Beieinander der jungen verheirateten Paare erobert sich, wie begreiflich, leicht den Beifall dessen, der den »Jörn Uhl« und die »Hilligenlei« geschrieben hat, wenn er auch den Firnis der »Sittlichkeit« sieht, den sie drüben gern über alle Natur breiten, und manchmal erschreckt ist von der leichtherzigen Gedankenlosigkeit, mit der sie über Fragen der Gerechtigkeit und Bedenken des Gewissens hinwegspringen. Sehr lehrreich sind die Gedanken, die sich Frenssen über die amerikanische Religion macht, oder vielmehr über das, was man in Amerika darunter versteht: sie wird in der naivsten Weise mit andern Dingen vermischt, mit Bürgerlichkeit und Gesellschaftsrücksichten, mit Geschäfts- und Erwerbsleben. Abraham, heißt es in ihren Sonntagsschulen, war ein Kapitalist und war doch Gott gefällig. Also ist auch Reichtum und Reichtum erwerben Gott wohlgefällig. Kapitalismus ist Gottes Wille, und die, welche dagegen sind, die Sozialisten, sind Gottes Feinde! ... Es ist auch viel echt englische Halbfrömmigkeit dort im Lande. Aus ihr erklärt sich Frenssen die verhängnisvolle Parteinahme der Amerikaner gegen uns, ein gottwidriges Tun, für das er zornige Prophetenworte findet.

Bei allem, was er sieht und tut, verläßt diesen Botschafter des Deutschtums nie und nirgends das Sorgen und Sichmühen um Deutschland. Es klingt vielleicht gottlos im Munde eines früheren Geistlichen, ist aber doch nur gutes Bismarckisches Gedankenerbe, wenn er Gott bittet, daß er uns, die wir viel zu gutgläubig, sorglos und vertrauensselig im wilden Daseinskampf der Völker waren, einen großen, großen Bösen schicke, der freilich auch viel Gutes in sich haben müsse, einen wie Saul, David, Cäsar und Napoleon, Friedrich den Großen und Bismarck. Von Heiligen werden die Völker erst nach Jahrtausenden geführt werden können! ... Immer wieder regt ihn, was er drüben beobachtet, dazu an, den Fragen unsers politischen Daseins nachzudenken. Dabei entgeht er nicht immer der dem Phantasiemenschen allgegenwärtigen Gefahr, sich in vage Prophezeiungen zu verlieren, aber man hört dieser Zukunftsmusik gern zu, schon weil sich ernste Mahnungen daran knüpfen, die wir nicht in den Wind schlagen sollten: »Das deutsche Volk hat einen gewaltigen Ruck bekommen, und der Ruck wird ihm guttun. Es war gefühlvoll weichlich. Es wird jetzt klarer, kälter und härter werden. Du lebst unter Tieren, Deutschland! Unter Völkern, die kein Erbarmen mit den Kindern hatten, als schon Friede war! Unter Völkern, von denen keins für dich eintrat und eintritt, als du wehrlos geschändet wurdest! Vergiß das nicht! Sei hart! Schlage die nieder in deiner Mitte, die weichherzig sind, die von Glauben und Vertrauen reden! Sei kalt und hoffe auf die Stunde, wo irgendeiner der großen Verbrecher und Meineidigen dich braucht. Dann verkaufe dich! Verkaufe dich tierisch, klug und teuer und schaffe dir wieder Gesundheit und Ehre und Luft zum Atmen. ... Und dann, wenn der Lorbeer wieder um die freie Stirn liegt, dann sei gerecht! Sei gerecht und vornehm! Greife nicht über die Grenzen deines Volkstums! Im Lorbeerkranz begehe keine Ungerechtigkeiten! Sieger waren immer dumm. Sei du der allererste kluge Sieger unter den großen Völkern!«

Frenssen ging nach Amerika, um zu danken und um Gutes von Deutschland zu reden, wo sich das tun ließ. Er hat dabei das amerikanische Volk trotz seiner heimlichen Schwächen und offenen Fehler lieben gelernt, aber er hat drüben nichts von seinem deutschen Stolz und von seiner Vaterlandsliebe verloren. Er ist heimgekehrt mit vertiefter Liebe und erhöhtem Stolz, und seine Zuversicht zu unserm Wiederemporkommen ist gerade dort so stark geworden, daß er uns allen von seinem Überfluß etwas in die Seele senkt.

Andre durch den politischen Umsturz zur Muße verurteilten Fürsten haben ihre Kriegs- und Thronerinnerungen niedergeschrieben, Kronprinz Rupprecht von Bayern hat sich in friedlich-unpolitische Erinnerungen seiner Jungmanneszeit geflüchtet und nach Tagebüchern seine Indienfahrt vom Jahre 1898 geschildert (Reiseerinnerungen aus Indien; Kempten, Kösel & Pustet). Den Tatmenschen, als den wir ihn kennen, verleugnet er damit noch keineswegs. Denn jene Fahrt war keine oberflächliche Zerstreuungs- und Vergnügungsreise, sondern eine ernste Bildungs- und Orientierungsexpedition, weniger auf die völkerkundlichen, religions- und kunstgeschichtlichen Verhältnisse des Landes gerichtet als auf die politischen, militärischen und wirtschaftlichen. Und nach diesen ernsten Zwecken bestimmt sich auch die Darstellungsart des Buches. Manchem Leser wird sie sogar zu systematisch sein; andre werden dem Verfasser gerade den Ernst und die Gründlichkeit danken, durch die sich dies Werk von äußerlich ähnlichen unterscheidet. Selbst die Anekdoten, die reichlich eingestreut werden, dienen immer der Sache, der Erhellung praktischer und realer Verhältnisse. Aus der Kunst des Landes fesseln und beschäftigen den Kronprinzen hauptsächlich die Schöpfungen der Architektur. Selten wird man die hervorragenden Bauten Indiens so genau und zuverlässig beschrieben finden wie hier. Doch was wäre allein die Beschreibung? Das Buch ist illustriert, glänzend illustriert, nach Aufnahmen, die sich mit den allerbesten je aus Indien nach Europa gelangten vergleichen dürfen, und diese meisterhafte Veranschaulichung kommt der Landschaft und dem Volksleben ebenso zugute wie der Baukunst. Eine kritiklose schwärmerische Hingebung an indisches Geistes- und Seelenleben wird man von dieser kernig deutschen scharfgeprägten Persönlichkeit nicht erwarten. Den weichlichen Lehren der indischen Religion widersetzt sich Rupprechts Temperament ebenso wie sein Rassestolz der Lebensführung der Hindus. Das zeigt sich deutlich, wo er von den Hindus Bengalens auf die energischen, kriegerischen und der Staatenbildung zugänglicheren Stämme der Radschputen übergeht: da wird er lebhafter und wärmer und läßt seine historischen und militärischen Kenntnisse spielen. Dem Zauber eines in seiner Art echt indischen Völkchens hat sich aber auch dieser realistische Reisende auf die Dauer nicht entziehen können: das sind die Bewohner von Birma, eine Art Phäakenvolk, das in all seinen Lebensäußerungen etwas Weiblich-Anmutiges, Kindlich-Fröhliches und Naives zur Schau trägt ... »Reiseerinnerungen« ist ein bescheidener Titel für dies Buch, es ist ein Kulturgemälde aus einem lange noch nicht ausgeschöpften Lande und Volke. F. D.

Verschiedenes

Helmuth von Moltke. Ein Lebensbild nach seinen Briefen und Tagebüchern. Herausgegeben von Hans Martin Elster (mit Bildnissen, Zeichnungen und einer Briefnachbildung; Stuttgart, Strecker & Schröder). — Dies Buch, von einem gewandten und geschmackvollen Schriftsteller besorgt, versucht sich in der Kunst, einen geistvollen Menschen, einen Kriegs- und Friedensdenker, der keine geschlossene Selbstbiographie hinterlassen hat, nachträglich doch noch (und zuweilen ein wenig invita Minerva) zum eignen Schilderer seines Lebens zu machen. Es benutzt dazu die reichlichen, für einen Helden des Schwertes erstaunlich persönlich gehaltenen Briefe, Tagebücher, Erinnerungen, Reden, Aufsätze und Bekenntnisschriften Moltkes und begnügt sich damit, diese Selbstzeugnisse, deren meisterhafte literarische Form längst anerkannt ist, lückenlos zu verbinden und in einer Einleitung die vorherrschenden Züge im Charakterbilde Moltkes ins Licht zu setzen, vor allem sein sittliches, für unsre Zeit noch vorbildliches Menschentum.

*

Das Werden im Weltall. Eine moderne Welt-Entwicklungslehre mit 101 Bildern (Leipzig, Th. Thomas). — Dies Buch unsers astronomischen Mitarbeiters Felix Linke, volkstümlich, aber keineswegs oberflächlich angelegt, jedenfalls weit besser geschrieben, als man das von Büchern dieser Art gewöhnt, ist jetzt in zweiter, vollständig umgearbeiteter und ergänzter Auflage erschienen. Früher im wesentlichen nur eine Darstellung der Arrheniusschen Theorie, erstreckt es sich nunmehr auf die Darstellung aller wichtigen Kosmogonien, mit besonderer Berücksichtigung der Kantschen Theorie (die neue Bilder bekommen hat) und der Lapaceschen Hypothese. Die wissenschaftliche Einstellung ist ungefähr die der Volkshochschule.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

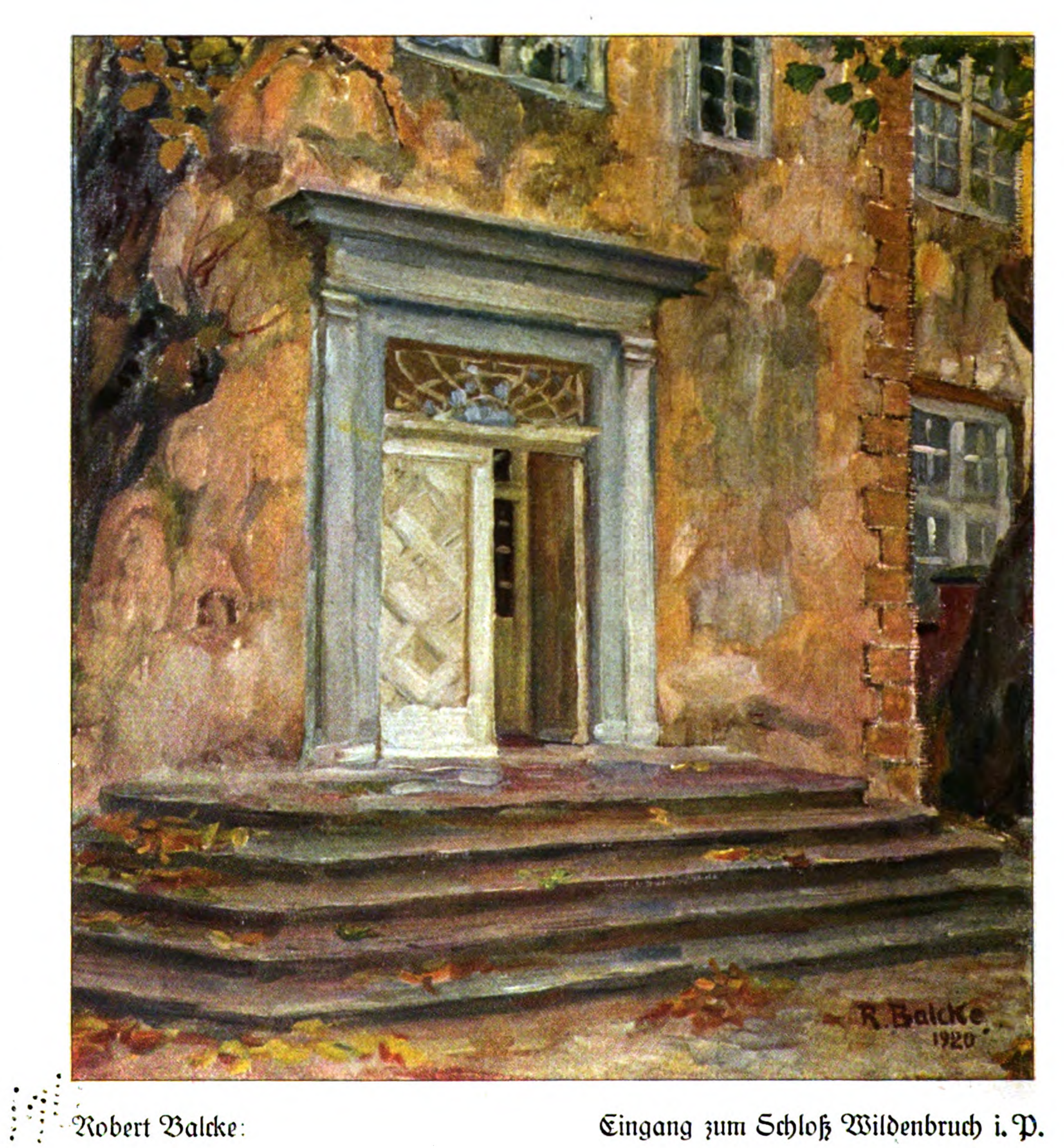


November 1923

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Robert Balcke: Eingang zum Schloß Wildenbruch i. P.



Der Richter der letzten Kammer

Roman von Paul Steinmüller

III

Die schlafenden Marmorbilder

Über Rom gehen die heißen Frühsommertage. Es liegt eine unerträgliche Spannung in der Luft, die die Menschen erregt und beunruhigt, und sie ist ärger als die Dürre. Schwelt irgendwo ein verborgener Brand? Man muß abwarten, sagen die Klugen, und man wartet; am unruhigsten aber wartet Nornegast. Wie still und scheinbar friedlich war alles gewesen, solange niemand an seine Wunde rührte! Jetzt geht ein stürmisches Pochen unablässig durch sein Blut: Eile dich, ehe es zu spät ist!

Ach, nur noch einmal heimkehren dürfen! Wie lieblich rauscht der Wind in den Föhren, wie wunderbar klingt der Pulsschlag der nordischen See! Hier stehen die Pinien unbewegt, als seien sie auf Draht gezogen. Ach, nur noch einmal sich im heimischen Kreis vergnügen und lachen können! Hier verstummt der Frohsinn, wohin Nornegast kommt.

Er hat an Melisse geschrieben und wartet auf Antwort, und täglich wiederholt er sich die Worte, die er endgültig niederschrieb:

Als Sie wünschten, ich sollte mich auf eine Zeit fern von Ihnen halten, entgegnete ich, daß ich es meiner Zukunft schuldig sei, in meiner Stellung zu bleiben. Trotzdem ging ich, da es mir gleich darauf zum Bewußtsein kam, daß ich nicht täglich dem Manne begegnen konnte, dem ich diese Stellung verdankte. Ich hätte es doch nicht tun sollen; ich hätte mit Festigkeit darauf bestehen müssen, daß unter allen Umständen unsre Liebe frei und klar, vor allen furchtlos bekannt, in die Erscheinung trat. Wenn ich heute den Grund ausspreche, warum ich nicht darauf bestand, so will ich als ersten nicht die Liebe zu Ihnen, Melisse, und die Rücksicht auf Sie nennen, weil Sie vielleicht eine Anklage darin erblicken könnten. Nein, die Ursache war meine Willensschwäche. Ich mußte wissen, was daraus entstehen konnte. Ich sündigte gegen das uralte Recht der Gattung: Wenn zwei einen Weg gehen, so muß die Frau dem Manne folgen, nicht der Mann der Frau.

Nun trage ich sieben Jahre das Unerträglichste, was es für den Mann gibt, den Treubruch wider sich selbst. Schweigend nahm ich die Folge auf mich, wie ein Ausgestoßener zu leben, unfähig zu sein zu jeder Tat. Sie gaben einem Kinde das Leben, unserm Kinde; ich verzichtete darauf, mich seiner zu freuen. Man nannte es Ernst Rhenschild; wie darf mein Sohn den Namen eines Mannes tragen, dem er fremd ist! Der Bruder Ihres einstigen Gatten schrieb wiederholt an mich, um mich zur Heimkehr zu bewegen; was, meinen Sie, hat es mich gekostet, dem Manne mit lügnerischen Redensarten zu antworten, dem ich nur eine einzige Antwort schulde?

Ich war so weit in mir entwürdigt, daß ich begann, mich mit einem elenden Zustand abzufinden. Nun aber ist alles wieder wach. Ich weiß jetzt, es wird nie zur Ruhe kommen. Vor allem: mich verlangt nach einer Tat, ich will in

das Leben zurück. Sie konnten mich nicht mehr achten, Melisse, weil ich mich unmännlich zeigte. Ich begreife das. Aber auch Sie werden verstehen, daß dies Erwachen ein Gutmachen bedeutet, ein Gutmachen an Ihnen und dann an allen, gegen die ich fehlte. Rufen Sie mich, es ist Zeit! Ich kehre auf jeden Fall nach Deutschland zurück. Wann, wo werden wir uns sprechen?

Als Nornegast die Feder fortlegt, ist ihm zumute, als habe er den Pfeil vom Bogen geschnellt. Der Brief wandert gegen Norden über die Berge, auf deren Schroffen sich graues Gewölk ballt, und in deren Schweigen ruhevoll große Vögel kreisen. Er wandert durch Deutschland, den Strömen, die von der Wasserscheide südwärts fließen, entgegen und den Strömen, die in die große Ebene gehen, nach. Dort wird er in ein verdunkeltes Zimmer getragen und liegt da viele Wochen, ohne geöffnet zu werden.

Nun wartet Friedrich Nornegast, aber nicht mehr mit der gehaltenen leidenschaftlosen Ruhe eines, der entsagt; er wartet wie einer, der gefangen ist: Kommt der Wächter jetzt den Gang herauf, um die Riegel der Pforte zu heben? Das bemalte Blech und die Gipse an den Wänden, die ein wunderlicher Kunstsinn für kleinbürgerliche Wohnungen formte, werden ihm jetzt unerträglich: sie hängen seit Jahren da, aber er bemerkt sie erst heute. Die gellenden Rufe der Händler auf dem sonnenheißen Pflaster zerreißen sein Ohr: sie schallten immer, aber plötzlich hört er sie. Und diese Blendung ohne die Wohltat des Schattens, dieses grelle mitleidlose Licht, in dem die Säulenkapitelle und Kuppeln wie steinerne, nie reifende Früchte glühen!

Ja, wären die Rosen auf seinem Tische nicht, die seine Wirtin stets wie eine stumme Dankesgabe — oder sind sie eine flehentliche Bitte? — hinstellt! Diese Rosen, die so purpurn schwer sind, als hätten sie Blut getrunken, und so opalfarben, als hätten sie in den erkaltenden Händen heiliger Frauen geruht; diese Rosen, deren Blumenblätter sich zu wundersamen Gebilden aufrollen, und aus deren Poren ein süßes Duften fließt. Die Blumen sollen ihm sagen: Geh nicht fort! Mein Kind stirbt! Nimm ihm seine einzige geringe Freude nicht! Aber während er die Stirn in die warmen Kelche preßt, fühlt er, daß er gehen muß. Seine Kraft darf sich nicht länger in den Tröstungen eines kranken Kindes und in der Freundschaft mit Taddeo Grillo erschöpfen.

Vittoria weiß es auch. Sie empfindet es, wenn er an ihrem Bett sitzt und ihre Hände streichelt, daß seine Worte über sie fort in die Weite gehen; sie spürt es, wie er immer auf einen Ruf aus der Ferne lauscht. Frederigos Körper ist noch hier, aber seine Seele ist schon fort, und bald wird der Stuhl, auf dem er sitzt, auch leer stehen. Das Lächeln ihrer braunen Augen verdeckt nur schlecht den hoffnungslosen Jammer, der ihr die Zukunft als eine heiße leere Wüste zeigt.

Über alle Stätten, die er sattsam kennt, geht Nornegast noch einmal wie ein Abschiednehmender; er geht auch auf der Via Appia. Aber die Stelle, auf der sonst der alte Grillo saß, ist leer. Er fragt nach ihm und erfährt wenig; nur ein Weib will wissen, daß Taddeo lange nicht mehr hier gesehen ist und wahrscheinlich krank sei. Am Eingang zur Katakombe macht er halt und sieht die Straße entlang, deren Ränder mit jungen dürstenden Bäumchen bepflanzt sind. Aber in die Gräbergänge steigt er nicht mehr hinab und grüßt nur von weitem den Mönch, der der Gäste wartet.

Die Stadt ist öde geworden, der Hochsommer brennt den letzten Rest von Feuchtigkeit aus den Gärten des Pincio. Das Gerücht von einem Fürstenmord, der feil und widrig vollführt ist, schrillt durch die Gassen, erregt für kurze Zeit die Massen und verhallt. Nornegast wagt nicht, die Stadt zu verlassen. —

Endlich liegt die ersehnte Antwort auf seinem Tisch. Die Schrift Melisses hat sich wenig verändert, klein und steil stehen die Buchstaben auf dem fliederfarbenen Papier. Er öffnet und liest, liest wieder und läßt dann wie erschöpft beide Hände sinken.

Da steht freilich, er soll kommen und handeln, wie er es für recht hält. Sie ist mit allem zufrieden, und was da kommt, empfängt sie aus höherer Hand. Wenn er es so wünscht, will sie noch mehr leiden als bisher. Aber kein Wort, daß sie ihn begreift, keine Andeutung, daß sie an eine Schuld gegenüber der Menschheit glaubt. Sie trägt an einem Schicksal, das schwerer zu gestalten in seine Hand gegeben ist. Will er es tun, wohlan, dann ist es ihr so bestimmt. Aber hat er ein Recht dazu, den Stein aus eigenstem Ermessen zum Rollen zu bringen? Hat er sich auch geprüft, ob es die göttliche Stimme ist, die ihn zu solchem Tun treibt?

Sie redet die Sprache einer ihm fremden Welt, aber aus dem Tonfall hört er doch das eine heraus: Du, der Säumige, hast kein Recht, dich an mich zu drängen, du, der nichts konnte, als abwartend am Wege stehen, trägst nicht mehr das Siegel der Mannesehre, auf die du dich berufst.

Nun bäumt sich der Stolz in ihm auf: Und dennoch! Ich will es zeigen, daß ich noch handeln kann! Melisse hat nicht gerufen, aber er wird trotzdem kommen. Er weiß noch nicht, was er ergreifen soll, um ihr seine ungebrochene Willenskraft zu beweisen; das wird sich finden.

Er geht über den dunklen Flur der Wohnung in dem Bewußtsein, dem kranken Kinde und der

Mutter eine Stunde zu bereiten, die keins von ihnen je vergessen wird. —

Als er vom Eisenbahnwagen aus die Kuppel von St. Peter versinken sieht, fühlt er für einen Augenblick, daß er ein Stück Leben hinter sich zurückläßt, doch er schaut vorwärts. Wie seltsam verdichtet sich die Spannung, die über Rom lag, während seiner Fahrt! In dem Abteil reden die Menschen unter erregten Gesten aufeinander ein. Auf den Bahnhöfen drängen sie sich in Gruppen um Maueranschläge und gehen kopfschüttelnd davon. Wie ist die Welt so laut geworden!

Endlich Florenz. Am nächsten Morgen ist er auf der Suche nach Marleen Terneben, die er noch einmal sprechen will. Aber alle Fragen nach ihr sind vergebens, und keine Antwort weist ihm den rechten Weg. Sein Wirt Chiossi, der alle deutschen Künstlerinnen kennt, die in seiner Vaterstadt arbeiten, zuckt bedauernd die Schultern und schickt ihn endlich zu einem Wärter, der in St. Lorenzo zu tun hat.

Am folgenden Tage sucht er die Kirche der Medici auf. Marleen ist nicht da, aber der Wärter weiß, daß sie noch nicht abgereist ist, denn ihr Gerät hat er in Verwahrung. Die Hitze hat sie vertrieben; sie wird droben in den Bergen sein. Sie war lange nicht hier, aber sie wird wiederkommen.

Er läßt Nornegast, den der Weg heiß machte, in den Kuppelraum treten, der die neue Sakristei heißt, und nun rundet sich um den Ruhelosen die Stille des Tempels, der einer Feier erlesenster Schönheit geweiht ist. Er ist allein, und hier ist nichts, was zerstreut; das von oben einfallende Licht sammelt sich auf den weißen Bildern, die des größten Meisters Hand aus dem Marmor löste, und die alle, so verschieden sie auch sind, einen Gedanken verkörpern.

In den Wandnischen thronen die Gestalten der beiden Männer, denen die Kapelle geweiht ist, als Gedanke und Wille. Sie waren nichts als unbedeutende herbstliche Spätblüten eines Geschlechts, dessen starker trächtiger Sommer längst vorüber war; von ihren Taten meldet kein Lebensbuch. Aber Michelangelo dachte, daß man den Toten geben darf, was man den Lebenden versagen mußte, und so wurden sie unsterblich. Der Tod flicht jedem, der ihm verfiel, die schönste Krone. •

Der Tod? Nornegast schaut mit einem Male durch die Pforte, die jene durchschritten, in sein eignes Leben. Wie licht ist die Tür, die der letzte Gast aufklinkt! Wie freundlich hat sie der Meister darzustellen gewußt! Diese im Schlaf auf den Sarkophagen kauernden Gestalten erscheinen so mild und wissend; man möchte sie leise berühren, um mit der Kühle ihrer Körper ein wenig von der Hoheit ihrer Gedanken in sich aufzunehmen. Nein, der Abgrund, in den alle trüben Lasten einmal sinken, ist nicht fürchterlich, und wenn man dadurch, daß man in ihm untertaucht, das Glück andrer erkauft ...?

Vielleicht wäre es für Melisse wirklich ein Glück, wenn er nicht mehr da wäre. Die Schuld wird immer erst erdrückend durch die Anwesenheit eines Schuldgenossen. Wenn er durch einen Sprung ins Heldenhafte den Tod gewönne, so würde sie ihn wieder achten, und die Bahn läge frei vor ihr da.

Er spielt mit diesem Gedanken, und der erscheint ihm so verlockend, daß er beide Arme hebt, als wolle er den Erlöser seiner Pein willkommen heißen. Da hört er hinter sich die Tür aufgehen, und als er sich umwendet, erblickt er Marleen. Ihr Gesicht ist vom schnellen Gang gerötet, und ihre Augen haben einen seltsamen Glanz. Hastig kommt sie auf ihn zu. »Der Wärter sagte mir, daß ich erwartet werde; ich wußte, daß Sie es sind.«

»Ich suche Sie seit gestern in der Stadt,« entgegnet er und wundert sich, wie flüchtig ihre Begrüßung ist.

»Seit gestern sind Sie hier? Haben Sie gehört ...? Ach natürlich! Die Nachricht erreichte mich in Fiesole.«

»Welche Nachricht?«

»Ich eilte sogleich hierher und will packen. Man kann doch nicht wissen ...«

»Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Terneben.«

»Aber Sie werden doch auch sofort abreisen.«

»Ich habe nicht daran gedacht. Warum auch?«

»Warum?« Marleen sieht ihn fast erschrocken an. »Ja, wissen Sie denn nicht, daß Deutschland in Kriegsnot ist? Feinde auf allen Seiten!«

»Krieg?« fragt er. Seine Augen werden starr. Keine Zeitung hat er gelesen, auf kein Gespräch achtgegeben. Die Spannung in der Luft? Oh, man kennt die Gewitter und ist es gewöhnt, daß sie sich verziehen. Das, was in ihm war, war mächtiger als die Unruhe in der Welt. Jetzt fragt er, und in fliegenden Worten teilt sie ihm das Notwendigste mit. Plötzlich hört er die großen Schwingen der Zeit rauschen, in die er wie ein Fremdling zurücktritt.

Die schlafenden Marmorbilder scheinen sich zu beleben, das lichte Tor steht offen, eine Hand winkt; er spürt den Atemzug des großen Boten neben sich.

»Ich reise natürlich sofort mit Ihnen,« sagt er. »Deutschland wird alle seine Söhne brauchen.«

Marleen, als habe sie nichts andres erwartet, nickt und wendet sich, zu gehen.

Nornegast folgt ihr. Auf der Schwelle bleibt er stehen und sieht noch einmal zurück. Mit einem Blick umfängt er die Bildwerke, die des Todes Schönheit darstellen. Unberührt von allem, was sich draußen vollzog und vollzieht, schlafen diese schweigsamen Gestalten weiter. Nur das Weib, das den kommenden Tag dar-

stellt, erhebt sich stöhnend und öffnet den schönen Mund zu einer Klage, als erblicke ein erwachendes Seherauge die nahenden Dinge.

Die da sterben werden, grüßen dich!

Vorwärts, nur vorwärts! Der Zug, der die Kinder des bedrohten Landes heimbringt, stürmt wie ein gepeitschtes Roß durch die Nacht. Zuweilen hält er dampfend und schnaubend in einer großen hell erleuchteten Glashalle still. Auf den Steigen drängen sich die Menschen: ein hastiges Gehen vieler Füße, ein erregtes Sprechen der Stimmen; und doch anders als je. Auf Angesichtern mit zusammengepreßten Lippen und blassen Wangen ist ein starkes Leuchten. Dann ein krampfhaftes Umarmen, ein Winken weißer Tücher. Irgendwo wird gesungen: O Deutschland, hoch in Ehren! Und die Wagen gleiten wieder in das Dunkel.

Vorwärts doch! Warum steht der Zug so lange auf freiem Felde still? Die Reisenden starren in die Nacht, keiner verfällt heute dem Schlaf, denn die Pulse eines ganzen Volkes fiebern und klopfen zu laut. Von den Hochöfen steigen Feuergarben in die Luft, auf den Landstraßen ist das Geräusch zahlloser Wagen und großer Trupps wandernder Pferde. Eine Stimme sagt laut: »Ja, wir werden siegen!«, und durch vieler Gedanken klingt ein Amen.

Als sich einmal die festgekeilte Masse derer, die in ein Abteil gepreßt sind, für einige Zeit löst, beugt Nornegast den Kopf vor und sagt leise zu Marleen, die ihm gegenüber sitzt: »Ihr Bogenspanner! Hören Sie, wie er die Sehne anzieht?«

Sie sieht ihn an und nickt. Es kommt wie ein Trost über die Menschen, die besorgt und voll Bangigkeit heimkehren, als sie dies regsame Treiben sehen, und es wächst mehr als ein stolzes Kraftgefühl in ihnen, es ist plötzlich eine starke Brüderlichkeit da. Man muß nicht viel reden, um sich zu verstehen; man faßt eine Hand, und alles ist gut. Am Ziel der Fahrt trennt man sich ohne viele Worte. Keiner weiß weniger als je, ob er den andern wiedersieht; doch über Dinge, die einst einen Aufwand gefühlvoller Reden beanspruchten, geht man jetzt schweigend wie über Selbstverständliches hinweg. —

Eine Woche später trägt Nornegast den geflickten Rock und die schirmlose Mütze des Wehrmanns. In dem harten Gleichtakt der Tage, die nun folgen, geht alles unter, was seinen Gedanken Halt und Richtung gab. Das Ohr muß sich auf die rauhen Laute der Befehle einstellen; das Auge starrt auf den einen Punkt in der Ferne, auf den die Mündung des Gewehrs zielt. Selbstverleugnung in Gewohnheiten, Worten und im Umgang mit andern wird ohne viel Aufhebens gefordert. Es gilt nur zu oft, sich Männern unterzuordnen, die geringwertig erscheinen; Verrichtungen zu befolgen, deren Zweck man nicht erfaßt. Der Mensch wird zur Zelle im Volkskörper, und was dem, der des Denkens ungewohnt ist, leichtfällt, das wird dem geistig Regsamen zur Beengung.

Aber da ist das große Glücksgefühl, als nützliches Glied einem großen Verband eingereiht zu sein; da ist das tiefe Atemschöpfen der Zeit, das wie ein Singen durchs Blut geht! Am Abend fällt man wie ein Erschlagener auf die Matratze und liegt neben vielen andern in einer Turnhalle, deren Fenster zum Teil zerbrochen sind, durch die der Wind einen kalten Regen bis auf das Lager stäubt; man friert unter einer dünnen Decke. Was tut das alles und mehr? Alle Schultern stemmen sich damit gegen die drohende Last: So tragen wir Deutschlands Not!

Eines Tags heißt es: In einer Woche sind wir marschbereit! Ein ganz junger hellblonder Offizier, der Magnus heißt und doch sehr klein ist, geht musternd die Reihe entlang. Er wird immer ein wenig rot, wenn er mit seinen viel älteren Leuten redet, von denen ihn einige an seine Lehrer erinnern, denen er noch nicht lange entronnen ist. Hier sagt er ein lobendes Wort, denn er findet eigentlich alles gut; dort tadelt er, denn das gehört nun einmal zum Dienst. Dann läßt er die Mannschaft wegtreten. Als Nornegast an ihm vorübergeht, schnellt er herum und sagt etwas verlegen: »Wenn Sie noch Ihre Verwandten besuchen wollen ... Sie können Urlaub haben.«

Nornegast spürt die heimliche Freundlichkeit des Knaben, und obschon er nicht an Urlaub gedacht hat, nimmt er dankbar den Vorschlag an. Allerheiligen möchte er noch einmal sehen, ehe er ins Feld zieht. Die Zeit reicht nur für einen Besuch von wenigen Stunden, aber das ist genug, um noch einmal im Fluge alle Bilder dessen, das teuer ist, an sich zu reißen.

Er hat sich angesagt, und am Bahnhof erwartet ihn Inspektor Ketelböter, der die Pferde eigenhändig lenkt.

»Ja, Herr Doktor, so weit sind wir nun, daß wir fast alle Männer an das Vaterland abgegeben haben. Kutscher Diessen — Sie wissen, er trug die Nase immer gewaltig hoch, und wenn er auf dem Bock saß, war er ja wohl stets mehr als gewöhnliche Sterbliche — reitet jetzt auch irgendwo in Frankreich.«

Der Graubart berichtet, wie er sich mit den wenigen Zurückgebliebenen mühen müsse, um die Kartoffeln einzubringen. Nornegast entschuldigt sich wegen der Mühe, die sein Kommen verursacht, aber das läßt Ketelböter nicht gelten.

»Nein, Herr Doktor, ich bin selbst gekommen, weil ich Sie doch auch noch mal sehen wollte. Wissen Sie, ich ginge gern selbst mit, aber ich hab' es dem jungen Herrn versprechen müssen.

daß ich hierbleibe. Jetzt verlohnt es sich kaum noch, und wenn Sie irgendwo längeren Zugaufenthalt haben, dann kommen Sie überhaupt zu spät.«

Wie sich Nornegasts Seele weitet, als er auf Allerheiligen zufährt! Es ist einer der silbergrauen Tage, die ihre Nebel um das fahle Grün der Bäume legen. Die roten Beeren der Ribessträucher hängen wie blanke Glasperlen im Gezweig, und die Häher kreischen im rostigen Eichenlaub.

»Wer ist auf Allerheiligen daheim?« fragt Nornegast.

»Der junge Herr ist gestern gekommen und fährt in zwei Stunden ab,« sagt der Inspektor. »Er wollte Abschied nehmen, und das hat denn die gnädige Frau umgeworfen. Sie liegt krank; wir haben den alten Kreisarzt schon hier gehabt, aber gegen den Trennungsschmerz ist wohl kein Kraut gewachsen.«

»In zwei Stunden muß ich auch wieder fort,« sagt Nornegast. Nach Melisse wagt er nicht zu fragen.

Finster liegt der alte Bau des Schlosses da. Als Nornegast Ketelböters Hand geschüttelt hat und in die Halle tritt, zeigt sich keiner, der ihn empfängt. Auf seinem Lager im Winkel schläft zusammengerollt Fidus, der Hund. Der Eintritt des Gastes ficht ihn nicht an, und erst als Nornegast ihm das altersgraue Fell streichelt, hebt er müde den Kopf und sieht aus trüben Augen zu ihm auf.

Im Kavalierhaus zur Rechten steht Hirsemann und reibt an einem silbernen Leuchter, blickt aber nicht auf seine Arbeit, sondern starr in den Park. Seine Freude ist groß, als er in dem Wehrmann den Doktor erkennt.

»Vergebung, daß ich nicht aufmerksam war. Die Augen wollen nicht mehr, wie sie müßten. Aber es ist alles für Herrn Doktor bereitet, und unser Herr erwartet Sie. Ich werde ihn sofort benachrichtigen.«

Nornegast hält den Eilfertigen an und sagt, daß er bald wieder abfahre. Dann fragt er: »Ist die Frau Gräfin nicht hier?«

»Frau Gräfin pflegt in einem Lazarett,« gibt Hirsemann Bescheid, und nachdem er bedauert, daß Nornegast nicht länger bleibe, geht er davon.

Also Melisse ist nicht hier! Somit ist seine hastige Fahrt vergeblich gewesen. Er grollt ihr, denn im Grunde ist er doch nur ihretwegen gekommen. Keine Aussprache hat er sich gewünscht, beileibe nicht!, aber einen Gruß, ein Zeichen ihres Einverständnisses, so etwas wie einen Waffensegen.

Henning kommt ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und Nornegast sieht ihn erstaunt an. Henning ist noch gewachsen, oder erscheint er nur im knappen Waffenrock der Ulanen größer? Jedenfalls trägt das Knabengesicht die Prägung der Reife: von den Augen ist das Verschleiernde, von dem Mund der grübelnde Zug der Lebenssatten genommen. Er ist ein andrer geworden, und der Graue hat Wort gehalten.

Als Nornegast ihm seine Wahrnehmung ausspricht, wehrt er lächelnd ab: »Ach, das ist so über Nacht gekommen!«

Er führt den Freund in ein Zimmer und nötigt ihn, sich an dem Tisch niederzulassen, auf den Hirsemann schnell einen Imbiß aufstellt.

»Die Mutter bedauert, dich nicht sehen zu können,« sagt er. »Es geht ihr nicht gut, und das macht mir den Abschied schwer. Aber sie will, daß ich diese Stunde bei dir bleibe.«

Während Nornegast einige Bissen nimmt, geht er mit langen sicheren Schritten im Zimmer auf und nieder. »Du glaubst nicht, wie ich mich freue, daß ich dich noch einmal sehen darf, Friedrich. Du bist doch der einzige Mensch, der mich verstand und der meine Schwächen in Geduld ertrug. Wärst du nicht gekommen, ich hätte dir noch brieflich gedankt.« Er streicht mit den flachen Händen an seiner Ulanka herab, nimmt die Reitgerte vom Stuhl und schreitet wieder vor dem Tisch hin und her. »Vielen mag dieser Krieg furchtbar erscheinen, für mich bedeutet er eine Erlösung. Mein Verhältnis zur Domina ist ja freilich in den letzten Jahren besser geworden, und seit der Krieg droht, ist sie zu mir fast zärtlich. Aber mit dem Leben weiß ich nun einmal nichts anzufangen, und ich bin dankbar, daß mir dieser Abschluß vergönnt ist. Weißt du, was du mir so oft sagtest: ‚Nicht sang- und klanglos davongehen!' Davor hab' ich mich stets gefürchtet.«

»Du wirst dich draußen bewähren und als ein andrer wiederkommen.«

»Nein, Friedrich, ich kehre nicht wieder. Ich will nicht heimkommen.«

»Wir werden nicht danach gefragt, mein Lieber, und ich hoffe nur, daß du Ähnliches nicht vor der Domina geäußert hast.«

»Das tat ich nicht, aber Mütter fühlen so etwas.«

»Sie dauert mich, Henning, denn sie hat nur für dich gelebt, und nun ...«

»Für den letzten Manskirch, Friedrich! Aber das ist es ja eben: ich hatte es herzlich satt, als der letzte Sproß eines aussterbenden Geschlechts mit Standes- und Heiratsverpflichtungen beständig gelangweilt zu werden. Jetzt darf ich endlich Mensch sein, und weil die Gelegenheit vielleicht nie wiederkommt, will ich mir einen anständigen Abgang sichern.«

Nornegast denkt: So grüßen sie den Tod! Sie haben nicht fruchtbar zu leben verstanden, doch sie wissen zu sterben. Vor ihm steht eine Schale, die mit grünen Sommeräpfeln gefüllt ist, und der Duft, der von den Früchten aufsteigt, wird ihm zum Sinnbild des Opferdienstes

der Jungen, die jetzt lachend in die Feuer des feindlichen Hasses springen. Er steht auf und reicht Henning beide Hände.

»Nicht doch, nicht doch!« wehrt dieser ab. »Keine Feierlichkeit. Komm um alles nicht auf den Gedanken, mir einen Nachruf zu widmen: dulce et decorum est ... Du hast Besseres zu tun, wenn du heimkehren solltest, du wirst dich deiner Haut zu wehren haben.«

»Du redest heute wie Saul unter den Propheten,« scherzt Nornegast.

Henning zieht pfeifend die Gerte durch die Luft und erwidert: »Lache mich nur aus, Friedrich, du wirst wohl an meine Worte denken. Über uns ist die öffentliche Meinung allmählich zur Tagesordnung übergegangen, und das Beste von uns blutet sich jetzt zu Tode. Aber jetzt ist das Bürgertum an der Reihe. Wäre es dir entgangen, wie das seit Jahrzehnten beschimpft wird? Die Dichter und alle, die auf Geist Anspruch zu haben glauben, konnten sich nicht genugtun, es zu besudeln und den Pfuhl aller Laster bei euch zu entdecken. Auf alles, was ihr einrichtetet, ließen sie ihren schmutzigen Geifer tropfen, auf Schule und Kirche, auf Gericht und Ehe.«

Nornegast staunt und schweigt. Wie kommt es, daß diesem Henning, dem er so wenig zutraute, solche Gedanken reiften? Er sinnt, während er in den Park blickt, auf eine Antwort; da fesselt plötzlich ein Bild seine Aufmerksamkeit.

Über den Rasen geht eine Frau, die einen Knaben an der Hand führt, und das Kind beugt sich zu den Herbstzeitlosen, die dort verstreut blühen, und versucht eine rote Blume zu pflücken.

Er unterbricht Henning: »Wer ist das?«

Der sieht durch das Fenster und antwortet: »Die Bonne, und das Kind ist Melisses Ernst. Wir haben ihn zu uns genommen, weil seine Mutter Pflegedienst verrichtet.«

»Wollen wir ihn nicht kommen lassen?« fragt Nornegast und greift schon nach dem Riegel, um das Fenster zu öffnen.

Aber Henning sagt: »Es ist besser, wir lassen ihn gehen. Der Junge ist leicht erregbar, du weißt, Melisse trug ihn während einer aufregenden Zeit. Wir wollten, er sollte von meiner Abreise nichts wissen.«

Nornegast sieht dem Knaben nach, bis dieser mit seiner Begleiterin hinter einem Gebüsch verschwindet. Wie ernsthaft er aussieht und wie beharrlich er das Gesicht zur Erde kehrt! Er hört nicht mehr auf Henning, der mit großen Schritten das Zimmer durchmißt und von Deutschlands Zukunft redet, er denkt an seinen Sohn.

Hirsemann tritt ein und meldet, daß der Wagen vorgefahren ist.

»Geh hinab, Friedrich,« bittet Henning. »Ich laufe schnell noch einmal zur Mutter hinauf. Wir haben zwar schon Abschied genommen, aber ich will ihr doch ein letztes Mal die Hand küssen!«

Und man hört, wie er die Treppe emporspringt und die Sporen droben leise verklingen.

Nornegast steht am Wagen und späht um sich. Wenn doch eine Gelegenheit das Kind noch einmal herführte! Er möchte die kleine Hand in seiner fühlen; er möchte in dies ersehnte Gesicht schauen und nach einem Zug verwandter Ähnlichkeit suchen; er möchte einmal seine Finger durch das blonde Haar gleiten lassen. Ja, das wäre eine Entschädigung für die Abwesenheit Melisses. Er macht ein paar Schritte auf das Gebüsch zu, hinter dem der Knabe verschwand, aber zugleich fühlt er, daß er auf verbotenem Wege ist. Von diesem Kinde trennen ihn mehr als jeden Fremden unüberbrückbare Klüfte.

Da kommt auch schon Henning mit Hirsemann und Ketelböter. Er klopft dem Diener die Schulter, schüttelt dem Inspektor die Hand und nötigt Nornegast, zuerst aufzusteigen. Dann springt er selbst auf und ruft dem Alten, der heute den Kutscherrock trägt, zu: »Los! Und was die Gäule laufen können, voran!«

Bevor der Wagen in die Allee biegt, wenden sie sich noch einmal um. Der Graubart hebt grüßend den Stock, Hirsemann steht ein wenig gebückt auf der Treppe. Droben am Mittelfenster aber sehen sie die Gestalt der Domina, die ein fest um die Schultern gezogenes Tuch vor der Brust zusammenhält.

»So ist sie doch noch aufgestanden!« murmelt Henning. Seine Stimme klingt heiser, und sein Auge ist feucht.

Vielleicht fröstelt es sie, vielleicht schüttelt sie der Schmerz. Die hohe Gestalt steht gekrümmt da, die Stirn gegen das altersgrüne Glas des Fensters gepreßt, und sie scheint wie ein welkes Blatt im Herbstwind zu beben. Die Abfahrenden grüßen, aber sie winkt nicht wieder; ihre Augen sind wie in Dunkel erstarrt.

Eine Welle von Mitleid geht durch Nornegasts Seele. Diese Frau, mag sie ärger oder besser sein als Tausende von Müttern, leidet mehr als alle, da sie jetzt ihres Lebens einzige Aufgabe preisgibt; und vor der Größe dieses Schmerzes werden alle Anklagen stumm. —

So versinkt Allerheiligen hinter Nornegast, und wenige Tage später versinkt hinter ihm die Heimat. Sie trägt die gleichen Schmerzenszüge dabei wie das dunkle Schloß: Bräute, junge Frauen und Mütter, die sich krampfhaft mühen, hinter einer fassungslosen Gebärde oder einem verzerrten Lächeln den Schmerz ihrer wunden Seele zu verstecken, bis dann der grelle Pfiff ertönt und, während die Räder auf den Schienen sich knirschend zu drehen beginnen, alles zusammenbricht, was sie an Fassung aufboten.

Die in den Wagen haben ein Lied angestimmt: »In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn.« Doch als jetzt der hundertfache Aufschrei der Zurückbleibenden erklingt, krallt sich der Schmerz um die Kehlen, und der Gesang geht in wildem Schluchzen unter.

Nornegast, den keiner geleitet, hat seinen Platz am Fenster denen überlassen, die ihren Angehörigen zuwinken. Er weiß, diese alle opfern sich für eine Frau, für eine Familie, für ein Haus an der Straße oder eine Handvoll Gartenerde. Er denkt an das Kind, das mit ernstem Gesicht zwischen Herbstzeitlosen wandelt. Er hat es einmal sehen dürfen, und es dünkt ihn wohl seines Opfers wert.

Kurz vor der Grenze hält der Zug auf einem Bahnhof, und die Krieger müssen sich ein letztes Mal von deutschen Frauen bewirten lassen. Nornegast wartet an einem Stand auf einen warmen Trunk; da setzt die Dame mit der Schwesternhaube das Gefäß, das sie ihm reichen will, fort und ergreift seine Hand: »Willkommen in der Heimat und Segen auf die Fahrt!«

Wahrhaftig, es ist Karin Rhenschild! Um Augen und Lippen trägt sie noch einige Fältchen mehr als ehemals, aber sie ist lebensprühender als je. Ein Schwall von Fragen ergießt sich über ihn, auf die er, den das Wiedersehen verlegen macht, nicht immer die Antwort findet.

»Kommen Sie fort von hier,« sagt sie. »Dort ist meine Tochter, die mich vertreten mag.« Und sie deutet auf ein junges Mädchen, das, um einige Schritte entfernt, Brot verteilt.

Sie schieben sich durch die Menge, und die Gräfin erzählt stolz von ihrem blutjungen Sohn, der schon draußen ist, und von ihrem Mann, der auf Vortragsreisen die Furien aufpeitscht; sie fragt nach Allerheiligen und Italien.

Nein, sie trägt nichts nach, sie ist eine zu große Natur, um wegen des Vergangenen zu rechten oder auch nur daran zu rühren. Aber eben das bedrückt Nornegast, und er atmet erleichtert auf, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wird.

Karin Rhenschilds mütterliches Sorgen umfängt ihn und die braunen Gesichter, die sich neben ihm an das Fenster drängen: »Haben Sie auch warm? Die Nächte werden jetzt kalt. Wenn Sie noch Strickſachen brauchen ...« Und als der Wagen langsam anrückt, reicht sie ihm noch einmal die Hand hinauf: »Haben Sie Dank, Sie alle, alle für das, was Sie um der Heimat willen tun!«

Er beugt sich aus dem Fenster und sagt: »Gräfin, mir geziemt der Dank nicht. Ich habe Ihnen viel abzubitten, und wenn ... es ist ja leicht möglich ... Sie und der Graf mögen nicht arg von mir denken.«

»Sprechen Sie doch jetzt nicht davon,« sagt sie, neben dem Wagen hergehend. »Wir glaubten ja gleich, daß Sie einem inneren Gebot gehorchten, als Sie abreisten.«

Ach ja, sie denkt an seinen plötzlichen Weggang. Nun, mag sie! Er hebt die Hand grüßend zur Helmschiene und hört ihre von Tränen gepreßte Stimme rufen: »Auf Wiedersehn!«

Dann setzt er sich nieder und schließt die Augen. Es wird kein Wiedersehn geben.

Im Garten des bleichen Bruders

Bis zur Abenddämmerung haben sie zwischen Büscheln dürren Riedgrases im feuchten Sand gelegen und sich fest an den Boden gepreßt wie Hühner, über denen der Habicht rüttelt. Immer aufs neue sind die Warnungsrufe von Mund zu Mund gegangen: »Achtung! Wieder einer!« Dann haben sie schräg zu den rasselnden Flugmaschinen aufgesehen, die über sie hin ihre Kreise ziehen. Keiner wagt sich zu rühren; kaum, daß einer einen Bissen Brot in den Mund schiebt oder die von Staub und Erregung ausgedörrten Lippen mit der lehmbraunen Flüssigkeit aus der Feldflasche netzt. Um sie her ist das ächzende Stöhnen der Luft, die unaufhörlich von sprengenden Geschossen zerrissen wird.

Endlich heißt es: Auf und vor! Mit steif gewordenen Gliedern ziehen die Männer durch den Sand, winden sich durch eine Baumpflanzung bis zu der Straße, deren eine Seite mit Häuserresten bestanden ist. Wohlhabende Bürger der Stadt, um deren Besitz jetzt gekämpft wird, hatten hier ihre Landhäuser gebaut, deren Gärten bis fast an den Fluß reichen, von dem sie ein Vorland trennt.

Was von diesen Stätten sorglosen Lebens übrigblieb, ist weniger als nichts: zerrissenes Eisengitter und zerstampfte Vorgärten, zerhacktes Gemäuer mit leeren Fensterhöhlen und Öffnungen, in denen einst Türen hingen; da und dort ein rauchgeschwärzter Schornstein. Der Zug, dem Friedrich Nornegast eingegliedert ist, besetzt ein Haus, von dem nur noch die Stirnwand wie ein Bühnenstück aufragt. Zur Tür führt eine Treppe empor, auf deren Wangen zwei steinerne Löwen als stumme Wächter lagern. Durch die Öffnung, die den Eingang bildete, sieht man den gotischen Turm der Kathedrale wie einen zackigen Pfeil aus dem Dächergewirr der fernen Stadt aufsteigen.

Der kleine Magnus betritt die Treppe, springt von der obersten Stufe in das Trümmerfeld des Hausinneren hinunter, klettert über Kacheln Gemäuerbrocken, Tapetenfetzen, Töpfe und Möbelreste, bis er den Garten erreicht, und nickt zufrieden, als er seine Mannschaft bald vollzählig um sich versammelt sieht.

»Wir werden uns hier also wohnlich einrichten, Herrschaften!« sagt er. »Die Unsern

hatten diese Stellung schon einmal inne, haben sie aber leider wieder räumen müssen. Der Feind will sie in dieser Nacht wieder besetzen, doch er findet jetzt uns. Wir werden dieses Gerümpel halten bis — zum — letz—ten — Mann!«

Bei diesen ruckweise hervorgestoßenen Worten überschlägt sich die Fistelstimme des kleinen Leutnants. Die Männer, die ihn umstehen, sehen ihn starr an, keiner lächelt, jeder fühlt das Bedeutsame der kommenden Stunden voraus. Der baumlange Berliner murmelt eine Drohung, die etwa besagt, die Kerle mögen nur kommen, und sein unzertrennlicher Genosse mit dem schwarzen Bart ballt wütend die Faust. Dann beginnen sie sich einzurichten. Gartenstühle und Tische, die Reste einer Tuffsteingrotte und der Mauer werden zur Brustwehr übereinandergeschichtet, Erde wird in die leeren Räume gestampft und ein Maschinengewehr aufgepflanzt. In den benachbarten Gärten verschanzen sie sich mit derselben Vorsicht.

Als alles geordnet ist, hebt der kleine Magnus sein Glas an die Augen und mustert das Gelände. Er kann nicht viel erkennen. Drüben mischen sich die Umrisse des hohen Turmes und der Häuser mit dem Dunkel, das die Geschosse durchpflügen. Das Wehklagen der Lüfte schwillt an und verliert sich, um mit vermehrter Stärke aufs neue einzusetzen.

In dem schwindenden Licht versucht Nornegast die Stellung seiner Gefährten sich einzuprägen. Man muß doch wissen, wen man neben sich hat, wenn es zum Handgemenge kommt. Da liegen seitwärts der Schwarzbärtige und der Berliner wie Landsknechte, die sich vor dem Angriff aneinandergekettet haben. Der Berliner, der immer einen Spaß bereit hält und dessen närrische Reden die andern beständig zum Lachen reizen, hat ein großes Vogelbauer, in dessen vergoldetem Ring der dürre Federbalg eines toten Kakadus hängt, gefunden und vor sich aufgestellt. In seiner Mundart setzt er den andern auseinander, daß dies ein Mittel sei, um kugelfest zu werden.

Unter dem Pfirsichbäumchen, dessen gebrochener Stamm die Krone zur Erde neigt, liegen zwei der Schulbank entlaufene Jungen, die in der Kompanie die Opferlämmer genannt werden. Undeutlich hebt sich die Gestalt des Postens von dem Stumpf der Gartenmauer ab.

Der kleine Magnus läßt endlich sein Glas sinken, greift in die Tasche und holt eine Brotrinde hervor, auf die er einbeißt. Das Dunkel ist bald vollständig. Jemand sagt: »Vor Mitternacht werden sie nicht kommen!« Und, als hätte dies Wort den Aufschub der Gefahr sichergestellt, hört man gleich darauf Schnarchlaute.

Sie liegen, das Gewehr im Arm, still und warten Stunde um Stunde. Nornegast sieht keinen mehr. Er weiß: Heute gilt es!, und er ist bereit. Seine Blicke bohren sich in die Finsternis, aus der der Raubtiersprung kommen soll. Der Schlaf der Müden ist voll Unruhe, in jedem fiebert die Erwartung. Wird er kommen, der blutrote Würger Haß, der seine Hippe in Menschenfleisch gräbt? Werden sie ihn schauen, den gefürchteten Unbekannten, der hinter dem Schnitter dreingeht, um die geschnittenen Ähren zu sammeln?

Wie langsam die Zeit kriecht! Zuweilen weht von den Glockentürmen der Klang der Schläge herüber; doch bevor man die Stundenzahl abgezählt hat, schreien die zerrissenen Lüfte wieder auf. Und die Winternacht ist so lang und so dunkel! Es macht so müde, zuzuschauen, wie die Feuer aus dem Schoß der Nacht hervorbrechen.

Einmal hört man die helle Stimme eines Gymnasiasten: »Soll nicht der Mond bald aufgehen?« Er erhält keine Antwort. Ach, kein andres Licht als das der Feuerblitze zuckt durch die Finsternis.

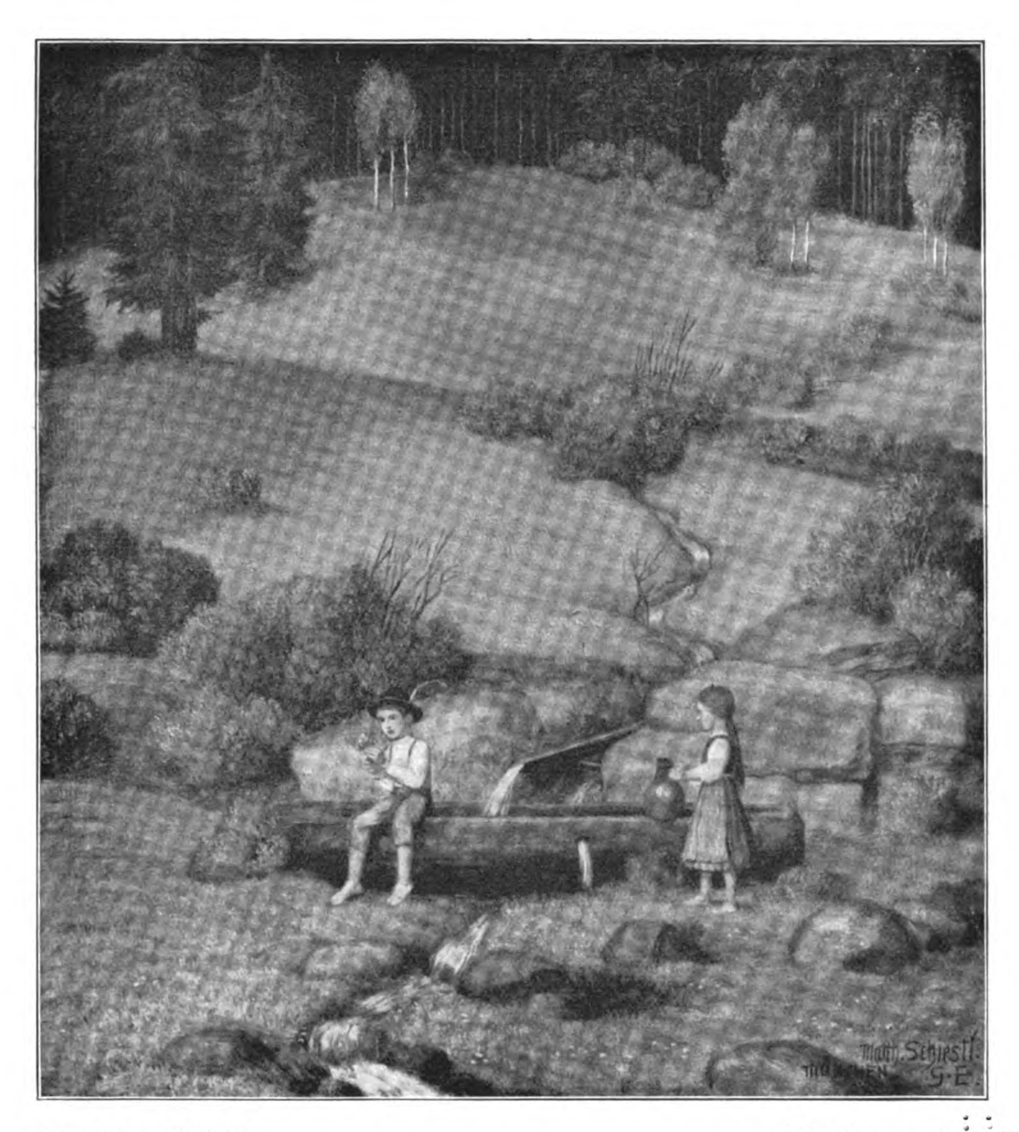
Nornegast hat nicht geschlafen, nur einen Augenblick wälzte sich die Müdigkeit auf ihn. Aber in diesem Augenblick hörte er, was ihn emporreißt: ein dumpfes Wühlen im Sand, ein gedämpftes Stampfen schwerer Sohlen. Und mit halblauter Stimme ruft er: »Herr Leutnant! Da vorn! Ein Geräusch!«

Als hätten sie auf diesen Ruf gewartet, sind alle munter, und die Körper regen sich. Der kleine Magnus sichert hinaus; es ist eine bange Stille. Da blitzt es rechts auf, jetzt links, jetzt vor ihnen. Die Posten feuern fast gleichzeitig, und die Stimme des Führers gibt den Befehl. Knirschend schieben sich die Gewehre über das Gestein, aus den zerstörten Gärten fliegen mehr als hundert eiserne Bienen den Angreifenden entgegen, aus deren Reihen ein wütendes Geschrei bricht. Der Platz ist besetzt, nun müssen sie ihn erringen. Und jetzt hämmern die Maschinengewehre und mähen, mähen, mähen.

Keuchend springen die Feinde, die dem spitzen Hagel entronnen sind, vor, kommen näher, stürzen nieder, springen auf, prallen an den Mauerrest, klettern, fallen.

Das alles hört man nur, keiner sieht es; aber das Erleben, ohne das Schrecknis zu sehen, ist fürchterlich. Man sticht und schlägt in das Dunkel, und die stählernen Bienen summen. Endlich flutet die kraftlos anbrausende Menschenwelle wieder zurück. Das Gewehrfeuer verstummt, seitwärts hämmert noch eine Weile ein Maschinengewehr; dann schweigt auch dieses. Die Spannung mancher Brust löst sich in befreiendem Aufatmen, und der Schwarzbärtige verkündet: »Die haben genug, die kommen nicht wieder!«

Allmählich erkalten die Gewehrläufe, und nun beginnt wieder das Warten: eine Stunde schleicht vorbei und noch eine. Es kommt der bittere



Matthäus Schiestl: Am Brunnentrog

Frost, der dem Sonnenaufgang vorangeht, und dann scheint es, als werde das Dunkel in die unterirdischen Trichter, aus denen es strömte, wieder zurückgesogen. Am Himmel erscheinen hellbraune Flecke. Wird es hell? Ach, der Tag wird nie zur Geltung kommen, solange die Geschütze ihren furchtbaren lichtdämpfenden Atem ausstoßen.

Neugierig recken sich die Köpfe der Männer über die Brustwehr: im Gelände liegen zerstreut dunkle regungslose Leiber. Der Berliner richtet sich auf den Knien hoch, schlägt die Arme um den Körper und ruft, während seine Zähne klappernd aufeinanderschlagen: »Heda, Wirtschaft, einen heißen Kaffee her!«

Im gleichen Augenblick duckt er sich zu Boden, denn in der nächsten Nähe kracht es nieder, und ein Hagel aus Mörtel, Kies und Gestein überschüttet den Garten. Der Lange richtet sich langsam wieder empor und fragt mit dem einfältigsten Gesicht: »Was war denn das?«

»Granaten,« antwortet der kleine Magnus gelassen.

Und kaum ist es ausgesprochen, als es wieder einen Steinwurf weit einschlägt, und gleich darauf abermals.

Die Männer, deren Wangen der Frost blaß machte, haben starre Augen. Es ist allen klar, daß die Angreifenden nicht eher wiederkommen werden, als bis das Geschützfeuer die Trümmerstätte freigefegt und die Besatzung mürbe gemacht hat. Die dort drüben haben nur auf den ersten Lichtschein gewartet, um ihr Ziel um so sicherer bewerfen zu können. Die ersten Geschosse fallen bedächtig tastend, dann schneller und gewisser, sie legen eine Brandzone um die Landhäuser und kreisen sie von allen Seiten ein; sie schlagen wie zornige Fäuste in den Erdboden und das Gemäuer, daß das Gestein unter ihnen aufspritzt. Es gibt kein Entrinnen mehr, es gibt nur einen wehrlosen Untergang.

Leutnant Magnus steht kaltblütig da und beobachtet durch sein Glas die Ferne. In der unsichtigen Luft wächst die kleine Gestalt zur Größe eines Recken. Zuweilen wendet er sich und blickt mitleidig über seine geringe Schar hin. Mit offenen Mündern und weitaufgerissenen Augen liegen die Leute da. Diese Geschosse? Ach was! Aber dieses entsetzliche Gefühl der Verlassenheit! Diese Gewißheit, losgetrennt von den Kameraden einer blindwütigen Hölle ausgeliefert zu sein! Wir können nicht mehr zurück, und jene können nicht zu uns kommen. Da werden die Lautesten stumm.

An Nornegasts Seite kriecht ein Mensch wie ein um Beistand bettelnder Hund. Er hat seiner nicht acht. Als er später zufällig aufsieht, erkennt er, daß es ein Blutjunger ist, der eine andre Regimentsnummer auf der Schulter trägt. Gesicht und Hände sind geschwärzt, aber Nägel und Zähne verraten, daß sie an Pflege gewöhnt sind.

Der Knabe zeigt ein verwirrtes Lächeln und sagt wie zur Entschuldigung: »Ich lag dahinten so allein.«

»Wie kommst du hierher?« fragt Nornegast.

Der andre sieht eine Weile starr geradeaus, als müsse er sich auf etwas unendlich Fernliegendes besinnen; dann antwortet er: »Mit sechs Kameraden. Abkommandiert. Weiß nicht, warum. Weiß nicht, was wir hier sollen. Wurden vorgeschickt. Vater ist Amtsrichter in Lyck. Russen haben alles zerstört.«

Er will fortfahren, aber eine Erschütterung des Bodens reißt ihm das Wort vom Munde. Die Hauswand ist eingestürzt. Der kleine Magnus sieht sich wieder um. Die Leute liegen wie versteint da, und er fühlt, daß sie im nächsten Augenblick aufspringen und wahnsinnig schreiend davonlaufen werden, wenn sie noch länger diesem Feuer preisgegeben sind. Irgend etwas muß geschehen, und wäre es noch so töricht.

»Feuer, Feuer!« schreit er, bückt sich nieder und ergreift ein Gewehr. Er nimmt einem Toten die Patronen ab, stopft sich mit ihnen die Taschen voll, sucht Deckung und schießt blindlings in die Richtung, aus der das Verderben zu ihnen herüberspeit. Jetzt schießen die andern auch. Kein Feind ist zu sehen, doch sie schießen, während die Zyklopenfäuste immer wilder auf die Trümmerstätte einhauen.

Aus diesem Lärm bringt ein Laut an Nornegasts Ohr, der jeden Sterblichen, der ihn hört, stutzen läßt. Er blickt zur Seite; da bemerkt er, wie der Kopf des fremden Knaben langsam auf den Gewehrkolben sinkt. Blut läuft ihm über die Wange, und er stößt, wie ein Kind, das im Einschlafen ist, lallende Laute aus.

Nornegast legt den Toten gerade, als müsse er ihm die unbequeme Lage erleichtern. Jetzt ist es Zeit! denkt er. Jetzt vorspringen, da die Granaten den Weg in diesen Garten suchen, und das Opfer ist gebracht! Er will aufstehen und kann es nicht; eine kalte Furcht hält ihn am Boden fest.

Jetzt wird das Pfirsichbäumchen umgeworfen, das Maschinengewehr zerschmettert, und von dem Platz, wo der Schwarzbärtige liegt, kommt ein tierischer Schrei, der allen durch Mark und Bein geht. Wie hat er gelacht, wenn sein von ihm unzertrennlicher Kumpan witzelte! Jetzt ist sein Gesicht verwandelt, seine Hand tastet nach dem Rockärmel des andern, und er flüstert und sucht sich verständlich zu machen.

»Was willst du? Ich kann kein Wort verstehen.«

Endlich gelingt es dem Wunden: »Beten, Kamerad, beten!« ächzt er.

»Schweig man stille, mein Junge,« sagt der

Berliner. »Du weißt ja, es ist kein Pastor hier.«

Der andre zieht ihm die Hand von der Waffe fort: »Bete du mit mir, Kamerad.«

Dem Berliner wird es schwül unter dem Helm: »Ich? Ich kann doch nicht beten. Ich war ja als Junge in der Sonntagsschule, da ... Warte mal! Wie sangen wir doch da? Laßt mich gehen, laßt mich gehen ... Siehst du, weiter reicht's nicht.«

Der Schwarzbärtige hat aufmerksam gelauscht; seine Augen werden seltsam fremd, seine Lippen bewegen sich.

Der Lange fragt: »Wo hat's dich denn gepackt? Willst du trinken? Soll ich dich verbinden?«

»Nein, nein! Sprich doch, Bruder!«

»Was willst du denn?«

»Beten. Sag' mir was vor!« schreit der Wunde in höchster Angst. Und jemand ruft: »Herrgott, so bete doch mit ihm!«

»Kann ich denn?« ruft der Berliner weinerlich.

Wenn er jetzt einen Griff am Schraubstock zeigen oder einen Witz machen sollte, ja, das brächte er fertig. Aber beten? Wäre er doch nur einmal in die Versammlungen der Heilsarmee gegangen, anstatt hinter den Hallelujamädchen johlend herzulaufen, vielleicht hätte er etwas behalten, was ihm jetzt zustatten käme. Aber halt, eine Erinnerung kommt ihm, während er an die Wohnung in der Ackerstraße und an seine Mutter denkt. Und als der Schwarzbärtige wieder bittet, sagt er: »Ja, Kamerad, jetzt weiß ich was. Paß auf! Vater unser, der du bist im Himmel.«

Die Augen des Sterbenden leuchten. Ja, das ist es! Und während die brüllenden Feuer um sie toben, spricht er die Worte nach.

Wie still ist es plötzlich in dem Garten! Alle hören nur die Worte, die von den bärtigen Lippen kommen.

Als sie vom Vergeben der Schuld sprechen, merkt der Berliner, daß das Hörvermögen seines Genossen schwindet, aber er läßt nun nicht mehr ab. Er beugt sich über ihn und ruft ihm laut zu: »Verstehst du noch? Nein?«

Und dann beugt er seinen Mund zum Gesicht des Sterbenden nieder und sagt laut: »Erlöse uns von dem Übel. Denn dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit. Amen.«

Der Schwarzbärtige sagt nichts mehr, er reckt sich nur lang, lang aus.

»Amen!« ruft der kleine Magnus, und fast in dem gleichen Augenblick wirft er sich herum und greift mit beiden Händen in die Luft; unter ihm quillt es rot hervor.

Einer der Männer schiebt sich an ihn heran. Plötzlich fühlen alle, wie lieb sie den Kleinen hatten.

»Herr Leutnant!«

»Aufrichten!«

Mühsam hebt der andre den zerbrochenen Oberkörper an.

»Leute! Das Vaterland« — er schluckt heftig — »bis — zum — letz—ten — Mann!« —

Jetzt schießen alle wieder, die das Gewehr noch halten können. Nornegast liegt von Schutt und Sand halb verschüttet da. Zwischen jedem Schuß, den er abgibt, starrt er in den grauen Garten, durch den die Todesbienen fliegen und durch den der bleiche Bruder schreitet.

Ja, der Bruder! Angesichts dieses Sterbens der Besten ist es Nornegast, als stürzten mit den Mauern um ihn Wände ein, die ihn bisher von unbekannten Reichen trennten. Alles das, was man gemeinhin Leben nennt, dieses Feilschen und Finden, Richten und Lehren, Bauen und Brechen, das ist ja das eigentliche Leben nicht, das ist nichts weiter als ein Nachtwandeln Träumender vom Ursprung fort. Erst wenn jede Pose, jeder Schein von uns abfällt, dann wissen wir, wo das wahre Leben durch uns hinrinnt, und wir suchen es zu schöpfen wie der Schwarzbärtige oder wie das versprengte Kind aus dem Osten oder wie der kleine Magnus.

Mitten in diese Gedanken tritt die Erinnerung an die Sakristei von St. Lorenzo, in der dieses Lebens Schönheit verkörpert ist, und die Sehnsucht, ihrer teilhaftig zu werden, wird riesengroß in ihm. Er springt auf, läuft durch den Garten bis zur Mauer, bleibt dort ohne Deckung stehen und feuert auf die Stadt.

Einer ruft: »Bist du verrückt? Wirf dich hin!«

Er bleibt stehen und schießt, wartet auf den blassen Bruder, bis auf der Straße Hufeisen klappern, Geschütze abprotzen, Befehle laut werden. Hinter ihm brüllen die ehernen Münder auf, die jene drüben zum Schweigen bringen.

Langsam zieht sich die gelichtete Schar der Tapferen zurück. Nornegast taumelt zwischen ihnen wie ein Trunkener. Er fühlt nur eins: Ich habe mich in den Rachen des Todes geworfen, aber er hat mich ausgespien.

Der andre Unbekannte

Zwischen Traum und Tod hin und her geschleudert, alle Qualen dieses elenden Zustandes bis zur Neige auskostend, weiß sich Nornegast im Dunkel eines verhangenen Kraftwagens. Das Gefährt schüttert auf dem ausgefahrenen Pflaster unbekannter Straßen, ächzt kreischend Berge empor und rollt in Täler hinab. Die Krankentragen, auf denen die Leidenden festgeschnallt sind, ruhen in Schienen eine über der andern; auf einer der beiden oberen liegt Nornegast, das Dach des Wagens ist nahe über seinem Gesicht. Bei jedem Stoß ein Ächzen derer, die unter ihm liegen. Endlich wird er bewußtlos, und violette Schleier hüllen ihn ein.

Er erwacht, als es kalt um ihn weht. Die hintere Wand des Wagens ist geöffnet, Hände heben die Tragen heraus und setzen sie auf der Straße nieder. Vor Nornegast zieht sich eine lange dunkle Mauer; das Tor ist geöffnet, und über seinem Bogen hängt die gelbe Seuchenflagge an ihrem Schaft nieder. Die Kranken werden in einen weiten Hof getragen, der kahl und freudlos unter grauem Himmel liegt. Das Geäst einiger siecher Bäume sticht in die Luft, breite offene Rinnen leiten Unrat und schmutzige Abwässer auf die Straße. Die Gebäude im Hintergrund sind aus demselben Gestein wie die Mauer aufgeführt, sie sehen aus, als klebe jahrzehntealter Ruß dichter Rauchschwaden ihnen an.

Ist das ein Gefängnis? Nein, die Fenster sind nicht vergittert. Aber als sich die eisernen Torflügel kreischend schließen und der Kraftwagen davonrumpelt, fühlt jeder, daß er einem finsteren Schicksal preisgegeben ist.

Mühsam versucht Nornegast seine Gedanken zu sammeln: Wie kommt er hierher? War da nicht ein Zug von Leuten in die Stadt zu führen? War da nicht ein Auftrag auszurichten, der ihn in eine Wachtstube unter Schreiber und Melbereiter brachte? Dort hatte er das Wort Typhus gehört, und schon auf der Straße hatte es ihn gepackt: Schwindel, Ohnmacht und die Empfindung einer entsetzlichen Hinfälligkeit. —

Ein gedankenloser Ordnungssinn verlangt, daß die Kranken auf dem Hofe liegen, bis die Aufnahmelisten abgeschlossen sind. Ein wilder Frost schüttelt Nornegast; er will rufen und um eine Decke bitten, da hüllen ihn die violetten Schleier wieder ein.

Diesmal ist er nur kurze Zeit abwesend. Als er erwacht, sieht er einen freiwilligen Krankenpfleger über sich gebeugt, der nach der Erkennungsmarke unter seinem Waffenrock sucht. Als er den Kranken die Augen aufschlagen sieht, ruft er unwillig erstaunt: »Ach, du lebst auch noch?« Und dann über den Hof: »Hier ist noch einer in den Saal zu schaffen!«

»Mich friert sehr. Kann ich nicht bald untergebracht werden?«

Der Pfleger nickt und schließt den Rock wieder. »Gleich, Kamerad. Aber warm ist es da innen auch nicht.«

»Wo bin ich nur?«

Irgendein falsch ausgesprochener Name klingt an Nornegasts Ohr. Dann geht der Pfleger fort. Also wohl ein französisches Dorf, das auf baumloser windiger Höhe liegt; und hier eine Erziehungsanstalt, die einem Gefängnis ähnlich sieht.

Endlich wird er in das Haus getragen, über einen schmalen Flur in einen hohen Saal, der mit beängstigender Luft angefüllt ist. Sollen hier Kranke gesunden oder sterben?

Die Hinterwand ist mit törichtem allegorischem oder landschaftlichem Bildwerk bedeckt. Diese Versuche eines Handwerkerpinsels ständig vor Augen zu haben, ist man zum Glück nicht genötigt, da die beiden Reihen der Betten der andern Wand zugekehrt sind. Diese Mauer hat wenigstens den Vorteil, hohe Fenster zu besitzen, durch die man in das bleigraue winterliche Gewölk des Himmels blickt.

Auf der einen Schmalseite des Saales befindet sich eine erhöhte Bühne, die wie ein finsterer Schlund gähnt. Die Leinwand des Hintergrundes ist mit seltsamen Palmen und unwahrscheinlich großen Blumen bemalt. Auf der andern Schmalseite befindet sich eine kleine Tür. Es ist auffallend, wie die Kranken bei jedem Geräusch das Gesicht nach dieser kleinen Tür wenden.

Als Nornegast in den Saal getragen wird, hört er sagen: »Ein Bett für einen Feldwebel!«

Darauf treten Männer zu einer Gruppe zusammen, murmeln etwas, was er nicht versteht, gehen an ein Bett und schlagen das Laken über einen Körper zusammen, den sie durch die kleine Tür schleppen. Das Lager wird flüchtig geglättet und neu bedeckt, ein nasses Tuch löscht die Schrift auf der Kopftafel aus, und Nornegast nimmt den Platz ein, den der stumme Gast soeben verließ.

Man hat nicht Zeit, über etwas nachzudenken, denn es ist so entsetzlich kalt. An jedem Ende des Saales brennt in eisernen Öfen ein Feuer; aber in der Mitte des langen Raumes zittern die Kranken vor Kälte, und Nornegasts Lager ist in der Mitte. Diese feuchte Kälte ist überall: an der Fensterwand, unter der hohen Decke, vor allem in dem steinernen Estrich, den die Genesenden, die bei der mangelhaften Pflege nicht jede Handreichung abwarten können, mit bloßen Füßen betreten, um zu Tode erkältet auf ihr Lager zurückzukehren.

Jeder fürchtet diese bissige Kälte, die gottlos macht, und da keiner aus Sorge um ihr Eindringen eine Tür zu öffnen wagt, ist die gefangene Luft mit allen Dünsten der Seuche gesättigt.

Es ist noch eine Kälte in dem Raum, die widriger als die des Winters ist.

Zweimal während des Tages erscheint ein Mann in weißem Mantel mit einem Gefolge von jüngeren Männern und Schwestern. Er poltert zur Tür herein, als gehöre ihm allein die Welt, und als sei dieser Saal der gegebene Ort, seine Bedeutung geltend zu machen. Seine Tritte dröhnen auf den Steinen, seine Sporen klirren, seine Worte klingen, wie wenn Äxte in Holz hacken, und sein kurzer blonder Bart sträubt sich starr.

Es wird sehr still, wenn dieser Mann kommt, und selbst die Schwerkranken stöhnen leiser. Er hat eine seltsame Art, mit dem Kopf auf die

kleine Tür zu weisen und den diensttuenden Pfleger zu fragen: »Wieviel heute?«

Als Antwort kommt dann: »Acht« oder »Sieben« oder »Neun«.

Seine Entgegnung ist dann ein drohendes Murren. Er geht, als nehme er die Parade des Todes ab, die Reihen entlang, bleibt zuweilen stehen, fragt, liest die Tafelaufschriften und schüttelt den Kopf. Einmal stellt er einen Pfleger, der im Saal unbekannt ist, einen Mann mit ruhevollen braunen Augen.

»Wie, schon wieder Lungenentzündung? Wie kommt das?«

Der Mann strafft sich zu dienstlicher Haltung und meldet, daß er nur zur Vertretung hier sei. Der Arzt tritt dicht an ihn heran, mustert ihn verächtlich von oben bis unten und sagt spöttisch: »Das ist Ihr Glück, Sie Kenner der inneren Kammer!«

Ein beifälliges Lachen der Schmarotzer zischelt auf. Durch die große Gestalt des Verhöhnten zuckt es. Er könnte diesen Schwächling mit der stechenden Zunge niederschlagen, aber er senkt den Kopf und schweigt.

Durch Nornegasts fieberndes Hirn hasten diese Bilder noch lange, und ein Wort haftet dort fest, das ihm keine Ruhe läßt. Kenner der inneren Kammer! Was sagt das, wo hat er das schon einmal gehört? Dann steht die Gestalt des Mannes vor seinem Auge, der das Wort sprach, und dann die des Rohlings, der angesichts der Kranken und Sterbenden jenen seelisch mißhandelte. Er will sich auf ihn werfen, er strebt von seinem Lager empor und fällt mit einem Wehlaut wieder zurück. —

Ob Tage oder Wochen seitdem vergangen sind, das weiß er nicht mehr, als er erwacht. Es ist Nacht. Der Saal ist mit grauen Schatten angefüllt, und der qualvolle Druck liegt noch immer über den Lagern, auf denen die Schlafenden bange stöhnen.

Zwei gelbe Lichtflecke stehen rechts und links wie fern aufgehende Monde; es sind zwei Lampen, deren Dochte kohlen. Ihr matter Schein läßt erst erkennen, wie schreckhaft das Dunkel auf der Bühne ist.

Von dieser kommt jetzt eine Gestalt herab und geht von einem Lager zum andern. Es ist ein großer Mensch, der gegen die Kälte seinen Mantel angelegt hat; in den Ecken des Kragens steht das Kreuz auf weißem Grund. Er nimmt hier eine Hand, um den Puls zu fühlen, rückt dort sorgsam ein Kissen zurecht und kommt auch zu Nornegast.

»Du schläfst nicht, Kamerad? Wie fühlst du dich?«

Nornegast erkennt den Mann an der Stimme, der damals dem Hohn des Arztes standhielt; er will antworten, aber ein Schauer schüttelt seine Glieder.

»Du frierst? Ja, es ist kalt,« sagt der andre mütterlich. »Warte, ich hole dir eine Decke.«

Auf seinen groben Stiefeln geht er so leise wie kein andrer durch den Saal, nimmt aus einem Winkel eine Decke und hüllt Nornegast ein.

»Hast du noch einen Wunsch, Kamerad?«

Nicht Hunger, nicht Durst melden sich, aber ein Verlangen nach Reinlichkeit: einmal die Hände waschen und das Gesicht mit Wasser benetzen.

Der Pfleger bringt ihm das Becken und erfrischt die Stirn und die Hände. Als er beides trocknet, fragt er: »Nun, ist dir besser, Kamerad? Kann ich dir noch etwas bringen?«

Nornegast denkt angestrengt nach. Das Wort, das in seinen Phantasien umging, beschäftigt ihn sofort wieder. »Wie war es doch, das von der inneren Kammer?« fragt er.

Er kann das verdunkelte Gesicht des Pflegers nicht erkennen, aber ihm scheint, als ob es ein wenig lächle.

»Hast du das behalten, Kamerad?«

»Ja. Was hat es damit auf sich?«

Der Mann schüttelt den Kopf: »Der Chefarzt nennt mich so, und die andern sprechen es ihm nach. Mann der innersten Kammer! Sie begreifen den Sinn gar nicht!«

»Wie kommt er darauf?«

Nach kurzem Nachsinnen erzählt der Pfleger: »Ich bin ihm wohl zuwider, ich weiß nicht, warum. Da sagte er einst, ich sei zu nichts nütze auf der Welt, und ich habe gesagt, vielleicht könnte ich in dem einen oder dem andern, der an diesen trostlosen Ort kommt, die Stimme der innersten Kammer wecken, ehe er davongeht. Seitdem verspottet er mich mit diesem Wort.«

Nornegast will weiter fragen, doch der andre drückt ihn sanft in die Kissen nieder: »Nicht mehr, Kamerad, es strengt dich an. Wir sprechen schon noch davon.«

»Also du kommst wieder?«

»Gewiß. Wenn er mich strafen will — und das tut er oft —, gibt er mir die Nachtwache in diesem Saal. Aber für mich bedeutet die Hilfeleistung unter den Kranken keine Strafe. Schlafe jetzt. Man gibt Obacht auf mich.« —

Nornegast bedarf sehr der Ruhe. Langsam, ganz langsam erwacht er zum Leben, und die Vorgänge in diesem häßlichen sonnenlosen Raum beginnen seine Teilnahme zu erregen. Er fühlt, daß der Tod, dem er aufs neue verfallen war, ihn nicht will.

Noch immer schlägt man um reglos gewordene Körper die Laken und trägt sie durch die kleine Tür davon; noch immer werden die freigewordenen Lager mit Leuten belegt, die man auf Tragen in den Saal schafft. Täglich zieht der Arzt mit seinem Gefolge an den Betten vorüber, und diese Mischung von dienendem Helfertum, das der Aufzug darstellen soll, mit der ge-

spreizten Vorgesetztenwürde, die sich auffällig vordrängt, ist das Widerlichste, was Nornegast erlebt. Aber man gewöhnt sich daran, wie man sich an die Kälte gewöhnt, und wendet sich, sobald er den Saal verlassen hat, gleichmütig auf die andre Seite. Man wird genügsam und nimmt kleine Freuden wahr, wo man sie findet: ein Bild, das schon durch allzu viele Hände ging; das Harmoniumspiel in irgendeinem Raum. Ah, das ist ein Satz von Johann Jakob Froberger! Wie weit liegt das!

Was Nornegast sehnlich erwartet, den Mann wiederzusehen, der ihn so seltsam beeindruckte, das erfüllt sich nicht. Er muß doch wohl keinen Strafdienst erhalten haben!

Auf seine Fragen erfährt er, daß jener auf einem andern Saal Dienst tut. Man spricht mitleidig von ihm wie von einem Narren; aber das macht Nornegast nicht irre. Einmal geht er durch den Saal, und als er an Nornegasts Lager vorüberkommt, wendet er auf eine eigne Weise das Gesicht zur Seite, als wolle er damit etwas andeuten. Am gleichen Abend hört Nornegast, daß Dievenkorn den Nachtdienst ausüben werde.

Mit der Nacht kommt eine große Unruhe über das Haus. Endlich ist der Wind da, und er tritt gleich so heftig auf, daß die Schindeln von den Dächern fliegen und sein Atem in den Kaminen rumort.

Sorgsam wie keiner geht der Pfleger wieder von Lager zu Lager, murmelt teilnehmende Worte, verrichtet Handreichungen, und da, wo einer wunschlos schläft, ordnet er die geringe Habe auf dem Nachttisch. Es dauert sehr lange, bis er an Nornegasts Bett kommt, aber endlich ist er da.

»Ich weiß schon, Kamerad, daß es dir gut geht. Du wirst diesen Ort bald durch die große Tür verlassen.«

Nornegast drückt ihm die Hand und sagt: »Ja, es ist besser geworden; aber ich habe sehnlichst auf dich gewartet. Setze dich zu mir und laß uns miteinander reden.«

Der Pfleger nickt: »Es ist mir zwar verboten, aber ich bin es dir schuldig. Ich will nur meinen Rundgang erst beenden. Bist du inzwischen eingeschlafen, so wecke ich dich.«

Nach einer halben Stunde kehrt er wieder, setzt die Lampe auf den nächsten Tisch und läßt sich an Nornegasts Bett nieder.

»Es sucht einer noch in dieser Nacht den Ausgang, dem muß ich nachher beistehen,« sagt er. »Es sterben hier so viele unbetrauert und ohne Trost, da bin ich, wo ich kann, gern zur Hand. Aber sprich ruhig; noch ist es nicht so weit.«

Nornegast hat sich aufgerichtet und ihn betrachtet, zum erstenmal sieht er deutlich in des Mannes Gesicht, und blitzähnlich durchzuckt es ihn: Den hast du schon einmal gesehen! Diese blassen Wangen, diese hochgezogenen Brauen, die sich über der geraden Nase schließen, wecken eine peinliche Erinnerung in ihm.

»Du heißt Dievenkorn, Kamerad?«

»Ja. Jakob Dievenkorn.«

»Wir müssen einander schon einmal begegnet sein!«

Dievenkorn wiegt den Kopf und lächelt geheimnisvoll: »Vielleicht! Es gibt seltsame Zusammenkünfte.«

»Du hast mich besucht.«

»Ich wohne in der Lausitz und bin selten von Haus gekommen. Aber dieses Leben ist ja nur ein Bruchteil.«

»Du entsinnst dich nicht?«

»Nein, ich entsinne mich nicht. Aber das ist auch gleichgültig. Genug, daß du es weißt. Ist es das, weswegen du mich riefst?«

»Eigentlich nicht. Ich habe über deinen Gleichmut nachgedacht, mit dem du die Peinigungen dieser Menschen erträgst. Warum gehst du nicht fort?«

Der Pfleger sieht sich um und sagt: »Oh, das ertrage ich schon. Aber laß uns nicht von mir sprechen.«

»Gut. Mir scheint, du weißt mit Menschen Bescheid; vielleicht kannst du mir eine Frage beantworten. Ich bin in den Krieg gegangen, um den Tod zu suchen, und finde ihn nicht. Auch hier nicht, wo die Menschen zu Dutzenden an einem Tage starben. Warum nicht?«

»Was soll ich dir auf diese Frage andres antworten als das: Deine Zeit ist eben noch nicht erfüllt!«

»Ja, das sagt man allgemein so; aber von dir habe ich mehr erwartet.«

»Warum?«

Dievenkorn lächelt, steht dann auf und geht an den Tisch, wo er die Lampe abblendet. Darauf setzt er sich wieder zu Nornegast. »Ich spreche nicht gern über das, was ich weiß, Kamerad,« sagt er. »Sie verspotten mich deswegen zu oft. Nicht, als fürchte ich mich vor ihren Reden, oder als trüg' ich es ihnen nach. Vielleicht verbirgt ihr Lachen nur ein wenig Verlegenheit. Aber solche Dinge, über die man oft nachdenkt, die gibt man ungern preis.«

Nornegast wendet sich halb ab und macht eine bedauernde Bewegung.

»Du bist wohl anders als sie,« fährt Dievenkorn fort, »und damit du nicht denkst, es stecke hinter meinen Worten doch nichts, will ich dir antworten. Den Tod sucht nur, wer auf der Flucht vor sich selbst ist, und der wird ihn nie finden.«

»Was heißt das: auf der Flucht vor sich selbst sein?«

»Das heißt, hier drinnen in der innersten Kammer stimmt etwas nicht.«

Nornegast wirft sich nieder und sieht zur

Decke empor. Ihm ist, als hätte er die Stimme des Grauen gehört. »Ach, das ganze Leben taugt nichts!« sagt er.

»Siehst du, Kamerad, du bist zerfallen mit dem Leben, und darum bist du auf der Flucht vor dir. Wenn du mir doch glauben wolltest, daß das Leben eitel Wahrheit und Liebe ist!«

»Was ist Wahrheit? Was ist Liebe?«

Ganz leise legt Dievenkorn seine Hand auf die des Kranken und beginnt von sich zu sprechen. Er berichtet, daß er früher lange auf die lauten Stimmen der Menschen und der Ereignisse hörte, bis er entdeckte, daß in seinem Inneren auch eine Stimme rede. Da habe er angefangen, auf sie zu achten, und seitdem liebe er das Leben, und seitdem wisse er, was wahr ist.

Nornegast hört zuerst zerstreut zu, dann fesselt ihn die Erzählung. »Bist du ein Theologe, Kamerad?« fragt er.

»Nein, ich bin Schuhmacher.«

»Nun weiß ich, warum ich sagte, du seiest mir schon begegnet. Es sprach einer zu mir ähnlich wie du. Bist du mit einem Homeyer bekannt?«

Der Pfleger denkt nach und schüttelt dann den Kopf. »Gottes Stimme ist in vielen,« sagt er.

»Ich will versuchen, ob ich sie auch in mir entdecke,« sagt Nornegast.

»Ja, das tu, Kamerad!«

»Und später, wenn wir gesiegt haben ...«

»Wir werden nicht siegen.«

Nornegast fährt jäh empor: »Kamerad!«

Der andre nickt langsam: »Ich weiß, man darf das nicht aussprechen. Doch es kann nicht anders sein.«

»Aber das wäre ja nicht auszudenken! Warum, meinst du, sollte das nicht sein?«

»Weil es mit den Völkern wie mit den Menschen ist. Deutschland hört auch nicht mehr auf die Stimme in seinem Inneren, Ruhm und Gewinn will es und läuft hinter dem Fremden her. Glaubst du, es besinnt sich wieder auf sich selbst, wenn es noch größer dasteht? Nein, da hilft nur die Not.«

»Wir kennen sie schon,« sagt Nornegast.

»Ja, du und ich und diese hier außen. Aber auch die dort hinten? Ein bißchen Sorge und ein bißchen Mangel kennen sie, aber diese Demütigungen Tag für Tag, dieses Weggeworfensein wie ein Scherben, dieses Wand-an-Wand-wohnen mit dem Tod kennen sie nicht. Es gehören harte Schläge dazu, um die Keller zu zerschlagen, in die sie das Heilige eingeschlossen haben.«

Er steht auf und lauscht auf das Winseln und Toben des Windes auf den Dächern.

»Wie der Sturm sich doch gebärdet!« sagt er. »Jetzt will ich gehen und dem Kameraden dort durch die kleine Tür helfen. Schlaf dich gesund, Kamerad, und lebe wohl. Und sollten wir uns nicht wiedersehen — du denkst daran und versuchst es einmal, nach innen zu lauschen. Du wirst sie hören, und du wirst glücklich sein.« Er vollführt eine Bewegung, als wolle er zart über Nornegasts Stirn streichen, dann reicht er ihm die Hand.

»Du sprichst, als wolltest du fortgehen!« sagt Nornegast.

»Heute nicht,« entgegnet Dievenkorn. »Morgen? Wer kann das wissen! Wir alle sind wie Blätter im Wind.«

Nornegast sieht ihm nach, wie er, die Lampe in der Hand, leise zwischen den Schlafenden hingeht, bis er am Bett des Sterbenden steht. —

Am nächsten Morgen ist ein Bettschirm vor das Lager gerückt, an dem Dievenkorn zuletzt gesessen; das ist das Zeichen, daß einer wieder vollendet hat. Der Wind hat das Gewölk zerrissen; die Sonne steht irgendwo draußen am Himmel, und ein blasser Abglanz ihrer Strahlen liegt vor den gegen Norden gerichteten Fenstern des Krankensaales.

Auf Nornegasts Decke werden zwei Briefe niedergelegt. Der eine ist von einem Regimentskameraden geschrieben und meldet, daß Nornegasts Ernennung zum Offizier nahe bevorsteht. Beim Lesen des andern fühlt er in seine Stirn eine warme Welle steigen. Die Domina lädt ihn ein, seinen nächsten Urlaub in Allerheiligen zu verleben, und ein Brief von Melisses Hand liegt bei, der die Bitte wiederholt.

Ist das der Ruf, der sie an ihn ergehen lassen wollte? Ist sie endlich zu einem Entschluß gekommen? Nornegast glaubt es, und sein Herz ist voll Dankbarkeit. Ja, er will lauschen auf die innere Stimme, die er schon jetzt zu vernehmen glaubt. —

Wenige Tage später wird er entlassen. Als er Abschied nimmt, geht er in den oberen Saal, um Jakob Dievenkorn noch einmal zu sehen. Dort erfährt er zu seiner Überraschung, daß der Pfleger schon am Morgen nach seiner letzten Nachtwache unten abkommandiert sei; keiner wisse, wohin.

Ahnte er das, als er zu Nornegast wie ein Scheidender sprach? Wir alle sind wie Blätter im Wind. Er kam und ging wie ein Unbekannter, und doch hinterließ er eine goldene Spur.

Die weißen Tage auf Allerheiligen

Mit tausend Segeln ist Nornegast in den wieder erreichten Strom des Lebens gefahren: dieser Urlaub, den er nach der tödlichen Erkrankung erwartete, mußte ja die Schlichtung eines schweren Zwiespalts bringen. Er kann jetzt vor Melisse treten und bezeugen, daß er Leib und Leben eingesetzt und sich seine geachtete Stellung verdient hat.

Ungeduldig erwartet er die Erlaubnis zur Heimatreise. Doch die neue Würde verlangt neue Opfer, und das müde und stumpf machende

Warten, in dem alle Hoffnungen welken, beginnt aufs neue. Erst im nächsten Winter wird er für kurze Zeit vom Dienst entbunden.

Die Heimat empfängt ihn im säuberlichen Ehrenkleid: auf Äckern und Wiesen liegt glitzerndes Weiß, und im Walde läutet der Ostwind gläserne Glocken.

Zuerst sucht er Parsenow auf, um als Besitzer endlich das Haus zu betreten, von dem er nur noch eine ungewisse Vorstellung hat. Der Ort, den die Zeit wirklich sehr umgestaltete, erscheint ihm völlig fremd, und in dem Augenblick, da er den Boden beschreitet, der doch nun seit langem der seine ist, drängt sich ihm der Gedanke auf, daß er besser nicht gekommen wäre. Wer in die Heimat zurückkehrt, der muß sich zu andern an einen Herd setzen dürfen, sonst ist hier die Einsamkeit größer als draußen in der Fremde.

Auf den ersten Blick erkennt Nornegast, daß alles in vorzüglicher Ordnung ist; aber es spricht ihn nichts an. Das Haus ist gut geheizt, aber es wärmt nicht. Ach, wo überhaupt ist der Platz, da er sich zu Hause fühlen könnte! Er ist nirgendwo daheim, wie ein abenteuernder Stegreifritter des Lebens.

Sein Verwalter, der alte treue Stövesand, führt ihn stolz und gewichtig durch Hof, Stall und Garten und legt damit Rechnung von seinem Haushalten ab. Später wandern sie durch den Ort, und er macht ihn auf die Häuser der Künstlerkolonie aufmerksam.

»Hier wohnt auch ein Fräulein Terneben?«

»Unsre Nachbarin. Sie ist zurzeit verreist.«

Dann hinab zur See. Die ist immer schön, wenn sie auch jetzt wie gerinnendes Blei im Schmelztiegel aussieht. Dann über Felder: »Die gehören Ihnen, Herr Doktor, sind aber auf drei Jahre verpachtet.« Die Äcker grenzen an einen Wald: »Auch der Ihre, Herr Doktor. Fräulein Nornegast hat's verstanden!«

Pflichtgemäß staunt Nornegast. Sein Besitz ist größer und schöner, als er ihn sich dachte, aber die Fülle überrascht ihn nicht und freut ihn nicht. Was hat er von den Jagdgründen, die der Alte lobt! Es ist alles so unwichtig.

Am Abend sitzt Nornegast bei seinen Hausleuten. In der Stube, in der es nach Äpfeln in der Ofenröhre riecht, ist es warm und behaglich, der alte Stövesand erzählt gut, und seine Frau, die schon bei der Tante eine Vertrauensstellung innehatte, ist mütterlich um ihn besorgt. Er aber fürchtet, die guten Alten in ihren Gewohnheiten zu beengen, und schließlich ist er nicht nach Parsenow gekommen, um bei Stövesands zu sitzen. Noch am gleichen Abend schreibt er eine Anfrage an die Domina, wann sein Besuch in Allerheiligen erwünscht sei.

Am Morgen sucht er in einem Korbe unter vielen Schlüsseln die für die Schränke passenden heraus, denn er will darangehen, die Behältnisse auf ihren Inhalt zu prüfen. So öffnet er auch den Schrank mit der geschnitzten Eule, der in seines Vaters Arbeitszimmer stand und den die Tante mit sich nahm, als sie nach Parsenow übersiebelte, blättert in alten Papieren und hebt aus dem Dunkel eines versteckten Schubfachs ein Päckchen Briefe, das von einem gemalten Seidenband zusammengehalten wird. Es trägt die Aufschrift: »In Entsagen und Schweigen stark! Hedwig Juliane.«

Die Namen sind die der Domina, und diese steilen Schriftzüge auf den Blättern sind die von ihrer Hand. Aus den Bogen steigt der leise Duft eines fernen Sommers. Zögernd zieht er ein Schreiben aus dem Päckchen und liest eine zärtliche Anrede; da schiebt er eilig das Papier zurück, als sei er bei einer verbotenen Handlung überrascht worden. Er legt die Briefsammlung in das Fach zurück und schließt den Schrank.

Die Offenbarung, daß sein Vater der Domina näher gestanden, als er bisher geglaubt, verwirrt ihn. Bergen diese Truhen und Kästen noch mehr Geheimnisse, die unausgesprochen, vielleicht ungesühnt hinter dünnen Schleiern ruhen? Ist da noch manches versteckt, was erkennen läßt, daß die Vergangenheit sich nicht in Gnade gewandelt, sondern als Fluch auswirkt? Er muß an Hennings letzte Worte denken, daß man schwer an Unbekanntem trägt, für das man keinen Namen weiß. Die weißen stillen Tage reifen schwere Gedanken. Ihn fröstelt plötzlich, und es bedeutet für ihn keinen Trost, als er sich sagt, daß er seit dem Aufenthalt im Seuchenlazarett das Frösteln nie völlig losgeworden ist.

Eher als er gedacht, trägt ihm ein Eilbote die Aufforderung von Melisses Hand zu, daß er jederzeit willkommen sei. Er rüstet sich unverzüglich und nimmt von Stövesands, die aufrichtig enttäuscht sind, Abschied. —

Als er sich Allerheiligen nähert, dämmert es bereits; aber schon steht der Mond am Himmel, und seine blassen Strahlen spielen mit den silbernen Splittern, die der Frost auf den Schnee streut. Die Hufeisen klingen auf den hartgefrorenen Wegen, und die Schellen läuten.

Kutscher Diessen, der in Frankreich wohl ein Bein, aber nicht seine tadellose Haltung verloren hat, deutet, wie er es auf den Pirschfahrten seines jungen Herrn gewöhnt ist, stumm mit der Peitsche nach der Schneise hinüber, wo eben ein Rudel Rotwild aus dem Walde tritt.

Als der Schlitten in die Allee gleitet, flammt vor dem Schloß das Licht auf. Das große Haus liegt dunkel und versonnen wie eine Riesin in winterlichem Weiß, und einen Augenblick lang erschreckt den Ankommenden der Gedanke, daß er hier einziehe, um die Tochter dieses Hauses für sich zu fordern. Hirsemann steht vor dem

Portal; die Last seines Dienstes hat ihn seit Kriegsbeginn noch mehr gebückt. Als der Schlitten hält, verneigt er sich ein wenig und ergreift respektvoll die Hand, die der Gast ihm entgegenstreckt.

»Guten Abend, Hirsemann. Also wir sollten uns doch wiedersehen.«

»Gottlob, Herr Doktor! Ich bin sehr glücklich darüber.«

»Und dem jungen Herrn geht es gut?«

»Bis zuletzt haben wir gute Nachrichten von dem Herrn Rittmeister.«

Nornegast hat sich aus den Decken gewickelt und betritt die Halle. Er atmet behaglich in diesem besonderen vertrauten Dunstkreis des Hauses auf, in diesem Gemisch von Stock, wurmstichigem Holz und altem Leder.

»Hier ist mir doch immer aufs neue, als käme ich nach Hause, Hirsemann!«

Um den faltigen Mund des Alten ist ein Lächeln.

»Ihnen geht es gut?«

»Mir geht es den Umständen nach sehr gut.«

»Das freut mich. Frau Gräfin ist auch hier?«

»Frau Gräfin sind schon lange bei uns und erwarten Herrn Doktor.«

Der bedeutsame Hinweis, der in des Alten Ton liegt, veranlaßt Nornegast, sich umzuwenden. Im Halbdunkel des Treppenaufgangs steht eine Frau, deren rechte Hand den um die Schulter geworfenen Pelz vor der Brust zusammenhält. Er schaut genauer hin, wirklich, es ist Melisse. Schnell eilt er auf sie zu und beugt sich über ihre Hand: »Gräfin ...!«

»Willkommen auf Allerheiligen!« sagt sie und zieht etwas ängstlich ihre Hand an sich, die er festhält. »Wie lange mag es her sein, daß Sie nicht hier waren?«

»Es ist sehr lange her!« sagt er. Er steht einige Stufen tiefer als sie und sieht zu ihr auf. Ist das Melisse? Sie erscheint ihm blaß und befangen, ganz anders als sonst. Oder täuscht ihn das Zwielicht; oder hat sie sein Erscheinen doch erschreckt?

»Kommen Sie in das Zimmer,« sagt sie. »Der Flur hat noch wie einst seine Kälte, und Sie sind schon auf der Fahrt durchfroren.«

Im Königin-Christinen-Zimmer brennt das Feuer im Kamin. Melisse sagt, daß die Domina sofort erscheinen werde, und weist Nornegast den Lehnstuhl vor der Glut an; sie setzt sich ihm gegenüber. Hirsemann stellt zwischen ihnen einen niedrigen Tisch auf und trägt den Tee herbei. Währenddessen erzählt Melisse, daß Wenzel gefallen ist; aber als sie allein sind, verstummt sie wieder. Die Flamme leckt an den frisch aufgeworfenen Holzknorren empor, und der Wasserkessel singt; aber die beiden Menschen schweigen.

Melisse hat bemerkt, wie Nornegasts Blicke suchend durch den Raum wandern; sie weiß, welche Frage sich hinter diesem Aufschauen verbirgt, und fürchtet sich, sie hören zu müssen. Hastig beginnt sie zu erzählen: von Allerheiligen, von Henning, von der Äbtissin, ihrer Tante, bei der sie sich häufig aufhält, und von der Domina, deren Befinden ihre Gegenwart jetzt hier nötig mache.

Dem allen lauscht Nornegast höflich, er stellt auch die eine oder die andre Frage, aber er vernimmt dies alles ohne Teilnahme. Weiß sie nicht, daß das erste, was zu hören ihn verlangt, die Nachricht von seinem Sohn ist, oder will sie ihn erst prüfen? Er schaut sich wieder suchend im Zimmer um und betrachtet dann Melisse, die seine Tasse füllt.

Die Veränderung ihres Äußeren ist erstaunlich. Das sieghafte Tönen, das früher in ihrer Stimme klang, ist einem müden, gedehnten Tonfall gewichen. Die Blutleere des Gesichts, die ihn schon bei der Begrüßung erschreckte, wird durch den roten Flammenschein, der jetzt darüber spielt, nicht gemildert. In Deutschland läßt in dieser Zeit der Mangel viele Frauen und Kinder bleich werden; doch der Gräfin Rhenschild hat nicht der Hunger das Blut aus den Wangen gesogen. Die braunen Augen haben keinen Glanz, und das kastanienfarbene Haar, dessen Flechten sich über den Ohren und tief in die Stirn hinein wellten, ist klösterlich geglättet und straff zum Knoten im Nacken gebunden.

Er ist so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er fast die Frage nach seinem Ergehen überhört hätte. Er rafft sich zusammen.

»Verzeihung, Gräfin! Wir, die wir aus der Einsamkeit kommen, müssen uns erst wieder an Unterhaltungen gewöhnen. Ja, wie es mir geht?«

Und er beginnt zu erzählen, nicht von sich, sondern von Vorgängen und Erlebnissen, an denen er beteiligt war. Melisse neigt sich vor und hält ihre Hände in die Wärme, die der Kamin ausstrahlt. Diese Hände tragen keinen Ring; durch die überschlanken Finger glüht der Feuerschein wie durch weißen Marmor. Zuweilen blickt sie von unten her in sein Gesicht; dann senkt sie die Augen wieder, und während sie zu lauschen scheint, sinnt sie nach, warum ihr dieser Mann so fremd werden konnte.

Sein Schläfenhaar ist weiß — er hat wohl viel gelitten; seine Haltung ist so selbstbewußt — nun, daran hat wohl der Soldatenrock schuld, der ihn übrigens gut kleidet. Nein, das alles gibt ihm das fremdartige Gepräge nicht. Aber da ist um den Mund, wo sonst das gütige verführerische Lächeln war, ein Zug, der steht in den Winkeln wie in Erz gehämmert; es ist ein Ernst, der fürchten macht, es ist eine Härte, die nicht bitten, nur fordern kann. Was muß er an Furchtbarem erlebt haben!

Melisse richtet sich auf und schmiegt sich mit fröstelnden Schultern in den Sessel.



Georg Hänel: Blick auf Pirna

»O Gräfin, Sie frieren?« fragt Nornegast.

»Nein, es war nur ein Gedanke,« sagt sie und denkt: Wie kühl doch selbst seine mitleidige Äußerung klingt!

In diesem Augenblick tritt die Domina ein, geht schnell auf den Gast zu und schüttelt ihm herzlicher, als er erwartet, die Hand. Sie erscheint kaum verändert, nur ihre Worte fließen lebhafter, als es ihre gemessene Art sonst erlaubte, und in ihren Augen flackert eine seltsame Unruhe. Als sie zu dreien im Halbkreis um den Kamin sitzen, streckt sie Nornegast noch einmal die Hand entgegen. »Wie ähnlich Sie Ihrem Vater werden, mein Lieber!« sagt sie.

»Sah Herr Nornegast so aus?« fragt Melisse.

»Täuschend ähnlich,« wiederholt die Domina, und Nornegast denkt an das Päckchen Briefe, das unter dem gemalten Band liegt. Er ist jetzt unbefangen, da er sich versagt hat, den Inhalt kennenzulernen.

»Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind,« fährt die Domina fort. »Ich konnte früher gut die Einsamkeit vertragen; jetzt aber ... ich weiß nicht, wie das zugeht. Man horcht immer nach außen, in jene Gegenden hin, in denen unsre Söhne liegen. Eigentlich daheim sind wir nicht mehr.«

Ihre Augen sind ganz verdunkelt und richten sich auf die Stelle, wo im Holz ein Bohrwurm klopft. Plötzlich steht sie auf, geht an den Tisch, kehrt aber ohne Verrichtung zurück und nimmt ihren Platz wieder ein.

»Bleiben Sie so lange als Sie können bei uns. Sie haben doch wohl einen langen Urlaub heimgebracht. Lesen Sie uns wie früher vor, erzählen Sie uns, was Sie mögen. Nur nichts, was draußen vorgeht. Das erleben wir schon sattsam in unsern Träumen.«

Nun, Nornegast hat jetzt Stoff: er erzählt von Parsenow. Melisse sitzt ruhig in ihrem Stuhl, sie blickt Nornegast nicht an, nur auf die Mutter richtet sie zuweilen die Augen, denn diese ist von einer nicht zu verbergenden Unruhe geplagt. Sie steht auf, rückt an irgendeinen Gegenstand ohne Grund und setzt sich wieder. Einmal holt sie eine Knüpfarbeit, schlichtet einige Fäden und wirft das Geflecht zur Seite. Ihre Füße sind, auch während sie sitzt, in beständiger Bewegung; sie kreuzt sie, streckt sie von sich und klopft gleich darauf mit der Spitze ihres Schuhes den Boden im Takt. Endlich geht sie mit verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder.

Das gleiche wiederholt sich später bei der Mahlzeit: obgleich Hirsemann aufwartend im Hintergrund steht und seiner Herrin jeden Wunsch von den Augen zu lesen weiß, erhebt sich die Domina unter einem nichtigen Vorwand und kehrt ohne Verrichtung zurück. Wie wäre das früher auch nur denkbar gewesen! Jetzt aber scheint es, als sei sie immer in Erwartung eines Kommenden, auf dessen Schritte sie lauscht. Zuweilen reißt sie sich gewaltsam zusammen und spricht herzliche Worte, um gleich darauf wieder ihrer Unruhe zu verfallen.

Nach dem Essen trägt sie Bücher zusammen und bezeichnet Nornegast einige Stellen. Er liest, und seine Augen gleiten zuweilen über das Blatt bis zu Melisses Händen, die einen groben Soldatenstrumpf wirken. Einmal sieht er sie an und erschrickt vor dem Ausdruck ihrer großen Müdigkeit.

Die Damen begeben sich zeitig zur Ruhe, und auch Nornegast sucht sein Zimmer auf. Nachdem er noch eine Stunde gelesen, fühlt er Verlangen nach der Frische, die dort außen ist, und er öffnet das Fenster. Der Himmel steht als blaue Kuppel über der Erde; von dem nahezu vollen Mond, den ein gelblicher Kreis umrandet, fließt die Lichtfülle wie aus einer erhabenen Ampel durch den Raum. Wie groß die Tanne, die vor dem Fenster steht, geworden ist! Sie wurde gepflanzt, als er ein kleiner Junge war. Ihr gewaltiges Astwerk neigt sich demütig unter der Schneelast. Wie Menschen unter einem großen Leid! Wie Melisse, von der sie glauben mögen, daß sie an ihrer Witwenschaft leide. Oh, er weiß, was sie so heimlich und gedrückt und fremd sein läßt. Sie trägt an Lasten, die kein Tauwind von ihr schütteln kann.

Er wundert sich, wie kühl er das alles erwägt. Liebt er sie nicht mehr? Er wagt nicht, die Antwort auf diese Frage ernstlich zu suchen. Seine Hand berührt den weißen Froststaub auf dem Fenstersims. Wie viel kalter Schnee ist auf Allerheiligen gefallen! Wenn er jetzt noch einmal in die Halle treten würde, er möchte vielleicht den Ausruf, daß er sich hier mehr als an anderm Ort heimisch fühle, nicht wiederholen.

Aber er kam nicht, um Gefühle zu pflegen. Er will die weiße Last von dem Baum seines Lebens schütteln, er will ...

Was für ein Ton war das? Das war anders als der Ruf der Wildenten auf den offenen Wasserlöchern, die ihre rastlos durch die Luft streichenden Gefährten locken; das war ein Geräusch in dem schlafenden Hause.

Er schließt das Fenster und öffnet ein wenig die Tür. Ein Lichtschein gleitet die Treppe empor. Hirsemann etwa noch? In diesem Augenblick taucht die Domina hinter dem schwarzen Eichengeländer auf. Sie trägt eine Kerze in der Hand, und in der ihr eigentümlichen Haltung, als strebe sie gegen einen starken Wind an, geht sie über den Flur von einer Zimmertür zur andern, vergewissert sich, daß die Riegel in den Falzen liegen, leuchtet in den Saal, dessen eiskalter Dunst die Flamme zu ersticken droht, und steigt in das obere Stockwerk hinauf, wo sie die Schlösser der gleichen Prüfung unterzieht. Er glaubt dann die Stimme

Melisses zu hören, die beruhigende Worte spricht, und schließt seine Tür, um sich niederzulegen. Aber noch viel später, als er aus dem Schlaf auffährt, glaubt er das Gleiten leiser Frauenfüße und das knirschende Geräusch der alten Schlüssel zu vernehmen. —

Im Morgenlicht freilich erscheint ihm das Erlebnis der Nacht als eine spukhafte Ausgeburt seiner durch die neue Umgebung erregten Sinne. Das Zimmer ist von der Schneeblende so fröhlich erhellt, wie es die Räume des Schlosses zu keiner andern Jahreszeit sind.

Unten trifft Nornegast Frau Wenzel und sagt ihr teilnehmende Worte wegen des Verlustes ihres Mannes. Sie versieht jetzt den Dienst an seiner Statt, denn auf Allerheiligen ist es nicht Sitte, ein Glied der Dienerschaft zu entlassen, weil es überflüssig oder gebrechlich wurde.

Nornegast erfährt, daß Frau von Manskirch erst ihr Zimmer verlasse, wenn der Postbote hier war, und daß die Frau Gräfin bereits früh ausgehe. So frühstückt er allein, wirft seinen Mantel um und geht in den Park, wo er einen Steig findet, der gekehrt ist und zum Friedhof führt. Die Sonne steht wie eine Scheibe von mattem Glas im grauen Dunst, und zuweilen fällt eine Schneeflocke zur Erde.

Die Kirchentür ist nur angelehnt, und Nornegast will eintreten; aber als er öffnet, bleibt er überrascht auf der Schwelle stehen. Melisse kniet, nein, sie liegt wie eine Büßerin auf den kalten Steinen vor dem Altar, richtet sich nach einiger Zeit auf und hebt das blasse Gesicht zum Kruzifixus; ihre gefalteten Hände liegen mehr abwehrend als hingegeben auf dem Holz der Schranke.

Er tritt leise, um ihre Andacht nicht zu stören, zurück und zieht die Tür hinter sich zu; dann geht er wartend im Schnee auf und ab. Was hat diese stolzen Frauen so verändert? Die Zeit mit ihrer herzbrechenden Not? Die schwere Bürde der Schuld? Ach, es ist alles so anders geworden auf Allerheiligen!

Melisse erschrickt, als sie Nornegast erblickt, und fühlt, daß er sie erwartet; aber das währt nur einen Augenblick. Sie tritt lächelnd auf ihn zu und reicht ihm die Hand, und jetzt findet er auch etwas vom Glanz ihrer Schönheit wieder. Ich will die Winterlast von deinen Zweigen nehmen, du armer Baum! denkt er.

»Gehen Sie spazieren, Gräfin?« fragt er heiter.

»Wohin kann man gehen? Es ist alles verschneit.«

»Wir kommen schon durch, ich helfe Ihnen,« fährt er fort. »Entsinnen Sie sich des einen Tages zwischen Weihnachten und Neujahr, wie wir bei noch höherem Schnee die Zwergenkönigin zu suchen ausgingen? Bis hier sanken wir ein.«

»Ich entsinne mich wohl. Aber damals konnten Sie mich noch tragen.«

»Oh, wenn es weiter nichts ist!« erwidert er.

Sie steht eine Weile unschlüssig still und überlegt; dabei streift ihr Blick sein Gesicht. Er nickt ihr ermunternd zu, aber da sieht sie die Härte in seinen gepreßten Lippenwinkeln, und der Anblick scheucht die eben aufflackernde Sorglosigkeit wieder zurück. »Sie haben wohl viel gelitten?« sagt sie.

»Sieht man mir das an?« fragt er. »Nun ja, das Warten hat wohl einige Spuren hinterlassen.«

O nein, sie will doch nicht mit ihm allein sein; heute noch nicht.

»Verschieben wir den Spazierweg auf ein andres Mal!« bittet sie. »Ich besuche des Morgens immer die Leute im Dorf, und heute muß ich zu Stroths, die gestern die Nachricht erhielten, daß ihr Sohn gefallen ist. Wenn Sie mich begleiteten!«

Gewiß geht er mit ihr, und bald sitzen sie in der kleinen Stube, in der es nach alten Kleidern und dem heißen Bügeleisen riecht. Die alte Frau trocknet mit der blauen Schürze ihre nassen Augen, und der Meister liest mit zittriger Stimme den Brief vor, in dem der Hauptmann das rühmliche Ende des kleinen Stroth meldet.

Melisse hat die welke Hand der Frau erfaßt und weiß so tröstliche Worte zu sagen, daß die alten Herzen erleichtert werden und Nornegast sie voll Bewunderung anschaut. Ja, hier ist sie in ihrem Element. Er spricht ihr das auch aus, als sie auf dem Heimweg sind und in die Allee einbiegen, und sie hört sein Lob mit stiller Freude.

»Machen Sie diese Besuche bei den Bedürftigen, weil ... nun, sagen wir, die innere Stimme Sie dazu ruft, Gräfin?« fragt er.

Sie versteht ihn nicht gleich und antwortet: »Die Stimme in meinem Inneren? Ja, gewiß! Ich weiß zwar nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich tu es aus einem gewissen Bedürfnis heraus. Das Leben unsrer Zeit verlangt doch mehr als je Liebe.«

Nornegast, der an das Gespräch mit Dievenkorn denkt, sagt: »Das Leben sollte eitel Wahrheit und Liebe sein, aber ich kann nicht mehr daran glauben.«

Jetzt wird er beginnen, denn mit der Wahrheit zielt er auf mich, denkt Melisse, und um sich vor seinen Worten zu schützen, beginnt sie von anderm zu sprechen. »Haben Sie die Unruhe in meiner Mutter Wesen auch bemerkt?«

Er bejaht, und da sie nach seiner Meinung fragt, berichtet er seine Wahrnehmung der nächtlichen Gänge.

»Die krankhafte Sorge um Henning,« sagt Melisse. »Sie hat einmal geträumt, der Bote, der eine böse Nachricht brachte, habe vor ihrem

Bett gestanden und sie aus dem Schlaf geweckt. Seitdem untersucht sie allabendlich die Türen, ob diese fest verschlossen sind.«

»Sie muß furchtbar leiden,« entgegnet Nornegast, »und ich glaube, ihr ist auf keine Art zu helfen.«

»Nicht eher, als bis ...«

»Vollenden Sie doch,« sagt er. »Wann, meinen Sie, wäre ihr zu helfen?«

Aber Melisse schüttelt den Kopf. Sie dachte an das Ende dieses Krieges, aber Nornegast — sie sah es ihm an — hatte andres im Sinn: die Schuld. Alle ihre Gespräche laufen wie die Gänge eines Irrgartens auf einen Punkt zurück. Schweigen, schweigen! Aber dieser Gast fragt, auch wenn er schweigt, und es nützt nicht, daß sie ihm ausweicht; sie hat es gewußt, als sie ihn einlud, daß sie ihm Rede stehen müsse; jetzt fürchtet sie die Stunde, die Klarheit zwischen ihnen schaffen soll. Denn der kam, ist ein andrer, als der ging. Dieser Mann wirbt nicht mehr, sondern er fordert und wird ohne Milde rechten.

Sie eilt schnell in die Halle, wo Hirsemann eben die eingegangene Post ordnet.

»Ist Gutes da, Hirsemann?«

»Ich hoffe, Frau Gräfin; ein Brief von unserm Herrn Rittmeister!«

»Oh, das ist schön! Sie tragen ihn doch gleich hinauf.«

Als der Alte sich eilfertig auf den Weg macht, schenkt sie Nornegast ein Lächeln und sagt: »Sie setzen wohl jetzt Ihren Spaziergang fort; ich habe noch einige Verrichtungen. Auf Wiedersehen beim Essen!«

Sie wendet sich der nächsten Tür zu, aber Nornegast, dem ihre Erheiterung Mut machte, hält sie auf. »Gräfin, ich bitte mir noch eine Minute zu schenken. Wir sprachen von allem, was fernliegt, vom Nächsten nicht. Und doch ... Wie geht es dem Kind?«

Sie senkt die Stirn, als müsse sie nachdenken, aber sie will damit nur ihren Schreck verbergen. »Oh, es geht Ernst recht gut. Er ist auf Kaltenborn. Eine entfernte Verwandte ist bei ihm und sorgt mit Hingabe für ihn. Wirklich, es geht ihm gut.«

»Er muß ein stattlicher Knabe sein.«

»Er ist bald zehn Jahre alt.«

»Und er wird gut erzogen, das glaube ich. Aber entbehrt er die Mutter nicht?«

»Warum? Wie meinen Sie das?«

»Er ist, scheint mir, oft allein.«

Melisse schluckt hastig, ihre Hände tasten an den Knöpfen ihres Mantels entlang.

Er will ihre Verlegenheit verkürzen und sagt schnell: »Ich möchte ihn wohl einmal sehen!«

»Das wird möglich sein,« erwidert sie. »Jetzt freilich ... Er kann aus verschiedenen Gründen nicht hier sein.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar.«

Sie stehen sich gegenüber und wissen nicht, was sie einander sagen sollen. Dann wendet sich Melisse: »Sie können versichert sein, daß es ihm sehr gut geht.« Und sie verläßt die Halle.

Sie weiß nun, daß er ihr näher rückt; Nornegast wird fordern, und sie muß Rede stehen. Wären diese stillen weißen Tage nur erst vorüber und wüßte sie, wie die Entscheidung fällt!

Nornegast hat das Haus verlassen und wandert die Allee auf und nieder. Er kämpft gegen die Bitternis, die in ihm aufquillt, und sucht die Anklagen, die in seinem Inneren gegen Melisse laut werden, zum Schweigen zu bringen: Mir entzieht sie sich, aber warum dem Kinde? Mag sie doch täglich auf kalten Steinen beten und in den Dorfhäusern ihre Güte spenden, aber warum geht sie an dem vorbei, das ihr das Nächste ist?

Nach kurzer Zeit kommt Frau Wenzel und bittet ihn, zur Domina zu kommen.

Als er in ihr Zimmer tritt, eilt sie ihm entgegen und wehrt seine Frage nach ihrem Ergehen mit einer Gebärde ab: »Gut, gut geht es mir, lieber Nornegast. Hier habe ich einen Brief von Henning. Würden Sie ihn mir noch einmal vorlesen?«

Ihr ganzes Wesen erscheint wie in Licht getaucht. Henning hat mit seiner großen flüchtigen Schrift nur drei Seiten bedeckt, und was er mitteilt, ist ohne sonderlichen Inhalt. Aber er lebt und ist gesund, und somit ist alles gut.

Als Nornegast geendet hat, sagt die Domina: »Er schreibt selten, und dieser Brief muß nun wieder lange vorhalten. Man lebt so von einem Tag zum andern. Was meinen Sie, ist es noch nicht bald genug?«

»Wir wünschen es alle, Domina!«

Sie tritt unruhig von einem Fuß auf den andern; langsam schieben sich die Schatten wieder über ihr Gesicht. »Man wird unzufrieden und undankbar. Eigentlich müßte ich doch nun glücklich sein. Aber so ein Brief läuft viele Tage, und inzwischen geschieht vielleicht allerlei.« Sie macht einen Gang durch das Zimmer und setzt sich erst, als Nornegast ihr zuversichtliche Worte gesagt hat. »Ja, lieber Nornegast, Sie bestätigen, was ich mir auch beständig wiederhole: Es geht jetzt da vorn ruhiger zu als im Anfang. Man liegt sich gegenüber und beschießt einander, aber man schont sich gegenseitig, weil man sich sonst aufreiben würde.«

Er merkt, wie sie nach tröstlichen Gründen sucht, und stimmt ihr zu.

»Außerdem bin ich überzeugt, daß Henning kugelfest ist. Lächeln Sie nicht. Ich glaube nicht an die Wirkung eines Amuletts oder dergleichen, aber ich glaube, daß ein Wunsch zum festen, eisenharten Willen werden kann, der Gott zwingt, den Umsorgten zu beschützen. — Was

sagen Sie dazu?« fragt sie, als er schweigt, und ihre Füße scharren ungeduldig den Teppich.

»Domina, ich kenne Gott zu wenig, um darüber Bescheid zu wissen,« sagt er.

»Das ist richtig,« fährt sie fort. »Ihnen war die Wissenschaft alles, Sie verstehen sich auf die Vernunftforschung, aber nicht auf die innere Gewißheit.«

»Diese innere Gewißheit ist ein großes Glück; ich werde mich stets hüten, es jemandem zu schmälern.«

Sie erhebt sich und tritt ihren Rundgang wieder an. »Also erkennen Sie diesen Besitz doch an; das genügt mir. Wissen Sie, wie ich zu ihm gelangte? Auf Henning ruhen zu viele Hoffnungen, für ihn sind zu viele Opfer gebracht, mehr als eines Menschen Zukunft hängt von ihm ab. Er muß leben, er muß, sage ich mir. Wenn ihm etwas geschähe, dann ist alles sinnlos, dann ist Menschentrachten ein Wahnsinn, dann gibt es nichts über uns, keinen Ausgleich, keine Gerechtigkeit, kein Erbarmen; dann gibt es keinen Gott!« Sie bleibt plötzlich in der Mitte des Zimmers stehen, sieht starr vor sich hin und dreht den Schicksalsring an ihrer Hand.

Nornegast wagt nichts zu entgegnen. Diese Mutter erscheint ihm wie eine jener Frauengestalten aus dem Hause der Borgia, die voll Trotz ihre Pläne bauten und Gott zu ihrem Bundesgenossen riefen, indem sie ihm drohten, im Fall des Verweigerns sein Dasein zu leugnen. Ihr Glaube war nichts als eine heimliche wollüstige Neugier. —

Als er am späten Abend wieder aus seinem Zimmer auf die schneebeladene Tanne sieht, hört er aufs neue die leisen Tritte auf den knackenden Treppenstufen und das Gleiten tastender Hände an den Schlössern. Das ist dieselbe Frau, die den Himmel zu binden meint, und die doch angstvoll sich gegen die Stimme aus dem Dunkel einriegelt.

Die kalten weißen Nächte von Allerheiligen sind voller Rätsel, und ihre bangen Träume enden fast immer in einem schreckhaften Erwachen. Von der Romantik seiner Knabenjahre findet Nornegast ebenso wenig eine Spur wieder wie von den Stunden seiner Liebe: es ist alles von Schnee verschüttet, und über dem verzerrten und wirren Gebaren der Menschen steht in trostloser Starre das strenge Angesicht der Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Erster Ball

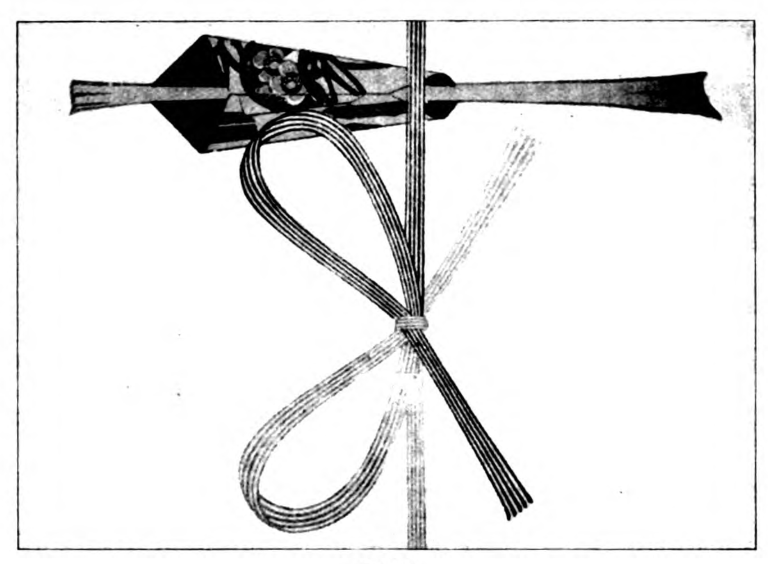
Du kleine Unschuld du von achtzehn Jahren,
Den Glanz der Kindheit noch im reinen Blick,
Schneeglöckchen in den braungelockten Haaren
Und selbst, wie sie, so lieb und unerfahren —
Wie kommst du morgen mir vom Ball zurück?

Den weißen Schuh beschmutzt, das Kleid zerrissen,
Die Wangen heiß, das Haar verwirrt vom Tanz —
Sahst du ein wenig hinter die Kulissen?
Ich seh' im Kerzenlicht, dem ungewissen,
In deinem Auge einen fremden Glanz.

Und sag', wo sind die kleinen weißen Glocken,
Die, eh du gingst, in deinem Haar genickt?
Sie fielen wohl beim Tanz dir aus den Locken,
Und bei der Geigen jubelndem Frohlocken
Zertratst du, die so lieblich dich geschmückt.

Doch sieh! Was hält die kleine Hand umschlossen?
Von roten Rosen einen vollen Strauß.
Ich hab' ein Tränlein heimlich-still vergossen:
Der Kindheit lichte Tage sind verflossen;
Die Rosen blühn, Schneeglöckchens Zeit ist aus.

Lilly Nowy



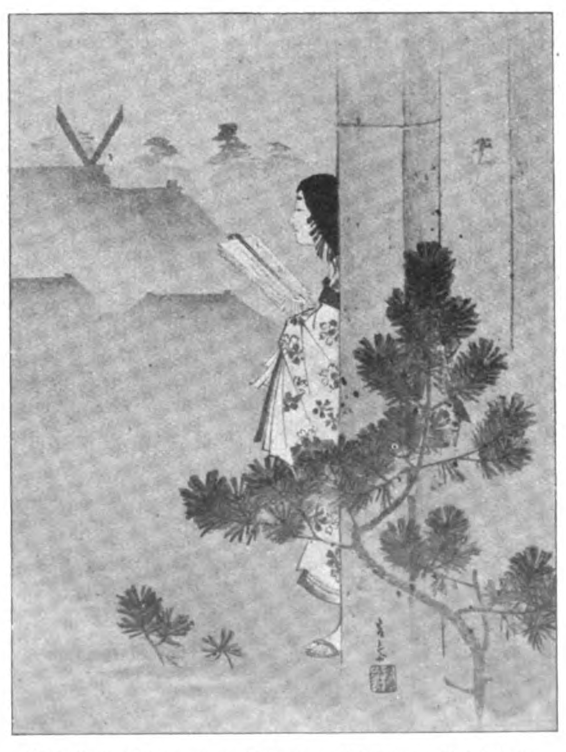
Noshi

Japanische Kunst im Alltagsleben

Von A. M. Karlin

Für die Japaner — auch die ärmsten und unwissendsten — ist Schönheit Lebensbedingung, und daher zieht sich um den grauen Alltag der goldene Rahmen der Kunst, in dem die Symbolik wie Einlegearbeit aus Edelgestein hervorleuchtet.

Keine ungewaschenen, unordentlichen Frauen. Frühmorgens rasiert, pudert, schminkt und ziert sich die Frau, ölt das Haar, rafft es in Schmetterlingsflügelgestalt oder baut es zu glänzend schwarzer Kugel auf, aus der ein glitzernder Kamm oder eine bunte Haarnadel funkelt. Sie legt über den Kimono das breite Gürtelband, das auf dem Rücken zu einer Art Polster anschwillt, und hat die Füße in schneeweißen Stoffknöchelstrümpfen, den sogenannten Tabi, stecken.



Auf dem Wege zum Schreine. Farbiger Holzschnitt von Sho-i Matabei

Das möbellose Zimmer, dessen Hauptschmuck die Matten sind, ist rein wie das Innere einer Putzschachtel, und nur in der Tokonoma, der Ehrennische, steht eine Bambusvase mit Blumen. Ein der Jahreszeit angepaßtes Kakemono bildet gleichsam den Hintergrund dazu.

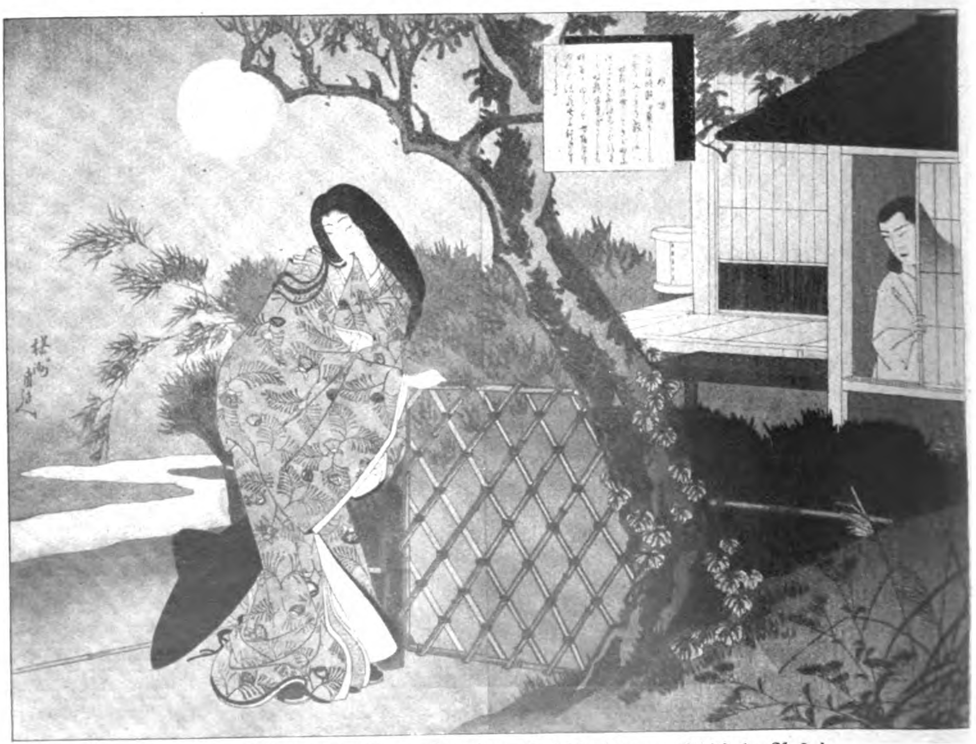
Nur ein leeres Zimmer... Aber durch die weißgelben Papierfenster fällt das

Sonnenlicht gedämpft auf die gelben Matten, springen eigenartige Lichter über das Braun der niederen Decke, zittert ein verschleiertes Sonnenfleckchen wie ein gaukelnder Schmetterling über den Blumen der Vase. Ein einziger, vollkommen harmonischer Eindruck herrscht vor. Japaner lieben eine Sache auf einmal — sie können auch nur einen Gedanken auf einmal wirklich festhalten —, aber dieses eine Ding, ob Blumenfest, ob Sinngedicht, ob Lichtwirkung wird ganz erfaßt und voll genossen — bedächtig, prüfend, gelassen, wie ein Weinkenner eine alte, seltene Marke schlürft.

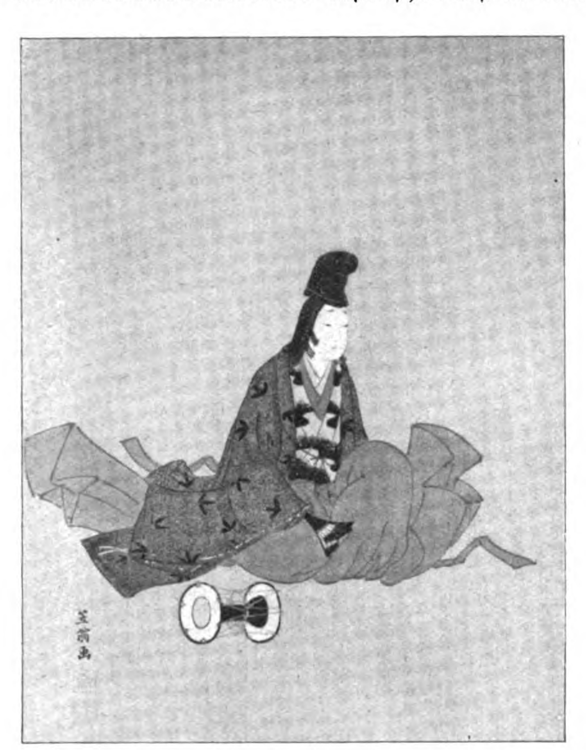


Frau vor dem Tanze. Farbiger Holzschnitt von Irasa Sho-i Matabei

Unsre verwirrende, bunt zusammengewürfelte Wohnung verstehen sie nicht. Die Ansammlung von Bildern, Nippsachen, allerlei Möbeln und Wandverzierungen wirkt auf sie wie Träume eines Wahnsinnigen, der sich der einstürmenden Fülle der eignen Gedanken nicht erwehren konnte. Die unüberlegte



Yokobue (Die Seitenflöte). Farbiger Holzschnitt von Shitsuka Yosai



Vor dem Tanz. Farbiger Holzschnitt von Ritsu-o

Buntheit unsrer Räume beängstigt sie, die die Farbenharmonie bis auf die Speisen übertragen haben, denn gebratenes Fleisch darf nur auf braunen, tonähnlichen, rauhen Tellern, Suppe nur in innen weißen, außen blauen oder rosa Tassen, die lichtbraune Bohnensuppe nur in schwarzen oder roten Lackschüsselchen serviert werden, und immer muß der Farbton ergänzend oder belebend sein. Jeder Gast hat seinen eignen schemelhohen Tisch, seine verzierten Eßstäbchen, seine in weichen Farbabstufungen sich anreihenden kleinen Schüsseln, die alle symbolische Verzierungen und alle kleine ausgebauchte Deckel haben.

Die Speisen selbst entsprechen der Jahreszeit, und besonders der Mochikuchen wechselt nach den Blumenfesten. Es gibt zartrosa Pfirsichmochi, grünen Frühlingsmochi, weißen Fest- oder Göttermochi, den gelben Chrysanthemenmochi und den schwarzen Mochi.

Wenn die Blumenfeste nahen, verläßt man Geschäft und Amt, zieht hinaus ins Freie und genießt die flüchtige Schönheit aus ganzer Seele; das Totenfest mit dem Rußfeuer, der Herbstmond, den zu bewundern man auszieht, die Pflaumen, die schon im Winter blühen, sind Freudenanlässe und Feste der Schönheit. So sehr liebt man die Pracht der Blüte, daß man Kirschenblütentee, Pfirsichmochi und gebeizte Chrysanthemen mit in den Speisezettel aufnimmt, als möchte man Schönheit selbst als Nahrung hinnehmen, um des Besitzes sicherer zu sein.

Diese Liebe zur Schönheit zeigt sich in dem geduldigen Ziehen der berühmten Zwergbäumchen, die vierzig bis fünfzig Jahre lang gepflegt werden müssen, bevor sie den Vollglanz ihres unbeschreiblichen Liebreizes erreichen; in der Geduld, mit der sie ihre herrliche Kreppseide mühsam binden und mit der Hand Fleckchen um Fleckchen färben, um etwas eigenartig Schönes zu erzielen; aber sie spiegelt sich sogar in



Dichterin. Farbiger Holzschnitt von Mori Kansai

der Wahl der Muster einfacher Briefumschläge alltäglichen Briefwechsels, denn selbst da sehen wir Kraniche, Herbstlaub, ein Paar Schirme, ein Boot im frühen Schneefall oder die bootschleppenden Uferarbeiter in Strohhut und Strohmantel, dem Mino, mit so viel Liebe gezeichnet, als gelte es auch hier ein Kunstwerk für ewige Zeiten zu schaffen. Ja, sie bricht in den Noshi, den kleinen Gabenzeichen, durch, ohne die man in Japan nie eine Gabe, auch nicht die allerkleinste, überreicht, und die, wenn das Geschenk nicht etwa ein Fisch oder Seegras ist, immer ein feines Stückchen Seeohr eingefügt haben müssen, als Wunschausdruck, der Empfänger der Gabe möge sich gesund und unverändert erhalten wie ein getrockneter Fisch. Gaben werden auch stets mit den Gabenschnüren umbunden, die immer zweifarbig — gold und weiß oder rot und weiß — sein sollen und je nach der Art des Anlasses verschieden geknüpft sind; bei Hochzeiten und Trauerfällen kommt die Schlinge, wie die Braut oder der Tote, nicht zurück.

Im Mondlicht. Farbiger Holzschnitt von Yoritoshi

Große Wandbilder sieht man nur in Schreinen und Tempeln; die länglichen Kakemono oder Nischenbilder werfen eher eine Andeutung hin, als daß sie ein »Bild« in unserm Sinne darstellen. Ein einsamer Vogel, die sieben windbewegten Herbstgräser, ein Glücksgott, der Gipfel Fujiyamas aus einem Kranz weißlicher Wolken ... Wie im Hokku, der beliebtesten Gedichtform, wird ein Gedanke, eine Stimmung angedeutet, und der Beschauer oder Hörer spinnt den Gedanken selbst hierauf ins Unendliche aus.

Realistisch sind nur die Farbendrucke, die Kunst des Volkes im tiefsten Sinne, die Hauptstadt Jeddos, des späteren Tokios. Diese Farbendrucke werden gesammelt und an den langen Winterabenden hervorgeholt und lange betrachtet. In ihnen liegt die Seele des einfachen Mannes, der Abglanz der Wünsche, Taten und selbst Laster der breiten Massen. In ihnen ist alles dargestellt, alles bis in alle Einzelheiten zum Ausdruck gebracht, und obschon verschieden von der Symbolik der höheren Kunst, haben auch diese Farbendrucke — weltberühmt in der Tat — ihren unbeschreiblichen Zauber, denn da findet man Humor, überraschenden Schwung der Linien, Lebhaftigkeit der Farben und packendes Leben. In diesen Bildern leben sich Künstler und Dargestellte aus.

Iwasa Sho-i Matabei, der gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts für den großen Shogunen Iyemitsu arbeitete, ist der Gründer dieses Kunstzweiges. Weich und wunderbar verschwommen, dabei sicher und voll Anregungen zu ausspinnenden Träumereien sind seine Linien. Man fühlt den Morgen-

nebel über dem Schreindache und vernimmt den Wind in den Föhren, der mit der Beterin um die Wette lispelt auf dem Farbendruck »Auf dem Wege zum Schreine«, und dieser wunderbare Reiz der Linien wird noch fühlbarer auf dem Blatt »Frau vor dem Tanze«, gehalten in reinstem Genrostil. Wie Mondlicht durch Herbstnebel, so funkelt unbestimmt das Silber des Gewebemusters. Die gespielte Schüchternheit der Tänzerin, die den Kimonoärmel vor den Mund hält, ist hoch realistisch; heute noch so wahr wie vor dreihundert und mehr Jahren.

Auch Shitsuka Yosai behandelt das gleiche Thema »Frau vor dem Tanze«, aber hier sind die Linien steif, sparsam, kantig. In den windumspielten Ahornblättern, in dem müde fallenden Haar, dem nach innen gewandten Fächer — wieviel unausgesprochene Trauer! Das ist die schöne Konkubine Yoshitsune Minamotos, der entflohen war, und dessen älterer Bruder, der berühmte Yoritomo, sie nun zu sich genommen hat und zwingt, öffentlich als Sängerin aufzutreten. Sie singt ihr »Imayo«, ihr Liebeslied, und klagt um die verlorene Liebe und das schöne vergangene Sein.



Tänzerin. Farbiger Holzschnitt von Shitsuka Yosai

Auch Ritsu-o wählt das Motiv »Vor dem Tanze«, und wieder sind die Linien grundverschieden von denen der vorhergegangenen Künstler. Erwartung, Begehren, eine unterdrückte Unruhe wie in sprungbereitem Tiere strömt aus diesen scharfen, sich gegen das Ende zu rundenden Linien. Selbst in der Tsusumi, der Geishatrommel, liegt Drang zur Bewegung. Nur in der Haartracht finden wir Stille und Steife — die Starre der Tokugawazeit.

Mori Kansai, der Gründer der Shijo-Schule, liebt das Kleinausgearbeitete, das Rhythmische. In unzähligen tadellosen Kleinlinien ergießt sich der golddurchwobene Kimono um die schaffende Dichterin, die auf die herbstroten Ahornblätter schaut und sinnt; wie ein stilles Wasser fließt das Haar über die hohen Seidenfuton. Dahinter flutet der Nebel des Spätherbstes und der Träume ...

Dennoch erreicht der Farbendruck erst seinen Vollzweck als Spiegel japanischer Sitten in Werken wie »Im Mondlicht« von Yoritoshi, einer der vielen Mondansichten, die er gemalt, und in der alles, was dem Japaner Herbst und Mond sagen, vereint scheint: das raunende hohe Suzukigras, der Ando oder Lichtständer ohne Papierschirm, das fahle Mondlicht, das der aufsteigende Nebel zu ersticken droht, und die weinenden Männer aus der stürmischen Gonpeiperiode, die von einer Palastdienerin den Sang eines gefallenen Helden vernehmen, begleitet von den schwermütigen Klängen des Koto, der liegenden Harfe. Das Stirntuch der alten Frau, das ihr Gesicht verhüllt, der schützende Vorhang, hinter dem sie, als Weib, halb verborgen bleiben soll, die in Gedanken versunkenen trauernden Gestalten und darüber der Mond, still, verträumt, todsüchtig wie sie, das sich tief senkende Herbstgras, der zerfallene Bambuszaun — alles ist Schwermut und Sinnbild trüber Zeiten. Schwermut und Lust an Geheimnisvollem ist der Grundzug Yoritoshis, des letzten Anhängers

der Ukoyueschule, dessen Schaffen in die Meijiperiode hineinragt, und der von Wahnsinn umnachtet starb.

Auch Shitsuka Yosai griff zuweilen anstatt einzelner Gestalten, wie »Vor dem Tanze«, eine ganze Begebenheit heraus. So in seinem beliebten Bilde »Yokobue« (die Seitenflöte), eine der rührendsten Liebesgeschichten Japans, so durchaus japanisch, daß ich nicht umhinkann, sie zu erzählen:

Bei einem Nachtfest lernte die schöne und vornehme Yokobue den jungen Samurai Takeguchi kennen, und beide entbrannten in Liebe zueinander. Takeguchi schrieb ihr viele glühende Briefe, und sie trug sie an ihrem Herzen und behütete sie als kostbaren Schatz; aber weil auch sie ihn glühend liebte, antwortete sie nie. Waren ihre Gedanken nicht so heilig, so groß, daß kein Papier sie zu fassen, kein Pinsel sie auszudrücken vermochte? Takeguchi aber glaubte sich ungeliebt und verzweifelte an Menschen und dem Leben. Er legte die Kriegerrüstung ab und zog sich in ein Kloster zurück; er wurde weise und ein Priester. Als Yokobue davon hörte, überkam sie unsägliches Weh, und sie floh in der Stille der Mondnacht bis zu dem einsamen Tempel, in dem Takeguchi-Nyudo in Betrachtung versunken saß. Mit zitternden Händen öffnete sie die Gartenpforte, pochte an die leichten Shoji, stammelte verwirrt von ihrer unbegrenzten, flammenden Liebe ...

Aber Takeguchi blickte sie mit seinen stillen Augen an, Augen, die von dem Überwinden irdischer Wünsche und Neigungen sprachen und ruhig waren wie die heiligen Tempelseen, auf denen Lotosblüten ihre Kelche öffnen ...

Sein Körper lebte noch, doch sein Herz, seine Sinne waren tot.

Nur der Mond weinte seine Silbertränen auf die trostlos schluchzende Yokobue. —

So schöpft japanische Kunst unermüdlich den Stoff aus dem sinnbildreichen, schönheitsdurchtränkten Alltagsleben.

Letzter Wille

Weißt du, Lieb, ich möchte sterben ...
Still und friedlich, wie im Traum,
Daß im Todeskampfe kaum
Stirn und Wange sich entfärben.

Möchte sanft hinüberschlafen
In das Reich der ew'gen Rast,
Wie ein Boot mit müdem Mast
Heimwärts gleitet in den Hafen.

Und des Frühlings milde Glut
Müßte wärmend mich umfächeln,
Daß ein letztes, stummes Lächeln
Noch auf meinen Lippen ruht.

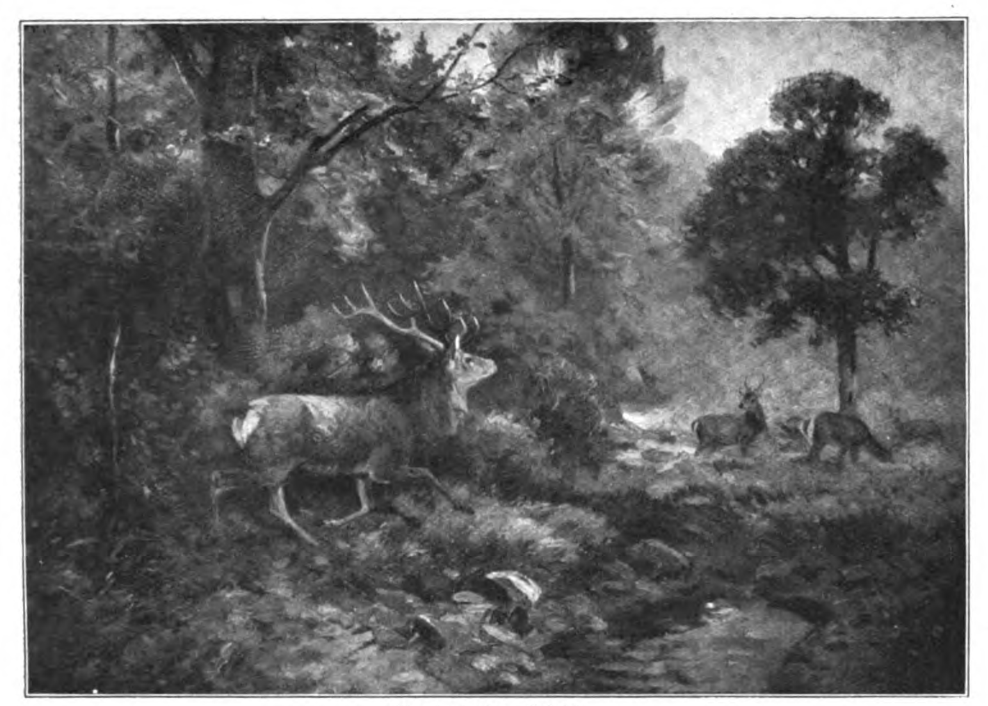
Und ein schwüler Blütenduft
Müßte zärtlich mich umkosen,
Daß mein letzter Hauch noch Rosen
Mit sich nähme in die Gruft.

Und verliebter Vogelsang
Müßte meine Sinne locken,
Daß sich mit den Grabesglocken
Froh noch paart sein holder Klang.

Sieh, dann würd' ich ohne Tränen,
Ohne Gram und ohne Groll,
Süßer Lebensfreude voll,
Sorglos mich und glücklich wähnen.

Dächte schlummernd an die herben
Stunden meines Lebens kaum —
Würde heiter, wie im Traum,
Und zufriednen Herzens sterben ...

Kurd Schrader



Austretender Hirsch

Georg Wolters

Von Dr. Benno Ludwig Manns

In Wolters' Malstube! An der Wand hängt eine Palette mit steinharten Farbenflecken. Die blicken wie gütige Augen herab. Geist ist gebannt in diese Scheibe von Holz. Karl Friedrich Deiker, der große Düsseldorfer, arbeitete mit ihr, bis sie der Tod ihm aus der Hand nahm. Für Georg Wolters, der Deikers Meisterschüler war, ist sie ein Fetisch geworden. In seiner Malstube schaut sie seinem Schaffen zu.

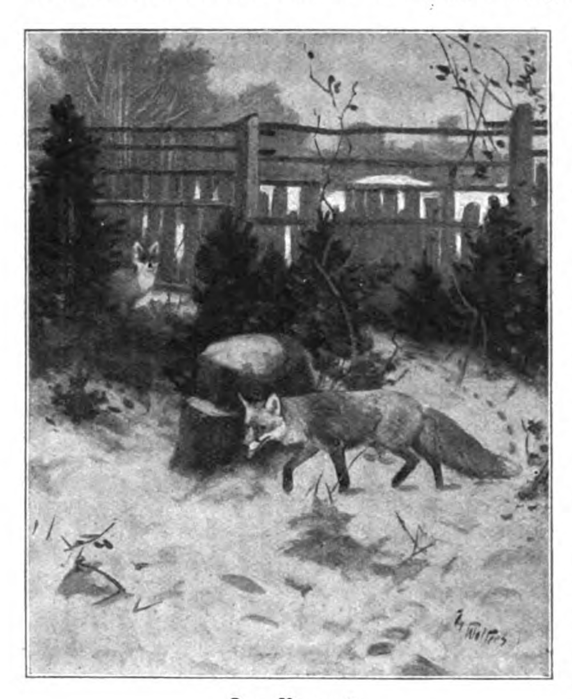
Wenn die Farbenaugen seitwärts blicken, sehen sie eine der frühesten Arbeiten von Georg Wolters, einen schleichenden Fuchs, an dem noch die korrigierende Hand des Lehrers gearbeitet hat. Blicken sie wegaus, sehen sie reife Meisterwerke, vor denen auch Deiker in der Ehrfurcht verharren würde, mit der man Tempel der Kunst betritt, besonders vor einem Werk, von dem sich Wolters nicht trennen mag.



Georg Wolters. Relief von Eugen Kircheisen

Einfachstes Motiv: ein schottischer Schäferhund vor Blumen und Blattwerk. In der Ausführung eine Farbensymphonie und ein Hymnus auf die Liebe zum Tier, von dem nur Toren sagen können, ihm fehle die Seele.

Treten wir näher und prüfen die Technik, dann erkennen wir eine Meisterhand, die das Tasten und Suchen längst überwunden hat. Mit sicheren Pinselzügen, wie etwa Anders Zorn Menschengesichter malt, so malt Wolters die Physiognomie des Tieres. Wie Franz Hals beseelt er die Augen. Ich habe die grundgütige Treue eines edlen Hundes



Zur Ranzzeit

selten so naturwahr gemalt gesehen wie auf diesem Bild.

Und doch ist das mehr als sichere Nachbildung der Natur. Das erkennt der Beschauer, wenn er beim Betrachten des Bildes sich selber beobachtet. Der prüfende Blick löst sich allmählich von der farbenfrohen Umwelt und bleibt auf den *Augen* des Hundes haften. Da schaut Seele in Seele, Menschenseele in Tierseele. Das ist es, was uns die künstlerische Größe eines solchen Bildes verrät. Im Technischen mögen Wolters viele Tiermaler erreichen. In der bildlichen Wiedergabe eines *Tiercharakters* sind nur wenige ihm gleich.

Der Hirt auf der Weide erkennt jeden seiner Schützlinge, teils am Gebaren, noch mehr an der Physiognomie. Die ist beim Tier wie beim Menschen das Charakterschild. Wer es entziffern will, muß sehen lernen.

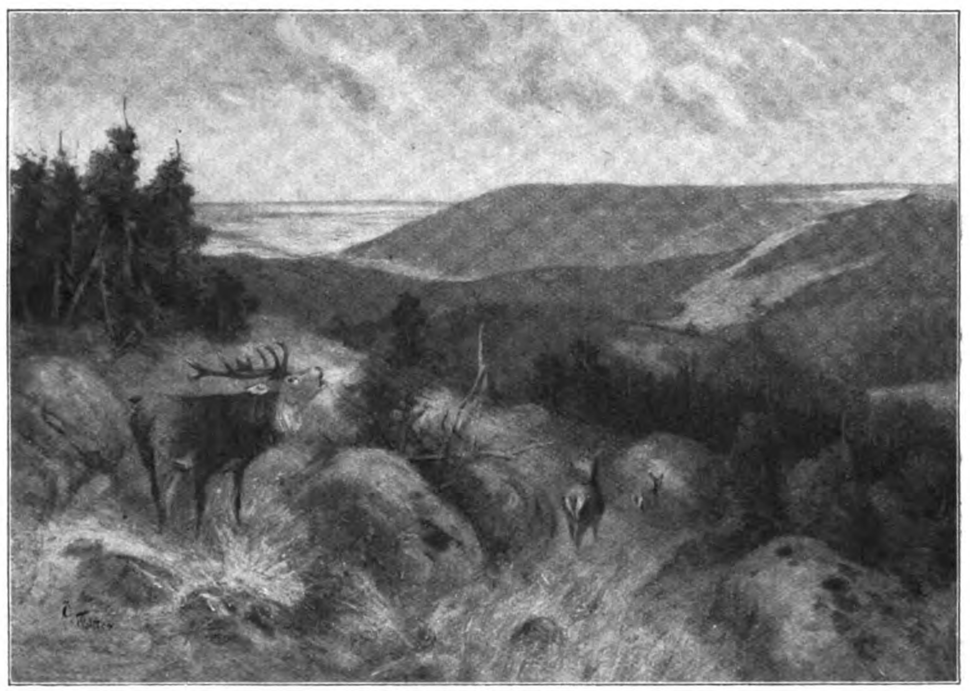
Aber was ist Sehen? — Es ist ein Unterschied, ob man allein mit den Augen oder mit Augen und Seele sieht. Wenn Wolters Menschen der *Gesellschaft* porträtiert — er kann auch das! —, dann gelingen ihm gute, sehr gute Bilder. Und doch verraten sie, daß Wolters in *diesem* Falle mehr mit den Augen als mit der Seele sieht. Sein Herz, seine Liebe ist nicht dabei. Wo Damen in seidener Robe, Herren in Smoking und Frack auf tastenden Lackschuhen über spiegelblanke Parkette schreiten, ist dieser Meister nicht daheim. Nur dort ist er daheim, wo Menschen in einer stillen Welt das Glück in Winkeln suchen oder fern im Wald den Pulsschlag der Natur belauschen. Dort *sieht* er mit Auge und Seele und *malt* mit Auge und Seele. Es ist die Welt der Sperlingsgassen-Romantik.

In seiner »Chronik der Sperlingsgasse« schreibt Wilhelm Raabe: »Welche Winterabende waren das, wenn ich dem alten weißbärtigen Manne, den ich Oheim nannte, auf dem Knie saß, mit den Quasten seiner Jägerpfeife spielte und seinen Geschichten und Sagen lauschte, während die Hunde zu unsern Füßen schliefen und träumten und nur von Zeit zu Zeit aufhorchten, wenn der alte Karo draußen anschlug!«

Das ist die Welt, aus der Wolters stammt und der er als Mensch wie als Künstler treu geblieben ist. Die halbe »Chronik der Sperlingsgasse« tut sich vor einem auf, wenn man das Elternhaus Georg Wolters' betritt, in dem der Künstler heute wohnt, nachdem ihn der Föhnwind des Lebens durch die Lande getrieben hat. Haus und Stuben sind wie einst, und die Obstbäume in dem großen Garten, wo an sonnenfrohen Tagen der Meister vor seiner Staffelei steht, tragen Früchte wie



Alttier mit Kalb



Blick vom Rénneckenberg

ehedem. Aber die »Chronik der Sperlingsgasse« spricht: »Wo ist der alte Mann mit den ehrwürdigen grauen Haaren, welcher da allabendlich seine Blumen zu begießen pflegte? Wo ist — wo ist meine Mutter? Keine freundliche Stimme antwortet! Ich selbst habe ja graue Haare. Vater und Mutter schlummern lange in ihren vergessenen, eingesunkenen Gräbern.« Wohl, alter Wilhelm Raabe, Gräber können vergessen werden, geliebte Menschen niemals. Besonders seine Mutter liebt Wolters über das Grab hinaus. Sie war ihm viel, sie war ihm alles. Von ihr empfing er den Kunstsinn, bei ihr fand er das Verständnis, nach dem die Jugend dürstet, bei ihr holte er sich Mut zum Ringen, das schon in der Kindheit begann, als er im Alter von acht Jahren für seinen Vater ein Bild zeichnete. Was weist es auf, das Bild? — Natürlich Hirsche! Es hängt noch heute an einer Wand im Hause an der Sperlingsgasse.



Zur Brunftzeit

Das Braunschweiger Adreßbuch meldet, das Haus stehe in der Spohrstraße. Das ist wahr, und es ist auch nicht wahr. Denn als es gebaut wurde, hatten sich die Mietskasernen der lauten Stadt noch nicht so aufdringlich vorwärtsgeschoben, um das stille Haus, das sich nicht wehren konnte, meuchlings zu umzingeln. Man stelle einen Roman von Wilhelm Raabe zwischen eine Dichtung, sagen wir von Gerhart Hauptmann und eine von Frank Wedekind, dann hat man einen Begriff,



Hirsch (Naturstudie)

wie sich das Haus der Wolters zwischen zwei »modernen« Häusern ausnimmt, deren Grundriß nicht mit dem Zeichenstift des Künstlers, sondern mit der Maurerkelle entworfen wurde. Es ist vereinsamt mitten in der lauten Stadt, ist eine Insel im Häusermeer, und sein Bewohner sorgt dafür, daß der Alltaglärm des Lebens an den Gestaden dieses Eilandes zerschäumt. Deshalb sage ich: das Haus steht in der Sperlingsgasse.

Ganz in der Nähe wohnte früher Wilhelm Raabe. Da waren noch Kornfelder die nächste Nachbarschaft. Von keiner Mietskaserne behindert, grüßte Schloß Richmond herüber, die Sommerresidenz der braunschweigischen Herzöge, und Mutter Natur reichte auf gütiger Hand die alten Parkanlagen des Schlosses mit ihren großen Wasserflächen, ihren Fasanerien und Habichtskörben in dichten Schilfbrüchen, während sie in der Ferne die Berge des Harzes zeigte und dem Knaben zuflüsterte: »Ich weiß, mein Sperlingsgassenbewohner, dort in den B e r g e n wohnt deine Sehnsucht.«

Aber bleiben wir noch ein Weilchen in der Sperlingsgasse! Wilhelm Raabe schreibt in seiner »Chronik«: »Ich behaupte, ein angehender Dichter oder Maler dürfe nirgends anders wohnen als hier.« In der Sperlingsgasse! Wolters hat ihm den Beweis geliefert, daß er wieder einmal recht hatte, der alte Weltweise.

Einen Band seiner »Chronik« hat Raabe dem Vater Wolters' geschenkt und hat hineingeschrieben: »Dem Oberbauer — der Sperlingsbauer!« Es ist lange her. Es war im Jahre 1873. Die Beziehungen der beiden Familien waren sehr eng, und Raabes Einfluß auf den werdenden Künstler ist unverkennbar. Eine Kleinigkeit ist für Georg Wolters' ganze Entwicklung und für seinen Charakter bezeichnend: In dem Lebensalter, in dem seine Kameraden Marryat und Cooper lasen, gab ihm seine Mutter jenen Band der »Chronik«, und schon der Knabe entdeckte in diesem Buche einen Teil seiner Welt.

Auch Raabes persönlicher Einfluß auf Wolters war groß. In ein Exemplar des »Dräumling«, das Wolters besitzt, hat die Gattin Wilhelm Raabes geschrieben: »Zum freundlichen Gedenken an den, der Ihren Herrn Vater liebte und auch Ihnen wahres Interesse schenkte.« Dichter und Maler sind ja wesensverwandter, als sie selber glauben. Nur ihr Handwerkszeug ist verschieden.

In mehreren Fassungen hat Wolters ein Bild gemalt, das die Sperlingsgassen-Romantik am deutlichsten zeigt: Ein Forstmann sitzt auf einer Bank vor seiner Heimstatt und säugt ein Hasenjunges mit einer Flasche voll Milch. Sein Jagdhund sitzt dabei und schaut zu. Ein Idyll, das e r l e b t sein muß, ehe es gemalt werden kann, wie es Wolters malt. Alle drei Gestalten, der Mensch und die beiden Tiere, sind beseelt. Sie atmen Gemeinschaft in häuslichem Frieden. Verständnisvoll, beinahe väterlich blickt der Hund auf diesen zieren Sprößling der großen Familie Mümmelmann, die er sonst befehdet, und aus den Zügen des Försters spricht das Schönste, das Wolters im Menschen kennt: die Liebe zum Tier. Wo ist dieser Förster beheimatet? Wo ist er fremd?

In Braunschweig befindet sich eine eigenartige Kneipe, die Auerbach gehören könnte, ein Lokal, in dem man nicht sehr verwundert sein würde, wenn um Mitternacht Mephistopheles herein-

käme und aus einem Tische Wein zapfte. Die Brander und die Siebel fehlen niemals. Künstlerkeller nennen sie diese Heimstatt der Nachtmaren. Die weißgekalkten Wände tragen Bildwerke braunschweigischer Maler. Von besonderem Reiz ist die eine Wand, und zwar durch das bewußt Nichteinheitliche ihrer Malerei. Sie ist ein Skizzenblatt, auf dem wohl zwölf Maler Bilder gespendet haben. Impressionismus paart sich mit Expressionismus, Realismus mit Naturalismus. Kurzum: es ist eine »Ismen«-Wand. Und doch sitzt in der bewußt uneinheitlichen Korona der Gestalten jener Forstmann aus dem Bilde von Wolters, den der Meister an die gekalkte Wand kopierte, wie ein fremder Gast. Mephisto würde vor ihm erschrecken, wie vor der Schlichtheit des Kreuzes. Man überlegt, warum das so ist. Liegt es am Motiv? Ist eine Karikatur, die unmittelbar daneben steht, an dieser Wirkung schuld? — Nein! Es liegt an der Naturauffassung und an Wolters' Verhältnis zur Natur, die sein Verhältnis zur modernen Kunst bedingt. Wolters hat sich nie in eine »Schule« zwängen lassen, hat niemals vor dem Lehrstuhl einer Theorie gesessen. Nur von der Natur hat er gelernt, immer wieder gelernt und ist den zahllosen »Ismen« der grauen oder — meinetwegen — bunten Theorie wie Feinden seines Schaffens aus dem Wege gegangen.



Hasenpflege

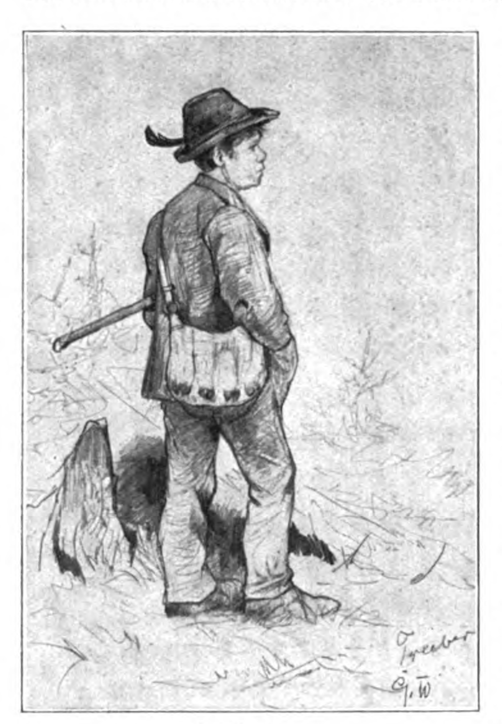
Prüft man diesen Künstlerglauben mit Herz und Sinn, dann kommt man zu dem Schluß, daß in der Welt der Tiere die »Ismen« keine Stätte finden. Die Tierseele ist im Vergleich zur Menschenseele viel zu wenig kompliziert, viel zu wenig von Leidenschaften aufgewühlt, als daß ihre künstlerische Wiedergabe Experimente vertrüge, die aus menschlicher Leidenschaft und menschlicher Spekulation entstanden sind. Ein »Ismus«, der dem Tierbild etwas dem Tiere Wesenfremdes aufzwingt, wird aus der Tiergestalt eine Karikatur machen.

Das gleiche gilt, wenn auch etwas mehr bedingt, von der Umwelt des Tieres. Infolgedessen ist Wolters' Förster in der »Ismen«-Korona des Braunschweiger Künstlerkellers ein fremder Gast.

Natürlich besteht die Möglichkeit, daß dann und wann ein Tierbild oder ein Bild aus der Sperlingsgassen-Romantik auch auf den theoretischen Keilrahmen eines »Ismus« paßt. Gerade bei Wolters' Bildern ist das vielfach der Fall. Das Wie der Darstellung und der Auffassung richtet sich nach dem Was, wenn man auch schließlich an der Technik immer wieder erkennt, daß das Bild von Wolters



Sankt Hubertus



Treiberjunge

stammt. Zum Beispiel sind die Landschaften, die Wolters malt, viel großzügiger ausgeführt als die von Kröner oder Zimmermann, die oft der Einzelheit zu viel Beachtung schenken. Wolters' Landschaften sind Umwelt für das Tier und helfen die Seelenstimmung des Tieres kennzeichnen. Infolgedessen betrachtet sie Wolters als Mittel zum Zweck, und zwar unbewußt und unwillkürlich. Die technische Ausführung ist demgemäß großzügig und illustrativ. Einzelheiten würden den Gesamteindruck schädigen.

Ein typisches Beispiel ist sein berühmter »St. Hubertus«. Im Vordergrund der kniende Jäger und seine Hunde. Der eine — prächtige Beispiele Woltersscher Physiognomik! — duckt sich vor der Lichtfülle des heiligen Hirsches und staunt hinüber, schwankend zwischen Angriffslust und lähmender Angst. Der andre wendet sich vom Hirsche fort und mimt Gleichgültigkeit, ohne seine Erregung verbergen zu können. Scheuend hinter ihnen, die Nüstern gebläht, das Roß. Weiter im Hintergrund der heilige Hirsch mit dem Kreuz.

Alle Gestalten sind sorgfältig gemalt und dramatisch belebt. Die Landschaft ist Mittel zum Zweck. Ein Waldausschnitt mit düsterem Hintergrund, der die Lichtfülle des Hirsches hebt. Links ein Stamm mit Buschwerk und Gestrüpp, rechts eine Eiche, von der ein knorriger Ast die Szene so überragt, daß der Waldeingang wie eine Kirchenpforte wirkt. — Also ein expressionistischer Gedanke, wenn man so will! Aber dieser Gedanke wurde von dem schaffenden Meister gedacht oder mit dem Instinkt des echten Künstlers gebildet, lange bevor der Expressionismus als Schule erstand.

Das dramatisch Belebte, das der »Hubertus« zeigt, ist überhaupt ein Wesenszug des Meisters. Von erschütternder Tragik ist der »Wildschütz«, eine Guaschzeichnung.

Ein Duell im Wald! Vorn der Wildschütz, im Hintergrund der Förster. Den Wildschütz trifft die Kugel. Er stürzt. Auf seiner rechten Schulter lastet noch das Gewehr, das er auf den Förster anschlug. Im Entsetzen duckt sich der Kopf nach vorn. Die fiebernde linke Hand — ein Meisterstück für sich! — wehrt sich gegen das Unabwehrbare. Die Finger sprechen, schreien: »Ich wollte nicht! — Es kam über mich wie fremde Gewalt! — Halt ein! — Zu spät!«

Das Original dieses Bildes, das vielleicht das hervorragendste Werk des Meisters werden kann, sah ich in Wolters' Malstube. Wenn die Knechtschaft des Erwerbs ihm Zeit läßt, will er es in Öl malen.

Knechtschaft sage ich. Die Not des Deutschtums ist nur an wenigen Türen vorübergegangen, an Türen, die in Malstuben führen, am allerwenigsten. Wolters arbeitet viele Gemälde auf Bestellung. Das ist selbstverständlich. Nicht selbstverständlich ist es aber, wenn ein Besteller verlangt, daß seiner, nicht des Künstlers Idee



Treiber



Tiroler Jäger

Genüge geschieht. Das ist die Knechtschaft des Erwerbs. Nicht die Arbeit um Brot, nicht das tägliche Schaffen um Gewinn hindert den Künstler, sondern der Wille andrer, wenn er sich ihm aus Gründen des Erwerbs nach hundert vergeblichen Protesten unterwerfen muß.

Der Lebensweg, den Georg Wolters gegangen ist, war schon vor der Verarmung Deutschlands kein Promenadenweg. Steil und uneben war er wie die Bergpfade, auf denen der Meister als Jäger und Maler mit Büchse und Zeichenstift durch den Forst zog.

Lachend erzählt Wolters von seinem ersten Erwerb. Er war noch ein Junge, als ihn der »alte Langheld«, herzoglicher Förster und Küchenjäger, ein Original der alten Zeit, mit auf die Jagd nahm, auf die Hühnerjagd. Hier sah er die Hunde arbeiten, studierte das Hühnervolk und die Schützen und griff, weil ihm der alte Langheld das Schießen noch nicht erlaubte, zum Zeichenstift. Die Zeichnungen verkaufte er dann an die Jäger. Fünf Mark bekam er für das Stück! Fünf Mark!

Lieber Himmel, der verlorene Krieg hat für die deutsche Kunst Zeiten gebracht, in denen man einen Maler, der noch keinen Namen hatte, mit zweitausend Papiermark bezahlte, die nicht halb soviel wert waren wie jene fünf Mark, die Wolters als Junge für eine kleine Zeichnung bekam. Damals war Wolters ein Krösus. Da winkte ihm das rauhe Leben.

Als ihm der alte Langheld, dessen Sohn mit Wolters auf der Schulbank saß, ein altes Schrotgewehr schenkte und ihn auf den Rehbockanstand mitnahm, stand das Leben hinter einem Baum, lauernd wie der schußbereite Tod auf einem Triptychon des Meisters. Werde Förster! sagte es ihm. Und Wolters ging zum Försterberuf, wie ein Dichter unter die Seeleute geht. Die Fernensehnsucht des Künstlers trieb ihn hin, wohin das Leben zeigte. Und das Leben log.

Eine Lehrstelle war schnell gefunden. Im herrlichen Marienthaler Revier des Lappwaldes, wo seit Jahresfrist sein junger Freund Langheld hauste, war eine frei, und der Forst mit seinem Rotwild auf freier Wildbahn wartete auf den Künstler mit einer Welt von Schönheit. Aber die Lehrstelle in dieser schönen Welt wartete auf den werdenden Forstmann, der zum guten Jäger und pflichtgetreuen Beamten erzogen werden sollte. Der Künstler im Forst war regelrecht auf einen Holzweg geraten.

Aber auch mit den Holzwegen ist es ein eigen Ding. Der Braunschweiger Weltweise sagt über sie in seiner »Chronik der Sperlingsgasse«: »Die Holzwege laufen alle der großen Straße wieder zu, nachdem sie an irgendeiner schönen, merkwürdigen, lehrreichen Stelle vorübergeführt haben. Ich, der Fußwanderer, habe nie so viel



Im Anschlag liegend



Schnupfer

Erfahrungen für den Geist, so viel Skizzen für meine Mappe heimgebracht, als wenn ich mich verirrt hatte.«

Georg Wolters hatte sich verirrt, aber der Holzweg führte wieder der großen Straße zu, und wenn der junge Künstler, der Forstmann werden wollte, diesmal auch keine Mappe von Skizzen heimbrachte, so nahm er doch ein Herz voll Bilder mit und hatte auf dem Irrweg sich selber gefunden.

Ihn rief der Tod aus dem Forst. Seine Mutter war gestorben. An ihrer Bahre führte der Irrweg auf die große Straße. Wolters nahm das kleine Erbteil, das ihm zufiel, als Felleisen und wanderte, von den Segenswünschen seines alten Vaters begleitet, ins heilige Land der Kunst.

Nach München ging die Reise. Frau Sorge wanderte mit, hockte in der Akademie neben dem Zeichenbrett und stellte sich grinsend neben die Staffelei: zu jahrelangem Zwiegespräch. Wolters rettete sich vor ihr in die Philosophie Carlyles: Arbeiten und nicht verzweifeln! Er arbeitete Tag und Nacht, um vor allem seine zeichnerische Technik zu vervollkommnen, und fristete sein Leben aus den Einnahmen, die ihm kleine Illustrationen für Jagdzeitungen brachten. Der Irrweg im Forst von Marienthal wurde ihm hier zum Gewinn. Was er als Jäger gesehen und gelernt hatte, gestaltete sich zum Bild.

In Fachkreisen fielen seine Zeichnungen auf. Unter anderm wurde der künstlerisch und literarisch gleich begabte Otto Grashey auf ihn aufmerksam, einer der besten bayrischen Weidmänner, ein zweiter Kobell, der als Schriftleiter des »Jäger« in der Lage war, den jungen Maler wirklich zu fördern. Grashey war es auch, der Wolters in die Hochgebirgswelt einführte und es durch seinen Einfluß ermöglichte, daß der Künstler an Gemsjagden teilnehmen konnte. Nun wurden die Skizzenmappen übervoll.

Die Akademie rückte Wolters' Gesichtskreis immer ferner. Was bedeutet denn die Akademie? Wer etwas kann, der lernt. Wer nichts kann, lernt niemals. Für Wolters war es bezeichnend, daß er nicht ungern in der Akademie saß, daß er aber die meisten Stunden des Tages vor dem Lehrstuhl der Natur verbrachte. Da sprach endlich Wilhelm von Diez in der Akademie ein Machtwort: »Wolters, Sie sind ein so ausgesprochenes Talent für die Welt der Tiere, daß es für Sie Zeit wird, sich zu spezialisieren. Gehen Sie zu Deiker nach Düsseldorf!«

Ehrfurcht im Herzen und ein paar Empfehlungsbriefe in der Tasche, erschien Wolters bei Deiker. Bei dem wogen Empfehlungsbriefe nicht viel. Wer sein Schüler werden wollte, mußte sich selber empfehlen: durch Leistungen. »Zeichnungen? — Her damit!« — Es ging ans Prüfen. Deiker, eine Gottfried-Keller-Gestalt, strich seinen Vollbart, der buschiger war als das Grundholz im Hochgebirge, und war



Kuhhirt mit Hunden

zufrieden. Mit Vorbehalt! Erst mußte Wolters noch ein Jahr bei Sonnengold und Winterglast im Harz verbringen und Naturstudien treiben, denn auch für Deiker war die freie Gotteswelt die beste Akademie.

In diesem Jahr hat Wolters den Grund gelegt für seine fabelhafte Naturkenntnis, die ihn heute befähigt, den Hochwald mit sämtlichem Getier in der »Sperlingsgasse« zu malen. So arbeitete Böcklin, scheiterte aber oftmals an den Proportionen seiner Gestalten. Er verzeichnete sich. Noch vor kurzem habe ich in der reichen Gemäldesammlung des Herrn Buchenau auf Niendorf bei Lübeck seine wundervolle »Geburt der Venus« gesehen. Das Bild ist ein Traum von Schönheit. Aber der Hals der Venus ist verzeichnet. Durch einen einzigen kleinen Schattenfehler wirkt er wie ein aufgerolltes Blatt. Solche Verzeichnungen sind bei Wolters unmöglich. Er hat die Menschen und die Tiere seiner Welt so genau studiert, daß er mit wenigen Kohlestrichen jede optische Verkürzung markiert, in seinen Zeichnungen und Gemälden jede Muskel anatomisch genau wiedergibt, jede Bewegung mit der Sicherheit einer Momentphotographie trifft. Hier zeigt sich das Erarbeitete, das vom Talent zwar bedingt ist, aber niemals vom Talent ersetzt werden kann. An Böcklin, dem großen Böcklin, hat sich der Mangel an Naturstudien gerächt.



Harzer Kuhhirt (Plastik)

Ich nenne Böcklin, weil Wolters ihm in mancher Beziehung wesensverwandt ist: nicht in der Technik, nicht in der Welt seiner Kunst, sondern in der Arbeitsweise und in seinem Verhältnis zur Kunst. Wolters, den bald alle Welt als Zeichner kannte, wäre als Maler weit früher bekannt geworden, wenn er sich hätte entschließen können, Ausstellungen zu beschicken. Diesen Schaustellungen ist er von jeher so abhold gewesen wie Böcklin. Fast noch mehr als der. In seinem Verhältnis zur Natur ging er andre Wege.

Wer sich einen Begriff machen will, mit welchem Fleiße Wolters studiert hat, der muß den Stapel von Ölskizzen sehen, der in seiner Malstube liegt. Für Wolters enthält der Stapel »Zeug«. Ich habe manchen meisterlichen Wurf darunter entdeckt.

Allein in jenem Jahr im Harz entstanden nicht weniger als 86 Studien, darunter lebensgroße Stücke. Alles »Zeug«! Wolters zeigt es nur seinen nächsten Bekannten, wenn es ihnen gelingt, seine polternden Proteste zum Schweigen zu bringen. Ich habe zu den Wenigen gehört. Für gewöhnlich erfährt man von Wolters alles nur Denkbare über andre und nichts über ihn

selbst. Er erzählt von Förstern und Treibern, närrischen Originalen im Hochwald, von Ibsens Münchner Zeit, von Wilhelm Raabe und tausend andern in sprudelndem Humor. Von sich selber erzählt er nichts. Ich möchte den Reporter kennenlernen, dem es gelänge, von Wolters zu erfahren, was man gemeinhin den Lebenslauf nennt. Es müßte ein fabelhafter Kerl sein. Vorausgesetzt, daß er empfangen würde, könnte er vielleicht den Kaffee loben, den Wolters seinen Gästen vorsetzt. Die Bohne kann tausend Mark kosten; er wird doch gekauft! Er könnte weiter erzählen, daß Wolters seine Jägerpfeife in der linken Rocktasche verschwinden läßt, wenn unerwarteter Besuch kommt, daß die Stuben so aussehen, wie es einem Hause in der Sperlingsgasse geziemt, und daß Wolters famos erzählen und geradezu homerisch lachen kann. Als Stoff für ein Feuilleton ist das ein bißchen wenig. Sein Herz hat Wolters noch niemals auf den Präsentierteller gelegt. Infolgedessen hat er auch niemals Gemäldeausstellungen beschickt.

Deiker war ähnlich besaitet. In Düsseldorf hauste Wolters in derselben Straße, wo Deiker wohnte. Er war mehrmals dort. Zwischendurch rief ihn immer wieder der Harz, die »Akademie«. Dort traf er zeitweilig mit Kröner zusammen. Auch mit dem Landschaftsmaler Adolf Schweizer hat er oft im Harzer Wald gesessen, den er noch heute gern mit Büchse und Palette durchstreift.

Eine Harzer Geschichte machte ihn zum Plastiker — »so zwischendurch einmal!« — und veranlaßte ihn, sich im Elternhause zu Braunschweig eine dauernde Arbeitsstätte zu schaffen. Die Fürstlich Stolberg-Wernigerodische Hüttenverwaltung zu Ilsenburg begann den Kunstguß, der inzwischen weltbekannt geworden ist, und beauftragte Wolters, den Modelleuren Tierzeichnungen zu liefern. »Man denke! Als ob ein Modelleur in der Lage wäre, nach einer Zeichnung eine Plastik zu liefern, die meinem Gedanken entspricht!« Wolters überlegte nicht lange und modellierte die gewünschten Tiere und Gruppen selber. Auf diese Weise ist der »Harzer Kuhhirt« entstanden, eine Statuette in Bronze, die durch die großen Ausstellungen in Berlin und München bekannt wurde und unter anderm in die Sammlung des Genfer Museums überging. Auch zahlreiche Private besitzen dieses Meisterstück.

Vorläufig ist der Zeichner und der Plastiker Wolters in weiteren Kreisen bekannter als der Maler. Zeichnungen von seiner Hand sind ja in fast sämtlichen illustrierten Zeitschriften Deutschlands, Österreichs und der Schweiz erschienen. Stark verbreitet sind die Mappenwerke »Wald und Weidmann« und »Weidmannslust« (beide verlegt bei Jos. Albert in München), und »Eine Kaiserjagd bei Blankenburg« (verlegt bei Zwißler in Wolfenbüttel). Gemäldereproduktionen erschienen bei Albert und Hanfstängl, aber Ausstellungen wurden nicht beschickt. Auf keinen Fall! »Ein Gemälde verlangt individuelle Behandlung in jeder Beziehung!« sagt Wolters. »Basta!«

Schließlich hat er recht. Ich denke immer an den Künstlerkeller, wenn er's sagt, denke an den fremden Gast in der »Jsmen«-Korona. Sollte ihr Mephistopheles schließlich doch einmal einen Besuch abstatten, dann wird er den Wolters-Förster an der Wand von fern betrachten, gebannt von der Schlichtheit dieser Gestalt, und wird über den Meister sagen: »Geduld will bei dem Werke sein. Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig. Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.« Dann könnte, um den Menschen und den Künstler Wolters zu kennzeichnen, auf das Siegel seines Lebensbuches der alte Goethe sein Petschaft drücken, auf dem geschrieben steht:

Alles um Liebe!

Herbstwanderer

Die Georgine schwankt in ihrer Kühle
Und schwatzt mit grellen Farben in die Stunde.
Ein allerletzter Schwalbenflug
Und Nebelherden schwärmen trostlos in die Runde.

Ein Sturm wacht auf
Und reißt in Fetzen wild die Nacht.
Kein Stern, kein Licht,
Kein Bett, das einer mir zurechtgemacht.

Ich bin so müde von der langen Wanderschaft,
So müde wie die Blätter unter meinen Füßen sind.
Mein Weg verweht, mein Weg vergeht:
O fühlt' ich nur den süßen Hauch von einem Kind!

Max Jungnickel



Adam Kunz: Stilleben

Bergneid

Novelle von Erich August Mayer

Vor der Ventadellahütte, die sich einsam inmitten des ungeheuren Felsentheaters des Monte Gruvon erhebt, stand breitbeinig ein alter weißbärtiger Bergführer. Einen vergilbten schäbigen Filzhut hatte er auf das langsträhnige weiße Haar gedrückt, die linke Hand hielt die in den Bart hineinhängende Pfeife, die Rechte wühlte in der Tasche der langröhrigen und gleichsam fettglänzenden Lederhose, die knapp bis zu den mächtigen Bergschuhen herabreichte.

Er kniff die Augen zu vor dem blendenden Licht, das die aufgehende Sonne über Bergspitzen und Eisflächen der weithingebreiteten Gebirgswelt fluten ließ, und prüfte die Aussichten für das Wetter des eben heraufsteigenden Tages. Der Himmel brannte in helleuchtenden Farben, die Bergspitzen zeichneten sich rosenrot ab von dem sonnendurchfluteten Hintergrund, und tiefschwarz schwiegen im Tale unten die Nadelwälder. Ein Bild von berauschender Schönheit.

Aber dem alten Führer wäre es lieber gewesen, es hätte anders ausgesehen. Ein Morgen, der in tausend Farben schillert, bringt gerne grauen Abend. Er warf noch einen mißtrauischen Blick auf die Cima Farrugon, ob sie nicht ihr unwetterverkündendes Nebeltuch um die Schultern gezogen habe. Doch nein! Frei hob sie ihr leuchtendes Haupt der Sonne entgegen, und der Gletscher unterhalb des Gipfels lag rosig überhaucht.

Der Alte schüttelte langsam den Kopf, paffte ein paar Tabakrauchwölkchen vor sich hin in die Luft, die der frische Morgenwind ihm sofort gleich blauen Fähnchen um die Ohren schlug, und schob sich dann mit schweren, im Geröll knirschenden Schritten auf die Hütte zu.

Als er die zwei Steinstufen emporsteigen wollte, öffnete sich die Tür, und in Begleitung eines seltsam hageren Bergführers, dem man den Südländer auf den ersten Blick ansah, trat ein hochgewachsener, schlanker junger Mann in kleidsamer Bergsteigertracht heraus.

»Guten Morgen, Ödhofer,« rief er dem alten Weißbart zu. »Herrgott,« fuhr er, ohne den Gegengruß abzuwarten, fort, »ist das wieder einmal ein Göttermorgen!« Er strich sich die blonde Locke, von der der Morgenwind sofort zu lustigem Spiel Besitz ergriffen hatte, zurück und atmete aus tiefster Brust.

Der Ödhofer brummte etwas Unverständliches und fuhr mit dem dicken Zeigefinger in die Pfeife, um nachzustopfen. Dabei musterte er behaglich den vor ihm stehenden jungen Mann.

»Na, Ödhofer,« sagte der, indem er die zwei Stufen herunterstieg und dem Ödhofer derb auf die Schulter schlug, »was wird heute mit dem Wetter?«

»No, so gar guat is's grad net, Herr Lienhart.«

»O du lieber Himmel,« lachte Lienhart auf. »Fangen Sie mir schon wieder in aller Herrgottsfrühe zu unken an, Ödhofer? Was wollen Sie denn? Die Cima Farrugon ist klar. Gucken Sie doch nur.«

Der Ödhofer schmunzelte behaglich. »No jo, heint holt's schon noch aus.«

»Na also! Und was morgen ist, das ist mir heute ganz gleich. Für heute bleibt es also?«

»Heint schon noch, obs net oba am Nachmittag trüab wird, des konn i net sogn.«

»Macht nichts! So, und jetzt hören Sie einmal, Ödhofer.« Lienhart war dicht neben den Alten getreten, schlug das rechte Bein leicht über das linke und stützte sich mit der Hand auf die breite Schulter des Bergführers. »Für heute habe ich was Besonderes vor.«

Der zweite Bergführer, ein Mann in den dreißiger Jahren mit einem Vogelgesicht, kratzte sich den Kopf.

»Ja, kratzen Sie sich nur den Kopf, Vibon, das macht mir gar keinen Eindruck,« lachte Lienhart. »Also, um kurz zu sein, Ödhofer, wir machen heute das Teufelsband.« Er trat bei den letzten Worten einen Schritt zurück, wie um den Eindruck seiner Worte beobachten zu können.

Dem Ödhofer hatte es einen kleinen Ruck gegeben. Im nächsten Augenblick sah er wieder so ruhig und unbekümmert drein wie vorher, ohne die Grimassen zu beachten, die ihm Vibon machte.

»Schneiden Sie keine Gesichter, Vibon,« sagte Lienhart und stellte sich so zwischen die beiden, daß sie sich gegenseitig nicht sehen konnten. »Na, also, heraus mit der Sprache, Ödhofer!«

»'s steht net dafür.«

»Warum nicht?«

»Weil's net ummi keimen.«

»Weil ich nicht herumkomme? Himmelherrgott, seid doch nicht so entsetzlich schwerfällig, Leutchen. Wenn ich mir das vor jeder Erstersteigung gesagt hätte, so hätte ich ja immer im Tal sitzenbleiben müssen. Man muß es eben versuchen.«

»Signor,« mischte sich Vibon ins Gespräch, »das Teufelsband ist kein gewöhnlike Band.«

»Hören Sie mir auf mit Ihrem Aberglauben, Vibon! Jetzt hat er mir schon drinnen eine Viertelstunde lang alle möglichen Schauermärchen erzählt, von einer Bergfrau, die einen beim Schlafittchen packt, wenn man übers Teufelsband will, und vom Teufel, der jeden, der sich hinwagt, unfehlbar in die Randkluft hinunterbefördert, und was sonst noch für Gewäsch. Das läßt mich ganz kalt, Vibon. Das heißt nein, es läßt mich nicht kalt, sondern es

macht mir nur noch mehr Lust, Euch mit Euren verrückten Bergmärchen tüchtig hineinzulegen.«

»Eh?« machte der Italiener und wackelte mit dem Kopf.

»Ja, eh,« spottete ihm Lienhart nach. »Und wenn die berühmte Bergfrau kommt, so werde ich ihr sagen: Ich bedaure sehr, Signora oder Signorina — denn ich weiß nicht, ob die Dame verheiratet ist —, ich bin hartnäckiger Junggeselle, habe gar keine Lust, mich in Liebesabenteuer zu stürzen, bemühen Sie sich nicht weiter, beglücken Sie andre, die dumm genug sind an Sie zu glauben, mit Ihrer reizenden Erscheinung.«

»Dio mio!« bekreuzigte sich der Bergführer und sah sich unwillkürlich um, als müsse er sich vergewissern, daß die gefürchtete Bergfrau diese Lästerungen nicht etwa gehört habe.

Lienhart hatte sich inzwischen wieder zum Ödhofer gewendet. »Also jetzt Spaß beiseite, Ödhofer! Machen Sie mit oder nicht?«

Der Ödhofer wiegte sich langsam in den Hüften und sah mit seinen blauen Augen starr nach der Bergwand gegenüber.

Lienhart machte ein ärgerliches Gesicht. Es lag auf der Hand, der Ödhofer war kein Freund der Sache. »So sagen Sie mir doch einen triftigen Grund, Ödhofer, warum wir dieses, ich muß schon sagen, verteufelte Teufelsband nicht machen oder zumindest nicht versuchen sollen. Sie glauben doch nicht auch an das Geschwätz da?«

»Na, bös net,« brummte der Alte. »Oba bis heint is no koa oanziger zruckkumma, der wos versucht hot. 's liegen schon an Stucker zwölfi unt unterm Eis.«

Einen Augenblick sah Lienhart nachdenklich vor sich hin. Dann schüttelte er die Bedenken von sich ab. »Ach was, das werden eben nicht die Richtigen gewesen sein.«

Der Ödhofer wiegte bedächtig den Kopf. »Kunnt i net sogn. San unterschiedliche, die wos net grad de schlechtesten gewes'n san.«

»Nicht wahr, Ödhofer?« nickte ihm Vidon zu. »Der Graf Vissanti und der große Bergsteiger, der Schellhofer. Oh, sehr gute Bergsteiger, besonders der Conte Vissanti. Ein großer Mann!«

»Ach du lieber Himmel! Vor einem Jahrzehnt, wo man vom Bergsteigen noch keine richtige Ahnung gehabt hat. Laßt mich damit in Ruhe! Und überhaupt, ich weiß nicht, warum ihr so tut. Es fällt mir ja nicht ein, euch zu zwingen! Ich will ja nichts andres, als daß ihr mich sichert, wenn ich um die Teufelsnase oder den Teufelsblock oder wie das Zeug heißt herumkommen will. Das bedeutet doch für euch keine Gefahr.«

»Zwegn dem wars net,« räusperte sich der Ödhofer, nahm die Pfeife aus dem Mund und sah Lienhart mit seinen scharfen Augen durchdringend an. »G'fürcht hot si der Ödhofer no nia in sein Lebn.«

»Das habe ich auch nicht sagen wollen, Ödhofer,« begütigte bereitwillig der Junge. »Das weiß ich, Ödhofer. Aber Sie werden doch begreifen, daß mich das ungeduldig macht. Es muß eben alles einmal versucht werden, immer und immer wieder versucht werden. Ist mir nicht bisher sozusagen alles gelungen? Und hat es nicht jedesmal noch geheißen, es sei unmöglich?«

Jetzt sah der Ödhofer nachdenklich vor sich hin. »Söll ischt wol wohr.« Mit einem Blick, in dem sich Achtung und eine Art von väterlichem Wohlwollen für einen wohlgeratenen Sohn mischten, streifte er den neben ihm Stehenden.

Lienhart fing den Blick auf. »Schaun Sie, Ödhofer,« sagte er, indem er seinen Arm um den mächtigen Nacken des Alten legte, »Sie werden mir doch keinen Strich durch die Rechnung machen? Sie werden mich doch die Gelegenheit nicht versäumen lassen? Geht's nicht, so geht's nicht. Aber stellen Sie sich vor, es bestünde doch eine Möglichkeit, hinüberzukommen! Stellen Sie sich das vor! Und ich müßte dann vielleicht über kurz oder lang lesen, daß ein andrer es gemacht hat!« Er ließ den Alten los und stampfte mit funkelnden Augen auf das knirschende Geröll. »Himmelherrgott, das könnte mich rasend machen!« Er verfiel wieder in den leicht schmeichelnden Tonfall. »Ödhofer, seien Sie nicht langweilig!«

Der Ödhofer paffte gewaltige Tabakwolken vor sich hin, ein Zeichen innerer Erregung, das Lienhart freudigst zur Kenntnis nahm. »I wüll,« sagte der Alte, jedes einzelne Wort langsam abwägend, »i wüll koan Christenmenschen net in de Gfohr einaloſſen. I muaß eams sogn.«

»Na ja! Und jetzt haben Sie mir's gesagt, und damit haben Sie vor Gott und den Menschen, wie es so schön heißt, Ihre Pflicht getan. Also gemacht! Wir gehn, Vidon! In einer halben Stunde brechen wir auf. Ich gehe noch meinen Kaffee trinken.«

Er nickte mit einem vergnügten Lächeln den beiden zu und ging ins Haus hinein. »Mutter Christa,« hörte man ihn drinnen mit einer hellen Stimme rufen, »ein tüchtiges Frühstück! Heute gibt es ein Gewaltstück zu bewältigen.

Und dann klang das Klappern von Geschirr in die Morgenkühle hinaus.

Die beiden Führer waren stehengeblieben, der Ödhofer starr und unbeweglich, der Italiener unruhig und fahrig. »Sie seien verruckt, Ödhofer,« rief er dem Bärtigen zu. »Ganz verruckt! Wie können Sie zugeben das? Auf dem Teufelsband ist warraftig der Teufel, und der Teufel wird uns hol' alle drei mitzusammen.«

Da wurde der Ödhofer fuchtig. »Und bös is mei Sach!« grollte er den Hageren an. »Und wanns Ihna net paßt, bleibens herunt hockn.«

Und mit gewaltigen Schritten ging er Lienhart in das Haus nach.

»Eh,« grinste ihn wütend der Italiener an. Und auf italienisch schickte er ihm nach: »Du wärst ja selbst froh, wenn du nicht so dumm gewesen wärst, ihm nachzugeben.«

Kopfschüttelnd wackelte auch er ins Haus. Auf der Schwelle blieb er noch einmal stehen. Ein verd... Teufelskerl, dieser junge Mann! Hatte er es doch durchgesetzt, daß sie zwei alten Bergführer mit ihm zusammen dem Teufel in die Arme rannten. Denn daß er, Vibon, zurückgeblieben wäre, wenn Lienhart etwas unternahm, das ... das kam ihm auch nicht im entferntesten in den Sinn.

»Diavolo!« murmelte er nochmals und ging ins Haus.

Einem Turm gleich aus mittelalterlicher Zeit, ein Bergfried, glatt und unnahbar, so steht der Felsklotz des Monte Gruvon inmitten der wildzerschlissenen Bergwelt, ein Riese an Höhe und Felsmasse.

Scheu blicken die wetterzermürbten Felsspitzen, die an seiner Südseite den Felskessel bilden, der seinen Namen trägt, zu ihrem mächtigen Beherrscher empor. Auf seiner höchsten Spitze, der unnahbaren Cima Farrugon, da thront gewaltig Majol, der Wettergott und König des Berglandes, und sendet von dort aus die furchtbaren Stürme, die grausam wie sonst nirgends die Schluchten und Täler durchjagen und die Wälder niederbrechen im Hohngelächter der Geister. Dort oben sammelt er die schaurigen Gewitter und jagt die Blitze hinab auf die furchtsam sich duckenden Zwerge rings um sich her.

Mächtig ist er und furchtbar, der Monte Gruvon.

Aber auch er trägt eine klaffende Wunde. Tief in seine innersten Felseingeweide frißt sich im Norden seiner Felsabstürze die Nordschlucht. Wie von einem ungeheuren Beil mit furchtbarem Schwunge hineingeschwungen, so klafft sie, ein Abgrund an Tiefe, in der Flanke des Monte Gruvon.

Feuchttriefende Felswände stürzen aus schwindelnder Höhe in unergründliche Tiefe, wo ewiges Eis in unermüdlicher Geschäftigkeit weiter hineinnagt in den felsigen Fuß des Gewaltigen. Bei jedem Unwetter tosen ungeheure Massen losgesprengten und losgewaschenen Sandes hinab und schneiden die Schlucht weiter ein in den Leib des Berges.

So spitz ist der Winkel, den die beiden Seitenwände der Nordschlucht bilden, daß diese am Ende der Nordschlucht, die aus dem Inneren des Berges aufklaffend sich mehr als zweitausend Meter hinauszieht, nicht mehr als eine Steinwurfweite voneinander entfernt sind.

Nirgends an diesen Felswänden findet sich auch nur ein meterlanger Weg für lebende Wesen. Scheu meiden die Gemsen die Nordschlucht, denn selbst der weißschimmernde Streifen, der sich wagrecht an der einen Felswand entlangzieht, das breite, scheinbar so wohl gangbare Band, ist ein Blendwerk des Teufels, das Teufelsband.

Listig ladet es den Bergsteiger zur Begehung ein und lockt ihn immer weiter hinaus in die Schlucht, wo dreihundert Meter hoch über dem Band spiegelglatte Wände hinaufjagen und unter dem Band siebenhundert Meter tief senkrechtes Gestein abstürzt. Weit führt es den Sorglosen hinaus. Dann aber an der düstersten Stelle, wo geheimnisvoll das Rauschen des Wassers aus der Eismühle und der gähnenden Randkluft der Tiefe heraufklingt, da quillt plötzlich die Bergwand über das Band, gleich einem ungeheuren Bauch wölbt sich das Gestein vor, das breit gangbare Band erstickt unter dem mächtigen Wulst, und der letzte noch übrige Winkel, in dem sonst zur Not noch ein menschlicher Körper schlangenartig sich durchwinden könnte, ist ausgefüllt von einem seltsamen Gebilde, dem Teufelsblock, der Teufelskugel, wie es der Volksmund getauft hat, einem ungeheuren Felsblock aus bröseligem, haltlosem Spaltgestein.

Niemals ward dieser Teufelsblock umgangen, und wer es versuchte, um ihn herum das auf der andern Seite wieder breit auftauchende Band zu erreichen, den riß die Bergfrau oder, wie andre meinen, der Teufel in die Tiefe.

Wer aber dort abstürzte, dessen Gebein ward nie wiedergefunden. Zerschmettert sank der Körper in die gähnenden Löcher der Randkluft, und krächzende Raben hielten auf den eisigen Rändern gierige Wacht.

Lienhart stand angeseilt und maß den Teufelsblock mit funkelnden Augen. Seine Muskeln spielten im Vorgefühl des nun kommenden Kampfes, und seine Lippen bewegten sich verächtlich, als wollten sie sagen: Warte nur, du Untier, ich werde dich schon noch unterkriegen!

Tückisch grinste der Felsblock ihn an, und einen Augenblick war es Lienhart, als griffen aus der Tiefe eisige Arme nach ihm herauf. Sollte ihm das törichte Geschwätz des Alten tatsächlich solch einen Eindruck gemacht haben? Lächerlich!

Er wandte sich nach den beiden Führern um, die sich im Gestein förmlich verankert hatten, um ihm bei seinem Todeswagnis alle menschenmögliche Sicherheit zu verschaffen. Trotz der schaurigen Großartigkeit des Ortes und der unmittelbar bevorstehenden Gefahr mußte Lienhart laut auflachen. »Vibon,« rief er, »ja, Vibon? Ja, wie sehen denn Sie aus? Sie wollen wohl ganz ins Gestein hineinwachsen?«

Vibon war in übler Stimmung. Den ganzen Weg herunter hatte ihm Lienhart in toll auf-

schneiderischer Art unerhörte Geschichten erzählt, von Geistern und Kobolden und teuflischen Mächten, alles in der Absicht, dem abergläubischen Führer noch gruslicher zu machen, als ihm ohnehin schon seit Beginn des Tages zumute war. Jetzt saß er förmlich in den von Teufelsband und Gesteinswulst gebildeten Winkel hineingeklemmt und starrte, zu einem lächerlichen Klumpen zusammengeballt, mit großen, weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Auf den Anruf Lienharts antwortete er nur mit einem mißgünstigen Grunzen.

»Ich kann Sie nicht verstehen, Vibon,« lachte Lienhart. »Soll ich der Bergfrau einen schönen Gruß von Ihnen ...«

Er kam nicht zu Ende, so entsetzte Augen machte der Bergführer. »Signor,« würgte er, »maken Sie keine Witze jetzt. Das ist Sünde.«

»Nanana,« begütigte Lienhart, »beruhigen Sie sich nur, Vibon! Ich mache keine Witze mehr.« Er warf ihm noch einen halb ernsten, halb spöttischen Blick zu, dann sagte er: »Leutchen, jetzt also Augen und Ohren offen halten, ich geh's an.«

Mit raschen Griffen prüfte er das um seinen Körper geschlungene Seil, dessen Enden die beiden Führer hielten, richtete sich auf, breitete die Arme aus, als gälte es einen Kopfsprung in einen See, und trat mit sicherem Tritt an das Ende des Bandes.

Zwei Minuten später war er verschwunden, und nur mehr das leise auf und ab schwebende Seil stellte die Verbindung her zwischen den beiden Männern, die auf sicherem Boden, förmlich mit dem Gestein verwachsen, dasaßen, und dem Kühnen da draußen, der ohne Verlaß auf das trügerische Gestein des Teufelsblockes, nahezu ohne Halt für seine Hände, auf kaum handbreiter Felsleiste in ewigem Gleichgewichtskampfe mehr schwebte als stand.

Unheimlich rieselte unter seinen Füßen und unter seinen behutsam greifenden Händen mobriges, feucht durchzogenes Gestein in die Tiefe. Mehr als einmal gaben sicher aussehende Tritte, auf die er vorerst versuchsweise den Fuß setzte, mürbe nach, mehr als einmal fühlte er, wie sich unter dem Griffe seiner Hände ganze Platten des Gesteins loszulösen suchten und nur deshalb hielten, weil er selbst biegsam sich an das Gestein anschmiegte und mit berggewohntem Tritt das schwankende Gestein eher an die Liegestatt preßte, als es von ihr loszulösen.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, und er hatte erst ein halbes Dutzend Meter hinter sich. Alle seine Muskeln und Fibern waren angespannt. Er wußte, wenn er fiel, gut — er würde vielleicht von den beiden gehalten werden, aber die Gewalt des Sturzes würde ihn doch am baumelnden Seile an die Felswände schmettern. Es war der Tod, der neben ihm schwebte.

Nach etwa acht Metern kam er an eine Stelle, wo das Gestein sicher war. Eine kleine, aber kräftige Felsnase diente ihm als Armstütze. Er konnte ausruhen. Aber weiter war kein Weg. Er beugte sich so weit vor als nur möglich, er renkte förmlich Arme und Beine aus, um nach einem neuerlichen Griff oder Tritt zu tasten — fruchtlos!

Höhnisch starrte ihm, kaum vier Meter weit von ihm, der Wiederbeginn des Bandes entgegen. Aber über die vier Meter führte keine Brücke. Ein einziger Tritt war noch zu sehen, aber er erschien ihm fragwürdig an Sicherheit. Sollte er? Natürlich, er mußte, und wenn ihn der Teufel holte! Er fühlte mit dem linken Fuß vor. Der Tritt hielt wider Erwarten. Auf einem Fuß hielt sich Lienhart über dem fürchterlichen Abgrund in Schwebe, blickte rasch aus, sah nirgends einen weiteren Halt und schwang sich mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte zurück.

Er hatte eingesehen, es war unmöglich.

Vibon betete. Es war das einzige, was ihm unter den obwaltenden Umständen als nützlich erschien. So murmelte er denn, was ihm einfiel, vor sich hin und ließ die Strähne des durch seine Hände laufenden Seiles gleich den Kugeln eines Rosenkranzes durchgleiten.

Eisern ruhig saß der Ödhofer. Sein einziges Denken und Trachten war der richtige Lauf des Seiles, das immer gleichmäßig gespannt sein mußte, wenn es dem Kühnen da draußen auch nur eine geringe Hilfe gewähren sollte.

Als er das Murmeln hinter sich hörte, kniff er die Augen zusammen und sah um so schärfer nach dem Seil. »Vibon!« brummte er.

»Eh?«

»Geben's Obacht!«

»Geb ich so!«

»Nacha is recht.«

Nach einer Weile fing Vibon an: »Ödhofer!«

»Han?«

»Keine zweite Mal geh ik mit bei so was.«

»Nacha bleiben's dahoam,« brummte Ödhofer.

»Ödhofer, das eißt den Immel versuken. Das ist Sünde.«

»Da ham mer schon g'färlichere Stückln g'macht,« suchte Ödhofer sich und Vibon neuen Mut einzuflößen.

»Eh, gefährlich! Was eißt gefährlik? Mit die Geister ist kein Spaß. Wo keine Geister sind, hist keine Gefahr. Aber wo Geister sind, da bleiben besser ganz weg.«

Eine Wellenbewegung des Seiles und ein leichtes Nachlassen der Spannung des Seiles kündigten an, daß Lienhart auf dem Rückweg sei.

»Her kommt,« flüsterte der Italiener und beobachtete gierig den Lauf des Seiles. »Her kommt zurück!«

Ein letzter Schwung, und Lienhart stand wieder bei den beiden Bergführern auf dem Teufelsband. Vibon atmete erleichtert auf.

Lienhart hatte ein mißmutiges Gesicht aufgesetzt. »Nichts zu machen,« stieß er ärgerlich hervor, indem er sich des Seiles entledigte, »gar nichts.« Und dann beschrieb er den Bergführern seinen ganzen gefährlichen Gang, Schritt für Schritt und Griff für Griff. Und die beiden hörten andächtig zu.

Als er geendigt hatte, saßen sie alle drei eine Weile stumm. Der Ödhofer vermochte sich den ganzen Weg nach Lienharts Beschreibung genau vorzustellen. Er kratzte sich nachdenklich den Bart. »Und auf der andern Seiten, do fangts wieder an, des Band?« fragte er unvermittelt.

»Ja, keine vier Meter weit, das ist ja die Gemeinheit! Beim letzten Tritt käme es nur auf einen Anlauf an, und man könnte hinüberspringen, aber wo den Anlauf hernehmen, wenn man immer nur auf zwei Zehen hängt?«

»Und untrisch is a nix?«

»Nein.«

»Und obmat a nix, koa vanzicher Griff?«

»Nein, wenn ich Ihnen schon sag', Ödhofer.«

»Und wenn S' den letzten Tritt mit an rechten Fuaß gmocht hätten und umgschwenkt warn ums Eck herum?«

Lienhart wurde ungeduldig. »Wenn ich Ihnen schon sage, Ödhofer, daß es nicht geht! Schau'n Sie selbst hin, wenn Sie mir's nicht glauben wollen.«

Der Ödhofer kratzte sich neuerlich den Kopf, sah den Block zwei-, dreimal mißtrauisch an, dann stand er auf und begann sich anzuseilen.

Erstaunt sah Lienhart, der sich niedergekauert hatte, zu ihm empor. »Sie wollen doch nicht wirklich, Ödhofer?«

»Ah, warum net?« sagte der ganz unternehmungslustig.

»Ödhofer, sein Sie nitt verrudt!« mischte sich Vibon ein.

»Bin gor net verruckt,« brummte Ödhofer und zog sich den Hosenriemen fester. »A weng anschaun möcht i mer die Gschicht.«

»Sie, Ödhofer,« sagte Lienhart, »es ist kein Spaß.«

»I woaß eh.«

»Das Gestein bröckelt überall ab wie Mehl.«

»Ahm.«

»Ob das Ihr Gewicht aushalten wird?«

»Bin net vül dicker wia Se, Se san davur um a Trumm größer, 's wird si völli gleichbleiben.«

»Ödhofer, Sie sind kein Jüngling mehr.«

»Woaß i eh, zwoaandsechzig wern's san.«

»Denken Sie doch an Ihre Familie!« sagte Lienhart nervös.

Der Ödhofer stand und sah Lienhart verwundert an. »Heint in der Fruah hams mi ausglacht und hams gsagt, i trauet mi leicht net. Und jetzt, wos mi gfreun tat, drahns es um.«

Lienhart wich seinem Blick aus. »Machen Sie, was Sie wollen!«

Der Ödhofer sah den Block an. Etwas wie jugendfrischer Unternehmungsgeist blitzte in seinen Augen auf. »A so a Teifi!« murmelte er.

»Ödhofer, bleiben sie da!« krächzte Vibon.

»A wos!« gab der Ödhofer zurück. »Heut gfreuts mi amol.« Und damit schwang er seinen gewaltigen Körper über die erste Einkerbung des Bandes zum Block hinüber.

Der Ödhofer hatte, wie viele Bergbewohner, die Gabe, Erzähltes sich für die Ewigkeit zu merken, und zwar Wort für Wort. So kam er denn auch jetzt, dank der Beschreibung Lienharts, sehr rasch vorwärts, da er von vornherein wußte, welcher der vorhandenen Tritte der einzig mögliche und von Lienhart bereits erprobte war.

Binnen weniger Minuten war er ganz unermüdet bei der Felsnase angelangt, bei der sich Lienhart ausgeruht hatte. Mit prüfenden Augen musterte er die Lücke, die zwischen ihm und dem Wiederbeginn des Bandes klaffte. Den letzten Tritt Lienharts sah er deutlich vor sich.

Lienhart war, mit dem Antlitz gegen das Gestein, mit dem linken Fuß hinübergetreten. Der Ödhofer machte es anders. Er lehnte sich, sorgfältig das Gleichgewicht bewahrend, mit dem Rücken gegen das Gestein, so daß der entsetzliche Abgrund vor ihm lag, schlang seinen linken Arm um die Felsnase und streckte den rechten Fuß nach dem Tritt aus. Weit beugte er sich vor, indem er den Fuß ausstreckte, weit und immer weiter.

Auf einmal hielt er inne. Lief da nicht dicht unter ihm eine Leiste um den Block herum, eine Leiste, die, wenn er sie erreichen konnte, ihn möglicherweise bis zu dem Wiederbeginn des Bandes führen konnte? Natürlich!

Vorerst hieß es aber den letzten Tritt erreichen. Ödhofer zog noch einmal den bereits ausgestreckten Fuß zurück, um auszurasten, ruhte eine halbe Minute und dehnte sich nun gewaltig, um ...

»Himmisaggra!« fluchte er. Was hatte denn das Seil? Jetzt, wo er halb in der Luft hing und alles darauf ankam, daß er das Gleichgewicht behielt, jetzt gab das eine der beiden Seile, an denen er sich hielt, nicht nach. Es hinderte ihn, er konnte nicht.

»Uff!« stöhnte er. Hatte es sich denn festgehängt? Das war ja nicht möglich, oder doch? »Jesus Maria!« stieß er hervor, sein linker Arm verlor schon die Kraft, er konnte sich nicht mehr hinauf zurückziehen, und das Seil gab nicht nach, das Seil, das Seil — — »Heilige Mutter Gottes!« ...

Santa Maria, Signor! Nachlassen!« kreischte Vidon auf, daß es widerlich von den Wänden gegenüber widerhallte.

Da fuhr Lienhart mit einem verstörten Blick auf, zuckte zusammen, und das Seil, das seine Hände wie ein Schraubstock umklammert gehalten hatten, glitt wieder durch. Totenbleich sah Lienhart seinem Auf- und Niederschwanken zu.

»Das war der Teufel, der Teufel!« lispelte zitternd Vidon.

Der Ödhofer war gerettet, der Schritt gelungen. Bebend am ganzen Körper, mit zitternden Knien klebte er, mit dem Aufgebot der letzten Kräfte sich haltend, an der Felswand. Vor seinen Augen tanzten wirre Bilder, und in den Ohren gellte noch der Schrei, der durch die Schlucht geschallt hatte. Er troff von Schweiß an allen Gliedern.

Die Lust weiterzuklettern war ihm vergangen. Mühsam dehnte er sich zurück, nahm sich einen gewaltigen Schwung und hatte mit der Linken wieder die Felsnase erreicht. Mit der letzten Kraft hob er sich empor und blieb eine ganze Weile hängen. Mit zusammengepreßten Lippen stierte er in die Schlucht hinab.

Stumm und unbeweglich saßen die zwei auf dem Teufelsband, beide totenbleich. Vidon vermochte keinen Blick von dem vor ihm Sitzenden zu wenden. Ihm graute tiefstinnerlich.

Und warum kam der Ödhofer nicht?

Zehn Minuten mochten vergangen sein, da kamen die Seile in Wellenbewegungen, stumm zogen sie die beiden ein.

Und dann war der Ödhofer da.

Kein Wort wurde zwischen den Männern gewechselt.

Stumm rollte Vidon die Seile ein. Dann wartete er. »Signor,« sagte er endlich, »es wird spät.«

»Ja,« sagte Lienhart, »gehen wir.« Er stand auf, sah noch einmal sinnend nach dem Teufelsblock zurück, dann schritt er voran gegen die Ventabellahütte zu.

Als sie zu einem Kamin kamen, der nur einzeln durchklettert werden konnte, und die beiden Bergführer zurückbleiben mußten, bis Lienhart oben angekommen war, packte Vidon den Ödhofer beim Arm und flüsterte ihm heiser ins Ohr: »Ödhofer, das war il diavolo, das war der Teufel. Oh, ik aben es gewußt. Das hist kein gewönlike Band, das Teufelsband.«

»Und wer hat a so gschrian, aa der Teifi?« fragte stirnrunzelnd der Ödhofer.

»Eh,« wand sich geängstigt der Italiener, »ik aben geschrien. Er at nikt nakgelassen.«

Da sah ihn der Ödhofer düster an und nickte traurig mit dem Kopf.

Der Ödhofer hatte recht gehabt. Als die stummen drei Bergsteiger den Kessel des Monte Gruvon wieder erreicht hatten — es mochte so um drei Uhr nachmittags sein —, da zogen dichte Nebelschwaben die Torrenaschlucht herauf, die Cima Farrugon hatte sich umzogen, und unheimlich schwarz stand das Gebirgsland im Südwesten. Zwei Stunden später war das Unwetter da, und um die Ventabellahütte fegte ein wütender Schneesturm.

Mitten während des ärgsten Tobens kamen zwei Bergsteiger. Mutter Christa, die Hüttenwirtin, hatte alle Hände voll zu tun, um die beiden bis auf die Knochen durchnäßten Herren wieder trocken zu kriegen.

Es waren zwei Freunde, die sich mit gemütlichen Scherzen über das Ungemach hinwegsetzten und sich fröhlich gegenseitig belachten. Denn die Kleidungsstücke, mit denen sie die Hüttenwirtin versehen hatte, paßten zu ihren schmächtigen Gestalten wie die Faust aufs Auge.

Sie ließen sich einen Glühwein geben und zogen sich schließlich aus der ungemütlichen großen Stube zu Mutter Christa in die Küche zurück, wo neben der Feuerstelle der Ödhofer hockte und vor sich hinstierte. Lienhart hatte sich in seine Stube zurückgezogen, und Vidon wälzte sich unruhig in der Bergführerstube auf seinem harten Lager hin und her, bald fluchend, bald wieder unverständliches Zeug betend.

Sie befragten Mutter Christa um allerhand Bergsteigerangelegenheiten des Gruvonkessels und wurden von ihr, als sie nicht mehr genaueren Bescheid wußte, an den Ödhofer gewiesen.

Dieser hatte bisher stumm dagesessen und zugehört. Aus den Fragen der beiden hatte er entnommen, daß er es hier mit Bergsteigern von hohem Rang zu tun haben mußte. Sie wußten, obwohl sie zum erstenmal in das Gruvongebiet kamen, staunenswert genau Bescheid, hatten alle Ersterstiegungen auf das genaueste durchgearbeitet, so daß der Ödhofer mehrmals verwundert den Kopf schüttelte, wie das zugehen könnte, daß zwei Leute, die nie im Gebiet waren, tausend Einzelheiten wußten, die er sich erst nach jahrelanger Erfahrung angeeignet hatte.

Er wurde selbst immer neugieriger und schlich sich, nachdem er ihnen eine Stunde lang genaueste Auskünfte gegeben hatte, in die große Stube und sah im Fremdenbuch nach. Es waren Alfred Kerschensteiner und Wilhelm Held, zwei der ersten und bekanntesten Bergsteiger. Mit dem Namen Kerschensteiner verbanden sich mehrere Ersterstiegungen, die in der halben Welt Aufsehen erregt hatten.

Als Ödhofer in die Küche zurückkehrte und verwundert darüber nachdachte, daß diese zwei schmächtigen Gestalten solche Taten vollbracht haben konnten, fragte ihn Kerschensteiner, ob er nicht gewillt sei, mit ihnen, falls das Wetter

schön sei, am nächsten Morgen einen Aufstieg in die Wände des Monte Gruvon zu unternehmen.

Ohne viel zu überlegen, sagte der Ödhofer zu.

Der nächste Tag war klar. Aber von einem Aufstieg war vormittags keine Rede. Bis in den Gruvonkessel herab lag Schnee; alle Tritte mußten verdeckt sein.

Die beiden Ankömmlinge saßen den Vormittag über in der großen Stube, sahen hie und da mit ihren Feldstechern durch das geöffnete Fenster in die Wände des Gruvon hinein und ließen sich von Lienhart, der sich mit ihnen bekannt gemacht hatte, weitere Auskünfte geben.

Als Lienhart den Ödhofer vor der Hütte stehen sah, verließ er die beiden, ging ein-, zweimal sinnend im Gang auf und ab und trat dann zu ihm hinaus. »Guten Morgen!« sagte er.

»Guten Morgen!« gab der Ödhofer zurück, rührte sich aber nicht und drückte mit dem Zeigefinger den Tabak in der Pfeife fester.

»Na, heute ist's wieder schön.«

»Ahm!«

»Glauben Sie, daß das Wetter heute bleibt, Ödhofer?«

»Jo.«

»Bravo!« Lienhart schritt ein paar Schritte nervös auf und ab, dann blieb er wieder neben dem Ödhofer stehen. »Wollen wir nicht heute nachmittag was unternehmen?«

»Naa.«

»Warum denn? Meinen Sie, daß noch zuviel Schnee liegen wird?«

»Ah, zwegn d e m net.«

»Ja also, warum denn dann?«

»A so halt.«

Lienhart biß sich auf die Lippen. »Ödhofer!« sagte er bittend.

Der Ödhofer zuckte zusammen. Wenn Lienhart den Ton angeschlagen hatte, hatte er ihm sonst nie widerstehen können, fast wie die Mutter einem verzogenen, schmeichelnden Kind gegenüber.

»Ödhofer!« sagte Lienhart nochmals.

Aber der Ödhofer schüttelte den Kopf. »Naa!« sagte er bestimmt.

Da drehte sich Lienhart um und ging in die Hütte zurück. Er trat in die Küche, wo Mutter Christa eben seine Wäsche wusch, und kündigte ihr an, er werde, sobald die Wäsche trocken sei, also spätestens am nächsten Morgen, die Hütte verlassen. Ohne sich um das entsetzte Gebaren der alten Frau zu kümmern, die sich so um ihren ständigen und besten Sommergast betrogen sah, ging er aus der Hütte und wurde bis zum Abend nicht mehr gesehen.

Am Nachmittag stieg der Ödhofer mit Kerschensteiner und Held in die Gruvonhänge auf. Er bemerkte mit Bewunderung, mit welch unglaublicher Sicherheit namentlich Kerschensteiner die schwierigsten Stellen überwand, und nichts vermag das Herz eines gewiegten Bergführers rascher zu gewinnen als das.

Um vier Uhr hatten sie die Cima Feduj, die zweithöchste Spitze des Gruvon, erstiegen, waren dann den Nordgrat entlang geklettert bis zu der Stelle, von der aus die Nordschlucht beginnt, und waren auf Wunsch Kerschensteiners noch ein gutes Stück auf den Nordnordwestgrat vorgedrungen. Nun saßen sie rittlings auf dem Grat, sahen rechts und links in die gähnenden Tiefen und ließen sich von der Nachmittagssonne bescheinen. Während Held in vollen Zügen die herrliche Fernsicht genoß und Ödhofer hie und da einen finsteren Blick in die Nordschlucht hinabwarf, suchte Kerschensteiner ununterbrochen die Wände der Berge ab, ausspähend nach neuen Wegen und neuen Abenteuern.

»Was ist das da unten für ein breiter Streifen?« fragte er plötzlich den hinter ihm sitzenden Ödhofer, indem er in die Nordschlucht hinabdeutete. »Ist das vielleicht das berüchtigte Teufelsband?«

»Jo!« brummte der Ödhofer unwirsch.

»Waren Sie schon einmal unten?«

»Jo!«

»Und ist da tatsächlich keine Möglichkeit, hinüberzukommen?«

Der Ödhofer wollte zuerst mit einem einfachen »Naa« die Angelegenheit erledigen, aber dann dachte er an die Leiste, die er gestern erspäht hatte, und brummte so etwas wie »I woaß net.«

Kerschensteiner ging zu einem andern Gebiet über, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zur Nordschlucht zurück. »Erzählen Sie mir einmal, was sie vom Teufelsband wissen.«

Da hatte es der Ödhofer! Zuerst wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, als sich aber Kerschensteiner plötzlich umdrehte und ihn wegen seiner Einsilbigkeit verwundert ansah, wurde er gesprächiger und erzählte, was er gesehen hatte.

Kerschensteiner hatte zuerst ruhig zugehört, sich manchmal über das dürftige strohgelbe Haar gestrichen und an seinem weit vorstehenden spitzen Kinn gekratzt, dann hatte er Kehrt euch! gemacht, den Ödhofer aufmerksam mit seinen scharfen grauen Augen angesehen, und nun nahm er seinen Feldstecher.

Nachdem er eine Weile den von Ödhofer angegebenen Weg verfolgt hatte, nickte er und sagte, ohne das Glas abzusetzen: »Das mit der Leiste kann stimmen. Man sieht ganz deutlich einen schmalen Streifen Schnee dort liegen, der sich bis dorthin zieht, wo das Band wieder beginnt. Wenn diese Leiste einen Menschen sicher trägt, so ist das Teufelsband gemacht.« Er setzte das Glas ab und sah den Ödhofer an.

»Konn scho mögli sein,« sagte der.

»Was meinst du, Rudi?« drehte sich Kerschen-

steiner zu Held um. »Wir könnten morgen das Teufelsband versuchen.«

»Wenn du willst, warum nicht?« gab dieser zur Antwort.

»Gemacht!« sagte Kerschensteiner in seiner bestimmten Art, indem er aufstand und seine eingeschlafenen Füße vorsichtig wieder zum Leben erweckte. »Und Sie, als der eigentliche Entdecker der Übergangsmöglichkeit, gehen natürlich mit!«

Der Ödhofer hob abwehrend die Hand.

»Ja, wenn Sie nicht wollen, dann gehen wir allein. Aber wir hätten doch gerne Ihnen den wohlverdienten Ruhm zukommen lassen. Nicht wahr, Willi?«

»Aber selbstverständlich!«

»Mir wern scho sehn,« sagte der Ödhofer.

»Na also,« sagte Kerschensteiner, »abgemacht!«

Der Ödhofer sah verdutzt drein. So war noch nicht mit ihm umgesprungen worden. Als sie aber unten angekommen waren, hatte er sich den Gedanken bereits fest angeeignet und war, ohne es zu merken, froh, daß ihm Kerschensteiner den Entschluß so leicht gemacht hatte.

So einfach, wie es sich Kerschensteiner hoch oben auf dem Nordnordwestgrat vorgestellt hatte, war es nun mit der Leiste doch nicht.

Mittag war es bereits, und noch saßen er, Held und der Ödhofer auf dem Teufelsband vor dem Felsblock, und die Frage des Überganges war noch nicht gelöst. Bereits viermal war Kerschensteiner bis zur Stelle vorgedrungen, von der aus Ödhofer die Leiste erblickt hatte, und viermal war er wieder umgekehrt. Trotz aller Künste war es ihm nicht gelungen, die Leiste zu erreichen. Jetzt ruhte er aus und schmiedete einen neuen Plan. Der Ödhofer suchte aus dem Bergsteigerwerkzeug Kerschensteiners die Eisenstifte heraus, prüfte den Hammer nach, knüpfte ein Seil zu eigentümlichen Schlingen zusammen und sagte nach halbstündiger Arbeit: »So, jetztn kann's angehn.«

Zum fünften Male drang Kerschensteiner auf die Felsspitze vor, sicherte sich mit dem kurzen Seil an der Felsnase und schlug, auf die Gefahr hin, die Felsnase zu lockern, oberhalb einen Eisenstift in das Gestein. Nach dem dritten Versuch hielt der Stift allen Versuchen, ihn zu erschüttern, stand. Tief atmete Kerschensteiner auf. Dann befestigte er das Seil an dem Stift und ließ sich in die Tiefe hinab. Nachdem er sich etwa einen Viertelmeter herabgelassen hatte, fühlte er mit dem tastenden Fuß die Leiste. Durch das Seil gesichert, faßte er Fuß, fand zu seiner Freude sichere Griffe für beide Hände, schob sich die Leiste entlang und ...

Ein schmetternder Jubelruf klang hell durch die Öde der Nordschlucht.

Das Teufelsband war überwunden.

Chiout de Malon ist der Ort, von dem man in das Gruvongebiet aufsteigt. Bis dorthin fährt der Kraftstellwagen von der nächsten Schnellzugshaltestelle, und in der inmitten des Ortes liegenden Taverne sammeln sich die Bergsteiger.

Um die Mittagsstunde war Lienhart von der Ventabellahütte her in Chiout de Malon angekommen, hatte in der lärmenden Gaststube zu Mittag gegessen und bummelte nun durch den Ort, um die Abfahrt des Kraftstellwagens zum nächsten Schnellzug abzuwarten.

Er ging mit tiefgesenktem Haupt, runzelte die Brauen und hatte die Zähne in die Unterlippe gegraben, daß diese ganz weiß und blutleer erschien. Hie und da beutelte er die auf dem Rücken ineinandergelegten Hände.

Er war so tief in Gedanken versunken, daß er wie aus einer andern Welt aufwachte, als man ihn von hinten anrief.

Es war ein alter Bergkamerad, der ihn aus der Ferne erspäht hatte, ein äußerst gesprächiger, gemütlicher Mann, den Lienhart immer gerne um sich gesehen hatte, da er sich gerne schmeicheln ließ, was Höfling ausgezeichnet verstand.

»Aber das ist ja ausgezeichnet, Lienhart, daß ich dich hier treffe,« begann er schon von weitem seinen Redeschwall, »das ist herrlich, da können wir morgen gemeinsam ins Gruvongebiet aufsteigen.«

»Da wirst du schon allein gehen müssen,« erwiderte Lienhart mit gemachter Leichtigkeit die Begrüßung. »Ich fahre heute abend mit dem Schnellzug.«

Höfling blieb mit offenem Munde stehen. »Ja, was heißt denn das?« rief er. »Die Welt steht nicht mehr lang. Seit wann machst du denn schon im halben Juli Schluß? Du hast doch, soviel ich weiß, zwei Monate Ferien, du Glücklicher.«

»Ja, das ist nun eben so, Höfling. Da ist nichts zu ändern.«

»Na, hör' mal, das ist aber schade. Ich hatte mich so unmenschlich auf dich gefreut, und daß wir uns wieder einmal an irgendeiner Erstersteigung die Zähne ausbeißen würden. »Na, weißt du! Was werden denn die Leute alle sagen, der Wieser und der Dr. Schulze und der Breitmayer? Die Ventabellahütte ohne dich! So einen Sommer hat's ja noch nicht gegeben.«

»Ach was, sprechen wir nicht davon,« wehrte Lienhart ab.

Der andre ging sofort darauf ein. »Ich sehe, es tut dir selbst am meisten leid. Ich will nicht mehr davon sprechen. Bist du übrigens ganz wohl?«

Lienhart starrte ihn erstaunt an. »Warum?«

»Nun warum? Du hast ja förmlich aufgestöhnt, als ich da vorhin sprach.«

»So, wirklich?«



Adam Kunz: Selbstbildnis

»Wahrhaftig, aber lassen wir das. Erzähle mir lieber, ob du heuer schon eine Ersterfsteigung gemacht hast.«

»Nein.«

»Nein? Ja, zum Teufel, da wird sich unser Jahrbuch heuer ganz über dich ausschweigen? Sonst war immer spaltenlang von dir die Rede.«

»Ja, leider.«

Sie gingen stumm einige Zeit nebeneinander her. Höfling wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte, ein neues Gespräch in Fluß zu bringen. »Du mußt also wahrhaftig fort?«

»Ja.«

»Schade, du hättest aber wirklich noch mit mir einige Kleinigkeiten machen sollen.«

Lienhart blieb stehen und sah ihn an. »Nun ja,« sagte er langsam, »schließlich so bringend wäre es ja nicht. Wenn du Lust hast, so könnten wir ja da drüben im Veldagebiet die Cima di Pruy machen. Was meinst du?«

»Warum nichts im Gruvon?«

»Weil ich, ehrlich gesagt, den Gruvon satt habe.«

»Na ja,« sagte Höfling, »warum schließlich nicht? Mir kann's ja gleich sein. Allein bin ich. Gehen wir auf die Cima di Pruy!«

»Vorzüglich!« sagte Lienhart. »Weißt du, offen gestanden bin ich froh, wenn ich ein paar Tage mit jemand beisammensein kann, der mich auf andre Gedanken bringt.«

»Gerne, gerne.«

»Weißt du,« log Lienhart, »ich habe in der letzten Zeit so ein bißchen Familiengeschichten gehabt.«

»Aha,« fiel Höfling bereitwillig ein, »und da bist du lieber unerreichbar, nicht wahr?«

»Ganz richtig.«

Höfling lachte. »Daher also die Flucht vom Gruvon! Du bist doch immer noch der alte Schlaumeyer. Also wir gehen morgen auf die Cima di Pruy. Hurra! Ich freue mich mächtig. Wir treffen uns abends im Wirtshaus, nicht wahr? Gut!« Der Kleine empfahl sich.

Lienhart blieb gedankenvoll stehen. Als er aufsah, traf sein Blick gerade auf den Monte Gruvon, der im Nachmittagssonnenglanz leuchtete. Da stand Lienhart wohl eine halbe Stunde lang und starrte hinauf, unbeweglich wie eine Säule.

Sie saßen abends in der Wirtsstube, inmitten der lärmenden Bergsteigergesellschaft. Bergsteiger, Bergführer, Träger gingen ein und aus, die Luft war stickig von Tabak und Weindunst. Lienhart saß da und ließ den Wortschwall Höflings über sich ergehen. Er hörte aber nur mit halbem Ohr zu, was den Kleinen nicht beirrte, sich in immer weitschweifigere Erzählungen zu verlieren.

Am Tische hinter Lienhart saßen Träger. Es ging laut her. Neuigkeiten wurden ausgetauscht. Man erzählte von einem tödlichen Sturz im Alojongebiet und stritt sich über die Güte der Seile von diesem und jenem Geschäft. Lienhart hörte hie und da einen Brocken dieser Unterhaltung. Sie interessierte ihn nicht. Ihm gegenüber saß Höfling und schwätzte. Lienhart lachte von Zeit zu Zeit auf, um sein Interesse zu zeigen. Er konnte es ungescheut tun. Es war lauter dummer Schnack, was Höfling vorbrachte.

Auf einmal horchte Lienhart auf. An dem Tisch hinter ihm war irgendein Neuer angekommen, dessen Stimme ihm zwar unbekannt war, aber er hatte deutlich die Namen Kerschensteiner und Held vernommen. Unwillkürlich lehnte er sich noch weiter zurück, lachte Höfling zu und lauschte nach hinten.

»Zwei gschickte Kerln, sag ich dir,« hörte er sagen. »Glei gestern nachmittag warn S' mit'n Ödhofer auf der Cima Febuj, jawohl, auf der Cima Febuj, ob du's glaubst oder nicht. Und heute mittag haben sie's Teufelsband gemacht.«

Lienhart zuckte zusammen, als habe ihn eine Viper gebissen, dann horchte er wieder mit angespanntem Atem. An dem Tisch herrschte großes Erstaunen, und er hörte all die Märchen wiedererzählen, die ihm der Vibon erzählt hatte.

Dann ergriff wieder der Berichterstatter von vorhin das Wort. »Na, und der Ödhofer hat derzählt, daß es völlig net zumglauben war, was der Kerschensteiner für a Kerl is, und wias ean völli umbracht hat vom bloßn Zuaschaun, wia der obmat ghängt is. Oba jetzt is des Teufelsband a gmocht und gsichert haben sie's vorläufig notdürftig mit an Seil, ham's derzählt, und morgen in der Fruah wolln S' es fertig herrichten. Da Kerschensteiner hat gsagt, das kunnt der herrlichste Verbindungsweg werden von Chiout de Malé herüber zum Gruvon, und wenn die Sicherung fertig is, kann a jeds ohne Beschwerden herüber und hinüber.«

Verschiedene Möglichkeiten wurden in allgemeinem Gespräch erwogen und das Wagnis viel bestaunt.

»Ja, ja,« sagte schließlich einer, »so is's auf der Welt. Z'ersch is a paar hundert Jahr ka Mensch herumkumma, und jetzt wird bald a jeds klane Kind dort umanand renna.« — — —

»Ist dir nicht gut, Lienhart?«

Lienhart fuhr empor. »Wie, bitte? Mir nicht gut? Warum?«

»Na, du siehst so bleich aus.«

Lienhart strich sich mit der zitternden Hand über die Stirn. Dann fuhr er den Geschwätzigen an: »Laß mich in Ruh!«

Der Kleine erhob sich beleidigt. »Nun, nun, man wird doch wohl noch fragen dürfen. Was schaust du mich so an?«

»Ich weiß nicht,« sagte Lienhart, »mir scheint, ich vertrage die Luft da drinnen nicht, diesen

Dunst. Ich werde ein wenig an die Luft gehen.« Er schob sich zwischen den dichtgedrängt sitzenden Gästen hindurch zur Tür.

Auf der Straße war reges Leben. Er wich ihm aus und stieg den Friedhof entlang zur Kirche und von dort auf den von Matten überdeckten Hügel.

Er setzte sich auf einen Stein, stützte die Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Handflächen und starrte hinaus auf die Bergwelt, die geisterhaft im Mondschein auf ihn niederblickte. »Jedes kleine Kind wird jetzt dort herumlaufen,« knirschte er in ohnmächtiger Wut.

»Sprechen Sie zu mir?« fragte eine höfliche Stimme. Ein Bergsteiger war es, der lautlos über die Matten daherkam.

Lienhart schüttelte den Kopf; der andre verschwand. Und dann saß er wieder und starrte.

Groß ist die Macht der Berge. Niemals aber größer als in Nächten, in denen der Mond scheint. Dann sendet der König der Berggeister seine Heerscharen aus, und sie ziehen hinaus und weben mit silbernen Fäden nebelhafte Schleier von Berg zu Berg. Sie sinken nieder und weben um die Herzen der Menschen und fliehen wieder zurück in ihre Schlüfte.

Lienhart saß und wühlte in seinen Haaren. Als ihm kühl wurde, stand er auf und ging auf der andern Seite des Friedhofes wieder abwärts.

Er kam an der Hinterseite der verwahrlosten Häuser vorüber. Allerhand Unrat lag dort unter den Fenstern. Plötzlich trat er auf etwas Weiches. Er sah hinab. Es war ein abgerissenes morsches Ende von einem alten Strick.

Häßlich, gleich dem ekelhaften halbnackten Schwanz eines Tieres, wand sich das feuchte Ding unter seinem Fuß. Unwillkürlich trat er rasch weiter. Dann blieb er wieder stehen. Ihm war's, als bekäme dieser scheußliche Schwanz Leben und wände sich weiter über den Weg in seltsamen Windungen. Aber es war Täuschung. Er ging weiter ...

Auf einmal blieb er abermals stehen und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, immer tiefer und tiefer, und dann schüttelte es ihn wie ein Fieberschauer.

Nervös riß er sich empor und sah nochmals nach dem Platz zurück, wo das häßliche Stück Strick liegen mußte. Dann eilte er, so rasch er konnte, in die Gaststube zurück.

Höfling saß noch dort und hatte bereits neue Gesellschaft gefunden. »Nun, ist dir schon besser?« rief er dem Eintretenden entgegen.

»Besser? ... Ach so. Ja und nein. Du, was ich sagen wollte, ich fahre doch heute noch.«

»Ja, zum Teufel, warum denn?«

»Ich ... ich, weißt du, ich glaube, ich bin nicht ganz wohl.«

»Ja, wie du glaubst,« sagte Höfling kühl, offenbar wohl noch ein wenig beleidigt von vorhin. »Mach, was du willst. Aber wie willst du denn weg jetzt? Der Kraftstellwagen ist ja schon fort.«

»Ach so,« sagte Lienhart fahrig. »So? Der Kraftwagen ist fort? Ach, mein Gott, das macht nichts. Ich laufe eben zu Fuß.«

»Wenn dir aber nicht wohl ist.«

»Ach, beim Marschieren wird mir gleich besser werden.«

»Ja, wie du glaubst.«

»Also, leb wohl!«

»Auf Wiedersehen!« nickte Höfling und reichte ihm flüchtig die Hand.

Die Sonne verschoß eben ihre ersten rotleuchtenden Strahlen, als der Ödhofer mit seinen zwei neuen Herren wieder beim Teufelsblock anlangte. Alle drei waren sie beladen mit Seilen und Eisenstiften zur Ergänzung der Sicherung, die vorläufig nur aus einem wagerecht um den Block führenden Seil und einem zweiten Seil bestand, das von dem von Kerschensteiner eingeschlagenen Stift über die gefährlichste Stelle zu der unteren Leiste führte.

»Was,« rief Kerschensteiner, als sie anlangten, »das ist ein Anblick, der einem Bergsteiger das Herz im Leibe lachen läßt. Wie das Seil schön liegt! Da werden die Leute gucken, wenn sie's lesen werden. Passen Sie auf, Ödhofer, was für eine Völkerwanderung jetzt über das Teufelsband gehen wird!«

Damit hatte er sich angeseilt, die beiden nahmen ihre Sicherungsposten ein. Denn wenn auch schon die zwei Seile hingen, so galt es doch noch gefährliche Arbeit.

An der Ecke, bevor er verschwand, drehte sich Kerschensteiner um. »Pfüat enk Gott und langweilts euch nicht zu sehr!«

Dann war er um die Ecke, und die zwei saßen und beobachteten, suchten aus den Schwankungen des Seiles zu entnehmen, was Kerschensteiner trieb.

Das Seil lief etwa fünf Meter lang durch ihre Hände. Dann blieb es still.

Kerschensteiner war bei der Felsnase angekommen.

Minuten vergingen. — — —

»Na,« sagte Held, als sich nichts rührte, »was treibt denn unser guter Freund? Jetzt sind doch schon hübsche zehn Minuten vorbei, und man hört nichts, kein Stiftenschlagen und Kratzen, und das Seil rührt sich nicht. Ist er eingeschlafen?«

Der Ödhofer zuckte die Achseln. Als aber weitere Minuten vergingen, ohne daß sich was rührte, wurde auch er unruhig.

»Was kann denn los sein, daß man so gar nichts hört?« fragte Held unruhig.

»I woaß net,« sagte der Ödhofer und rückte auf seinem Platz hin und her.

»Hören Sie, Ödhofer,« sagte Held, »ich weiß nicht, aber ... Mir ist auf einmal so merkwürdig. Ihnen nicht auch? Sie schau'n auch so drein, so ... so ... Warten Sie, hört man nicht etwas?«

Sie lauschten atemlos. Es war nichts.

»Ich halte das nicht aus,« sagte Held. »Ich rufe.« Er hielt die Hand an den Mund und rief: »Haalloo.«

»Oooooh!« brach sich das Echo an der gegenüberliegenden Wand.

»Warum gibt er denn keine Antwort?«

Der Ödhofer wollte eben auch seiner Verwunderung Ausdruck geben, da kamen Wellen über das Seil und das Zeichen, das Seil einzuholen.

»Na, Gott sei Dank!« atmete Held auf. »Ich hatte schon ganz dumme Gedanken.«

Langsam, ganz langsam, zentimeterweise kam das Seil herübergeglitten, dann erschien Kerschensteiners Hand, seltsam tastend, schließlich er selbst. Aber es schien nicht derselbe Kerschensteiner wie sonst. Fast unsicher tappte er auf den Tritten und zog zwei-, dreimal nervös den Fuß zurück, bevor er zutrat.

Endlich hatte er unmittelbar vor den beiden das Band erreicht.

»Um Gottes willen, was hast du denn, Kerschensteiner?« fragte ihn Held. »Ja, wie schaust du denn aus? Du bist ja leichenblaß.«

Kerschensteiner stierte ihn aus leichenblassem Gesicht mit weit aufgerissenen Augen an. »Da!« stieß er mit heiserer Stimme hervor. »Da! Schau dir das an.« Und er hob ein Stück Seil, das er in der Hand gehalten hatte, dicht vor die Augen Helds.

»Was ist das?« fragte der.

»Was das ist?« Kerschensteiner lachte häßlich auf. »Das Seil ist es.«

»Welches Seil?«

»Welches Seil? Hehe! Nun, was soll es denn für eins sein? Unser Seil! Jawohl, unser Seil ist das.«

»Aber, Kerschensteiner, solch ein schäbiges zerzaustes Endchen haben wir nie im Leben gehabt.«

Kerschensteiner nickte. »Haben wir nie gehabt. Ganz wohl. Es ist aber doch unser Seil, jawohl, das Seil, das ich gestern fünf Meter lang am Stift draußen befestigt habe. Dasselbe, ebendasselbe Seil.«

»Kerschensteiner!«

»He, fängst du nun an zu begreifen?«

»Kerschensteiner, man kann doch nicht annehmen ...«

»Was heißt, kann nicht annehmen? Da, da schau dir nur an!« Er schüttelte das häßliche Seilende unmittelbar vor Helds Augen und hielt dann das zerschlissene Ende, mit beiden Händen die schleißige Stelle zerfingernd, unter die Nase. »Da schau! Durchstochen! Ganz gewöhnlich durchstochen! In ganz hundsgemeiner, schurkischer Weise durchstochen!«

»Um Gottes willen, Kerschensteiner!«

»Ja, jawohl. Um Gottes willen ...«

»Ja, wer sollte denn das gemacht haben?«

»Wer das gemacht hat?« Kerschensteiner ballte die Hand. »Ein ... ein ...« Es würgte ihm etwas im Halse und verschlug ihm die Stimme. Er griff hastig nach seinem Rucksack und nahm ihn auf. »Komm, Willi, kommen Sie, Ödhofer! Ich habe hier nichts mehr zu suchen. Ich ... ich hab' genug.« Er wandte sich mit raschen, unruhigen Schritten zum Gehen.

Als letzter ging Ödhofer.

So stürmten sie über das Teufelsband, immer schneller und schneller, als ob wahrlich der Teufel hinter ihnen her wäre. — —

Erst oben auf der Scharte hielt Kerschensteiner inne. »Willi,« sagte er tief aufatmend, »du weißt, ich bin sonst kein Hasenfuß. Aber da unten, Willi — seine Stimme bebte —, »da unten, da habe ich mich gefürchtet, ganz hundsgemein gefürchtet und möchte das nie mehr in meinem Leben mitmachen, so hab' ich mich dort ... über dem ... Abgrund dort unten ... gefürchtet.« —

Als sie aufbrachen, horchten sie plötzlich alle drei auf.

»Habt ihr nichts gehört?« fragte Kerschensteiner.

»Mir war's auch so, als hätte ich einen Laut gehört,« gab Held zurück.

Sie lauschten eine Weile. Dann stiegen sie auf der andern Seite den Abhang hinab.

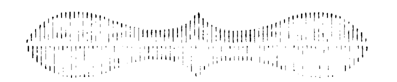
Durch die Nordschlucht flatterte es mit kohlschwarzen Schwingen.

Ein Rabe. Er krächzte mißtönend auf, hob sich und senkte sich mit schwerfälligen Flügeln und ließ sich dann tief unter dem Teufelsblock auf einem Felsvorsprung nieder.

Dort saß er eine Weile und krächzte, dann hüpfte er vorwärts und pickte mit dem Schnabel auf dem Gestein.

Grau war dort das Gestein und blutig rot. Haare klebten dazwischen.

Da flatterte der Rabe wieder auf, spähte in die Tiefe, saß einige Minuten am Rande der Eiskluft und tauchte dann tiefer und tiefer in sie hinab.



Der Tod im Spiegel der Sprache

Eine sprachliche Allerseelenbetrachtung

Von Prof. Dr. Karl Bergmann (Darmstadt)

Lebensanfang und Lebensende, Geburt und Tod, haben von jeher gewaltigen Eindruck auf die menschliche Phantasie gemacht. Besonders der Tod erregt tief das menschliche Gemüt. Wie diese furchtbare und unheimliche Macht auf die menschliche Einbildungskraft in den verschiedensten Zeiten und bei den einzelnen Völkern wirkt, das sehen wir in ergreifendster und vielgestaltigster Weise in den Darstellungen, die der Tod in der Dichtung und der bildenden Kunst findet. Welch ein gewaltiger Gegensatz zwischen der milden Auffassung des Todes bei den Griechen und der grauenerregenden Darstellung bei Albrecht Dürer, wo der Tod als einer der vier apokalyptischen Reiter, ein Gerippe auf klapperdürrem Gaule, über die entsetzt Fliehenden, vor Schrecken Gelähmten dahinstürmt, um im Verein mit Pest, Krieg und Teuerung auf Geheiß des Engels des Zornes den vierten Teil der Menschheit zu vertilgen! Wie furchtbar wirkt auch Alfred Rethels Totentanz aus dem Jahre 1848! Als Knochenmann in Rock, Stiefeln und hahnenfedergeschmücktem Hut mit sensenartiger Hellebarde reitet der Tod in scharfem Trabe der friedlichen Stadt zu, um dort die Menge zum Aufstand zu reizen; krächzend fliegen die erschreckten Raben auf, und entsetzt zurückblickend entfliehen die Landarbeiterinnen dem unheimlichen Gesellen. Und welche friedliche und versöhnliche Stimmung erzeugt dann wieder desselben Künstlers Bild »Der Tod als Freund«! In das Gewand eines Pilgers gekleidet tritt er mit den Palmen des Friedens in der Hand als Freund in des alten Türmers Stube, um einem müden Erdenpilger die Abendglocke als Totenglöcklein zu läuten. Neben diesen Gestalten des Todes als Würger und als Freund der Menschheit tritt uns in der Dichtung des Mittelalters der Tod in einer neuen Auffassung entgegen. In der von den Bettelmönchen gepflegten allegorischen Dichtung der »Totentänze« sucht sich das Volk mit bitterem Humor über die Ungleichheit des Geschickes auf dieser Erde zu trösten: der Tod tritt als Reigenführer auf, und seinem Zug muß sich jeder Stand und jedes Alter anschließen. Die ergreifendste Darstellung findet dieser Gedanke der Gleichheit aller vor dem Tode dann wieder in der bildenden Kunst, vor allem in Hans Holbeins des Jüngeren berühmtem Totentanz.

So lassen die Werke der Dichtung und der bildenden Künste den Tod in mannigfacher Gestalt je nach der Empfindungsweise der einzelnen Völker und Zeiten vor uns hintreten. Aber Dichtung und bildende Kunst sind bestimmten künstlerischen Gesetzen unterworfen und an die Eigenart ihrer Darstellungsmittel gebunden; sie sind daher in der Fähigkeit, des Menschen Empfindungen und Gedanken über den Tod wiederzugeben, beschränkt. Wenn wir ein umfassenderes Bild davon gewinnen wollen, wie der Mensch, vor allem auch das Volk in seiner breiteren Masse, über Leben und Sterben denkt, dann müssen wir das große Spiegelbild des menschlichen Empfindungs- und Gedankenlebens zu Rate ziehen. Das aber ist die **Sprache**; alles, was der Mensch fühlt und denkt, drängt in ihr zum lautlichen Ausdruck. Zwar sind die Eindrücke, die wir erhalten, wenn gottbegnadete Künstler ihre Gedanken über den Tod zu uns reden lassen, mächtiger und erhabener, als wenn diese Gedanken uns in der gewohnten Alltagssprache entgegentreten; was aber der Sprache an Kraft und Eindringlichkeit abgeht, wird wieder reichlich ersetzt durch die Fülle der Bilder, die sie vor unserm geistigen Auge erstehen läßt.

Wir beginnen mit einem Ausdruck, der uns gleich zweierlei über das Sterben sagt. Stürzt jemand von einem plötzlichen Tod überrascht zu Boden, so gebrauchen wir die Wendung: »Er fiel entseelt zu Boden«. »Entseelt« bedeutet hier soviel als »der Seele beraubt«, denn die Vorsilbe ent- hat trennende Bedeutung, wie wir es deutlich bei Wörtern wie enthaupten, entfesseln usw. sehen. Stürzt sonach ein Mensch entseelt zu Boden, so bleibt nur noch sein Körper, der Leib, zurück; wir sehen also hier deutlich die sprachliche Spiegelung jener Vorstellung, wonach Körper und Seele eine Zweiheit bilden. Wie stellt sich nun aber der Mensch die Seele vor? Den Körper können wir mit unsern Sinneswerkzeugen wahrnehmen; was ist aber die Seele? Unsre Muttersprache, die uns sonst oft klare Auskunft gibt, welche Vorstellung zur Prägung eines Wortes führte, läßt uns hier im Stiche. Das deutsche Wort »Seele« ist dunkler Herkunft. Dagegen weisen gewisse Bräuche und fremde Sprachen darauf hin, daß man sich ursprünglich die Seele als einen luftartigen Körper, als eine sogenannte »Hauchseele« vorstellte. In manchen Gegenden nämlich wird beim Tode eines Menschen der Spiegel verhängt, damit sich nicht seine Seele als Hauch an das Glas setzen könne. Und als sprachlicher Beweis für die Vorstellung der Seele als eines luftartigen Körpers sei das lateinische Wort anima angeführt. Dieses Wort, das auf die Wurzel an »hauchen, atmen« zurückgeht, bedeutet zunächst den Lufthauch, den Luftzug, also den Wind; dann versteht man darunter die Luft, die man zum Leben ein- und ausatmet, den Atem, und schließlich die »Seele«, d. h. den Geist als Inbegriff alles geistigen Lebens im Gegensatz zum Körper; in dieser Bedeutung

wird meistens die Form animus verwendet. Die Seele ist also die Lebenskraft, die dem Körper erst die Fähigkeit zu bestehen und tätig zu sein verleiht; verläßt die Seele die körperliche Hülle, so tritt der Tod ein; »die Seele aushauchen« ist demnach soviel als sterben, sprachlich wird also der Vorgang des Sterbens mit dem Scheiden der Seele aus dem Körper dargestellt. Dieses Schwinden der Seele aus dem Körper findet nun aber auch beim gewaltsamen Tode statt; wir müßten somit von einem Mörder ebenso gut sagen können, er habe sein Opfer entseelt, oder von einem Selbstmörder, er habe sich entseelt. Wir dürfen aber bekanntlich von einem Mörder nur sagen, daß er sein Opfer getötet oder ermordet, und von dem Selbstmörder, daß er sich entleibt hat. Rein sprachlich genommen ist »entleibt« eine Parallele zu »entseelt«; auch hier liegt der Begriff der Trennung, diesmal des Leibes von der Seele, vor; er hat sich entleibt heißt soviel als »er hat sich den Leib genommen, d. h. getötet«. Was folgt nun aus der Tatsache, daß es von einem Selbstmörder wohl heißen kann, er habe sich entleibt, aber nie, daß er sich entseelt habe? Es wirkt hier die christliche Lehre nach, daß niemand außer Gott Gewalt über die Seele hat. Nur Gott, keinem Menschen steht die Macht zu, die Seele vom Leibe zu trennen. Im Einklang mit dieser christlichen Anschauung heißt es daher ganz richtig, daß jemand entseelt zu Boden sinkt, denn dieser plötzliche Tod wird dem Menschen von Gott geschickt. Wir werden im Deutschen nie eine dem griechischen thymòn aphelésthai entsprechende Wendung finden; nie wird man sagen hören: »er hat ihm die Seele genommen«, sondern stets nur: »er hat ihm das Leben genommen«.

Die Vorstellung der Seele als eines feinen, luftartigen Körpers spiegelt sich auch in ihrer Wiedergabe durch die bildende Kunst als geflügeltes Wesen. Berühmt ist die Darstellung auf dem Prometheus-Sarkophag im Kapitolinischen Museum zu Rom. Aus dem Reliefsband, das den Sarkophag ziert, müssen wir hier jene Szene hervorheben, die uns Prometheus als Menschenbildner zeigt. Ihm gegenüber steht Minerva, die dem eben fertig gewordenen Leibe die Seele in Schmetterlingsform verleiht. Rechts davon sehen wir jenen Vorgang, der aus der berühmten Streitschrift Lessings: »Wie die Alten den Tod gebildet« bekannt geworden ist: an der Seite des Leichnams steht mit gesenkter Fackel der Todesgenius; die Seele aber entflieht dem Körper in Gestalt eines Schmetterlings. Betrachten wir solche und ähnliche Darstellungen — auch als Taube und Lerche erscheint die Seele in der bildenden Kunst —, dann verstehen wir so recht den tiefen Sinn deutscher Wendungen wie »seine Seele fliegt zum Himmel, zur Engelsschar empor«; nicht um eine bildliche Verwendung des Zeitworts »fliegen« handelt es sich hier, sondern die Seele wird als geflügeltes zum Himmel emporstrebendes Wesen gedacht. Wir haben hier gleichsam die sprachliche Parallele zu einer künstlerischen Darstellung, ähnlich wie wir auch die Wendungen: »seine Uhr ist abgelaufen, sein letztes Stündlein hat geschlagen« mit der Darstellung der Sanduhr auf den Totentänzen zusammenstellen können. Es ist dabei nicht ausgeschlossen, daß die Sanduhr auf diesen Bildern — man vergleiche z. B. die Sanduhr in der Hand des Todes auf Dürers Kupferstich »Ritter, Tod und Teufel« — die Prägung solcher Redensarten veranlaßt hat.

Sehr stark wurden die sprachlichen Wendungen für das Sterben von den Anschauungen beeinflußt, wie sie in der Bibel, besonders im Alten Testament, niedergelegt sind. Aber erst seit dem 16. Jahrhundert konnte die sprachliche Fassung dieser biblischen Vorstellungswelt Gemeingut weiterer Kreise werden. Der Lutherschen Bibelübersetzung und der reichen literarischen Wirksamkeit, die dank der Erfindung der Buchdruckerkunst jene Männer entfalteten, die mit Luthers Werke bekannt und von den gleichen Idealen wie der Reformator beseelt waren, verdankt die deutsche Sprache die zahlreichen der Bibel entnommenen Umschreibungen für den Tod. Auf 1. Moses 3, 18—19 geht die Wendung »zu Staub, zu Erde werden« zurück; nach Richter 2, 10 sagen wir, daß »jemand zu seinen Vätern versammelt wird«; der Redensart »den Weg alles Fleisches gehen« liegt das 1. Buch der Könige, 2. Kapitel 2 zugrunde; »den Weg gehen, den man nicht wiederkommt« stammt aus Hiob 16, 22; die schöne Wendung »den ewigen Schlaf schlafen« gebrauchen wir nach Jeremias 51, 39. Weitere biblische Wendungen sind: »in die Ewigkeit, in die dunkle Gruft, in ein besseres Jenseits, in die ewige Heimat abberufen werden, in den Himmel eingehen«. Der Schilderung der Leidensgeschichte Christi, und zwar Matthäus 26, 18 entnommen ist die Umschreibung: »seine Stunde ist nahe«; und ebenso bezieht sich auf Christi Leidenszeit das schöne Wort: »den Kampf der Leiden auskämpfen«.

Die Vorstellung des Sterbens als eines Kampfes, die uns hier im Erlösertod Christi in verklärter Weise entgegentritt, liegt auch, jedoch auf wesentlich andrer Anschauung beruhend, dem Worte »Todeskampf« zugrunde. Hier spiegelt sich noch der alte Glaube, wonach der Tod als ein persönlich gedachtes Wesen mit dem Menschen ficht, kämpft, streitet und ringt. Der Tod bemächtigt sich seines Opfers, setzt sich ihm auf den Kragen oder den Rücken und reitet ihn zu Tode. Wie sehr im alten Volksglauben die Vorstellung eines gewaltsamen Vorganges

beim Tode obwaltete, lehren Ausdrücke wie: Der Tod hat ihn am Bändel (wie der Scherge den Sträfling); der Tod ist ihm auf die Backen geschrieben (wie ein Brandmal auf die Wangen des armen Sünders); der Tod sitzt ihm im Genick, im Gesicht, auf den Lippen, auf der Zunge.

Auf dem Prometheus-Sarkophag sehen wir im Hintergrunde eine der drei griechischen Lebensgöttinnen. Es ist Klotho, die nach griechischem Glauben den Lebensfaden spinnt, der von der zweiten Göttin, Lachesis, weitergesponnen wird, um schließlich von der Göttin Atropos mit einer Schere durchschnitten zu werden. Auf dieser antiken Vorstellung des Durchschneidens des Lebensfadens beruht die Wendung: »den Lebensfaden abschneiden«. Noch eine zweite bedeutsame antike Vorstellung vom Tode hat ihre Spuren in unsrer Sprache hinterlassen. Es ist dies die Vorstellung vom Tode als Genius, der die Fackel des Lebens auslöscht, und die wir ebenfalls auf dem Relief des Prometheus-Sarkophags dargestellt finden. In seiner Abhandlung »Wie die Alten den Tod gebildet« wies Lessing wieder zuerst auf diese antike Vorstellung hin und bahnte ihr von neuem den Weg in die deutsche Sprache mit den Wendungen: »Sein Lebenslicht erlischt, das Lebenslicht, die Lebenskerze ausblasen.« Das Licht als Sinnbild des Lebens ist eine uralte Vorstellung. Schon in der alten griechischen Mythe von Meleager wird das Leben an ein brennendes Scheit gebunden; auch in der nordischen Sagengestalt des Nornagest erscheint das Leben an ein Licht geknüpft. Wie der Tod das Lebenslicht auslöscht, erzählt wunderschön Grimms Märchen »Der Gevatter Tod«. Da wird der Arzt, der seinen Paten, den Tod, betrogen hatte, in eine unterirdische Höhle geführt, in der tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andre klein, andre halbgroß. »Siehst du,« sprach der Tod, »das sind die Lebenslichter der Menschen.« Als der Arzt auch sein Lebenslicht sehen will, deutet der Tod auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen droht. Da bittet der erschrockene Arzt den Tod, doch sein Lebenslicht auf ein neues zu setzen, das gleich fortbrenne, wenn jenes zu Ende sei. Der Tod erfüllt scheinbar seinen Wunsch; weil er sich aber rächen will, versieht er sich beim Umstecken absichtlich, und das Stückchen fällt um und erlischt. Alsbald sinkt der Arzt zu Boden, »sein Lebenslicht ist erloschen«.

Ein wesentlich andres Gepräge als die bis jetzt angeführten Wendungen zeigen die meisten der der **Volkssprache** angehörigen Ausdrücke. Zwar haben wir auch hier Redensarten, in denen alte religiöse Anschauungen nachklingen. In Umschreibungen wie »abreisen, abfahren« lebt noch jetzt die Erinnerung an das altgermanische Heidentum, das das Sterben als eine Fahrt zur Hellia, der Göttin der Unterwelt, die in ihrem Reiche die Toten versammelt, ansah. Dieser Vorstellung des Sterbens als einer Reise begegnen wir auch in der Wendung »die Reisestiefel anziehen«, sowie in den elsässischen Redensarten »in die Ewikeit abreise« und »eim d Stifel schmiere«, d. h. ihm die letzte Ölung geben; noch heute werden in manchen Gegenden Deutschlands dem Sterbenden alle diejenigen Dinge mit ins Grab gegeben, die er zu einer langen Reise braucht, wozu vor allem neue Schuhe, die sogenannten »Totenschuhe« gehören. Auch das schöne Bild der den Körper in Vogelgestalt verlassenden Seele finden wir wieder in dem schweizerischen »uffliege« für sterben. Aber abgesehen von verhältnismäßig wenigen derartigen Redewendungen stoßen wir in unsern deutschen Mundarten auf Ausdrücke, die wesentlich andre Gedankengänge aufweisen. Nicht aus tiefgehenden philosophischen oder religiösen Betrachtungen gehen die meisten volkssprachlichen Umschreibungen für sterben hervor; sie bemühen sich auch meist nicht, die unheimliche Erscheinung des Todes zu mildern. Derb, oft witzelnd äußert sich das Volk über das Sterben; häufig zeugen seine Aussprüche von einem grimmen Humor, gleichsam als wolle es sich über die Schrecken des Todes hinwegsetzen.

Für das Volk liegt es am nächsten, den Vorgang des Sterbens nach seinen äußeren Merkmalen, so wie er mit den Sinnen wahrzunehmen ist, zu beschreiben. An dem Gestorbenen sind gewisse körperliche Veränderungen zu bemerken: das Steifwerden der Glieder, das Aufhören des Atems, des Herzschlages, der gebrochene Blick, die wächserne Gesichtsfarbe. Es heißt daher in den Mundarten vielfach von einem Toten: er ist steif, er schnauft nimmer, er hat das Atemholen vergessen, der Atem ist ihm ausgegangen, er hat ausgeschnauft, er ist verblichen, d. h. bleich geworden, sein Herz schlägt nicht mehr — alles Ausdrücke, die die Mundart gerne verwendet, um das Wort »tot« zu vermeiden. Gerade weil nun diese volkstümlichen Wendungen den Vorgang des Sterbens so anschaulich schildern, sind sie wieder der dichterischen Sprache willkommen, werden von ihr übernommen und erhalten dadurch ein edles Gepräge; so gehören Wendungen wie »er ist verblichen« oder »sein Herz schlägt nicht mehr« nicht nur der Volkssprache, sondern gleichzeitig auch der dichterischen Sprache an. Der praktischen volkstümlichen Denkart liegt es dann weiter nahe, Leben und Sterben mit dem Essen in Verbindung zu setzen. Wer leben will, muß essen; wer aufhört zu essen, hat mit dem Leben abgeschlossen. Diese sehr nüchterne Erwägung liegt der schleswig-holsteinschen Redensart »den

Löffel aufstecken«, d. h. auf das dafür bestimmte Löffelbrett, zugrunde, und läutet die Sterbeglocke, so kann man im Bayrischen den Ausruf hören: »Da hat ja schon wieder jemand den Löffel weggeworfen.« Diese sinnbildliche Bedeutung des Aufsteckens oder Wegwerfens des Löffels ist weit verbreitet; wir finden sie sogar in der Volkspoesie der Lappen in den Versen: »Was bist du beim Scheiden, wenn du den Löffel wegwirfst, wenn man dein Leben nun fortnimmt?« Das Hauptnahrungsmittel ist das Brot. Seine Wichtigkeit für die menschliche Ernährung ist so groß, daß das Wort »Brot« geradezu die Bedeutung von »Speise überhaupt« und dann noch weiter von »Erwerb, Lebensunterhalt« angenommen hat. In der Bitte des Vaterunsers: »Unser täglich Brot gib uns heute« fassen wir Brot als »Speise, Unterhalt« auf; in den Schriften der Mystiker des 14. Jahrhunderts wird brôthûs geradezu im Sinne von »Speisehaus« gebraucht. In der norddeutschen Umgangssprache wird das Mittag- und Abendessen vielfach als Mittag- und Abendbrot bezeichnet. Wir sprechen von einem Brotstudium als von einem Studium, das den Lebensunterhalt gewähren soll, mit dem wir unser »Brot verdienen«. Bei dieser Wichtigkeit des Brotes kann es nicht wundernehmen, wenn unsre mundartlichen Umschreibungen für sterben auf dieses Nahrungsmittel anspielen. »Dir ist dein letztes Brot gebacken« ist deshalb soviel als »du mußt sterben«, und im Schweizerischen gilt von einem auf den Tod Kranken das Wort »'s Letst im Ofen (d. h. Backofen) ha«. Auch bei andern Völkern finden wir diesen Hinweis auf die Bedeutung des Brotes für das menschliche Leben; so umschreibt der Italiener das Sterben mit den Worten finire di mangiare pane, und das Französische kennt die Wendungen perdre le goût du pain für sterben und faire passer le goût du pain à q. für jemand umbringen.

Wenn wir schon gesehen haben, daß es dem volkstümlichen Denken entspricht, den Vorgang des Sterbens so zu beschreiben, wie er mit den Sinnen wahrzunehmen ist, so entspringen diesem höchst einfachen Denkprozeß auch alle jene Wendungen, die feststellen, daß der Verstorbene nunmehr aus dem Gesichtskreis der Lebenden verschwindet. »Er ist um die Ecke« meint das Volk sehr anschaulich, aber auch sehr derb, und nicht zarter sind Umschreibungen wie »abrutschen, abschieben, abkutschieren und abkratzen«; bei dem letzten Ausdruck hören wir geradezu, wie der sich aus dem Leben Davonmachende mit den Füßen scharrt. »Hei ös hide afgesegelt,« d. h. er ist heute abgesegelt, nämlich gestorben, heißt es im Preußischen. Offenbar ist diese Wendung zuerst im Hinblick auf den Tod eines Seemanns geprägt worden, um dann, wie manche andre den verschiedenen Berufsarten entnommenen Wendungen, Allgemeingut zu werden. So mag auch das schöne Wort »in den Hafen einlaufen« zuerst von einem Matrosen gebraucht worden sein, und Umschreibungen wie »in die Grube fahren, auf dem Platze bleiben« sind gewiß erst anläßlich des Todes eines Bergmanns oder Totengräbers und eines Soldaten geschaffen worden. Andre solchen Sondersprachen entnommene Ausdrücke dehnen aber ihren Geltungsbereich nicht über diese Sprachen aus; die Wendung »in die besseren Jagdgründe hinüberwechseln« wird immer nur innerhalb der Jägersprache von einem verstorbenen weidgerechten Jäger gebraucht werden.

Der Gedanke, daß der Tod eine Erlösung von dem mühebeladenen Erdenleben ist, wie ihn die biblische Wendung »in ein besseres Jenseits abberufen werden« zeigt, kommt auch in der mundartlichen Rede zum Ausdruck, oft in überraschend schöner Weise. »Dem is e gueter Tag gschän« heißt es im Elsässischen von einem armen Menschen, der sein ganzes Leben lang unglücklich war und endlich durch den Tod erlöst worden ist; »er hat es verrichtet« heißt es im Bayrischen und anderwärts. Vom Ausspannen der Pferde her ist das plattdeutsche »utspannen« für sterben genommen; welch schöne Vorstellung liegt in der in der Elbinger Niederung üblichen Wendung: »De lewe Gott spannt mi ut,« d. h. er befreit mich von aller Sorge und Mühsal des Lebens! Der Mensch tritt uns hier gleichsam wie ein Zugpferd entgegen, das die schwere Last des Daseins hinter sich herziehen muß.

Solche von tieferer Auffassung des Todes zeugenden Wendungen sind aber in der Volkssprache doch in der Minderzahl. Wenn wir unsre großen mundartlichen Wörterbücher auf die Umschreibungen für das Wort »sterben« hin durchgehen, so begegnen wir immer wieder der Freude des Volkes an höchst derben, aber gerade durch ihre Derbheit außerordentlich anschaulichen Bildern. So gemein auch die bei einem Schwerkranken gebräuchliche elsässische Redensart »de Verrecker am Hals ha« sein mag, wer Sinn hat für plastische Sprechweise, kann sich der Wirkung dieses Ausdrucks nicht entziehen: der Verrecker ist die Verkörperung des Todes, der nach der schon erwähnten uralten Volksanschauung auf den Menschen losspringt, sich ihm ins Genick, auf den Rücken setzt und nun mit ihm ringt, bis er ihn erwürgt am Boden liegen hat. Und wer Sinn für Humor hat, der würdigt auch Wendungen wie das schweizerische »gröna Hosa azieha« (d. h. grüne Hosen anziehen) für sterben. Die grünen Hosen sind die Rasenschollen des Friedhofs.

»Friedhof«, Stätte des Friedens, sagt unsre Sprache in sinniger Umdeutung des eigentlich

»eingefriedigter Hof« bedeutenden Wortes; »Mulwärferland« (d. h. Maulwurfsland) nennen weniger poetisch elsässische Mundarten diese letzte Ruhestätte, und ein noch häßlicheres, unheimliches Bild erweckt in uns die Bezeichnung »Rappetanz«, d. h. Rabentanzplatz für Kirchhof: Hier erscheint die Beerdigungsstätte der Menschen als der Tummelplatz der schwarzen, heiser krächzenden, aasgierigen Raben. Welch ein Unterschied ist doch zwischen solchen Bezeichnungen und Wörtern wie dem deutschen »Gottesacker«, dem italienischen campo santo (d. h. heiliges Feld), dem jüdischen »der gute Ort«, dem kirchenlateinischen coemeterium, das auf das griechische koimetérion, d. i. Schlafplatz, zurückgeht und die Quelle des englischen cemetery und des französischen cimetière ist! Diese versöhnlichere Auffassung des Todes, wie sie aus diesen Ausdrücken redet, spricht auch aus der Sitte, die Gräber mit Rosen zu schmücken. Dieser Gebrauch stammt schon aus dem Altertum, wo die Römer alljährlich unter dem Namen Rosalia ein Fest zum Gedächtnis der Toten feierten, wobei die Gräber mit Rosen bekränzt wurden. Von da dürfte der Brauch der christlichen Kirche, den Kirchhof mit Rosen zu bepflanzen, seinen Ursprung haben. Die Rose eignet sich ja auch vortrefflich als Sinnbild des Todes, denn sie ist nicht nur das Sinnbild des blühenden Lebens, sondern auch das der Vergänglichkeit, wie es in so schöner Weise der französische Dichter François de Malherbe (1555—1628) in jenen vier Zeilen des Trostgedichtes auf den Tod eines jungen Mädchens ausdrückt, die noch heute auf französischen Friedhöfen als Inschrift auf den Gräbern frühverstorbener Mädchen zu lesen sind:

Sie ist von dieser Welt, wo Schönem ward zum Lose,
Daß es im Nu verblühe.
Selbst Rose, lebte sie das Leben einer Rose,
Nur eine kurze Frühe!

Soll nun auf diese Sitte, die letzte Ruhestätte mit Rosen zu schmücken, auch die schweizerische Bezeichnung »Rosengarten« für den Friedhof zurückzuführen sein, namentlich für Friedhöfe von besonderer Heiligkeit, die z. B. zu alten Pfarrkirchen gehören? Nach Uhland ist aber noch eine andre Erklärung möglich. Danach nannte man Rosengarten in verschiedenen Gegenden Deutschlands, besonders am Ober- und Mittelrhein, bepflanzte Versammlungsplätze, die zu Volksfesten dienten, unter anderm auch zur Frühlingsfeier, die den Kampf zwischen Sommer und Winter dramatisch darstellte. Jener Brauch liegt Uhland zufolge auch den Heldengedichten von den Wettkämpfen im Rosengarten zu Worms und von dem Rosengarten des Zwergkönigs Laurin in Tirol zugrunde. Der Rosengarten war also vielleicht zunächst Kampfplatz, zugleich aber auch Gerichtsstätte, da das Gericht selbst als Kampf und der Kampf als Rechtsentscheidung aufgefaßt werden konnte. Der Kampfplatz konnte jedoch auch zugleich Begräbnisstätte der Gefallenen werden, und so mag dann die Bezeichnung »Rosengarten« für Begräbnisplatz üblich geworden sein.

Wohl den schönsten Gedanken über den Tod birgt die auch volkssprachlich weitverbreitete Wendung »heimgehen« für sterben. In Dresden kann man auf Wohnungsschildern die amtliche Bezeichnung der Leichenfrau als »Heimbürgin« lesen; sie ist die Frau, die »heimbürgt«, d. h. zur Ruhe, in unsre Heimat bettet. Und diese Vorstellung, daß der Tod nichts andres ist als ein Wechsel in der Behausung, drückt auch das schweizerische Wort »verhuse« aus, d. h. sterben, eigentlich seine Behausung verändern; schon 1688 heißt es in einer Schweizer Schrift: »Der Tod ist nur ein Gang zu Gott, eine Verhausung in den Himmel.« In diesen Äußerungen spiegelt sich der tiefe Gedanke, daß unser Dasein auf der Erde nur vorübergehend ist, daß unsre wahre Heimat nicht diese Welt, sondern eine andre, jenseitige Welt ist; erst dort hofft der Mensch auf ein glücklicheres Leben nach seinem Erdenwallen, frei von aller Sorge und Trübsal dieser Erde.

Beruhigung

Es ging ein Tag hienieden
Mit Lieb' und Leid und Not;
Die Nacht träuft ihren Frieden
Und segnet jedes Brot.

Nun laß, mein Kind, dein Wähnen,
Das dir nicht wohlgedeiht,
Und trockne deine Tränen
Und alles Herzeleid.

Und glaub' mir, Gottes Erde,
Sie hat des Glückes viel:
Kein Schäflein seiner Herde,
Das käme nicht ans Ziel!

Wir alle müssen tragen
Und brechen doch nicht hin:
Zu tragen, nicht zu fragen —
Das ist des Lebens Sinn.

Kurt Geucke

Das Behnsche Haus in Lübeck

Von Dr. Konrad Wänter

Im April 1923 wurde in Lübeck das Behnsche Haus feierlich und endgültig als Gemäldegalerie eröffnet. Damit ist in allerschwerster Zeit eine Tat getan, die geeignet ist, das Bewußtsein zu stärken, daß trotz allem heute dennoch geistiges Schaffen bei uns möglich ist. Dies ist wichtig und wertvoll nach außen, da in diesen Werten fast die einzige uns gebliebene Wirkungsmöglichkeit über unsre Grenzen hinaus besteht. Aber wenn Lübeck für diese Aufgabe der Wirkung auf das Ausland durch seine starken skandinavischen Beziehungen besonders geeignet erscheint, so darf doch nicht vergessen werden, daß der eigentliche Sinn und der Hauptwert solcher Kulturtaten in ihnen selbst liegen. Sie sind nicht Mittel für irgendeinen Zweck, sondern sie bedeuten nur die Erfüllung einer Forderung, und in diesem ihrem Charakter liegt ihre außerordentliche praktische und sittliche Bedeutung für die Heimat.

In Lübeck ist mit dieser Eröffnung nicht nur ein neues Museum erstanden, sondern gleichzeitig ein außerordentlich hochwertiges, ein ebenso wichtiges wie schönes Baudenkmal endgültig vor der schon drohenden Zerstörung gerettet worden. Schon hatte ein Bankunternehmen von dem Hause Besitz ergriffen, als es dank der Opferwilligkeit führender Lübecker Kreise gelang, die sehr hohe Rückkaufsumme aufzubringen, das Gebäude zu erwerben und es dem lübschen Staate zum Geschenk zu machen. Damit war allen Zweifeln und Hindernissen zum Trotz das prachtvolle Palais gerettet. Es wurde zum erstenmal öffentlich zugänglich gemacht 1921 bei der bedeutsamen Veranstaltung der »Nordischen Woche« und konnte nun vor kurzem seiner Bestimmung als Gemäldegalerie übergeben werden.



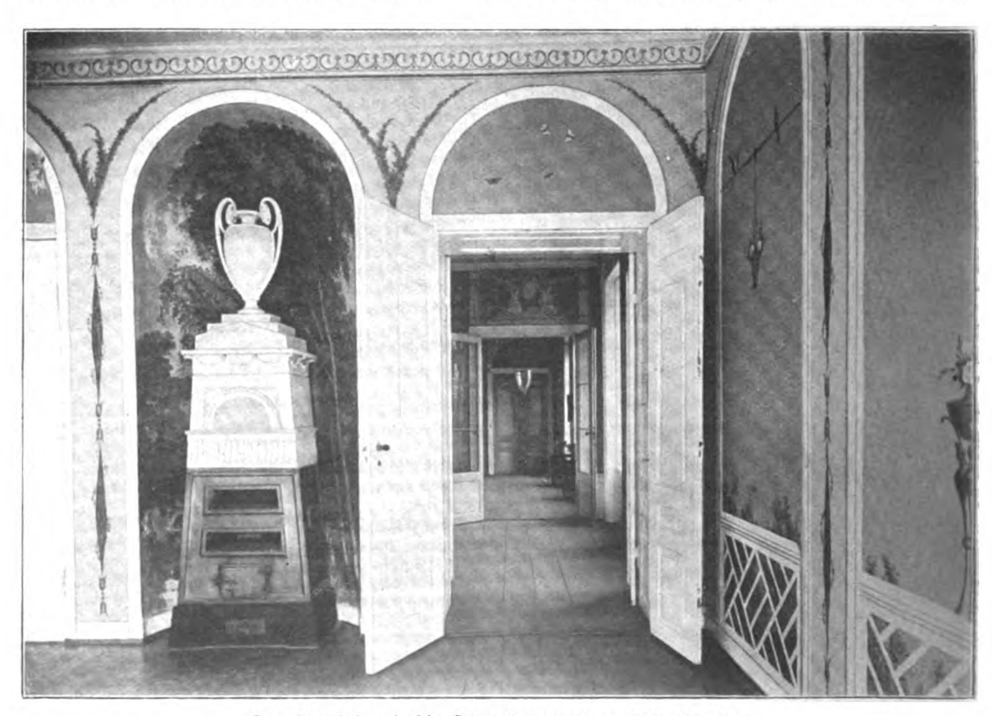
Jos. Chr. Lillie: Das Behnsche Haus

Das (nach seinen späteren Besitzern genannte) Behnsche Haus wurde um 1783 von dem jungen dänischen Architekten Jos. Chr. Lillie (1760—1827) für den späteren Bürgermeister P. H. Tesdorpf gebaut und stellt sowohl in seiner Beziehung zur lübeckischen Bautradition wie auch in seinem Verhältnis zur gesamteuropäischen Kunstentwicklung einen interessanten Übergangstypus dar. Der mächtige Baukörper des Vorderhauses enthält in seinem nach dem Garten zu gelegenen Teile den gewaltigen Dielenraum durch zwei volle Geschosse. Davor liegen in einer Flucht an der Straße im Erdgeschoß zwei große Zimmer und die zentrale Durchfahrt, im ersten Stock drei sehr hohe und geräumige Repräsentationszimmer. Seitlich des Dielenraumes längs der Seitenmauer befinden sich unten die Küchenanlagen, im ersten Stockwerk mehrere Zimmer, beide in ganzer Tiefe. Das dritte, niedrigere Stockwerk liegt über dem gesamten Vorderhause und hat seinerseits eine saalartige, durch Okuli (Oberlicht-Rundfenster) beleuchtete Diele, um die sich nach vorn mehrere kleine Zimmer, nach hinten ein innenarchitektonisch besonders reizendes Kabinett und seitlich zahlreiche, durch die hier beiderseits schon zusammenschlagenden Mansarddächer abgeschrägte Abseiten gruppieren. In halber Breite der Hausfront legt sich vor die Rückwand der nur zweigeschossige Gartenflügel, der die eigentliche Woh-

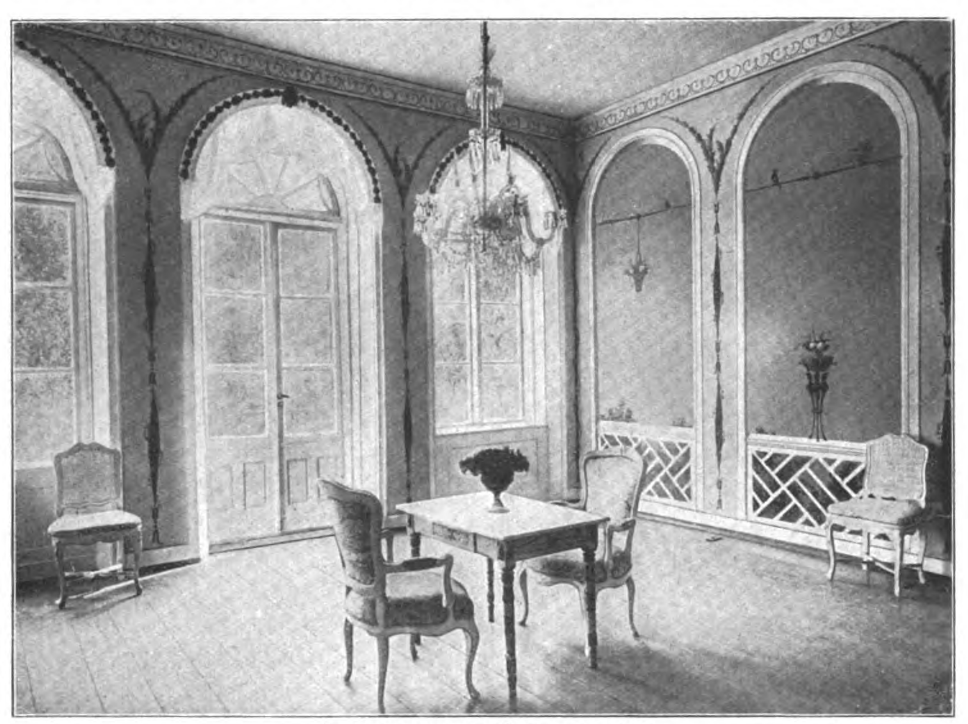


Diele mit Treppenhaus, Gartenflügel und Ausblick auf den Garten

nung enthielt. Er birgt unten zwei Räume, die durch einen Gang erreichbar sind, der seinerseits neben Wirtschaftsräumen (die an die Küche anschließen) und einer verborge-

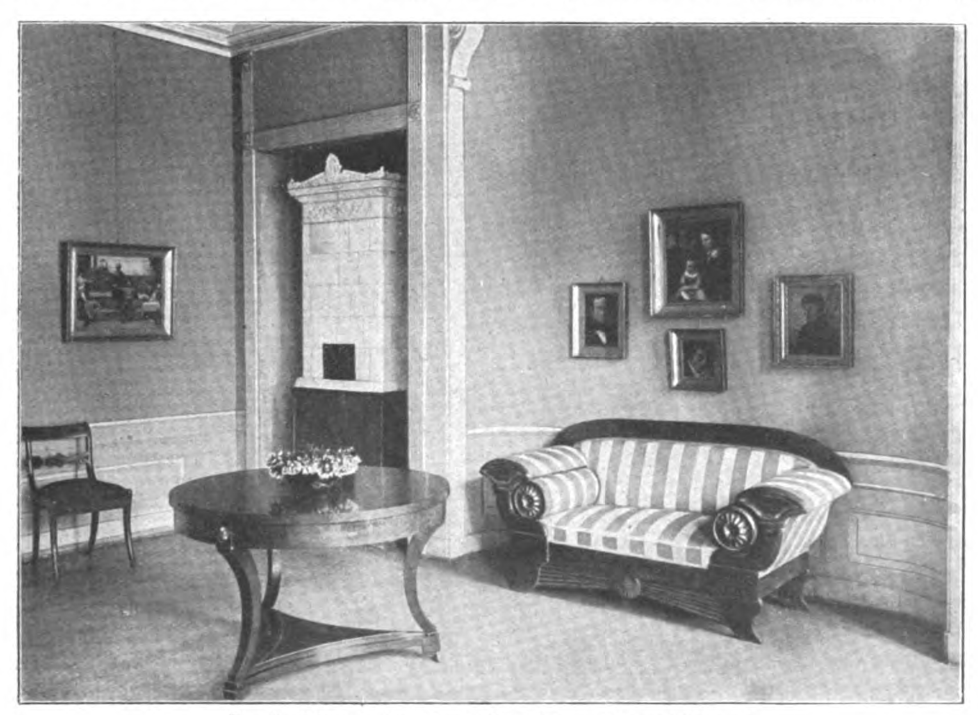


Durchblick durch die Flügelräume des Erdgeschosses

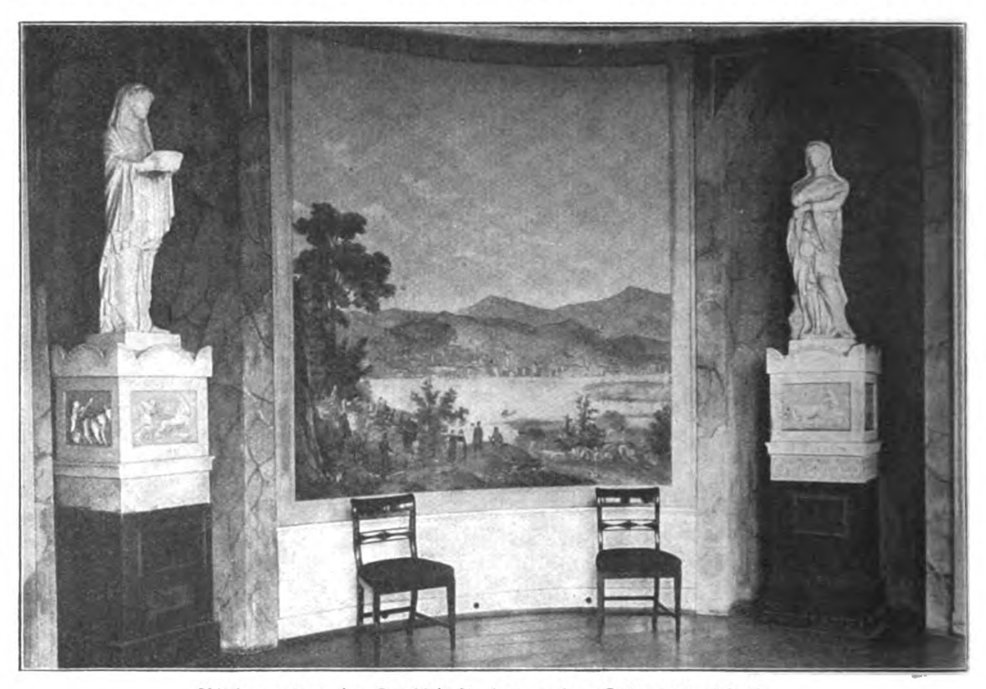


Gartenzimmer im Flügelerdgeschoß

nen Treppe hinläuft. Diese führt in eins der drei oberen Zimmer des Gartenflügels, die in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit mit ihrer besonders reizvollen, von Lillie im

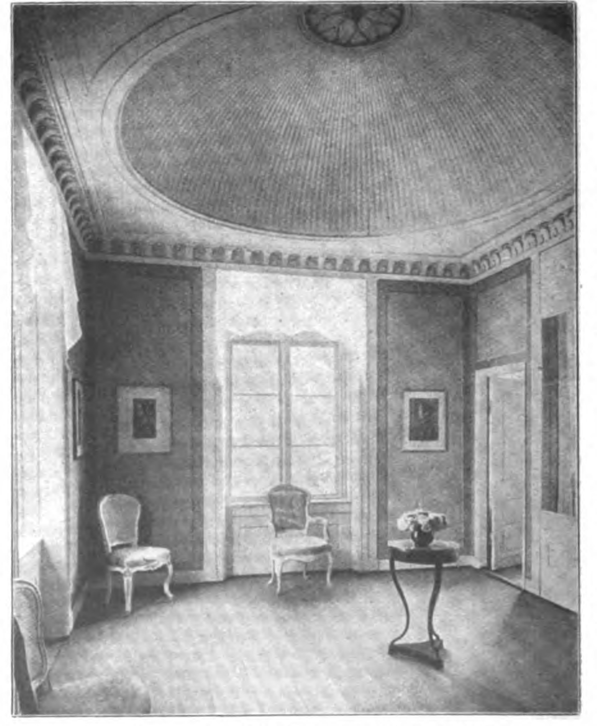


Overbeckzimmer im Gartenflügel des ersten Stockwerks



Nischenanlage im Landschaftszimmer des Flügelerdgeschosses

einzelnen genau entworfenen Innenarchitektur fast vollständig erhalten sind. Hier finden sich die für Lillie so charakteristischen symmetrischen Nischenanlagen oder ähnliche stark architektonische Durchbildungen des Stubeninneren, ferner die duftigen Wandmalereien, die kleinen Nebenräumchen, die in das Ganze eingeordneten Ofenaufbauten, die Türprofile und Supraporten. Die der Küche gegenüberliegende Seite der Diele wird durch das mächtige Treppenhaus eingenommen, das in mehreren Teilungen und Kehren auf das obere, als große Plattform gebildete Stockwerk führt, von wo aus das weite Oberlicht den Blick in die gepflasterte untere Diele, in der ehedem die Karossen einfahren und umwenden konnten, freigibt.

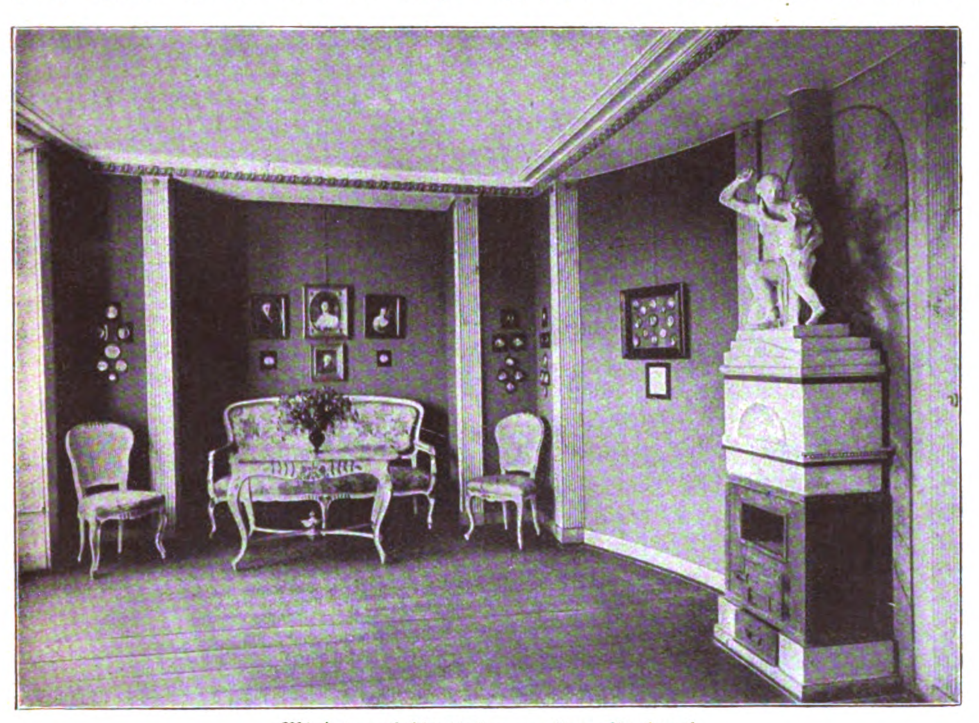


Kuppelraum im Flügel des ersten Stockwerks (rechts Eingang zum Nebenkabinett)

Hier läßt sich die letzte Stufe und gleichzeitig der Abschluß jener Entwicklung erkennen, die der Bautypus des Lübecker Dielenhauses seit einem halben Jahrtausend durchlaufen hatte. Dem alten Typus ent-

spricht vor allem die Gesamtdisposition des Gebäudes: Lage der Diele, der beiden Vorderräume, der Küche, des Wohnflügels. Jedoch das entscheidend Neue ist die Zweckbestimmung des Ganzen: es sollte ein reines Wohnhaus, ein »Stadtpalais« des in Frankreich jahrelang ansässig gewesenen Bauherrn sein, nicht ein Handelshaus, wie es bisher in Lübeck üblich gewesen war. Das zeigt sich schon in der Raumabmessung: das Haus ist auf der Bodenfläche zweier alter Häuser gebaut (deren Keller und Außenmauern noch vorhanden sind), also doppelt so groß als alles Bisherige. Ebenso sind die einzelnen Räume weit und hoch, die Fenster sehr groß und schön in ihren Verhältnissen. Endlich zeigt sich in der prachtvollen Fassade die neue Entwicklungsstufe. Während die Speicherräume der alten Kaufherrenhäuser seit Jahrhunderten einen hohen vielgeschossigen Giebel bedingt hatten, wird hier zum erstenmal in Lübeck die Front horizontal nach oben abgeschlossen mit breitschattendem Gesims und einer figurengeschmückten Attika darüber. Das Behnsche Haus stellt also die letzte Entwicklungsphase des Dielenhauses dar. Der Diele selbst war ihr Sinn als Warenlager genommen, und so verläuft die Entwicklung (gerade in Lübeck in Lillies späteren Werken gut nachweisbar) von hier in der Richtung des großen Privatwohnhauses, bei dem die Diele zum Flur und endlich zum Korridor zusammenschrumpft, die Zimmerräume als solche an Bedeutung gewinnen und die Fassade sich immer mehr in der Horizontale ausbreitet.

Ist somit das Heim der neuen Gemäldegalerie im Rahmen der Lübecker Kunstgeschichte ein wichtiges Baudenkmal, so ist doch auch seine Stellung innerhalb der gesamtdeutschen Architekturgeschichte insofern wichtig, als es sich hier um einen besonders frühen Bau unter französisch-klassizistischem Einflusse und um das Jugendwerk eines der für Norddeutschland so wichtig gewordenen dänischen Klassizisten handelt. In jener bewegten, ereignisreichen und in sich höchst differenzierten Zeit, die die Grenzscheide zweier Epochen ist, laufen auch kunstgeschichtlich so viele Strömungen nebeneinander her, daß es schwierig ist, die entscheidende Entwicklung am Einzelkunstwerk zu erkennen. Im ganzen trägt das Behnsche Haus den Charakter jenes echten und wertvollen Klas-



Miniaturenkabinett des zweiten Stockwerks



A. D. Kindermann: Bildnis des Schiffsbaumeisters Meier und seiner Gemahlin

sizismus, der seine unmittelbare Herkunft aus der großen Barocktradition nicht verleugnet. Aus der prachtvoll kräftigen Gestaltung der Fassade, der sicheren räumlichen Ausmessung der riesigen Diele, dem hellen und duftigen, illusionistisch ausgemalten Gartenzimmer mit Kuppeldecke, Spiegelwand und winzigem Seitenkabinett läßt sich klar erkennen, daß hier im Grunde die Baugesinnung und der Formgeist des Spätbarocks waltet. Dennoch ist jede unklassische Einzelform vermieden, und es ist kennzeichnend, daß sich doch auch deutliche Anzeichen jenes literarisch-papierenen Programmklassizismus geltend machen, der später immer mehr in den Vordergrund treten sollte. Das unorganische Vorblenden der Fassadenattika vor das Mansarddach, die nüchterne Zeichnung der inneren Holzbalustrade, die räumlich nicht durchdachte Bogenstellung vor dem Treppenhaus, die zahlreichen hölzernen Attrappen, die als Gegenstücke zu Öfen die Forderung der Symmetrie erfüllen sollten, und endlich die Verschleierung des ganz schiefwinkligen Grundrisses zugunsten rechtwinklig-symmetrischer Zeichnung — all dies sind kleine Zeugnisse jener inneren Unwahrheit, die für die Reißbrettarchitektur des »Programmklassizismus« typisch ist. Jedoch können diese Züge den künstlerischen Gesamtcharakter kaum bestimmen und gewiß nicht herabmindern, sondern lassen das schöne Werk historisch nur um so interessanter erscheinen.

Die Gefahr, daß die Umgestaltung in eine Gemäldegalerie dem Bau seine eigne volle künstlerische Wirkung nehmen könnte, ist sorgfältig vermieden worden. Alle Zimmer mit erhaltener Wanddekoration wurden in ihrem alten Zustand belassen und durch einige Möbel aus dem späten 18. Jahrhundert belebt. Ebenso blieben die Dielen völlig von irgendwelchen Einbauten verschont, so daß sie mit den charakteristischen ursprünglichen Plastiken den gleichen Eindruck wie zur Erbauungs-



Theodor Rehbenitz: Bildnisstudie

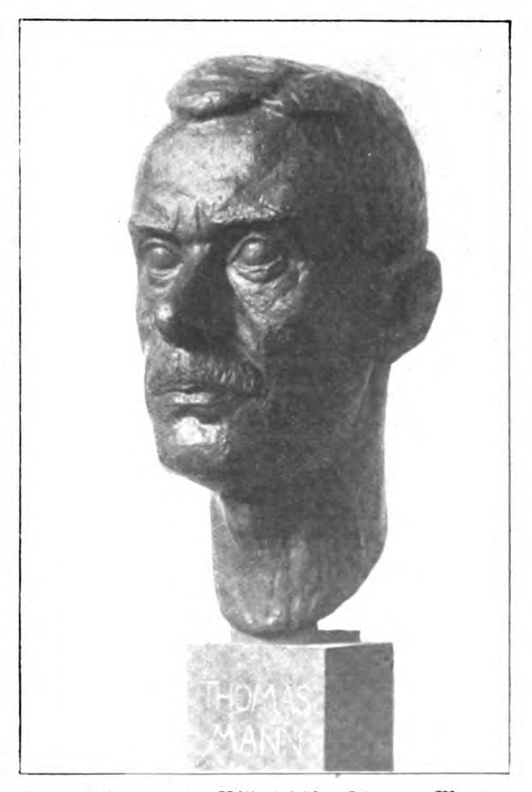


Friedrich J. Overbeck: Selbstbildnis (Kreidezeichnung)

einzelne Bildergruppen, die den ganzen Bestand übersichtlich gegliedert erscheinen lassen.

Der neben dem Gartenzimmer im Flügel gelegene Raum enthält an den beiden verfügbaren Wänden Bilder aus der Entstehungszeit des Hauses, während zwischen den Fenstern ein eingebauter Spiegel und gegenüber die prachtvolle Nischenarchitektur mit einem Wandgemälde und der charakteristisch symmetrischen Anordnung eines Ofens mit einer entsprechenden, in den gleichen antikisierenden Formen gehaltenen Attrappe im ursprünglichen Zustande belassen ist. Die Bilder zeigen kunsthistorisch wiederum den zwiespältigen Charakter jener Zeit: eine Landschaft des seltenen G. Zaïs scheint noch ganz den Rokokogeist seines Lehrers Zuccherelli zu atmen, und die dekorativen Puttenszenen des in Lübeck tätigen J. B. Hauttmann sind in Bouchers Sinne geschaffen. Jedoch zeigt sich schon in ihnen ein klassizistisches Element, das in

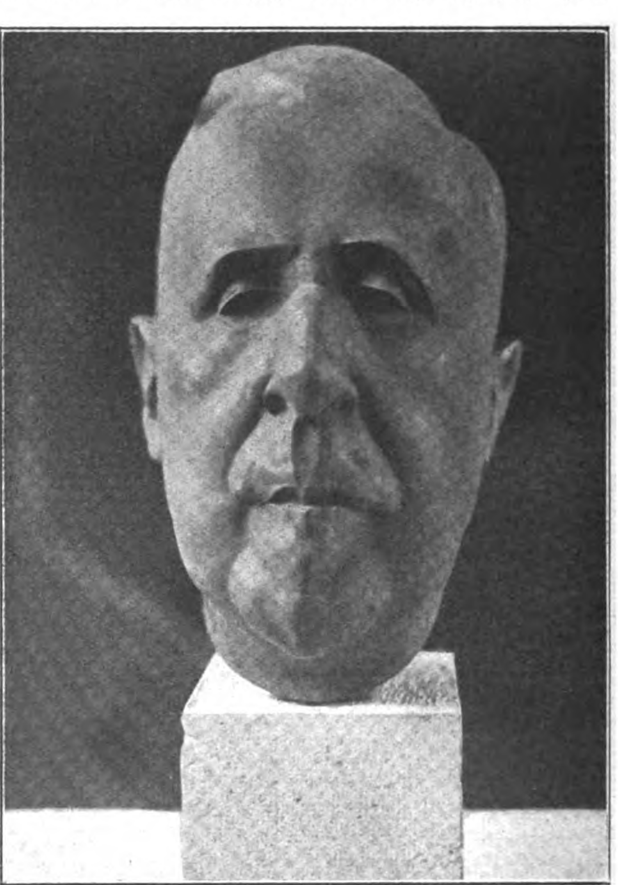
zeit machen. Überhaupt wurde nirgends baulich eingegriffen, vielmehr wurden die Bilder in den hierfür geeigneten Räumen locker aufgehängt und in losen Zusammenhang mit einzelnen stilentsprechenden Möbelstücken gebracht, so daß stets der Zimmercharakter der einzelnen Räume angedeutet bleibt. Gerade wie in dem in einem alten Kloster eingerichteten Lübecker St.-Annen-Museum, dem Werke Prof. Karl Schaefers, ist im Behnschen Hause durch Direktor Dr. Heise ein neuer und zukunftsreicher Museumstypus geschaffen worden. Ermöglicht wurde dieser Zusammenklang von Raum und Ausstellungsgegenstand hier dadurch, daß aus der früheren, völlig unzulänglich untergebrachten Gemäldesammlung nur diejenigen Werte übernommen wurden, deren Entstehungszeit gleichzeitig oder später als die des Behnschen Hauses liegt, während die älteren Bilder in einem neuhergerichteten Raume des Annenmuseums Aufnahme fanden. Außer dieser Teilung der Bildersammlung hat eine weitgehende Sichtung stattgefunden, manches mußte in den Vorrat wandern, damit das als besonders wertvoll oder kennzeichnend Ausgewählte im Zusammenhang mit dem Hause selbst um so besser zur Wirkung käme. So ergeben sich auch gleich



Hans Schwegerle: Bildnisbüste Thomas Manns

seinen Bildnissen und insbesondere den späteren »pompejanischen« oder stichartig antikisierenden Dekorationsmalereien noch mehr hervortritt.

Die Entwicklung der Porträtauffassung vom Rokoko zum Empire bis über das Biedermeier hinaus kann man an einer vorzüglichen Sammlung der für diese Zeit so bezeichnenden Miniaturen beobachten, die die reizvoll gegliederten Wandflächen eines Kabinetts des obersten Stockwerks einnimmt: von der feinen und schwebenden Eleganz und etwas typisierenden Ausdruckslosigkeit der Bildnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu der sorgfältigen Zeichnung und vornehmen Ruhe der Königin-Luise-Zeit und von da zu der verbürgerlichten und oft trockenen Auffassung des zweiten Jahrhundertviertels, die jedoch neue Werte im Individuellen und Intimen findet und sich in den Werken Aldenraths und vor allem des Hamburgers F. C. Grögers zu außerordentlicher Qualität erhebt. Von Gröger sind noch mehrere große Bildnisse ausgestellt, die die Beachtung rechtfertigen, die dieser bedeutende Künstler auf der Berliner Jahrhundertausstellung 1906 fand. Seine Bilder sind hier in einem Raume aufgehängt, der noch weitere Bildnisse, z. B. eins von dem sehr seltenen Oldach, beherbergt und die gleiche Entwicklungsreihe wie die Miniaturen in einzelnen Bildnissen deutlich macht, jedoch mit dem von 1860 stammenden Doppelbildnis des Lübeckers Adolph Dietrich Kindermann (geboren 1823) schon darüber hinausgeht. Dieses vorzügliche Werk des später Photograph gewordenen Künstlers zeigt in der posierenden, aufdringlichen Haltung der stark auf »Richtigkeit« wiedergegebenen Personen und der kleinlich und wahllos naturalistischen Zufälligkeit auch des Beiwerks, daß damals der Punkt erreicht war, wo die Photographie das künstlerische Bildnis verdrängen konnte.

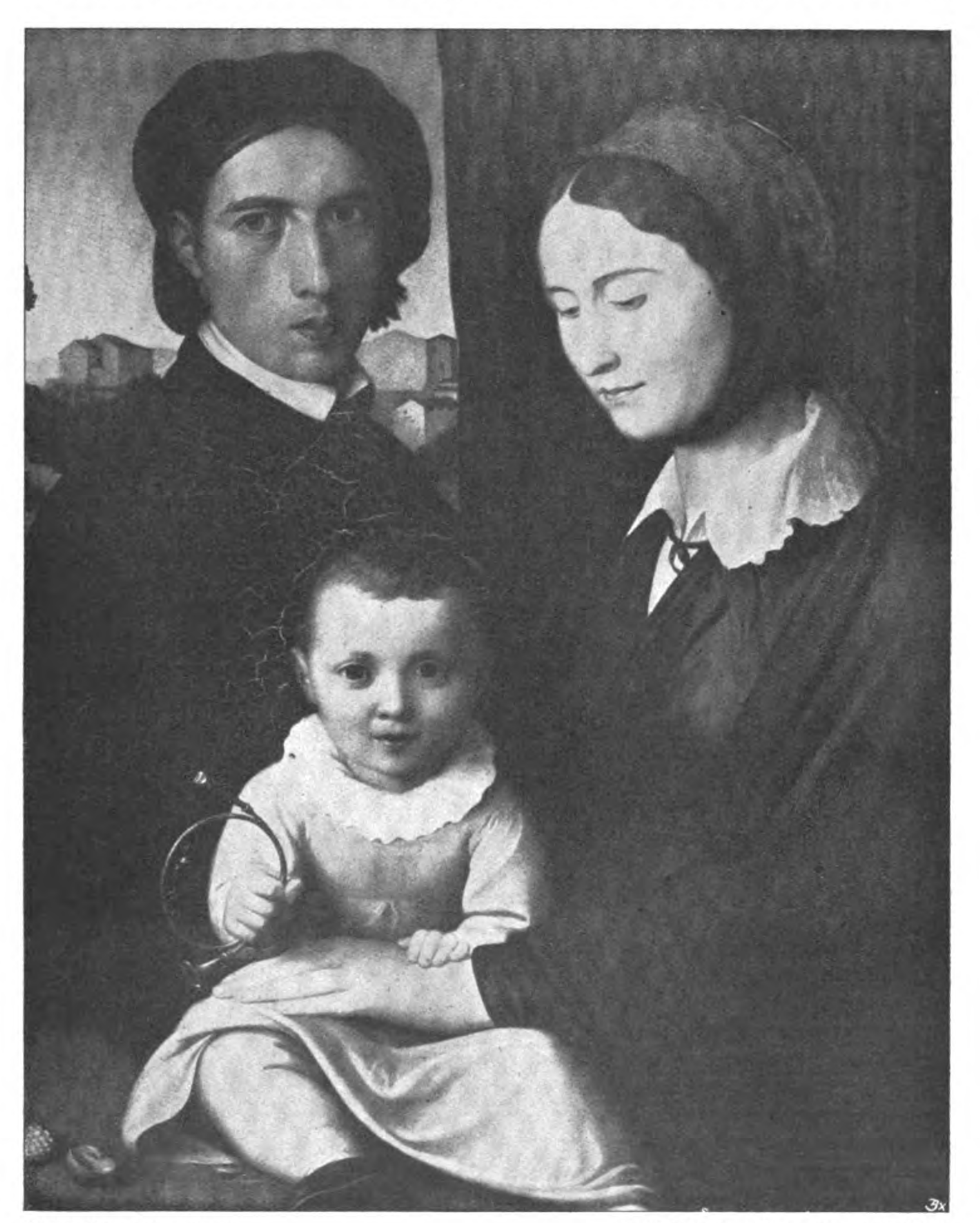




Edwin Scharff: Bildnisbüste Heinrich Manns

Zeitlich noch ein wenig zurück führt die Gruppe der ‚nazarenischen' Bilder, die den Hauptwert der Galerie ausmachen. Unter ihnen ragt naturgemäß ihr Führer, der Lübecker Friedrich J. Overbeck, hervor, sowohl durch die Anzahl als auch durch Schönheit und Bedeutung seiner Werke. Sie sind in einem der Flügelzimmer mit einigen Bildern seines Schülers Rehbenitz vereinigt, der ganz im Sinne des Meisters gearbeitet hat und besonders im Bildnis vorzüglich war.

Overbeck selbst ist ganz der Typus des deutschen Malers in seinem heiligen, ja fanatischen Ernst, in seiner tiefen Religiosität, dem Einssein von Mensch und Künstler, aber auch in der theoretisierenden Problematik und Gebrochenheit seines Wesens, dem Kampf, den er zwischen der glutvollen Sinnlichkeit seiner Anlagen und der Strenge



Friedrich J. Overbeck: Selbstbildnis mit Gattin und Kind

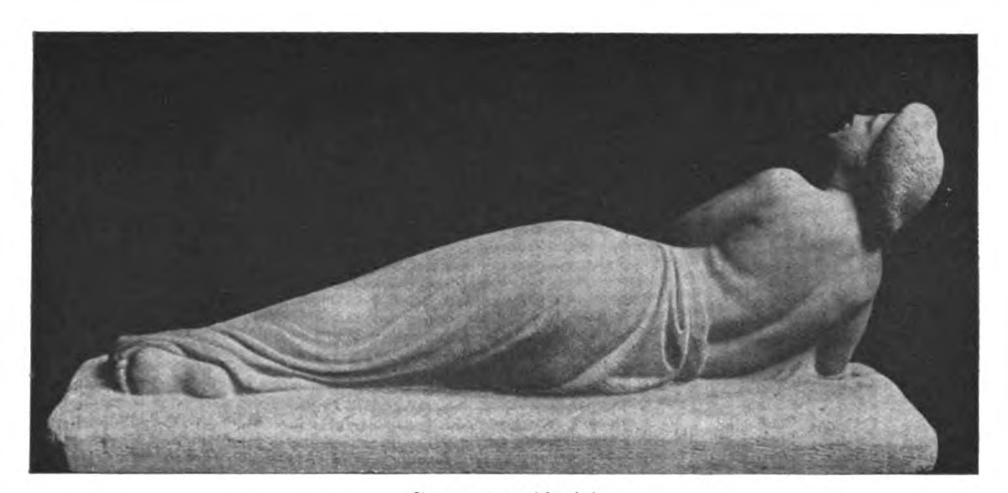
und Jenseitigkeit seiner Ziele auszufechten hatte. Die ganze bittere Tragik dieses Künstlerlebens liegt ausgedrückt in der ergreifenden Selbstporträtzeichnung, die allein in einem kleinen Nebenkabinett aufgehängt ist. Die Entwicklung des Künstlers, der von Fügers akademischer Historienmalerei mit ihren dunklen Tönen aus- und bald zu immer klarerer Zeichnung und schärferem Kolorit überging, läßt sich an den zahlreichen hier vorhandenen Werken gut ablesen. Die Auferweckung des Lazarus und das Selbstporträt mit der Bibel sind noch Werke der frühesten Zeit. Einen Höhepunkt bedeutet das »Selbstporträt mit seiner Gattin und dem kleinen Alfons« in seiner edlen Komposition, dem schönen Kolorit und der tiefen Innerlichkeit des Ausdrucks.

Es ist merkwürdig, wie wenig von dem menschlichen Ernst und der asketischen Selbstbeschränkung dieser Nazarener in der zweiten Jahrhunderthälfte übriggeblieben ist. Unter Führung der Münchner, Düsseldorfer und Antwerpener Akademien wuchs die Produktion ins Breite auf Kosten des Ernstes und damit der Qualität. Ein Raum mit derartigen Bildern zeigt eine nur sehr kleine Auswahl aus der Masse des Vorhandenen. Ott, Kindermann, ten Kate, Kiers u. a. sind vertreten, jedoch beginnt hier schon ein starkes Hervortreten der Lübecker Künstler, deren jüngeren Landsleuten die Vorderflucht des Hauses eingeräumt wurde. Hier sieht man Bilder von Hermann Linde, v. Lütgendorf, Rosatis und von dem bekannten Linde-Walther, gute Stücke von E. Dummer, dem später in Dresden tätigen G. Kuehl und einige Arbeiten der Malerin Maria Slavona, deren Blumenstilleben besonders wertvoll ist. Nichtlübeckische Künstler dieser Generation reihen sich an: Ulrich Hübner mit einer Travemünder Seelandschaft und einem Selbstbildnis, eine Studie des jung verstorbenen Westermair, einer der besseren Bismarckköpfe von Lenbach, ferner Binnen, Olde und Mesdag. Der Mittelraum dieser rein zu Repräsentationszwecken benutzten Vorderflucht ist in seinem ursprünglichen Zustande erhalten und erfreut durch die schönen im ursprünglichen Zustand belassenen Wandflächen, auf deren Blau kleine »pompejanisch« gedachte Allegorien die vornehme Zurückhaltung des Gesamteindrucks erhöhen. Nur zwei Werke moderner Plastik sind hier aufgestellt: die Bildnisbüsten der beiden Lübecker Thomas und Heinrich Mann. Die Brüder, deren so verschiedenes Wesen demjenigen ihrer Interpreten verwandt zu sein scheint, sind in dieser Gegensätzlichkeit besonders fein charakterisiert: Thomas, ein Werk des Münchner Bildhauers Schwegerle, ein sorgsam gearbeitetes, mehr feines als starkes Bildnis — Heinrich in der überspitzten, geistreichen Form ein getreues Abbild des Dichters, von der Hand des bedeutenden Edwin Scharff. Der Mannheimer Bildhauer Gelb ist mit einem schönen Frauentorso im Saal der neueren Lübecker vertreten, und von Lehmbruck steht ein Akt seiner späten, reichlich problematischen Zeit im obersten Stockwerk, eine frühere Schöpfung in der Diele.

In der Diele ist ferner der Versuch gemacht worden, auf den großen, mit klassizistischen Blendarkaden gegliederten Wandflächen Werke modernster Malerei anzubringen. Hier haben charakteristische Arbeiten unsrer jungen Künstler Nolde, Schmidt-Rottluff, Modersohn, Heckel, Nauen und Hofer einen Platz gefunden, der diesen flächig gemalten, meist stark farbigen Bildern außerordentlich zugute kommt. Hier stört kein Bild das andre, es ist weiter Platz zum Zurücktreten, und etwa der große »Dichter« von Hofer, die »Mutter« von Paula Modersohn oder die »Masken« von Nolde, zu denen noch ein schöner früherer Munch »Mädchen am Strande« tritt — alle diese und auch die übrigen Bilder sind so besonders gut oder mindestens charakteristisch, daß wenn irgendwo, so ehestens hier Gelegenheit geboten ist, sich ernsthaft in die jüngste Kunst einzuleben.

Wenn auch auf längere Zeit dem Museum übergeben, sind alle diese modernsten Bilder doch nur Leihgaben aus Privatbesitz. Um daneben auch Gegenwartskunst erwerben zu können, ist das alte, lange vergessene Kupferstichkabinett in neues Leben gerufen worden und hat seinen ständigen Raum für wechselnde Ausstellungen in vier Zimmern des obersten Stockwerks erhalten. In dem Zimmer der älteren Handzeichnungen sieht man u. a. Arbeiten von Overbeck, eine schöne Landschaft von Faber und eine frühe Porträtzeichnung von der Hand des sehr seltenen Runge. Die übrigen Räume zeigen moderne Graphik. Außer neuen Lübecker Künstlern wie Thieme, Jaede, Jessen und vor allem Mahlau sind durch Handzeichnungen vertreten: Nolde mit drei farbig prachtvollen Aquarellen, Kolbe mit zweien seiner bekannten Aktzeichnungen, Barlach mit einer schönen Zeichnung zu seinem »Berserker«, Käte Kollwitz mit einer »Arbeiterfrau« und zahlreiche andre Künstler.

So führt uns der Weg durch dieses schöne und sonnige Haus aus der Zeit seiner Entstehung, dem ausgehenden Rokoko, durch das immer komplizierter werdende 19. Jahrhundert in unsre jüngste Gegenwart. Und doch behält in dem schönen vereinheitlichenden Rahmen dieses eigentümlich harmonischen Museums das viele Einzelne einen zusammenhängenden und fortlaufenden Sinn, so daß es ein lebendiges Ganzes wird.



Sommertag (Stein)

Neuere Plastiken von Richard Engelmann

Von Bruno Aar

In einer Zeit, da die Künstler sich zu beeilen pflegen, durch den Anschluß an eine Richtung den Problemen des persönlichen Stils auszuweichen, ist es ein hohes Vergnügen, das Werk eines Meisters zu betrachten, der reif und reich genug ist, um auf solche wohlfeile Bindung verzichten zu können. Er gilt dann freilich nicht für so ganz modern, wie es das Publikum liebt, das unter der Herrschaft des flüchtigen Tages steht; er ist nicht so bequem in eine Formel zu zwängen, man vermißt an ihm das, wodurch man mühelos seines Wesens habhaft werden zu können glaubt, jenes in die Augen springende Merkmal, das gern als die »persönliche Note« angesehen wird und in Wahrheit oft kaum mehr ist als die fragwürdige Tugend, die aus einer inneren Not gemacht wurde ... Je entschiedener die Mode herrscht, desto abholder ist man allem, was nicht mitläuft, desto weniger ist man geneigt, die selbstverständliche Forderung des Kunstwerks zu erfüllen, sich ihm nämlich unter mühevollem Verzicht auf alle Schlagwortweisheit hinzugeben. Und desto weniger empfindet und findet man auch dort Persönlichkeit, wo sie sich nicht selbstgefällig selber stets betont.



Frau v. D.

Der persönliche Stil eines Künstlers ist der Ausdruck der in sich beschlossenen Individualität, und er erweist seine Echtheit nicht an der auf der Oberfläche liegenden Konsequenz, mit der irgendeine Eigenart des Schaffenden abgewandelt

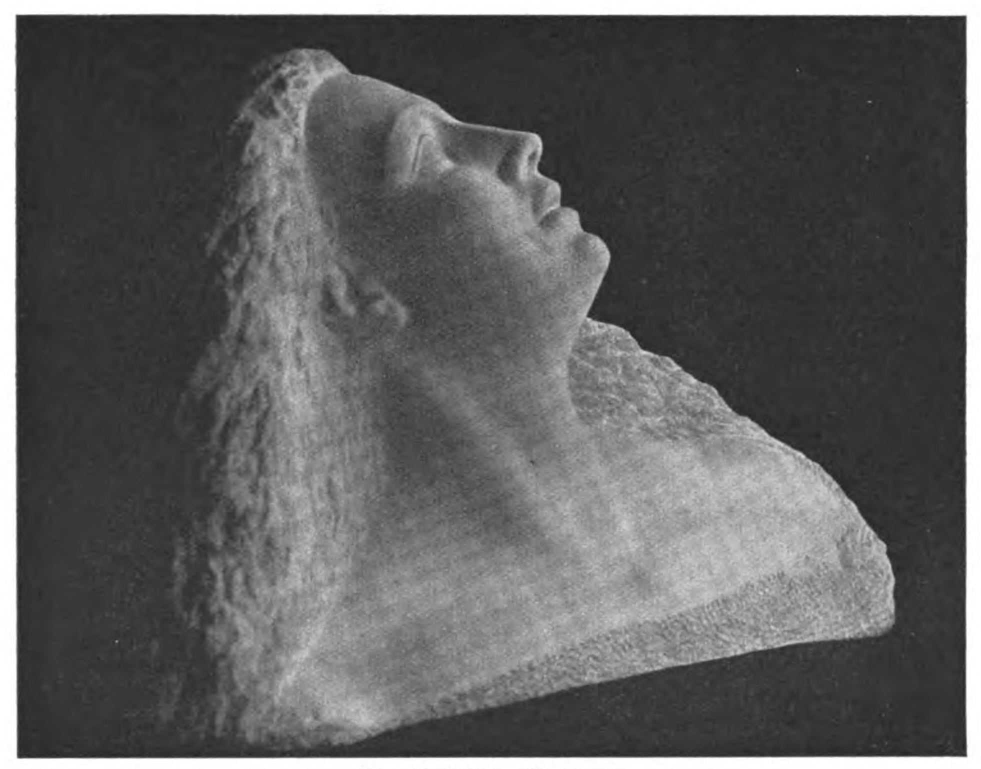
wird, sondern es kommt dabei auf eine durchaus andre Konsequenz an: auf die innere Folgerichtigkeit des Weges, auf die Wahrhaftigkeit der Entwicklung. In Epochen, denen das Glück eines einheitlichen Zeitstils versagt ist, wird diese Wegrichtung nur selten schnurgerade laufen, sie kann über die Höhen des Heroischen und durch die Idylle der Täler führen, und weiter über wildbewegte Gelände in stille Weiten — und es wird doch der einzig persönliche, der wahrhafte Weg des Künstlers sein. Ganz besonders wird diese Erscheinung dann auftreten, wenn die entscheidenden Jahrzehnte des Werdens und Reifens in eine Zeit tiefer künstlerischer Umwälzungen fallen.

Das war auch bei Richard Engelmann der Fall, und so kam es, daß die Entwicklung dieses Bildhauers schon manchem seiner Biographen Kopfzerbrechen gemacht hat. Da war, angesichts dieses reichen Werkes, nichts, was sich leichterdings auf einen Nenner bringen ließ. Da war ein Suchen und Versuchen nach mehreren Richtungen, ein so notwendiges wie williges Sichfügen in die großen Strömungen der Epoche. Und doch war da zugleich unverkennbare Persönlichkeit, deren Sprache alle Einflüsse übertönte. Auch die neueren Arbeiten Engelmanns, diese Werke einer reifen Zeit, geben wieder die Bestätigung dafür, daß es nicht auf die Formel ankommt, sondern auf die Form; auf die Form nämlich, die im Sinne Goethes die Gestalt des Erlebten und Erlittenen ist. Zweifellos läßt sich von diesen Plastiken sagen, daß sie die Zeichen des allgemeinen künstlerischen Strebens unsrer Zeit tragen, wie sie auch die Merkmale vergangener Entwicklungsphasen des Künstlers enthalten; entscheidend aber ist, daß ihnen eine Einheitlichkeit höherer Art innewohnt, nur zu verstehen eben aus dem aller Beschreibung unzugänglichen innersten Wesen der Persönlichkeit.

Das Juliheft 1915 dieser Zeitschrift zeigte das Wachstum im Schaffen Richard Engelmanns von seinen realistisch-anekdotisch gerichteten Anfängen bis zur Erreichung jener Stilsicherheit, deren monumentaler Ausdruck vornehmlich die bekannten Steinplastiken, groß gelagerte Figuren in edel rhythmisiertem Aufbau sind: organische Gestaltung der Masse, die die Naturform sozusagen ganz in sich aufgenommen hat. Wie eine Blüte dieser Periode der schweren, dem Stein entrungenen Form steht die im Juliheft 1915 und in einer andern Ansicht im Januarheft 1923 wiedergegebene »Badende« (Landhaus Stern in Geltow) in der Reihe der großen Werke. Nicht nur das Material (Istrischer Marmor) ist weicher geworden, die ganze Gestalt in ihrer sanften



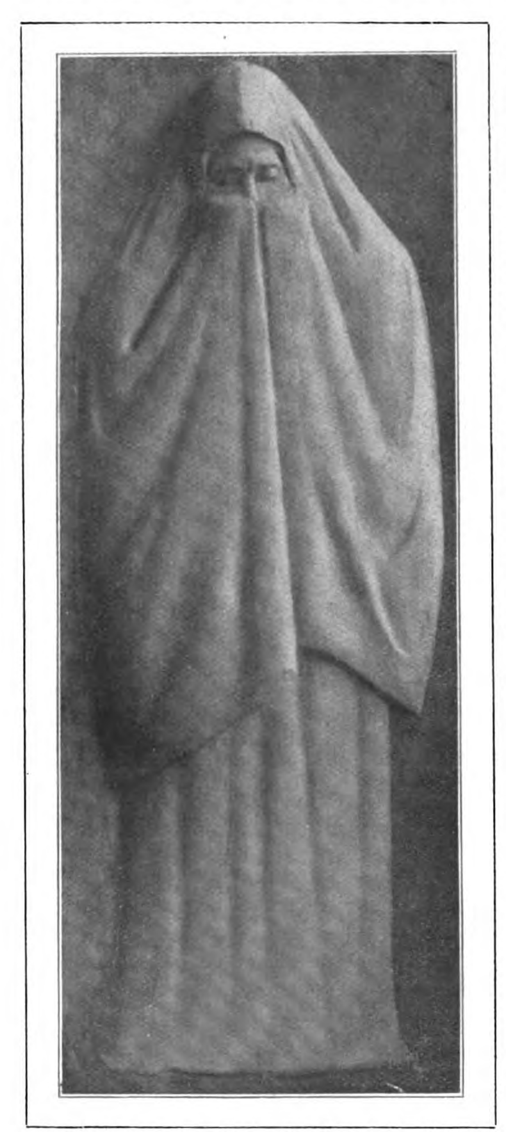
Die Sinnende (Stein)



Die Strahlende (Marmor)

Mädchenschönheit ist von Wucht und Bann der Materie erlöst und erhebt sich schlank und frei. Der erhobene Arm, die Neigung des Kopfes und das Kontrapost der Beine wirken nicht als »Bewegung«. Alle Dynamik ist in die weiche Melodie der Linien eingefangen; aufwärts bis in den Arm, dessen Horizontaltendenz vortrefflich gemildert ist, und wieder hinab über das gesenkte Haupt bis in die Falten des Tuches schwingt ihr Lied. Dieses Werk vertritt eine bedeutsame Epoche in Engelmanns Schaffen.

Indem seine Kunst zum stärkeren Ausdruck der Stilsehnsucht unsrer Zeit wurde, führte sie ihn von jener Verfangenheit im Melodiösen hinweg zur entschiedeneren Betonung des Kubisch-Plastischen. Zwar, auch in den Arbeiten dieser erst wenige Jahre zurückliegenden Phase kehren die charakteristischen Züge wieder: klangvoller Linienfluß und das weiche, gleitende Spiel der Formen. Aber Skulpturen wie der »Sommertag« (Abbild. S. 275) und »Die Sinnende« (Abbild. S. 276), zwei Beispiele aus einer größeren Reihe verwandter Arbeiten in Stein, tragen doch eine ganz andre Gewichtigkeit in sich, eine neue ausdrucksvolle Körperlichkeit, die wie aus der Bekräftigung des Materiellen gewonnen scheint. Wie in den Figuren der früheren Zeit herrscht auch hier die reife Schönheit, und alle Spannung und Problematik ist überwunden in der ruhigen Gelöstheit der Gestalt; und nun tritt als wesentlicher Wert hinzu: die sichere Intention der großen gemeisterten Form, klare Rhythmik organisch gegliederter Teile, die Einheitlichkeit des geschlossenen Ganzen. Erstaunlich, welche Aktivität in diesen Verkörperungen des Ruhens wirksam ist. Nicht ein kraftlos dämmerndes Lagern, sondern Bildungen verborgener Kräfte sind dargestellt, bei aller Kraft sanfte, bei aller Versonnenheit straffe Gestaltung. Man bedenke einen Augenblick, wie häufig sich billige Sentimentalität und schlechte Poesie an diesen Themen vergangen haben, und man wird die Meisterschaft anerkennen, mit welcher hier Anmut und Tiefe in die reine plastische Form umgesetzt worden sind. Da ist nichts Kleinliches und Oberflächliches, alles ist Vereinfachung und Verinnerlichung zugleich.



Die Trauernde
Steinrelief am Grabmal des Grafen Kielmansegg

Wie sich in jedem Kunstwerk Thema und Material gegenseitig bedingen, so entspricht die geheime Lebendigkeit des Marmors dem Ausdruck, von dem die Büste »Die Strahlende« (Abbild. S. 277) erfüllt ist. Und wie jeder Ausdruck die ihm gemäße Form erzwingt, so ist dieses helle, kraftvolle Leben in kühnen plastischen Dimensionen ausgesprochen, deren Diagonaltendenz sinnfällig das unbändig Lebendige veranschaulicht. Es ist eine ungemeine Freudigkeit in diesem Werk, und wie in allen Schöpfungen Engelmanns ist sie aus einer wohltuenden Bejahung des Erdhaften entsprungen. Freilich wäre nichts verfehlter als der Versuch, den Bildhauer auf diese Freude am Irdischen festlegen zu wollen. Das erweist sich sogleich durch den Blick auf einige Werke wie »Die Trauernde« (Abbild. S. 278) oder wie das Steinrelief »Abschied« (Abbild. S. 278). Es mag sein, daß in dieser Gruppe zweier abschiednehmender Frauen Erinnerungen an frühere stilistische Perioden aufklingen, während jene klagend sich verhüllende Frau vom Grabmal des Grafen Kielmannsegg in ihrer äußersten Vereinfachung ein Beispiel modernen Kunstwollens bietet, das, indem es ein Gefühl in strenge Formen bannt, innere Monumentalität zu erreichen strebt. Aber solchen stilistischen Verschiedenheiten zum Trotz sind die beiden Reliefs von dem tiefen Erlebnis, das in ihnen künstlerisch gestaltet ist, zu einer höheren Einheit verbunden.



Abschied (Stein)

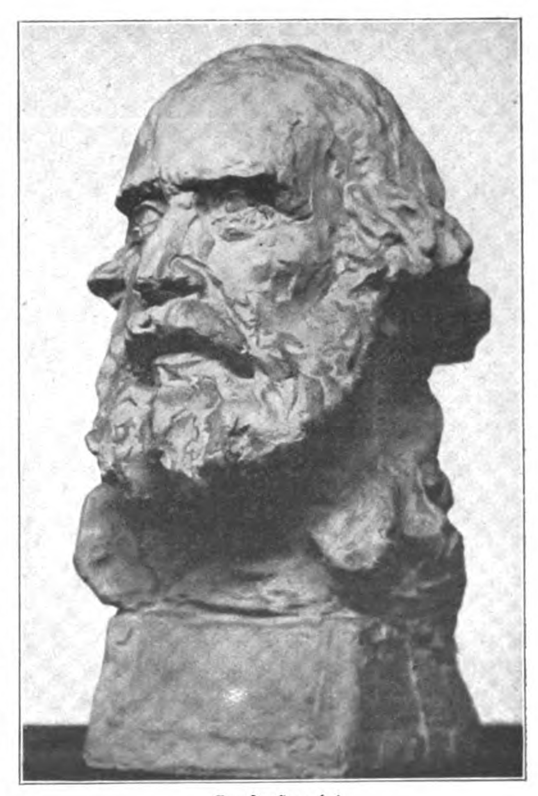


Graf Luckner, »der Seeteufel«

Diesem Genietyp gegenüber steht die Büste des Grafen Luckner (Abbild. S. 279), eine Arbeit aus jüngster Zeit, als die Typisierung des triebhaft sicheren Menschentums. Unbedenklichkeit und Frische und echt Soldatisches sprechen aus diesem fabelhaft ähnlichen Porträt, in welchem auch Lebendigkeit herrscht, zwar nicht ein vom Geist her bestimmtes Leben, sondern eher das einer animalisch sicheren Kraft. Sie ist es, die hier ihren formalen Ausdruck gefunden hat.

Einer andern Sphäre gehört die Halbbüste »Karin H.« an (Abbild. S. 280), eine der reizvollsten Skulpturen Richard Engelmanns. An diesem Werk läßt sich vorbildlich erkennen, wie weit die Lebenswahrheit eines Porträts von illusionistischer Naturnachahmung entfernt ist. Die Komposition ist

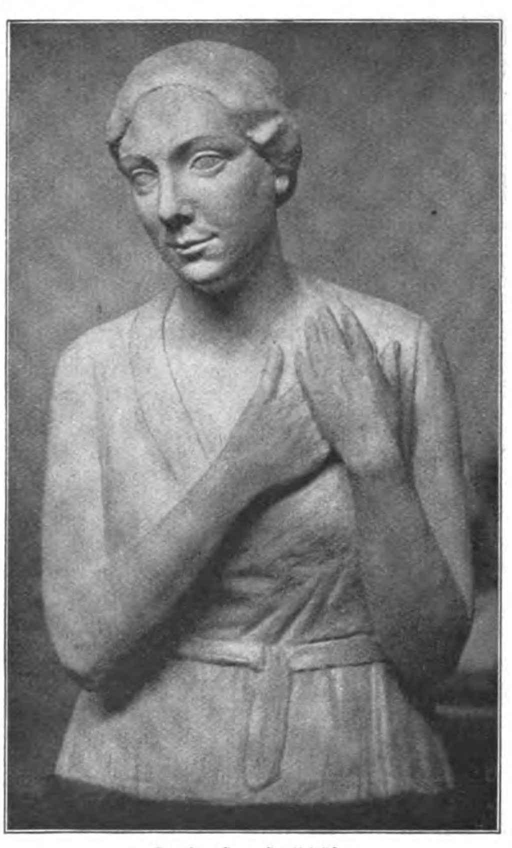
Was eingangs über das Wesen der künstlerischen Individualität gesagt wurde, bestätigt sich auch an einem Werk wie der Bronzebüste Ernst Haeckels, die in Jena am Grabe des großen Gelehrten aufgestellt ist (Abbild. S. 279). In seiner nur dem Werk dienenden Gesinnung gelingt dem Künstler die Überwindung alles dessen, was uns sonst als charakteristische Äußerung seiner Natur geläufig ist; ganz nur seiner Aufgabe hingegeben, löst er sie freilich auch meisterhaft. Kein andres Material war so geeignet wie die Bronze, das Bild des genialen Forschers herzugeben. Denn sie ist recht eigentlich lebenspiegelnder Stoff, der Stoff, der vom fließenden Licht lebt, und wahrlich befähigt, den Menschen zu verewigen, dessen Wirken der Erkenntnis vom Werden und Vergehen gewidmet war. So wirkt das Bildnis auch sprühend lebendig, wie eben von der nervösen und kräftigen Hand des Künstlers geformt, im Lichte zitternd, vom hellsten Glanz bis zu tiefem Dunkel bewegt, wie mit ein paar **Griffen vollendet: das Bildnis des tätigen, des geisterfüllten Menschen.**



Ernst Haeckel
Bronzebüste am Grabe Haeckels in Jena

ungewöhnlich, doch beachte man, wie glücklich die motivische Verwertung der beiden Arme und Hände den eigenartigen Ausdruck des Gesichts unterstützt und einen wirkungsvollen Einklang mit der Stimmung der ganzen Skulptur hervorruft: eine der edelsten Wirkungen, die das Werk des Plastikers überhaupt zu erzielen vermag.

Von den letzten Werken des Meisters — der nunmehr seit bald zehn Jahren der Bildhauerklasse an der Kunstakademie in Weimar vorsteht — ist hier die Porträtbüste der Frau v. D. abgebildet (S. 275), eine vornehme und reife Arbeit, in der sich Engelmanns Können schön offenbart. Sorgfältige Gewichtsverteilung erzeugt den Eindruck einer gewissen Flüssigkeit, eines Nicht-zur-Ruhekommens, wie es dem vagen Ausdruck des Gesichts entspricht; und die Silhouettierung erreicht jene sichere Standhaftigkeit, deren die Plastik nie entraten kann. Überaus gelungen das zartgliedrige Antlitz voll vibrierenden Lebens; auch hier wiederum ist die restlose Erfassung einer typischen seelischen Lebensströmung zur »Form« geworden.



Karin H. Halbbüste

Das Okular

Es war einmal ein Okular,
Das hatte jedes Hochmuts bar
Sich auf die Dinge dieser Welt
Und seine Pflichten eingestellt,
Und niemand war im ganzen Land,
Der, was er suchte, nicht gleich fand
Mit Hilfe — eine Freude war es —
Vorhergenannten Okulares.

Doch eines Tages — Datum überflüssig —
Ward seiner Pflicht es überdrüssig.
Es sprach: „Ich denke nicht daran,
Jetzt und hinfürder jedermann
Die Wissensbasis zu verbreitern
Und das Gesichtsfeld zu erweitern.
Will der Akustik mich verschwören
Und nicht mehr sehen — sondern hören!"

So sprach das Okular voll Mut,
Und — gleich getan ist immer gut —
Gruppierte es — was gar nicht dumm —
Ganz einfach seinen Namen um
Und spielte, trotzend jeder Regel,
Mit seines Namens Silben — Kegel.
Und also ward — man stell' sich's vor —
Das Okular zum Akul-Ohr.

Ein Kenner — Zeuge der Verwandlung —
Nannte sie eine sträfliche Handlung,
Berief sich auf das Naturgesetz,
Machte entsetzlich viel Geschwätz
Und legte endlich dem Akul-Ohr
Die Frage nach dem Beweggrund vor.
Die Antwort erfolgte unverzüglich,
Das Akul-Ohr rief höchst vergnüglich:

„Wozu bedarf es so großen Krawalles?
Und — zur Erklärung des einfachen Falles —
Ich bade mich jetzt in den Wellen des Schalles —
Das ist alles!"

Karl Gustav Grabe



Richard Engelmann: Kauerndes Mädchen

Schmiere

Ein Blatt aus der Theater- und Sittengeschichte

Von Julius Berstl

Wort und Begriff »Schmiere« erwecken in jedem, der dem Theatervölkchen Interesse und Liebe entgegenbringt, ein behagliches Schmunzeln. Die klassische Figur Emanuel Strieses taucht aus dem Unterbewußtsein auf, und diese und jene Anekdote, die man irgendwo las, irgendwo selbst erlebte, wird in der Erinnerung wach, um Veranlassung zu erneuter, sich steigernder Heiterkeit zu geben. Etwas Besonntes, Unfreiwillig-Komisches, zum Lachen Reizendes liegt über der Welt der Schmiere ausgebreitet. Immer tritt sie uns als ein scheinbar unerschöpflicher Born des Vergnügens entgegen, an dessen Oberfläche Frohsinn und Komik gleich prickelnden Gasperlen moussieren. Aber über dem lustigen, zerfetzten Flitterkleid des Schmierenkomödianten, das romantisch, d. h. wirklichkeitsfremd anmutet, vergessen wir gar zu leicht die abgezehrten Glieder, die darunterstecken, und die von Elend, Enttäuschung, Verzweiflung zu berichten wüßten, nähmen wir uns die Mühe, den Vorhang zu lüften, der uns von der Welt des holden Scheines trennt.

Ludwig Tieck hat einmal gesagt: »Es ist ein Nachteil für die wahre Kunst, daß die Komödianten nicht mehr die ‚Parias' des bürgerlichen Lebens sind. Werden sie fein bürgerlich, so ist es mit dem Künstler vorbei. Ihr Boden, auf dem sie nur wachsen können, ist das Land der Ideale.« Daß der »ewige Romantiker« mit seinem Dogma — wenigstens in einer Hinsicht — unrecht hat, erhellt aus der bloßen Tatsache, daß, wenn es in der darstellenden Kunst einzig auf die bürgerliche Vogelfreiheit ankäme, der aller Fesseln und Glücksgüter ledige Schmierenkomödiant das Idealbild des Mimen sein müßte. Dem ist natürlich nicht so. Das Charakteristikum der Schmiere ist das künstlerische Unvermögen. Und wenn auch Felix Schweighofer, der selbst durch die Lebensschule der Schmiere gegangen ist, in seinen Memoiren schreibt: »Ohne Genossenschaftskontrakte, Agentenvermittlung, nur durch kameradschaftlichen Zusammenhalt in Freud und Leid wurden mehr Kunstgrößen und Individualitäten für die weltbedeutenden Bretter geschaffen, als die Königlichen Konservatorien und patentierten Schauspielschulen von heute zu vermitteln imstande sind!«, so wird damit doch nicht die Tatsache aus der Welt geräumt, daß das wirtschaftliche Elend, wie es an Schmieren von jeher gang und gäbe war, unendlich mehr Talente im Keim erstickte oder durch das Einerlei eines den Außenstehenden gewiß erheiternden Schlendrians abstumpfte, als der Humus der Schmiere imstande war, hervorzuzaubern und zur Blüte zu entfalten.

Bei näherer Betrachtung jener Theaterverhältnisse, die um ihrer heiteren wie ihrer ernsten Seite willen eine besondere Untersuchung verdienen, muß grundsätzlich zwischen dem Wandertheater und der eigentlichen Schmiere, der »Meerschweinchenbühne«, wie sie im Künstlerjargon des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet wurde, unterschieden werden. Das Wandertheater des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts ist die Wiege unsrer Schauspielkunst. Kaum daß man ein paar dem Unterhaltungsbedürfnis der fürstlichen Höfe dienende ständige Bühnen hatte. Alle bahnbrechenden Schauspieler jener Frühzeit kannten nichts andres, als von Stadt zu Stadt zu ziehen, um mit mehr oder minder großem finanziellem Erfolg sich in einer Kunst zu produzieren, die in den Kinderschuhen steckte und doch bereits um das Höchste rang. Was das Wandertheater von der Schmiere unterscheidet, ist also die Entwicklungsfähigkeit des ersteren, die Zukunftsträchtigkeit einer Kunst, die zwar noch durch äußere Primitivität, durch die Kindlichkeit des rein Technischen, gehemmt wurde, die aber doch schon den großen Stil der Menschendarstellung gefunden hatte. Die Schmiere dagegen ist, wo immer man ihr begegnet, ein stagnierendes Gewässer. Auch in ihr rühren sich Kräfte. Aber ihre betriebsame Unproduktivität hat etwas Groteskes. Die Kunst der Menschendarstellung wird zum Grimassenschneiden. Und wo Wirkungen auftauchen, entstehen sie gegen den Willen ihrer Erzeuger, neben ihnen, hinter ihnen, wie äffende Schattenbilder. Schadenfreude, jene »reinste« Freude, ist die Quelle des Publikumsgenusses. Der blutige Ernst der künstlerisch unfähigen Darstellung weckt Heiterkeit. Die Komik der Akteure dagegen stimmt meistens melancholisch. Es liegt etwas durchaus Tragikomisches im Wesen der Schmiere, jenes Theaterkomplexes, der Kunst zu bieten glaubt und selbst kaum ahnt, daß alles, was er hervorbringt, nur als ein groteskes Zerrbild jeder Kunst Gelächter zu erzeugen imstande ist.

Trotzdem ist das Leben der Schmierenkomödianten nicht nur für den Außenstehenden, sondern auch für den »Leidtragenden« vom versöhnenden Schimmer der Romantik übergoldet. Die Philosophie der leeren Tasche hat etwas Beglückendes. Das Spielerische einer Kunstbetätigung, die, von wahrer Kunst weit entfernt, in ihren Jüngern dennoch fast immer Befriedigung erzeugt, mutet kindlich-naiv an. Und wenn man bedenkt, daß den meisten »Meerschweinchen« das Gefühl für ihre Pariastellung abgeht, daß sie sich kein besseres, freieres, ungezwungeneres Leben als das ihre vorstellen können, und daß sie daher, in geregeltere Verhältnisse verpflanzt,

nur eine unglückliche Figur abgeben würden, so liegt in den weitaus meisten Fällen kein Grund zum Mitleid, kein Grund zum Andersmachenwollen vor. Eine jeder Romantik abholde Zeit wie das zwanzigste Jahrhundert (ganz abgesehen von den radikalen wirtschaftlichen Umwälzungen der Nachkriegszeit) muß ohnedies dem Schmierenwesen unerbittlich zu Leibe rücken. Aber die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Postkutschen und der Kleinstaaterei, ja auch noch die ersten Jahrzehnte nach der Reichsgründung, waren so recht das Paradies vogelfreier Wandertruppen. »Heute vor Dreschflegeln in einer Scheune, morgen vor Königen in ihren Palästen spielen, heute bettelarm, morgen goldbeschenkt, das gibt den wahren Komödiantenhumor, aus dem die wahre Tragik keimt!« sagt Kean, und seine Worte lassen sich auch auf die deutschen Komödiantenbanden anwenden. Freilich: das Publikum der Schmieren wird sich in der Regel aus Dreschflegeln rekrutiert haben, und das »bettelarm« wird häufiger die Tageslosung gewesen sein als das »goldbeschenkt«.

Man darf als diejenigen deutschen Landstriche, in denen das Schmierenwesen ganz besonders gedieh und auch heute noch, soweit es die veränderten Lebensbedingungen zulassen, gedeiht, Ost- und Westpreußen, das Erzgebirge, Bayern, vor allem aber Österreich ansehen. Auf Messen und Märkten erscheinend, die kleinen und kleinsten Dörfer im wahren Sinne des Wortes »abklappernd«, verschlafene Städtchen aus ihrer Ruhe scheuchend, tauchten die Komödianten-Wandervögel, in phantastisch-zerlumpter Tracht von ihren Brüdern, den Seiltänzern, kaum zu unterscheiden, für Tage oder Wochen, auch wohl zu gewohnter Zeit alljährlich wiederkehrend, im Weichbild des erwählten »Kunstdomizils« auf. Es gibt Truppen, die sich eines weit verbreiteten Ansehens erfreuten, einer volkstümlichen Beliebtheit, die um so höher bewertet wurde, je mehr die naive Verständnislosigkeit des Publikums in Dingen der dramatischen Kunst mit dem künstlerischen Unvermögen der »Truppe« wetteiferte. Noch jetzt erinnert man sich in Süddeutschland des Wirkens jenes Direktors Schmid, der unter dem Spitznamen »der schwäbische Heiland« in Württemberg, Baden und der Pfalz von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort pilgerte und mit seinen Passionsspielen auf die naive Frömmigkeit der Bauern spekulierte. Als der Krieg von 1870 ausbrach, war es übrigens wiederum jener »schwäbische Heiland«, der die veränderte Konjunktur auszunützen verstand. Schnell entschlossen studierte er seiner Bande ein paar patriotische Reißer ein und begleitete die deutschen Heere bis vor die Tore von Paris. Sein Unternehmen stellt somit einen Vorläufer der Fronttheater des Weltkrieges dar.

Die Memoirenliteratur enthält Bände lustiger und ernster Anekdoten aus der Welt der Schmiere. Daß der Thespiskarren in seiner ureigensten Bedeutung in einer Zeit, die Eisenbahnen noch nicht kannte, eine alltägliche Erscheinung war, zeigt uns z. B. die launige Schilderung, die Ludwig Wollrabe, später erster Darsteller des Leipziger Theaters und Nachfolger Wilhelm Kunsts in Wien, im Jahre 1831 von seinen Komödiantenfahrten entwirft. Er schreibt: »Aus der Ferne konnte man uns für eine Gaunerbande halten. Der Zug ward von einem Leiterwagen eröffnet, der mit vielen Kisten und Dekorationen überladen war. Die komische Alte gehört zum Gepäck und hat den Ehrenplatz auf dem Kutschersitze. Im zweiten Wagen hat der Herr Prinzipal mit seiner Familie Platz genommen. In einer ziemlichen Entfernung erscheint eine Art Arche, worin das übrige Personal mit Koffern, Körben und Kisten sich befindet. Abends wird für alle ein Strohlager bereitet. Die Damen machen Nachttoilette, und die galanten jüngeren Herren müssen, neckisch dazu aufgefordert, kleine Zofendienste verrichten, wobei es natürlich an scherzhaften Bonmots nicht fehlt. Komisch macht es sich, wenn die erste Liebhaberin, die bereits ihre vier bis fünf Kinderchen hat, naiv zu verhüllen sucht, was sie gar nicht mehr hat, oder die Alten allerlei Manöver machen, unsre Sinne zu reizen. Kaum bemerkt aber die komische Alte diese Abweichung vom Anstand, so wird sie eifersüchtig und sucht sofort die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem sie einen Tanz-Pas macht und laut kichernd ausruft: ‚Da seht her, wer von euch hat noch solche Waden?' Alle lachen, und der greise Charakterspieler, der sich in die eine Ecke gesetzt hat, um ungestört sein Schnäpschen zu trinken, beschließt mit einem derben Witz diese Boudoirszene, und alles überläßt sich kurzer Ruhe.«

Vielfach findet man in jener Zeit Wandertruppen, die sich lediglich aus Mitgliedern ein und derselben Familie rekrutieren, wobei die oft schon bejahrte Familienmutter es sich nicht nehmen läßt, unbeschadet des geeigneteren Nachwuchses, immer noch die »ihr so gut liegenden« Hosenrollen ihrer Jugendzeit zu spielen. Aus der Not eine Tugend machend, die Unvollkommenheit zur höchsten Blüte entwickelnd, wird dem mehr oder minder verständnisvollen Publikum von der »Bande« eine Kunstleistung dargeboten, die glänzende Parodie genannt werden müßte, wenn sie sich nicht mit dem blutigen Ernst versteinerter Routine gäbe. Als klassisches Beispiel für eine Schmiere dieser Art gelte die Direktion Moog, die uns Wollrabe in seinen Memoiren so ergötzlich schildert. Eine »Freischütz«-Aufführung dieses »Kunstinstituts« wickelte sich folgendermaßen ab: »Die Arien wurden gesprochen, nur der erste Chor, der Anfang des Terzetts, der Jungfern- und Jägerchor wurden

gesungen. Frau Direktor Moog heulte den Max. Die Dame war eine Frau von über fünfzig Jahren, zahnlos, aber dagegen furchtbar mager. Der Herr Direktor war ein sieben Fuß langer Mensch, mit einem lahmen Bein, angebornem Stockschnupfen, etwas schielend, aber sonst ganz angenehm. Das Orchester bestand aus vier Dorfmusikanten und einem Musikdirektor, der auf seiner Geige alle Melodien mitspielte, im Schauspiel erster Vater war und nachmittags die Zettel trug. Jeder Schauspieler mußte pro Tag zehn Zettel schreiben. Auf diese Weise ersparte man den Druck. Der Prinzipal Moog war einer der komischsten Thespiskarrenlenker jener Zeit. In voller Rüstung, einen großen Mantel darüber nachlässig umgeschlagen, so stand er an der Kasse.«

Daß es Moog übrigens verstand, Kunst und Geschäft lieblich miteinander zu verquicken, beweist Wollrabes »Räuber«-Anekdote: »Moog spielte den Karl Moor. Bis zum letzten Augenblicke blieb er an der Kasse und merkte sich die Gesichtszüge jedes einzelnen, der bezahlt hatte, ganz genau. Wehe dem Unglücklichen, der sich hereingeschlichen hatte! Die ersten Szenen gingen vorüber. Frau Moog spielte zur Amalie noch den Spiegelberg, den alten Moor, Razmann, Daniel, den Schufterle usw. Endlich kommt Karl (Moog) hereingestürzt und rezitiert folgende Worte, indem seine Augen beständig auf einen Punkt im Auditorium starren: »Menschen! Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilenbrut! Ihre Augen sind Wasser, ihre Herzen sind —« (mit den Fingern ins Parterre deutend): Sie haben nicht bezahlt! — »Ihre Augen sind —« (ins Parterre sprechend) ich habe es schon einmal gesagt, Sie haben nicht bezahlt! — »Küsse auf den Lippen, Schwerter im Busen!« (ins Parterre brüllend) — ich lasse Sie mit der Polizei hinausbringen! — »Und er? Bosheit habe ich dulden gelernt« — da der Angeredete noch nicht fortgeht, springt Moog über den Talgkasten weg ins Parterre, packt den jungen Menschen, wirft ihn hinaus, kehrt dann ruhig zurück und, ohne eine weitere Pause eintreten zu lassen, spricht er, an die letzten Worte anknüpfend: »— kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mein eigen Herzblut trinkt usw.«

Man sieht: Kunst und Leben gehen bei den echten Repräsentanten der Schmierenwelt ohne Umstände ineinander über. Bedenklichkeiten gibt es nicht, darf es nicht geben. »Alle wird es doch!« war die Devise eines Kollegen Moogs, des Direktors Freudenberg. Daß auch Moog auf diesen Wahlspruch eingeschworen war, dokumentiert in drastischer Weise folgende Anekdote, die wir gleichfalls den Aufzeichnungen Wollrabes zu verdanken haben: »In einem alten Ritterstücke hat Moog ein Burgfräulein zu erdolchen, der Räuber aber, den ich zu spielen hatte, verhindert durch seine Dazwischenkunft den Mord. Als nun Ritter Moog das Fräulein an sich reißt und die Worte dabei spricht: »Untreue verdient den Tod! Stirb von der Hand des Geliebten!« soll ich in dem Moment dazwischentreten, wo er sie erdolchen will, denn nur dadurch wird sie gerettet — aber ich kam nicht. Ich lehnte mich an die Kulisse und sah ruhig zu. Moog, in furchtbarer Verlegenheit, wiederholt obige Worte, weil er glaubte, ich habe sie nicht gehört — aber ich kam doch nicht. Zuletzt brach er in Wut aus, wiederholte das Stichwort noch zwei- bis dreimal und schrie zuletzt zu mir gewendet — aber immer den Dolch auf sein Opfer gezückt — ‚Verfluchter Räuber, Ihr Stichwort ist gefallen, kommen Sie heraus!' Ich erwiderte laut, aber mit Ruhe: ‚Nee, Herr Moog, ich komme nicht!' Noch einmal brachte Moog sein Schlagwort, da aber nichts mich aus meinem Phlegma brachte, sagte er zu dem Burgfräulein: ‚Scheren Sie sich in die Garderobe!' und ließ eigenhändig den Vorhang fallen. ‚Sie sind entlassen!' donnerte er mich an. ‚Welch ein Glück!' erwiderte ich bescheiden. Am ganzen Leibe zitternd, schrie er: ‚Christiane, spiele du den Räuber zu dem jungen Ritter, das Burgfräulein muß sterben!' Christiane (Frau Direktor Moog) fügte sich, und das Stück wurde ausgespielt.«

Fragt man sich, was denn nun eigentlich der Welt der Schmiere den Anstrich des Grotesken, erschütternd Komischen verleiht, so wird man nach verschiedenen Gründen zu suchen haben. Sicherlich ist die Zusammensetzung einer Schmierentruppe an sich schon ein Quell ungetrübter Belustigung. Denn wenn auch Felix Schweighofer als Ehrenretter der Schmiere pathetisch betont: »Dessoir! Sonnenthal! Lewinsky! Robert! Die Gabillon und noch andre mehr wuchsen aus diesem Theater-Schmieren-Humus zur reichsten Blüte tonangebender Schaupielkunst heran!«, so muß demgegenüber doch zugegeben werden, daß nicht diese wenigen reichen Persönlichkeiten, die ein freundliches Schicksal noch rechtzeitig aus dem Sumpf zog, das Gesicht der Schmiere ausmachen. Immer sind es die verbummelten Existenzen, altgewordene, gescheiterte, erstarrte Schauspieler, denen die Bleigewichte der Routine und der künstlerischen Skrupellosigkeit anhängen, oder junges Volk, das der Küche oder dem Friseurladen entlaufen ist und, ohne Talent, nur dem Hang zur Ungebundenheit nachgebend, das Gros der Schmierenkomödianten bestreiten. Die Heiterkeit der Welt eines Scheins zieht sie an, aber der Ehrgeiz, der künstlerische Ernst, der Wille zur Arbeit geht ihnen allen ab. So kommt es, daß sie sich an Aufgaben vergreifen, denen sie in keiner, aber auch in gar keiner Weise gewachsen sind. Schon die Auswahl der Stücke, die vom blutigen

Schauerdrama bis zu den Klassikern alles umfaßt, was barbarischer und verfeinerter Kunstgeschmack in sich aufzunehmen vermag, erbringt den Beweis für die harmlose Ahnungslosigkeit von Kunstjüngern, die in genügsamer Selbstzufriedenheit ihre Kunst verzapfen, wie der Bierzapfer, der ihnen den Musentempel auslieh, seine Getränke.

Es gibt keine Aufgabe, vor welcher der verantwortlich zeichnende Schmierenhäuptling zurückscheute. Personenreiche Stücke werden zusammengestrichen. Gespielt kann alles werden. Man kann ja, fehlt es an Personal, Briefe finden lassen, die der Zufall auf die Bühne treibt, und die keinen andern Zweck haben, als die Lücke in der Handlung resolut zu erklären, wie es Striese mit pfiffigem Augenzwinkern tut. Oder es werden Stallknechte und Mägde gepreßt, die nichts weiter als »ja« oder »nein« zu sagen haben, während man den übrigen Dialog als überflüssigen Ballast schnell entschlossen beseitigt. Dieses letzte Verfahren hat noch den Vorzug, daß man auf dem Theaterzettel mit gutem Gewissen die geplante Vorstellung »unter gütiger Mitwirkung hiesiger Kunstfreunde« anzeigen kann, was fast immer eine volle Kasse verbürgt.

Albert Borée, nachmals ein beliebter Berliner Komiker, hat uns in seinen Büchern »Thalia auf der Landstraße« und »... weil noch das Lämpchen glüht« eingehend vom Leben der Schmiere berichtet. Da es ihm erst im Jahre 1890 gelang, ein Engagement an einer stehenden Bühne zu erhalten (ich selbst weiß mich noch zu entsinnen, wie er, der Entbehrungen und künstlerischen Demütigungen seiner Schmierenzeit eingedenk, vor dem schmucken Göttinger Musentempel, den damals mein Vater leitete, stand und mit gefalteten Händen und Glückstränen in den Augen ausrief: »Das ist ja ein r i c h t i g e s Theater!«), so beziehen sich seine Schilderungen auf die achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts und beweisen uns drastisch, wie weit in die Gegenwart hinein echtestes Schmierenwesen blühte. Zu welch verwegenen Hilfsmitteln ein Schmierenhäuptling, den die Not an Schauspielermaterial peinigte, zu greifen imstande war, verrät uns die Anekdote Borées, die er von seinem Direktor Korn aufzeichnete: »Reichten bei Direktor Korn die Künstler und die Kunstfreunde nicht aus, so behalf er sich mit Pappfiguren. In Maria Stuart z. B. spielte Korn den Mortimer. In der Gartenszene wurde plötzlich aus der Seitenkulisse solch ein Pappmime geschoben. Korn prallte entsetzt zurück und rief: ,Ah, Ihr seid es, Okelly. Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt, daß alles verloren ist und ich fliehen soll. Oh, diese ölendige Elisabeth! Ich fliehe nicht, aber Ihr geht, Euch in des Nordens Wäldern zu verbergen!' Mit zwei großen Schritten war er von der Bühne. Der Pappendeckel-Okelly aber nickte mit dem Haupte, warf den Arm einmal herum und verschwand, von unsichtbaren Händen gezogen, in des Nordens Wäldern.«

Zeigt die Pappfigur Okellys zumindest erfinderischen Sinn, so muß man sich doch klar darüber sein, daß die traditionelle Schmiere mit allem, was Ausstattungswesen anbelangt, nichts, aber auch gar nichts gemein hat. Die ärmlichen Einnahmen, die kaum ausreichen, um den Hunger der Künstler und ihres zahlreichen Nachwuchses zu stillen, gestatten keinen Luxus. Immerhin kann man sich an Heinrich Laube halten, der gleichfalls die Ausstattung, allerdings zugunsten des geistigen Gehaltes eines Dichtwerks in den Hintergrund drängte. Und was die Kostüme anbelangt, so ist es zwar richtig, daß die Weitherzigkeit der Schmierendirektoren in dieser Hinsicht keine Grenzen fand, und daß die Parole: »Vor Christi Geburt Sandalen, nach Christi Geburt Ritterstiefel« wie ein Evangelium heilig gehalten wurde. Wenn man sich aber klar darüber wird, daß auch an den meisten stehenden Bühnen bis weit über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinaus die Kostümfrage durchaus stiefmütterlich behandelt wurde, und daß eigentlich erst durch das Wirken des theaterfreudigen Herzogs Georg von Meiningen der historische Sinn für Dekoration und Kostüm geweckt wurde, so wird man den »armen Hascherln«, die sich von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen mühselig durchschlugen, nicht anfreiben, was man den weicher gebetteten Kollegen im Reiche Thalías nachsah.

Proben sind in der Schmierenwelt etwas Zeitraubendes, daher Überflüssiges. Der Regisseur — er deckt sich immer mit dem Direktor — steht auf dem gleichen geistigen Niveau wie seine Schauspieler. Seine Aufgabe besteht also nicht darin, die ihm anvertraute Truppe in den Geist eines Dichtwerks einzuführen, sondern allenfalls dieses Dichtwerk für die Bedürfnisse und Möglichkeiten seines Theaters unbarmherzig »zusammenzustreichen«. Das Lernen der Rollen ist ebenso überflüssig wie das Probieren. Der Schmierenschauspieler versteht es meisterhaft, zu »schwimmen«, d. h. dem Souffleur jedes Wort seiner Rolle vom Munde abzulesen. Glückt ihm dies nicht — namentlich der alternde, zermürbte Komödiant, dessen Gehörsinn nicht mehr den Anforderungen seines Berufes gewachsen ist, ist hierfür ein trauriges Beispiel —, so kämpft er mit einem stumpfen Fatalismus gegen den Zufall des Abends an, nicht selten umjohlt von der Schadenfreude eines Publikums, dem die Entgleisungen des Schauspielers mehr Spaß bereiten als das Dichtwerk selbst. Der Direktor gibt in dieser Beziehung seinen »Mitgliedern« selten etwas nach. Ich wohnte einmal einer Schmierenvorstellung in einem Städtchen Nord-

deutschlands bei. Der Häuptling — übrigens ein kreuzbraver, weißhaariger Patriarch — hatte in der Rolle, die er verkörperte, unter einen Tisch zu kriechen und, unter diesem verborgen, zu sprechen. Nicht gewohnt, seine Rolle zu lernen, war er auf den findigen Gedanken geraten, den Text abzulesen, da ihn ja das Tischtuch vor den Blicken der Zuschauer verbarg. Aber er hatte versäumt, die Dunkelheit unter der bis auf den Fußboden reichenden Decke in Rechnung zu ziehen, und so blieb ihm in seiner verzweifelten Lage nichts andres übrig, als die Decke zurückzuschlagen und im Scheine der blakenden Fußrampen-Beleuchtung, nicht zu vergessen: unter den Augen des höchlichst amüsierten Publikums, seinen Part aus dem Reclamheftchen abzulesen.

Ein klassisches Beispiel für den verbummelten, zeit seines Lebens nicht zum Lernen zu bewegenden Komödianten gibt Borée in seinem einstmaligen Kollegen Vachesleur, recte Kuhblum. Dieser »Schmieriste« konnte, wie Borée erzählt, auch von den schon oft gespielten Rollen nicht ein Sterbenswort. Allen liebevollen Vorhaltungen setzte er ein stereotypes: »Auf d' Nacht, Herr Direktor, auf d' Nacht!« entgegen. »Auf d' Nacht« aber pflanzte er sich vorn bei der Souffleurkulisse auf und hielt dem einflüsternden Kollegen sein rechtes Ohr hin. Das linke hatte man ihm schon taub geschrien. In dieses Ohr wurde ihm jedes Wort hineingeflüstert, mit keinem andern Effekt, als daß er halblaut zurückrief: »Was hast g'sagt? I vasteh von dir ka Wort!« Dann bekam er den Satz nochmal in seine große Gehörmuschel geblasen und gab ein paar Brocken davon weiter ans Publikum, das nun schon längst vom Souffleur gehört hatte, was los war. Wenn er aber auf den dritten Anhieb noch nicht wußte, was er sagen sollte, dann riefen ihm die Zuschauer seine Rede auf die Bühne, worüber er mit einem freudigen: »No ja, grad' hab' i's sag'n woll'n« quittierte.

Auch Ludwig Wollrabe weiß von hoffnungslosen »Schwimmern« zu berichten. Sein Direktor Freudenberg ist ein würdiges Seitenstück zu Borées Vachesleur. Wollrabe erzählt: »Meine Antrittsrolle war der Don Alonzo in ‚Preziosa'. Freudenberg spielte den Acevedo. Der arme Mann las die Rollen kaum einmal durch. Kein Wunder, daß ihm abends die richtigen Worte fehlten. Statt »als geborener Valencianer bin ich selbst Troubadour« sagte er »als geborener Walliser bin ich selbst Provisor«; oder statt:

Wie kannst Tugend du bewahren,
Da dich Laster nur umgeben —

»Womit hast du deine Tugend bewahrt, da du dich auf dem Pflaster herumgetrieben?« Dies alles in jüdischem Jargon vorgetragen.

Ist ein »musikalisches Genie« bei der Bande, so muß jedes Stück zu Gesangseinlagen herhalten. Borée berichtet von einem Schmierendirektor, der selbst Shakespeares »Hamlet« auf diese Weise »veredelte«. In der Kirchhofsszene hing schon die unvermeidliche Klampf'n über dem Grabkreuz. Hamlet sieht sie und sagt: »Ha, ane Gitarr'! Bei dera G'legenheit fallt mir a scheen's Lied ein,« tritt an die Rampe und singt:

»Auf diesem Grabstein in Deschperation
Verlassen sitzt der junge Dänensohn,
Er sinnet, ob es ihm vielleicht gelingt,
Daß er dö Tugend doch zu Ehren bringt.
Sein oder Nichtsein, dös ist hier dö Frag',
Dö Sonne bringt es endlich an den Tag,
Dös Laster kriagt zum Schluß gerechten Lohn
Durch diesen tapfren Königssohn!
Ja, ja —
Dös hat ka Schiller g'schrieb'n, dös hat ka Goethe 'dicht',
's is vun kan Klassiker, vun kan' Schenie,
's is wie der Schäkeschpier zum Wiener Herzen spricht,
Und wie klingt dös so vuller Poesie!«

Ein Schmierenhäuptling wesentlich andrer Art war der unter dem Namen »Theatergraf« bekannte Carl Graf Hahn-Remplin, der Vater der zu kurzer Modeberühmtheit gelangten Romanschriftstellerin Ida Hahn-Hahn. Von Haus aus mit Glücksgütern gesegnet, hätte er der deutschen Bühne ein Förderer werden können. Aber die Tragik oder Ironie im Leben dieses gräflichen Don Quichotte war der Umstand, daß er für das, wofür er sich ausschließlich berufen glaubte, auch nicht die allergeringste Begabung mitbrachte. So vergeudete er sein beträchtliches Vermögen für Dinge des Theaters, die nichts mit Kunst gemein hatten. Von der Seele des Theaters, von den geistigen Werten eines dramatischen Kunstwerks und seiner Darstellung ahnte der arme Graf kaum etwas. Er war nicht so sehr Direktor und Regisseur als Theatermeister, Garderobier und Requisiteur. Er zeichnete, als es ihm noch gut ging, alle Kostüme selbst vor, er schnitt sie zu, nähte sogar mit den Schneidern um die Wette. Als die beste Rolle galt ihm stets diejenige, die zum Tragen des kostbarsten Kostüms Veranlassung bot. Er war jeden Tag hinter den Kulissen in fieberhafter Tätigkeit. Hier putzte er eine qualmende Öllampe, dort schob er ein Kulissenstück, eine Perücke, einen Helm, einen Kavalierhut, eine Damenschleppe ins beste Licht. Er ließ es sich nicht nehmen, seine Schauspieler selbst zu schminken, und als es ihm in späteren Tagen schlecht erging, da war er Direktor, Rollen- und Zettelschreiber, Zettelträger, Held, komischer Alter, Souffleur, Kulissenschieber, Billettabnehmer, »das lärmende Volk« in einer Person. Er besaß einen kindlichen Spieltrieb, und wie Kinder sich an den schillernden Lappen ihres Puppentheaters ergötzen, so ergötzte sich der Reichsgraf Hahn bis in sein hohes Alter hinein

an dem bunten Schein der Bretter, die die Welt bedeuten.

Karoline Bauer weiß in ihren Memoiren manche Anekdote vom Grafen Hahn zu berichten. Sie lernte ihn in seiner Glanzperiode kennen, als der Zufall ihn auf den Direktionsthron des Altonaer Theaters gesetzt hatte. Was er in dieser Zeit dem Publikum bot, war prunkhaft, auf äußeren Pomp gestellt. Aber die Divergenz zwischen Wollen und Können gab auch diesem »großstädtischen« Unternehmen den Stempel der Schmiere. Wenn Graf Hahn z. B. in einer Aufführung der »Jungfrau von Orleans« einen Krönungszug formierte, der so lang war, daß er auf der Straße Aufstellung nehmen mußte, wenn er selbst diesem Zuge zu Pferd, in blendender Rüstung voransprengte, auf der Bühne angekommen aber bemerkte, daß ihm der Zug nicht auf den Fersen geblieben war, und nun, die fatale Pause ausfüllend, vor dem wartenden Publikum als vollendeter Kavalier die Degenspitze senkte, um, theatralisch wie er gekommen war, wieder in die Kulissen abzusprengen, so ist auch dies Schmiere in Reinkultur.

All diesen Ergötzlichkeiten gegenüber nimmt sich die Kehrseite der Medaille begreiflicherweise wesentlich düsterer aus. Mit körperlichen Leiden und Entbehrungen gehen seelische Demütigungen und Verheerungen Hand in Hand. Wenn man in der Beschreibung einer Schmiere aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liest: »Das Theater war in einem Kuhstall aufgebaut, das Parterre enthielt dreißig Sitze,« so wird durch diesen einen Satz das physische wie psychische Elend einer ganzen Menschenklasse blitzartig beleuchtet. Von Unternehmern und Angestellten kann, wie man dies heutzutage auch in Dingen des Theaters so gern tut, bei derartig kläglichen Zuständen keine Rede sein. Die Prinzipale pflegten sich vielmehr als ebenso virtuose Hungerkünstler zu produzieren wie ihre Mitglieder, und wenn etwas einen Zusammenhalt zwischen Haupt und Gliedern der »Bande« bewerkstelligte, so waren es die »Gagen«, die der Direktor seinen »Künstlern« schuldete.

Borée berichtet, auf die statistischen Feststellungen des Vereins deutscher Bühnenmitglieder Österreichs sich stützend, daß von den Wandertheater-Direktoren seinerzeit einen regelrechten Fundus (notwendigste Theatergarderobe und Bibliothek) in Niederösterreich 4 Prozent, in Böhmen 3 Prozent besaßen. Ein Schmierendirektor verdiente durchschnittlich im Monat 75 Gulden, ein Mitglied 13 Gulden 50 Kreuzer. Und dies waren — wohlbemerkt — die Glücklicheren ihrer Klasse, deren Verhältnisse so weit geregelt waren, daß überhaupt von statistischen Feststellungen die Rede sein konnte.

Daß man die Komödianten, die einen Ort überschwemmten und zunächst nichts andres zu tun wußten wie, in der Hoffnung auf eine befriedigende Abendkasse, beim Bäcker, Fleischer und Krämer zu — borgen, unter diesen Umständen als »fahrendes Volk« betrachtete, wird nicht wundernehmen. Auch der moralische Gesundheitszustand einer so zusammengewürfelten Gesellschaft konnte nicht der beste sein. Felix Schweighofer sagt zwar: »Herzensangelegenheiten fanden bei den damaligen Wandertruppen einen merkwürdig sauberen und dabei typischen Ausgleich, da der erste Liebhaber stets mit der Heroine, der Charakterspieler mit der komischen Alten und der Komiker mit der Soubrette in Liebesketten lag.« Gewiß ist dies ein Ausgleich, der zudem in seiner kuriosen Schematik der Komik nicht entbehrt. Trotzdem kann man nicht umhin, die sittlichen Begriffe der Schmierenkomödianten als häufig verwirrt oder überhaupt als »jenseits von Gut und Böse« befindlich zu bezeichnen. Die Atmosphäre der bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein florierenden Schmiere ist ohne Zweifel dumpfig. Das engste Zusammenleben einer Schar Menschen, die noch dazu über einen stattlichen Troß von Kindern verfügt, die klägliche Primitivität ihres Gewerbes und der Lokalitäten, in denen sie ihr Gewerbe ausübten — nur eine fadenscheinige Gardine pflegte die »Herren-« von der »Damengarderobe« zu trennen, wenn nicht gar die Verhältnisse es gebieterisch verlangten, daß Männlein und Weiblein gemeinsam hinter den Kulissen sich kostümierten und schminkten —, konnte keine andre Atmosphäre erzeugen.

Die Entwicklung des Eisenbahnwesens räumte wie mit so vielen »Kultur«merkwürdigkeiten der »guten, alten Zeit« auch mit dem Wandertruppenunwesen auf. Selbst kleinere Städte errichteten sich ihr eignes, ständiges Theater. Und wenn es auch einem Bruchteil der Schmieren von einst gelungen ist, sich bis in unsre Tage hineinzuretten, so müssen die wirtschaftlichen Umwälzungen der Gegenwart dem vagierenden Theaterbetrieb, der naturgemäß nur auf bescheidenste Einnahmen rechnen kann, unweigerlich den Garaus machen. Mit den Schmieren sterben natürlich auch die Originale aus. Die Theaterwelt verliert an Buntheit der Farben. Da aber in sozialer Hinsicht durch die Beseitigung verrotteter Zustände nur ein Gewinn zu erzielen ist, in künstlerischer Hinsicht dagegen nichts irgendwie Wertvolles verlorengeht, so sollte man den aussterbenden Schmieren keine Träne nachweinen.



Kyffhäuser und Unstrut

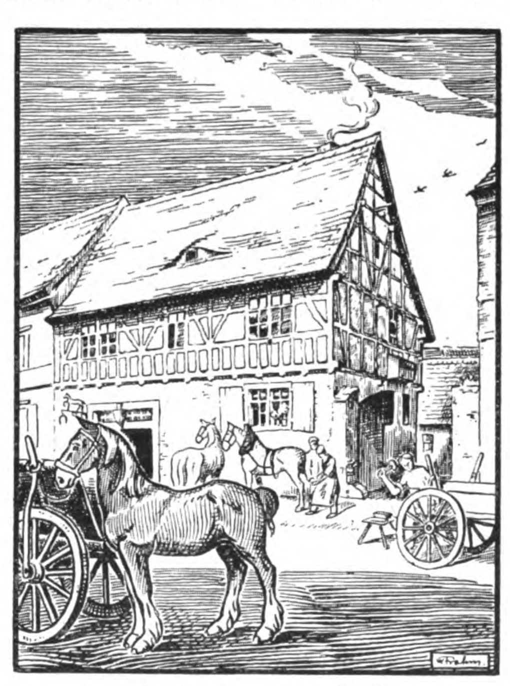
Ein literarischer Streifzug ins Unstruttal

Von Studiendirektor Fritz Brather

Mit zehn Federzeichnungen von Walter Frahm (Frankenhausen)

In der Goldenen Aue, am Eingang in das vom Touristenstrom noch wenig berührte Unstruttal, liegt das freundliche Landstädtchen Artern. Südlich von ihm schleicht träge die Unstrut dahin, mürrisch, daß sie sich von dieser Stätte ab die Bürde schwerer Lastkähne gefallen lassen muß. Aus uralter Dorfsiedlung heraus hat sich das Städtchen entwickelt, das heute einem werktüchtigen Leben Sauberkeit und behäbiges Aussehen verdankt. Der Reiseführer preist Arterns Saline und sein wundertätiges Solbad. Was er aber vergißt: Direktor dieser Saline war Ende des 18. Jahrhunderts der in Weißenfels lebende Geheimrat Freiherr Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, der Vater des Romantikers Friedrich von Hardenberg, der unter dem Namen Novalis bekannt ist.

Der 27jährige Dichter kam im Spätherbst 1799 nach Artern, um dort von seinem Lungenleiden Erholung zu suchen. Der waldumsäumte Kegel des Kyffhäusers, von dem heute noch der alte Barbarossaturm, ein Zeuge der Hohenstaufenherrlichkeit, ins Land ragt, lockte ihn zu einem Besuch.



Das Goethe-Stammhaus in Artern

»Wohl war mir, als sei es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, sondern immer feldein durch Tal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, sah ich die Goldene Aue vor mir und überschaute Thüringen weit und breit, also daß kein Berg in der Nähe mir die Aussicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit seinen dunklen Bergen, und ich sah unzählige Schlösser, Klöster und Ortschaften.« So erzählt der Dichter in seinem Roman »Heinrich von Ofterdingen«. Den Anstoß zu diesem Werke gewann er in Artern. Er lebte dort hauptsächlich in der Gesellschaft eines Schwagers seiner Braut, des nachmaligen Generals von Thielmann. Durch dessen Vermittlung lernte er Herrn von Funk kennen, der später gleichfalls die Generalswürde erlangte. Er, den Tieck einen geistvollen Mann nennt, stellte dem jungen Novalis seine umfassende Bücherei zur Verfügung; durch ihn wurde er auch auf die Sage vom Ofterdinger aufmerksam. Die Lebensbeschreibung des Kaisers Friedrich II., die Funk geschrieben hatte, begeisterte den Dichter so sehr, daß er diesen



Schloß Kalbsrieth

Herrscher in seinem Roman als das Muster eines Königs darstellen wollte. Wenigstens Teile seines Bruchstück gebliebenen Romans vollendete er auf der Saline Artern angesichts des sagenumraunten Kyffhäusers. Ob er in dieser Einsamkeit auch die gotterfüllte Innigkeit fand, die aus seinen »Geistlichen Liedern« spricht? Von langer Dauer war sein Arterner Aufenthalt nicht; schon vor dem Frühling 1800 kehrte der Todgeweihte nach Weißenfels zurück.

Da keine sichtbare Erinnerung an Novalis in der Stadt vorhanden ist, wenden wir uns Goethes Ahnenhaus zu.

Vom Marktplatz aus gelangen wir rasch zu dem Hause in der Harzstraße, das Goethes Urgroßvater 1661 erworben hatte. Hans Christian Goethe, der 1633 in Artern geboren war, hatte das Schmiedehandwerk erlernt und war am 23. Juni 1656 in die Arterner Innung der Schmiede und Wagner als Meister aufgenommen worden. Verheiratet war er in erster Ehe mit der Tochter des Musikanten und untersten Arterner Volksschullehrers Johann Werner. Wahrscheinlich stammt aus jener Linie die musikalische Veranlagung von Goethes Großvater. Hans Christian Goethe scheint ein angesehener Bürger seiner Vaterstadt gewesen zu sein; man wählte ihn zum Viertelsmann und Ratsmitglied. Die Ratsakten nennen ihn wiederholt als einen zur Handfron verpflichteten Bürger; er muß aber ein eigenwilliger, seiner Bürgerwürde bewußter Mann gewesen sein, denn 1681 weigerte er sich, dem Grafen als Anspänner zu dienen. Sibylla Werner, mit der er dreißig Jahre verbunden war, schenkte ihm neun Kinder. 1689 schloß er eine zweite Ehe, aus der zwei Kinder hervorgingen. Sein ältester Sohn Friedrich Georg, der am 7. September 1657 getauft worden war, sollte des Dichters Großvater werden. Der Vater gab ihn — wahrscheinlich in Artern — bei einem Schneider in die Lehre. Um 1675 machte sich der junge Schneidergeselle, dem das elterliche Heim wohl zu eng wurde, auf die Wanderschaft. Auch sonst muß er ein unternehmungslustiger, strebsamer, geschäftstüchtiger Mann gewesen sein, der sich mit weitschauender Überlegung sein Schicksal selbst gestaltete. Er verheiratete sich mit der Tochter des Frankfurter Schneidermeisters Sebastian Lutz, die ihm fünf Knaben schenkte; vier Wochen nach der Geburt des jüngsten starb sie. Bezeichnend für Friedrich Georgs zielbewußte Art ist die Tatsache, daß er zu Paten für seine Kinder nicht etwa Verwandte, sondern angesehene Frankfurter Bürger nahm. Man darf wohl annehmen, daß ihn neben seiner Handwerkstätigkeit noch andre geschäftliche Unternehmungen in Anspruch nahmen. Durch die Ausübung seines Handwerks allein wäre er auch als geschickter Meister kaum zu dem Wohlstande gelangt, dessen er sich erfreute.

Nach vierjähriger Witwerschaft entschloß er

sich 1705 zu einer zweiten Heirat. Seine Wahl fiel auf die 36jährige kinderlose Witwe des Gastwirts zum Weidenhof. Frau Cornelia Schelhorn, eine stattliche, stets freundliche und sanfte Frau, reichte dem elf Jahre älteren Manne gerne die Hand, da sein ruhiges, besonnenes Wesen die Gewähr für eine gute Ehe versprach. Friedrich Georg Goethe gab sein altes Handwerk auf und widmete sich nunmehr allein der Verwaltung des recht ansehnlichen Besitzes seiner Frau, die schon als Erbin ihres Vaters ziemlich wohlhabend war. Das erste Kind, ein Mädchen, starb bald nach der Geburt. Darauf wurde die Ehe mit zwei Söhnen gesegnet; der ältere, Johann Friedrich, 1708 geboren, erreichte nur ein Alter von siebzehn Jahren. Der zweite, 1710 geboren, wurde Johann Kaspar getauft; diesem ließen die Eltern, stolz auf seine Anlagen, eine sorgfältige Erziehung zuteil werden. Er studierte die Rechte und wurde der Frankfurter Kaiserliche Rat, den wir als des Dichters würdevollen Vater kennen.

Das zeitgenössische Urteil, das Friedrich Georg, Wolfgangs Großvater, als einen sonst artigen, aber hochmütigen Kerl bezeichnet, ist wohl von Mißgunst und Oberflächlichkeit diktiert. Er mag auf seine Würde bedacht gewesen sein, aber doch nur im gerechten Stolz auf seine Erfolge, die er eigner Tüchtigkeit und planvollem Streben verdankte. Sein Testament bekundet eine streng rechtliche Gesinnung und liebevolle Fürsorge für die Seinen.

Frau Cornelia wird uns von dem Frankfurter Arzt Senckenberg, der sie in ihrem späten Alter behandelte, als eine sanfte, gelassene, einfache, immer arbeitsame Frau, von etwas langsamer Natur, sparsam, aber wohltätig geschildert. Dieses Zeugnis wird durch des Enkels Erinnerung in »Dichtung und Wahrheit« bestätigt: »Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsre Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben ... Von meinem Großvater (der 1730 schon gestorben war) hatte ich wenig reden hören, außer daß sein Bildnis mit dem meiner Großmutter in einem Besuchzimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide, nach Erbauung des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden.«

Friedrich Georgs Verbindungen mit seinen Brüdern waren überaus karg. Um seine Vaterstadt scheint er sich seit seinem Aufbruch zur Gesellenfahrt nicht mehr gekümmert zu haben. Anders sein Enkel Wolfgang, der zweimal durch Artern kam. Der Dichter erkundigte sich eingehend nach seinen Ahnen, konnte aber keine zuverlässige Auskunft erhalten. Das Stammhaus seiner Familie hat er nicht zu Gesicht bekommen; erst in den folgenden Jahrzehnten wurde es durch die Heimatforschung zu Ansehen gebracht. Man erzählt, daß ein späterer Besitzer der lästigen Besuche der Fremden, besonders der Engländer, überdrüssig geworden sei und aus diesem Grunde beschlossen habe, die



Buchengang im Park von Kalbsrieth

alte Schmiedewerkstätte zu einer Wohnstube auszubauen. Wahrscheinlich haben auch praktische Gründe mitgesprochen. Jedenfalls erhielt 1880 die Vorderseite des Erdgeschosses die heutige Gestalt (unsre Zeichnung läßt das Urbild wieder erstehen). Bei dem Umbau löste man aus der Mauer der Stirnseite einen eisernen Ring mit Bolzen, an dem die Pferde während des Beschlagens angehängt wurden. Dieses Gedenkstück wanderte, von treuer Ehrfurcht behütet, in das Frankfurter Goethehaus. Das Artener Stammhaus befindet sich heute im Besitze eines Landwirts. Der teilnehmnde Besucher darf aber nicht erwarten, irgendwelche Erinnerungen an Goethes Ahnen zu finden.

Wir verlassen das freundliche Städtchen, schreiten am Bahnhof vorüber und folgen der Landstraße, die der verdrossen dahinfließenden Unstrut das Geleite gibt. Für die Unannehmlichkeiten des Straßenstaubes werden wir durch prächtige Blicke entschädigt. Zur Linken reckt sich auf steilem Berg das Allstedter Schloß, das die Stätte einer alten Kaiserpfalz einnimmt. Schon dem Herzog Carl August diente es als Aufenthalt zu fröhlicher Jagd; in seinem Gefolge ist Goethe oft der Gast dieses Schlosses gewesen. Dort oben dichtete er im März 1779 die ersten drei Akte seiner »Iphigenie«.

Bald erreichen wir das saubere, wohlhabende Dorf Kalbsrieth. Manche Häuser erzählen noch von einer gewissen Kultur, die dem Einfluß der Gutsherrschaft zu danken ist. An der unbedeutenden Kirche vorbei führt uns die Dorfstraße zu dem Schloß von Kalbsrieth.

»Übermütig sieht's nicht aus«, das Schloß der Herren von Kalb. Es ist ein schlichter Bau. Von dem fahlen Grau heben sich die Fenster mit ihrem stumpfen Grün wirkungsvoll ab; daß sie zum Teil schief in den Angeln hängen, erhöht nur den Reiz. Über der Eichentür prangt in sattem Altersbraun das Wolzogensche Wappen. Die gemütliche steinerne, oleanderbestandene Freitreppe überwölbt zugleich den Kellereingang. Vor dem Gebäude dehnt sich ein Rundteil mit blauen und gelben Stiefmütterchen. Weitausladende Baumwipfel überschatten lauschige Plätze, zum Plaudern und Träumen wie geschaffen. Das Ganze ist von einer Stimmung umwoben, die in uns die Ahnung einer ländlich-friedlichen, feinen Gastlichkeit erweckt.


Empfangszimmer im Schloß Kalbsrieth

Hier stehen wir vor dem Herrensitz, der Schillers berühmter Freundin Charlotte von Kalb längere Jahre als Heimstätte gedient hat. Wohl war der rechte Platz für diese überragende Gestalt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens jener Zeit das klassische Weimar, da doch ihre außergewöhnliche Gabe der Anregung nur dort zur vollen Entfaltung kommen konnte. Aber auch die besinnliche Abgeschiedenheit des Kalbsriether Landsitzes vermöchten wir nicht aus ihrem Leben zu streichen. Denn hier fand die Feinnervige Anregung zu nachdenklichem Sinnen und einsamem mystischem Träumen. Frühes Leid — der Verlust der Eltern und lieber Angehöriger — und ein unstetes Wanderleben, zu dem das harte Schicksal sie verdammte, steigerten diese Gemütsanlage zu jener phantastischen Überspanntheit und mimosenhaften Überempfindlichkeit, die ihre späteren Lebensenttäuschungen herbeiführten. Ihren Lebenspfad säumten Leichensteine; und die Trauerweiden, die über ihren Weg fröstelnde Schatten warfen, wehrten dem starken Sonnenschein der Lebenswirklichkeit.

1783 hatte die Zweiundzwanzigjährige, von Verwandten gedrängt, einem ungeliebten Manne die Hand gereicht. Der geistig unbedeutende Major Heinrich von Kalb, wie viele seiner Zeit ein Glücksritter, der heute dem, morgen jenem Fürsten seinen Degen lieh, konnte in seiner feinsinnigen, zartbesaiteten Gattin auch im späteren Verlauf der Ehe keine Liebe erwecken. Was Wunder, daß ihr Herz dem leidenschaftlichen Jugenddrange Schillers erlag!

Im Dezember 1782 hatte Charlotte den Dichter bei Wolzogens in Bauerbach kennengelernt; diese Begegnung



Goethe und Carl August auf der Jagdfahrt nach Kalbsrieth

hatte aber wohl keine tieferen Eindrücke hinterlassen. Als im Mai 1784 die Neuvermählte mit ihrem Gatten nach Mannheim kam, verwiesen sie Empfehlungsbriefe Reinwalds und der Frau von Wolzogen an den jungen Schiller. Unter seiner Führung taten sie einen Einblick in das Kunstleben Mannheims. »Vor einem Monat«, schreibt Schiller am 7. Juli an Frau von Wolzogen, »waren Herr und Frau von Kalb hier und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.« Und Charlottens Urteil umreißt schon, wie von froher Vorahnung eingegeben, das ideale Verhältnis, das die beiden miteinander verknüpfen sollte.

Als das Kalbsche Ehepaar von Mannheim scheidet, befällt Charlottens Gemüt lastende Verdüsterung. Aber bereits im Juli führte das Schicksal die beiden wieder zusammen, und nun knüpfte sich das Freundschaftsverhältnis, das sie mehrere Jahre lang verband. Dem ringenden Dichter war Charlotte ein »fördernder Genius«. Nach Karoline von Wolzogens Zeugnis schuf er im »Don Carlos« die Gestalt der Königin Elisabeth im Gedenken an seine Freundin; aber auch der Prinzessin Eboli lieh er einige Züge von ihr. Der lebendige Anteil, den die geistreiche Frau seinem Schaffen schenkte, übte starken Anreiz; zugleich nahm sie den gesellschaftlich achtlosen, im Auftreten oft linkischen, dabei aber doch schroffen Dichter in ihre Schule. Durch ihre guten Beziehungen ebnete sie ihm die Wege; sie war es auch, die ihn mit Herzog Karl August zusammenbrachte. Schiller sucht bei der ihn fesselnden, feingeistigen Frau leidenschaftliche Liebe. Charlotte wagt aber den letzten, entscheidenden Schritt nicht; die Fesseln der Erziehung beengen sie; zudem ersticken der Überschwang der Gefühlskraft und ihr Widerstand gegen alles Alltägliche die gesunde Sinnlichkeit. Von Schillers ungestümer Leidenschaft erzählen seine Gedichte »Der Kampf« und »Die Resignation«. Eine leichte Entfremdung will sich zwischen die Liebenden einschleichen. Schiller folgt der Einladung eines Freundes seiner Dichtung, des Juristen Körner, nach Gohlis. Charlotte läßt ihn trauernd von sich: »Scheiden heißt Unterbrechen, ja oft ein Brechen«; und in der Vereinsamung klagt sie: »Schwermut ist mein Genuß, Nacht ist mein Tag.«

Nach einem Jahre verließ aber auch sie Mannheim und nahm ihren Wohnsitz in Kalbsrieth. Ihr Schwiegervater, der alte, ehrenwerte Präsident Karl Alexander von Kalb, hatte sie dorthin gerufen. Die Vermögensverhältnisse erforderten eine starke Einschränkung. So lebte sie nun in vollkommener Zurückgezogenheit mit ihrem zweijährigen Knaben. Ihren Schwiegervater fesselte die Gicht ans Zimmer. Ohne weiteren Verkehr hauste sie in dem rechten Flügel des nicht allzu weitläufigen Gebäudes. Ihren Tag füllte die Lektüre geschichtlicher Werke von Voltaire, Robertson und andern; reichen Genuß



Grabstein der Familie von Kalb
im Park von Kalbsrieth

beschieden ihr aber vor allem Herders Werke, in denen sie »die geistige Macht seiner offenbarenden Anschauung, das Wetterleuchten seines Lichtes über Natur und Völker erkannte«. Die einzige Herzensfreude in diesem Leben der Abgeschiedenheit und geistigen Verinnerlichung war ihr der Briefwechsel mit Schiller. Unter den alten knorrigen Hainbuchen, die ihre Arme schützend über den Weg breiten, wird sie dahingeschritten sein, des Freundes Brief oder das neueste Heft der »Thalia« in der Hand. Denn dieser köstliche Park ist so recht zum Träumen geschaffen. Das Helmeflüßchen sucht sich durch ihn seinen Weg; langschäftige Birken neigen sich in schelmischer Lebensfreude über ihn, drei alte Linden, immer noch selbstgefällig, spiegeln ihre Maiherrlichkeit im Wasser. Und zur lieblichen Heiterkeit eines Birkenhains bildet ein ernstes Tannenwäldchen einen wirksamen Gegensatz. Welch Glücksland wäre dieser Fleck Erde für Schiller geworden, wenn Charlotte seinem Wunsche, hier einige Monate in der Freundin Nähe verbringen zu dürfen, willfahrt hätte! 1787 befiel Charlotte eine bedenkliche Erkrankung ihrer ohnedies schwachen Augen. Die Gefahr der Erblindung trat an sie heran. Zu ihrer Erholung begab sie sich im April zu Verwandten ihres Schwiegervaters nach Gotha. Im Juli sah sie Schiller nach zweijähriger Trennung in Weimar wieder. Ihre Freude war so überstark, daß sie ganz betäubt davon war. »Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele,« schreibt der Dichter an Körner, »ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben kann.« Schiller, der in Dresden zu Julie von Arnim in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war, nahte sich aber Frau von Kalb nur mehr als aufrichtiger Freund. Charlotte, die das Bild des Geliebten treu in ihrem Herzen bewahrt hatte, litt darunter schmerzlich; sie mußte sich sagen, daß sie die Liebe des Dichters durch ihren Zwiespalt zwischen schwärmerischer Verstiegenheit und dem Sehnen nach Erdenseligkeit selbst verscherzt hatte.

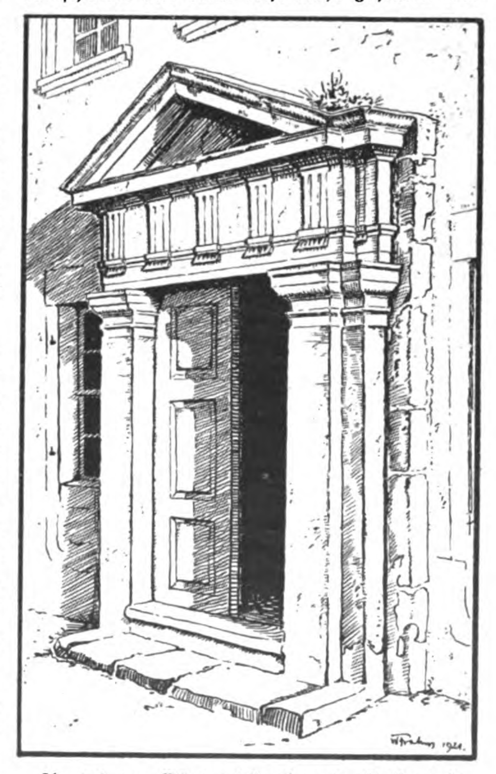
Schiller blieb bis zum Mai 1788 in Weimar. Er war oft »tags zweimal« bei Charlotte zu Gast; er las ihr den in Dresden vollendeten »Don Carlos« vor und plauderte mit ihr über seine Pläne. An dem Freundschaftsverhältnis der beiden nahm die Weimarer Hofgesellschaft keinen Anstoß; auch Herr von Kalb, dem sein Soldatenleben wieder einmal einen Urlaub gestattete, hatte nichts an diesem innigen Verkehr auszusetzen. Im September 1787 folgte Charlotte ihrem Gatten nach Kalbsrieth; und nun weilt sie bald hier, bald in Weimar, bald auf ihrem Stammsitz Waltershausen. Schillers Freundschaft erkaltet aber allmählich. Bezeichnend für seine Sinneswandlung ist ein Wort, das er im Oktober 1788 seinem alten Freunde Körner schreibt: »Charlotte ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohltätig gewesen.« Zu Anfang des folgenden Jahres will sich Charlotte von ihrem Manne trennen; peinlich berührt den Dichter der zu spät gefaßte Entschluß, von dem sie selbst ihn unterrichtet, denn sein Herz gehört schon Lotte von Lengefeld. Bittere Eifersucht verblendet die Einsame. Sie läßt sich sogar dazu hinreißen, an Schillers Braut einen anonymen Brief zu schreiben, verlangt von dem Dichter ihre Briefe zurück und heftet sie mit den ihrigen zusammen. Auf das aufgeregte Wort einer Freundin hin überantwortet sie später die Briefe dem Feuer. »Mit Wehmut«, erzählt sie in ihren Lebenserinnerungen, »sah ich weinend nach dieser Opferung, und zu spät hab' ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.«

Charlottens Ehescheidung unterblieb; die Freiheit hätte mit der Preisgabe des fünfjährigen Sohnes erkauft werden müssen. 1793 nahm Charlotte die Beziehungen mit Schiller wieder auf. Sie bat ihn, ihr für ihren Sohn einen Erzieher zu empfehlen. Der Dichter antwortete ihr mit einem freundschaftlichen Schreiben und sandte ihr Friedrich Hölderlin zu. Fortan bewegte sich ihr Verhältnis zu Schiller in den Bahnen edler, feinfühliger und selbstloser Freundschaft. Die Freundin verfolgte des Dichters Schaffen mit geistesverwandtem Verstehen und erfreute ihn durch anfeuernde Beifallsworte.

Goethe, dessen Bekanntschaft Charlotte bald nach seiner Rückkehr aus Italien (Sommer 1788) in der Gesellschaft der Frau von Stein gemacht hatte, war in den lustigen Jahren des Jugendübermuts ein nicht seltener Gast in Kalbsrieth gewesen. Auf einem Bilde des Malers Schwerdgeburth sehen wir Karl August und den Dichter auf dem Wege vom Schlosse Allstedt nach Kalbsrieth. Lange erhielt sich die Überlieferung, Karl August und Goethe hätten, als sie sich einmal im Kalbsriether Park beim Scheibenschießen vergnügten, eine alte Bibel als Scheibe benutzt — doch war es nur irgendein alter harmloser Foliant. Auch Goethe schätzte Charlotte außergewöhnlich hoch; bedachte er sie doch auf seiner zweiten italienischen Reise mit mehreren Briefen, Epigrammen und Gedichten. Und wie stark die Kraft der Anregung und der Geisteszauber dieser seltsamen Frau gewesen sein müssen, beweisen die warmen Worte, die er 1796 an sie richtet: »Hier ist das Buch zurück, ich hoffe es in Ruhe hier, auch als eine Gabe von Ihnen zu genießen, wie ich Ihren Brief oft wiederlese in stillen Stunden. Es verfliegt so viel in der Luft, warum sollen auch solche Worte im Feuer aufgehen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ihn zu kurz fand und daß ich immer so fort gelesen hätte und nun immer wieder von vorn anfange.«

Noch einmal glaubte Charlotte einen Glücksschein blinken zu sehen, der ihr noch eine späte Erfüllung verkünde. Ihre rasche Begeisterung für Jean Paul erwärmte sich zur Liebe, als der junge, in Mode gekommene Dichter im Sommer 1796 sich zu dreiwöchigem Aufenthalt in Weimar einfand. Auch Jean Paul war von ihr entzückt: »Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt.« Er ließ es sich gerne gefallen, daß Charlotte ihm am weimarischen Musensitz die Wege ebnete; aber — anders als Schiller — war er eine von berechnender Selbstliebe nicht freie Natur; und als ihm zwei andre Frauen, Frau von Krüdener und Frau von Berlepsch, ihr Herz entgegentrugen, erkalteten seine Gefühle für seine Weimarer Gönnerin. Als er zwei Jahre später wiederkehrte, bot ihm Charlotte selbst ihre Hand; zugleich betrieb sie aufs neue ihre Ehescheidung, obgleich sie Mutter von drei Kindern war. Die nüchternen Worte, die Jean Paul an einen Freund schrieb: »Frau von Kalb will mich heiraten«, verraten zur Genüge, wie es um seine Gesinnung stand. Charlotte, die in ihrer verstiegenen Schwärmerei der edlen fraulichen Zurückhaltung vergessen hatte, mußte bitter enttäuscht einsehen, daß der Sold ihrer zu jähen Liebe wiederum der düstere Verzicht sei. Der Verkehr mit Jean Paul, der durch seine bald wieder aufgelöste Verlobung mit Karoline von Feuchtersleben abgebrochen worden war, lebte später wieder auf; und schöne Freundschaft verband Charlotte mit Richter und seiner Gattin. Der Dichter schuf nach ihrem Bilde die Gestalt Lindas in seinem Roman »Titan«. Der Titanide Erblindung mit dem Einbruch der Nacht, ihre Ehescheu erinnern allzu deutlich an das Urbild.

Eine harte Leidenszeit beginnt nun für Charlotte. Ihr Gatte nimmt sich 1806 in München das Leben. Die ewigen Prozesse und unlauteren Machenschaften ihres Schwagers, dem Goethe ein vernichtendes Urteil gesprochen hat, geben sie der Armut preis. Der Kalbsriether Besitz ist überschuldet und kann nicht mehr gehalten wer-



Portal am Gärtnerhäuschen in Kalbsrieth

den. Charlotte wandte sich hilfeflehend an Schillers Witwe und an Goethe, in der Hoffnung, deren Fürsprache würde den Herzog vermögen, etwas zur Rettung des Kalbschen Familiensitzes zu unternehmen. Nach unsicherem Hin und Her nahm sie in Berlin Wohnung, ihr Dasein durch ihrer Hände Arbeit fristend. 1816 reiste sie noch einmal nach Kalbsrieth, gleichsam um von dieser erinnerungsreichen Stätte Abschied zu nehmen. Was mag die der Erblindung nahe Frau in jenen Sommertagen durchlebt haben! Bei all dem findet sie Zeit und Stimmung, an Jean Paul zu schreiben. Das Jahr darauf erfolgt der Zusammenbruch, und 1821 ersteht, nachdem Inventar und Bücherei versteigert sind, der Generalleutnant Ludwig Freiherr von Wolzogen den Kalbschen Familiensitz für 90130 Taler. Auf die Verwendung der Schwägerin Friedrich Wilhelms III. hatte Charlotte, deren Augenlicht 1820 völlig erloschen war, im Berliner Schlosse eine Freistatt gefunden. 1825 scheidet ihr jüngster Sohn Friedrich August freiwillig aus dem Leben. Aber auch dies grausame Schicksal vermag ihre Seelen- und Geisteskraft noch nicht zu brechen. »Ihr Geist hat wirklich wie Flügel,« kann Rahel noch 1828 einer Freundin schreiben, »mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann.« Im Geiste überschaut die Blinde, mit vertieftem Innenblick, ihr Leben, das aller Armut und Enttäuschung zum Trotz unendlich reich gewesen. Die Last eines hohen Alters erträgt sie in stillem Gottesglauben, bis sie, fast zweiundachtzig Jahre alt, Erlösung findet. Ihr Widerstreben gegen das Alltägliche hatte ihr »grüngoldschimmernde Paradiesvögel in hohen Himmelskreisen gezeigt, wo andre nur graubefiederte Reiher sahen«. Wie ihr die Kurzsichtigkeit die Helle des Blickes trübte, so raubte ihr eine eigengeartete Phantasie den Sinn für die Sachlichkeit des Erdenalltags.

Über achtzig Jahre lang verblieb das Kalbsche Rittergut im Besitz der Familie von Wolzogen. Der Generalleutnant Ludwig von Wolzogen, dessen Lebensgang durch seine eigne Lebensbeschreibung bekannt ist, hat wenig in Kalbsrieth geweilt, da ihn seine reiche politische und diplomatische Tätigkeit in das Treiben der Welt führte. In den Sommerwochen, die er in Kalbsrieth verbrachte, hat er vermutlich manch einen der Großen jener Zeit auf seinem Herrensitz beherbergt. In den späteren Jahren, nach seiner Verabschiedung, hielt er sich Kalbsrieth fern, da er das feuchte Klima der damals noch nicht entwässerten Gegend nicht vertragen konnte. Nach seinem Tode siedelte aber seine Gattin nach Kalbsrieth über und nahm dort mit ihrer einzigen unvermählt gebliebenen Tochter Pauline Wohnung. Die Leser der Monatshefte erinnern sich der humorvollen Schilderung, die Ernst von Wolzogen (September- und Oktoberheft 1916) von der alten Dame, seiner originellen Großmutter, gegeben hat. Mit herzlichen Dankesworten gedenkt er des damaligen alten Ortspastors Theodor Thieme (des Sohnes des achtbaren Dichters August Thieme), der ihn auf ihren Streifzügen durch Wald und Feld zur Naturbeobachtung erzog.

Heute ist das Schloß mit dem Rittergut Besitz eines Finanzmannes, der mit erlesenem Geschmack und feiner Kultur, von Weimarer Künstlern beraten, pietätvoll darauf bedacht ist, die Überlieferung des alten Herrensitzes zu wahren. Wir folgen seiner liebenswürdigen Einladung und treten in das stimmungsvoll ausgestattete Zimmer, das Charlotte zu bewohnen pflegte. Ihr Bild, von Tischbein gemalt (das Urbild hängt im Wittumspalais in Weimar), grüßt uns in dem ehemaligen Speisesaal. Darunter gewahren wir andre Werke desselben Meisters: die Bilder der Herzogin Luise und der Tochter Tischbeins. Davor laden ein Sofa und bequeme Stühle (aus Kalbschem Besitz) zu beschaulicher Ruhe. Eine absonderliche Uhr, eine köstliche Schatulle mit eingelegter Arbeit und manch andrer Hausrat haben dem Kalbschen Familiensitz die Treue gewahrt. Der gütige Hausherr gestattet uns einen Blick in die Kalbsche Familienbibel. Johann Otto von Kalb, der diese 1665 in Lüneburg gedruckte Bibel 1729 gekauft hat, hat bestimmt, daß sie stets Eigentum des ältesten Besitzers des Hauses Kalbsrieth bleiben und »daraus niehmals genommen werden soll, so lange die Kalbische Familie es occupieret ... Jedermann wird dieses herrliche Buch



Gedenkstein in der Gärtnerei des Schlosses Kalbsrieth



Schloß Heygendorf

brauchen, aber nicht mißbrauchen, sondern zu deßen erhaltung alles mögliche beytragen.« Sämtliche Räume des Schlosses sind von dem heutigen Besitzer dem Geiste, Stil und Geschmack der Tage Charlottens gemäß ausgestattet. Wir bewundern hier Originale, auf die ein Museum stolz sein würde. Daneben gewahren wir manches Erbstück aus der Wolzogenschen Zeit, als eins der schönsten den Brief, den Wilhelm Grimm am 2. März 1849 an Fräulein Pauline von Wolzogen in »Kalbsried bei Artern an der Unstrut« geschrieben hat. Darin meldet er zunächst seine häuslichen Krankheitssorgen, um dann fortzufahren:

»... Ich wollte Ihnen aber keine Klagelieder singen, ich wollte Ihnen nur sagen, wie dankbar ich Ihre Teilnahme an meinem Geburtstage empfunden, wie sehr ich mich darüber gefreut habe. Wenn nur ein Theil Ihrer Wünsche eintrifft, so kann ich zufrieden sein. Wie gerne möchte ich Ihnen zu Ihrem Geburtstag, den Sie in diesen Tagen feiern, das Schönste und Beste, was zu finden ist, herbei holen und hätte ich ein Zauberbäumchen, wie sie im Märchen vorkommen, so würde ich es neben Sie stellen und schütteln, daß Sie von Blüthen ganz bedeckt würden. Ich habe neulich, als ich in den Gedichten von Thieme, die wahrscheinlich der gütige Verfasser selbst mir zugesendet hat, las, von Ihrer frühsten Jugend und dem glücklichen Leben Ihrer noch nicht getrennten Familie eine lebhafte Vorstellung mir machen können. Was bleibt uns in der Welt! Die Eindrücke, die wir im Leben empfangen haben, und unser Herz.«

Schweren Herzens trennen wir uns von den vielen Köstlichkeiten des stimmungsvollen Heimes. Wir besuchen noch das Grabmal des alten Präsidenten von Kalb, das seinen ehemaligen Standort gegen einen bescheideneren hat vertauschen müssen, werfen noch einen Blick auf

den prachtvollen Park, den heute noch Jean Paulsche Stimmung umfängt — in der Gärtnerei fällt uns das Gärtnerhaus mit seinem alten Portal auf —, dann wandern wir auf schmalem Feldweg dem Nachbarort Heygendorf zu.

Das dortige Schloß erinnert in seiner Bauweise an den Kalbsriether Herrensitz, ist also ziemlich gleichaltrig mit ihm. Es läßt aber die liebevolle Pflege des Kalbsriether Schlosses vermissen. Mit ihm verknüpft sich die Erinnerung an die gefeiertste Schauspielerin des klassischen Weimar, an Karoline Jagemann. Luise Seidler, die Weimarer Hofmalerin, rühmt sie als »eine ebenso tüchtige Sängerin wie gute Schauspielerin, welche sich tragischen und komischen Aufgaben mit gleichem Geschick unterzog.« Da die Jagemann der Malerin später zur beredten Fürsprecherin beim Herzoge wurde, so möchten wir vielleicht Mißtrauen in die Zuverlässigkeit dieser Kritik setzen. Aber auch Goethe stellt dem Können der Bühnenkünstlerin ein glänzendes Zeugnis aus: »Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem sicher und entschieden, gewandt und fertig wie die Ente auf dem Wasser. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, sie tat instinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es selber zu wissen.« Da durch ein freigebiges Geschick Karoline obendrein mit außergewöhnlicher Schönheit und großem Liebreiz beschenkt worden war, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie die Blicke des Herzogs auf sich lenkte. Sie wurde Karl Augusts Nebengattin; um sie zu ehren und sicherzustellen, schenkte er ihr das Rittergut und erhob sie zur Frau von Heygendorf.

Ihr Verhältnis zu Goethe, dem Direktor der Weimarer Bühne, war nicht sehr freundlich. Zwar begab sie sich nach der Tasso-Aufführung, die am 22. März 1823 zur Feier der Genesung des Dichters veranstaltet worden war, als Leonore in Goethes Wohnung und überreichte ihm den Kranz des Tasso, doch durchkreuzte sie oft seine Theaterpläne, was der Geliebten des Herzogs und der erprobten Schauspielerin ein leichtes war.

Das Kalbsriether Schloß und den Heygendorfer Landsitz verbanden freundnachbarliche Beziehungen. Wenigstens erzählte die neunzigjährige Kalbsriether Schloßdienerin dem wißbegierig lauschenden jungen Ernst von Wolzogen in Anlehnung an das gottlose Pistolenschießen: »Wie de Heiden haben se's getrieben, der Goethe, der Herzog und die Frau von Jagemann, wenn sie aus Heygendorf rüberg'macht kamen bei unse gnäd'ge Frau von Galb.« Das Heygendorfer Rittergut aber bietet heute keine Erinnerung mehr an jene Zeit.

Zwei Gedichte von Anna Böhm

Sehnsucht

Die Bäume stehn und träumen
Und schlafen ganz in Ruh;
Mein Herz fliegt ohne Säumen
Nun deinem Herzen zu.

Weil ich in dir nur lebe,
Ach, sag mir, wo du bist,
Ob dein Herz wie das meine
Voll lauter Sehnen ist.

Ich höre die Wasser lachen,
Ein Käuzchen hör' ich schrein.
Der Wind rauscht in den Tannen,
Und ich — ich bin allein.

Windlied

Winde, brausend über die Wälder,
Gottesarme, seid mir gegrüßt!
Sehet, es neigen sich Gräser und Felder,
Wo euer rauschender Atem fließt.

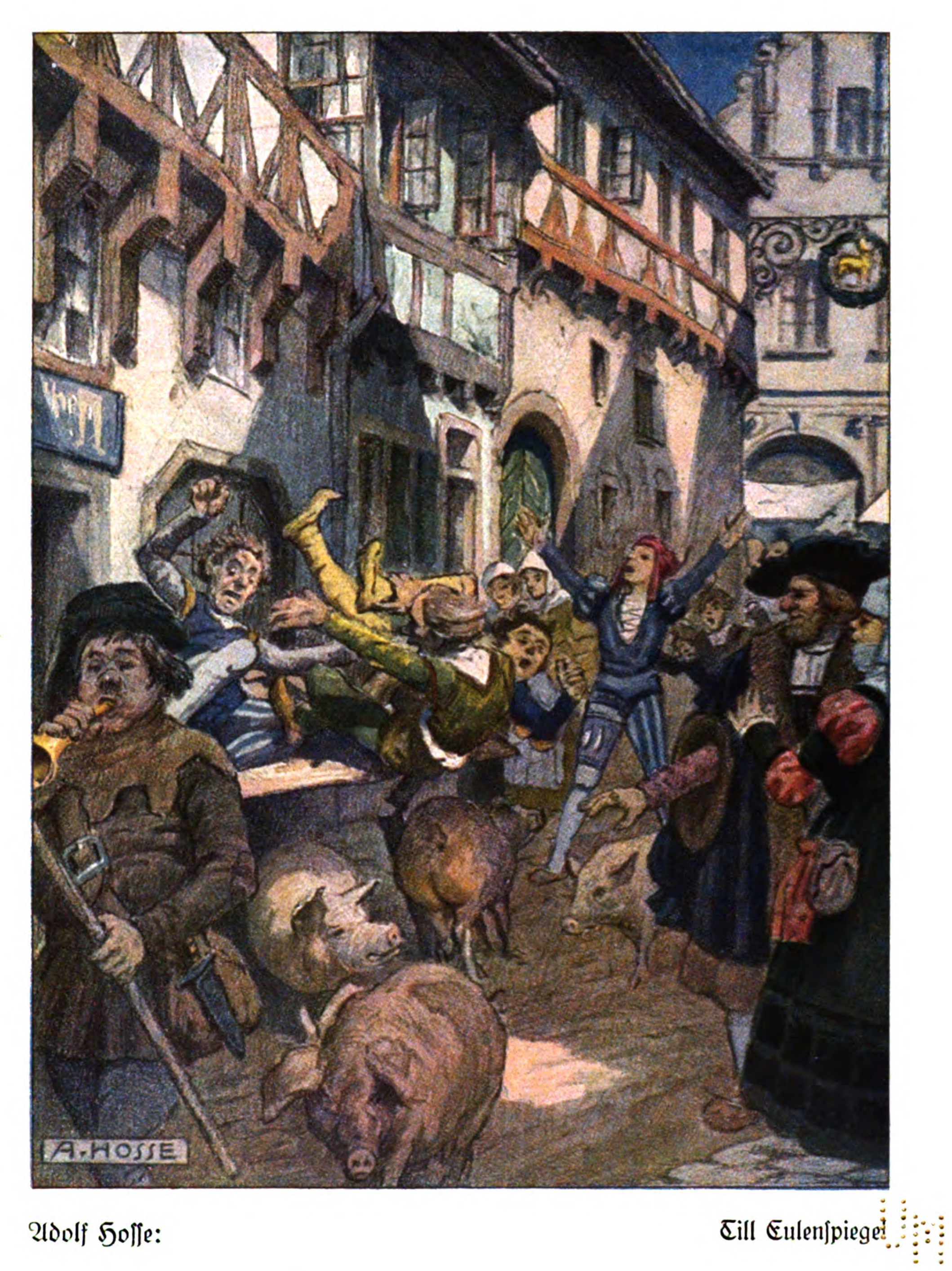
Winde, jauchzend über die Berge,
Bäume sich neigen gewaltigem Hauch.
Uralte Riesen beben wie Zwerge —
Tosende Winde, so neiget mich auch!

Leben ist Regen, und Leben ist Schaffen,
Leben ist Kampf mit der trügenden Not.
Rüttelt und schüttelt am Morschen und Schlaffen,
Ihr Sieger des Lebens und Würger dem Tod.

Ging ich noch gestern in niederen Tiefen,
Hing ich noch gestern an kleinlicher Pein;
Ärmliche Sorgen, die ängstlich mich riefen,
Lastende Schwere, ich sarge dich ein.

Euch, ihr brausenden Winde, entgegen
Breit' ich die Arme und weit' ich die Brust.
Singt euer Lied mir ob meinen Wegen,
Leben ist Kampf, und der Kampf ist Lust!

Tragt sie empor, meine durstige Seele,
Ihr Arme Gottes, in euer Bereich,
Daß sie in eurem Atem sich stähle
Und im Kampf sich wehrend, träume von euch



Adolf Hosse: Till Eulenspiegel

Hausmusik

Von Adele Elkan

Hausmusik! Bilder aus alten Zeiten werden lebendig. Freilich — was man früher darunter verstand, war nicht immer Hausmusik in unserm heutigen schlichteren Sinn; es war eigentlich eine Art »Hof«musik, wenn man sich so ausdrücken darf, aber der Charakter der Hausmusik war doch meist gewahrt; denn eine geladene Gesellschaft füllte die Räume des Gastgebers, und nur wer das Glück hatte, unter die Intimsten des Hauses zu gehören, oder wer einen Verwandten oder Freund besaß, der eine Einladung zu erhalten vermochte, erhielt Einlaß in den geschlossenen Kreis.

Schon im Italien der Renaissance finden wir Ansätze zu dem, was wir heute Hausmusik nennen würden. Allerdings unterschieden sie sich gewaltig von den Einladungen, die etwa eine Dame aus vornehmen Kreisen in Wien oder Berlin erläßt, um ein Quartett oder ein Trio hören zu lassen. Pomphaft wie die ganze Zeit war auch die Musikpflege, und die Sänger und Sängerinnen, ja sogar die großen Komponisten galten nur als »fahrendes Volk«, das wohl seine Künste zeigen durfte, nicht aber eingeladen wurde, auch noch ein Stündchen an der Unterhaltung teilzunehmen. Da war es schon im England des siebzehnten Jahrhunderts besser. Ein Händel hätte wohl mancherlei zu erzählen gewußt von den Ehrungen, die ihm die vornehme Gesellschaft Londons zuteil werden ließ, und später hat man Haydn auch in England alle Ehren erwiesen, die nur einem zeitgenössischen »Musikanten« erwiesen werden konnten.

Aber rechte Hausmusik ist es doch nicht gewesen, die die vornehme Gesellschaft Londons pflegte. Hausmusik gab es im Hause Bachs schon vorher, richtige ernsthafte Hausmusik, bei der man zwanglos zuhören durfte und bei der nicht nur der Meister selbst, sondern auch seine Söhne und Schüler zeigten, was sie gelernt hatten, wahrscheinlich zeigte dann auch die geplagte, oft von Sorgen gequälte Hausfrau ihr Können, und das ihr von Johann Sebastian gewidmete Büchlein, das heute wieder neu erschienen ist, weist alle die kleinen Stücklein auf, die sich natürlich besser für eine schlichte Hausmusik im Heime des Thomaskantors eigneten als ein Teil aus der Passion oder aus dem Weihnachtsoratorium. Und doch wird Meister Johann Sebastian wohl manchmal hinübergeschlichen sein in seine geliebte Thomaskirche, an seine Orgel und wird dort Musik gemacht haben, der die andern atemlos lauschten. Auch das in gewissem Sinne eine Hausmusik — vielleicht sogar im höchsten Sinne.

Das vornehme Haus Wiens ließ sich die Pflege der Musik von jeher angelegen sein, und als das Dreigestirn Haydn, Mozart und Beethoven die musikalische Wiener Gesellschaft in Bann hielt — leider nur zu kurze Zeit, weil das Glückskind Mozart zu früh die strahlenden Augen schloß —, da waren die Hauskonzerte auf der Höhe. Alle die vornehmen Gönner der großen Meister öffneten ihren Gästen das Haus, um die neuen Sterne am Kunsthimmel glitzern zu lassen. Aber auch ihnen wurde äußerlich wenig Ehre zuteil. Beethoven soll einmal zähneknirschend eine Gesellschaft beim Fürsten Lichnowsky verlassen haben, und Mozart erzählt launig, daß er mit den Domestiken an einer Tafel habe speisen müssen, da niemand es der Mühe wert geachtet habe, ihn zur eigentlichen Tafel zuzuziehen. Heute lächeln wir über solche Zurücksetzung, aber was mag sie Beethoven gekostet haben? Sein unbändiger Stolz, der sich nie verleugnete, bäumte sich bei solcher Behandlung hoch auf, und seine Augen nahmen den Ausdruck an, den seine Freunde fürchteten, den Ausdruck tiefster Weltverachtung. Was war es aber anderseits für ein Tag des Glücks für ihn, als er mit Berlins schönstem und geliebtestem Fürsten, dem Prinzen Louis Ferdinand, zusammen musizieren durfte! Das Genie verband die beiden Männer, und die Schranken der Geburt schienen zwischen diesen beiden nie vorhanden gewesen zu sein. Das mag einen herrlichen Zusammenklang gegeben haben, und Beethoven hat wohl nie das »Kind des Glücks«, den schönen Liebling der Musen und der Frauen, vergessen, auch als sich längst schon der Rasen über den Helden von Saalfeld wölbte.

Prinz Louis Ferdinand! Welche Erinnerungen an das Berliner Musikleben weckt sein Name! Wehmütige und stolze zugleich. Berlin beginnt sich zu regen und den Wettbewerb mit dem von einer viel älteren Kultur durchtränkten Wien aufzunehmen. In den Berliner Salons erscheint die ritterliche Gestalt des Prinzen, und unter seinen Meisterhänden erklingen eigne und fremde Kompositionen, denen eine verständnisvolle Zuhörerschaft lauscht. Louis Ferdinand bildet gewissermaßen das Bindeglied zwischen der Hausmusik der Vornehmen und der des Bürgerstandes, und allmählich erscheint die Pflege der Musik weit stärker in den Bürgerhäusern als in den »Salons« der Fürstlichkeiten. Das liegt daran, daß der Bürgerstand in der Zeit der Freiheitskriege und schon kurz davor eine starke Kultur gewinnt, und daß man in den schlichteren Räumen gern Zuflucht sucht vor den Stürmen des Alltagslebens, die über das Land dahinbrausen und deren Hauptmotiv Politik heißt. Aber die Politik soll für Feierstunden wenigstens vergessen werden, und die reichen Bürgerhäuser sind es, in denen man Musik zu machen versteht und in denen die Musik auch tiefstes

Verständnis findet. Vor allem ein Haus ist es, das sich durch Reichtum und Geist auszeichnet und in dem ein junger Feuergeist heranwächst, dem Berlin, dem die Welt später die Pflege Bachscher Musik verdanken sollte: das Haus Mendelssohn in der Leipziger Straße zu Berlin, da, wo heute die Porzellanmanufaktur steht. Der große Garten hinter dem Hause sieht alle die Intimen der Familie Mendelssohn, und hier erklingt zum ersten Male jene zauberhafte Musik, die jedem Deutschen liebgeworden ist: die Musik zum »Sommernachtstraum«. Ist es möglich, daß in der jungen, werdenden Großstadt wirklich solch Sommernachtstraum geträumt werden konnte? Ja, es war möglich, es war möglich durch das Genie des jungen Sohnes von Hause, der später der geniale Leiter der Leipziger Gewandhauskonzerte wurde und der in Berlin — unter unsäglichen Schwierigkeiten — zum ersten Male die »Matthäuspassion« aufführte. Im Mendelssohnschen Hause galt die Pflege der Musik als eine liebe Pflicht, und wenn ein berühmter Gast in der Stadt weilte, dann ward er in das gastliche Haus in der Leipziger Straße geladen und festlich bewirtet. War es da ein Wunder, daß der Gast sich gern erkenntlich zeigte und die Gaben, die man ihm spendete, durch sein Bestes zu vergelten suchte? Noch heute wird in der Familie Mendelssohn die Hausmusik gepflegt, wie wohl in keinem andern Berliner Haus, und der Name, der der Hochfinanz so geläufig ist, wird auch in der Berliner Musikgeschichte immer wieder erklingen.

Einfacher mag man in Wien in den Bürgerhäusern gelebt haben, in denen ein Schubert am Flügel saß. Aber auch hier herrschte der andächtige Geist, der eine Hausmusik auszeichnen soll; es wurde mit inniger Liebe musiziert und jede Gabe gern entgegengenommen. Ein Kranz schöner Frauen scharte sich um den Schubert-Franzl, und wenn er am Flügel saß und eins seiner neuen Lieder spielte oder einen seiner unsterblichen Deutschen Tänze zum besten gab, dann kamen die jungen Wienerinnen herbei, faßten sich bei den Händen und summten leise die Melodien oder hoben die Röckchen und tanzten zierlich nach der neuen Musik, die der unerschöpfliche Meister ihnen spielte.

Und Walzerweisen erklangen noch einmal in einem Wiener Hause, im schönen Heim des Walzerkönigs Johann Strauß. Er selbst saß wohl am Flügel, oder auch seine Gattin spielte, und um sie scharten sich alle die, die etwas von der Musik verstanden und die große Kunst eines Meisters Johann zu würdigen wußten, die in ihrer Art genau so großartig ist wie die Kunst eines Beethoven und eines Schubert. Wie oft lauschte Johannes Brahms, wie oft saß Franz Liszt am Flügel bei Johann Strauß, wie oft spielte Heinrich Grünfeld das Cello oder sein Bruder Alfred das Klavier, und immer fanden sie Zuhörer, die ihnen begeistert dankten und es wohl erfaßten, daß die Hausmusik doch das Innigste, Feinste und Unmittelbarste der Musikpflege ist, weil sie aus dem Augenblick erwächst, weil sie kein langes Studium erfordert, um ein Programm mustergültig herunterzuspielen. Jeder gibt eben sein Bestes, wie es der Augenblick verlangt — Hausmusik im edelsten Sinne!

Unter den Menzelschen Bildern gibt es eins, das den Maler als getreuen Hausvater und Förderer der Seinen darstellt. Auch hier ist es die edle Hausmusik, die den späteren treuesten Besucher der Joachim-Konzerte in ihren Bann zog. Er selbst bleibt wie immer der Zuhörer, während seine Geschwister spielen. Man fragt sich unwillkürlich, was es wohl sein könne, das Menzel so stark fesselt. Haydn, Mozart, Beethoven? Oder vielleicht auch Schubert — etwa aus seinen deutschen Tänzen? Wer will die Frage entscheiden! Aber es ist auch gar nicht notwendig. Gewiß ist nur, daß solche Musik, im engsten Kreise gemacht, Menzel nach der anstrengenden Tagesarbeit Erholung und Freude bedeutete. Wenn man bedenkt, welch schwere Aufgabe der schwächliche Künstler übernommen hatte, den Seinen Brot zu schaffen, dann kann man ermessen, wieviel ihm solche Erholungsstunden waren, vielleicht sogar mehr noch als die gewiß genußreichen Abende in der Berliner Singakademie, die er so liebte. Als Menzel starb, fehlte dem Joachim-Quartett etwas sehr Gutes: der treueste und verständnisvollste Besucher, der jede Note der vier Künstler kannte.

Hausmusik zu pflegen, das ist ein edles, ein großes Ziel, das nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann. Wer aber soll Hausmusik machen? Jeder, der einmal ein Klavier berührt, die Saiten einer Geige zum Erzittern gebracht hat? Man könnte die Frage vielleicht mit Ja beantworten. Aber nur vielleicht, denn gerade die Hausmusik verlangt ein tieferes Eindringen, eine innige Beschäftigung mit dem Werke, das man vorträgt — nicht nur zum Ergötzen der andern, sondern vor allem zum eignen Gewinn. Riehl, der Kunsthistoriker und Novellist, der selbst ein guter Kenner und Förderer der Musik war, spricht vom Werte der Hausmusik und gibt gute Ratschläge, wie man sie pflegen könne. Er nennt auch den Weg, den der Studierende zu gehen hat, um sein hohes Ziel zu erreichen. Seiner Ansicht nach ist es unerläßlich, zwei Instrumnte zu spielen, zuerst die Geige und später das Klavier. Er schlägt auch vor, man solle nach dem Studium der Geige versuchen, Partituren zu lesen, denn der erleichterte Weg durch die Klavierauszüge sei schon darum nicht zu empfehlen, weil man sich die Werke nicht vollständig zu eigen machen könne. Nur das, was man sich im ernsten Studium errungen

habe, bleibe auch später vollständiges Eigentum des Spielenden. Das ist ein Standpunkt, den leider viele nicht zu teilen vermögen, schon weil sie meinen, es genüge, eine Sache oberflächlich zu kennen und zu können. Aber das ist ein großer Irrtum, denn wir spielen ja nicht nur zum Ergötzen einer lauschenden Menge, wir spielen vor allem, um selbst unsre Meister kennen und schätzen zu lernen. Darin liegt das wahre Wesen der Hausmusik, daß wir uns viel eindringlicher mit einem Werke beschäftigen können, als es im Konzertsaal möglich zu sein pflegt. Deshalb hat Riehl recht, wenn er immer wieder auf das eifrige Selbststudium hinweist. Er zeigt auch den Weg, den man dahin einzuschlagen hat, aber er fügt gleich hinzu, daß man sich nicht etwa ablenken lassen dürfe, wie es so viele tun. Man solle, meint er, zuerst die Partituren Händels und der andern vormozartischen Meister studieren, um so allmählich zu den Neueren zu gelangen. Aber man dürfe nicht etwa nur oberflächlich darüber hinweggehen, sondern müsse sich jede Note zu eigen machen. Der Wert, den die Hörer solcher Hausmusik, die freilich nicht immer bequem ist, haben, liegt auf der Hand. Sie bringen mit den Spielenden in das Werk ein und lernen es aufs genaueste kennen, so daß auch ihnen allmählich der Kern der Arbeit sich erschließt, gleich einer süßen Mandel, die in einer festen Schale steckt.

Seufzend spricht E. T. A. Hoffmann in seinen Kreisleriana von der Hausmusik, wie sie leider so oft gehandhabt wurde und auch heute noch gehandhabt wird. Man glaubt sich in einen Salon von 1815 versetzt, wenn man seine Schilderung liest: Schöne Damen in gesucht schlichten Gewändern, junge Mädchen mit dem Taubenausdruck in den sanften Augen, die gewiß auch Feuer sprühen können, wenn die Mutter fern ist, stutzerhaft gekleidete Gecken des Biedermeiers und dazu die ernsten Musikfreunde, die so gern wirklicher Kunst hingegeben sind, füllen das Gemach. Nebenan aber sitzen die Herren Väter am Spieltisch, und ihre Worte tönen herüber zu den Musizierenden und stören den armen Kapellmeister Kreisler, in dem Hoffmann sich selbst gezeichnet hat. Er seufzt bekümmert auf: »Himmel, wie unabsehbar sind die Vorteile einer schönen Musik! Euch, ihr heillosen Verächter der edlen Kunst, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernsten Geschäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Mutes zum Murki (?) seines ältesten Sohnes seine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht bloß seinetwegen den Dessauer Marsch und »Blühe, liebes Veilchen« einstudiert, und trägt sie es nicht so schön vor, daß der Mutter die hellen Freudentränen auf den Strumpf fallen, den sie eben stopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängstliche Gequäke des jüngsten Sprößlings beschwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermusik das Ganze in Takt und Ton hielte? Ist dein Sinn aber ganz dieser häuslichen Idylle, dem Triumph der einfachen Natur verschlossen, so folge mir in jenes Haus mit hell erleuchteten Spiegelfenstern. Du trittst in den Saal; die dampfende Teemaschine ist der Brennpunkt, um den sich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltische werden gerückt, aber auch der Deckel des Fortepianos fliegt auf, und auch hier dient die Musik nur angenehmer Unterhaltung und Zerstreuung. Gut gewählt, hat sie durchaus nichts Störendes, denn selbst die Kartenspieler, obschon mit etwas Höherem, mit Gewinn und Verlust, beschäftigt, dulden sie willig.« Man denkt unwillkürlich an Wilhelm Busch: »Musik wird störend oft empfunden, weil sie meist mit Geräusch verbunden.«

Und da kommt nun eine wichtige Frage: Vor wem soll Hausmusik gemacht werden und wie soll sie beschaffen sein? Die erste Frage ist leicht zu beantworten: natürlich nur vor solchen Menschen, die wirklich Interesse an der Kunst haben und ihr ein genügendes Verständnis entgegenbringen. Damit ist noch nicht gesagt, daß jeder Zuhörer auch ein wirklicher Kenner sein muß. Das wäre zuviel verlangt. Aber er soll wenigstens so viel verstehen, daß er folgen kann. Daher muß auch das Programm der »Hauskonzerte« dem Verständnis der Hörer angepaßt sein und darf nichts enthalten, das zu schwer oder zu leicht wäre. Zu leicht soll nicht etwa heißen, daß man einen leichteren Haydn oder Mozart einfach weglassen müsse, nein: zu leicht heißt nur, daß alle ganz leichte und seichte Musik wegbleiben muß. Salonmusik darf nicht das Ziel der Hausmusik sein, denn dann verfehlt sie ihren besten Zweck, nämlich die besten Gaben der Kunst in das Haus zu verpflanzen und sie dort zu neuer Blüte zu bringen. Der Konzertsaal ist heute so vielen verschlossen, deshalb soll das Haus besten Ersatz dafür bieten, und wenn auch die Darbietungen nicht auf der Höhe der konzertmäßigen stehen können und sollen, so müssen sie doch bis zu einem gewissen Grade vollkommen sein.

Das Programm für Hausmusik muß jeder nach eignem Ermessen wählen. Das Ideal wäre, wenn für alle Ausführungen die Originalbesetzung zur Verfügung stände. Dann würde das Beethovensche Septett, das Schubertsche Oktett auch im Hause erklingen können. Aber das ist ein vergeblicher Wunsch. Auch hier heißt es sich bescheiden. Vielleicht steht ein Quartett zur Verfügung. Dann ist die Wahl der Programme immerhin leichter, als wenn im musikalischen Kreise nur Klavierspieler zu finden sind. Dann können die herrlichen Streichquartette unsrer Großen erklingen und doch wenigstens

einen Vorgeschmack dessen bieten, was wir im Konzertsaal in der Vollendung genießen. Aber auch wenn nur Klavierspieler da sind, wird man ein beinahe ideales Programm zusammenstellen können. Alle unsre Meisterwerke sind ja für das Klavier bearbeitet worden und wirken oft dem Original ähnlich, wenn auch natürlich nicht gleich. Man kann sie vor allem als Vorstudien für den Genuß im Konzertsaal benutzen und wird erstaunt sein, wieviel Schönes man in den Bearbeitungen findet. Aber man hüte sich, schlechte Bearbeitungen zu wählen, und scheue auch die Kosten nicht, wenn es gilt, Noten zu kaufen. Das Beste darf hier gerade gut genug sein. Bearbeitungen müssen sich dem Original genau anpassen, sie dürfen aus Eignem nur das unbedingt Nötige hinzutun. Nur dann hat man den vollen Genuß an der Kunst.

Sehr ratsam ist es, bei der Wahl des Programms mehrere Gattungen zu berücksichtigen. Gute Blattspieler können jedesmal etwas Neues geben, andre tun gut, das Programm in angemessenen Abständen zu wiederholen, erstlich zum eignen Studium, dann aber auch zum Wohle der Hörer, die bei der Wiederholung immer tiefer in das Werk eindringen. Ein Programm kann etwa so aussehen:

1. Egmont-Ouvertüre. Beethoven.
2. Erstes Brandenburgisches Konzert. Bach.
3. Unvollendete Sinfonie. Schubert.

oder:

1. Freischütz-Ouvertüre. Weber.
2. Kreisleriana. Schumann.
3. Schottische Sinfonie. Mendelssohn.

Man kann aber auch einmal einen Mozart-Abend geben, vielleicht mit der Haffner-Serenade, der entzückenden Kleinen Nachtmusik und einer Sinfonie, etwa der herrlichen Es-Dur, die man unter dem Namen Schwanengesang kennt und die trotz aller Beschwingtheit doch einen Ton der Trauer enthält, der so wehmütig stimmt und doch Trost gewährt. Man könnte die Zusammenstellung solcher Programme bis ins Unendliche erweitern und würde doch nie fertig werden mit dem Herrlichen, das unsre Musikliteratur bietet.

Und nun eine große Frage an die Gegenwart! Wird die Hausmusik wieder aufleben? Wird sie ihre alte Berechtigung, in schweren Zeiten Mittlerin der Freude zu sein, wieder dartun? Fast möchte man es glauben, denn schon regen sich dafür allerorten die Bestrebungen. Zwar ist in manchen Häusern der guten alten Hausmusik ein gefährlicher Wettbewerber in dem Grammophon entstanden, aber solche Häuser hätten vermutlich auch früher die Hausmusik nicht gepflegt. Die früheren Reichen, die sich jetzt sehr oft einschränken müssen, sind die Hüter der Tradition, sie sind die Wahrer alter Kulturgüter, und bei ihnen liegt es, die edle Hausmusik zu pflegen, auf daß sie nicht untergehe. Mit ihr mögen sie auch unserm Volksliede zu neuer Blüte verhelfen. Schon ist das Volkslied wieder in des Wortes bestem Sinne Lied des Volkes, und man kann wohl hoffen, daß seine Pflege die schöne Aufgabe der Kreise sein wird, die immer Verständnis für das Wahre, Gute, Schöne hatten.

Wenn nicht alles trügt, wird das deutsche Haus auch fernerhin Hüterin des Besten sein, das wir haben: unsrer Literatur und unsrer Musik. Dann mögen uns die politischen Stürme auch noch so schwer bedräuen, wir haben einen sicheren Port, in dem es sich gut rasten läßt.

Herbstlied

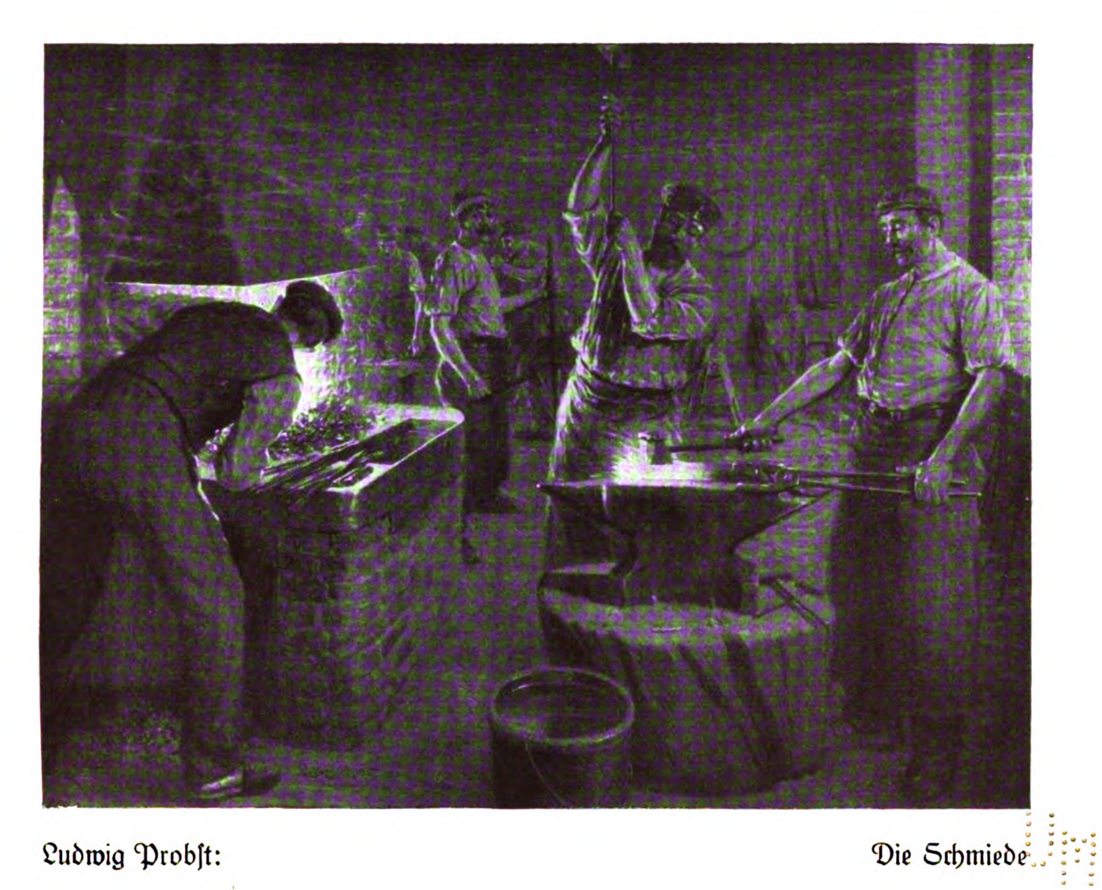
Lächelt auch der Himmel noch im Grauen,
Erde grünt noch unter gelbem Laub,
Wird doch mählich unterm hohen Blauen
Alles Staub.

Gehn auch Wege noch in weite Lande,
Flüsse rauschen groß vom Berg ins Tal,
Steht der Herbst doch, Dämmer im Gewande,
Überall.

Nebelstreifen hängen auf den Wäldern,
Rote Blätter wehn im Wind vorbei,
Schwarze Krähen flattern über kahlen Feldern
Vielerlei.

Einsam so erschauern wir im Schweigen
Und sehn verlassen ins verlaßne Land ...
Wir gehn durch Abende und Nebelreigen
Hand in Hand.

Wilhelm Kunze



Ludwig Probst: Die Schmiede

Schwarzkittel Borstmann

Eine Schwarzwild-Geschichte

Von Paul Dahms

Als Schwarzkittel Borstmann von der Wolfsschlucht in das sechste Lebensjahr wechselte, hatte er längst alle Anlagen zu einer groben Sau. In den Jahren seines Daseins im märkischen Forst auf dem uralisch-baltischen Höhenzuge hatte er sich wider Erwarten schnell entwickelt. Er war in allen Kniffen und Schlichen bewandert und verdankte diese Gaben nicht zuletzt einer besonders weisen mütterlichen Fürsorge der alten erfahrenen Bache. Als sie eines Tags im Morgengrauen mit ihrer bunten Schar von sieben Frischlingen über den jungen Kartoffelschlag zu Holze trollte, gab es plötzlich Dampf, daß die Familie entsetzt auseinanderstob. Dann aber stand die im Muttergefühl verletzte Bache eine Herzschlaglänge mit gestrecktem Bürzel, warf blasend den Rüssel in die Höhe, nahm eine Dickung an und überrannte wutentbrannt einen Menschen, riß ihm das Beinkleid von unten bis oben auf, schrammte die Lenden blutig und war nach kurzer Kehrtwendung mit einer Flucht wieder bei den sich wie toll gebärdenden Frischlingen. Wie die wilde Jagd wurde sie mit ihnen flüchtig, schob sich im tiefsten Dickicht in das Lager ein und bebte am ganzen Leibe.

Die ahnungslosen Kleinen aber trieben bald wieder im Lager der Bache ihre lustigen Spiele und drehten sich wie ein Kreisel. Nur Borstmann lag still neben der Alten und offenbarte, trotzdem er sonst immer einer der muntersten war, wenig Teilnahme für seine Umgebung. Die Bache schob leise grunzend das Gebrech zu dem Häkchen hinüber und witterte Schweiß. Zu ihrem Entsetzen nahm sie wahr, daß der Frischling angebleit war. An der dünnen Schwarte zeigten sich einige zerfetzte Stellen, die von einem Streifschusse herrührten. Dieser Lump vom Waldesrand hatte es also zweifellos auf ein leckeres Gabelfrühstück abgesehen und in unverschämter Weise dem Bestentwickelten der Schar aus seiner Schrotspritze Posten Nummer fünf angetragen. Das ging gegen alle jagdlichen Regeln. Natürlich gehörte der wackere Schütze zu jener Sippe von Tagedieben, die unberechtigt die Reviere unsicher machten und niederknallten, was vor ihre Flintenläufe kam. Im Stangengehölz verluderten zwei Ricken. Und ein Bock, auf den die Jagdpächter Abend um Abend und Morgen um Morgen ansaßen, war und blieb verschwunden. Zwar hatte man einen der ungebetenen Weidgesellen gefaßt, aber das harte Urteil des Landgerichts gegen ihn war offenbar noch nicht zu den Ohren der andern gedrungen.

Die Bache aber hatte doch eine Genugtuung. Der Mensch, der gegen eins ihrer Kinder einen gemeinen Meuchelmord versucht hatte, fühlte wohl zu gleicher Stunde die schmerzhafte Bißwunde im Oberschenkel und verwünschte fluchend sein lichtscheues Unternehmen und die ganze »Schweinebrut«.

Klein Borstmann wurde von der Mutter bestens betreut. Sie schenkte ihm ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit. Und wenn sie mit ihren Frischlingen abends, vorsichtig Wind nehmend, aus dem Holze zu Felde zog, dann wich das Kranke nicht von ihrer Seite. Sie wühlte mit dem Gebrech aus dem Moose und zwischen Ackerschollen ganze Nester von Mäusen, Maden und Puppen auf, und — immer hungrig — gnatschte Borstmann munter drauflos. So kümmerte er sich gut durch, und es währte nicht lange, da war er wieder obenauf. Durch das dauernde Ziehen mit der Bache Seite an Seite hatte er manches gelernt, was den andern Brüdern und Schwestern erst nach und nach durch Naturgesetze in Fleisch und Blut überging. Beim geringsten verdächtigen Geräusch warf er gleich der Mutter den kleinen Rüssel in die Höhe und witterte und sicherte mit ihr minutenlang, während die übrige Sippe sorglos zwischen den Kartoffeln wühlte und schmatzte. In ihm wuchs das Verantwortungsgefühl. Und außerdem konnte er — was hinterher natürlich kein Kunststück war — sich rühmen, als Frischling schon Pulver und Blei gespürt zu haben.

Als Borstmann erst ein Jahr auf der Schwarte hatte, zeigte er schon einen Trieb zur Selbständigkeit. Wenn das Schwarzwild in nächtlichen Stunden draußen im Gebräche stand, zog er es vor, sich immer achtzig bis hundert Gänge abseits von der Rotte zu halten und die Sicherung selbst zu übernehmen. Er benahm sich hierbei tadellos und war den andern schon zweimal zum Warner in drohender Gefahr geworden.

Gefräßig, wie er war, schlug er sich in den Nächten den Schlund voll, lag tagsüber träge im Kessel und setzte viel Weiß an. Nach zwei Jahren war er ein so starker Überläufer, daß er die größte Aufmerksamkeit der Jäger erregte, denen er flüchtig zu Gesicht kam. Niemand aber konnte ihm beikommen, denn er war verschlagen und gerissen, sonderte sich mehr und mehr von der Rotte ab und bildete sich langsam zum Einsiedler aus. Seine Gefährten waren ihm darob nicht böse, weil er sich ihnen gegenüber dreist und frech und streitsüchtig benahm. Ein beträchtliches Konto Wildschaden mußte ihm zugeschrieben werden, denn auf den Feldern pflügte er für drei.

Nach drei Jahren war er schon ein gefürchteter Hosenflicker, und nach vier Jahren ein angehendes Schwein, das im Wildbret allen an-

dern Schwarzkitteln gleichen Alters weit voraus war. Vorstmann nahm, ehe der Winter kalendermäßig Einzug hielt, in Gegenwart zweier Bachen mit einem starken Keiler den Kampf um Minnesold auf. Den alten Bassen war er doch nicht gewachsen, er wurde abgeschlagen und mußte den kürzeren ziehen. Im Drange seiner Jugend wußte er sich indes Rat, wechselte in ein Gutsgebiet hinüber, durchbrach ein Gatter und drängte sich zwischen einer noch spät ausgetriebenen Schweineherde wagemutig an eine zahme Sau heran. Der Besitzer war höllisch erstaunt, als er nach vier Monaten in den Stall kam und einen bunten Nachwuchs von fünf Ferkeln entdeckte. Das Jungvieh artete ganz nach dem ungeschlachten struppigen Vater, wurde von Woche zu Woche unbändiger und widersetzlicher und verdarb schließlich den gesamten Bestand. »Das ist ja eine schöne Schweinerei,« wetterte der Besitzer und sah sich genötigt, nach drei Monaten die wildblütige, schwarzgestreifte Nachkommenschaft abzuschlachten.

Vorstmann von der Wolfsschlucht blieb das einerlei. Bei dem nämlichen Besitzer gab er in einer Hochsommernacht erneut seine Visitenkarte in Form eines halb umgepflügten Kartoffelschlages ab. Und als er im sechsten Lebensjahre nach Weidmannsart den Titel »hauendes Schwein« verliehen erhielt, war er längst als gefährlicher Eingänger in der ganzen Umgegend bekannt. Alle Grünröcke und Jagdpächter waren rein närrisch nach ihm. Nächtelang saßen sie an, doch immer trat er dort aus, wo die Hochstände unbesetzt waren. Überall wurden die Klagen lauter über den Schaden und das Unheil von Vorstmanns Gnaden. Auf den Gemarkungen war bald hier und bald dort ein Rüben- oder Kartoffelfeld umgekehrt, und die Zahl der Mahlbäume im Forst stieg von Tag zu Tag.

Er steckte oft viele Kilometer weit von den Revieren ab, wo er abends vorher gewesen. Hierzu hatte er allen Grund. Denn mehr als einmal waren ihm Kugeln und Posten um die Gehöre geprasselt. In den Federn war eine breite Lücke und über dem Gebreche eine tiefe Narbe, die an einen Ausflug durch Hohenwalder Gemarkung erinnerte. Die Wunde hatte verteufelt geschmerzt, als ihm hier die Kugel angetragen wurde. Er mußte, im Wundbette liegend, wochenlang allen Fraß meiden, war aber nachher um so gefräßiger und holte tüchtig nach, was er versäumt hatte. Ein andres Mal, als er gerade im Begriff war, in das Holz zu trollen, zerschlug ihm eine Kugel den rechten Vorderlauf, daß er haltlos zusammenbrach. Schreck und Schmerz hatten ihn übermannt. Als sich ihm der unvorsichtige Weidmann näherte, riß er alle seine Kraft zusammen und nahm den Menschen an, ehe dieser den Fangschuß geben konnte, schlug ihm die Fetzen aus den Waden und war, trotzdem er dreiläufig flüchten mußte, wie weggeblasen. Der Jäger verschwieg das unrühmliche Erlebnis. Ebenso ward auch eine zweite, wenn auch harmlosere Begegnung mit ihm nicht ruchbar. Saß da aus der Stadt ein junger Weidgenosse mit einer Hornbrille auf der Nase nächtens auf Hochsitz in der Krone einer schmächtigen Kiefer, als plötzlich ein Brechen im Stangengehölz laut wurde. Ein Etwas nahte schwer und wuchtig durch das Unterholz, gerade der Hochsitzkiefer zu. Und just unter dem Baume verhoffte der Keiler. Oben ruhte der Drilling schußbereit an der Backe. Vorstmann aber trat nicht aus, sondern begann in aller Seelenruhe seine dicke Schwarte am Stamme der nämlichen Kiefer zu reiben, auf welcher der junge Jäger saß. Der Keiler rieb mit solcher Gewalt, daß durch den Stamm ein zitterndes Schwanken ging und der innerlich schon zu früh frohlockende Schütze nach einem Aste tastend Halt suchen mußte. Da stob Vorstmann schnaufend und blasend davon. Und der da oben kam sich in diesem Augenblicke des Verlassenseins furchtbar lächerlich vor und pfiff ab.

Der Schuß durch den Vorderlauf hatte Vorstmann höllisch mitgenommen. Drei Monate mußte er im Lager, das er sich im tiefsten Dickicht zurechtgeschlagen und -gestoßen hatte, eingekesselt stecken, aber er kümmerte sich wieder recht und schlecht durch. Obgleich der kranke Lauf verkürzt blieb, wurde er dennoch ein gutes, ein starkes, ein ritterliches und mannhaftes Hauptschwein, der Schrecken aller rund um den Forst.

Der Schwarzkittel nahm Eichen- und Buchensaaten an, tat sich an Kartoffeln und Rüben gütlich, brach und suhlte und fand immer reichlich Gefräß, er fühlte sich überall heimisch und wohlauf. Er trat hinfort nur aus, wenn eine rabenschwarze Nacht war, und zog zu Holze, sobald er Morgenluft witterte. So stieg Jahr um Jahr auf seine dicke Schwarte, niemand konnte seiner habhaft werden, denn er führte als Eingänger ein grämliches und vereinsamtes Leben.

Wenn aber der Winter kam und den Wald weit und breit mit glitzerndem Schnee behing, wenn der Frost knackend und knickend durch das Gehölz zog, dann wurde in Vorstmann der Minnetrieb rege. Die Winterkälte drang nicht durch seine Schwarte, und wenn schon, im Inneren schlug ein Herz voll heißer Liebe und ließ alle Not vergessen. Dann trollte er zu einer Rotte und durchlebte die seligste Rauschzeit. Und wehe dem Keiler, der es wagte, ihm den Minnesold streitig zu machen!

Im gewaltigen Turnier wetzten die Rivalen die Gewehre, schlugen sich auf die Blätter und

in die Wammen, drehten sich wirbelnd im Kreise, daß der harte Schnee in weißen Wolken um sie herumstob. Niemals ereignete es sich, daß er weichen mußte. Seinem Gewäff war kein Keiler gewachsen. Als der Stärkere blieb er Sieger, dafür winkte ihm schönster Lohn im Tändeln mit der Bache. Natürlich ist und bleibt der Schwarzkittel ein grober Kerl, und manch andres Stück Wild würde sich solchen Galan höflichst verbitten. Das Werben um Liebe unter Schwarzkitteln ist wahrlich kein süßes Locken und zärtliches Kosen.

Trotzdem hielt Borstmann den letzten ganzen Winter bis in das Frühjahr hinein zu seiner Bache. Und als sie ihm im Mai acht muntere possierliche Frischlinge schenkte, fraß er in seiner höchsten Vaterfreude ein Kleines im Wochenbett. Jetzt aber war *sie* eine ritterliche Mutter, fuhr auf ihn los und biß ihn aus dem Lager hinaus. Denn das war doch wohl der Schandtaten größte, die Borstmann auf sein Gewissen lud.

Gleichgültig trollte der Ausgestoßene von dannen, um nach kurzem Eheglück sein Dasein als Einsamer fortzusetzen. Doch auch die höhere Strafe ließ nicht auf sich warten.

Eines Abends im späten Mai führte ihn der Wechsel wieder nach der geliebten Wolfsschlucht, wo er immer ein gutes Gefräß fand. Er hatte keine Ahnung, daß der jenseitige Waldrand am Hang von zwei Schützen besetzt war, die auf den roten Bock ansaßen. Wetzend zog er durch die Schonung. Das Brechen in der Stille ließ die Weidmänner aufmerken. Der Schwarzkittel schlug einen Bogen, wechselte in die Kultur hinüber und sicherte hier eine Viertelstunde lang. Ein Sprung Rehe zog an ihm vorüber auf das schmale Feld. Es war schon in der zehnten Stunde, und nur ein guter Schütze konnte noch von Büchsenlicht sprechen. Vor der Linse des Zielfernrohres, durch das sich das Auge des einen Weidmannes suchend und prüfend nach dem Bocke bohrte, wechselte gerade das Rehwild, als sich fünfzig Gänge vor dem andern Jäger von dem grünen Rasenstreifen eine schwere, dunkle Masse auf das hellgraue Feld schob und mit dem Gebrech sogleich wühlend und schnaubend in den Boden fuhr. Donnerwetter der Keiler! blitzte ein Gedanke durch das Gehirn des Schützen auf der Kiefer. Ein Feuerblitz und ein von den Hängen widerhallender kurzer Knall durchbrachen die Stille des herrlichen Maiabends.

Ein Pfiff, die Jäger stiegen von den Hochsitzen und schnürten einer bestimmten Stelle zu. Mit einem kräftigen Weidmannsheil reichten sie sich über dem alten Bassen die Hände. Durch Blattschuß war er im Feuer zusammengebrochen. Der gefürchtete Eingänger hatte seinen letzten Gang getan.

Zwischen den Stunden

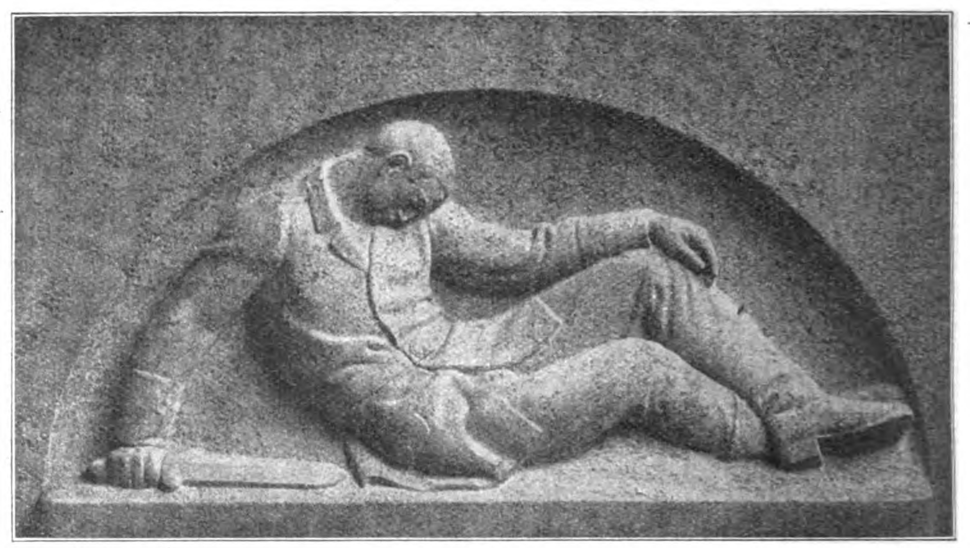
Ich seh' den Freund in seinem Garten
Bedächtig seines Nußbaums warten
Und, statt wie einst das Schwert zu führen,
Still seine Rosen okulieren. —

Was bleibt uns übrig, Freund, als dir, zu richten
Deinen Garten, mir, zu dichten!

Bald wird der Stamm hoch in den Himmel ragen,
Dann werden sie dir deinen Nußbaum schlagen.
Gott segne seine starken Säfte,
Das gibt die guten Flintenschäfte!

Steckst meinem Bub ein Röslein in den Lauf,
Und ich sing' laut: Das Volk steht auf!

Georg Schmückle



Georg Müller: Verwundeter Krieger

Von Kunst und Künstlern

Matthäus Schiestl: Am Brunnentrog (vor S. 221) — Adolf Hosse: Till Eulenspiegel (vor S. 297) — Adam Kunz: Stilleben (vor S. 249); Ausblick in den Garten (S. 305) und Selbstbildnis (vor S. 257) — Robert Balcke: Eingang zum Schloß Wildenbruch i. P. (vor S. 213) — Georg Hänel: Blick auf Pirna (vor S. 229) — Ludwig Probst: Die Schmiede (vor S. 301) — Walther Corde: Damenbildnis (vor S. 309) — Richard Engelmann: Kauernde (vor S. 281) — Georg Müller: Verwundeter Krieger (S. 304) — Arthur Roeßler: »Schwarze Fahnen«

Was ist es eigentlich, womit uns ein Landschaftsbild von Matthäus Schiestl so ans Herz greift? Die Alpennatur haben andre tiefer, größer und mächtiger, vielleicht auch inniger erfaßt; und die Menschen, die der Tiroler Bauern- und Kirchenmaler in seine Landschaften setzt, gestehen wir's uns doch: sie sind oft steif und ungelenk, als wagten sie sich nicht recht zu bewegen. Aber schon diese Ungelenkheit hat etwas rührend Naturhaftes, das jeden Gedanken ans Atelier ausschließt, das aufsteigt wie Wiesenduft und Quellengeriesel, wie Klänge aus einem Volkslied:

> Es sprudelt ein Wasser herunter den Hang,
> Der Wald hat Seele, der Wind hat Klang;
> Und ist in allen Dingen
> Ein köstliches Singen.

Und nun glauben wir es zu wissen: die Melodie, das Ineinanderweben von Natureindruck und Seelenstimmung ist es, was uns ein Bild wie »Am Brunnentrog« lieb und vertraut macht. So eine Schiestlsche Landschaft ist wie ein Paradiesgärtlein voller Unschuld und Kindhaftigkeit, fern von allem Lärm der Welt, selig in sich selbst. Wie dieser kleine Tirolerbub da auf dem Brunnenrand in andachtsvoller Aufmerksamkeit sein Sträußl windet und das Schwesterchen mit dem großen Wasserkrug in respektvoller Entfernung zusieht, es braucht gar keiner Worte dazu. Die dunklen Tannen, die hellschimmernden Birken; die weichgewellten Wiesenhänge, das muntere Bächlein, das zweimal gefangen wird und sich zweimal wieder befreit, die zahm, als wären's Kissen, aufgeschichteten Felsbrocken, die sanften Büsche, die aus den Bodenfalten hervorquellen, sie singen aus sich selbst, als wären sie Spielgefährten der beiden in der Natur sanft wie im Mutterarm geborgenen Kinder. Schiestls Frühlandschaften sind ernster; erst um 1910, wohin auch unser Bild gehört, wendet er sich diesen heiter-unschuldigen zu, wie man in dem schönen, hier schon wiederholt empfohlenen Buche von Cajetan Oßwald (München, Gesellschaft für christliche Kunst) an reichhaltigen Abbildungen verfolgen kann.

Adolf Hosses Eulenspiegelbild ist eine Illustrationsprobe aus dem Prachtwerk »Die Volksbücher« von Werner Jansen (Braunschweig, Westermann), das schon im letzten Maiheft seine ausführliche Besprechung erfahren hat. Damals zeigten wir mit »Bayards Ertränkung« und den »Heymonskindern« zwei Bilder ernsteren dramatisch-heroischen Charakters, diesmal lassen wir die heitere Seite der vielfältigen Hosseschen Illustrationskunst zu ihrem Rechte kommen. Wie dort das romantische, so kommt hier das niederdeutsche Element der Volksbücher mit seiner volkstümlich derben Buntheit zu überzeugender Erscheinung.

Das Stilleben von Adam Kunz, leider nur einfarbig gedruckt, und das mehrfarbig wiedergegebene Selbstbildnis des Künstlers, Illustrationsproben aus dem be

L. Schnitzler & Ko. in München erschienenen Buche über Kunz, führen in den Wesenskern dieser auf Pracht und Prunk, Reichtum und Fülle gestellten, an die altflämische Tradition anknüpfenden dekorativen Atelierkunst. Wie die Snyders, Fyt, de Heem u. a., so gruppiert auch der Münchner Meister gern in wohlabgewogenem Aufbau allerlei schöne, appetitliche und kostbare Dinge, die Herz, Auge und Gaumen gleicherweise erfreuen. Üppige Früchte in erlesenen Einzelstücken oder noch an den Zweigen hängend, an denen sie gewachsen sind, Melonen, Trauben, Birnen, Granatäpfel, Zitronen usw., zum Teil gesammelt in silberner Schale, ruhen auf dunkler Brokat- oder Samtdecke, und blinkende Gefäße geben ihre metallenen Lichter dazu. Auch die Figurenbilder von Kunz, die Richard Braungart in seinem Aufsatz (Dezemberheft 1918) nicht mit Unrecht von Rubens herzuleiten scheint, haben etwas Niederländisch-Dekoratives, das den Zusammenhang mit dem Stillleben wahrt, wie denn auch des Künstlers Atelier in Maria-Einsiedel, von dem der Ausblick in den Garten genommen ist, mit seinen alten Schnitzmöbeln, weichen orientalischen Teppichen, schweren Decken und Draperien, silbernen Prunkgeschirren, glänzend gerahmten Spiegeln und Gemälden an den dekorativen Repräsentationsgeschmack des 17. Jahrhunderts erinnert. Das Buch von Thomas, das nicht mit farbigen Kunstblättern großen Formats spart (16 Textbilder, 28 getönte und 31 Vierfarbentafeln), gibt auch von diesem prachtvollen Gehäuse, in dem Kunz seine Bilder malt, eine treffliche Anschauung.



Adam Kunz: Ausblick in den Garten

Der »Eingang zum Schloß Wildenbruch i. P.«, ein Gemälde des märkischen Malers Robert Balcke, zeigt uns in dem Gelbbraun der Hauswand und dem Silbergrau der Türumrahmung eine Farbtönung, wie wir sie in norddeutschen Schlössern, zumal Pommerns, nur selten finden. Es gehört wohl der Blick des Malers und seine sich allein schon im Raumausschnitt bewährende Kompositionsgabe dazu, ein so vornehm abgetöntes Bild daraus zu gewinnen. Andre hätten es leicht gehabt, aus der schicksalsreichen, noch heute mit einem mächtigen Bergfried bewehrten Trutzfeste eine pompösere Ansicht zu gewinnen; Balcke, den Schüler Hertels und Gebhardts und Schöpfer vieler Kirchen- und Kapellengemälde (z. B. »Die Heilung des Gichtbrüchigen« in einer Kapelle zu Gelsenkirchen), lockte gerade dies schlichte Portal, und wer Sinn für feinere Farbenreize hat, wird seine Wahl verstehen.

Desto farbenfreudiger wirkt Georg Hänels »Blick auf Pirna«: im Hintergrund die Elbbrücke, im Vordergrund die roten Ziegeldächer der alten Stadt, überragt von der gotischen Kirche am Obermarkt. Hänel, ein Schüler Bantzers und Brachts in Dresden, sucht seine Stoffe sonst mit Vorliebe in den Salzburger und Tiroler Alpen, wie die früher (Juniheft 1922) von uns wiedergegebenen Gemälde »Der Ziegenhirt« und »Ausgespannt« bezeugen, und bevorzugt Tier- und freie Landschaftsdarstellungen; daß auch die sächsische Heimat dankbare Motive für ihn hat, zeigt diese wirkungsvoll aufgebaute und straff zusammengehaltene Stadtansicht, die auch die Luftstimmung glücklich meistert.

In dem erst kürzlich — nach dreijähriger Arbeit — vollendeten Gemälde »Die Schmiede«, einem Werk von großen Maßen, begegnet den

Lesern ein nicht mehr junger Braunschweiger Künstler, der hier zum erstenmal den mutigen Schritt vom Bildnisfach, das sein festumgrenztes Eigenfeld zu sein schien, zum freien Figurenbild und darüber hinaus zu einer Schöpfung von sinnbildlich-bedeutsamem Lebensgehalt getan hat. Denn so gut diese ernste, reife Arbeit rein als Malerei geraten sein mag — in dem wohlausgewogenen Gleichgewicht der einzelnen Arbeitergruppen und -gestalten, in dem Gegeneinander der beiden Lichtquellen, der natürlichen des Fensters rechts und der künstlichen des Herdfeuers links, und in der Farbenverteilung der kühlen bläulichen und der warmen gelbroten Töne —, höher als ihr realistischer Nachahmungswert einer scharf beobachteten und sicher festgehaltenen Wirklichkeit steht das, was sie uns symbolisch zu sagen hat. Wie Bürgers Ballade vom Bauersmann im groben Kittel das Lied vom braven Mann singt, so dies Bild, freilich pathosloser, ruhiger, gelassener und schlichter, das Lied von der Arbeit, der pflichterfüllten, tüchtigen, soliden und bedächtigen Handwerksarbeit, die den ganzen Mann fordert, ihm aber auch mit dem Bewußtsein des Schaffens und Vollbringens lohnt. Es ist töricht und kurzsichtig, im künstlerischen Werk immer nur ästhetische Werte gelten zu lassen. Dies Gemälde eines Sechzigjährigen beweist, wie gut und wirksam sich damit soziale Bedeutung verträgt, ohne daß irgendeine Tendenz sich störend vordrängt.

Von Walther Corde bringen wir ein Damenbildnis nach einer Kohlezeichnung, die bei sparsamster Technik in der Herausarbeitung des Wesentlichen und Bedeutsamen in diesem edlen, hoheitsvollen Frauenkopf einen Zug ins geistig Monumentale erkennen läßt.

Zwei plastische Bildwerke machen den Beschluß. Richard Engelmanns »Kauernde« begleitet den kleinen Ergänzungsaufsatz über neuere Werke des Weimarer Bildhauers, der früher schon (Juliheft 1915) von Corwegh ausführlicher gewürdigt worden ist. Georg Müllers Sandsteinrelief »Verwundeter Krieger« belegt die heute doppelt erfreuliche Tatsache, daß die Kunst auch in einfachen Formen und mit bescheidenem Material dem Gemeinschaftsgefühl der Trauer um unsre Gefallenen Ausdruck zu geben vermag. Nicht nur unsre materielle Not, auch das Verlangen nach Ernst, Würde und Verhaltenheit sträubt sich gegen jedes laute Pathos im »Kriegerdenkmal«. Hier haben wir ein Beispiel, wie schlicht man sein darf, wenn man wahr und ehrlich ist.

Von allen modernen Kunstschriftstellern schreiben mehr als neunzig vom Hundert nur wieder für andre Kunstschriftsteller, allenfalls auch für Künstler, sofern die selbst am Literarischen kleben oder dazu neigen; für den Laien, den gebildeten oder sich bilden wollenden Kunstfreund zu schreiben, dünkt diesen Hochmütigen Erniedrigung ihres intellektuellen Handwerks. In erfreulichem Gegensatz zu solchem kunstfeindlichen, ja kunstmordenden Betrieb, der zwischen überkritischer Verneinung und schrankenloser Verzückung hin und her taumelt, steht ein Buch von dem Wiener Arthur Roeßler, den unsre Monatshefte mit Stolz und Dankbarkeit zu ihren Mitarbeitern zählen, und dem wohl, wenn wir einmal unbescheiden sein wollen, wiederum aus dieser erfolgreichen Mitarbeit der Mut zu seiner schlichten, sachlichen und allgemeinverständlichen Betrachtungs- und Darstellungsart gestärkt worden ist. Roeßler hat seine Künstleraufsätze aus einer Zeit von zwanzig Jahren gesammelt oder vielmehr gesichtet und ihnen, weil sie meistens als Nachrufe auf eben »Vollendete« entstanden sind, den Titel »Schwarze Fahnen« gegeben (Verlag von Carl Konegen in Wien und Leipzig; mit reichhaltigem Bilderanhang). Also ein »Künstlertotentanz«, aber doch voller Leben, Wärme, Mitempfinden und Liebe, ohne schulmäßige Theorien, ohne starre Vorurteile und erkältende Lehrhaftigkeit. »Der offene Kunstsinn«, hat Grillparzer gesagt, »kennt keine Gattungen, sondern nur Individuen.« Dieses Bekenntnis stellt Roeßler seiner Sammlung voraus, und danach handelt er: vom Menschen, von der lebendigen Gesamterscheinung der schöpferischen Persönlichkeit geht er aus, auf sie bezieht er alles, in ihr sucht, erforscht, erkennt er den Humus, aus dem die Gebilde ihrer Kunst hervorkeimen. So entwirft er, meistens mit Lust und Freude, oft in Trauer, immer mit innerer Teilnahme, die Lebensbilder von mehr als sechzig neueren Künstlern und Künstlerinnen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, England, Frankreich, Schweden und andern europäischen Ländern. Manchmal sind es nur Schattenrisse, manchmal impressionistische Augenblicksbilder, in den meisten Fällen aber liebevoll ausgeführte, lebhaft kolorierte Gemälde, die in gutem Sinne expressionistisch heißen dürfen, weil sie aus dem Herzen, der Seele, der inneren Schaukraft kommen. Was ihnen allen aber den eigentümlichen Wert gibt, das ist die Einstellung auf das Wesentliche, das Bleibende und Dauernde, der Gedanke an das »Ewige« (im bescheidenen Menschheitssinn), wie er erst auf der Schwelle des Todes erscheint und still und gelassen seinen Maßstab aufrichtet. Daher auch die schöne, ruhige Gerechtigkeit in all diesen Aufsätzen, daher auch die Ehrfurcht vor den so verschiedenartigen Gesetzen des Schaffens, wie sie im Künstler walten, daher die Bereitwilligkeit der Hingabe an ihr Wollen und Schicksal. F. D.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Die neue Spielzeit — Hugo von Hofmannsthal: »Der Unsterbliche« — Max Brod: »Klarissas halbes Herz« — Hugo Wolfgang Philipp: »Der Clown Gottes« — Fred Robs: »Mein Vetter Eduard« — Friedrich Maximilian Klinger: »Die Zwillinge« — Hermann Essig: »Der Überteufel« — Märchen-, Sagen-, Landschafts- und Volksspiele — Hermann Sudermanns Dramatische Werke

Unter dunklerem Himmel als in diesem Herbst 1923 ist wohl noch keine Spielzeit deutscher Theater eröffnet worden. Die Berliner Bühnenleiter haben eine Art Notruf an die Öffentlichkeit erlassen, worin sie auf die stetig steigenden Unkosten — Gagen, Löhne, Steuern, Materialaufwand — und die stetig fallende Besucherzahl hinweisen. Den Theatern in andern deutschen Großstädten wird es nicht besser gehen, und die unsrer Mittel- und Kleinstädte haben gewiß erst recht ihre Sorgen, Sorgen, an denen neben den Schauspielern bald auch die deutschen Dramatiker werden teilnehmen müssen. Einen freilich gibt es, der — zunächst wenigstens — aus dieser Trübung des Theaterhimmels Profit zieht: das ist der Schwank- und Lustspieldichter. Seinen leichten und lustigen Erzeugnissen traut man am ehesten die Macht zu, die Depression zu verscheuchen, also vor, auf und hinter der Bühne gut Wetter zu machen, etwa nach der in gewissen Gegenden beliebten Methode des Glockenläutens oder Böllerschießens. Seit unsre Gegenwart so düster geworden ist, war das Verlangen nach dem zerstreuenden und aufheiternden Lustspiel schon immer groß; jetzt, wo die Wolken sich tiefer und tiefer auf die Theaterhäuser herabsenken, ist es zum Notschrei geworden.

Daher die widersinnige Erscheinung, daß der trübseligste Saisonbeginn die lustigsten Vorposten aussendet, die je eine Spielzeit eingeleitet haben. Ein kleines Dutzend dramatischer Neuheiten zählen wir bisher an den Berliner Bühnen; davon sind mehr als drei Viertel Lustspiele, Komödien oder Schwänke. Und selbst unsre ernstesten und gewichtigsten Dramatiker beteiligen sich an dieser Lustigmacherei, von der Kranke und Ärzte allein die Heilung des Übels erwarten. So hat uns **Hugo von Hofmannsthal** aus der Welt des österreichischen Landadels, dessen unzerstörbare Heiterkeit die Nachwehen des Krieges am frühesten überwunden zu haben scheint, sein neues Lustspiel »**Der Unbestechliche**« geschickt. Er liebt solche allgemeinen Charakteretiketten für die Kinder seiner heiteren Muse. Vor drei Jahren war's ein junger Wiener Aristokrat, den er als Typus des »Schwierigen« vorführte; diesmal ist's ein Diener, ein Ideal von Diener, den er uns als Muster und Meister der Unbestechlichkeit auftischt. Und er verdient es, dieser Herr Theodor, zum Helden eines Lustspiels erkoren zu werden: williger als nach der Pfeife dieses obersten der Domestiken haben die Herren und Damen einer Komödie selten getanzt. Don Juan hat seinen Leporello als getreuen Helfer bei allen Liebeshändeln, der junge Baron Jaromir, der auch als jungverheirateter Ehemann und Vater eines allerliebsten Söhnchens noch von seinen Junggesellenfreuden nicht lassen kann, hat — das gerade Gegenteil jenes immer Gefälligen — seinen Theodor. Der komplimentiert die beiden keck und frech ins Schloß geladenen Liebchen mit Anstand hinaus und erteilt dabei allen drei Sündern eine so gründliche Sittlichkeitslektion, daß sie wie begossene Pudel reumütig zu Vernunft und Pflicht zurückkehren. Seit Beaumarchais' Tagen hat es auf der Bühne keinen Diener gegeben, der so sehr Held und Herr der Situation, ja Triumphator des Gemüts und der Moral gewesen wäre wie dieser wackere Bursche, dem es in wenigen Stunden gelingt, die Luft auf dem Schlosse von allen üblen Liebesdünsten zu säubern. Dabei schadet es seiner Ehre und seinem Ansehen gar nichts, daß er bei solcher Entseuchungsarbeit Zeit und Gelegenheit findet, sein eignes Schäfchen ins Trockene zu bringen, d. h. mit Jungfer Milli, einer alten Liebe von ihm, just da sein Schäferstündchen zu feiern, wo eigentlich der junge Herr Baron für sich und eine seiner zärtlichen Besucherinnen alles zum nächtlichen Stelldichein vorbereitet hatte. Denn in der Liebe, sagt Theodor, werden alle Sünden vergeben, wenn du nur mit ganzer Seele und voller Verantwortung dabei bist. Drum weg mit den galanten Amouren der Herrschaft und Platz für die derbe, ehrliche Liebe zwischen Figaro und Susanne, Theodor und Milli! Ja, man denkt nicht nur an den Don Juan, man denkt auch ein wenig an Figaros Hochzeit, denn in dem Dialog dieses fünfaktigen Lustspiels schwingt Mozartische Musik, und mehr noch als in dem »Schwierigen« von 1920 macht hier der Ton die Musik, die leichte, über alle Tiefen und Klippen hinweghüpfende Musik der österreichischen Lebemannsgrazie, der man schwer böse sein kann. Dabei ist dies eigentlich gar kein Stück, sondern nur eine Rolle, und wehe der Bühne, die für den Theodor nicht den richtigen Darsteller hat! Im Berliner Lessingtheater spielt ihn, wie auch schon in Wien bei der Uraufführung im Frühjahr, **Max Pallenberg**, und Rolle und Darsteller wuchsen so ineinander, daß man versucht ist, den Namen des Schau-

spielers, eines Humoristen ersten Ranges, unmittelbar neben den des Dichters zu setzen.

Wie hier, so wurde noch einem andern österreichischen Stück der Erfolg von österreichischer Darstellungskunst erspielt, die freilich auch, wie die Pallenbergs, erst in Berlin Siegel und Stempel empfangen hat. **Leopoldine Konstantin** war es, die im Kleinen Theater das leichte Ding von Lustspiel, das der sonst so ernste **Max Brod**, der Prager Dichter des Kepler-Romans »Tycho Brahes Weg zu Gott«, »**Klarissas halbes Herz**« nennt, auf ihre leichten Schwingen nahm. Eine große Tragödin, eine hinreißende Iphigenie-, Phädra- und Medea-Darstellerin, deren ganze Leidenschaft das Spiel, auch das Spiel mit der Liebe und den Männerherzen ist, wirft doch stets nur ihr halbes Herz in die Glut; die andre Hälfte bleibt daheim, bei ihrem braven, zärtlichen und gütigen Mann, der noch immer ganz berauscht von ihr ist und vor ihren verliebten Abenteuern die Augen schließt. Klarissas neueste Verzückung gilt einem jungen, halbflüggen Spielleiter einer Provinzbühne, einem herzlich unbedeutenden Bürschchen, in das sie ihre eigne Ekstase, ihr eignes Feuer, ihren eignen Sturm erst hineingetragen oder hineinphantasiert hat — ein, *ihr* halbes Herz genügt für dergleichen vollkommen. Aber dem Regisseurchen, das selbst noch die Eierschalen der Gutbürgerlichkeit nicht ganz abgestreift hat, ist aus der Vaterstadt das blonde Bürgermeistertöchterlein nachgereist, und hier — das merkt die Diva bald zu ihrer Beschämung — ist ein *ganzes* Herz auf Gedeih und Verderb im Spiel. Da tobt sie wohl noch einmal ihren heißblütigen Künstler- und Heroinenzorn aus, dann aber räumt sie dem Pärchen das Feld, ebnet sie ihm sogar den Weg zum Glück. Mit diesem Opfer ihres Ichs glaubt nun freilich auch sie selbst für immer fertig zu sein mit Theater, Kunst und Verführungsspiel: aus der beifall- und liebestrunkenen Schauspielerin, so will uns der letzte Akt glauben machen, ist eine brave Hausfrau und Gutsherrin geworden, die statt an Schminke und Lorbeer nur noch an dänische Butter und künstlichen Dünger denkt. Aber die Wandlung hält nicht lange an. Ein neuer junger Liebhaber, eine kecke, verwegene Eroberernatur, fällt Klarissa zu Füßen, da wacht die Schlafende wieder auf, und mit der flammenden Lust des »halben Herzens« ist auch die ganze Leidenschaft des Spiels wieder da, um sich von neuem in die Waberlohe des Theaters zu stürzen, wo allein ihr ganzes Herz zu Hause ist ... Es klingen zuweilen ernste und schmerzliche Töne in diesem Stücke auf, Bitternisse des Künstlertums, das sich die Brust aufreißen und sein Bestes, Letztes, Innerstes dahingeben muß, während sich die Bürgerlichen mit halben Gefühlen und halben Opfern durchs Leben schlagen. Die eigentliche Melodie ist aber doch aus Heiterkeit und lächelnder Ironie gewoben um ein Frauen- und Menschenherz, dem Spiel und Ernst dasselbe sind, das aus den Kinderschuhen nie herauskommt. »Wenn man mit den Augen zwinkert, gibt es keine Probleme mehr«: so drückt eine der leichten Personen des leichten Spiels ihre Weltanschauung aus. So scheint auch der Dichter selbst dies Stück geschrieben zu haben: zwinkernden Auges, blind gegen alle Tragik, gefeit gegen jede Problematik, aber auch in dieser Schalksmaske noch ein Mann von Humor, mit einem Anflug von feinerer Menschenkenntnis und sinniger Lebensweisheit.

Das Theater in der Königgrätzer Straße scheint sich zur Spezialitätenbühne für groteske Phantastik machen zu wollen. Nach den Dramatisierungen aus E. T. A. Hoffmanns romantischer Spuk- und Wunderwelt die in groteske Tierfiguren gekleidete Satire »Aus dem Leben der Insekten« der Brüder Czapek und jetzt »**Der Clown Gottes**«, eine »groteske Tragödie aus dem Jahre 1919« von **Hugo Wolfgang Philipp**. Ein hochtrabender Titel für eine am Staube klebende Hanswurstiade, die sich ein bißchen Zeitsatire auf die Backen geschminkt hat. Ein junger Maler, genannt Aloisius Wolkenwind, von Schulden bedrückt, vom Hauswirt bedrängt, bringt sich, nachdem er weidlich auf das Revolutionsfieber und das Schiebertum geschimpft hat, scheinbar ums Leben, indem er mit einem echten Selbstmörder die Papiere tauscht, und steht dann als Hieronymus Siebenkäs zu neuem gereinigtem Dasein wieder auf. Nun aber muß er erleben, daß seine bisher verachteten Gemälde vom Staat, in Person des banausenhaften Großmauls von Kultusminister, zu Millionenpreisen angekauft werden und daß ein Krösus von Onkel ihn zum Erben einsetzt, was aber alles nicht mehr ihm, Aloisius Wolkenwind, der sich ja von der Liste der Lebenden gestrichen hat, sondern seinem aus Hohn und Rache zum Nachlaßverweser erkorenen Hauswirt zufällt. Beim Bemühen, sich wieder in den rechtmäßigen Erben zurückzuverwandeln, kommt Aloisius-Hieronymus mit Polizei und Gerichten in Konflikt, wird, als Mörder verdächtigt, ins Kittchen gesperrt und dem Scharfrichter ausgeliefert. Erwünschte Gelegenheit für den Verfasser, seinen Witz am Staate, an den Behörden, an der Justiz zu wetzen und endlich, als er vor dem Richtblock auch mit dem Entsetzen Scherz getrieben hat und aus der Sackgasse seiner eignen Wirrnisse nicht mehr herauszufinden weiß, mit einem Saltomortale vom Theater in den Zuschauerraum zu flüchten: »Was wollt ihr denn von mir,« ruft der Held, »ich bin ja weder der Aloisius Wolkenwind noch der Hieronymus Siebenkäs, ich bin der Schau-



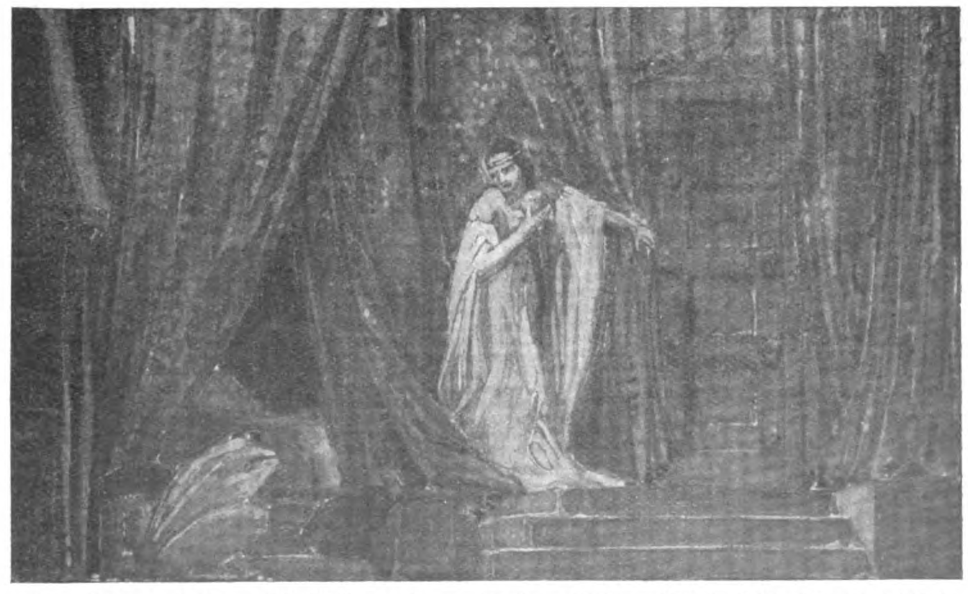
Walter Corde: Damenbildnis



Szenenbild von Johanna M. Wischnewsky aus Karl von Felners Märchenspiel »Der Froschkönig«
1. Bild (Württembergische Volksbühne)

spieler Hans Herrmann vom Königgrätzer Theater, rutscht mir alle den Buckel herunter!« Das nennt sich nun eine groteske Tragödie und erhebt den Anspruch, phantastisch-satirisch in einer »tragikomischen Passion« das Leben der freilich manchmal ganz nach einer Clownerie des Dummen August aussehenden Gegenwart widerzuspiegeln! Neben dem phrasengeschwellten, mit bizarren Verschrobenheiten à la Grabbe ausgestopften Maler ein paar Simplizissimus-Karikaturen — das ist der ganze Gewinn dieser nach der Zahl der Musen bemessenen Bilder, denen auch Krehans phantasievolle Bühnenausstattung keinen Stil aufzuprägen wußte.

Von hier zu dem tollen Verkleidungs- und Verwechslungsschwank »Mein Vetter Edu-



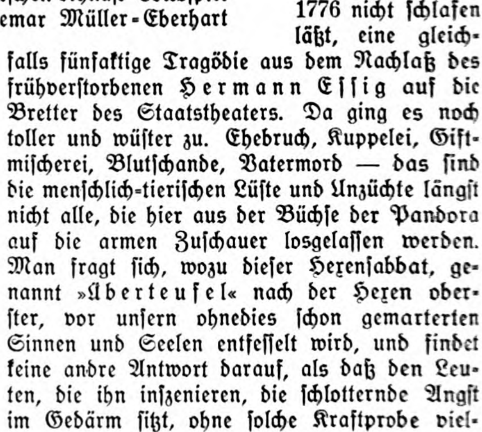
Szenenbild von Johanna M. Wischnewsky aus Karl von Felners Märchenspiel »Der Froschkönig«
3. Bild (Württembergische Volksbühne)

ard« von **Fred Robs** im Komödienhaus ist nur ein Schritt. Vetter Eduard erscheint als Onkel Jonathan aus Amerika, und der falsche Jonathan verwandelt sich in den richtigen Onkel Jonathan, und der richtige Onkel Jonathan ist wieder der Vetter Eduard, und dann ist da noch ein Onkel Hannibal, dem die Frau und die Traupapiere verwechselt werden, und eine Braut, die gegen eine andre ausgewechselt wird, und ein eifersüchtiger Generaldirektor, der, um seine Frau vor Verwechslungen mit dem Ehegatten zu behüten, während einer Reise den Vetter oder Neffen als Onkel-Guardian bestellt, und ein Diener, der von zwei Anstaltswärtern mit einem Tobsüchtigen verwechselt und demgemäß behandelt wird, und eine kleine blankäugige Privatsekretärin, die schließlich mit dem Manne ihres Herzens die Ringe wechselt. Vielleicht hat Schopenhauer diesen Schwank — übrigens ein echtes, rechtes Schauspielerstück, da Verfasser und Hauptdarsteller eine Person sind — schon vorausgeahnt, als er den Wechsel für das allein Beständige erklärte. Das Versöhnende an den gut gespielten drei Akten ist ihre Reinlichkeit, eine Tugend, die sonst bei unsern Schwänken nicht gerade zum Beständigen gehört.



Szenenbild aus dem Deutschen Kynast-Volksspiel »Kunigunde« von Waldemar Müller-Eberhart

Wir alle wissen oder erinnern uns aus früheren besseren Tagen, wie heilsam beizeiten ein herzhaftes Lachen ist. Michael Lindener, ein gekrönter Poet des lustigen 16. Jahrhunderts, hat auf die Arzneikraft der »liebenswürdigen Torheit« einen begeisterten Lobgesang angestimmt. Guter Mut, sagt er in seinen »Katzipori«, ist ein halber Leib und macht ein grünendes Alter. Da nun aber die Melankolia durch die Ärzte verboten wird, da sie ein schwer Geblüt und traurigen Geist und greuliches Gesicht macht, so sind zu solchem fröhlichen Mut gute Geschichten und kurzweilige Schwänke dienlich, welche, wie Hippokrates schreibt, die Leber erfrischen und das Geblüt erquicken, worauf ein Tränklein aus einem weißen venedischen Glas, da ein Maß roten oder weißen Weines eingehet, wohl und natürlich schmecket ... Nur zu bald aber mischt sich in solchen Heiterkeitswein der Tropfen Wermut oder Galle, der alle Süßigkeit in eitel Bitterkeit verkehrt. So ging es auch mit dem Berliner Spielplan des Septembers. Da sah sich zunächst das Renaissancetheater, wohl seinem historischen Namen zuliebe, gemüßigt, ein verstaubtes Drama aus dem »Sturm und Drang« des 18. Jahrhunderts auszugraben: **Friedrich Maximilian Klingers** »Zwillinge«, einen preisgekrönten tragischen Fünfakter mit Bruder- und Sohnesmord, der in Inhalt und Sprache all die genialischen Kraftflegeleien der dramatischen Literaturrevolution in sich versammelt, ohne uns doch irgendwo von seiner Dichterkraft überzeugen zu können. Und dann zerrte in einer Sonntagmittagvorstellung die »Junge Bühne«, die der Literaturruhm der Originalgenies von 1776 nicht schlafen läßt, eine gleichfalls fünfaktige Tragödie aus dem Nachlaß des frühverstorbenen **Hermann Essig** auf die Bretter des Staatstheaters. Da ging es noch toller und wüster zu. Ehebruch, Kuppelei, Giftmischerei, Blutschande, Vatermord — das sind die menschlich-tierischen Lüste und Unzüchte längst nicht alle, die hier aus der Büchse der Pandora auf die armen Zuschauer losgelassen werden.



Man fragt sich, wozu dieser Hexensabbat, genannt »**Überteufel**« nach der Hexen oberster, vor unsern ohnedies schon gemarterten Sinnen und Seelen entfesselt wird, und findet keine andre Antwort darauf, als daß den Leuten, die ihn inszenieren, die schlotternde Angst im Gedärm sitzt, ohne solche Kraftprobe viel-

leicht eines Tags als zurückgeblieben erachtet zu werden und unter die Räder der dahinrasenden Zeit zu geraten. Deshalb rasen sie ihr keuchend voraus, deshalb spielen sie die Neusten, die sich »grenzenlos erdreusten.«

Je spröder sich die großstädtischen Gesellschaftstheater — gezwungen teilweise durch den internationalen Geschmack ihrer Besucher — gegen dramatische Stoffe aus unserm heimischen Märchen- und Sagenkreise verhalten, desto freudiger und erfolgreicher nehmen sich zum Glück unsre Naturtheater, soweit sie die Ungunst der Zeit überstanden haben, und unsre Gemeinschafts-, Volks- und Jugendbühnen dieser Stoffe an. So haben die deutschen Legenden- und Märchenspiele von Karl von Felner, Bühnendichtungen, die bei aller Einfachheit des dramatischen und technischen Aufbaues die teils phantasievoll bunte, teils tiefsinnige Poesie der alten Vorlagen zu bewahren wissen (gesammelt erschienen im Verlag des Bühnenvolksbundes in Frankfurt a. M.), neuerdings auf der Württembergischen Volksbühne in Stuttgart (Dir. Barth) besonders verständnisvolle Pflege gefunden. Namentlich war es das Märchenspiel »Froschkönig« mit Paul Georg Henn in der Titelrolle und Edith Balcke als jüngste Königstochter, das dort zu schöner Wirkung und andauerndem Erfolg kam. Im alten Burggemäuer des Kynast siedelte sich das Deutsche Kynast-Volksspiel »Kunigunde« von Waldemar Müller-Eberhart an, und hier, in dieser »Begebenheit« aus dem 13. Jahrhundert, waren es neben den eingelegten altdeutschen Gesängen und Reigen namentlich die malerischen, um den darstellerischen Mittelpunkt der Kunigunde (Frl. Inge Eberhart) gruppierten Szenenbilder, die den Schauplatz dieses Spiels nun schon zum viertenmal für die Besucher des Riesengebirges zum »Sommersammelpunkt im deutschen Land« machten.



Inge Eberhart als Kunigunde in dem Deutschen Kynast-Volksspiel

Die Cottaische Verlagsbuchhandlung in Stuttgart bringt Hermann Sudermanns Dramatische Werke in einer sechsbändigen Gesamtausgabe heraus — in einem Augenblick, wo sich die Bühne diesem Dramatiker fast ganz verschließt, wo auch, nach dem matten Widerhall seiner jüngsten Bühnenwerke, dieser Mahn- und Weckrufe an die unmittelbare Gegenwart, nicht zu erwarten ist, daß ihre Sprödigkeit sich so bald erweichen wird. Aber es wäre nicht das erstemal, daß dramatische Werke gerade dann vom Buch aus durch die Gemüter der Lesenden einem neuen Leben entgegengehen, wenn die Bühne ihrer überdrüssig geworden zu sein scheint. Und Sudermanns Dramen sind, trotz ihrer theatralischen Mache, was sie bisher zu sein verschmähen durften: auch Lesedramen. Dafür sorgt schon die Fülle, Farbigkeit und Beweglichkeit ihrer Handlung, die einem Roman nichts nachgibt und sich durchaus im Dialog ausdrückt. Woher sonst auch die hohe Auflage all der Cottaischen Einzelausgaben? Hier, in der Gesamtausgabe hat man nun das vollständige dramatische Werk beisammen: von der »Ehre«, dem großen Sensationsstück des Jahres 1889, bis zu dem erst kürzlich in Königsberg aufgeführten vaterländischen Schauspiel »Wie die Träumenden«. (Ps. 26: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden sie sein wie die Träumenden). Hier ist die Tragödie der Heimkehrer zu gestalten versucht, und die lebensvolle Handlung zeugt noch immer von der erfahrungsreichen Welt- und Menschenkunde und dem fabelhaften technischen Geschick des Verfassers.

Literarische Rundschau

Aug. Lud. Friedr. Schaumann: Kreuz- und Querzüge — Ernst Heilborn: Die gute Stube — Agnes Günther: Die Heilige und ihr Narr in 100. Auflage und »Von der Hexe, die eine Heilige war« — Karl-Gerd Briese: Die Befreiung vom Erbe — Adolf Hengeler: Phantasien — Verschiedenes

Den »Roman der deutsch-englischen Legion« nennt Fedor von Zobeltitz in seiner Einführung die Kreuz- und Querzüge von August Ludolf Friedrich Schaumann, ein zweibändiges Erinnerungsbuch, das aus den neun Bänden eigenhändig niedergeschriebener, von der Familie treu behüteter Memoiren des Großvaters von seinem Enkel Conrad von Holleufer erst vor kurzem herausgegeben worden ist (Leipzig, F. A. Brockhaus). Das trifft den Kern und die Form dieser aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammenden Aufzeichnungen des Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten, denn auf den Kriegsbahnen des 1803 begründeten »Kings German-Regiments« hat Schaumann namentlich während der französisch-spanisch-portugiesischen Kämpfe von 1807 bis 1814 seine wichtigsten und fesselndsten militärischen Erlebnisse geerntet; aber es erschöpft nicht im entferntesten den Inhalt der beiden Bände und sagt wenig oder nichts über seinen kulturgeschichtlichen Wert. Schon aus seinen Knabenjahren gibt Schaumann, der Sohn des Justizrats und »Hof- und Pfalzgrafen« Schaumann in Hannover, scharfe Sitten- und Gesellschaftsschilderungen aus dem damals mit England vereinigten Lande. Und das bleibt ihm auf all seinen abenteuerreichen Fahrten: er weiß mit erstaunlicher Frische das Leben immer da zu packen, wo es sein markantes Gesicht hervorkehrt und sich in seinen charakteristischen Erscheinungen zeigt. So auf der Militärschule, so an der holländischen Grenze im Feldzug gegen die französischen Revolutionsarmeen, auf den Märschen, im Biwak, im Quartier, in Liebesscharmützeln mit holländischen Meisjes, unter Hunger und Entbehrung, im Überfluß und bei tollen Streichen. Dann muß sich Schaumann für eine Weile dazu bequemen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen und »Posthengst« zu werden. Aber schon 1808 kann er sich als Kriegskommissar mit der hannoversch-englischen Legion nach Spanien einschiffen. Sieben Jahre durchzog er nun die Peninsula kreuz und quer, um für das Wohl und die Bedürfnisse der Truppen zu sorgen. Es ist prächtig zu lesen, wie er dieses unstete Leben zu schildern und die Atmosphäre der napoleonischen Zeit auf die Blätter zu bannen versteht: Städte und Landschaften, das spanische Volk in all seinen Schattierungen, Soldatenleben, Kriegsgebräuche, Strapazen und Abenteuer, Schlachten (wie in der plastischen Schilderung des Tages von Talavera) und wiederum Tage oder Stunden, die durch kurzes Wohlleben für Entbehrungen entschädigen; auch Liebesabenteuer mit schönen Spanierinnen und derbe Scherze sind eingeflochten. So geht es weiter, bis Schaumann sich in Hannover als »Generalkommissar im Ruhestand« niederläßt († 1840). Dort schrieb er nach Tagebüchern seine Erlebnisse mit schön verschnörkelter Schrift in dickleibige Bände und tuschte köstlich naive Bilder dazu, Landschaften, Schlacht- und Genrebilder und Karikaturen. 31 dieser Aquarelle sind, originalgetreu wiedergegeben, in den Text eingeklebt. Sie gehören untrennbar zu dem Buch, ebenso wie der altertümliche Stil, das von Schaumann selbst gezeichnete Titelblatt und die Arabeskenumrahmungen und Kapitelüberschriften, und geben ihm auch äußerlich jene Echtheit der Zeit, durch die das Werk sich vor ähnlichen so reizvoll auszeichnet.

Die Geschichte der Berliner Salons, der literarischen oder musikalischen Gesellschaftszirkel, die so viel für die ästhetische Kultur Norddeutschlands getan haben, findet sich, wie das Insekt im Bernstein, eingeschlossen in die Geschichte der deutschen Literatur, besonders in die der Romantik. Zu verwundern, daß nicht schon längst jemand auf den Gedanken gekommen ist, das Flügeltierchen aus dem versteinerten Harz herauszulösen und durch geistigen Anhauch wieder zum Leben zu erwecken. Erst Adam Müller-Guttenbrunn verfiel darauf, als er — kurz vor seinem frühzeitigen Ende — vom Wiener Nicola-Verlag die Denkwürdigkeiten-Serie »Die gute alte Zeit« herauszugeben beauftragt wurde. Und er fand als Bearbeiter dieses Bandes den, der im heutigen Berlin nach Poppenbergs Tode vielleicht der einzig Berufene ist, das so geschmackvoll und stilgerecht zu besorgen, wie der Stoff es fordert: Ernst Heilborn, den Dichter der »Steilen Stufe« und der »Kupfernen Stadt«, einen Ästheten und Literaten, der verdient hätte, selbst noch als Zierde jener Salons an ihrem Teetisch zu sitzen. Der Ausdruck »Salon«, aus der eleganten Gesellschaft des vorrevolutionären Paris herübergenommen, will freilich in die bürgerliche Luft Berlins nicht recht passen, zumal wenn man die späteren literarisch-musikalischen Zirkel der Stadt mit hereinzieht, und so kommt Heilborn für sein Buch von der Berliner Geselligkeit des 19. Jahrhunderts zu dem ebenso hübschen wie schalkhaft ironischen und bodenwüchsigen Titel »Die gute Stube« (in den Wintermonaten wohl auch »Die kalte Pracht« genannt). Sie war, sagt er in seiner feingeschliffenen Art, die blaue Blume in dem mit Gemüse bis zum Rand gefüllten Marktkorb

der Berliner Hausfrau, und deutet damit zart ihre Herkunft aus dem Treibhaus der Romantik an. Ja, da war sie zu Hause, die ästhetische gute Stube, die Heilborn meint, und deren Gedächtnis er nun beschwört. Zunächst in einer Einleitung, die wohl zuweilen ein wenig auf den Draht des Aphorismus, des Bonmots und der Pointe gezogen ist, es aber mit den eingeborenen Stilmitteln des Stoffes fertigbringt, uns im Nu in die Atmosphäre dieser »guten Stuben« zu versetzen. Aus derb materiellen Anfängen satter Bürgerbehaglichkeit steht gegen Ende des 18. Jahrhunderts allmählich der »Geist« auf, zunächst in magerer rationalistischer Gestalt im Lesekränzchen der Berliner Aufklärungszeit, dann unter den Auspizien einer Henriette Herz, der »tragischen Muse«, wie der Berliner Volksmund sagte, einer Rahel Levin, späteren Frau von Varnhagen, der Priesterin des Berliner Goethekultus, und des Mendelssohnschen Hauses in der Leipziger Straße sich mehr und mehr vergeistigend und zu einer gesellschaftlichen Einrichtung festigend. Später fehlte es nicht an Rückschlägen ins derbe, gesunde Bürgertum, wie bei Frau Lina Duncker, Potsdamer Straße 20, oder an Ausschweifungen ins bohemehafte Dandytum, wie bei dem Junggesellen Lassalle, Bellevuestraße 13, aber bei Kuglers, Friedrichstraße 242, wo Frau Clara »in stiller Anmut« waltete, bei Frau v. Olfers in der Cantianstraße und endlich bei Rodenbergs, Margarethenstraße 1, hob sich das Niveau wieder ins feingeistig Gesellige, um dann im wilhelminischen Zeitalter jäh zu erlöschen. Aus all diesen Pflegestätten der Geistes- und Gesellschaftskultur gibt Heilborn nach Erinnerungsbüchern — und das macht den Hauptinhalt des mit 17 zeitgenössischen Bildtafeln aus dem Märkischen Museum geschmückten Buches aus — lebhaft gefärbte Schilderungen, die sich zu einem feingeschliffenen Sittenspiegel des Berliner Geisteslebens aus den letzten hundert Jahren zusammenfügen. Sittenspiegel und — Zauberspiegel, denn wenn man sich die Muße nimmt, länger in das Glas zu sehen, so schweben all die Männlein und Weiblein, die sich in den Berliner guten Stuben bewegten, leibhaftig daraus hervor, die Teemaschine summt, die Tassen klirren, und der Disput der Geister und Seelen beginnt.

Bucherfolge sind so unerklärlich wie die Elektrizität, wenn sie nicht gar ins Reich des Okkultismus gehören. All die Weisen, die den Schlüssel dazu gefunden zu haben glaubten, sind immer wieder zu Narren geworden. Im Frühling 1913 erschien Agnes Günthers Roman »Die Heilige und ihr Narr«, zwei dicke Bände, in einem Stil und einer Sprache, mit einer Welt- und Lebensauffassung, die man für eine Nachblüte der Spätromantik hätte halten dürfen, wenn sich damit nicht der Hauch einer mystischen Religiosität vermengt hätte, wie die Romantik sie nicht kannte, wie sie aber ein oder zwei Jahre vor dem Kriege schon stark umzugehen begann. Dennoch: ein Massenerfolg? Unmöglich! Da kam der Krieg, und der Roman wurde zu einem der gelesensten der nächsten sieben oder acht Jahre. Jetzt erscheint die hundertste Auflage, und der Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart hat diese Jubiläumsausgabe zu einem festlichen Schmuckstück des deutschen Büchermarktes gemacht: zwei starke Leinenbände mit Einband- und Titelzeichnung von Fr. Hinrichsen in Passau, in zweifarbigem (blau und schwarz) Offsetverfahren und auf feinstem holzfreiem Papier gedruckt, eine Zierde für jede, auch die erlesenste Bücherei.

Mit dem Hinweis auf die Macht der Gegensätzlichkeit, die bei diesem Erfolge zutage trat, des Gegensatzes zwischen der grausamen Wirklichkeit und der friedlichen Schönheitswelt des Märchens, ist da wenig erklärt. Bücher, die aus der wilden Brandung der Gegenwart auf eine stille Insel entflohen, wohin kein Hauch der aufgeregten Zeit zu dringen vermochte, erschienen neben der Kriegsliteratur auch damals übergenug. Mehr sagt zur Erklärung des rätselhaften Erfolges schon das Wort, das Goethe in einem ähnlichen Fall seiner Jugendzeit, beim Erscheinen der »Geschichte des Fräuleins von Sternheim« von Sophie von Laroche, gefunden hat: was da erscheine, sei kein Buch, sondern eine Menschenseele; und noch näher scheint ein tiefergriffener Leser, von dem im Vorwort der hundertsten Auflage die Rede ist, dem Geheimnis gekommen zu sein, wenn er sagte, ohne übrigens zu wissen, daß die Verfasserin beim Erscheinen des Werkes, ihres einzigen bis damals, nicht mehr unter den Lebenden weilte († 16. Februar 1911 als Gattin des Theologen Rudolf Günther in Marburg): »Es ist alles schon von der andern Seite her gesehen.« Denn das bestätigt jetzt auch Günther, der Herausgeber der hundertsten Auflage: diese Dichtung war das Vermächtnis einer Seele, die, schon zum Abschied gerüstet, noch einmal alles, was ihr in Gottes Wort begegnet war, an Hohem und Schlichtem, an heiligem Schmerz und seliger Freude, an Schicksal und Sehnsucht, mit ganzer Liebe umfaßte und in die Seele des Verstehenden überströmte, unbekümmert um die Zukunft ihres Werkes, aber ihrer Sendung gewiß. Und diese gänzlich unliterarische Absichtslosigkeit, diese Entrücktheit aus allem Literaturtreiben, diese Eingesponnenheit in sich selbst, dieses gelassene Wartenkönnen bis dicht an die Schwelle des Todes — das »Oratorium-Kapitel« ist erst auf dem Sterbebette niedergeschrieben worden —, diese Zweiweltlichkeit des Werkes, das dadurch

etwas vom Offenbarungscharakter bekommt — das ist es wohl, was ihm die begeisterte Liebe zumal der Frauen- und Mädchenwelt eingetragen hat und wovor auch heute noch die zünftige Kritik die Waffen strecken muß. Ach, was könnte man gegen diese »Geschichte von der Reinigung einer Seele«, gegen diesen phantastisch-märchenhaften Lebensgang der letzten Erbtochter des ahnenstolzen Brauneder Fürstengeschlechts nicht alles einwenden: die Empfindsamkeit, die Verschwommenheit der Charaktere, die Verstiegenheit der Weltanschauung, die Schönheitsverzückung, die Stimmungsschwelgerei, die Hergebrachtheit der romanhaften Handlungsmotive, die unklare Mystik, und doch: der Zauber läßt sich nicht wegleugnen, gerade weil ein gut Teil davon rätselhaft bleibt und allen Erklärungsversuchen trotzt.

Wie die Agave es nur zu einer Blüte bringt, so blieb »Die Heilige und ihr Narr« Agnes Günthers einzige Dichtung von Wert und Bedeutung. Was aus ihrem Nachlaß später noch ans Licht kam, ein Schauspiel »Die Hexe« und kleine Geschichten und Dialoge »Von der Hexe, die eine Heilige war«, dürftige Versuche, die im Roman absichtlich in dämmerhaftem Halbdunkel gehaltene Geschichte der Gisela selbständig zu behandeln (Marburg, Verlag der Christlichen Welt), wären besser im verborgenen geblieben. Nur mit der ehelichen Pietät gegen die früh Verstorbene, die auch ein edler, reiner und seelisch schöner Mensch gewesen sein muß, ist diese Veröffentlichung zu entschuldigen, nur die Pietät ihrer vielen Verehrerinnen mag auch dies von poetischen, aber recht ungleichartigen Scherenschnitten Tilla Ebhardts begleitete Büchlein im Reliquienschrein dankbarer Erinnerung bergen.

Klaus Heinrich, Thomas Manns »Königliche Hoheit«, hat ein Brüderchen bekommen. Es heißt Konradin und ist Erbprinz des Herzogtums — ja, das Land und die Dynastie werden nicht genannt, aber man darf annehmen, daß sie in Norddeutschland zu suchen sind, ein kleines Jahrzehnt vor der Revolution. Der uns diesen Lebensweg eines Fürsten schildert, heißt Karl-Gerd Briese, und sein Roman nennt sich »Die Befreiung vom Erbe« (Leipzig, F. W. Grunow), weil der junge, kurz vor dem Kriege zur Regierung kommende Held nach langer leerer, zielloser Wanderung durch öde, erkältende und lähmende Überkommenheiten erst in dem Augenblick zu seinem Ich und Selbst gelangt, wo der Purpurmantel von ihm fällt und er nach eignem Willen seinen Weg gehen darf. Es ist eine menschlich sympathische, für ein Erstlingswerk auch schriftstellerisch erfreulich reife und abgeklärte Arbeit, die uns hier begegnet. Anfangs, solange man ihr noch nicht ins innere Gehäuse sieht, ermüden die umständlichen Schilderungen der Tagesläufe so eines zur Untätigkeit verdammten Prinzleins wohl ein wenig, aber schon mit der Freundschaft zu seinem Erzieher Joachim von Hellingrode tritt ein bewegendes und belebendes Moment in dieses Schattendasein. Hellingrode, der erste »Mensch« unter all den Larven des Hofes, geleitet den Prinzen durch die erweckte Teilnahme an seinem, des Freundes, schließlich in einer großen, starken Liebesleidenschaft gipfelnden Erleben und durch die Beseelung und Durchgeistigung seiner eignen Tage hinüber in die andre Welt, die ihm sonst, gleich so vielen andern seines Standes, verschlossen geblieben wäre. Dieses allmähliche Aufblühen einer schon im Keime welken Pflanze ist von eigentümlichem Reiz, gerade durch die leise Müdigkeit, die immer noch — bis zuletzt — darüber gebreitet bleibt. Die innere Tragik dieses Fürstenschicksals kennt keine gewaltigen Erregungen, kaum ein paar flüchtige Gefühlsaufwallungen, aber gerade deshalb ist es typisch, gerade deshalb ergreift es den Leser von heute, der in dem dröhnenden Umsturz kaum Zeit und Muße gefunden hat, dem Geschick der Gestürzten und Entthronten mit menschlicher Teilnahme nachzudenken. Fürst sein hieß in den meisten Fällen tatenlos und einsam sein, hieß Opfer bringen, sich selbst verleugnen, sich in tausend törichte, aber unvermeidliche Fesseln fügen, und deshalb war die erzwungene Thronentsagung für die tieferen unter den Kronenträgern mehr eine Befreiung als eine Strafe. Viele von ihnen sind einsam durchs Leben, in die Verbannung oder auch in den Tod gegangen. Glücklich der, dem sich eine Freundeshand bot wie diesem Konradin — wenn er dann auch, als er den Freund um seiner Fürstenpflicht willen opfern mußte, um so tiefer ins Herz getroffen wurde. Das eine, das Entscheidende und Erlösende, bleibt: durch ihn zum Leben und durchs Leben zum Ich, zum neuen tätigen und würdigen Dasein, nach der Befreiung von der Macht des Erbes.

Armselig der Maler, der sich ganz und restlos in seinen fertigen Gemälden ausgibt! Wer sich als schöpferisches Genie fühlen darf, wird vieles für sich zurückbehalten, nicht nur in Studien und Skizzen, die das vollendete Werk vorbereiten oder nur einen Teil von ihm geben, nein, auch in selbständigen Nebenwerken, die den Spieltrieb des Künstlers befriedigen und alles das in sich aufnehmen, was in bald heiteren, bald düsteren Gesichten »durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht«. Vieles, das meiste davon bleibt für immer im Verborgenen oder erschließt sich nur wenigen vertrauten Freunden des Schöpfers. Aber auch einem fremden Besucher, wenn er inneres Verständnis

für die Wesensart des Künstlers, seine Launen, Schrullen und Heimlichkeiten bekundet, und wenn sich das Vertrauen des Meisters ihm zuneigt, mag wohl in glücklichen Stunden diese oder jene Mappe, dieser oder jener Schrank, sonst unter sorgsamem Verschluß gehalten, seine heimlichen Wunder zeigen. Ich könnte, aus einem durch fünfundzwanzig Jahre gepflogenen Umgang mit Künstlern, von mancher solcher Stunden erzählen, wenn nicht meistens etwas dabei gewesen wäre, auf das sich aus irgendeinem Grunde das Siegel des Schweigens legt. Sei es, daß der Künstler selbst, der doch schließlich das entscheidende Wort darüber zu sprechen hat, diese Dinge als »Allotria« bezeichnete, sei es, daß seine eigentliche und entscheidende Entwicklung Wege gegangen ist, die davon wegführen zu Zielen, für die jene Steine und Steinchen nur noch »Schutt der Werkstatt« sind. Dennoch hat sich mir oft der Klageseufzer entrungen: Wo bleibt das einmal alles? Und sind wir wirklich so reich, ist es zu verantworten, daß es wie Spreu in alle Winde zerstiebt, wenn es einmal »Nachlaß« wird und wahllos der Zerstreuung anheimfällt? Dann seufzte der Künstler, bei aller zur Schau getragenen Unbekümmertheit, manchmal doch ein wenig mit, und wenn er die Mappen zuklappte, den Schlüssel abzog, geschah es wohl mit Worten des Bedauerns: Ja, wer will das Zeug drucken, wer es herausgeben! 's ist ja nur Graphik!

»Nur Graphik!« Sagt das heute wirklich noch jemand? Die letzten Jahrzehnte, auch die Kriegsjahre nicht ausgenommen, haben uns die Augen über den Wert der zeichnenden Künste geöffnet: wir wissen heute, daß in diesen früher verachteten Blättern die künstlerische Persönlichkeit am unverfälschtesten zu finden ist, daß sich hier nicht nur die Hand, nein oft auch die Seele am reinsten offenbart. Nach der Orchestermusik der großen, repräsentativen Werke haben wir die Kammermusik der Zeichnungen schätzen gelernt, und schon manchem mutigen Kunstverlage hat es sich seitdem gelohnt, daß er in die heimlichen Schatzkammern hinabgestiegen ist und die »sekretierten« Blätter aus dem Dunkel ans Licht gebracht hat.

Auch dem Musarion-Verlag in München wird es die kunstliebende Öffentlichkeit danken, daß er sich das Vertrauen Adolf Hengelers zu einer Sammlung und Vervielfältigung der Handzeichnungen dieses weltbekannten Münchner Malers erworben hat (»Phantasien«). Denn mit diesen 110 Blättern, hätten sie ihr Verlies im Atelier nicht gesprengt, wäre uns eine wichtige, vielleicht die reizvollste, jedenfalls die intimste Seite seiner Kunst vorenthalten geblieben. Man kennt Hengeler zur Genüge als Illustrator: wie er lange Jahre hindurch für die »Fliegenden Blätter«, neben Oberländer und Harburger, seinen Witz und Humor, seine Laune und seine Phantasie hat spielen lassen, in poetisch-idyllischen Erfindungen, die selten eines Begleitwortes bedürfen, um uns zum Lachen, häufiger noch zum Schmunzeln und Lächeln zu bringen, wenn sie etwa das kleine Getier des Feldes und Waldes in menschliche Verkleidungen und Verrichtungen steckten, Störche auffliegen ließen, die ein kleines drolliges Städtchen statt mit Buben und Mädeln mit appetitlichen Spanferkeln beglückten, die Dackel zu Zeugen des Jägerlateins ihrer renommierenden Herren machten oder die neue Renaissance der achtziger Jahre in protzigen Rittergeschichten verspotteten. Man kennt ihn auch als Maler: wie er seine wohlgenährten Putten auf saftiger Wiese um die Madonna tanzen, aber auch die keusche Susanna von einem pausbäckigen Engelein aus dem Bade geleiten läßt, wie da ein zärtliches Pärchen unter der goldenen Abendsonne träumt und ein sehnendes Mädchen über die Mauer ins weite, weite Land hinausschaut, wie er — ein verjüngter Spitzweg — den fett und bequem gewordenen Maler vor seiner Staffelei einnicken läßt, wie er fränkische und oberbayrische Landschaften mit bald sanftem, bald dramatischem Wolkenflug malt, trauliche Fensterecken festhält und ein vom Himmel herabgestiegenes Nackebeichen im Frühlingswind zum Sämann goldener Fruchtkörner macht. Und wer den Maler Hengeler dann liebevoll weiter verfolgt hat, weiß auch, daß er sich von Pieter Breughel, dem Meister der Sprichwörter, und Hieronymus Bosch, dem Virtuosen der Groteske, zu gar phantastischen Schöpfungen anregen ließ, seltsamen Wesen, die zwischen Tier und Menschen mitteninne stehen, zu allegorischen und symbolischen Gebilden, die ihr eignes Leben leben und sich weder um die Gesetze des Schwerpunkts noch die des Gleichgewichts kümmern.

Das alles wirkt fort in der neuen Graphik, die ihm dann so um das Jahr 1910 aufging. In einer malerischen Graphik, die in sich selber ruht, in sich selber selig ist und nicht mehr als Hilfswerk für irgend etwas Dahinter- oder Darüberstehendes genommen sein will. »Malerisch« soll nicht farbig heißen — des Farbstiftes hat sich Hengeler auf diesen Blättern nur selten bedient —, malerisch bedeutet die Wirkung aufs Auge, die Erregung der Farbenempfindung, wie sie die Natur durch die Maße von Hell und Dunkel, das Spiel von Licht und Schatten hervorbringt. Doch wollen wir uns hüten, hier das Artistische, das bloß Könnerische gar so sehr zu betonen. Der Geist, die Phantasie, der Gehalt, sie herrschen, wie immer bei Hengeler, auch hier vor. Ja, es geht bei den meisten dieser Blätter, wie Georg Jac. Wolf in seiner Einleitung zu dem Musarion-Bande

richtig beobachtet hat, phantastischer, grotesker zu, als es sich selbst dieser an bunten Einfällen und absonderlichen Gesichten reiche Künstler in seinen Illustrationen und Gemälden erlaubt. Da sind Blätter, nicht größer als die Hand, auf denen tobt ein wahrer Hexensabbat spukhafter, gnomischer, unwirklicher Gestalten, und dann wieder Zeichnungen von hoher Schlichtheit des Gegenstandes: Lebensbeobachtungen, Alltagsdinge, biblische, Legenden- und märchenhafte Motive, kindlich schlicht und doch philosophisch tief, klar, durchsichtig, und doch voller Geheimnisse und durchklungen von einer Musik, wie der Wind sie in der Äolsharfe hervorbringt. Man muß sich ein paar ruhige Abendstunden für diesen Band suchen und ganz gemächlich in ihm spazierengehen; dann erst schließt er sich dem Auge, dem Herzen und dem Verstande auf, und die eigne Phantasie fängt an mit der des Künstlers um die Wette zu schweifen und zu schwärmen. Vergeblich, diese Blätter »erklären« zu wollen, ihr Zauber liegt nicht zuletzt in ihrer Vieldeutigkeit und Rätselhaftigkeit, die manchmal geradezu an die Scharade erinnert. Nüsse gibt es jedenfalls genug darin zu knacken.

Der Verlag hat alles getan, um diesem kostbaren Inhalt ein kostbares Gewand zu geben und die Vervielfältigungen, schwarzweiße Tief- und farbige Lichtdrucke eines besonders sorgsamen Verfahrens, den Originalen möglichst nahezubringen. Es gibt verschiedene Ausgaben des Bandes: drei Vorzugsausgaben (Nr. 1—25, Nr. 26—75 und Nr. 76—200), mit der Hand in Ganz- und Halbpergament gebunden, alle vom Künstler handschriftlich signiert, und eine einfache Ausgabe in handgebundenem Halbleinenband — welche man nach Geschmack und Mitteln auch wähle, sie wird ein Lustgarten des Auges und eine Zierde des Mappenschrankes sein. F. D.

Verschiedenes

Fritz Mielert ist heute unter unsern heimischen Reiseschriftstellern das, was einstmals Ludwig Steub und August Trinius waren: ein Poet mit wachen Augen nicht bloß für alle offenen und heimlichen Schönheiten der Landschaft, nein, auch für die baulichen, sozialen, volkswirtschaftlichen und gewerblichen Charaktererscheinungen eines Landes. Ich habe seine Arbeit seit Jahren verfolgt, und ich kann nicht leugnen, daß sie mir anfangs manchmal etwas handwerklich vorgekommen ist: mehr Photograph als Schriftsteller oder gar nachschaffender Dichter. Aber Mielert hat sich mit erstaunlicher Kraft und Konsequenz emporgearbeitet, in seiner künstlerischen Auffassung und seiner literarischen Schilderungsart. Das Beste, was seinem photographischen Apparat und seiner Feder, diesen beiden unzertrennlichen Gefährten, bisher gelungen ist, liegt in dem Buche »Das romantische Rheinland« vor (Bad Rothenfelde i. Teutob. Wald, Holzwarth-Verlag). Da ist Wanderlust, Erlebnisfreude und Wärme, da ist Vertiefung des Gesehenen und Beobachteten zu kulturhistorischen Weitblicken und historischen Zusammenhängen, die in Vergangenheit und Zukunft weisen. In der Form eines sechswöchigen Reiseplans, der in Bonn einsetzt und in Altenberge im Dhünntal endet, führt Mielert uns mit Sachkunde und feinem Verständnis in alle wesentlichen Gebiete des Rheinlandes. Mehr als hundert Lichtbilder, mit sicherem Raum- und Stimmungsgeschmack aufgenommen und in einer Vollendung gedruckt, wie es nur einer im Bilddruck so geübten Werkstatt wie der Westermannschen in Braunschweig gelingt, geben dem Wort die sinnliche Anschauung. Das Buch ist eine vaterländische Tat; jede Zeile und jedes Bildblatt legt flammendes Zeugnis ab für die Deutschheit dieser Naturschönheiten und Kunstschöpfungen.

*

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte nennt sich ein Buch von A. von Hofmann (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), das den Leser auf die naturgegebenen Zusammenhänge zwischen Land und Volk, Weltgeschehen und Heimatgeschichte hinführt. Der Verfasser hat aber dieser nicht mehr neuen »geopolitischen« Grundanschauung eine bedeutsame Wendung gegeben, indem er den Weg der einzelnen Völkerzüge und Stammeswanderungen bis in seine feinsten Verästelungen verfolgt und dadurch die geschichtlichen Tatsachenfolgen in neuen Ausblicken zeigt. Auch hier offenbart sich wieder, daß jedes neugruppierte Quellenmaterial zu neuen Äußerungen und Erkenntnissen führt. Wohl das wertvollste dieser Ergebnisse ist die Entdeckung eines neuen Hilfsmittels, sowohl um der Geographiestunde Lebensinhalt als auch der Geschichtsstunde den Gedanken innerer Notwendigkeit zuzuführen. Auch für Reisen und Wanderfahrten bietet sich hier ein reiches Studienmaterial und eine gute Anleitung zum Sehen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



Dezember 1923

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



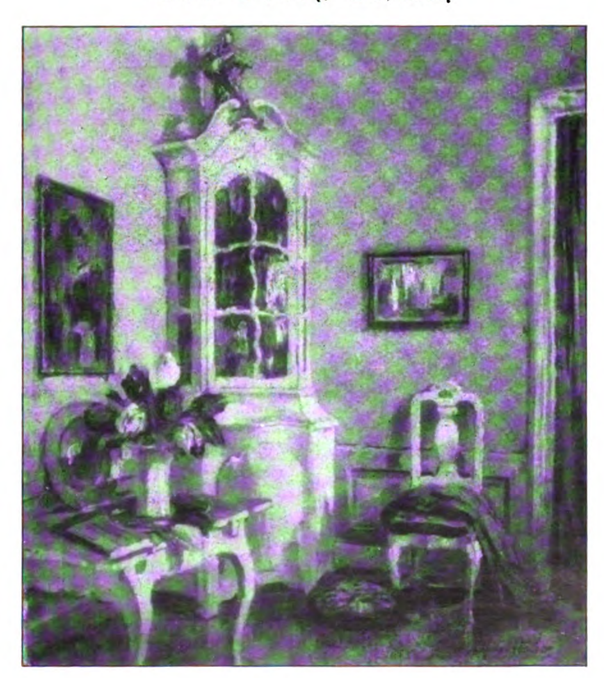
August Böcher: Urſel



Heft: 808 Dez. 1923

Der Maler August Böcher

Von Georg Schmitz



Innenraum

Auf einem der von Böcher gemalten Stilleben hängt Whistlers berühmtes Bildnis seiner Mutter an der Wand, jenes auf den höchsten Wohlklang der Farben und der Linien hin komponierte Gemälde dieses »Meisters der Farbenharmonien«, das für seine künstlerische Eigenart am kennzeichnendsten ist. Dieses Stilleben in Gelb und Grau, das Böcher 1911 gemalt hat, übernahm das mütterliche Porträt Whistlers als ein Symbol der Dankbarkeit, die unser Maler diesem seinem großen Anreger schuldig zu sein glaubte.



Beim Mittagessen

Wie bei dem amerikanischen Meister, so ist auch bei Böcher die Farbenstimmung der künstlerische Ausgangspunkt, die Farbenharmonie das Ziel, nach dem er unablässig strebt. Dieser immer wache Sinn für die Reize der Farbe, dieses sichere Gefühl für ihren Tonwert und Zusammenklang ist nicht Mitgift der Schule, sondern dem Künstler als köstliches Geschenk vom Schicksal in die Wiege gelegt worden. Denn das Gefühl für die Farbe läßt sich nicht erlernen, man muß es wie das für die Musik in der Seele haben. Bei Böcher mag es ein Geschenk seiner rheinhessischen Heimat sein, wo die Sonne heller scheint und die Farben verlockender blühen als sonstwo in deutschen Landen.

Im Rheingau ist Böcher geboren, »dem schönsten Landstrich von Deutschland, an welchem unser großer Gärtner sichtbar con amore gearbeitet hat«, wie Heinrich von Kleist im Jahre 1801 an Karoline von Schlieben schreibt. »Eine Gegend wie ein Dichtertraum ... Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz und geradeaus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, und als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) tritt ihm in den Weg und beugt seinen stürmischen Lauf, sanft, aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird — und er ehrt die edle Warnung und gibt, der freundlichen Weisung folgend, sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Lauf dankbar seine blumigen Füße ihm küssend.« Inmitten dieser »Heimat unnennbarer Lust«, in Biebrich, wurde August Böcher am 24. März 1873 geboren. Hier wirkte sein Vater als Malermeister. Der war einer jener handwerkstolzen Männer, wie man ihnen am Rhein noch heute vielfach begegnet, mit allem Technischen ihres Berufs aufs innigste vertraut und befruchtet vom Geiste uralter handwerklicher Kultur. Sie verschmähen es, sich nach städtischem Vorbild »Dekorations«-Maler zu nennen, wissen aber



Perlhuhn

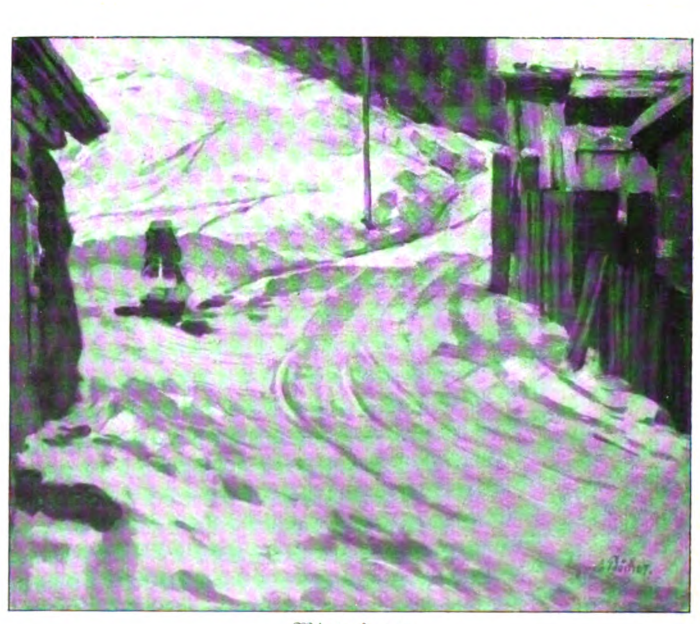
auch anderseits einen kräftigen Trennungsstrich zwischen sich und dem Meister Weißbinder zu ziehen. Menschen mit hellen Augen, aufgeschlossen, lebhaft, im hessischen Rheingau mit einem Schuß norddeutschen Blutes in den Adern und so mit der rheinischen Helle und Süße norddeutsche Herbheit und Kraft verbindend.

Von seinem Vater, den er früh schon verlor, mag Böcher malerische Begabung und innere Wesensart ererbt haben. Schon in dem Knaben war die Freude an Malen und Zeichnen wach, und als er die Schule hinter sich hatte, war er entschlossen, des Vaters Beruf zu ergreifen. Da im nahen Wiesbaden die Möglichkeiten der Ausbildung größer waren als im kleinen, ein wenig engen Biebrich, gab man ihn dort einem tüchtigen Meister in die Lehre. Bei ihm erlernte er in strenger Lehrzeit alles Handwerkliche des Berufs von Grund auf und legte damit das Fundament zu jener soliden Technik, die heute sein Schaffen auszeichnet.

Nach Abschluß seiner Lehrzeit ging der junge Dekorationsmaler nach gutem altem Handwerksbrauch auf die Wanderschaft. Durch das Elsaß und die Schweiz bis nach Oberitalien ging die Fahrt und weiter durch Österreich bis nach Polen hinein. Was gab es da alles im Handwerklichen noch zu lernen, wieviel für schönheitsfrohe Augen und ein empfängliches Herz an Köstlichkeiten der Landschaft und der Kunst zu sehen! In Berlin faßt der Wanderfrohe schließlich festen Fuß. Es war die Zeit, da das neue Kunstgewerbe sich Bahn zu brechen begann und da auch die Dekorationsmalerei aus der kalten, in toter Stilnachahmung befangenen Schematik der siebziger und achtziger Jahre zu neuem, blutvollem Gegenwartsleben erwachte. Böcher hätte nicht der empfängliche Mensch sein müssen, der er ist, wenn das Neue, dem er sich da gegenübersah und das er als Fortschritt erkannte, ihn nicht mächtig ergriffen hätte. Er warf sich ihm freudig in die Arme und half für seinen



Schusterwerkstatt



Wintersonne



Bayrische Bauernstube

bescheidenen Teil mit am Aufbau des neuen Kunstgewerbes. Dekorative Aufträge mannigfacher Art gaben ihm reiche Gelegenheit, sein malerisches Können an immer neuen Aufträgen zu erproben und zu erweitern. Aber diese Brotarbeit vermochte ihn auf die Dauer doch nicht zu befriedigen. Immer heftiger erwachte die Liebe zur großen Kunst in ihm, und immer öfter spielten die Gedanken bei der Arbeit und die Träume nach Feierabend um die Werke der Großen aus dem Reiche der Malerei. In eifrigem Studium beginnt er sich weiterzubilden und bezieht **schließlich die Berliner Akademie.** Hier wird er Schüler von Koner und Schäfer. Bei seinem Studium erweist seine gründliche praktische Vorbildung sich von Vorteil. Darüber hinaus aber gewährt sie ihm, der wirtschaftlich im wesentlichen auf die eigne Kraft gestellt ist, die Möglichkeit, den oft nur allzu schmal gewordenen Beutel immer wieder zu füllen. Wenig Geld in der Tasche, aber den Himmel voller Baßgeigen! In Notzeiten wie den unsrigen gewinnt die Weise, wie Böcher sich den Weg zur Kunst gebahnt hat, über das persönliche Schicksal hinaus programmatische Bedeutung. Denn wo sind heute noch die jungen Künst-



Die Schlegel-Marie (Oberbayrisches Bauernmädchen)



Schützenfest im Harz

ler, denen die Mittel zur Verfügung stehen, das Studium ohne leibliche und seelische Gefährdung zu beendigen! Daher der immer dringlicher erschallende Ruf nach handwerklicher Ausbildung, die dem jungen Kunstbeflissenen allein den sicheren Halt für sein künstlerisches Wachsen zu geben vermag und zugleich den nicht minder schwerwiegenden Vorteil hat, ihn wieder einzuordnen in den großen Zusammenhang von Handwerk und Kunst, der zu beider Schaden nur allzu lange unterbrochen war. Das Problem des Werkstudententums, das für die Universitäten kaum zu lösen sein wird, bietet sich für die Kunstakademien als befreiender und fördernder Ausweg dar.

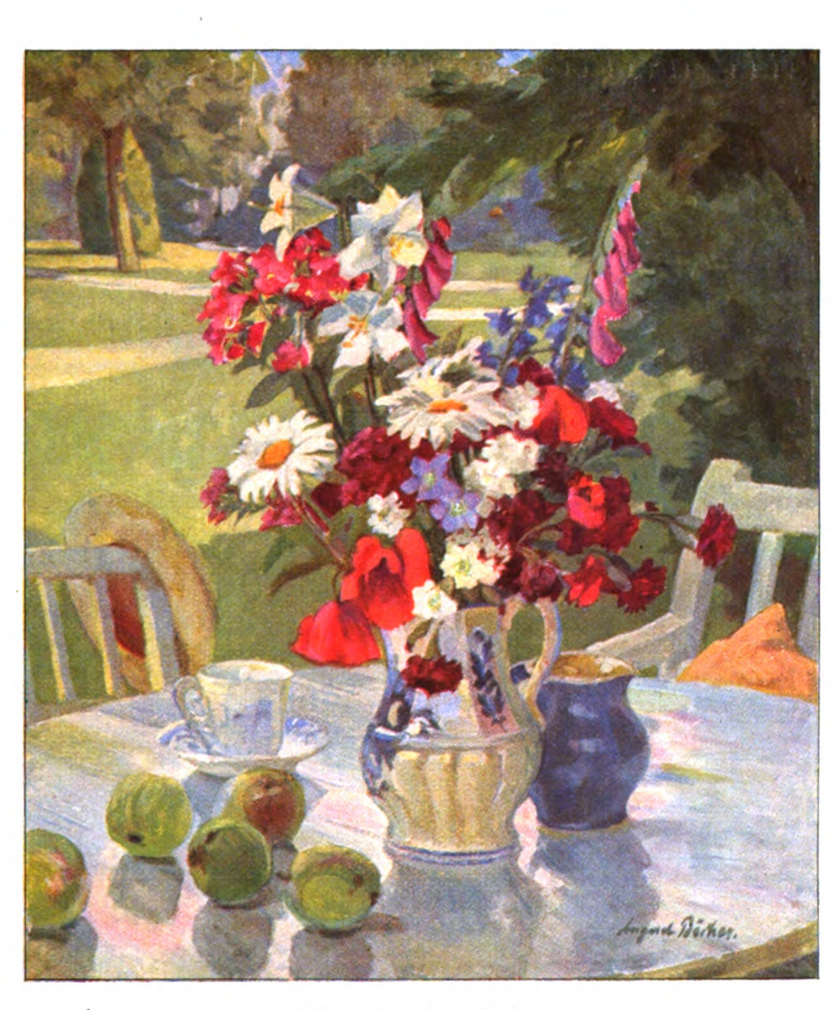
Mit Innenbildern voll zarter Gedämpftheit der Farben und kultiviertem Geschmack der Auslese trat Böcher zuerst an die Öffentlichkeit. Die Monatshefte haben im Januarheft 1912 die Wiedergabe eines dieser frühen Bilder gebracht: den »Nähtisch«. Vor einer silbergrauen Wand ein goldtoniger birkener Tisch, auf dessen Platte der Zufall so manches Schillernde zusammengeführt hat, Schönheit und Nützlichkeit. Das Ganze, das nichts Zurechtgemachtes hat, sondern wie ein holdes Geschenk des Zufalls wirkt, eine wundervoll abgestimmte Harmonie in Grau und Gelb, wie mit einem Silberschleier überdeckt, der die Dinge körperlos, entschwebend, geheimnisvoll macht. Noch liegt eine leise Befangenheit über dem Bilde, aber sie unterstützt seine sanfte Melodie mehr, als daß sie ihm Schaden tut. Auf späteren Gemälden dieser Art ist mit der wachsenden Sicherheit des Künstlers die Pinselführung breiter, der Vortrag malerischer geworden, geblieben aber ist die innige Zartheit der Empfindung und die wohlige Gedämpftheit der Töne.

Wie sehr der malerische Eindruck Ausgangspunkt für Böchers Schaffen ist, zeigt ein Bild wie das hier farbig wiedergegebene Perlhuhn. Wie bedeutungslos ist der sachliche Inhalt! Ein halbgerupftes Perlhuhn, ein paar Töpfe und Zwiebeln, das ist alles. Aber welch wundervolles Spiel von sanft abgetönten Farben ist dem Maler aus diesem bescheidenen Vorwurf erwachsen!

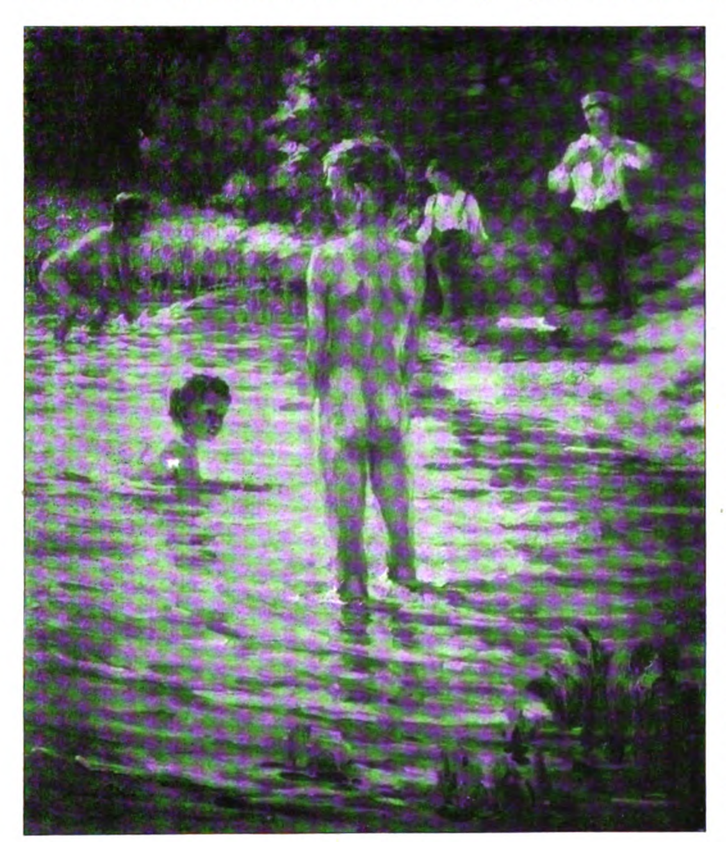
Sein empfängliches Auge entdeckt malerische Reize auch da, wo andre unberührt vorübergehen, ja sich vielleicht abgestoßen fühlen. So gibt es von Böcher ein paar Innenbilder aus einer Porzellanfabrik. Was den Künstler an diesen öden Fabriksälen gereizt hat, ist der silbrige Schimmer, den der feine die Luft erfüllende Porzellanstaub wie einen zarten Nebel um die Dinge legt, und das Spiel des Lichtes in dieser staubgeschwängerten, alle Farben zu einer gedämpften Einheit verbindenden Luft.

Daß Böcher in dieser Fabrik für eine Weile zum praktischen Porzellankünstler geworden ist, beweist, wie tief ihm Geschmack und Schönheitsgefühl im Blute sitzen und wie stark noch heute der handwerkliche Sinn in ihm lebendig ist. Der eigenartige Reiz der Porzellankunst nahm ihn gefangen, und eines Tags begann er, dem angewandte Kunst nichts Fremdes war, für die Fabrik Vasen und Dekorationsmuster zu entwerfen. Daß es mit Geschmack und Formensinn hier allein nicht getan war, mußte er bald erkennen, und so vertiefte er sich mit Eifer in die Technik des Porzellans, lernte die Tücken dieses Materials, aber auch seine hohen künstlerischen Werte kennen.

Während dieser Zeit ist auch der »Heilige Sebastian« entstanden, eins der



Blumenstrauß im Freien

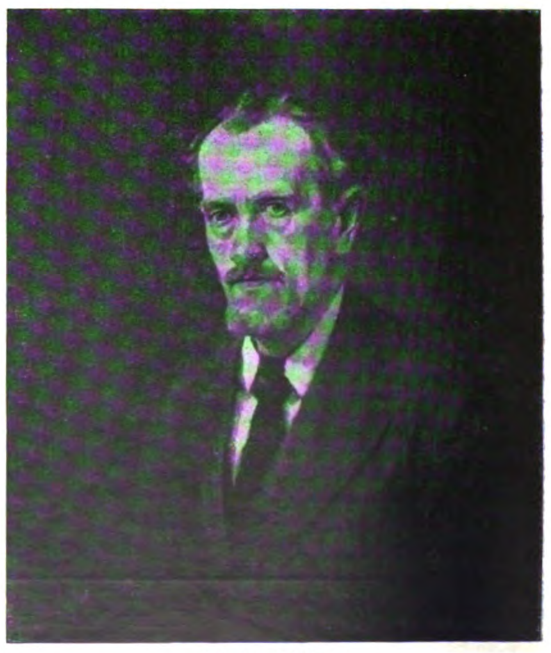


Badende Knaben

mal in Zeiten wie den unsern, darauf beschränkt, mit Fleiß ein Feld zu beackern, das so schönen Ertrag abwarf. Beispiele ließen sich genug anführen. Aber dazu ist Böcher viel zu sehr Maler aus innerster Natur. Seinen schaufrohen Augen und seinem leicht empfänglichen Herzen erscheint alles malenswert, was malbar ist, und sinnenfreudig versenkt er sich in die unergründlichen Wunder der schönen Welt. So umfaßt er Innenraum und Stilleben, Landschaft und Genreszene, Bildnis und Figurenbild mit seiner Liebe, wenn auch in Abstufungen, die teils aus Neigung, teils aus Zufall sich ergeben. Für ihn ist nicht das Was ausschlaggebend, sondern

gelungensten Figurenbilder Böchers. Ergreifend der ermattet zusammengesunkene, von Pfeilen durchbohrte Leib, auf dem die rötlichen Strahlen der sinkenden Sonne mit den bläulichen Schatten der anbrechenden Dämmerung spielen. Unendlich schwermütig die sich zur Nacht rüstende Landschaft mit ihren schweren dunklen Tönen. Wie ein Gruß aus einer besseren Welt blickt das blaue Auge eines Sees aus weiter Ferne in das Bild. Eine wunderbar wehmütige, echt deutsche Legendenstimmung liegt über dem Ganzen, in die mit feinstem Gefühl alle Farben eingefügt sind.

Ein Maler, dem die Farbenstimmung das wesentliche Stilmittel ist, wird sich stets durch Vielgestaltigkeit seines Schaffens auszeichnen. So auch Böcher. Mancher andre, dem mit Innenbildern und Stilleben so viel äußerer Erfolg beschieden gewesen wäre wie ihm, hätte sich, zu-



Maler Fischert



Die Frau des Künstlers

immer nur das Wie, und die wahre künstlerische Arbeit beginnt für ihn erst, wenn er den Pinsel ansetzt; denn alle seine Bilder sind nur Reflexe dessen, was sein für den Reiz der Farben und das Spiel des Lichtes empfängliches Auge sieht. Auch das Bildnis ist ihm im wesentlichen malerisches Erlebnis. So hat er sein Töchterchen Ursel vor einer mit allerlei altmodischen Köstlichkeiten bestellten Kommode gemalt und mit diesem Bildnis zugleich eins seiner farbenschönsten Innenbilder geschaffen. Eine unendlich fein abgestimmte Melodie in roten, schwarzen, braunen und gelben Tönen, in die das Auge mit immer neuem Wohlgefallen sich versenkt. Überraschend stehen neben Bildnissen dieser Art solche von äußerster Einfachheit und Schlichtheit, in denen der Maler unter Verzicht auf alles Beiwerk die inneren Wesenszüge seiner Modelle mit aller Schärfe herausgearbeitet hat. Ein Bildnis dieser Art ist das des Berliner Malers Fischert. In breiten, sicher hingesetzten frischen Pinselstrichen, die Erinnerungen an den Leiblkreis wekken, ist das Wesentliche dieses Kopfes herausgearbeitet. Bildnisse wie dieses zeigen, daß die Kunst der alten Meister, dem Leben bis in seine letzten Züge nachzugehen, auch für den modernen Maler, wenn auch mit andern Mitteln, noch erreichbar ist, sofern er nur malen gelernt hat und sich Zeit nimmt. Man fühlt sich vor einem solchen Bildnis des von Whistler ausgegangenen Malers an dessen Ausspruch erinnert: »Der Nachahmer ist ein armseliger Wicht. Wenn der Mann, der lediglich die Blume, den Baum oder was er sonst gerade vor sich sieht, ein Künstler wäre, dann wäre der Photograph der König unter den Künstlern. Dem Künstler geziemt es, etwas mehr als das zu tun. Beim Bildnismalen muß er etwas mehr als das bloße Gesicht, das das Modell an dem betreffenden Tage gerade zur Schau trägt, auf die Leinwand bannen; er muß den Mann, nicht nur dessen Aussehen malen.« Auch das Bildnis des Berliner Kunsthändlers Otto Mörke gehört in diesen Kreis, denn die antiquarischen Kostbarkeiten, mit denen dieser



Zwei Freundinnen

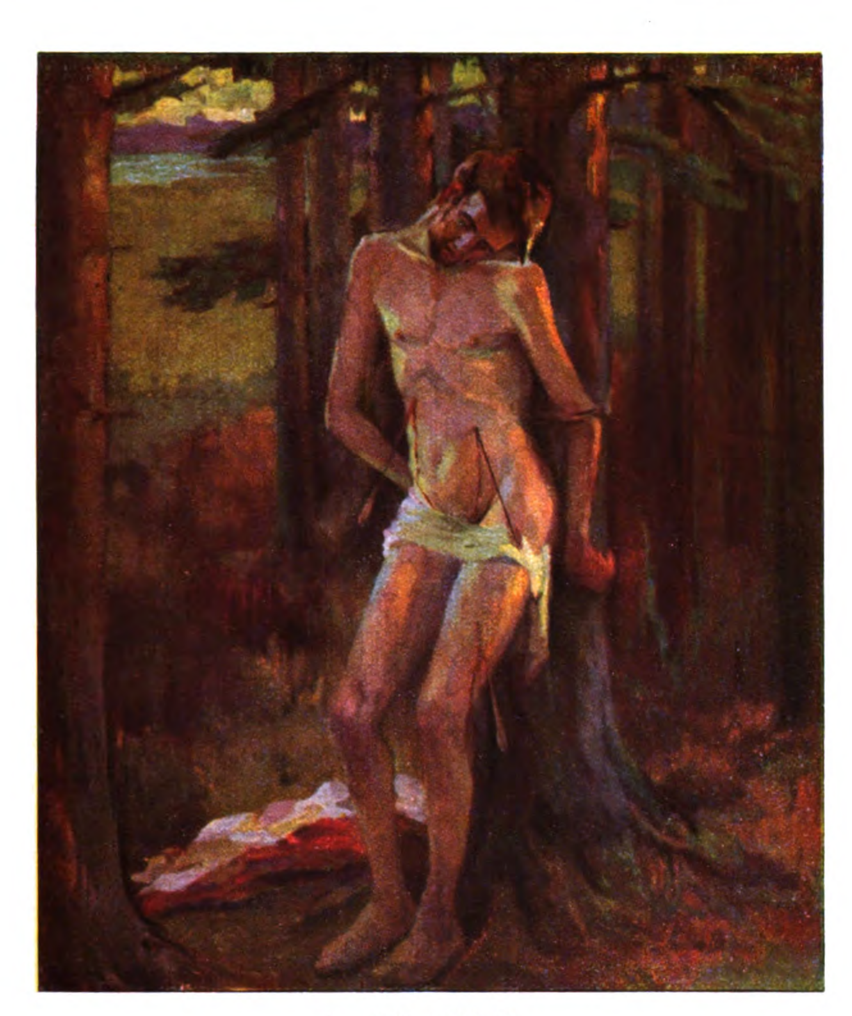
Sammler umgeben ist, sind ein Teil seines Wesens und ordnen sich zudem in der malerischen Behandlung und im Ton so bescheiden unter, daß aller Nachdruck auf dem meisterhaft gemalten sinnenden Antlitz und den ausdrucksvollen Händen des Dargestellten ruht.

In reichen Jahren sind Böcher eine große Anzahl von Bildern aus allen Gebieten malerischen Schaffens gelungen. Das Handwerkliche versteht sich bei all diesen Werken von selbst. Nicht umsonst ist er den Weg über das Handwerk zur Kunst gegangen. Sitzt man in seiner schmucklosen Werkstatt, von der aus der Blick über die grauen Dächer des alten Berliner Westens geht, und schaut ihm bei der eifrigen Arbeit zu, so fällt einem wohl Feuerbachs schönes »Vermächtnis« ein: »Um ein guter Maler zu sein, braucht es vier Dinge: ein weiches Herz, ein offenes Auge, eine leichte Hand und immer frischgewaschene Pinsel.« Alle vier Dinge sind diesem Maler zu eigen: das weiche Herz und das offene Auge hat ihm die rheinische Heimat mitgegeben, die leichte **Hand hat er sich in nimmermüder Arbeit erworben, und selbst die Forderung der frischgewaschenen Pinsel erfüllt er wie kaum ein andrer. Eine Äußerlichkeit, gewiß, für die mancher »Genialere« als er trotz Feuerbach nur ein spöttisches Lächeln hat. Aber sie ist kennzeichnend für die altmeisterliche Art,** mit der dieser Maler seine Kunst ausübt.

Im Grunde aber ist auch diese Äußerlichkeit nur die Ausstrahlung seiner hingebungsvollen Liebe für den Kern, für das Bild selbst. Mögen seine Werke auch wie mit leichter Hand hingeworfen anmuten, sie sind doch das Ergebnis sorgfältiger Studien und mannigfacher Versuche. Von jeder seiner Studienreisen kehrt er mit reicher Ernte heim. Besonders fruchtbar waren für ihn die Sommer der letzten Jahre, die ihn nach Niederbayern führten. Hier hat er im Altmühltal, fern den mannigfachen Abhaltungen der Großstadt, eine Stätte stiller, eifriger Arbeit gefunden. Inmitten einer urwüchsigen, sinnenfrohen Bauernschaft malt Böcher hier des Tags und erfrischt des Abends Herz und Gemüt in trau-



Heilige Nacht



Der heilige Sebastian

lichem Zusammensein mit diesen geraden, unverbildeten Menschen. Immer neue Bilder sind hier seinem empfänglichen Sinn aufgeblüht. Da tritt er früh in die Werkstatt seines Hausvaters, eines biederen Schustermeisters, und sieht ihn in eifriger Arbeit auf seinem Schemel hocken, ihm gegenüber der Lehrbub. Und wie von selbst rundet sich ihm diese Idylle der Arbeit zum Bild, an dem ihn vielleicht das Spiel des Lichtes auf den weißgetünchten Wänden und dem mancherlei Gerät noch mehr gereizt hat als die beiden Gestalten. Oder er kommt zu Nachbarsleuten und findet die Familie um den Mittagstisch versammelt. Und die einfache Gruppe wird ihm zum Bilde bäuerlicher Zufriedenheit und Schlichtheit. Auch hier finden sich mancherlei koloristische Köstlichkeiten, die den kultivierten Geschmack des Malers verraten: der milchige, blauweiße Kalkton der Wände, das satte Blau und zarte Lila der Frauenkleider, das Gelb und Rotbraun des einfachen Hausrats. Ein andermal gibt ihm die bäuerliche Stube seiner Wirtin Gelegenheit, einen Innenraum zu malen, der durch die Einfachheit der Formen und Schlichtheit der Farben einen Zug ins Große gewonnen hat.



Steinbruch

In dörflicher Einsamkeit ist auch die »Heilige Nacht« entstanden, eine Gruppe voll schlichter deutscher Innigkeit und tiefem Gefühl. In seligem Mutterglück beugt sich Maria über das liebliche Kind, das der Maler zum strahlenden Mittelpunkt des Bildes gemacht hat.

August Böcher ist heute ein Fünfziger und steht auf der Höhe seines Schaffens. Er hat nie zu denen gehört, die sich über neue Wege der Kunst außerhalb ihrer eignen Natur den Kopf zerbrechen, oder die da meinen, die Kunst von Grund auf umwälzen zu müssen. Seine Werke sind nicht »Offenbarungen einer Weltanschauung« oder Zeugnisse tragischen Ringens, sondern Schöpfungen eines geborenen Malers, dem die Freude an der Schönheit der Welt und an dem Wohlklang der Farben die Hand führt.



Der Sammler

Aus Carmen Sylvas Jugend

Von Prof. Dr. Werner Deetjen (Weimar)

Im Jahre 1920 gab ich im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ein Bändchen Briefe heraus, die Carmen Sylva, die Dichterin auf dem rumänischen Königsthron, in den letzten zwölf Jahren ihres reichen Lebens an eine Verwandte gerichtet hat. Die freundliche Aufnahme dieser Veröffentlichung ermutigt mich, an dieser Stelle einige Jugendbriefe aus einem geplanten umfangreicheren Bande mitzuteilen, deren Empfänger ein kürzlich verstorbener Freund der Dichterin war. Sie sind bezeichnend für den tiefen Ernst und für das Verantwortlichkeitsgefühl, von dem die junge Prinzessin Elisabeth Wied schon damals erfüllt war.

Der erste Brief vom 23. Juni 1866 ist datiert aus dem am Abhange des Westerwaldes oberhalb Neuwied gelegenen, von schönen Waldungen umgebenen Schloß Monrepos. Die Prinzessin stand im dreiundzwanzigsten Lebensjahr und hatte schon manches Trübe erlebt. Der Vater, Fürst Hermann, hatte sich 1835 im Feldlager zu Kalisch ein Leiden zugezogen, das ihn bis zu seinem frühen Tode (1864) nicht mehr verließ. Ihre Mutter, Fürstin Maria, eine geborene Prinzessin von Nassau, war seit der Geburt ihres Sohnes Otto 1850 eine Zeitlang gelähmt und kränkelte viel. Dem Prinzen Otto selbst war ein Siechtum angeboren, von dem er erst nach zwölf qualvollen Jahren erlöst werden sollte. Auch das vorzeitige Hinscheiden ihrer jungen Kusine, der Prinzessin Katharina von Oldenburg, machte auf Elisabeth einen tiefen Eindruck. So reifte sie schneller als andre, und als der preußisch-österreichische Bruderkrieg von 1866 ausbrach, an dem ihr Bruder Wilhelm im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen teilnahm, erkannte sie sofort die hohe Bedeutung, die diese Ereignisse für die Entwicklung des von ihr heißgeliebten deutschen Vaterlandes haben würden, und nun suchte sie nach einer Gelegenheit, sich durch Fürsorge für die Verwundeten auf ihre Weise nützlich zu machen.

Monrepos, den 23. Juni 1866.

Hoffentlich erreicht mein Brief Sie, um Ihnen zu sagen, wie froh ich war, den Ihrigen zu erhalten, und wie sehr ich über ihn nachgedacht habe. Das Schreiben fällt Ihnen weniger leicht, wenn Sie viel zu sagen haben? Gerade so geht es mir. Aber hiergegen gibt es ein gutes Mittel, nämlich so oft zu schreiben, daß Sie Ihre Gedanken allmählich entfalten können, ohne sie zu überstürzen. Also darf ich heute in einer Woche Ihren nächsten Brief erwarten — spätestens am Sonntag?! Ich schreibe Ihnen ebenso gern, wie ich Ihre Antworten lese, und zwar aus dem Grunde, weil Sie mich verstehen. Sie sprechen mir aus der Seele, wenn Sie sagen: »Der erste Impuls treibt einen in sich selbst zurück!« Das tue ich immer, sogar im Kummer, es ist dies eine Art Selbstzufriedenheit, die ich immer sehr angenehm fand, da mir der Segen der Tränen oft versagt war, ich kam mir sogar widerstandsfähiger vor, solange dieser Zustand dauerte. Man kann alles leichter ertragen, aber es schadet der Konstitution furchtbar, und ich glaube, auch der Seele, weil es reine Selbstsucht ist. Man ist zu stolz, den Leuten seine inneren Gefühle zu offenbaren, und bemüht sich, ihnen ein unbewegtes Gesicht zu zeigen, wenn in einem der Sturm tobt. Von meiner frühesten Kindheit an war ich so, und nur die schwere Hand des Lebens hat mich gelehrt, milder und weicher zu sein, weil ich einsehen lernte, daß andre Menschen viel besser waren, wenigstens ebenso gut wie ich, und ich bin darum grundsätzlich offener geworden.

Es ist eine harte, aber eine gesunde Schule, zwischen Menschen zu leben, die von einem selber gänzlich verschieden sind. Nichts demütigt so sehr, da man nach einer Weile genötigt ist, sich einzugestehen: ‚Alle diese Menschen sind bestrebt, Gutes zu tun, wie auch ich, und obgleich sie nicht so erhabene Ideale haben wie ich, liebt Gott sie doch ebenso und wird sie allmählich geradeso leiten, wie er mich leitet', und Einsamkeit in einer schönen Gegend macht einen religiös, wenn man den heilenden Einfluß auf sich wirken läßt. Danken Sie Gott für jede friedliche Stunde, die Sie genießen dürfen, denn das Leben ist sehr hart.

Ihr Friede wird jetzt geradeso gestört sein wie der unsrige; aber ich bin überzeugt, daß Sie ruhig weiterarbeiten und froh sein werden, das große Schauspiel, den neuen

Wendepunkt der Weltgeschichte mit zu erleben.

Ich finde, daß die Gedanken immer größer werden, wenn man auf einem Berge wohnt und alles in einem andern Lichte sieht. Mein Bruder ist in den Krieg gegangen. Dennoch sind wir ruhig. Es ist nicht schrecklicher, als wenn er über das Meer fährt oder die Wüste durchreist. So gut, wie Gott ihn dort beschützt hat, kann er ihn auch jetzt behüten. Man soll seine Pflicht tun und gerade vor sich sehen, dann wird man auch nicht irren, nur nicht auf sein zerrissenes Kleid (oder die zerrissene Seele) schauen und darüber trauern, sondern mutig weiterkämpfen: »Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen!« Dies wählte ich mir als Wahlspruch für meine Einsegnung, und an ihm will ich mein ganzes Leben hindurch festhalten. Ich habe eben Burtons Leben* begonnen, und es ist schön. Er war kein hochbegabter Mann, sondern hat alles durch seine ungeheure Beharrlichkeit erreicht. Das bewundre ich am meisten, weil ich glaube, daß ich gar nicht so bin. Ihre Mama sagte mir, die »Beule« [am Schädel] fehlte bei mir. Ich versuche jetzt fleißig zu sein, aber mein Gedächtnis nimmt die Dinge nicht mehr so leicht auf wie früher, und da ich zurzeit meine Gedanken nicht auf mein Studium konzentrieren kann, habe ich hart zu kämpfen, um etwas in diesen meinen Kopf zu bekommen.

Abends lese ich stets einen von Walter Scotts Romanen nach dem andern. Ich genoß The tales of the Crusadors, Redgauntlet, Peveril of the Peak, und jetzt habe ich Kenilworth angefangen, aber ich mag es lange nicht so gern wie die andern, da es nur von Liebe und Hofintrigen handelt, und die sind mir zuwider. Das wundert Sie nicht, nicht wahr? Ich halte Walter Scott für eine gesunde Speise, so klar und rein. Ich finde ihn nie langweilig und überspringe kein einziges Wort. Ich kann kaum sagen, warum ich ihn so gern mag. Sicherlich kennen auch Sie Ivanhoe und lieben es, oder bedeutet es für Sie einen Zeitverlust, Romane zu lesen, da Lesen jetzt für Sie ein seltenes Vergnügen ist? Ich würde nicht Romane lesen, wenn sie mich aufregen. Kabalen und »spirits« verabscheue ich, und ich gehe langsam und ruhig weiter und genieße schöne Stellen wie ein gutes Gemälde oder Musik.

Denken Sie, mein Klavier ist so gut, daß es nie gestimmt wurde, seitdem es kam, und das war Anfang Januar. Ich spiele nicht sehr viel, da die Musik nicht mehr mein Studium — also auch keine Pflicht —, sondern nur eine Erholung für mich ist, und der darf ich mich nicht zu lange hingeben. Ist Ihnen der Unterschied klar?

Ich glaube nicht, daß Sie unglücklich sind, weil Sie auf den Tod als auf etwas sehr Wünschenswertes sehen. So sollten wir eigentlich alle denken, nur nicht in bedrückter Weise, als an ein Ziel, das zu fern liegt, um es in Sicherheit erreichen zu können, sondern als sei es ein Weihnachtsbaum, der mit allem seinem Glanze auf uns wartet. Der Gedanke, daß wir einstmals vollendet haben werden, sollte uns stark machen, weiterzukämpfen, denn kämpfen müssen wir nun einmal.

Bitte, sagen Sie mir, ob mein Brief nicht furchtbar langweilig ist? Ich kann nicht behaupten, daß ich augenblicklich sehr vergnügt bin — wer kann das von sich sagen! Und so wird auch mein Brief dies Gepräge an sich tragen; nicht das einer erregten Seele, sondern eines Menschen, der gern zwei Jahre älter sein möchte, um das Ende aller dieser Leiden zu kennen, die jetzt erst ihren Anfang genommen haben.

Die Ansicht, die sich Prinzessin Elisabeth über Romane gebildet hatte, hängt mit ihrer Erziehung zusammen. Noch wenige Jahre vorher hatten die Eltern ihr das Lesen von Romanen überhaupt verboten, da sie nicht wünschten, daß die schon an sich sehr erregte Phantasie ihrer Tochter durch Romanlektüre noch mehr gesteigert werde. Erst als sie neunzehn Jahre zählte, durfte sie einen Roman lesen; es war Gustav Freytags »Soll und Haben«, dem dann bald Scotts »Ivanhoe« folgte. Das Nachdenkliche Elisabeths, das sich auch in diesen Briefen zeigt, ist ein Erbteil ihres Vaters, der sich in dem Werke »Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung« als selbständiger Denker erwies und gern im Gespräch mit der jugendlichen Tochter Abstraktes behandelte.

Ein späterer Brief lautet:

---

* Memoirs of Sir Thomas Fowell Burton. London 1846.



Carmen Sylva als junges Mädchen

Monrepos, den 14. Juli 1866.

Bitte, seien Sie nicht böse, daß ich Ihnen nicht eher geschrieben habe, aber meine Zeit ist gänzlich durch die Arbeit für die verwundeten Soldaten in Anspruch genommen, so daß ich kaum einen Augenblick zum Schreiben finde. Heute werde ich die Philosophie beiseite lassen, da ich Ihnen so viel andres zu erzählen habe.

Zuerst die Nachricht, daß an demselben Tage, an welchem ich Ihnen zuletzt schrieb, meine arme Kusine Katharine von Oldenburg von ihrem Leiden erlöst worden ist, nachdem sie gegen den Tod gekämpft, um den sie doch seit Monaten gefleht hatte. Ihr Leiden und ihre Geduld erinnerten mich so sehr an Otto. Ich habe sie liebgehabt wie eine Schwester; mir scheint, als ob ich immer diejenigen, die ich liebhabe, verlieren muß, und schließlich werde ich ganz allein sein.

Sonntag. — Heute könnte ich einen Brief von Ihnen erwarten, wenn ich Ihnen

am vergangenen Sonntag geschrieben hätte. Aber es war mir nicht möglich. Luise Bibra* ist für lange Zeit unser Gast; Sie könnten uns im Walde sitzen und den ganzen Tag nähen sehen.

Neulich hatten wir einen herrlichen Brief von Wilhelm mit einer ausführlichen Beschreibung der Schlacht von Königgrätz. Er sagt: »Unser Sieg ist riesig, und der Kronprinz ist ein großer Feldherr. Mit unerschütterlicher Ruhe erteilte er während der Schlacht seine Befehle und ließ sich durch keine Meldung irremachen.« Ich glaube bestimmt, daß dieser Sieg über Deutschlands Schicksal entscheiden wird. Vielleicht werden wir »ein einiges Deutschland« haben — den lang ersehnten Traum, noch ehe wir an die wirkliche Erfüllung gedacht haben.

Ich denke, Sie werden mit größerem Mute weiterschaffen, wenn Sie denken, daß Ihr Arbeitsfeld mit jedem Tage größer wird und Sie in einem Lande leben, das sich zu einer hohen Stellung emporringt. Wer weiß, ob Sie nicht eines Tags Ihre Zeit und Ihre Kraft diesem Lande weihen werden, das Sie mit Stolz Ihr eigen nennen können. Wir leben in einer großen und wundervollen Zeit, und ich danke Gott dafür, daß ich den Wechsel mit eignen Augen sehen darf. Ich hoffe, daß Sie den Brief von Roggenbach** an Bismarck aus Neuwied, vom 8. Juli datiert, gelesen haben! Ich weiß, daß Sie ihn mit Freuden lesen werden. Nun ist der Tag für seine Arbeit und die Entfaltung seiner Geisteskraft für die große und gute Sache gekommen. Wir können uns freuen, daß unser liebes altes Deutschland sich erheben und den Reichen um sich herum ein strahlendes Antlitz zeigen kann.

Mein Bruder ist voller Begeisterung für unsre gerechte Sache, unsre Truppen und unsern Prinzen und General.

Eben zieht ein schweres Gewitter auf, man hört den Donner unaufhörlich rollen, und die Luft ist voll drückender Schwüle. Dasselbe kann man von unserm lieben alten Deutschland sagen. Ein Gewitter hängt über ihm, aber nachher wird die Sonne auf einen fruchtbaren Boden scheinen, und die Felder werden tragen wie nie zuvor.

* Tochter eines Freiherrn v. Bibra, in dessen Hause die Prinzessin Physikstunden nahm.

** Franz Freiherr v. Roggenbach, vertrauter Ratgeber des preußischen Kronprinzen.

Nach dem in Venedig erfolgten Tode der Prinzessin Katharina von Oldenburg hatte sich das Leiden ihrer Mutter, der Prinzessin Therese, erheblich verschlimmert, so daß die Ärzte für sie einen Aufenthalt in Süditalien empfahlen. Die Kranke erbat von ihrer Schwester, der Fürstin Wied, sie möchte ihr als Begleiterin ihre Tochter, die Prinzessin Elisabeth, die sie während des gemeinsamen Aufenthalts in Petersburg sehr liebgewonnen hatte, mitgeben. Prinzessin Elisabeth befand sich, als dieser Ruf an sie gelangte, in Ragaz als Begleiterin der ihrer Mutter nahe verwandten Großfürstin Helene von Rußland, die dort eine Kur gebrauchte. Die Kur war beendet, der Aufbruch beschlossen; Prinzessin Elisabeth stand im Begriff, nach längerer Trennung wieder in die geliebte Heimat zu reisen. Auf ein Wiedersehen mit der Mutter zu verzichten, war ihr jetzt nicht leicht, aber sie entschloß sich sofort, den Wunsch der Kranken zu erfüllen, weil ihr in deren Familie ein geeignetes Feld für ihre Tatkraft zu winken schien, und so wurde im September 1866 die Reise nach Neapel angetreten. Anfangs wohnten die Herrschaften dort in einem Hotel, am 18. Januar 1867 aber bezogen sie die Villa Santa Brigitta am Posilip. Hier fand Prinzessin Elisabeth die ersehnte Ruhe und Sammlung, hier in der herrlichen Natur schwand ihre Melancholie, und innere Befriedigung gewährte ihr der Unterricht im Deutschen, Englischen und Rechnen, den sie ihrer Kusine, der Prinzessin Thesa, und deren Bruder Georg erteilte. Davon berichtet ein Schreiben aus Neapel vom 25. Februar 1867:

... Sie möchten wissen, wie ich meine Zeit zubringe. Morgens bin ich bei den Stunden meiner Kusine zugegen. Während der Zeit schreibe ich Briefe und kopiere für meine Kusine. Auch gebe ich ihr und Georg mehrere englische Stunden in der Woche. (Lachen Sie mich nicht aus!) Der Unterricht dauert von 9 bis 11, dann folgt das Frühstück. Nachher flüchte ich in mein Zimmer und lese. Dann machen wir eine lange Wagenfahrt bis 5½, während welcher ich sehr wenig spreche und um so mehr denke. Um 5½ Essen. Nach dem letzten Bissen kehre ich zu meinen Büchern zurück, und vor dem Tee spiele ich eine Stunde Klavier oder musiziere häufig mit meinem Vetter Georg, der sehr



Anselm Feuerbach: Drei Engel

hübsch Violoncell spielt. Gleich nach dem Tee wird mein Haar gebürstet, und dann inhaliere ich mit Selterwasser gegen meinen Husten, der mich seit dem Herbst nicht verlassen hat. Es ist nichts Gefährliches, denn die Lungen sind gesund, es ist nur der Hals, aber ich kann infolgedessen nicht singen, was ich sehr entbehre. Ich gehe früh zu Bett, schlafe bis sieben, und dann beginnt derselbe Tageslauf von vorn. Ich nutze meine Zeit, so gut ich kann, und lese eine Menge Bücher. Lesen Sie Alton Locke von Kingsley,* wenn Sie es bekommen können. Ich fühle mich dauernd beschämt. Ich nahm es nur wegen des Verfassers, den ich sehr liebe, und bin nicht enttäuscht. Man kann es nicht gerade einen Roman nennen, es ist mehr eine Sittenschilderung, stellenweise einfach herzzerbrechend durch seine Darstellung von Arbeit und Not. Dies Buch spornt mich zu eifrigster Tätigkeit an — vielleicht wird es mir auch einmal vergönnt sein, etwas zum Wohle der Menschheit zu tun. Mein Teil daran kann ja nur ein ganz, ganz geringer sein, aber wenn ich auch ein Glied in der Kette der lebenden Seelen bin, werde ich doch suchen, meinen Platz auszufüllen. Ich glaube, daß mein Leben immer Kindern gewidmet sein wird, das ist meine Bestimmung, wenigstens scheint es mir so. Manchmal bin ich ganz erschrocken, wie schnell die Zeit vergeht. Den größten Teil unsrer Kraft verschwenden wir damit, wie ein Blinder nach dem rechten Wege zu tasten, und während wir so suchen, stoßen wir den Fuß gegen manchen Stein; zuweilen fallen wir auch hin, und jedesmal stehen wir schwach und zerschunden auf, und der Mut, mit dem wir begannen, schwindet schnell dahin.

Auf dem Tische in meiner Stube liegt »Das Leben von George Washington« von W. Irving.** Wie mag es wohl sein? Sobald ich Alton Locke beendigt habe, werde ich mich daraufstürzen und versuchen, die fünf Bände so schnell wie möglich zu verschlingen. Fast möchte ich Sie um Buckles »History of Civilisation«*** beneiden. Ich habe so viel von dem Buche gehört. Schreiben Sie mir darüber! Dann werde ich zwei Genüsse auf einmal haben: den Hauptinhalt des Buches und Ihre Gedanken darüber.

Ich finde Ihre Weihnachtsgeschenke sehr passend für einen jungen Herrn. Wie alt Sie schon werden! Ich kann Sie mir gar nicht als Mann vorstellen, obwohl ich es anderseits gar nicht erwarten kann, Sie in gesundem, kräftigem, arbeitsvollem Mannesalter zu sehen und so segensreich wirkend wie nur möglich.

Es ist wundervoll, diese täglichen ruhigen Ausfahrten zu haben in einer Welt von Schönheit, während man die Gedanken der letzten vierundzwanzig Stunden an sich vorüberziehen läßt. Sie tun dasselbe, wenn Sie durch die Felder gehen, und ich sage Ihnen: Seien Sie dankbar für diese stillen Stunden. Lassen Sie es sich nicht anfechten, wenn Sie bei den Leuten, die Sie umgeben, kein Verständnis finden, mir geht es ebenso. Mein Vetter Georg ist der einzige, mit welchem ich manchmal über Monrepos sprechen kann, aber er beklagt sich auch über meine Verschlossenheit, und meine Tante sagt, sie kenne mich noch gar nicht. Schadet nichts, denke ich mir. Ich versuche ruhig und stetig meinen Weg zu gehen.

Im Mai erfolgte die Rückkehr nach Monrepos. Von dort schrieb die Prinzessin am 17. Juni:

Fühlen Sie nicht, wenn Sie das Leben eines großen Mannes lesen, eine Art Triumph in sich, sein Mitmensch zu sein, also gewissermaßen seinesgleichen? Es demütigt mich nicht, seine Höhe nie erreichen zu können, im Gegenteil, nur Hochmut könnte den Wunsch erzeugen, ihm nachzutun. Ich möchte vor Freuden singen, daß Gott solche herrlichen Menschen geschaffen hat. Und wenn ich ihre Seelenkämpfe, ihre tiefe Demut und ihre Zweifel an sich selbst sehe, fühle ich mich durch mein ganzes Wesen erschüttert, nicht aus Schmerz — ich weiß nicht, was es ist —, aber sie scheinen mir nähergerückt — ich liebe sie! Sie werden sich wundern und fragen: Was konnte ihr einen solchen dithyrambischen Jubelruf entlocken? Nun, ich habe gerade Rietschels Leben, teils von ihm selber, teils von seinem Schüler Andreas Oppermann, aus der Hand gelegt. Sie müssen es lesen, und wenn Sie über das

* Alton Locke, tailor and poet (1850, 2 Bde.), Roman von Charles Kingsley.

** Life of George Washington (Neuyork 1855 bis 1859) von Washington Irving.

*** History of Civilisation in England von Henry Thomas Buckle (1857 ff.).

Buch nicht in Begeisterung geraten, dann kenne ich Sie nicht, oder ich kann mit meiner ganzen Menschenkenntnis einpacken. Lesen Sie es so schnell wie möglich, es hat nur vierhundert kleine Seiten, von denen ich seit gestern zweihundertneunzig gelesen habe. Ich legte es nun aus der Hand, weil es mich so aufregte. Brockhaus in Leipzig hat es herausgegeben: »Ernst Rietschel von Andreas Oppermann«.* Manchmal tut es mir leid, daß ich nur eine Frau bin, aber dann sage ich mir zum Trost: Diese Männer hatten Mütter.

Sonst kann ich nicht sagen, daß ich augenblicklich glücklich bin. Meine geliebte Freundin, die junge Frau von Sulzer, hat vor drei Wochen wieder einen Blutsturz gehabt, und nun sehe ich sie, ach, so schnell dahinschwinden. Ich glaube nicht, daß ihr Wunsch, vor ihrem Tode nach Hause zu kommen, erfüllt werden wird. .... Im Hause ist jeder Laut gedämpft. Es wird keine Musik gemacht, alles ist wie damals in der schweren, schweren Zeit.

Manchmal fühle ich mich so alt; ich erinnere mich an so vieles, was war, als ich noch ein Kind, und das nun schon so weit entfernt erscheint. Ach, ich hoffe und wünsche, Sie möchten dieses Gefühl nicht zu früh kennenlernen, weil es den Sonnenschein aus dem Leben nimmt und es öde und leer zurückläßt. Eins weiß ich nur: daß ich arbeiten möchte — arbeiten, ehe das Alter kommt, das mir die Kraft und alles andre raubt. Nur nie ermüden, nur nie verzagen, den Weg geduldig gehen! Er mag steil sein, und keiner weiß, was er auf dem Gipfel finden wird, und ob es überhaupt einen Gipfel gibt. Aber wir sind für Arbeit und Kampf geschaffen, darum müssen wir kämpfen, bis das Blut in unsern Adern erstarrt.

Schreiben Sie mir bald wieder, es ist so lange her, seit ich Ihren letzten Brief erhielt. Ich konnte nicht früher von mir hören lassen, da ich so viel für Mama zu schreiben hatte, die noch immer nicht kräftig genug ist, die große Menge der Briefe zu bewältigen, die in Haufen auf ihrem Schreibtisch liegen.

Bald darauf bedurfte die Großfürstin Helene wieder der anmutigen Nichte und ging mit ihr nach Karlsbad, wo die Prinzessin die Nachricht von dem inzwischen erfolgten Tode ihrer Freundin, der schwer leidenden Maria von Sulzer, empfing. Weitere Reisen im In- und Ausland in den nächsten Jahren bereicherten die Bildung der jungen Prinzessin und trugen dazu bei, sie auf ihren hohen Beruf vorzubereiten. Im Herbst des Jahres 1869 kam es in Düsseldorf zur Verlobung zwischen ihr und dem Fürsten Karl I. von Rumänien, einem Hohenzollernsproß, der die Vermählung vier Wochen darauf folgte. Die Hoffnungen, die das rumänische Volk an diesen Bund knüpfte, wurden nicht getäuscht. Elisabeth von Wied war den Aufgaben, die ihrer warteten, gewachsen und hat sie echt königlich erfüllt.

* Zuerst erschienen im Jahre 1863.

Die Flucht nach Ägypten

Vor sich hin geborgen
Zart das Jesulein,
Reist die Gottesmutter
Selig durch den Hain.

Schmetterlingumflügelt
Reiten sie dahin.
Hutsam Fuß vor Fuße
Setzt die Eselin.

Joseph, der Getreue,
Leitet sie am Strick,
Lächelnd lohnt Maria
Ihm mit Liebesblick.

Wo ein Quell am Wege,
Rauscht er auf und klingt.
Lied aus Vogelkehlen
Süß zum Himmel singt.

Bunte Blumen sprießen
Auf bei jedem Schritt,
Und in Rosenwolken
Ziehen Engel mit.

Albert Sergel

Der Richter der letzten Kammer

Roman von Paul Steinmüller

IV

Unter dem Bild der Königin

Kaum sechs Tage sind Nornegast für den Aufenthalt in Allerheiligen zugemessen gewesen, und mehr als die Hälfte dieser Zeitspanne ist nun verstrichen. Er ist Melissen um nichts näher gekommen; aber er, der das Warten vieler Jahre kennt, wartet auch jetzt, späht nach jeder Gelegenheit, da er sich der Frau offenbaren kann.

Er und Melisse sind häufig allein. Die Domina ist zu sehr von ihrer Unruhe besessen, als daß sie sich den beiden als Hüterin zugesellen sollte; vielleicht weiß sie auch, daß Melisse sich besser hütet, als sie es zu tun vermöchte. Melisse ist immer gleichmäßig freundlich, sie lauscht seinen spürenden, werbenden Worten mit der gleichen, fast demütigen Gelassenheit, aber jeder wärmere Ton, der an die verschlossene Kammer ihres fraulichen Empfindens pochen soll, weckt ihre Scheu, und ob sie nun durch das Dorf gehen oder vor dem Kamin im Königin-Christine-Zimmer sitzen, sie weiß sich ihm durch eine Wendung des Gesprächs immer wieder zu entziehen.

So hat er noch nie an das rühren können, was ihm und ihr gemeinsam ist; er weiß, sie fürchtet das; er fühlt auch, sie fürchtet ihn. Sie hat eine Art, ihn entsetzt anzusehen, die Schultern wie im Frösteln zu krümmen, daß er immer aufs neue seinen Vorsatz verschiebt, den er jeden Morgen aufs neue faßt, wenn er sie auf den kalten Steinen der Kirche knien weiß, und den nicht ausgeführt zu haben er bitterlich bereut, wenn er zur Nacht auf die Tanne vor seinem Fenster blickt.

Am Morgen des vorletzten Tages betritt Nornegast das Kavalierhaus, weil er Hirsemann sucht. Er trifft den Alten vor seinem geöffneten Gesangbuch, wie er mit leiser Stimme ein Kirchenlied aufsagt und, wenn er steckenbleibt, das Buch den schwachsichtigen Augen nähert, um den Fortgang zu finden. Als er den Doktor bemerkt, fährt er erschrocken wie ein ertappter Junge herum.

»Lernen Sie noch Schulaufgaben, Hirsemann?« fragt Nornegast scherzend.

Der Alte schlägt das Buch verlegen zu. »Ach nein, Herr Doktor,« sagt er. »Es ist nur ein Wiederholen. Man hat's nötig in dieser bösen Zeit. Als Schuljunge bin ich auf Kantor Dähn oft erbost gewesen, weil er uns die Kirchenlieder mit dem Stock eintrieb. Heut bin ich ihm dankbar für den Zwang.«

»Nun, wenn Sie die Lieder lesen würden, möchte es dasselbe sein,« meint Nornegast.

Aber Hirsemann schüttelt den Kopf und streicht ein paarmal zärtlich über die verblaßte Goldprägung des Deckels. »Sie dürfen es wissen, Herr Doktor, warum ich dies treibe,« sagt er endlich. »Ich wiederhole die Lieder für unsre gnädige Frau. Früher erwartete sie mich mit der Post in ihrem Zimmer, und dann sah sie mir schon, wenn ich eintrat, am Gesicht an, welcher Art die Nachrichten waren. Jetzt aber ist ihre Furcht vor einem bösen Bescheid so gestiegen, daß sie sich zur Poststunde in irgendeinem entlegenen Zimmer aufhält, und wagt sich oft lange nicht wieder hervor. Sehen Sie, da hab' ich mir nun etwas ausgedacht, um meine gnädige Frau aus dieser Angst zu erlösen. Ich weiß zwar nicht, wo sie ist, aber ich gehe nach Durchsicht der Post durch das ganze Haus, und — wie sollte ich mich anders bemerkbar machen! — wenn sie mich ein Gesangbuchlied sprechen hört, weiß sie, daß alles gut ist.«

»Sie Treuer!« sagt Nornegast und drückt des Alten Hand.

»Könnte ich sie nur vor dem Ärgsten bewahren,« sagt Hirsemann.

»Was denn?«

Hirsemanns Augen füllen sich mit Tränen. »Ich glaube ja nicht an den Vorspuk, Herr Doktor, aber Frau Wenzel!« Er dämpft seine Stimme: »Sie hat es immer, wenn diese hellen Mondnächte sind, und vorgestern, als das Licht um die Särge in der Kirchengruft spielte, hat sie die alten Herrschaften heraufsteigen und paarweise wie im Totengeleit über den Friedhof gegen das Schloß zu ziehen sehen. Es waren alle bis auf die, die in St. Marien ruhen!«

»Hirsemann,« sagt Nornegast, »Sie sagten doch eben, Sie glauben an solche Spökenkiekereien nicht.«

»Nein, Herr Doktor, wenn es dies allein wäre. Aber wer unsern jungen Herrn abfahren sah, damals und dann, als er auf Urlaub hier war, der weiß genug.«

Nornegast redet dem Alten gut zu und tritt seinen Morgenweg an. Als er den Friedhof betritt, steht Melisse schon vor der Kirchentür und säubert eine Stelle an der Wand mit einem aufgelesenen Stecken vom Schnee.

»Darf ich Ihnen behilflich sein, Gräfin?« fragt er, da er hinzutritt.

»Es ist schon gut,« entgegnet sie. »Mir kam nur ein seltsamer Gedanke, und ich wollte sehen ... aber es ist gut.«

»Darf ich wissen?« fragt er.

»Nun ja,« erwidert sie. »Ich mag einmal nicht in diesen Kirchenkellern begraben sein und wollte mir den freien Platz hier ansehen.«

Wie sie da vor ihm steht mit blassen Lippen und nach innen blickenden Augen, mit den frostkalten Händen und dem Schleiertuch auf der

Stirn, sieht sie wirklich einer Müden gleich, die der großen Ruhe nahe ist. Er erschrickt; aber sofort schnellt der Gedanke in ihm hoch, der auf der Lauer liegt wie ein wacher Späher: Jetzt ist die Stunde da!

»Es muß sich gut ruhen hier, wenn der Flieder blüht,« sagt er. »Aber bis dahin ist noch viel Zeit.«

Sie wiegt leise den Kopf.

»Ich gehe morgen, Gräfin,« fährt er fort, »und nichts ist jetzt ungewisser als das Wiedersehen. Wir aber dürfen uns dem Ungewissen nicht wieder anvertrauen, bevor wir noch einmal miteinander gesprochen haben. Welche Stunde bestimmen Sie dafür?«

Melisse hat unwillkürlich beide Hände erhoben; sie versucht zu lächeln, aber ihr kleines Gesicht sieht dabei aus, als werde es von einem Weinen verzogen.

»Es muß ja wohl sein,« sagt sie kläglich.

»Es muß sein,« bestätigt er mit fester Stimme.

»Dann, bitte, nicht hier. In einer halben Stunde. Im Christinenzimmer. Dort sind wir dann ungestört.«

Sie ringt mühsam nach Atem, wartet, ob er noch etwas sagen wird, und geht, da er seine Zustimmung nur durch eine Gebärde zu erkennen gibt, schnell davon.

Nornegast tritt noch in das Pfarrhaus, spricht mit dem jungen Terneben ein paar Worte und folgt ihr langsam. Als er das Schloß betritt, hört er hinter der angelehnten Tür, die in das Kavalierhaus führt, hastiges Sprechen. Frau Wenzel steckt den Kopf durch den Spalt, zieht ihn wieder zurück und sagt denen im Zimmer etwas. Gleich darauf erscheint Hirsemann; sein Gesicht ist fahl wie eine getünchte Wand. »Herr Doktor, wir möchten um einen Rat bitten.«

In der Stube stehen der alte Diener, die Wenzel und Mamsell Engelke um einen einarmigen Mann, der ein gefaltetes Papier in der Hand hält, und Hirsemann sagt mit flatternder Stimme: »Er will es loswerden, Herr Doktor, aber keiner von uns will es ihm abnehmen.«

»Was haben Sie denn da?«

»Eine Depesche,« sagt der Mann.

»Nein, wir nehmen sie nicht an!« sagt Frau Wenzel feierlich.

»Dann lege ich sie eben hierher und gehe fort; Sie haben dann gesehen, daß ich sie ablieferte,« sagt der Einarmige.

Nornegast sieht von einem zum andern und findet auf jedem Gesicht den gleichen Ausdruck des Verstörtseins.

»Aber Sie müssen natürlich dem Mann seine Bestellung abnehmen,« sagt er. »Warum mögen Sie denn nicht? Eine Drahtnachricht ist doch nichts Besonderes!«

»Herr Doktor,« entgegnet Hirsemann bedeutungsvoll, »es ist *die* Depesche!«

Seine Stimme flackert noch mehr, und jetzt beginnt Mamsell Engelke zu schluchzen. Die Wenzel deutet auf den Mann und sagt: »Er hat mir damals die Nachricht von Wenzels Tod auch gebracht.«

Nornegast nimmt dem Boten das gefaltete Papier ab. Die Aufschrift lautet an die Domina. Obgleich ihn die klägliche Stimmung bedrückt, redet er beherzt. »Das ist doch eine Depesche wie jede andre. Ich begreife wirklich nicht ...«

»Wir wissen, was darin steht, Herr Doktor,« unterbricht ihn Mamsell Engelke. »Der Meier hat es uns mitgeteilt.«

Und der Einarmige senkt schuldbewußt den Kopf: »Sie haben es mir auf dem Amt gesagt: der junge Herr ist gefallen.«

Leise schleicht er davon, seinen Botenlohn im Stich lassend, den ihm Frau Wenzel nachtragen muß.

Hirsemann starrt auf das Papier in Nornegasts Hand: »Ich bringe es nicht fertig, das unsrer Gnädigen zu überbringen.«

»Frau Wenzel,« sagt Nornegast.

Die kleine Frau wehrt mit beiden Händen ab: »Ich? Gott bewahr' mich! Ich hab' da oben nichts zu suchen. Das ist Hirsemanns Sache.«

Mamsell Engelke, die in ihre Schürze weint, verläßt schnell das Zimmer, um sich einem Auftrag zu entziehen.

»Sie müssen es schon tun, lieber Hirsemann,« sagt Nornegast. »Übergeben Sie die Depesche nicht, aber legen Sie sie sichtbar in Frau von Manskirchs Zimmer.«

»Aber sie verläßt ja ihr Versteck nicht eher, als bis ich durch das Haus gegangen bin,« jammert der Alte. »Und gerade heute wollte ich aufsagen: Gib dich zufrieden und sei stille!«

»Sprechen Sie das immerhin,« sagt Nornegast, drängt Hirsemann das Papier fast gewalttätig auf und verläßt das Zimmer.

Am Treppenaufgang bleibt er stehen und umfaßt das Geländer. Henning ist tot! Das bedeutet für die Domina den Einsturz einer Welt. Und Melisse? Alles vergeblich, was getan ist! Soll er jetzt vor sie treten und ihr die Kunde bringen? In dem Aufruhr, den diese Nachricht entfesselt, geht alles unter, was er erhoffte: die endlich festgesetzte Aussprache wird wieder vereitelt, wieder folgen Jahre fruchtlosen Wartens, und ob sie dann noch stattfindet, ist höchst zweifelhaft. Nein, er muß wissen, wie Melisse denkt. Henning ist tot, aber er lebt, und die Lebenden haben recht. Eine kurze Frist ist ihm vergönnt, da er die Nachricht als erster hörte; er will sie nützen. Entschlossen steigt er die Treppe empor.

Melisse sitzt unter dem Bild der Königin Christine und wärmt ihre Hände, die in der Kirche erstarrten. Zuweilen faltet sie die Finger und murmelt einige Gebetsworte. Die Stunde

ist da, nun Kraft, Kraft! Ach, wie machtlos sie sich fühlt! Aber auch diese Stufe in ihrem Bußgang muß überwunden werden.

Sie vernimmt, wie er die Treppe heraufsteigt; sein Schritt zögert vor der Tür; als er klopft, fährt sie dennoch zusammen. Im Aufblicken streift ihr Auge sein Gesicht: nein, die Härte um seinen Mund ist nicht da. Die Stimme, mit der er sie grüßt, scheint verschleiert. Es liegt etwas wie Rührung in seinen Gebärden.

»Melisse, vor Jahren auf unserm Gang in der Unehre waren wir uns einig, daß wir das, was uns zusammenführte, in Ehren vollenden müßten, indem wir unsre Hände für immer ineinanderfügten. Es schien Ihnen damals noch nicht an der Zeit; ich sollte warten. Ich habe gewartet; zehn Jahre, Melisse! Sie wollten mich rufen. Ihren Brief, der mich hierher beschied, nahm ich als den Ruf. Ich bin gekommen.«

Melisse lehnt den Kopf an die Lehne ihres Sessels und sieht an ihm vorbei auf die Wand. »Sie haben recht, daß Sie Klarheit wollen, Nornegast. Sie und ich leiden, das darf länger nicht sein. Gewiß habe ich geglaubt, daß die Verbindung mit Ihnen alle Bedrängnisse löse. Aber ich lebe jetzt in Gottes Hand, und ob sein Wille sich mit Ihrem Willen deckt, das ist mir noch immer zweifelhaft.«

Er hat keine stürmische Liebesäußerung erwartet, aber ein Aufwallen, eine unbeherrschte Regung wäre jetzt, da er das ihnen Gemeinsame wiedererweckte, nicht erstaunlich gewesen. Statt dessen sprach sie von göttlicher Bestimmung und seinem Willen. War sein Wille nicht auch der ihre?

»Wenn eine Bestimmung ersichtlich ist,« sagt er, »so trat sie in jener Nacht in die Erscheinung, da wir uns finden mußten. Sagen Sie mir eins, Melisse: Lieben Sie mich nicht mehr?«

Sie lehnt sich, als hätte er ein Zeichen der Hingabe gefordert, zurück: »Fragen Sie nicht so, Friedrich Nornegast! Das Wort Liebe ... es haftet für mich noch zuviel an ihm, was mich erschreckt.« Sie versucht zu lächeln, da sie sieht, wie er den Kopf neigt, aber sie spürt, wie seine weiche Stimmung von ihm weicht.

»Ich stellte wohl diese Frage etwas übereilt,« sagt er. »Unsre Vereinigung ist heute ein Gebot der Pflicht und nicht der Liebe.«

»Der Pflicht an uns?«

»Zunächst ja, dann aber auch an dem Kind. Ich begreife, wie schwer es für Sie sein muß, davon vor andern zu sprechen. Erlauben Sie mir, dies alles zu schlichten. Darf ich mit der Domina reden?«

Hastig entgegnet sie: »Lassen Sie uns doch erst alle Möglichkeiten erwägen. Also da ist das Kind.«

»Unser Sohn!« ergänzt er. »Ist es nötig, von ihm zu reden? Er soll endlich wissen, was ihm zukommt, vor allem die Elternliebe.«

»Sie wollen also, daß er von Kaltenborn genommen wird?«

Nornegast sieht sie erstaunt an: »Was hat mein Sohn mit Kaltenborn zu schaffen? Ja, Melisse, fühlen Sie denn nicht, daß wir unsern Bund schließen müssen, um endlich die Lüge aus der Welt zu schaffen? Unser Kind nimmt einen Platz ein, der ihm nicht gebührt, und es wird uns dafür einmal zur Rechenschaft ziehen.«

Bei dem Wort Lüge schlenkert sie beide Hände durch die Luft, als wolle man sie zwingen, etwas Unreines zu berühren. »Ich weiß, ach, ich weiß, wir haben ein Unrecht begangen. Sehen Sie denn nicht, wie ich darunter leide? Ich will gar nicht geltend machen, warum ich es tat; nein, das will ich nicht; aber ich sühne ja unaufhörlich.«

Besorgt nimmt Nornegast ihre Hand: »Melisse, glauben Sie mir, ich weiß es. Aber glauben Sie mir auch dies: Mit diesem Beten und Werkeheiligtum schaffen Sie nimmermehr die Schuld aus der Welt. Es gibt nur einen Weg dahin, den des Bekennens, den, auf den ich uns weise, und führte dieser Weg auch an Gott vorüber, so wäre es nicht schade darum.«

»Lästern Sie nicht!« sagt sie streng. »Sie verstehen mich nicht.«

Er steht auf und tritt hinter seinen Stuhl. »Ich verstand Sie doch einst,« sagt er weich. »Ich verstand, warum Sie jenem Mann die Hand reichten, vor dem Sie doch zurückschraken. Das war hoher Opfersinn, den Sie bewiesen. Was Sie jetzt tun, verdient den Namen nicht, Sie zahlen damit einen zu hohen Preis.«

»Welchen Preis meinen Sie?«

»Den Makel unsrer Seele.«

Melisse rückt unruhig auf ihrem Stuhl. »Ich tue, was Gott fordert; ich werde es immer tun,« sagt sie. »Sie aber, Friedrich Nornegast, haben mir einst gesagt, daß sich die Ehe auf gegenseitiger Liebe aufbauen müsse. Lieben Sie mich denn noch, wie Sie es einst taten?«

Jetzt noch etwas von dem Strom in sich spüren, der ihn einst mit sich fortriß! Jetzt sie umfangen können und alle Bedenken in einem Kuß ersticken! Spukhaft huschen ihm Gretchens Worte durch den Sinn: 'O weh, deine Lippen sind kalt, sind stumm. Wo ist dein Lieben geblieben?' Er richtet sich in die Höhe. »Melisse,« sagt er, und sie hört, wie mühsam er seine Worte abwägt, »in dieser Stunde darf zwischen Ihnen und mir nichts als die lauterste Wahrheit sein. Meine Gefühle für Sie sind nicht mehr die brausenden, in denen ich Sie einst an mich riß; sie können es nicht sein, es liegt zuviel zwischen unserm Scheiden damals und dem heutigen Tag: die Qual des Wartens, Enttäuschungen, Abkehr vom Leben. Aber sie sind stark und treu. Sie dürfen es getrost wagen.«

»Wollen Sie mich, um mich glücklich zu machen?«

Er weiß, jetzt muß er sagen, was eine Frau nie verzeiht. Er müßte ihr entgegnen, daß wir nicht da sind, um glücklich zu sein, sondern um glücklich zu machen, aber er verlangt ja selbst seinen Platz im Licht. »Auch diese Frage will ich beantworten. Ich messe Ihre Not an der meinen und will sie enden, ja. Aber ich denke wohl vorerst an das einsame Kind, und ich denke auch an mich. Warum sollte ich es verhehlen, daß ich es nicht mehr tragen will, was ich trug. Ich will nicht, daß in meinem Leben etwas ist, das ich verbergen muß, daß ich mein Inneres keinem Freunde öffnen kann, ohne zu erröten.«

»Das ist wohl die Verschiedenheit unsrer Denkungsarten,« sagt Melisse. »Sie wollen die Last los sein, um Ruhe zu haben; ich trage sie, um das Los andrer zu erleichtern.«

»Melisse, wohin versteigen Sie sich?« ruft er.

»Oh,« entgegnet sie mit dem Lächeln einer Dulderin, »Sie, der Mann, würden ohne Bedenken für Haus Manskirch und Henning sterben, das glaube ich wohl. Ich aber lebe für sie — ein schweres Leben.«

»Ja,« sagt Nornegast, »das Leben für andre daranzugeben habe ich die Berechtigung; die Ehre würde ich auch für den Liebsten nicht verpfänden. Wissen Sie überhaupt, ob Ihr Opfer angenommen werden wird? Henning liegt im Felde. Wer dort ist, dessen Stirn rührt täglich an den Tod.« Jetzt ist seine Stimme wieder scharf und knapp, als ob sie die Mannschaft zum Sturmangriff riefe, und um seinen Mund ist die Härte, die sie fürchtet.

»Reden Sie so Schreckliches nicht,« sagt sie ängstlich. »Er lebt bis heute!«

Plötzlich erfaßt ihn ein wilder Trotz: Sie gibt sich einem Wahn hin; will sie nicht von ihm lassen, so wird er ihn zerstören und das Letzte wagen. Er tritt auf sie zu und sagt: »Melisse, Henning ist tot.«

Sobald er es aussprach, fühlt er, wie grausam er handelte. Sie sieht ihn an, als rede er irre.

»Ich sah die Nachricht eben, da ich zu Ihnen kam. Auch die Domina weiß es noch nicht.«

Über Melisses Schultern läuft ein Zittern; dann, als zerbreche sie die Erstarrung, springt sie jäh auf und eilt zur Tür.

In diesem Augenblick hat Nornegast eine Erscheinung: die Königin Christine lehnt sich aus dem Rahmen ihres Bildes zu ihm nieder, das häßliche Gesicht mit der blendendweißen Haut und der Raubvogelnase sieht ihn höhnisch an, als freue sich dieses Mannweib, daß ihm die Gelegenheit wieder unter den Händen zerrinne.

Da geht er schnell auf die Tür zu, und er erreicht sie noch vor Melisse. »Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen dies antun mußte, aber wenn Sie diese Nachricht auch erschüttert, unsre Aussprache muß doch enden. Sie haben für Henning gelebt, jetzt fordere ich von Ihnen mein Recht.«

Sie sieht ihn zornig an und bricht in Weinen aus, aber sie widerstrebt nicht, als er ihre Hand, die mit einer matten Bewegung nach der Klinke greift, erfaßt und sie zu ihrem Sitz zurückführt.

»Nicht noch einmal die Entscheidung aufschieben,« sagt er bittend. »Sagen Sie jetzt, was Sie wollen, nachdem Sie wissen, wie das Schicksal gesprochen hat. Sie hindert jetzt nichts mehr, Ernst als unser Kind anzuerkennen.«

Melisse nimmt schnell das Tuch von den Augen und sagt: »Da ist noch viel zu überlegen, und ich vermag es jetzt nicht. Sie sind grausam, Nornegast, Sie verlangen Unmögliches.«

»Wer seinen Frieden so dringlich suchte wie ich, der wird Unmögliches möglich zu machen versuchen, Melisse,« entgegnet er. »Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie mir in kürzester Frist angehören wollen, und ich geleite Sie zur Domina.«

»Sie werden die Herkunft des Kindes aufdecken?«

»Ja!« sagt er.

»Und Sie bedenken nicht, was Sie ihm damit antun! Es ist in großen Erwartungen erzogen. Und ich? Wissen Sie nicht, in welche Bedrängnis Sie mich bringen? Demütigung vor meinem Sohn, strafbar vor dem Gesetz, mein Name von den schmutzigen Mündern der Spötter besudelt!«

Er sieht sie erstaunt an. Ist das Melisse? Bis zu dieser Stunde war sie für ihn die stolze Königin, jetzt, da sie sich an das Kleine verliert, erscheint sie ihm so unwert. Nein, er will sie nicht demütigen, aber er kann sich nicht versagen, ihr sein Verwundern auszudrücken. »Was bedeutet das alles!« sagt er. »Um das Höchste zu erringen, dazu gehört freilich Mut.«

Das Wort trifft sie wie ein Schlag. Mit zitternden Lippen sagt sie: »Sie haben nicht das Recht, mir Mangel an Mut vorzuwerfen, denn Sie wissen nicht, wie ich es trug, was ich auf mich nahm. Wer sich täglich Gottes Geißel unterwirft, der gehört nicht zu den Feigen.«

Nornegast fühlt den Zorn in sich aufsteigen. Diese ichsüchtige götzendienerische Art sucht die Pein, die betäubt, nicht die, die befreit. Steine in die Schuhe, den Knotenstrick auf den Rücken! Tag für Tag auf den scharfkantigen Altarstufen einer eisigen Kirche knien und den Brand in der Brust anblasen! Ja, das kann sie. Aber das Wort finden, das demütigt und doch erhebt — nein, das kann sie nicht.

In diesem Augenblick haßt er Melisse, und es gewährt ihm eine wilde Lust, ihr weh zu tun. »Sie haben sich einen Gott zurechtgemacht, der für Sie paßt,« sagt er. »Ich fürchte, er hält nicht, was Sie von ihm erwarten.«

Melisse wiegt bedauernd den Kopf. »O, o!« sagt sie. »Glauben Sie nicht mehr an Gott?«

»An den, den Sie anbeten? Nein!«

Ihre Hände streichen an ihrem Kleid entlang, als wolle sie sich damit beruhigen. Daher der Trotz in seinem Wesen und die Härte um seinen Mund! »Herr Nornegast,« sagt sie langsam, »dann freilich kann keine Gemeinschaft zwischen uns sein!«

»Sie wollen also die Ehe nicht?«

»Nein,« sagt sie leise.

Einen Augenblick lang ist es still zwischen den beiden. Dann sagt Nornegast: »Ich danke Ihnen. Den Weg, der uns zum Frieden geführt hätte, habe ich Ihnen gewiesen; wollen Sie ihn nicht mit mir beschreiten, so suche ich ihn allein.«

Das ist also das Ende! Melisses Seele ist voll Trauer. Sie möchte ihm ein gutes Wort zum Abschied geben, denn sie fühlt, er ist ihr noch immer wert, und jetzt in seiner Herbigkeit erscheint er ihr kraftvoller als je. Aber seine letzten Worte schrecken wieder die feige Furcht in ihr auf. »Ich wünsche Ihnen, daß Sie den Frieden erlangen,« sagt sie zaghaft. »Doch vergessen Sie nicht, was einem ritterlichen Mann geziemt ...«

Seine Hände pressen die Lehnen des Sessels. »Gräfin!« ruft er drohend.

»... Ihnen ist die Ehre einer Frau anvertraut.«

Nornegast ringt nach Worten! endlich sagt er heiser: »Es ist unnötig, mich daran zu mahnen. Ihre Ruhe wird durch mich nicht gestört werden.«

Sie hebt zögernd die Hand, ein versöhnliches Wort drängt sich ihr auf die Lippen. In diesem Augenblick fliegt ein Schrei durch das Haus, mit dem alle Not der Menschenbrust ihre Bande bricht. Die beiden starren einander an, als habe ein Grausen ohnegleichen ihr Blut zum Gefrieren gebracht. Aber schon schließt sich über diesem fürchterlichen Laut die Stille wieder, und nur sein Widerhall zittert noch leise in den hohen Prunkgläsern auf der Wandborde nach. Jeder von ihnen weiß, wer diesen Schrei ausstieß.

Mit einem schnellen Griff rafft Melisse ihr Kleid und geht, und jetzt hält er sie nicht mehr auf. Nornegast ist allein und blickt sich erschüttert um. Da neigt sich aufs neue das weiße Gesicht der männlichen Königin aus dem Rahmen, und ihm ist, als flüsterten ihm die spöttischen Lippen zu: Die Beute sitzt im Eisen fest. Frauenehre, Frauenehre! Nun zeige, ob du ritterliches Blut hast! — —

Stundenlang liegt das Haus regungslos da, als sei sein Leben unter dem Ruf, den seine Herrin ausstieß, versteint. Nornegast steht am Fenster und blickt stumpf in die Schneehelle des Januartages. Das ganze Geflecht des Schicksals, in dem er, Henning, Melisse nur Maschen sind, entrollt sich vor seinen Augen.

Hirsemann kommt, ladet zum Essen und wartet ihm allein auf. Die Damen hat er entschuldigt, und als Nornegast nach der Domina fragt, schüttelt der Alte den Kopf. Das Geschick des Hauses, in dem er grau wurde, erfüllt sich; man muß es tragen.

Nach einigen Minuten schiebt Nornegast den kaum berührten Teller zurück und geht auf sein Zimmer, wandert durch den Raum, bis die Dämmerung einfällt und Frau Wenzel erscheint, die ihn bittet, zur Domina zu kommen.

Die Domina trägt schon ein steifes Trauerkleid und sitzt auf dem Sofa wie ein Bild von Stein. Sie erhebt sich nicht, sie grüßt nicht, sie sieht nicht einmal auf. Nornegast spricht einige teilnehmende Worte, aber er wählt sie vorsichtig, denn ihre Haltung sagt: Sage, was du sagen mußt, aber hüte dich, an meine Wunde zu rühren! Sie nimmt das hin und nickt stumm.

»Domina, ich wünsche, Ihnen irgendwie nützen zu können. Es wird mancherlei zu erledigen geben, etwa mit der Behörde.«

Es scheint, als besinne sie sich; dann schüttelt sie den Kopf.

»Wenn Sie keine Wünsche haben, würde ich morgen schon in der Frühe abreisen.«

Gewiß; sie nickt.

Er wollte noch eine Empfehlung an die Gräfin ausrichten, aber er unterläßt es. Eine Verlängerung dieses Beisammenseins bedeutet nur eine Vermehrung ihrer Qual. Ihre im Schoß ruhenden Hände gleiten unruhig übereinander; dabei fühlt sie wohl, daß auf dem Finger ihrer Linken noch ein Schmuckstück steckt. Sie zieht es ab und wirft es fast unwillig in die Schale auf dem Tisch. Es ist der Schicksalsring.

Nornegast steht abschiednehmend auf; jetzt erhebt sie sich auch und sieht ihn ein erstes Mal an, schaut ihn an, als solle sie ihn nie wiedersehen. Konnten diese Augen einst zärtlich blicken? Verstand es diese starre Hand einmal, Liebespfänder zu malen? Ihr Herz scheint nicht mehr zu schlagen, und vielleicht werden diese felsenharten Augenhöhlen eher vor Dürre bersten als eine lindernde Träne sie befeuchtet.

Sie will ein Abschiedswort sprechen und kann es nicht; sie neigt nur ein wenig den Kopf.

Da geht er.

Die Erben

Trotzig und bis in die Tiefen seiner Seele verhärtet geht Nornegast wieder ins Feld. Als er gegen Westen fährt, beginnt sich der Bann zu lockern, den der letzte Tag auf ihn legte; nun denkt er an sich. Die Fahrt ist lang genug, um die Ergebnisse seines inhaltleeren Lebens zu summieren.

Was nun? Um alles in der Welt, was nun? Jahre sind in Warten und Untätigkeit vertan; jahrelang hat er für das Vaterland gestritten. Darüber sind seine Pläne zerronnen, und seine

Arbeit blieb ein Bruchstück. Sein Hoffen? Ach, wer mag noch hoffen! Was nun?

Als er sich bei seinem Vorgesetzten zum Dienstantritt meldet, wird ihm Bedeutsames mitgeteilt: er ist aus dem Kampfgebiet in eine vor Jahren besetzte Stadt befohlen, die jetzt als Ruheplatz der Kämpfer dient, damit er Pflichtgefühl und Vertrauen unter den streitmüden Männern pflege. Das bedeutet eine Aufgabe, und der Wunsch, auf die Geister zu wirken, wird in ihm mächtig rege.

Fast vier Jahre schreibt jetzt das Schicksal an dem Buch von deutscher Not, schreibt es mit dem dürren Federkiel des Hungers, den es in Blut taucht. Noch immer weiß es von Heldentum zu sagen, aber das ist nicht mehr das Heldentum eines hohen Glaubens, sondern der Verzweiflung. Zweimal durchstoßen noch deutsche Männer die mit tausend Schrecken gepanzerte feindliche Mauer; aber wenn die Kräfte des Leibes versagen, trägt sie kein Flügel des Geistes weiter.

Nornegast sammelt die Abgekämpften um sich, liest ihnen vor, spricht mit ihnen, facht die Funken in der Asche an: Deutschland kann nur leben durch euch! Sie hören ihm zu und schweigen. Überall stößt er auf schweigendes Versagen. Sie sagen nicht nein, sie sagen ja, ja. Aber dies und das wortlose Zur-Seite-sehen, das ist es eben!

Der Modergeruch der sterbenden Zeit ist überall. Die wilden Zuckungen schwer zu bändigender Triebe mehren sich; der Wille zum Sieg versinkt in der elenden Pfütze eines verzweifelnden Gleichmuts: Wurzellose und Heimatfremde ersinnen wohlklingende Namen für den Verrat. Das Gericht scheint unaufschiebbar, seit man die Führer mit Blindheit geschlagen sieht. Nornegast sucht das Gewissen zu wecken. Ach, wo ist das Gewissen! Kein Wort vermag einen Funken aus dem Stein zu reißen.

Als der Herbst die Blätter vom Geäst pflückt, beginnt die Lüge treue Männer waffenlos zu machen. Sie hat die widerlichste Heuchlermaske, die je und je die Welt sah, vor das häßliche Gesicht gebunden und prahlt mit Gerechtigkeit. Wie die Haltlosen und Nimmerfesten nach dem Köder Völkerbund schnappen! Die Vernunft ist nie schamloser preisgegeben worden als jetzt.

Rückwärts, rückwärts! Aufgegeben der Boden, der so teuer erkauft ist. Ein wildes Geschlecht verschachert das Erbe seiner Toten. Wer spricht noch vom Feld der Ehre? Mit dem zähen Kot der von Rad und Roß aufgewühlten Straßen schleppen sie zähneknirschend die Schande in die Heimat.

Auch Nornegast erhält den Befehl, zurückzugehen. Die Arbeit vieler Monate ist vergeblich gewesen.

Am letzten Abend geht er abschiednehmend vor die Stadt. Zwischen sturmverwehten Bäumen, unter fliegendem Graugewölk gelangt er auf die Hochfläche, auf der die Scheuer des Todes, der Heldenfriedhof, liegt. Das Gestein, das die Pforte bildet, ist von Künstlern mit Sinnbildern geschmückt. In einen Block grub der Meißel die Inschrift: Der Maire der Stadt versprach feierlich, diese Stätte unversehrt zu erhalten. Nornegasts Lippen pressen sich bitter aufeinander. Feierliches Versprechen! Ha, wie sie den abgenötigten Verspruch brechen werden!

Da sind die langen Reihen der weißen Holzkreuze auf den schmucklosen Hügeln. Alle, die hier liegen, sind vergangen wie zitternde Funken, die eine Hand aus geöffnetem Fenster in das Dunkel der Nacht streute. Alle? Wirklich alle?

Nornegasts Hände krampfen sich um den Korb seines Degens. Eine Schar dunkler Vögel flüchtet vom Wind gejagt vorüber. Drüben auf dem Dach der Ferme ragt schwarz die leere Stange empor, um die noch vor wenigen Tagen knatternd das Fahnentuch mit den deutschen Farben schlug. Wer riß es herab? Keiner fragt danach. Alles vorbei!

In diesem Augenblick schwillt ein Tönen wie ferner Gesang von der Erde herauf. Rauscht der Wind in den Drähten? Nein, es kommt von unten her, und jetzt formt es sich zu Worten.

Wir schlafen, aber unser Blut wacht. Was die schwarze Erde trank, das klopft hier unten und murrt: Liegt noch kein Schimmer der Morgenröte auf den fernen Windmühlenhügeln?

Was stampft müde über uns dahin und wandert ohne Aufhören rückwärts? Es klingt nicht wie das Hüpfen lachender Tänzer, die vom Sieg kommen; es klingt wie das Schleichen derer, die von der großen Festtafel des Leibes aufstanden, um sich an der Tafel der Not wieder niederzulassen.

Wir sind die von Träumen Schweren, aber unser Blut ist wach. Es floß in die große Opferschale, die in den schattenlosen Händen der Ewigkeit ruht, und die Tat heißt.

Wir träumen von Stimmen, die Nein! rufen und das Nichts fordern. Wir sind still; aber unser Schweigen ist ein Ja und ein Dennoch und eine stumme Kraft.

Aus der Opferschale wird wieder das Licht in die Welt fließen. Wir schlafen, aber unser Blut wacht! —

Der Klagesang verhallt in den sinkenden Abend. Langsam kehrt Nornegast zur Stadt zurück.

Hier ist das Getöse einziehender Kraftwagen, die die Straße hinabdonnern; lange Züge von Fuhrwerk halten an den Wegrändern; zwischen ihnen eilen Männer in lehmigen Waffenröcken, die aus dem Feuer der Verfolgung kommen. Eine Heerschar ist zurückverlegt und begehrt Unterkunft. Lauernd stehen die Einwohner auf



Stephan Lochner: Maria im Rosenhag

Original im Städtischen Museum zu Köln

den Schwellen der Häuser. Diese Ackerbürger in groben Holzschuhen, die ihre Hände in die Taschen stopfen und die kurze Pfeife in den Mundwinkel klemmen, sehen hämisch den Ankommenden entgegen und verhehlen nur schlecht den Ausdruck der Schadenfreude: Endlich sitzt es ihnen einmal im Nacken, den Hochmütigen!

Von der hohen Gartenmauer des Maires hängen die welken Rosenranken. Blühte es hier um die Steinwand nicht vor kurzem noch rot? O Deutschland, dein Licht und deine Nacht! Nornegast schlägt den Weg ein, der zum Bahnhof führt. —

Im neuen Rastort sammelt er aufs neue seine Leute, aber der Wahn der Wurzellosen ist in ihnen wie ein Fieber. Eine große Vergangenheit stirbt, und jene wollen sie beerben; da drängt sich die Menge herzu, um am Leichenschmaus teilzunehmen.

An einem Morgen, der schwere Nebel über die Stadt wälzt, geht Nornegast durch die Straßen. Vom Kirchturm her klingt der dünne Ton einer Sterbeglocke, und schon naht der Totenzug: der schwarze Wagen mit dem Sarg, der Kreuzträger, der betende Priester, das Gefolge. Doch was ist das?

An dem Geleit vorüber drängt ein andrer Zug, Wehrmänner mit aufgeknöpften Mänteln und in den Nacken geschobenen Mützen, denen eine rote Fahne vorangetragen wird, hinter ihnen der Pöbel, der aus seinen Winkeln hervorkroch, als die Witterung von etwas Faulem in der Luft lag. Neben den Erben eines Toten suchen die Erben des Reiches ihren Weg. Nieder mit den Riegeln der Gefängnisse! Fort mit den Türen der Vorratsgewölbe! In den Schmutz mit allem, was an die Vergangenheit erinnert!

Die Sterbeglocke wimmert über den Dächern: das Ehrengeläut eines Begräbnisses, das Armesündergeläut einer Hinrichtung. —

Wenige Wochen später fährt Nornegast durch die Nacht in die Heimat. Mit einigen zwanzig Männern befindet er sich in einem dunklen Packwagen. Keiner sieht den andern, keiner schläft. Als er vor mehr als vier Jahren hinausfuhr, war das Wort Vaterland in aller Mund; heute schleichen alle Reden scheu um das Wort wie um etwas Schändliches herum. Jeder spricht von seinem Kram, und Nornegast, der auf einen Laut des neuen Menschen lauscht, wartet vergebens.

Eine junge helle Stimme wirft in den Redefluß einen großen Gedanken: »Kameraden, es ist nicht auszudenken, wie es sein wird: Wir werden Ruhe haben und unsre Kinder auch und alle, alle Menschen, die nach uns kommen. Ewiger Friede, welch ein Geschenk!«

Die andern schweigen. Das tönende Wort des jungen Schwärmers reißt sie nicht fort. Diese Friedenversicherungsgesellschaft? Nun, man muß abwarten! Alle Reden von Weltbürgertum klingen wie echtes Gold, aber sie sind federleicht.

Die tiefe Stimme eines Mannes sagt: »Wenn sie uns nur achten werden! Es ist doch ein gewagtes Spiel, das wir treiben.«

Sofort schreit ein Heiserer: »Was da, achten! Wenn ich satt bin, schert mich alles andre nicht.«

Und ein andrer pflichtet dieser Sklavenmoral bei: »Wir schaffen ein neues Menschenrecht; das alte ist zerbrochen.«

Da fragt Nornegast in das Dunkel: »Wenn man es nur annimmt, dies neue Menschenrecht! Wer die alten Rechte zerbrach, kann nicht erwarten, daß man seine Gesetze hält!«

Einen Augenblick lang ist es still; dann schreit die harsche Stimme: »Du da drüben, hast du etwa noch nie das Recht gebrochen? Und verlangst doch, daß man deine Forderungen erfüllt.«

Nornegast will etwas entgegnen und findet kein Wort. Das Wort des einfachen Mannes hat ihn gemahnt, daß er selbst in die Heimat zurückkehrt als Erbe einer Schuld, die zu sühnen er auszog.

Der Antichrist

Ohne eine starke Zuversicht, aber mit dem brennenden Verlangen nach Betätigung legt Nornegast den Waffenrock ab. Die Welle, die ihn ergriffen hat, trägt ihn in die große Stadt, die nahe der südlichen Berggrenze des Landes liegt, und er beschließt, fürs erste hier zu bleiben. Er fürchtet die winterliche Einsamkeit in Parsenow.

Einmal hört er den Namen des Grafen Rhenschild im Zusammenhang mit einer Drohung nennen: man müsse mit diesen Deutschtümlern endlich einmal aufräumen. Richtig, der Professor wirkt ja in dieser Stadt! Er glaubt, den Mann, den er um seines mutvollen Bekenntnisses willen verehrt, warnen zu müssen; eigentlich aber verlangt es ihn, sich jenem mitzuteilen und seine Ansicht zu hören. So steigt er bald danach die Treppe empor, die zur Wohnung Rhenschilds führt.

Der Entschluß ist in drängender Hast gefaßt. Als er vor der Tür steht und schon nach dem Griff der Flurglocke greift, durchfährt ihn jäh der Gedanke an das, was ihn einst von diesem Mann trennte und jahrelang von ihm fernhielt. Vor Rolf Rhenschilds Blick wird er die Augen niederschlagen müssen, und die Scham wird seine Stirn färben. Die Hand zuckt von dem Ring zurück, aber diese Bewegung bringt die Glocke drinnen zum Tönen. Hastig kehrt er um, eilt wie ein Flüchtling die Stufen hinab, bleibt mit verhaltenem Atem auf einer Stufe stehen, als er hört, wie droben die Tür geöffnet und wieder geschlossen wird, und verläßt dann auf leisen Sohlen das Haus. —

Die Zeit kreißt, und jeder fühlt wie das Tier, das im voraus das Nahen des Unwetters empfindet, daß ihr dunkler Schoß Schreckliches gebären wird. Man knebelt ein Volk, das tapfer seine Heimat verteidigte, und schlägt den wunden Leib mit Peitschen des Hohns; aber das ist nicht das Ärgste. Das ärgste Übel sind die Fieber, die durch das Blut des geschändeten Leibes rastlos irren.

Nornegast betritt den Saal, in den ein weitverbreiteter Aufruf zu einer Versammlung eingeladen hat. Durch eine Seitenpforte erlangt er mühsam den Eintritt, denn schon sind Türen und Gänge von einer zahllosen Menge besetzt. Aufgeregt wenden die Menschen die Köpfe. Auf dem Hochsitz haben sich Führer und Sprecher um einen Tisch gesammelt. Unter den Männern sind viele Fremde, deren Angesichter nicht die Züge der Blutverwandtschaft zeigen; das unordentliche Gebaren einiger Frauen verrät wenig Besonnenheit.

Die Reden offenbaren die innere Unstete der Leiter: zügellose Entblößung und krampfhafte Verzerrung aller Gefühle. Ein Weib sucht die Männer zu übertreffen, indem es in seinen Worten das Äußerste an Selbstbeschmutzung leistet und diese mit Gebärden begleitet, die an die Raserei der Derwische erinnern. Seine gellenden Schreie erschüttern die Sinne: »Fort mit dem Geldvermögen —, wir sind das Rächerschwert! Fort mit dem Vaterland —, wir sind das neue Reich! Fort mit dem Glauben —, wir sind der Antichrist!«

Die von Entsetzen betäubte Menge wiederholt dumpf die Rufe.

Nornegast spürt, wie dieser Wahnsinn die Köpfe umnebelt. In dem Drang, sich von einer gewaltsamen Verstrickung zu befreien, arbeitet er sich durch die Masse, in die er eingekeilt ist, bis er an den Rednerplatz gelangt, beugt sich zu dem Leiter nieder und sucht ihm begreiflich zu machen, daß er um die Erlaubnis bitte, reden zu dürfen. Der kleine Fremdling staunt ihn an, als sähe er einen Irren vor sich. Er kann nicht glauben, daß es einer wagen will, sich in diesen tobenden Strudel zu stürzen; endlich winkt er gutmütig Gewährung, und Nornegast tritt vor.

In diesem Augenblick sieht er Professor Rhenschild, der in der ersten Reihe der Hörer unbefangen sitzt. Sein langer Bart ist grau geworden, sein Antlitz durchfurcht, doch die Art, wie er jetzt Nornegast über die Brillenränder fort betrachtet, macht ihn unverkennbar. Nornegast muß lange warten, bis sich die Unruhe der Menge so weit gelegt hat, daß er sich verständlich machen kann. Während dieser Zeit fühlt er die erwartungsvollen Blicke Rhenschilds unausgesetzt auf sich gerichtet. Er leidet darunter und muß es doch dulden. Endlich kann er sprechen.

»Ich bitte nur um die Antwort auf eine Frage, die ich im Namen aller derer stelle, die das Glück des Landes wünschen,« ruft er und wendet sich dann an den Tisch der Sprecher. »Sie versprechen die Zerstörung dessen, das uns blieb; wir glauben, daß Ihnen das gelingen wird. Aber wir verlangen die Gewähr, das Reich dann auch in der Vollkommenheit wieder herzustellen, wie Sie es uns soeben in Aussicht stellten. Können Sie uns dafür Sicherheit bieten?«

Im Saal ist es still geworden. Nach einer Pause erhebt sich der Kleine aus verdutztem Staunen und sagt: »Jawohl, das können wir.«

»Ihr Wort in Ehren!« fährt Nornegast fort. »Aber können Sie uns nicht größere Bürgschaft bieten als ein Versprechen? Es steht sehr viel auf dem Spiel.«

Der Befragte zuckt spöttisch die Schultern: »Wir sind davon überzeugt. Aber, meine Güte, wenn Sie uns nicht glauben ...«

»Sie fordern den Glauben für sich, den Sie doch beseitigen wollen?«

Das Gesicht des Kleinen nimmt einen bösen Ausdruck an: »Sie schulmeistern uns hier, als wären wir dumme Jungen. Sie sind wohl ein Spitzel?«

Dieses Wort fällt in die Unruhe der Menge wie ein Funke in dürren Zunder. Das Weib tritt auf Nornegast zu und schüttelt die Hände vor seinen Augen: »Wir sind das neue Reich! Wir sind das Racheschwert! Wir sind der Antichrist!« Der aufbrausende Lärm verschlingt jedes Wort. Nornegast fühlt sich gestoßen, emporgehoben und wie ein Ball davongewirbelt; er verliert den Boden unter den Füßen und kommt erst wieder zur Besinnung, als die Nachtluft um seine Stirn streicht.

Den Taumelnden faßt eine Hand, die ihn fortzieht; eine Stimme sagt: »Kommen Sie, Doktor!« Eine große Gestalt geht dicht an seiner Seite; als er sie betrachtet, erkennt er den Professor.

Nach einiger Zeit sagt Rhenschild: »Ein etwas seltsames Wiedersehen! Sie haben nun den Brodem dieser Hölle gekostet, in der es weder Vernunft noch Widerspruch gibt. Ich war dort, um zu beobachten, wie sich einer meiner besten Schüler mit seiner neuen Rolle als Volksführer abfindet. Er war nie fest und wird es auch hier nicht sein. Es ist schade um die Menschen.«

»Aber die Männer der Wissenschaft sind die einzigen, die jetzt helfen können,« sagt Nornegast.

Rhenschild bleibt stehen und blickt ihn erstaunt an: »Die Wissenschaft? Nein, mein Lieber. Sie kann wohl ein Feuer schüren und einen kleinen Kreis damit erhellen; die Flammen, die sie weckte, löschen oder eine lebensfähige Wärme erzielen, das kann sie nicht.«

»Wenn sie jetzt versagt, müßte ich an ihr verzweifeln.«

»Das hab' ich seit langem. Ertragen Sie das Ergebnis mit Fassung: sie wird versagen.«

»Was soll aber dann werden?«

»Hörten Sie es nicht?« fragt Rhenschild. »Muspilli, das Reich des Endechrist, wurde ja laut genug da innen ausgerufen. Bisher sahen wir von dem doppelstirnigen Kopf des Antichristen nur das Gesicht des Lügners und Spötters, morgen vielleicht schon werden wir das Gesicht des Mörders von Anfang erblicken!«

Nornegast schüttelt den Kopf: »Es gibt doch auch redliche Leute unter ihnen.«

»Ja, ein paar sind wohl dabei, aber die werden schweigen müssen. Diese Heilande und Apostel tragen fast alle einen Riß, der ihr sittliches Empfinden spaltet, heißt er nicht Unlauterkeit, so heißt er Selbstbetrug. Ihr Reich ist nur von dieser Welt. Aber da wären wir ja vor meinem Haus! Kommen Sie mit herauf?«

Nornegast dankt. Nein, lieber noch einmal zwischen den Fäusten des Pöbels hindurchgehen als im Gericht der Worte vor diesem Mann stehen. Er berührt flüchtig die Hand, die ihm Rhenschild entgegenstreckt; auf die Einladung, ihn und Karin zu besuchen, hat er nur zu erwidern, daß er bald abreisen werde. Er bittet, Empfehlungen auszurichten, und geht müde und wie zerbrochen nach Hause. —

Die kochende Erregung, die den Saal erfüllte, ist schon am folgenden Tage dampfend über die Stadt ausgegossen. Die leergebrannten Krater der Menschenbrust speien jetzt aufs neue das Verderben auf die Einwohner. Durch die Straßen fegt das Reihenfeuer der Maschinen, von den Dächern prasselt der Kugelhagel auf das Pflaster. Ruhig ihren Weg gehende Menschen werden aufgegriffen, fortgeschleppt oder an die nächste Wand gestellt und niedergeschossen. Wüste Gesellen machen den Zaunpfahl zur Waffe und beginnen zu plündern.

Der Antichrist ist in Kains Gestalt erschienen und hebt die roten, von rauchendem Blut gefärbten Mörderhände. Sein Kennzeichen ist der Zug der Unstete im flimmernden Blick, und der Knechtsinn, der widerlich ist, wenn er Höherstehenden schmeichelt, aber ekelerregend, wenn er vor der Masse kriecht, betet ihn an.

Tagelang schreitet der Mord durch die Straßen; endlich heißt es: Von außen naht Hilfe! Da geht Nornegast wieder aus, um sich Gewißheit zu holen. Er überschreitet einen Platz, auf dem sich einige zottige Burschen rekeln. Der eine deutet auf ihn, die andern stecken die Köpfe zusammen; vielleicht erkennen sie ihn als den, der in jener Versammlung Aufsehen erregte. Er wird angerufen; ehe er sich umwenden kann, fliegt eine Kugel an ihm vorbei. Die Mündung eines Gewehrs richtet sich auf ihn. Er ist verhaftet.

Wenige Minuten später sitzt er auf einem schmierigen Ölfaß in einem halbdunklen Kellergelaß zwischen Männern und Frauen, die irgend etwas Furchtbares erwarten. Jenseits der Tür fluchen und lachen die Wächter, durch die oberen Hälften schmaler Luken sieht man die Füße derer, die auf der Straße vorübergehen.

Eine Frau an Nornegasts Seite, die einen Säugling im Schoß hält, jammert leise; ein Mädchen, das im Erleben von Unerhörtem den Verstand verloren zu haben scheint, geht, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, ruhelos umher. Auf einer umgestürzten Karre sitzt ein Priester, der, ohne aufzusehen, die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten läßt. Aus einem dunklen Winkel, wo ein Kohlenhaufen aufgeschüttet ist, vernimmt man ein Zwiegespräch.

»Also, ich versichere Sie, die Wissenschaft wird die Herrin der Zeit werden.«

»Sie wird es nie werden, wenn sie sich nicht völlig wandelt.«

»Wie meinen Sie das? Wandeln!«

»Sie ist in ihre Doktrinen verrannt, darum ist sie weltfremd geworden. Sie wurde durch ihre Erfolge hochmütig, darum begreift sie den Menschen nicht mehr.«

»Aber erlauben Sie ...« —

In kurzen Abständen wird die Tür geöffnet: ein neuer Gefangener tritt ein, bleibt vom Dunkel befangen stehen und sucht sich dann irgendwo einen Fleck, auf dem er sich niederlassen kann. Einmal wird ein zierlich gekleideter Herr in hellem Mantel unsanft hereingestoßen.

»Ein Kriegsgewinnler,« murmelt jemand, als sich die Tür geschlossen hat.

Der Herr hat das Wort verstanden und verneigt sich höflich gegen die Stelle, woher es kam.

»Bedaure, nein!« sagt er. »Können Sie mir aber wohl etwas Geld leihen?«

Als keiner antwortet, geht er bis zu einer Luke, streift seine neuen Handschuhe ab, betrachtet einen Augenblick seine gepflegten Finger und rüttelt dann entschlossen an den rostigen Gitterstäben.

Das irre Mädchen fängt plötzlich an zu schreien: »Er wird uns alle umbringen. Wenn sie es merken, schlagen sie uns tot!«

Dann kommt die Nacht, die voll Schrecken ist. Draußen fallen Schüsse, drinnen ist die Kälte und die Todesangst. Der Priester murmelt Gebete, das Mädchen streicht ruhelos umher, auf dem Kohlenhügel wird das Gespräch wieder lebhaft.

»Sie werden doch zugeben, daß die Idee der Anfang und das Ende alles menschlichen Wirkens bedeutet.«

»Gewiß, aber Ideen sind fruchtlos, wenn sie kein Ideal schaffen.«

»Das ist nicht immer nötig.«

»Ja, dann haben wir eben den Rationalismus, der über die Dinge redet und doch ihr Wesen nicht erfaßt.«

Plötzlich ruft die Stimme des zierlichen Herrn dazwischen: »Bitte, lassen Sie uns endlich mit Ihrer Philosophie in Frieden; sie ist für die Katz! Was uns not tut, ist eine Tat.«

Als der Morgen dämmert, wird die Tür geöffnet. Zwei Burschen besetzen den Ausgang; ein Mensch, der eine Büchse auf der Schulter und eine Laterne in der Hand trägt, tritt ein und leuchtet umher. »Die Weiber heraus!« ruft er.

Die Frauen beginnen zu weinen, weil sie glauben, ihr Ende nahe.

»Macht, daß ihr fortkommt,« fährt der Mann fort. »Ihr seid entlassen. Und was hockt da? Ein Kerl in Weiberröcken? Vorwärts, Pfaff, dich brauchen wir auch nicht.«

Sie gehen mit zaghaften Schritten. Die Mutter wendet den Kopf rückwärts, als fürchte sie, von den Burschen an der Tür hinterhältig niedergeschlagen zu werden. Den Zurückbleibenden werden die Hände auf dem Rücken verschnürt.

»Wohin geht's?« fragt der Herr im hellen Mantel.

»Nur eine kleine Spazierfahrt.«

»Ins Jenseits?«

»Kann schon sein. Ob früher oder später, macht nicht viel aus.«

Die Männer werden wie zusammengekoppeltes Vieh auf den Bahnhof und in bereitstehende Wagen getrieben.

»Man will uns als Geiseln mitnehmen,« flüstert der zierliche Herr.

Nornegast nickt, denn das erscheint ihm auch als das Wahrscheinliche; bewaffnete Männer und Weiber, Jugendliche und Kinder belegen auch Plätze in dem Zug, steigen wieder aus und bewegen sich auf dem Bahnsteig. Sobald einer der Gefesselten Miene macht, mit einem Leidensgefährten zu sprechen, hebt der Bursche, der ihnen als Wächter gesetzt ist, das geladene Gewehr, fingert an dem Abzug und freut sich, wenn die Bedrohten ängstlich die Köpfe ducken.

Auf das Nebengleis schiebt sich langsam ein Güterzug, dessen Wagentüren das Bleisiegel tragen. Er wird von den auf dem Bahnsteig Stehenden nicht bemerkt; die im Zug sitzen, beachten ihn nicht. Man schwatzt und raucht weiter, klettert in die Abteile und wieder hinaus.

Plötzlich läuft eine Bewegung durch die wartenden Menschen, wie ein Wind, der die Oberfläche eines Wassers kräuselt. Mit erregten Gebärden hastet ein Mann den Steig entlang und ruft den Gruppen etwas zu, und jetzt ist der eben eingetroffene Zug der Gegenstand des Interesses.

Jemand ruft: »Fort doch! Warum fahren wir nicht ab?«

Ein andrer ruft dagegen, daß man warten müsse, bis die Letzten da seien.

»Hol' sie der Teufel! Es geht um unser Leben.«

Alles, was außen war, drängt jetzt in den Zug hinein und besetzt mit gespannten Mienen die Fenster.

»Es ist etwas im Gange,« flüstert der zierliche Herr. »Geben Sie acht, wir landen doch noch nicht im Jenseits.«

Ein schönes Mädchen mit herrischen Augen fordert, daß die Gefangenen freigelassen werden, weil sie den Flüchtenden nur den Platz fortnehmen; aber der wachthabende Bursche schüttelt den Kopf und weist einen schriftlichen Befehl vor.

Jetzt läuft der diensttuende Beamte an dem Zug entlang; zwei bewaffnete Soldaten folgen ihm. Wie um alles in der Welt kommen die hierher? Da, aus den Wagen auf dem Nebengleis, deren Türen jetzt geöffnet sind, strömt es heraus; es sind hundert, zweihundert und noch mehr. Das also hüteten die Bleisiegel! Den Beamten hört man rufen: Abfahren! Gleich darauf fällt ein Schuß.

Das Mädchen, das aus dem Fenster sah, fährt zurück und sagt: »Jetzt haben ihn die Hunde niedergeknallt!« Es zerrt eine Pistole aus dem Gürtelband und schießt auf die Soldaten.

Was jetzt geschieht, ist das Werk von Sekunden. Der Zug gleitet aus der Halle; unter dem Hufschlag vorübergaloppierender Pferde spritzen die Schottersteine des Bahndamms auf; Schüsse, Rufe, wieder Schüsse! Dann umklammern die Bremsen die knirschenden Räder. Soldaten strömen herbei; man feuert aus den Wagen auf sie und zwingt sie, sich niederzuwerfen und wieder zu schießen. Die Schöne mit den herrischen Augen kämpft wie eine Wahnsinnige.

Die Kugeln schlagen durch die Wagenwände, zersplittern das Glas und zerschroten das Eisen. Und entmenschtes Geschrei hüben und drüben.

»Stopft die Gefangenen vor die Türen!« schreit der Wächter, da spaltet eine Kugel sein Hirn.

Der zierliche Herr tupft sich einen Spritzer vom Kinn und murmelt: »Wie ekelhaft! Wirklich eine absonderliche Art, jemanden zu befreien!«

Der Antichrist mit Kains Gesicht. Ob wohl die wilden Naturen, die ihn riefen, auch hier sind und sehen, wie die Altäre, die sie aufrichteten, von Opferblut triefen? Nornegast hat sich in eine Ecke gedrückt und erwartet das Ende. In dieser Stunde wendet er sich von der Wissenschaft ab: ‚Was frommt es, an einem Werk zu schaffen, das der Menschheit dienen will und dem Menschen nicht hilft? Bauet an der Veredlung des Menschen, und seine Gemeinschaft wird besser sein.'

Das Getöse verhallt endlich, und die Soldaten durchsuchen den Zug. Die Stricke an den Händen der Gefesselten werden diesen zu Freibriefen. Dann besetzt die Rächerschar die Stadt.

Sechs Tage lang mähen die Waffen unter Verführern und Verführten, unter Feigen und Frechen. Langsam lenkt das Leben wieder in die Bahn der Ordnung ein. Mit dem ersten Zug, der die Stadt wieder verläßt, fährt Nornegast nordwärts auf Parsenow zu.

Der Meister

Lichttrunken liegt das Land am Johannistag, als die Jungscharen singend und unter Lautenschlag zur Höhe des alten Burgberges steigen. Alle Wege sind mit blanken Sonnenringen bestreut, Kerfe mit grünspanen Flügeldecken klettern über Baumwurzeln, und die Luft ist erfüllt vom Summen des beschwingten Volks, das um rote Nelken und wiegende Gräser tanzt. Trinkt den Atem der Schöpfung! Trinkt die Freude!

Die jungen Lippen der Knaben und Mädchen, die sich zu Ehren des Sommers für die Bergfahrt mit Kränzen und grünen Läubern schmückten, trinken in tiefen Zügen Licht und Luft und lachenden Frohsinn. Im Volk der Wunden und Siechen sind sie das werbende Blut, die Hoffnung auf eine bessere Zeit. Sie sind sich der Verantwortung bewußt und tragen darum ihre Armut mit Stolz.

Die ersten haben den Gipfel bereits erklommen, und die bunte Schar beginnt den Burghof zu füllen. Der Meister, der sie berief, steht am Torbogen, um die Ankommenden zu begrüßen. Jedem reicht er die Hand, für jeden hat er ein heiteres Wort bereit, und während er scherzt, streift sein helles, glückhaftes Auge über die gewundenen Steige an der Berglehne, auf denen immer noch neue Scharen herbeiwallen.

Ein schlanker Jüngling mit edlen Zügen tritt herzu und beugt sich grüßend vor dem Meister, der ihm beide Hände reicht.

»Ei sieh da, Dietmar!« ruft er. »Das freut mich, daß Sie da sind. Haben die gestrengen Herren Magister doch ein Einsehen gehabt und Sie freigelassen?«

»Ja, Meister,« erwidert der Junge. »Sie haben sich sehr gesträubt, mir Urlaub zu geben. Aber mir lag sehr daran, den Doktor Nornegast zu hören, und so bat ich fort und überreichte ihnen seine Schrift vom Wesensucher; darauf befreite man mich für zwei Tage vom Unterricht.«

»Also das Buch hat es geschafft?« ruft der Meister fröhlich. »Gepriesen sei der Doktor Nornegast! Nun, Dietmar, Sie werden ihn hören, denn er ist zur Stelle. Sehen Sie, dort steht er, neben dem Herrn Weißenthurn. Ich wünsche Ihnen, daß Ihnen alle Mühe gelohnt werde, die Sie aufwandten, ihn zu hören.«

Er drückt dem Jüngling kräftig die Hand und wendet sich, als dieser weitergeht, zu dem Mann an seiner Seite: »Da hätten wir ja nun, ohne es zu wollen, in dem Nornegast so etwas wie eine Zugkraft, mein lieber Eckhart.«

»Du hattest Bedenken, seiner Bitte, hier sprechen zu dürfen, nachzugeben,« sagt der andre.

»Und bin noch nicht frei von ihnen,« entgegnet der Meister. »Die leidige Sorge, jemandem weh zu tun, der sich zu einem guten Werk drängt, ließ mich endlich ja sagen. Es wird sich heute zeigen, ob er von unserm Geiste ist.«

Dietmar ist am Eingang des Burghofs stehengeblieben und hat den Mann betrachtet, den ihm der Meister wies, und dessen Schrift so großen Eindruck auf ihn und seine Genossen machte. Dann geht er weiter, tauscht hier und da mit Freunden einen Gruß und sucht seinen Platz in der Nähe des schartigen Bergfrieds, wo neben einem wilden Rosenstrauch der Redner stehen wird. Seiner besinnlichen Art ist Sammlung vor den Reden genehmer als Geschwätz.

Als sich die große Schar gesammelt hat, tritt der Meister vor und führt Nornegast ein. Ernst sieht dieser auf die Jungen zu seinen Füßen, die ihn mit frohen Augen grüßen; sein Herz ist voll Freude. Da ist die Gemeinde, die Deutschlands Zukunft darstellt, die er gesucht und um die er geworben hat. Aus der Fülle seines Lebens wird er ihnen das Beste darreichen und damit die Brücke schlagen zwischen sich und ihnen. Seine Gestalt strafft sich, als er zu reden beginnt.

Er legt die Worte Walthers von der Vogelweide zugrunde, die der ritterliche Sänger einst in banger Sorge um Deutschlands Gedeihen fand: ‚Swaz nu da von geschehe, meister, daz vint!' Wir suchen einen Weg, der aus unsrer Nacht zur Höhe führt. Was dazu geschehen muß, um ihn zu entdecken, Meister, das find! Er weist als Weg die Einkehr zum Wesen des deutschen Volkstums.

Seine Blicke gleiten über die Schar der Hörer hin und bleiben an einem Jüngling haften, der dicht vor ihm steht und angespannt lauscht. Er hat die Hände in den Ledergürtel eingehenkt und den Kopf in den Nacken gelegt, um die Augen vor der blendenden Sonne zu schützen. Dieser Junge erinnert ihn plötzlich an seinen Sohn. Er ist älter als Ernst, gewiß, und ob er ihm gleicht, weiß er nicht, aber in wenigen Jahren könnte Ernst auch so jugendbewußt und selbstsicher dastehen. Die Erinnerung beseelt ihn wunderbar, und er redet eigentlich nur zu dem einen, in dem sich die Menge der Hörer verkörpert.

Dietmar wendet kein Auge von Nornegast. Das also ist der Mann, dessen Buch ihn so tief erschütterte, daß er eine Woche lang alles um sich her vergaß. Ja, so hat er ihn sich vorgestellt, groß wie ein Streiter, hager wie einer, der die Dinge gering schätzt und mit den Augen,

die in der Tiefe ein seltsames Feuer bergen. Aber die Worte, die er spricht, kommen dem doch nicht gleich, das er schrieb. Etwas fehlt ihnen, er weiß nicht was, ein Letztes, ein Ausklingen von Unaussprechlichem. Lichtbringer? Andacht vor dem Schicksal? Das haben andre auch schon gesagt.

Die andern bezeigen lauten Beifall, als Nornegast endet; Dietmar sieht ihm enttäuscht nach. Da weiß der Meister anders zu packen. ‚Für jede Zeit ist die Erlösung in einem Wort beschlossen; wer es findet und, indem er es ausspricht, die Sehnsucht seines Volks zum Ausdruck bringt, der ist der Mann seiner Zeit. Lasset uns das Wort finden, das Deutschlands Heil birgt.'

Die Reden sind geendet; die Schar der Hörer löst sich in Gruppen auf, die sich um die einzelnen Führer scharen. In den Gesprächen aller werden die Gedanken erörtert, die von den Reden ausgelöst sind. Dietmar streicht von einer Gruppe zur andern.

»Nun, Dietmar,« ruft Eckhart den Ziellosen an, als der ihm vorübergeht, »hat es Sie befriedigt?«

»Oh, es war recht schön!«

»Aber?«

»Wie denn, Herr Eckhardt?«

»Ihr Lob ist doch nicht ohne Vorbehalt.«

Dietmar macht eine unschlüssige Gebärde.

»Wissen Sie, Herr Nornegast steht dort drüben unter einer Schar junger Mädchen. Treten Sie dazu, und wenn Ihnen etwas unklar blieb, so fragen Sie ihn doch.«

Nornegast sieht, wie der Jüngling sich ihm nähert und ihn erwartungsvoll ansieht. »Sie wollten mich sprechen?« fragt er freundlich, als er seinen Bescheid an eine Blondzöpfige beendet hat.

Dietmar atmet tief auf und sagt dann: »Ja, Herr Doktor!«

Die Mädchen bleiben stehen, und Dietmar fährt fort: »Es ist mir etwas unklar geblieben, und ich möchte wohl bitten, mich darüber zu belehren. Ich verstand Sie so, Herr Doktor, daß Sie uns in Ihren Worten Wege nannten, aber kein Ziel. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausdrücke.«

»Das Ziel ist natürlich die Erhebung und Erstarkung des Vaterlandes,« entgegnet Nornegast, dessen Teilnahme an dem Knaben wieder reger wird.

Dietmar sieht etwas verlegen vor sich nieder. »Ja, gewiß. Ich sehe, daß ich Ihnen gegenüber etwas unfrei bin. Wir brauchen doch nach Ihrer Schrift ein höchstes Gut, der Meister nannte es eben das erlösende Wort, das uns Kraft und Zuversicht gibt. Ich hoffte, das von Ihnen genannt zu hören.«

Nornegast fühlt sein Wohlgefallen an der frischen Art des Jungen wachsen, und es freut ihn, in dem Kreis, der sich um sie beide vergrößert, diesem Tiefgründigen Rede zu stehen. »Ich wette, Sie wissen, welches höchste Gut uns not tut.«

»Ja,« erwidert Dietmar schlicht; »für mich ist es Gott.«

Nornegast, der etwas ganz andres erwartete, hebt erstaunt den Kopf. Ist das Melisse, die da spricht? Wie kommt dieser muffige Kirchendunst in diese junge Seele! »Mit Gott hat allerdings mein Buch nichts zu schaffen,« sagt er bestimmt. »Ich lehre die Rückkehr zum Wesen unsrer Väter, die die Kräfte der Natur anbeteten und denen das blasse Christentum gewaltsam beigebracht wurde. Halten Sie Ihre Frische von solchen fremden Gedanken frei. Es wäre schade um Sie.«

Der Jüngling sieht den Sprecher starr an, sein Gesicht wird bleich, und er schluckt ein paarmal, als erstickte in der Dürre seiner Kehle jedes Wort. »Herr Doktor,« sagt er hilflos, »das ... das habe ich nicht gewußt!«

Irgend etwas schwankt und versinkt vor seinen Augen. Er hört deutlich den Gesang eines Rotkehlchens auf der Mauer; nun füllen sich seine Augen mit Tränen. Da faßt eine Hand seinen Arm, und des Meisters Stimme sagt an seinem Ohr: »Beunruhigen Sie sich nicht, Dietmar. Es bleibt alles, wie es war. Erwarten Sie mich hier.«

Der Meister streicht tröstend über seinen Arm und tritt dann zu Nornegast, den er aus der Runde führt. »Ich werde es übernehmen, sein fröhliches Gleichgewicht wieder herzustellen, Herr Doktor,« sagt er. »So wäre denn nur übrig, daß wir uns verständigen. Ehe die Jugend das Johannisfeuer anbrennt, zwischen neun und zehn Uhr, bin ich auf meinem Zimmer.«

Er nickt Nornegast ernsthaft zu und geht zu Dietmar zurück, der noch erschüttert auf dem gleichen Fleck steht.

Nornegast sieht ihm nach, geht einige Schritte weiter und bleibt unschlüssig stehen. Was bedeutet das alles? Er kennt den Meister zu wenig, um seine Worte voll auszudeuten. Er sah ihn vor wenigen Wochen das erstemal, da er ihn aufsuchte, um mit ihm wegen seines Anschlusses an die Jugendbewegung zu unterhandeln. Aber er fühlt, daß die Worte des Mannes, den er hochhält wie kaum einen wieder, eine Absage an ihn bedeuten. Warum nur, warum? Er bekannte ja aufrichtig seine Meinung! Kann man einen, der ehrlich bekennt, so nichtachtend beiseiteschieben?

Es wäre, um namenlos zornig zu werden! Es wäre, um laut Gerechtigkeit zu fordern! Aber Nornegast wird weder das eine, noch tut er das andre. Er hat eben kein Glück mehr. Alles, was er beginnt, zerrinnt ihm unter den Händen. Er

muß etwas an sich haben, was die Menschen von ihm scheucht, aber er fürchtet sich, zu prüfen, was dies sei.

Ja, nun könnte er wohl gehen; ihm scheint, man erachtet ihn hier für überflüssig. Vielleicht scheint es ihm nur, daß die führenden Männer, die er erst heute kennenlernte, gleichgültig an ihm vorbeisehen; daß das Mädchen, an dem er vorübergeht, schützend sein Kleid an sich rafft; daß die Blicke andrer, die er auffängt, scheu zurückirren. Aber wenn er sich auch in dem allen irrt, er paßt jetzt nicht mehr in diese muntere Schar. Er geht.

Während er den Berg hinuntersteigt, wird der Wunsch in ihm zum glühenden Willen, sich mit dem Meister auseinanderzusetzen. Er muß ergründen, was die Ursache ist, die ihn aus jeder Gemeinschaft löst und ihn fremd unter Fremden sein läßt. Er legt sich alle Fragen zurecht und irrt durch die Stadt, bis die farbigen Kleider der Jungen in den Gassen auftauchen. Dann begibt er sich auf sein Zimmer, setzt sich an das offene Fenster und schaut unverwandt auf das alte Giebelhaus mit den vorragenden Balkenköpfen jenseits des Markts, in dem der Meister wohnt. Endlich flammt im Zimmer, das über der Haustür liegt, das Licht auf, und gleich danach fallen langsam vom Kirchturm neun Schläge. Tornegast wartet noch eine halbe Stunde; dann macht er sich auf den Weg.

Auf dem halbdunklen Flur hält ihn eine Magd, die er um den Zugang fragt, auf: der Meister wolle ungestört sein. Aber ein Mann, der die Winkelstiege herabkommt, mischt sich in das Gespräch: es sei schon recht; der Meister erwarte noch einen Besuch. Tornegast steigt empor und pocht an die ihm bezeichnete Tür. Dabei fühlt er sein Herz hämmern, und als ihn ein Zuruf von innen einladet, tritt er ein.

Der Meister sitzt schreibend an seinem Tisch. Er sieht nicht auf, sondern sagt kurz: »Einen Augenblick oder zwei! Bitte, Platz zu nehmen.«

Tornegast bleibt stehen und sieht sich um. Das niedrige Gemach mit den tiefen verschatteten Nischen erinnert an eine mittelalterliche Zunftstube: in der Ecke der Ofen mit den bildlichen Darstellungen auf den grünen Kacheln und der umlaufenden Bank; das aus Holz geschnitzte Lichtweibchen an der Decke. Die hintere Wand ist nur von zwei Dürerschen Holzschnitten geziert, dem dornengekrönten Christushaupt und dem Ritter, der durch Tod und Teufel reitet.

Auf dem mit Drucken und Schriften bedeckten Tisch hat nur noch die Lampe Platz, deren Lichtkreis sich um den vorgeneigten Kopf des Schreibenden rundet. Tornegasts Blick bleibt bewundernd an diesem mächtigen Haupt haften. Endlich vollführt der Meister einige schnelle Züge, legt die Feder fort und kommt um den Tisch herum auf ihn zu, während er die Hände auf dem Rücken verschränkt. »Vergeben Sie, das ich auf mich warten ließ, Herr Doktor Tornegast!« sagt er. »Ich will Ihnen nur mitteilen, daß der junge Mensch, den Ihr Bekenntnis so tief erschütterte, jetzt wieder auf festem Grund steht.«

Kein Gruß, kein freundliches Wort! Er macht nur eine Handbewegung nach dem nächsten Stuhl, aber Tornegast läßt die Aufforderung unbeachtet. »Es dauert mich, daß den Jüngling mein Wort so erregte und die Feier dadurch vielleicht gestört wurde,« sagt er.

Der Meister fällt schnell ein: »Von einer Störung unsrer Zusammenkunft kann keine Rede sein, und was Dietmar betrifft — nun, diese Jungen müssen früher oder später erproben, ob sie sicher in ihrem Sattel sitzen. Aber es ist mir leid um Sie, Doktor. Einige von den Unsern hatten große Hoffnungen auf Sie gesetzt. Sie haben jetzt wohl selbst erkannt, daß Ihr Weg nicht unser Weg ist.«

Das Wort fällt auf Tornegast wie ein Schlag. »Sie meinen, ich tauge nicht in Ihre Jugendgemeinschaft?«

Der Meister nickt bestimmt: »Es ist besser, Sie bleiben der Jugendbewegung überhaupt fern.«

»Warum?« fragt Tornegast trotzig.

»Sie haben, meine ich, das Wichtigste in ihr nicht begriffen: das starke Verlangen nach der Heimkehr zur deutschen Seele.«

Tornegast steht einen Augenblick stumm; dann sagt er: »Sie wissen nicht, was Sie mir mit dieser Zumutung antun.«

»Danach darf ich hier nicht fragen. Bestimmend für mich ist, was Sie der Jugend antun. Ich will sorgen, daß wir ein Volk heranbilden, das in der Hoffnung stark ist.«

»Auch ich hoffe.«

»Ich bestreite das nicht. Es kommt aber darauf an, auf welchem Grund die Hoffnung fußt.«

»Sie kennen meine Schriften, Sie wissen, daß ich nicht nach außen lausche. Ich erwarte unser Heil von der Verinnerlichung.«

»Ihr Buch ist ein feines Werk, Doktor Tornegast; es redet mit Menschen- und Engelzungen, es betört alle, die den Prunk der Worte lieben, und hat außerdem viel Ernstes und Wahres gesagt. Eins aber fehlt ihm: die spürende Liebe. Sie sind ein Wartender, ein Leidender ...«

»Ein Sucher, Meister!«

»Meinethalben; aber doch ein Flüchtling. Sie tragen nicht das Bewußtsein einer Sendung in sich, weil Sie nicht berufen sind.«

Kann dieser Mann in seiner Seele lesen? Er wendet sie, wie man in einem Buch blättert. Tornegast muß plötzlich an Dievenkorn denken, an den dunklen Saal; die große Leere seines Inneren tut sich erschreckend vor ihm auf.

»Sie müssen andres tun als Wegführerdienst,«

fährt der Meister fort. »Der irrenden Sucher haben wir genug; es ist besser, die schweigen, bis sie gefunden haben.«

Damit ist alles gesagt, und Nornegast kann nun gehen. Aber die Macht dieses Mannes fesselt ihn zu stark, als daß ein Gekränktsein aufkommen könnte.

»Welches wäre denn mein Irrtum?« fragt er.

Der Meister sieht ihn durchdringend an und wiegt den Kopf. »Nun wohl, ich will es Ihnen sagen. Merken Sie auf! Ein Mensch will einen Dom weiterbauen, den seine Väter als Ruine liegen ließen. Er beginnt seine Arbeit damit, daß er den Steinbruch verschüttet, aus dem seine Vorgänger ihre Blöcke brachen. Das sind Sie!«

»Ich will aufbauen ohne die veralteten Begriffe.«

Der Meister tritt einen Schritt näher und hebt die Hand; seine Gestalt scheint zu wachsen. »Herr!« ruft er, »meinen Sie wirklich, Gott sei ein Begriff? Eine Formel für den Denker, ein Unterhaltungsstoff für die Schwätzer, ein Duzbruder für die Dreisten, die seiner spotten? Er ist eine majestätische Wirklichkeit, vor der wir unsre Stirnen in den Staub neigen müssen. Wer ihn so in dieser furchtbaren Zeit nicht erlebte, der muß uns fern bleiben.«

Nornegasts Trotz bäumt sich wieder auf: »Wenn ich ihn so nicht erlebte, so ist das nicht meine Schuld!«

»Nicht Ihre Schuld? Wirklich nicht Ihre Schuld?« fragt der Meister, und seine Augen heften sich wieder fest auf den Gast.

Es bohrt etwas in diesen Worten, das Nornegast erregt. »Wie meinen Sie das?« fragt er.

Der Meister tritt an das geöffnete Fenster, lehnt sich hinaus und atmet tief den Lindenduft ein. Dann wendet er sich kurz um: »Diese Frage beantworte ich Ihnen besser nicht.«

»Warum nicht? Ich bitte darum.«

»Um Ihretwillen lieber nicht.«

»Doch; ich bitte.«

»Wohlan, wenn Sie durchaus wollen!« sagt der Meister und tritt auf ihn zu. »Es gibt einige Menschen, die sind gegen das Ewige blind und taub von Natur; aber ihrer sind so wenige, wie es leiblich Blind- und Taubgeborene gibt. Die meisten jedoch, die Ihn beharrlich und laut leugnen« — er erhebt nachdrücklich die Stimme —, »kennen ihn sehr wohl, aber sie verstocken sich. Sie schreien nur deshalb so laut gegen ihn, um die Stimme in ihrer Brust zu übertönen, denn die mahnt Sie an eine alte Schuld.«

Ein, zwei Augenblicke lang vermag Nornegast das Ungeheure nicht zu fassen. Dieser Mann schaut wirklich bis in seine Tiefen.

»Meister!« ruft er; der Aufschrei klingt mehr entsetzt als entrüstet.

Den Meister scheint das nicht zu berühren. Er beginnt im Gemach auf und nieder zu gehen. »Ich tat Ihnen weh,« sagt er. »Die Frage, zu welcher Art Sie zählen, müssen Sie selbst beantworten.«

»Ich bin keinem Rechenschaft darüber schuldig.«

»Zweien jedenfalls, wenn auch nicht mir.«

»Wem also?«

»Zunächst Ihnen selbst.«

»Nun ja.«

»Und dann eben diesem Richter der letzten Kammer.«

Nornegast schweigt. Alle Mächte seines Inneren sind entfesselt; alles wogt in ihm durcheinander. Er möchte aufbegehren und kann nicht, möchte davonlaufen, aber weiß nicht wohin. Er spürt jetzt deutlich den Riß, von dem der Graue sprach, und der auch ihn spaltet. Wie oft ward zu ihm schon Ähnliches gesprochen! Jetzt aber brach dieses Wort den Boden unter ihm und wirft ihn um. Er kann nicht mehr, er muß es von sich tun, was ihn quält.

Er hört seine Stimme wie die eines Dritten, als er sagt: »Ich kann ... ich will es vor Ihnen sagen: Ja, ich trage an einer Schuld.«

Der Meister geht ein paar Schritte weiter und bleibt vor dem Heilandsbild an der Wand stehen; er betrachtet es lange, als wolle er jeden Zug im Antlitz des Mannes mit dem Schmerzenkranz studieren. Dann wendet er sich langsam Nornegast zu. Sein Gesichtsausdruck ist ganz verändert, seine Hände liegen nicht mehr auf dem Rücken. »Mögen Sie sagen, welcherart Ihre Schuld ist?«

Noch fühlt Nornegast einen starken Trotz, aber es ist ein Trotz, der vor diesem Mann nicht klein erscheinen will, und der fühlt, daß er sich ihm nur dann ebenbürtig zeigen kann, wenn er wahrhaftig ist.

»Ich bin mitschuldig an einem Betrug, der durch die Welt läuft,« sagt er.

In kurzen Worten berichtet er den Hergang seines Lebens. In des Meisters Gesicht verändert sich, während er lauscht, keine Miene, nur der Glanz seiner wunderbaren Augen leuchtet stärker auf. Als Nornegast endet, schweigt er lange Zeit.

»Es geht Ihnen, wie es Deutschland geht,« sagt er endlich. »Immer Rücksichten auf das Fremde außer uns! Und darüber wird das Beste, unser Wesen, verleugnet und verkannt.«

Er seufzt tief auf und streckt dann Nornegast die Hand entgegen. »Ich danke Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir hatten. Sie sagten, daß Sie ein Sucher seien, jetzt muß es sich zeigen, ob Sie auf Ihr Ziel zuschreiten oder vor ihm fliehen. Wenn Sie es erreichten, kommen Sie zu mir. Sie sollen uns willkommen sein!«

(Schluß folgt.)



Japanische Tempelbauten

Japan, das Land der Erdbeben

Von Franz Woas (Wiesbaden)

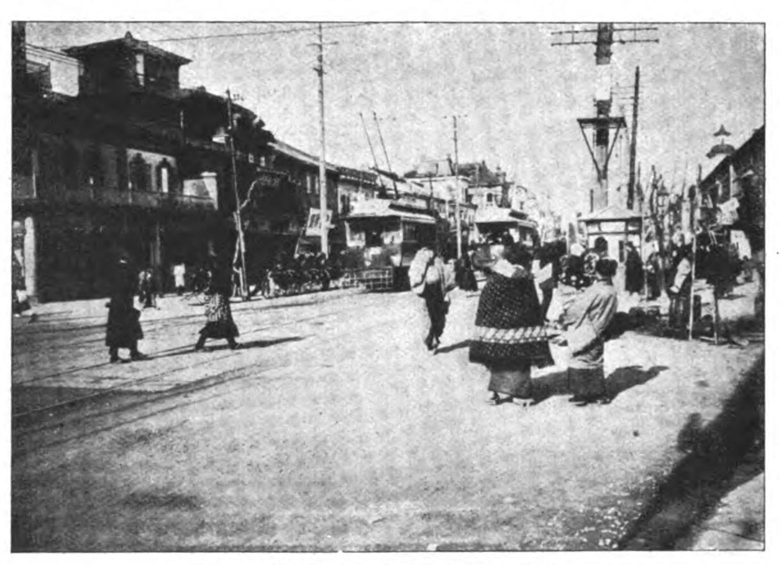
Du seltsames Land! Gleich den Großländern Europas dicht besiedelt von einem durchaus einheitlichen Volke — einheitlich nach Rasse, Sprache, Schrift, Gesittung und Gesinnung —, und doch von einem Erdgesicht wie keines unsrer Länder; ja, wie kein andres Land der Erde es trägt: Durch fünfundzwanzig Breitengrade (wie von Tunis bis Kopenhagen) lang sich hinstreckend, dabei aber schmal und zerrissen in Tausende von Eilanden; umspült von Meeren des verschiedensten Wesens; dazu selbst durchsetzt von einem eignen Stück Meer (der »Inlandsee«); durchaus ohne das, was unsern Ländern doch erst den eigentlichen inneren lebensvollen Zusammenhang gibt, ohne ein Flußnetz, ohne schiffbare Ströme; und zu alldem noch durchweg unterhöhlt von einem riesenhaften unterirdischen Feuerherde.

Was Wunder, wenn sich in einem solchen Lande Ereignisse abspielen mit so erschreckenden Folgen wie das letzte große Erdbeben.

Seiner Zerrissenheit wegen nennt man Japan das »Land der tausend Inseln«; ebensogut könnte man es aber auch das »Land der Erdbeben« nennen. Beides hängt ja auch eng zusammen; denn offenbar sind es Erdumwälzungen riesenhaften Maßes gewesen, die von Urzeiten her dem Lande die Gestalt gegeben haben, in der es heute uns vor Augen liegt, und immer noch ist es ihnen ausgesetzt.

Wer von Europa hereinkommt, landet zumeist in Nagasaki, dem westlichsten, noch auf der großen Vorinsel Kiushiu gelegenen großen Hafenplatze. Gleich fällt auf, daß hier herum eine Anzahl von Buchten liegen, die ihrer ganzen Gestalt nach und wie sie, beinahe kreisrund ins Land eingreifend, nichts andres sein können als uralte Krater, in die später das Meer drang. An den Rändern dieser Krater ragen dann noch andre Vulkane aus weit jüngerer Zeit auf, die zum Teil noch stark tätig sind; wie gleich im Rücken des Hafens der gewaltige Vulkan von Unzendake.

Geht das Schiff dann zunächst etwas weiter südwärts, um die Insel Kiushiu zu umschiffen, so trifft man immer neu auf solche kraterartige Einbuchtungen. Auch die »Inlandsee«, durch die man fährt, um nach Kobe und Osaka zu kommen, ist offenbar nichts andres als eine Kette von 6—7, freilich sehr umfangreichen Kratern, die schon seit Urzeiten vom Meere bedeckt sein mögen. Jetzt sieht man hier freilich



Ginza, die Hauptgeschäftsstraße Tokios

vielmehr friedlich nebeneinander hin oder gar durcheinander; unzählige Gebirgsstöcke wirren regellos hin, dicht aneinandergedrängt und immer mehr oder weniger rund, jedenfalls in sich abgeschlossen, mit steilen Rändern. Offenbar sind dies alles Kraterränder aus uralter Zeit. Zwischen ihnen liegt dann das flachere Land, der alte Kraterboden, aus dem sich aber wieder jüngere Krater erheben, die zum Teil noch heute tätig sind.

Wollte man das Land von einem Ende zum andern überfliegen, dann sähe man es wie von unzähligen Narben aus uralter Zeit bedeckt: ein Gesicht voller steinerner Runzeln, voll Schrammen und Schrunden — den Schorfen alter Schwären — läge vor des Fliegers Augen.

Das ist das Erdgesicht Japans. —

Bewegt man sich aber auf dem festen Lande nur weite Wasserbecken, bespickt mit zahlreichen Inseln, die wahrscheinlich späteren vulkanischen Erhebungen aus dem Meeresboden ihr Dasein verdanken. Ein Teil davon trägt noch heute tätige Vulkane.

Auch auf dem weiteren Wege nach Osten ist es immer das gleiche Bild, worauf man trifft: tiefe runde Einbuchtungen, zum Teil mit nur schmalen Einfahrten. Die beiden Städte Yokohama und Tokio gar liegen beide unmittelbar an einer solchen geradezu kreisrunden Bucht hinter einer Durchfahrt von knapp sechs Kilometer Breite. Unmittelbar an der Nordspitze der Hauptinsel Hondo liegen zwei weitere solcher Einbuchtungen und ihnen gegenüber auf der Insel Hokaido ebenfalls eine, vielleicht die größte aller und dabei wieder völlig kreisrund —, zweifellos ebenfalls ein alter Krater; trägt sie doch auch den ihr von den Japanern selbst gegebenen Namen Vulkanbucht, Uchiuna.

Auf dem Festlande (wenn man die Hauptinsel Hondo so nennen darf) liegen die Spuren der alten vulkanischen Tätigkeit neben der noch gegenwärtigen klar zutage. Sieht man sich das Land daraufhin einmal genau an, so zeigt sich folgendes: Einen eigentlich herrschenden durchlaufenden Gebirgszug gibt es kaum; nirgends ist auch eine ausgesprochene Wasserscheide da, die Flüsse laufen



Wohnhaus eines Großkaufmanns in Tokio



Teehaus bei Tokio

selbst — sei es wo es sei, auch auf den Inseln —, dann tritt die ganze seltsame Natur dieses Bodens nur um so deutlicher vor das Auge des Beschauers und Nachsinners.

Weltbekannt ist der Fujiyama, der allen Japanern als ein heiliges Wahrzeichen ihrer Heimat gilt. Annähernd in der Mitte der Hauptinsel Hondo ganz für sich liegend, 3780 Meter hoch (wie der Großglockner der Hohen Tauern, etwas höher als die Zugspitze), ist er bei gutem Wetter von überall her mit seinem eigentümlichen Schneehaupte sichtbar. Seit 215 Jahren erloschen, galt er doch bis in die Neuzeit, beherrscht von wilden Geistern, als unbesteigbar; die Japaner wagten sich auch selbst nicht dran, bis eine Amerikanerin als erste ihn bestieg. ...

Der Berg liegt mitten in einer wenig über dem Meeresboden sich erhebenden Hochebene, die von einem weiten Kreisrund viel niedrigerer Höhenzüge eng eingefaßt ist. Diese Höhenzüge sind offenbar alte Kraterränder, Ränder eines natürlich viel, viel mächtigeren Kraters als der Fuji; und diese Hochebene, worin er sich erhebt, ist alter Kraterboden.* Man braucht nur darüber hinzustreifen, um überall auf vulkanische Spuren zu stoßen: Lavafelder, vulkanischer Sand, heiße schwefelhaltige Dämpfe und Wässer. In diesem Gebiete liegen ja auch die vielen Badeorte mit heißen Quellen, die von Japanern und Fremden viel gebraucht werden, wie das wundervolle Miyanoshita und Hakone mit seinem See, der deutlich an die Mare der Eifel erinnert.

Jener größere Krater, dessen Reste wir in dem Kreise von Höhenzügen erkennen, stammt natürlich aus einer weit älteren Zeit als der Fuji, aus der Urzeit des Landes, wo der Erdboden noch im fortwährenden Brennen, Kochen und Wälzen war; während der Fuji schon der Zeit des allmählichen Abdämpfens angehört; bis wir jetzt in die Zeit gekommen sind, wo im ganzen Lande nur noch die verhältnismäßig kleine Zahl von 35 Vulkanen gelegentlich ihr Feuer ausspeit und Vulkane neu sich überhaupt nicht mehr bilden.

Übrigens ist der lebhafteste vulkanische Berg Japans der Fuji nicht. Das ist vielmehr der 2480 Meter hohe Asama-jama, der vom Fuji aus mehr ins Land hinein und nicht, wie der Fuji, mitten im Kreisrund von Höhenzügen liegt, sondern an einer Stelle des Kreisrundes selbst. Die jüngere Bildung eines Vulkans ist hier dicht neben dem alten Kraterboden an dessen Umfassung vor sich gegangen.

* Auch der jetzt tätige Vesuv ist ein neuer Ausbruch innerhalb des alten Kraterbodens, der Somma.

Am deutlichsten tritt uns der Verlauf der uralten Kratergeschichte an dem an sich weit kleineren Vulkan von Aso-san vor Augen, der sich auf der Insel Kiushiu erhebt. Hier hat der älteste Kraterrand tatsächlich nahezu völlig kreisrunde Form und steigt in schroffen Wänden aus der flachen Umgebung bis 700 Meter hoch steil auf. Genau in der Mitte dieses Kraterfeldes erhebt sich der Aso-san; der Kreisdurchmesser des Kraterbodens ist nur 10—12 Kilometer. Der Kreis selbst ist beinahe völlig geschlossen; nur nach Westen hin befindet sich eine Lücke in den Felswänden. Nach altjapanischer Sage soll vorzeiten ein Gott sie gebrochen haben, damit der See, der hier einst lag, einen Abfluß fände und dessen Bodenfläche besiedelt werden könnte. Diese Sage stimmt recht gut mit der Art und Weise überein, wie wir uns heute die allmähliche Umbildung der alten Kraterböden bis zu bebauten Ackerfeldern zu denken haben. Millionen von Jahren müssen darüber hingegangen sein. Erst mußte ja das Flüssige erstarren, das Heiße sich abkühlen, bis unter dem Regen und Schnee eine Verwitterung der Masse anheben, Flechten und Moos sich bilden konnten, bis dann Pflanzen und schließlich Sträucher und Bäume im Humus Wurzel fassen konnten und schließlich der Mensch kam, der Aino, der ältere Einwohner Japans (Aino heißt wörtlich Mensch) — oder vielleicht vor ihm noch ein Urmensch, der Koropok-guru, von dem man Spuren in Japan gefunden haben will.



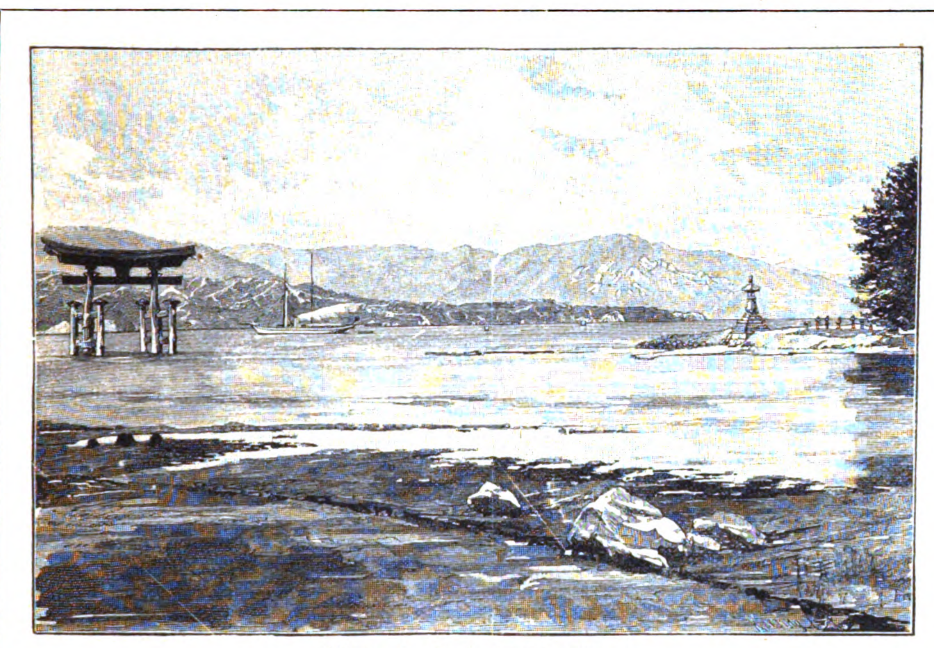
Pagode

Sicherlich hat sich die Kultur des Landes zellenartig, innerhalb der vielen einzelnen Kraterböden ganz für sich entwickelt, um erst später in die Nachbarschaften überzugreifen. Getrennte Siedlungen waren der Anfang; getrennte Herrschaften, getrennte Staaten. Die Daymios waren nichts andres als die Beherrscher dieser von Natur aus selbständigen Gebiete. Als die Grenzen ihrer Gewalt ragten rings die alten Kraterränder auf. Selbst heute noch, wo die Daymios längst abgesetzt sind und an ihrer Statt Regierungspräsidenten ihres Amtes walten, laufen die Grenzen der etwa 70 Regierungsbezirke scharf auf den Kanten der alten Kraterränder hin.

Erstaunlich genug bleibt es, daß sich die vielen, von Natur aus getrennten Gebiete doch zueinander gefunden haben. Aber konnte das auch wieder anders sein? Die Natur selbst gab ihnen von Beginn an überall genau die gleichen Bedingungen für ihr Entstehen und ihr Wachsen; so mußten sie einmal zu der Einheit werden, die sie uns heute zeigen. Das ursprüngliche Erdgesicht des Landes, das war es: es gab mit seinen unzähligen uralten Narben und Runzeln ihm diese Einheit. So ist heute der moderne Staat Japan auf die natürlichste Weise zusammengefügt, wie die Wabe eines Bienenstocks; und so ist er auch in die neue und neueste Zeit wie von selbst hineingewachsen.

Von rauchenden Kraterböden bis zur Kultur von heute — welch langer Weg! Kaum einem andern Volke der Erde ist eine solche Aufgabe gestellt gewesen. Aber die Japaner haben sie schlecht und recht gelöst: Die Erde ist — wie Karl Ritter sagt — das Erziehungshaus des Menschengeschlechts. Sie sind geworden, was sie werden mußten. —

Die Erdbeben sind natürlich von allem Anfang an auch für die Lebensanschauung der Japaner von größter Bedeutung gewesen. Die Erklärung dafür fanden sie ursprünglich — und das Volk mag heute noch so denken — in ihrer Lehre von den Göttern und Ungöttern. Da gab es vor allem einen Riesenfisch, der Schuld trug. Freilich hatte ihn ein starker guter Gott in Fesseln geschlagen; an der Südostküste bei Karschima hatte er ihn auf dem Meeresboden an einen Felsen geschmiedet; aber der Fisch war so ungeheuer groß und stark, daß, wenn es ihm auch nur gelang sich etwas frei zu machen, ringsum gleich Wasser und Erde bebten.

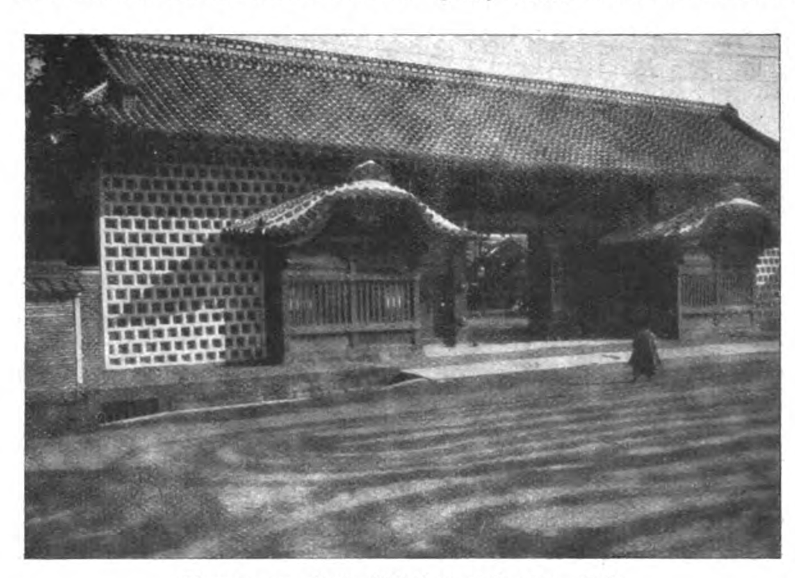


Meeresstraße in der Inlandsee

Dieser kindhaften Sage liegt eine richtige Beobachtung zugrunde: in der Tat gehen die stärksten und umfassendsten Erdbeben des Landes zumeist von der Küste aus, insbesondere der südlichen. Hier liegen ja auch Wand an Wand die alten Krater, die heute das Gesicht von Meeresbuchten tragen. Wahrscheinlich bringt hier ab und zu das Meereswasser durch Spalten im Boden an die alten, nimmer erlöschenden unterirdischen Feuerherde, was erklärlicherweise zu gewaltigen Erschütterungen führen muß. Die auftretenden Springfluten — auch diesmal wurde eine solche beobachtet — hält man dann fälschlicherweise für ein Seebeben.



Blick auf den Fujiyama



Eingang zu einem Ministerpalast alten Stils

übrigens deutlich zeigt, daß dieses Erdbeben tatsächlich vom Meeresboden ausging.

Inzwischen hat man sich in Japan auf die Erdbeben völlig eingerichtet, sich an sie gewöhnt — da sie eben dort so häufig sind wie bei uns die Gewitter —, ja man hat sie vielleicht nicht mehr so voll gewürdigt, wie es immerhin nötig wäre. Von Urzeiten her hatten sich die Japaner mit ihrer ganzen Lebens- und vor allem Bauweise auf die Erdbeben eingestellt: sie waren und blieben lange ein Bauernvolk, das große städtische Siedlungen nicht kannte. Ihren niedrigen, strohgedeckten Hütten konnte kein Erdbeben viel anhaben, während sie freilich in einem Lavastrom versengen mußten.

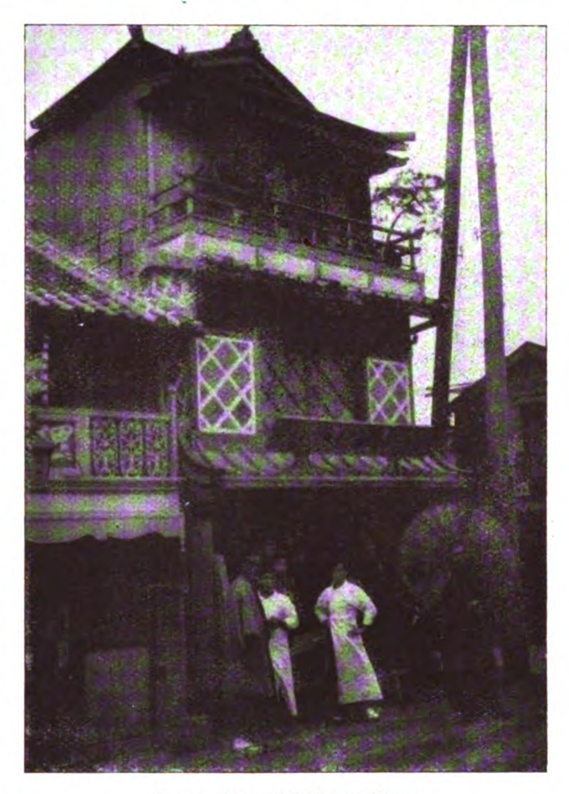
Im Inneren des Landes hat man, um die Götter zu besänftigen, an den tätigen Vulkanen meistens Tempel errichtet — nur daß es nicht gerade was nutzt ... Die Erde grollt halt weiter nach, wie sie seit Jahrtausenden gegrollt hat. Wenn aber auch 35 Vulkane noch dauernd rauchen, Feuer, Dampf, Lava, Asche und Steine auswerfen, so kann man immerhin eine gewisse Abnahme ihrer Tätigkeit feststellen. So hat gerade der ärgste und höchste unter ihnen, der Asama-jama, seit 1783 keinen besonderen Schaden mehr getan; und der Fuji-jama gar seit 1708 nicht mehr; bei dem letzten großen Erdbeben hat er kein Wort mitgeredet, was

Auch die Tempel baute man anfangs einfach, niedrig, mit Stroh gedeckt. Eine solche alte Tempelanlage — sehr umfangreich, dabei sehr schön sich ausnehmend — besteht noch heute in der Provinz Ise, im Naikutempel von Yamada. Später ging man wohl zu reicherer Bauweise über; aber es blieb beim Holzbau, nur das Dach wurde aus gebrannten Ziegelsteinen hergestellt; im übrigen kein Stein noch Mörtel verwendet, wo doch das Land vom denkbar besten Baustein, dem vulkanisch entstandenen, starrt. Und wo der Baustil der Tempel doch unmittelbar von den Chinesen übernommen war, die, wenn auch die Tempel selbst, so doch nicht geradezu alles und jedes nur aus Holz bauen. Vor allem die Pagoden



Altes Bauernhaus im Bereich des vulkanischen Nakone-Sees

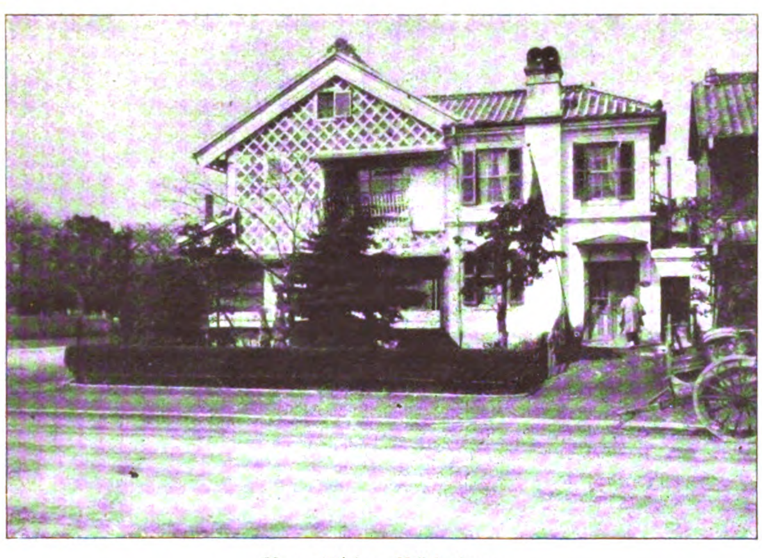
nicht, die sie so gut wie ausnahmslos aus Stein aufrichten. Die Japaner dagegen haben auch die Pagoden — und sicherlich der Erdbeben wegen — ausschließlich in Holz ausgeführt, und darunter befinden sich solche von achtungsvoller Höhe, wie diejenige zu Tonomine, die dreizehn Stockwerke hat (also wie der berühmte »Porzellanturm« von Nanking, nur daß die Stockwerke hier niedriger sind, was überhaupt den japanischen Pagoden eigen ist). Diesmal soll eine dieser Pagoden eingestürzt sein; was wundernimmt, denn die Japaner haben gerade auf sie alle denkbare Kunstfertigkeit verwendet. Wenn man sie ansieht, findet man sich als Europäer kaum zurecht in diesem anscheinend planlosen und überflüssigen Gewirre hölzerner Stiele, Balken, Sparren, Bohlen und Latten, und in Wahrheit ist es ein wohlüberlegtes Kunstwerk des japanischen Zimmermanns, woran unsre eignen Zimmerleute nur lernen könnten, zumal da es, ohne jeden Metallteil, lediglich in den geschickten Verzapfungen und Überblattungen der einzelnen Hölzer seinen Halt findet. Dabei benutzt der japanische Zimmermann keine Hobelbank. Mit scharfen Messern nur arbeitet er, unter deren Schneide sich ihm das freilich vorzügliche feinkörnige Holz spielend in alle Formen fügt. So werden auch die Holzschnitzereien, die er reichlich anbringt, von einer bewundernswerten Mannigfaltigkeit, Schönheit und Dauer.



Haus eines Tischlermeisters

Auch die Brücken, die doch der Chinese seit jeher sehr geschickt in Stein zu bauen weiß, hat der Japaner ihm abzulernen gewußt, nur daß er wieder Holz dazu nimmt; er wölbt sie in kunstreichster Weise daraus nach. Ein Beispiel aus Tokio selbst: die »Trommelbrücke« im Park des Kamaidotempels, ein Tonnengewölbe aus Holzbalken, freilich etwas schwierig fürs Übersteigen, denn man muß es überklettern, als wäre es das Heidelberger Faß.

Diese Fähigkeit, mit dem Holze fertig zu werden, mußte auch den Schiffbau fördern; war das Land doch als Inselreich auf die See verwiesen. Von der Küste aus begann auch die städtische Entwicklung; alle großen Orte liegen am Meere — mit Ausnahme der alten



Neuzeitliches Bäckerhaus

Hauptstadt Jeddo, was seinen guten Grund hat. Ein Mittelding zwischen Peking und Lhasa! Sollte doch der alte Mikado zurückgezogen von der Welt, unnahbar bleiben. Die neue Hauptstadt Tokio liegt am Meere, im Getriebe der Welt.

Auch in seinen Städten blieb der Japaner zunächst bei dem gewohnten Holzbau seiner Häuser; die Erdbeben drohten und waren immer wieder da. Es war aber doch, als nähme die Ansammlung so vieler Menschen dem Einzelnen allmählich die Furcht davor; und so kam es, daß man bald wagte — auch schon gedrängt von den teuren Grundstückspreisen —, anstatt der bisher ausschließlich einstöckigen Häuser zweistöckige zu bauen; bis schließlich bei der ungeheuren Entwicklung der Groß- und Hafenstädte die Frage auftauchte: ob man nicht, gerade der Erdbeben wegen, überhaupt fester, d. h. auf europäische Weise in Stein und Mörtel, womöglich mit Eisen und Glas bauen sollte? Die neue Regierung des freigewordenen Mikado, allem Fortschritte hold, bejahte sich die Frage. So kamen europäische Baumeister ins Land, Deutsche, Berliner. Ende und Böckmann haben im Auftrage der Regierung jahrzehntelang gebaut. Eine Reihe ganz bedeutender Gebäude sind, namentlich in Tokio, auf völlig europäische Weise und nach europäischem Stil, errichtet worden: Ministerien, Kasernen, Schulen, Bahnhöfe, Postgebäude, Rathäuser, die Börse, Banken. Auch die Besitzer von Fabriken folgten dem Beispiele, ebenso sonstige Geschäfts- und auch Privatleute. Manch ehrsamer Handwerker sogar, der sich bisher mit einer luftigen Holzbaracke begnügt hatte, ließ sich ein Haus aufführen, das wenigstens zwischen alt und neu die Mitte hielt. Der Mikado selbst ist freilich bei seinem alten Palaste hinter Gräben und Wällen geblieben, und auch mancher Großkaufmann (wie Okura) baute sich — wenn auch durch die neue Zeit reich geworden — gleichsam ihr zum Trotz das neue Haus im alten Stil.

Große Brände begleiteten, wie sonst, auch diesmal das Erdbeben. Nicht etwa, daß dabei blankes Feuer aus der Erde bricht. Die Brände erklären sich vielmehr in einfacher Weise dadurch, daß der Japaner selbst heute noch im großen und ganzen geschlossene Herde und Öfen unsrer Art nicht kennt. Zum Heizen benutzt er metallene Feuerbecken (die er übrigens reizvoll auszugestalten weiß), und zum Kochen dient offenes Herdfeuer. Daran können dann bei dem Zusammensturz der Häuser und dem folgenden allgemeinen Wirrwarr die leicht entzündlichen Holz- und Papierwände rasch in Brand geraten; und so ist es wohl möglich gewesen, daß ganze Ortschaften hinterdrein durch Feuer vernichtet wurden. Besonders die teilweise Vernichtung der Großstädte Tokio, Osaka und Yokohama ist sehr erklärlich, weil hier die einzelnen Gebäude ohne viele Quergassen dichtgedrängt aneinanderstehen — eine unliebsame Folge der treibhausartigen Entwicklung, welche Land und Städte in den letzten fünfzig Jahren genommen haben.

Nicht gerade ganz Japan hat das freudig mitgemacht; immer gab es Kreise, die zweifelnd und mürrisch zur Seite standen; als aber erst die vielen fremden Kaufleute ins Land kamen, als weiter durch die »Revolution von oben« im Jahre 1868 die Daymios stürzten, die Samurais ihre zwei Schwerter einbüßten, als das viele fremde Gold zu rollen begann — da gab es kein Halten mehr; jeder wollte schwer verdienen, und unser Tanz um das Goldene Kalb bekam da draußen seine Fortsetzung, ein »Tanz auf Vulkanen«, und so wurde er noch viel wütiger als bei uns ...

Man hat es mir wer weiß wie übel genommen, daß ich in meinem Buche »Die Wahrheit über die Japaner« (1908) die eigentümliche Natur des Japaners aus dem Boden erklärte, worauf er lebt. Hat diese Erklärung aber nicht am Ende doch viel für sich?

Dieses innere Feuer des Japaners, anscheinend gebändigt durch Ruhe und Selbstbeherrschung — bis zum gelegentlichen Ausbruch voll Schrecken —, ist das nicht auch die Natur der Vulkane? Und mußte sie notwendig nicht über die Menschen dort kommen, die ewig davon Bedrohten? Seit Jahrtausenden lebt ja das Volk hier auf heißem, immer schwankendem, oft sich öffnendem, kochendem, glühende Massen speiendem Boden. Mußte er sich nicht alledem anpassen? Mußte ihm das nicht dies Wesen der Unzuverlässigkeit geben?

Schließlich, was ging es uns hier haußen an, solange wir mit dem Volke selbst nichts zu tun hatten? Die Weltkultur hat es anders gewollt: sie hat uns miteinander in Berührung gesetzt — vielleicht zum Schaden auf beiden Seiten. Den Japanern wenigstens hat sie große Städte aufgehalst, die doch so ganz wider das Wesen des Landes gehen: Tokio mit 2,25 Millionen, Osaka mit 1,5 Millionen, Yokohama mit beinahe einer Million, während es noch 1867 ein armseliges Fischerdorf war! Mögen sie auch zum Teil vernichtet sein — gemach, man wird sie hurtig wieder aufbauen: sie werden noch großstädtischer dastehen, noch europäischer. Desto schlimmer für Japan, wenn nicht eintritt, was die Amerikaner in halber Schadenfreude von dem Erdbeben schon erwarten: ein Zurückwerfen Japans auf einige Menschenalter, ein Ausscheiden als Großmacht. Denn über keinem andern Volke der Erde hängt heute mit so flammender Drohung wie über dem »Lande der Erdbeben« das grausige Wort Rousseaus: »Die Großstädte sind die Grabstätten der Völker.«



»Noch Platz in der Arche Noah?«

Revolution im Kösener Puppenstaat

Von Ernst Warburg

Werft einen Stein mitten in den See, die Wellen und Wellchen werden sich, sei das Wasser auch noch so groß, bis ins äußerste Winkelchen fortpflanzen, mögen eure Augen auch nichts mehr davon wahrnehmen. Da ist in dem kleinen idyllischen Bade Kösen unterhalb der Rudelsburg seit etwa zwölf Jahren Frau Käthe Kruses Puppenstaat herangewachsen, aus kleinen, bescheidenen Anfängen eines Zimmerateliers zu einer mit ihren Exportfäden fast über die ganze Erde reichenden Weltindustrie, aus anfangs primitiven und billigen Bälgen zu immer kostbareren und kunstvolleren, wenn auch niemals überkünstelten Gebilden, genau so, wie unser Deutsches Reich vor dem Kriege und bis in den Krieg hinein immer höher und stolzer emporwuchs — jetzt klopft die neue Zeit mit ihren neuen Lebens- und Entwicklungsnotwendigkeiten auch an die Tür jener kleinen Kammer im großen Vaterlande und fordert gebieterisch, doch hoffentlich heilsam eine den Verhältnissen angepaßte Umstellung zum Haushälterischen und Sparsamen.

Im Grunde ist das freilich mehr eine Einkehr als eine Umkehr. Denn erinnern wir uns nur, wie dies Stätchen sich gründete. Da gab es so um 1910 im kostspieligen Berlin ein kinderreiches Künstlerhaus, dem wurde es nicht leicht, für die spiellustigen kleinen Händchen immer wieder neue Puppen zu kaufen, und zudem empörte sich des Hausvaters, des Bildhauers Max Kruse, Kunstgeschmack gegen die harten, kalten, steifen Gelenkpuppen, wie man sie in den Spielwarenläden kaufte. »Wohl hübsch zum Ansehen, aber abscheulich zum Anfassen, zum Anfühlen! Wie soll das die Illusion eines weichen, warmen lebendigen Kindchens im Arm wecken! Macht euch nur selber Puppen, ich kauf' euch keine mehr!«



Käthe-Kruse-Puppen: »Jackerle, mußt du auch schon in die Schule?«

Das war die Geburtsstunde für die Käthe-Kruse-Puppen. Denn flugs fing die Mutter — nur sie konnte billigerweise mit dem »euch« gemeint sein — an, mit dieser sittlichen Forderung Ernst zu machen. Ein Handtuch her, die vier Zipfel abgebunden, eine Kartoffel in den Kopfbausch gesteckt, den Rumpf mit warmem Sand gefüllt — schon dies kleine Monstrum erfüllte das dreijährige Mimerle mit all der besorgten Zärtlichkeit, die man sich für eine kommende Mutter nur wünschen kann. Aber kleine artikulierte Verbesserungen dieser ursprünglichen Gebilde



Spazierritt

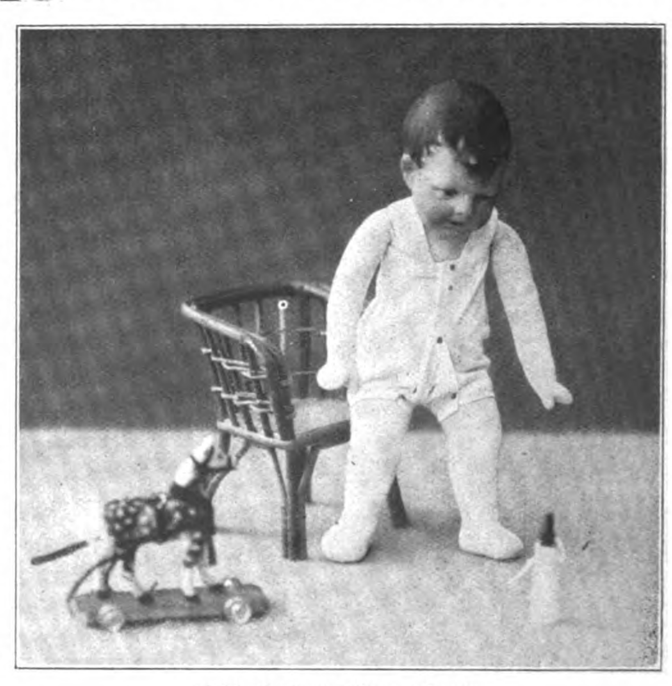
drehbar und die Arme verstellbar haben wollten, um den Puppen die üblichen, das Auge reizenden koketten Stellungen geben zu können. Genug, der Vertrag mußte gelöst werden.

Was nun? Es lag noch eine hübsche Anzahl von Aufträgen für die nächste Weihnachtszeit vor, die der Urheberin der K.-K.-Puppen überwiesen wurden, aber es war schon im Oktober — wie so schnell zu einem neuen Hersteller kommen? Da blieb nichts andres übrig, als selbst eine Werkstatt zu gründen. Zunächst geschah das in Berlin, in der fünfzimmrigen Etagenwohnung, dann seit 1912 in Kösen, wohin ein Zufall Mutter und Kinder für ein Weilchen verschlagen hatte. Dort blieb dann aber, schon weil die Arbeitsbedingungen günstiger waren, der Betrieb »hängen«, und heute beschäftigt er etwa fünfzig Festangestellte und eine weit größere Zahl von Heimarbeiterinnen, vielfach aus dem besten Mittelstande.

Alles das bezieht sich auf die etwa 43 cm

machten sich doch allmählich nötig. Durch Schnitt und Naht bekam es festere, dauerhaftere Form, doch immer wurde der Grundgedanke festgehalten: warm, schmiegsam, weich, locker, daß sich gut — und ungefährlich — damit spielen lasse.

Auf der heute noch nicht vergessenen Ausstellung »Spielzeug aus eigner Hand«, die vor Weihnachten 1910 in Berlin stattfand, wurden diese Versuche zum erstenmal auch öffentlich gezeigt. Der Erfolg war überraschend. Puppenfabrikanten aus ganz Deutschland kamen und bewarben sich um das Herstellungsrecht. Mit einem von ihnen wurde ein Lizenzvertrag geschlossen, aber die Leute, die nach den neuen Modellen arbeiten sollten, waren widerwillig und machten sich lustig über die Marotte ihres Fabrikherrn, statt der »ff-Biskuit-Puppen« und der »Charakterbabys« solches »G'lump« herstellen zu wollen. Jedenfalls fiel das, was dabei zustande kam, weder nach den Wünschen der geistigen Urheberin noch nach denen der Kunden, der Spielwarenhändler, aus, die den Kopf



Schlenkerchens Morgenfreude



Pferdemusterung

großen als Käthe-Kruse-Puppen bekannt gewordenen Männlein und Fräulein, die, ganz aus wasserdichtem Nessel gearbeitet, weich, waschbar und unzerbrechlich, unter Frau Kruses persönlicher Leitung hergestellt werden — Erziehungsmittel zur Mütterlichkeit. »Kennen« tut sie eigentlich nur, wer sie in der Hand gehabt oder auf dem Arm getragen hat; gesehen aber hat sie gewiß jeder einmal, zum mindesten durch die Scheiben der Schaufenster, denn heute sträubt sich gegen sie kein »feineres« Spielwarengeschäft mehr.

Der Kopf ist dabei, wie's sich bei Menschennachahmung gehört, das Tüttelchen auf dem i. Die ganze runde Kopfform wird nach einem sorgfältig ausgeprobten Schnitt genäht und gepreßt, so daß das Gesichtchen bereits im Stoff »steht«, dann von innen mit einer versteifenden Masse ausmodelliert, von hinten zugenäht und endlich mit Watte weich und lückenlos vollgestopft. Die Füllung des Körperchens, dessen Hülle wie die des Kopfes wasserdicht imprägniert ist, besteht aus Rehhaaren, die nicht klumpen, wenig Feuchtigkeit annehmen und leicht sind. Auf diesen Balg wird schließlich das Köpfchen mittels eines kleinen Halsrändchens leicht beweglich aufgenäht. All diese Arbeit, zumal die Behandlung des Kopfes, fordert ein ständiges persönliches Dabeisein, Kritisieren und Gutmachen der Leiterin selbst; nur so ist es möglich, die Kindlichkeit und Naturhaftigkeit zu erzielen, die da ausgedrückt werden soll.

Nun aber die Revolution! Als im vorigen Jahre der erste gefahrdrohende Marksturz kam und damit die Sorge um den Absatz der nun gleichfalls teurer und teurer werdenden Puppen und um die Existenz der Mitarbeiterinnen, da kam das verantwortliche Staatsoberhaupt dieses Puppenreiches auf den Gedanken, noch mehr ins Einfache, Bescheidene und Kleinere zu gehen. So entstand das Schlenkerchen, für das Frau Käthes jüngstes Söhnchen Maxel das Modell hergegeben hat, ist dies Püppchen doch ganz seinem zärtlich schmiegsamen Körperchen abgelauscht und noch bewußter als die bisherigen zur »lebendigen Form« gemacht, d. h. locker, warm, weich und schmiegsam. Das formrichtige, aus festen und beweglichen Teilen bestehende Körperchen, an dem kein störendes Gelenk mehr fühlbar ist, wird nicht gestopft, sondern mit Mullbinden gewickelt und mit Trikot überzogen, der allein die nötige Bewegungsfreiheit verbürgt. Die Hauptgelenke, Hüfte, Hals und Schultern, bilden nur feste Bänder, die den immer natürlichen Fall der Glieder er-



Käthe-Kruse-Puppe: Zum Frühbad

möglichen; das Köpfchen, gleichfalls aus Trikot, ist, genau wie der alte K.-K.-Puppenkopf, abwaschbar, nur etwas leichter als er, entsprechend dem verringerten Gewicht und Gesamtmaß des Schlenkerchens (35 cm statt 43 cm). Was sich aber nicht verringert, vielmehr vervollkommnet hat, ist die Ausdrucksfähigkeit des Kopfes, des Sitzes der Intelligenz — sonst wär's ja keine »Revolution«. Dies kollernde Köpfchen hat dank seiner leichten Beweglichkeit ständig wechselnde Lichter und Schatten; das gibt ihm seine verblüffende Lebendigkeit. Auf »Schlafaugen« und »Mama-Sagen« darf es getrost verzichten; dafür kann es, je nachdem man's dreht, lachen und weinen, freundlich und mürrisch, artig und unartig sein und tun, als verstünd' es jedes Wort. »Hinter dem schelmischen Strahlen der Augen und dem zärtlich dummen Lächeln«, versichert Schlenkerchens



Käthe-Kruse-Puppen: Spielkameraden

Mutter, »bin ich in unsern Malstuben her wie der Teufel hinter armen Seelen.« Dabei ist alles biegsam, und die Händchen können — auch das eine Neuheit — »etwas festhalten«, was bekanntlich erst recht zum Begriff des Revolutionären gehört.

Wie sich Schlenkerchen allein und in Gesellschaft benimmt, wie es sich dreht und wendet, wie es sich in ernsten und heiteren Situationen verhält, das zeigen unsre Bilder, und daß es sich mit den größeren Brüdern und Schwestern von früher nicht weniger gut vertragen wird als hier auf dem Papier, möchten wir ihm auch zutrauen. Jedenfalls zeigen unsre Abbildungen, wie viele hübsche Szenen und Situationen sich schaffen lassen, wenn das Puppenmütterchen so glücklich ist, mehr als eins dieser künstlichen kleinen Menschlein sein eigen zu nennen, und mütterlich damit umzugehen weiß.

Gott spricht

Mein Garten warst du, schöne, liebe Erde!
Hier grub ich Gärtner meine Blumen ein.
Ich streichelte mit Regen, Licht und Schein
Dich, junge Saat, und segnete die Herde.

Hier war ich Mensch an Lächeln und Gebärde.
Fernab verbrandete das laute Sein —
Ich aber träumte still im kühlen Hain
Zur Abendruh und sann um Welt und Werde.

Du warst mein Garten, süßes Blütenland!
Ich führte frohe Kinder an der Hand,
Aus meiner Wonne, meinem Weh geboren.

Oft blickt mein Sehnen über graue Wand,
Küßt Meer und Wolke, Stein und dürren Sand —
Weint um ein Jugendglück, das lang verloren.

Franz Lüdtke

Weihnachtserlebnis

Von Margarete Kannengießer

»Am Tag vor dem heiligen Abend ...« so fängt ein schönes Gedicht an, das die Kinder gern hersagen. Am Tag vor dem heiligen Abend ging ich um die Mittagszeit die kurze Strecke Wegs, die von meinem Haus am Wald hinauf in die Berge führt. Es schneite, und von Dächern und Zäunen hingen glitzernde Eiszapfen herab. Da ich aber nicht den ersten Winter in dem stillen Bergstädtchen zubrachte, wußte ich, daß der reine, weiße, unberührte Schnee eins der vielen köstlichen Dinge ist, die uns ein Bergwinter beschert, wenn wir Augen haben zu sehen.

Hoch oben im Tannenwald war es still. Die Sonne fiel durch die offene Tür einer Schneise gerade auf eine niedrige Bank, die Schneelast war abgetaut, und das braune Holz stand einladend gegen das Weiß und Grün der beschneiten Tannen. Ich zog meinen Mantel fester um mich und beschloß hier eine kleine Weile mit offenen Augen zu träumen.

Doch saß ich kaum einige Atemzüge lang, als ein Knistern im Gesträuch mich aufblicken ließ. Verwundert, doch ohne zweifelnde Überraschung sah ich einen seltsamen Zug kleiner Gestalten an mir vorüber durch den weichen Schnee wandern. Da kamen sie alle — die geliebten, vertrauten Bilder der Weihnachtszeit —, aber traurig, frierend, gebückt und wie gescholtene Kinder. Voran Josef mit dem Eselein hinter sich, auf dem in den Mantel gehüllt Maria saß. Nur an der mütterlich-besorgten Gebärde erkannte ich, daß an ihrer Brust im Schutze des Mantels das Christkind schlummern mochte. Danach die Reihe der Hirten mit Ochsen und Schäflein, zuletzt gar die drei heiligen Könige, demütig gebeugt im Schmuck der goldenen Kronen. Den Zug beschloß ein alter Hirt, und gerade, als er vorbeischritt, faßte ich Mut zu der Frage: »Wohin wollt ihr?«

Er blieb stehen und sah mich an. »Ach, es scheint, als ob wir alle, so wie wir nun einmal sind, aus den Herzen vieler Menschen verbannt wären. Sie singen Weihnachtslieder und stellen Krippen auf, aber dann sprechen sie bald verächtlich von einem »Weihnachtsmärchen«, das in seinen Einzelheiten erdacht und erfunden sei. Die Kinder in den Schulen dürfen nicht mehr wie früher die Weihnachtsgeschichte mit den Worten der Heiligen Schrift lernen. Es gibt Leute, die drehen und deuteln, zerreißen und zerpflücken das Weihnachtswunder, und ihre nüchterne Forscherbegier macht nicht halt vor dem, was so lange als heilig und schön galt. Denke dir, sie sagen, das Christkind sei nicht in Bethlehem, sondern in Nazareth geboren —, sie wissen es wahrhaftig besser als der Evangelist. Und die Schatzung des Kaisers Augustus sei überhaupt viel früher vor sich gegangen und hätte mit dem Geburtsjahre des Christkindes gar nichts zu tun. Ach, wenn sie alles das nur so dächten in der dumpfen Stille ihrer Gelehrtenstuben! Aber sie schreien es laut und triumphierend in alle Welt, daß jeder es hören muß, ob er will oder nicht. Bald werden kaum noch die Kinder die reine, unbefangene Freude an der Weihnachtsgeschichte und dem göttlichen Wunder fühlen!«

Wie ein Schluchzen klang es durch die Stille des Tannenwaldes, und ich war tief bewegt. Am Tage vorher hatte auch ich über diese Fragen in den Zeitungen gelesen, aber bald ohne viel nachzusinnen die Blätter ablehnend weggelegt. Zeitungen — heute gelesen, morgen vergessen!

Nun aber schien mir diese Angelegenheit doch weitere Kreise zu ziehen. Uns alle ging die Trauerklage des alten Hirten an — uns und vor allem unsre Kinder!

»Laß doch den Menschen, Hirt! Er wird sein wie die andern. Ein Buch sieht aus der Tasche seines Mantels, und seine Stirn ist versonnen.« Einer der drei Könige wollte den Hirten weiterziehen.

»Wer bist du?« fragte mich dieser.

Und ich sehr kleinlaut im Gefühl meiner zeitlichen Ohnmacht: »Ein Dichter.«

»Ach, dann kannst du es doch den Menschen sagen, wie töricht sie sich selbst berauben! Sage ihnen doch, daß sie nicht an dem einzigen Wunder herumschnitzeln möchten; es ist ja denkbar, daß es ihnen schließlich einmal ganz aus den groben Fingern gleitet. — Hast du Kinder?«

»Zwei. Sie sind unten im warmen Stübchen und lernen die Weihnachtsgeschichte.«

»Und — wie ...?« fragte er zögernd.

»Ihre Mutter liest sie ihnen aus dem Lukasevangelium vor, und es ist, als ob die kleinen Herzen die alten Worte schon lange in sich getragen hätten —, so schnell und mühelos lernen sie.«

»Willst du es nun den Menschen sagen?«

»Ich will!« sagte ich einfach.

»So schließe noch einmal fest die Augen!«

Ich drückte die Lider zusammen, und als ich wieder sah, erblickte ich das lieblichste Bild: das Wunder von Bethlehem im Schnee der deutschen Berge, vor dem dunklen ernsten Grün deutscher Tannen. Eine Weihnachtskrippe sah ich, wie sie schöner und holder meine Kinderträume nicht ersehnt hatten. Alles Licht ging von dem göttlichen Kinde aus, und in Demut knieten Hirten und Könige vor ihm und der jungen Mutter. Eine feierliche Stimme sprach dazu die urewigen Worte: »Es begab sich aber, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus ...«

Mein Herz brannte in Freude und dankbarer Rührung, aber meine Seele weinte, als ich bedachte, daß wirklich einmal die zarte Schönheit dieser Weihnachtsgeschichte zu tief sein könnte für die nach Wissen und Erkenntnis jagende Menschheit.

Dann schlug ich in Zuversicht die Augen voll auf und wunderte mich nicht, daß die für eine kurze Spanne Zeit lebendig gewordenen Gestalten meines inneren Erlebens verschwunden waren.

»Ich will es ihnen sagen!« versprach ich nochmals, als ich durch den schweigenden Wald bergab schritt. Möchten doch die Neunmalklugen nur bei dieser einen Geschichte sich wieder einmal gläubig als Kinder fühlen und daran denken, daß Glauben immer noch zu Recht bedeutet: für wahr halten.

Als ich aus dem Walde heraustrat und die frohgeschwungenen Linien der weißstrahlenden Berge sah, klangen in mir eindringlich die Worte: »Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet,« und ich konnte es kaum erwarten, die Verkündigung der frohen Botschaft am Heiligabend von den gläubigen Lippen meiner Kinder zu hören.

Jesu Wiegenlied

Purpurne Nacht bricht herein,
Seliger Knabe, schlaf ein!
Wiegt sich ein kleines Vöglein im Baum,
Singt mir mein feines Bübchen in Traum —
Wonnig von Narden ein Duft
Webt in der traumstillen Luft.

Heimlich ein Flügelein rauscht,
Steht wo ein Englein und lauscht,
Hebt verstohlen sein gülden Horn,
Träufelt ins Aug' dir ein Schlummerkorn,
Flüstert ganz leise: „Gute Nacht!"
Macht auf die Sohlen sich sacht.

Schlafe, mein wegmüder Knab',
Wüste liegt still wie das Grab —
Mondlicht umzittert verblichen Gebein,
Vater hält Wache mit Schleuder und Stein,
Heimat und Herdglück sind fern,
Aber uns leuchtet dein Stern!

Vöglein im Baum ging zur Ruh,
Schlafe, mein Knabe, auch du!
Siehst nicht die Träne, die leise rinnt,
Wenn dich ein goldener Traum umspinnt:
Träume, mein holdes Gespiel —
Morgen sind wir am Ziel!

Paul Wolf

Menzels »Tafelrunde«

Von Prof. Dr. Hans W. Singer

Wir blicken in den runden Saal des Lustschlosses zu Sanssouci, erbaut in der Zeit des Rokoko, als die Welt in der Kunst des freudigen und mit Schönheit verquickten Lebens den Gipfelpunkt erklommen hatte. Wir sind heute so stolz auf unsre Errungenschaften und pochen auf den »Komfort der Neuzeit«. Aber all das steht doch recht sehr unter dem Zeichen des »W. C.« als höchsten Ideals, während jene Zeit uns einen Innenraum wie diesen Sanssouci-Speisesaal bietet. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß die Menschen sich damals, dank einer wirklich schönen Tracht, in den Raum hineinpaßten. Was an unsrer Wohnkunst sein kann, ergibt sich schon daraus, daß unsre heutige Männertracht so recht als das Gegebene dafür erscheint.

Um den runden Tisch, an dem man bei Obst und Champagner sitzt, erblicken wir, in lebhafter Unterhaltung begriffen, eine Schar von zehn bedeutenden Männern. Uns gegenüber der noch jugendliche König in einem Alter, aus dem es nicht viel weitverbreitete Bildnisse von ihm gibt. Daher erkennen wir ihn vielleicht nicht sogleich, ist uns doch überhaupt nur der berühmte »Alte Fritz« geläufig. Sichtlich amüsiert, hört er auf eine Bemerkung, die Voltaire links soeben fallen gelassen hat. Aus der devot vorgebeugten Haltung erkennen wir, daß es wohl eine Schmeichelei gewesen sein wird, aus der Handbewegung, daß es eine fein muß, in der die Bewunderung des Sprechers für den Angesprochenen in mehr oder minder verbrämter, jedenfalls graziös vergeistigter Weise zutage tritt. Zwischen beiden sitzt der General von Stille, auf Voltaire mit höfischem Lächeln herabblickend; rechts von Voltaire der Schotte Lord Marischal, der Bruder des Feldmarschalls Keith. Die drei neben dem König auf der andern Seite sind der Feldmarschall selbst, Graf Algarotti und der Chef des 3. Dragoner-Regiments Graf Rothenburg. Sie beteiligen sich an diesem Gespräch, Algarotti sogar lebhaft, und es sieht aus, als ob er besorgt sei, weil Voltaire eine günstige Gelegenheit ergriffen habe, die er sich selbst entgehen ließ. Vorn unterhalten sich dagegen zwei abseits, der Marquis d'Argens, der uns fast den Rücken zudreht, und der kleine La Mettrie. Sonst sieht man noch vier Lakaien, zum Teil mit Abtragen der Gerichte beschäftigt, und blickt durch die offene Tür in den Garten, wo man undeutlich zwei der berühmten Windspiele Friedrichs entdeckt; ein drittes hat sich in den Raum selbst geschlichen und kommt eben unter der Tischdecke vor.

Friedrich, Keith und Voltaire sind allbekannt; aber sehen wir uns auch die andern näher an.

Georg Keith, der zehnte Earl Marischal, hatte sich für den Thronanwärter Stuart eingesetzt und wurde geächtet, entkam aber nach Spanien, von wo aus er bis 1745 weiter für diesen Prinzen tätig war. Über Wien gelangte er nach Preußen, um dort mit seinem Bruder, dem Feldmarschall, zu leben. Friedrich schickte ihn als Gesandten nach Paris, was in England sehr übel vermerkt wurde. 1752 erhielt er den Schwarzen Adler und wurde Gouverneur von Neuenburg, 1759 Gesandter in Spanien, wo er nun England derartige diplomatische Dienste leistete, daß König Georg 2. ihn begnadigte. Er lebte darauf in Neuenburg und Schottland auf neuerworbenen und geerbten Gütern, bis Friedrich ihn nach Potsdam einlud und dort ein Landhaus für ihn baute. Hier verweilte er, als Freund des Königs, auch Voltaires und d'Alemberts, ein warmherziger, schlichter, etwas exzentrischer, aber treuer Mann, bis zu seinem am 28. Mai 1778 erfolgten Tode. Ein Verwandter sagte von ihm aus: »Er hatte ein Gewissen, das das Innere eines Gefängnisses vergoldet haben würde.« In jenem Einladungsbrief schrieb Friedrich an ihn: »Hätte ich Schiffe, so würde ich einen Einfall auf Schottland unternehmen, um meinen teuren Lord hierher zu entführen. Ich bin mit Herz und Seele der Eure. Das sind meine Ansprüche und mein Anrecht. Hier sollen Sie in Sachen der Nachkommenschaft keinen Zwang erdulden; weder Pfaffen noch Advokaten sollen Sie behelligen: hier sollen Sie im Hafen der Freundschaft, der Freiheit und der Philosophie leben.

Francesco Algarotti aus Venedig wurde während der Jahre seines Pariser Aufenthalts (1753—1759) völlig französiert und wuchs zum populärwissenschaftlichen Schriftsteller heran. 1739 lernte er auf der Rückreise von St. Petersburg Friedrich in Rheinsberg kennen, der ihn dann als König zu sich einlud und zum Grafen sowie Kammerherrn ernannte. Für August 3. von Sachsen hat Algarotti Gemälde gekauft, darunter die »Drei Schwestern« von Palma Vecchio und Liotards berühmtes »Schokoladenmädchen«. Im Jahre 1754 kehrte er nach Venedig zurück und starb in Pisa, wo Friedrich ihm im Camposanto ein Denkmal setzen ließ. Er war besonders als eleganter Briefschreiber berühmt.

Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens aus Aix in der Provence, war erst Soldat gewesen, wurde aber dienstunfähig und enterbt, worauf er nach Holland ging. Seine Veröffentlichungen dort fesselten Friedrich so sehr, daß er ihn 1744 zum Direktor der philosophischen Klasse an der Berliner Akademie ernannte. Er wurde fast täglicher Gesellschafter Friedrichs

und als freimütiger Mensch von ihm hochgeschätzt. Der Briefwechsel beider, nach d'Argens' Rückkehr nach Frankreich begonnen (1769), gehört zu den wichtigen kulturgeschichtlichen Denkmälern des 18. Jahrhunderts. D'Argens war ein witziger, skeptischer Freigeist und auch in Kunstfragen bewandert.

Julien Offray de La Mettrie, in St. Malo 1709 geboren, gehört zu den namhaften Philosophen des Zeitalters der Aufklärung. Seine Naturgeschichte der Seele wurde als atheistisches Werk verbrannt, weil er darin behauptet, daß die Seele mit dem Körper schwinde. La Mettrie begab sich nach Holland, mußte aber auch da wegen seiner naturalistischen Lehren der Verfolgung weichen und fand als Vorleser Zuflucht bei Friedrich, der ihm auch eine Anstellung bei der Akademie verlieh. Kein Geringerer als Du Bois Reymond hat La Mettries »Ehrenrettung« unternommen und ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte der naturalistischen Philosophie zugewiesen.

Es ist nicht so nebenher, daß ich in dieser Weise des näheren an die Eigenschaften der Mitglieder dieser Tafelrunde erinnere. Man unterschätze nicht, wieviel Bildung und Geist ein Künstler aufwenden muß, um Idealbildnisse bekannter Persönlichkeiten mit einigem Erfolg zu gestalten. Freilich hatte auch Menzel Anhaltspunkte in gleichzeitigen Bildnissen all dieser Männer. Aber abgesehen davon, daß er sie alle im Ausdruck doch umändern mußte, so erkennt man seine geistige Leistung, bewundert, was er in die Köpfe hineingelegt hat, gerade wenn man seine »Bildnisse« mit den alten vergleicht.

Im übrigen ist die »Tafelrunde« eins der berühmtesten Werke des Meisters und in seiner Weise gewiß ein Meisterwerk. Durch die Neigung zum Intellektuellen, die dem Künstler innewohnte, mußte die wunderbar naturalistische Kunst des jungen Menzel, wie sie sich unter anderm so unvergleichlich im »Théâtre Gymnase« offenbart, eine Biegung ins Literarische bekommen. Was im »Théâtre« Realismus des Sehens war, mußte daher in der »Tafelrunde« als Realismus der Beobachtung wiederkehren. Dabei konnte der Vortrag als solcher nicht anders als einen Schritt zurück machen. Wie wäre die Beobachtung so scharf und geistvoll vorzuführen gewesen, wenn Vortrag und Farbengebung nicht an Eigenbedeutung verloren hätten, ja geradezu etwas kalt und gläsern geworden wären! Immerhin: feinkünstlerisch bleibt doch die Lösung des Beleuchtungsproblems, jener tiefe Tonwert des Innenraumes, wie ihn viel später erst wieder Whistler aufgenommen hat. Nur die Gesichter in ihrer Helligkeit fallen etwas heraus — wiederum dem Beobachtungsrealismus zuliebe.

Professor Börner, der Magier der großen Platte, setzt uns auch mit dieser wieder in staunende Bewunderung. Gerade in dem Herausheben der Gesichter und in der Schärfe der Charakteristik folgt er den Winken, die Menzel selbst gegeben hat. Es wird sicher im Sinne des Meisters gewesen sein, daß eher als etwas andres die malerische Haltung des Originals ein wenig Abbruch erleide. Die Treue bei dem Riesenformat — das Schabkunstblatt hat so ziemlich die halbe Länge und die halbe Breite des Originals — ist überraschend; ebenso die Beherrschung des Stofflichen, z. B. in der Wiedergabe des Glaslüsters.

Deutschlands Frage an das Schicksal

Bin ich denn wirklich panzerbewehrt und hält
Mein Arm den Schild des trutzigsten Heldentums,
Daß ich so furchtlos allen Stürmen
Grausen Geschehens entgegenschreite?

Zieh' ich ein Schwert, ein sengendes Flammenschwert,
Zum Kampf gestählt in erdferner Sonnenglut,
Daß alle Schicksalssturmgewalten
Bleichend verdorren bei meinem Nahen?

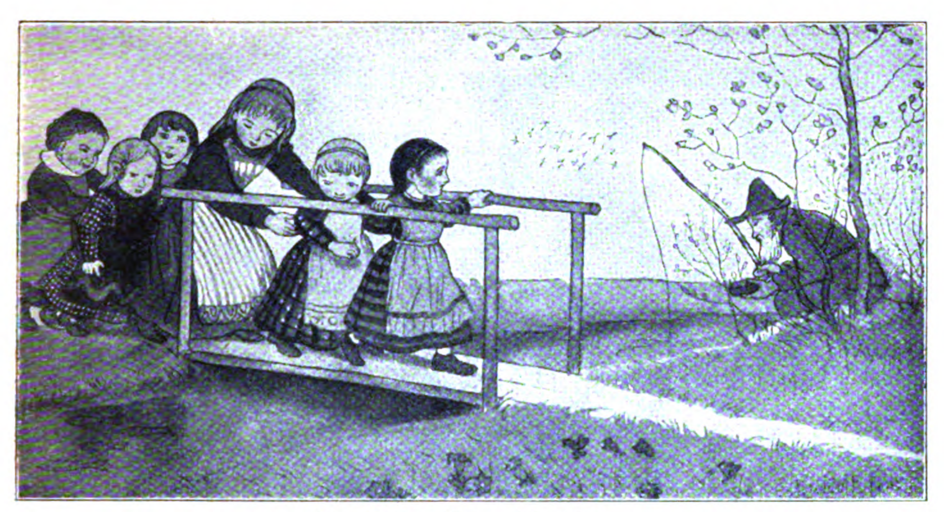
Geheimnisträchtig führt mich ein dunkler Drang
Durch alle Wirrnis: nimmer erdeut' ich mir,
Ob Schwert, ob Schild, ob starker Panzer
Schützend mich waffnet in sichrer Abwehr.

G. M. Hartmann



Adolph von Menzel: König Friedrichs Tafelrunde in Sanssouci 1750

Schabkunstblatt von F. A. Börner nach dem in der Nationalgalerie in Berlin befindlichen Originalgemälde



Am Bache. Aus »Schwätzchen«

Ernst Kreidolf / Von Heinrich Zerkaulen

Mit einem Bildnis des Künstlers, einem farbigen Kunstblatt und dreizehn Abbildungen aus Kreidolfs Bilderbüchern (Verlag von Hermann Schaffstein in Köln)

Sofern ihr noch große Kinder seid, geht mit mir in den lieblichen Wundergarten Ernst Kreidolfs. Aber ihr dürft nicht räsonieren, und ihr müßt das Märchen in eurem Herzen tragen. Den unerschütterlichen, tiefen Glauben an Gottes schöne Welt, an den unerforschlichen, geheimnisvollen Zauber aller Erdendinge. Ihr müßt zudem die Gabe besitzen, im Kleinen schon das Symbol des Großen zu schauen. Ihr müßt in eurem Leben bereits erfahren haben, daß unter einem Grashalm ein Weltreich beginnt, viel größer und geheimnisvoller als etwa der aufdringliche Erdenteil, den unsre Geographen Europa nennen und dabei noch wunder wie wichtig tun. Ihr müßt auch den Wind singen hören können und die liebliche Sprache der Blumen verstehen und müßt den Mond liebengelernt haben, die hellen, freundlichen Sterne und den Tod, den nur die Menschen so schwarz malen, weil sie kein gutes Gewissen vor ihm haben.

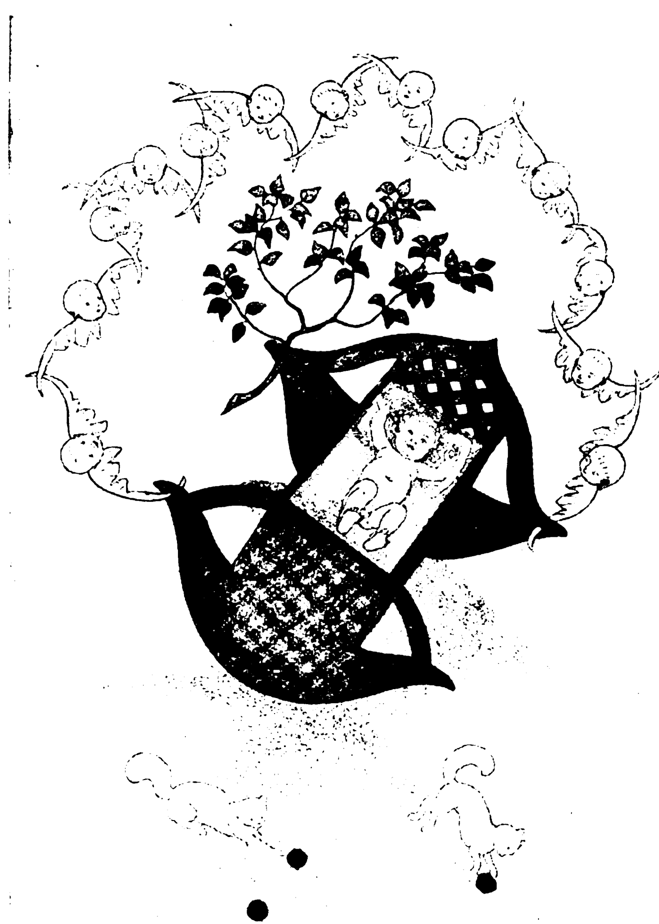


Ernst Kreidolf

Dann erst stelle ich euch meinen Freund, den Dichter und Maler Ernst Kreidolf, vor, der zu Anfang dieses Jahres bereits sein sechstes Jahrzehnt überschritt und wohl schon allerhand an Leid und Freud' mit sich herumgetragen hat. Man muß sich dabei wohl hüten, ihn nach seiner Palette irgendwo einordnen zu wollen. Seine Farben sind überaus schlicht und lassen an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Dieser Ernst Kreidolf ist nie auf den Gedanken gekommen, eine Revolution zu machen, er hat nie auf den Barrikaden der Ästhetik für eine neue Kunstform gestritten. Ihm sind zeit seines so stillen Lebens alle Ismen fremd geblieben und werden es bleiben auch in Zukunft. Aber in der zierlichen Ornamentik mittelalterlicher Breviere wird er sich gehörig um-

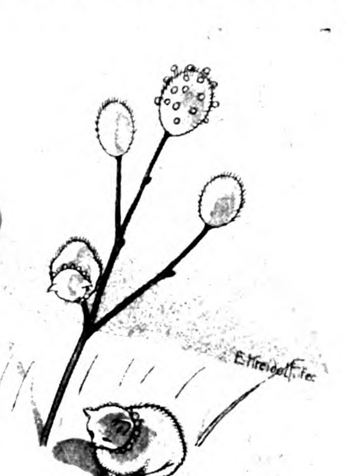
geschaut haben, soweit es die Technik seiner Malweise angeht. Und den Herrn Philipp Otto Runge wird er kennen, den lieben deutschen Märchenerzähler Moritz von Schwind, den lustigen Hallodri Pocci mitsamt seiner bunten Marionettenbehendigkeit. Auch dem ernsthaften Wilhelm Steinhausen wird er zugetan sein und dem gütigen, schon fast legendären Hans Thoma.

Betrachtet man sein Selbstbildnis, so erkennt man unschwer: diese hohe Stirn hat manchen Gedanken bis zum bitteren Ende durcharbeiten müssen. Diese dunklen, leicht beschatteten Augen haben in viele Tiefen des Lebens schauen müssen, aber irgendwo entdeckten sie dann auch stets das goldene Krönlein des Märchens dafür. Und dieser Mund, leicht und ironisch eingekniffen, weiß von verborgenen Grübchen der Schelmerei, auch wenn die Wangen noch so schmal und spitz zulaufen, als sei ihnen das Hungern nicht unbekannt und das Entbehren nicht erspart geblieben.



Wiegenlied. Aus dem »Knecht Ruprecht«

In der Tat hat es die ganze Jugend Ernst Kreidolfs nicht eben leicht gehabt. Am 9. Februar 1863 wurde unser Meister zu Bern in der Schweiz geboren, wenig vermögender Bürgersleute Kind. Mit sechs Jahren kam er dann zu den Großeltern in deren Heimatort Tägerwilen im Thurgau. Ein Mäulchen weniger zu stopfen bedeutete schon immerhin eine Ersparnis, und zudem liebte der Großvater Kreidolf Kinder und lustiges Vogelgetier, der kleine Ernst kam ihm also eben recht. Er wird nicht viel zu reden gewußt haben, aber dem jungen Menschenkind malte er dafür eine eigne Fibel, wie die Lehrer in der Schule sie wohl nicht besser aufzuweisen haben. Besonders die Pferde hatten es ihm angetan, wie man weiß, und zum Spaß und weil es zudem so lustig aussah, setzte er ihnen jedesmal noch ein Eichhörnchen hintenauf. So versuchte denn auch der Bub unter der Anleitung seines Großvaters einen Vogel in einem Linienzug hinzumalen und probierte es dabei mit ersten Schnörkeln und lustigen Arabesken. Der Großvater, der zwar solches Spiel durchaus liebte, wollte aus ihm jedoch einen unabhängigen Bauernjungen machen, er sollte einmal ihr Gütchen übernehmen und so getrost auf den dereinstigen Tod warten können, wie die beiden Alten nun schon seit Jahrzehnten taten. Aber der Ernst hatte das Pferdchenmalen nicht umsonst gelernt. Mit sechzehn Jahren bettelte er den Eltern, die unterdessen nach Konstanz verzogen waren, mit vieler List und Mühe ab, in der alten Bodenseestadt das Kunsthandwerk eines Lithographen erlernen zu dürfen. Das Studium setzte er dann ernsthaft in München fort, wo er mit zwanzig Jahren die Kunstgewerbeschule besuchte und später auch die Akademie. Auf einen Zuschuß von zu Hause konnte er leider nicht rechnen. Er mußte sich in seiner Freizeit mühsam genug mit Zeichnen und Lithographieren seinen Lebensunterhalt selbst verdienen. Frühmorgens und abends bis spät in die Nacht hinein zeichnete er für eine der vielen Kriminal-

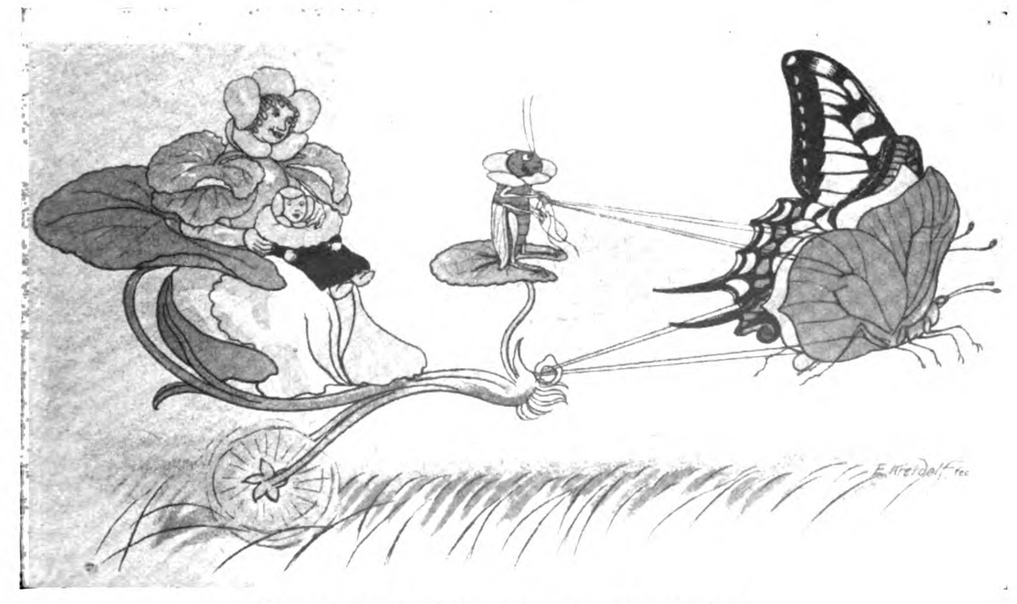


Die ersten Blumen. Aus den »Blumenmärchen«

Schmilzt im Frühling
Der Schnee,
Kommen wieder
Die Blumen,
Kommen wieder
Die Falter
Aus sonniger Höh',
Aus sonniger Höh'.

Da blühet
Schneeglöckchen,
Da blüht
Anemone,
Und es kommt
Aurora
Zu den Blumen auf Besuch,
Zu den Blumen auf Besuch.

Von den Zweigen
Da steigen
Weidenkätzchen
Herunter
Und schnurren
Ganz leise
Ein heimliches Lied,
Wenn der Frühling einzieht.



Butterblumes Ausfahrt. Aus den »Blumenmärchen«

Schwalbenschwanz, Zitronenfalter
Und die muntre Grille
Haben heute eingespannt
Früh in aller Stille.

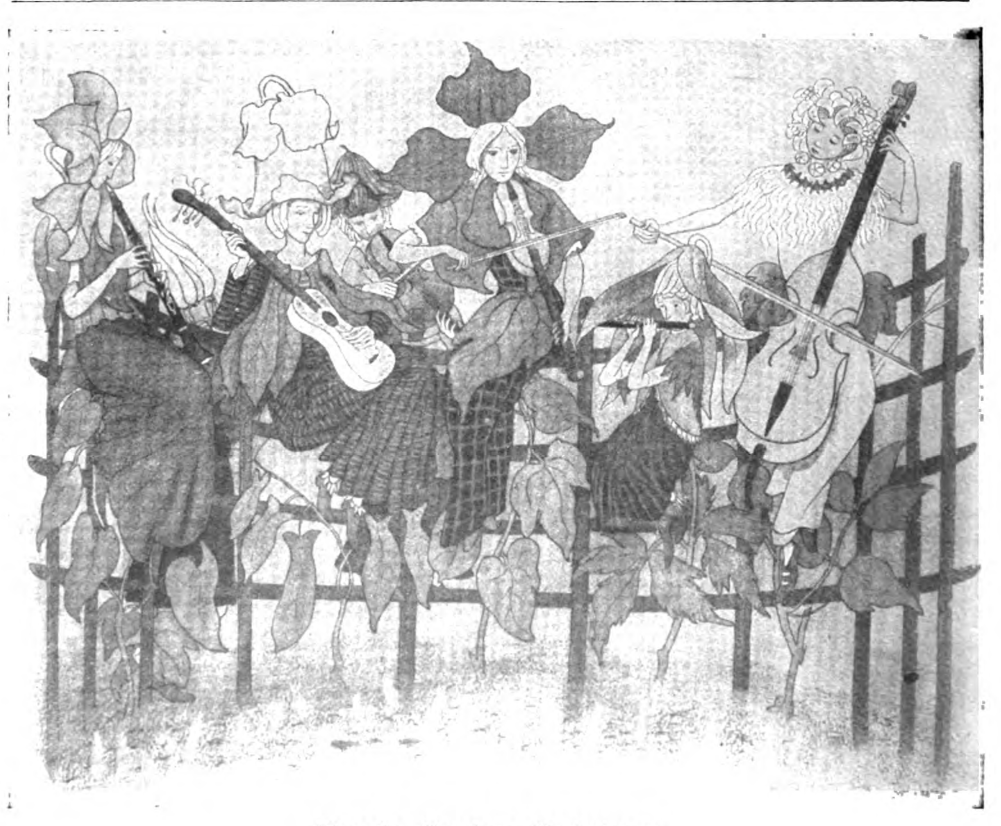
Butterblume Ausfahrt hält
Mit klein Butterblümchen;
Ja, so schön ist's auf der Welt
Nirgends wie beim Mühmchen.

Und nun geht's im Flug dahin
Über weite Strecken,
Huppe, huppe hoppedei
Über Busch und Hecken.

Und ich denke mir dazu:
Wär' ich solch ein Blümchen!
Hätt' ich solch ein fein Gespann
Und ein solches Mühmchen!



Die Diebe. Aus den »Blumenmärchen«



Klematis. Aus dem »Gartentraum«



Freund Husch. Aus »Fitzebutze«

zeitschriften berüchtigte Verbrecherköpfe von Steckbriefen nach und war so ganz im niederdrückenden Taglohn der Kunst gefangen. Bis seine ohnehin schwächliche Gesundheit unter all der Last der mannigfachen Entsagungen und dem dauernden Angespanntsein der Nerven naturnotwendig zusammenbrach. So zog er denn 1889 endlich aus der Stadt der Entsagungen und wanderte hinaus in die Berge nach Partenkirchen. Hier an einem warmen Novembernachmittag des Jahres 1894 gingen ihm seine nachmals so bekannt gewordenen Blumenmärchen auf eigenartige Weise auf. Er selbst erzählt das kleine Ereignis, das einen so glücklichen Wendepunkt seines Lebens bringen sollte: wie er an jenem späten Herbsttag, wo niemand mehr sie dort vermuten mochte, auf einsamer Bergeshöhe in windgeschütztem Winkel ein Sträußlein gelber Schlüsselblumen und blauen Enzians finden mußte. Damit nun die lieben Blumen nicht umsonst starben, zeichnete er sie ab. Aus diesem Übungsblatt wurde die erste seiner Blumenmärchengestaltungen, die dann mit andern zusammen vier Jahre später lithographiert erschienen unter dem gemeinsamen Titel »Blumenmärchen«.

Wir finden in unserm Aufsatz einige Abbildungen aus dieser ersten Bilderfolge. Da besucht etwa Fräulein Windröschen, zierlich und adrett und ein ganz klein wenig verlegen, als hätte sie kein reines Gewissen, ihre Frau Base Margareta auf der Blumenwiese. Die steht da gewappnet in dickblättrigen Vorwürfen, eine Grille der Verweisung mit hohen, dünnen Flügeln schon an der Hand. Ein Katerlein sitzt geduckt und anscheinend völlig unbeteiligt an einem dicknolligen Grashalm, blinzelt verstohlen und verstehend in die Gegend und harrt in Ruhe der drohenden Verweisung dieses leichtsinnigen Fräuleins Windröschen. Warum stolziert so junges Blut auch so keck und verwegen in die böse Welt hinaus! Wenn nun ein Knabe just vorbeigegangen wäre ...

Oder J. H. Frau Butterblume, auf dem Schoß Klein Butterblümchen umschlungen haltend, läßt sich von einem weitausholenden buntschillernden Zweigespann zur Kühlung über Busch und Hecken fahren. Leibkutscher Grillchen hält stramm die Zügel.



Titelbild aus »Fitzebutze«



Morgenwäsche der Wiesenzwerge. Aus den »Wiesenzwergen«

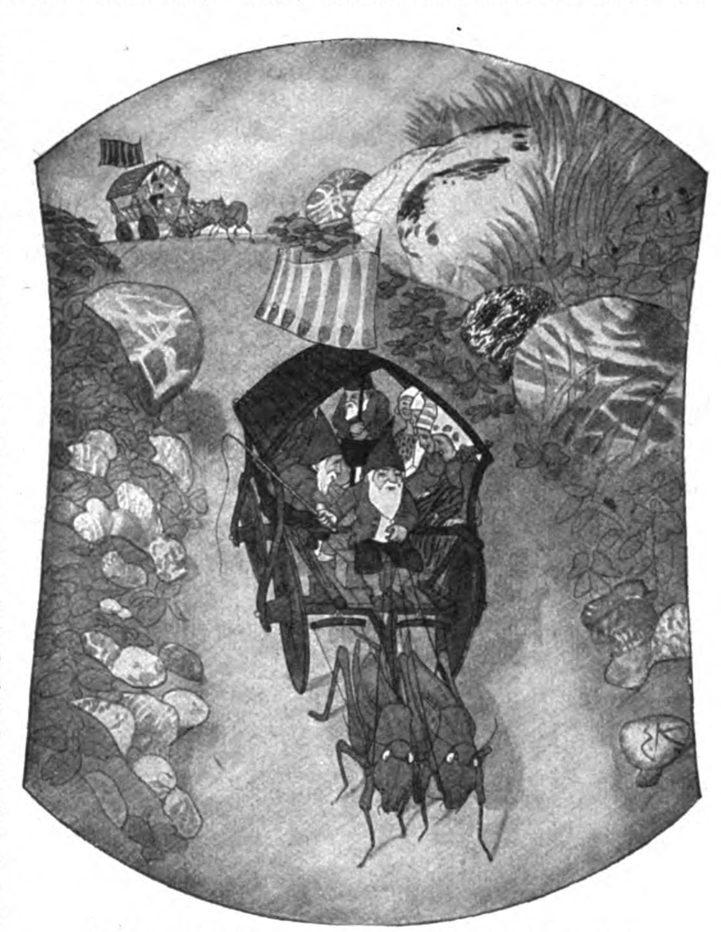
Er ist ganz bei der Sache, und kokett bauscht sich die Livree seines seegrünen Röckchens im Winde. Frau Butterblume lächelt gnädig; verschwenderisch funkelt der Sommer rundum.

Auf dem dritten Bildchen große Aufregung im grünen Blumenrevier. Mitternacht ist herangekommen, und ein altes Plusterlaternchen ist erschrocken darüber aufgewacht. Im Hause der blauen Taubnessel ist eingebrochen worden. Die knittrigen alten Hausbewohner recken ihre spitzen Nasen aus den gelben Blüten und zetern ihr Leid Frau Gevatterin in die Ohren. Ein Frosch bellt, ein Kind wimmert aufgeregt im Bettchen der Schneckenmuschel. Darüber schiebt der Dieb, ein pfiffiges altes Pilzmännlein, mit den gestohlenen Schuhblättchen rechts ab. Nur eine Sonnenblume schielt ihm nach, verrät aber nichts, denn sie ist viel zu hoch und stolz und unnahbar.

»Blumenmärchen« wurden mit Recht Ernst Kreidolfs erster verdienter Erfolg. Viele Lehrer nahmen in der damaligen Lichtwark-Zeit das Buch mit großer Begeisterung auf. Kinder und Mütter wurden des Meisters erste, jubelnde Freunde. Dann kam Richard Dehmel und bat den Malerpoeten, ihm seinen und seiner Frau Paula »Fitzebutze« zu illustrieren. Eine lockende Aufgabe, der sich Kreidolf freudig unterzog. Hermann Schaffstein in Köln gab den »Fitzebutze« heraus; es wurde ein Schlager. Und in rascher Folge erschienen dort die weiteren Versbilderbücher Kreidolfs: »Schlafende Bäume«, »Wiesenzwerge«, »Alte Kinderreime«. Wundersame Verklärung von Blume und Tier, eine Märchenwelt in erstaunlicher und ebenso verblüffender Sachlichkeit gesehen, herb im Kleinen wie die des andern Schweizer Malers Welti im Großen. Der so naheliegenden Gefahr des Süßlichen entgeht dabei der Meister kraft seiner natürlichen Einstellung zu allem Erdengeschehen, die vielleicht nur so glücklich im Lande der Schweizer Berge möglich ist. Man erkennt darin die gleiche Liebe zur Einfachheit, die gleiche Demut vor der höheren Gewalt alles Göttlichen, das gleiche humorgesättigte Verstehen alles Menschlichen, das wir ebenso ausgesprochen in der Schweizer Literatur finden, ob wir nun an den geheiligten Namen Gottfried Kellers oder an Heinrich Federer erinnern. Auch bei diesen die fast tüftelnde Liebe in allen Einzelheiten, die fast vor sich selbst errötende Schamhaftigkeit, wenn der künstlerische Augenblick es verlangt, die Schleier von der eignen Seele ein wenig zu lüften.

Erinnert sei hier an das Ölbild, das Ernst Kreidolf »Die Frühlingsharfe« nennt, und das schlechthin als das künstlerische Glaubensbekenntnis seines ideellen Menschentums bezeichnet werden darf (s. unser farbiges Einschaltbild). Da hat man die große majestätische Einsamkeit zwischen Himmel und Erde. Da hat man die hohe Sehnsucht der ziehenden Wolken, die blaue Ferne unerfüllter Wünsche, die braune Erdhaftigkeit des Mutterbodens, das leuchtende Firnenlicht reiner Berggipfel. Und mitten darin das singende, harfespielende blonde Bauernkind, barfüßig und beinahe täppisch. Aber sein Haar flattert im reinen Herrgottswind wie die Unberührtheit seines weißen Kleides, und gläubig singt es sein jungfräuliches Lied in den knospenden Frühling hinein. Weiß noch nichts von äußerlichem Menschengetue und verzweifelt irrender Schuld, wird aber vielleicht dennoch

hindurch müssen, denn es schreitet geradeswegs auf einen dichten Wald zu. Kreidolf malt nie oder selten reine Phantasiegestalten, lediglich voller ästhetischer Schönheit. Wie es von ihm ein Bild gibt, das den bezeichnenden Titel »Baumleichen« führt, auf dem man die in der Qual des Hinmoderns ängstlich verzerrten Äste und Wurzeln wie schmerzverzerrte Menschenglieder erblickt, so kann man auch aus dem kleinsten Skizzenblatt oder in der Buchillustration Kreidolfs die völlig unsentimentale Echtheit etwa seiner Kinderköpfe studieren. Man schaue sich zu dem Zwecke einmal das Blatt aus den »Kinderreimen« an, auf dem sich eine Gruppe von sechs kleinen Mädchen ängstlich und scheu über einen schwankenden Bachsteg drückt, an einem einsamen Angler vorüber, von dem man nicht ohne weiteres zu sagen vermag, ist er ein Strolch und Wegelagerer oder ein gütiger Einsiedler. Diese Kindergesichter tragen sozusagen schon ihre ganze zukünftige Lebensgeschichte mit sich. Weniger lieblich und unbeschwert, als Ludwig Richter sie zu malen verstand, weniger ausgelassen und spitzbübisch, als Carl Spitzweg sie ihre Drachen steigen ließ, viel bäuerlicher noch, als Hans Thoma sie im »Kinderreigen« auf einer mit Blumen übersäten Wiese spielen ließ. Diesen kleinen Mädchengesichtern Ernst Kreidolfs sieht man schon deutlich an, daß sie als Frauen dereinst Lasten auf dem Rücken durch das Leben zu schleppen haben, die sie frühzeitig demütigen werden. Man weiß gleich von ihnen, sie werden nie im Straßengewirr einer lauten Großstadt sich zurechtfinden, und sie kommen unerbittlich unter die Räder, wenn man sie etwa ihrer Heimatscholle entziehen wollte. Diese Kreidolfschen Kinder haben alle etwas von einer soliden bürgerlichen Sachlichkeit an sich. Wie Kreidolf selbst nur ganz selten sich dem lockenden Zauber der Farben überläßt und, wenn er Glanz sieht, nie Flitter malt.

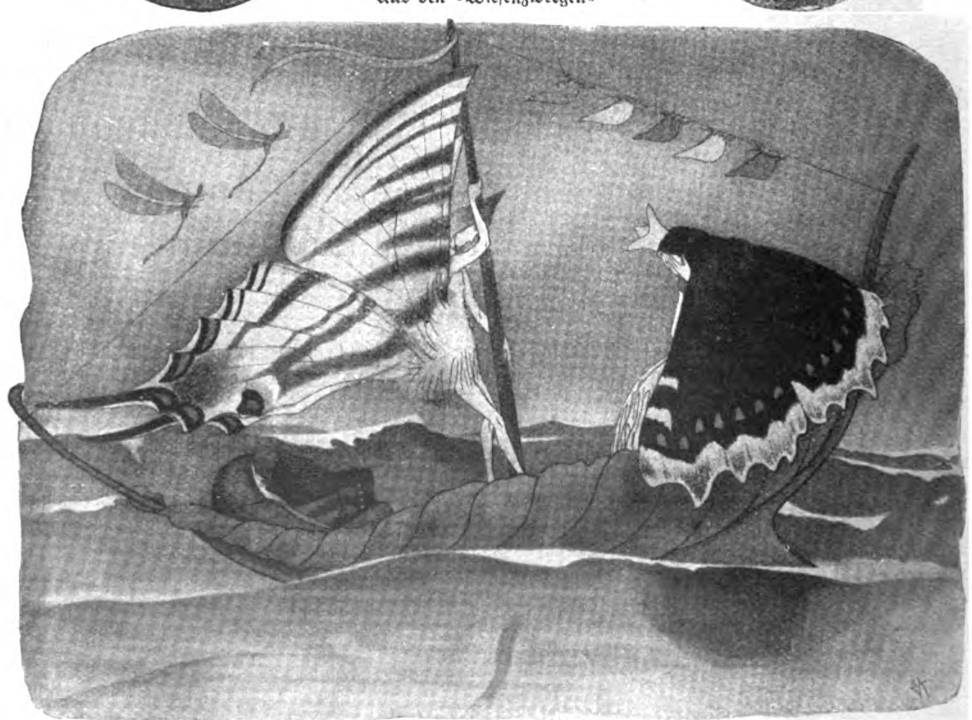


Ausfahrt der Wiesenzwerge. Aus den »Wiesenzwergen«

Es gibt ein köstliches Bild von dem Meister, auf dem feiern fröhliche Phantasie und festgehaltene Sachlichkeit eine wahre Orgie humoriger Vereinigung. Eigentlich helldunkel, wie die ganze Art Kreidolfs, präsentiert sich uns auf einsamer Höhe ein wahrhaftiger Galgenstrick von Bergtanne. Ihre dunkelgrünen, fast schwarzen Zweige greifen wie habgierige Diebshände in dunkelblaue Nacht hinein, und an dem obersten Baumast, der aussieht wie eine Raubtiernase, baumelt ein gar armes Wichtlein, mit Füßen und Händen zugleich angebunden. Noch ein Satanas im weißen Haar, einer, der es offenbar recht dick hinter den Ohren sitzen hat. Weiß der Kuckuck, wer und wie und zu welchem Zwecke sie ihn da oben aufgehängt haben! Sein Gesicht ist vor lauter charakteristischer Häßlichkeit schön wie das eines durchglühten Bauernpropheten. Tief unten im Tale blitzen derweilen hell durch die Nacht die Lichtlein des Dorfes wie Leuchtkäferchen, die sich daran belustigen, wie der da oben zappeln muß. Er aber betet in letzter Todesangst zum Himmel, daß ein Stern darob fast auseinanderfließt vor Rüh-



Kampf der Wiesenzwerge
Aus den »Wiesenzwergen«



Die Fahrt des Trauermantels. Aus den »Sommervögeln«



Die Frühlingsharfe

Aus der Kreidolf-Mappe des Kunstwarts (Verlag von Georg D. W. Callwey in München)

rung, und der schickt dem armen Sünder endlich ein Eichkätzchen, mollig und süß und weiß wie Hermelin, das nagt nun mit spitzen Zähnen den Strick an und beißt den Knoten durch. Nur die Zweige des Baumes sind wütend darüber und sträuben sich noch dagegen wie eifernde Pharisäer, jedoch dem Sünder wird Gnade zuteil. Heil ihm! »Wenn die Not am größten ist« setzt Kreidolf unter diese Bildnovelle, die einem Wilhelm Raabe mit all ihrem Humor und all ihrer unübertrefflichen Echtheit in der Milieuschilderung Ehre gemacht hätte.

Derselbe Kreidolf kann das, der die Muttergottes als Blume Passiflora malte und dazu die Verse ersann:

Es ist eine Blume Passiflora:
Sie hat nur einen Tag zu blühn.
Drei blutige Nägel im Kelche glühn.
Sie sitzt in Trauer und herbem Schmerz,
Als gingen die Nägel ihr durch das Herz.

Der auch einen Christus zeichnen konnte wie das Antlitz unsrer ganzen zerrissenen, notleidenden, sich vor Heimweh nach dem Frieden verzehrenden Gegenwart. Und nannte dieses Bild: »Die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nest r, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege«.

Es ist hinwiederum der gleiche Ernst Kreidolf, der das duftige Märchen von der »Fahrt des Trauermantels« erfand, das wir hier abgebildet finden aus dem Buche »Sommervögel«. Segelfalter und Trauermantel sitzen sich da gegenüber in einem Kahn, der in das weite Land Vergessenheit treibt. Ein grünes Zwerglein spielt die wehmütige Ziehharmonika der Erinnerung, und Libellen wie letzte, hauchfeine, nicht mehr zu greifende Liebkosungen umspielen den Nachen. Der Dichter Kreidolf aber guckte seinem Bruder, dem Maler Kreidolf, dabei über die Schultern und schrieb zu diesem Blatt die Legende hin:

»Es war einmal ein König, der war immer traurig. Dunkel und schwermütig saß er auf seinem Thron und hieß Trauermantel. Weil er aber nie fröhlich sein konnte, verließen ihn seine Leute, er verlor sein Reich und mußte fliehen. Am Ufer wartete der Segler auf ihn mit seinem Schiffe. Der König stieg ein, und sie fuhren hinaus ins weite Meer. Sie hofften, ein glücklicheres Land zu finden, und vertrauten sich dem Winde. Der blies das Schiff in die hohen Wogen. Blaue Libellen umgaukelten den Mast, Bläulinge setzten sich an die Taue, auf ihrem



Aus den »Alten Kinderreimen«

Fluge Rast haltend. Der König dachte an sein Unglück und weinte. Auf seiner Ziehharmonika ließ der Spielmann schöne Weisen ertönen zum Sausen des Windes. Aber davon wurde der König nur noch trauriger. Da erhob sich ein entsetzlicher Sturm, daß das Schiff unterzugehen drohte. ‚Wenn du deinen Kummer und deinen Gram nicht von dir wirfst, so sind wir verloren,‘ sagte der Segler. Da kam eine innere Erleuchtung über des Königs Herz. Er warf seinen Kummer und seinen Gram ins Meer und gelobte, von nun an fröhlich und guten Mutes zu sein. Und der Sturm ließ nach, das Wasser

glättete sich, das Schiff war gerettet. In der Ferne aber zeigte sich das glückliche Land, das die Schiffer suchten und an dem sie landen konnten.« —

Märchen und Wirklichkeit reichen sich in Ernst Kreidolfs Schaffen zu seltener Harmonie die Hände. Ihm ist das Menschenherz mit all seinen Regungen der Freude und des Leides so offen wie die Wandlungen in der Natur, die er ebenso wie das Tun und Lassen seiner Menschen zu symbolisieren versteht. Er malt nicht nur den Mond selbst, auch der geheimnisvolle Lichtschimmer des Mondes verdichtet sich ihm zu Mondgeistern in leichten, schwebenden Gewändern. Die träumende Nacht ist ihm wie eine Hand Gottes, die freundlich und schützend zugleich sich über ein einsames Menschenhaus mit seinen Sorgen, mit seinem ganzen Glück und Leid breitet. Ein blühender Gartenzaun wird ihm zu musizierenden Blumen, die Gottes ewiges Loblied geigen. Hunde und Katzen, die er mit Vorliebe zeichnet, steckt er in Kleider und läßt sie agieren wie seine Menschen. Traumhaft beseelt scheint ihm alles Erdengeschehen. Wie ein Kind mit einem Stückchen Holz spielen kann und einen Märchenprinzen kraft seiner Phantasie daraus macht, so vermenschlicht sich der Maler Kreidolf die Natur und alle scheinbar leblosen Dinge mit einer Kraft der Anschaulichkeit, die zunächst einmal verblüfft. Die zwar bisweilen manieriert und spielerisch erscheinen kann und dann doch letzte Dinge umschreibt aus den tiefsten Bezirken der Seele. Daß ihm dabei sein Dichtertum noch besonders zustatten kommt, liegt in der Natur dieses poetischen Malers, der Verse zu seinen Bildern improvisieren kann, wie etwa ein richtiger Sänger aus dem Stegreif die ihm passende Begleitung zur Laute erfindet. Da zeichnet Kreidolf spielende Kinder an einem Bache. Ein Fischer sitzt dabei und angelt, Mücken tanzen, es freut sich der Sommer. Und der Dichter Kreidolf summt sich ein Verslein dazu, kinderselig und voller Grazie:

Übers Brücklein tanzen Mücklein
Und wir hintennach.
Sticht das Mücklein, bricht das Brücklein,
Fallen wir in den Bach.
Mücklein, stich nicht! Brücklein, brich nicht!
Fischlein, beiß nicht an!
Fängt der Fischer dich, hängst du jämmerlich
An der Angel dran.

In unsrer Gegenwart schreiender Dissonanzen, ewiger Hetzjagd nach dem Gott Mammon hat Ernst Kreidolfs Kunst etwas Prophetisches in sich, wie es nicht selten gerade die Poeten unter den Künstlern aufzuweisen haben, die ihr Schaffen nicht laut und reklamehaft in den Vordergrund stellen, dafür aber denen ans Herz rühren, die sich ihnen willig anvertrauen. Ihnen bringen sie zum Danke dann die Heilsbotschaft unsers Herrn, die da lautet noch genau so wie vor zweitausend Jahren: Friede sei mit euch und Freude!

Ruh' dich aus!

Laß dich wiegen, laß dich betten,
Teures Haupt, in meinem Schoß!
Und ich will mit zärtlich-weichen
Händen deine Stirne streichen,
Bis sich deine bleichen, schlaffen,
Welk gewordnen Wangen straffen
Glatt und faltenlos.

Laß des Kummers Zähre fließen,
Teures Haupt, an meiner Brust!
Und ich will mit zärtlich-weichen
Händen deine Augen streichen,
Bis der Tränen blut'ger Bronnen
Ausgetrocknet und verronnen
Still und unbewußt.

Ruh' dich aus von deinen Qualen,
Müder Mann, in meinem Arm!
Und ich will dir meine weichen
Zärtlich-süßen Lippen reichen,
Bis dein Herz an meinem Munde
Hoffnung trinke und gesunde
Von dem Leid und Harm.

Kurd Schrader



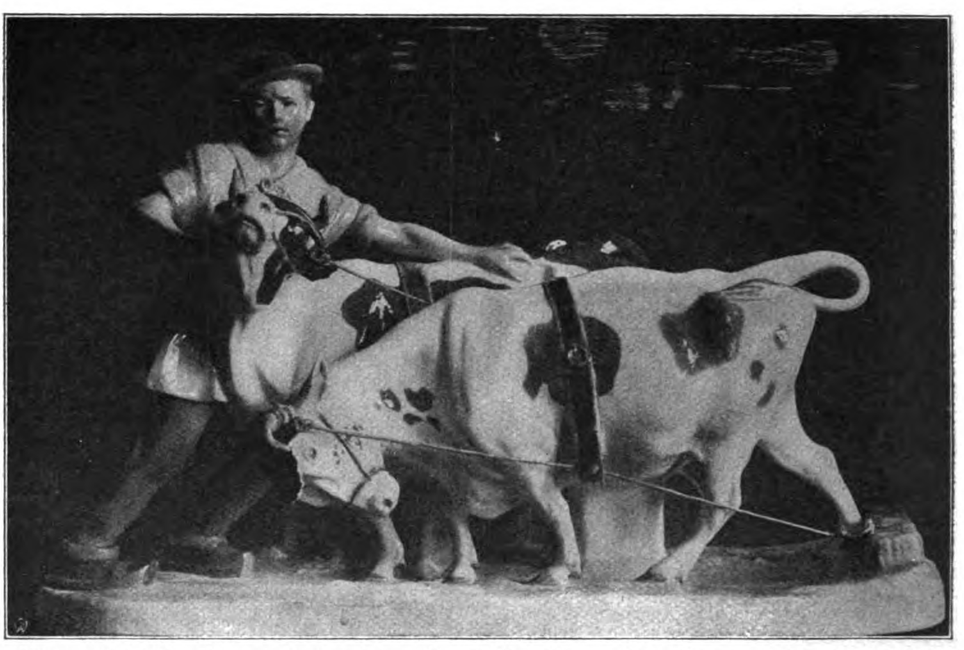
Windspiele. Entwurf von Otto Pilz. Staatliche Porzellanmanufaktur in Meißen

Das Tier in der Porzellanplastik

Von Jakob Eifler

Die Staatliche Porzellanmanufaktur in Meißen, die unter der Leitung Max Pfeiffers ihrer stolzen Überlieferung bewußter ist denn je, hat jüngst aus den nun schon beinahe zweihundert Jahre alten Negativen einen Teil der von Johann Joachim Kändler modellierten Tierfiguren neu ausformen lassen. Als Kändler diese Tiere schuf, waren knapp zwanzig Jahre seit der Erfindung des europäischen Porzellans vergangen. Man weiß nicht, was man heute mehr bewundern soll: die Erfindung des neuen Stoffes, die eine gütige Fee einem armen, nach dem Stein der Weisen ausgezogenen Alchimisten am Ende seiner mühevollen Fahrt bescherte, oder die geniale Sicherheit, mit der Kändler dem eben erst erfundenen Material seine höchste künstlerische Ausprägung gab. Was Kändler an Figuren aus dem heiteren Reich der Schäfer und der Götter, der Heiligen und der Handwerker geschaffen hat, steht ebenso als nie wieder erreichte Höchstleistung der Porzellanplastik da wie seine in jedem Sinne großen Tierfiguren — sie messen oft mehr als einen Meter in der Höhe —, mit denen er sich vor allem die Gunst seines weidfröhlichen Königs erwarb. Er beherrscht dabei das Zierliche, Rokokohafte mit gleicher Meisterschaft wie das Wild-Animalische. Seine Vögel zeigen die Leichtigkeit und Grazie, wie sie nur dem Porzellan eigen ist, während seine großen Vierfüßler, wie der mit einem Wildschwein kämpfende gewaltige Urstier, von einer Größe der Auffassung und einer Wucht der Gestaltung sind, wie sie nach ihm nie wieder ein Künstler in diesem Material erreicht hat. Kändler war als Tierplastiker durchaus Realist und bildete die Tiere mit einer leisen Stilisierung ins Große möglichst so nach, wie er sie vor sich sah. Er gab sich hier, wo er der Natur fest ins Auge sah, weit naiver und natürlicher als bei den konventionellen Entwürfen aus dem Kreis der Menschen und Götter.

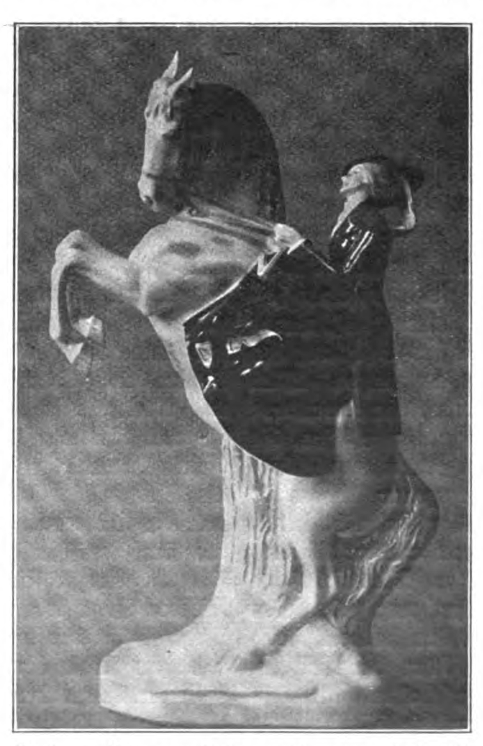
Leider ist gerade die Tierplastik Kändlers eine vereinzelte Erscheinung geblieben, während seinen Genrefiguren eine unübersehbare Nachkommenschaft erwachsen ist. Was nach



Bauer mit Ochsengespann. Entwurf von Otto Pilz. Staatl. Porzellanmanufaktur in Meißen

ihm in Meißen und dann in den überall in Deutschland emporblühenden Manufakturen während des ganzen 18. und 19. Jahrhunderts an Tierfiguren geschaffen worden ist, kam über schwächliche Nachahmungen oder erste Ansätze nicht hinaus. Nur Nymphenburg hat unter Dominikus Auliczeks Leitung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine Anzahl guter Tierstücke hervorgebracht, die unter dem Namen »Tierhatzen« berühmt geworden sind.

Erst um die Wende des 19. Jahrhunderts wurde das Tier wieder für die Porzellanplastik entdeckt. Die Manufaktur in Kopenhagen brachte um diese Zeit ihre ersten in zarten, oft allzu gedämpften Farben bemalten Tiere auf den Markt, und im Sturm eroberten sich diese im matten Glanz einer wundervollen Glasur schimmernden Bären und Füchse, Hunde und Dachse, Möwen und Enten, Hühner und Taucher, Fische und Krebse mit ihrer der Natur abgelauschten Lebendigkeit die Herzen. Das Kopenhagener Tierporzellan wurde Mode, auch in Deutschland. Und nun trat bald ein, was die unausbleibliche Folge jeder Mode ist: eine Hochflut mehr oder weniger schlechter Nachahmungen überströmte den Markt und drohte das eben erst erwachte Interesse am Porzellantier auf die Bahn der Geschmacklosigkeit zu drängen. Da traten, angeregt durch die Er-

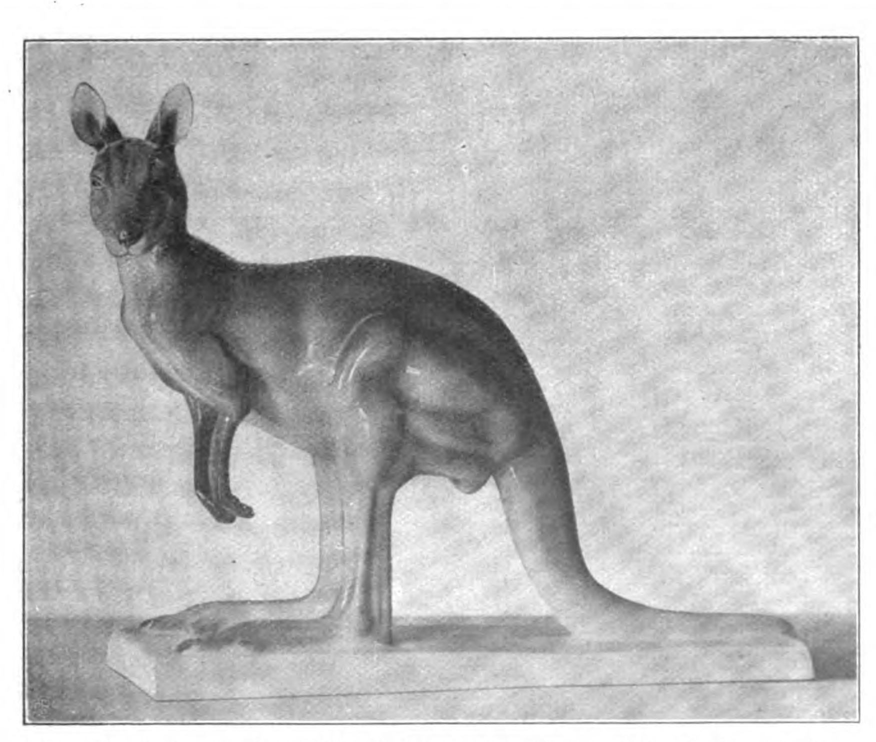


Moderne Amazone. Entw. von Hermann Hubatsch. Staatl. Porzellanmanufaktur in Berlin

folge Kopenhagens, die deutschen Manufakturen mit eignen neuen Tierplastiken auf den Markt, die denen der Dänen an Natürlichkeit der Auffassung und Schönheit der Form gleichwertig, im leuchtenden Glanz der Farben aber überlegen waren. Allen voran die Manufaktur in Meißen, ihrer aus dem Erbe Kändlers erwachsenen Pflichten gerade auf diesem Gebiet der Porzellanplastik eingedenk. Es gelang Meißen, nach und nach eine ganze Anzahl tüchtiger Tierbildner zur Mitarbeit heranzuziehen, unter ihnen den Dresdner Bildhauer Otto Pilz, der sich als Schöpfer monumentaler Tierfiguren bereits einen Namen gemacht hatte. Es ist erstaunlich, wie sicher dieser im Umgang mit Stein und Bronze groß gewordene Künstler das ganz andern Material- und Stilgesetzen gehorsame Porzellan von den ersten Entwürfen an meistert. Ihm gelingt es gleich gut, die schlanke Grazie spielender Windhunde festzuhalten wie die derbe Fleischlichkeit eines Ochsengespanns. Seinen Arbeiten gibt die reiche Farbenskala Meißens mit ihrem leuchtenden Rot und heiteren Gelb noch einen besonderen Reiz. Die sächsische Manufaktur hat sich die künstlerische Entwicklung der Tierplastik bis in die jüngste Zeit hinein besonders angelegen sein lassen. Als hohes Verdienst wird jeder Kunstfreund es ihr anrechnen, daß sie dem größten unsrer Tierbildner, August Gaul, noch kurz vor seinem



Foxterrier. Entwurf von Willy Zügel. Staatl. Porzellanmanufaktur in Nymphenburg



Känguruh. Entw. von Franz Blazek. Staatl. Porzellanmanufaktur in Nymphenburg



Gimpel. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko. in Selb



Bär. Entw. von Franz Blazek. Staatl. Porzellanmanufaktur in Nymphenburg

Tode Gelegenheit gegeben hat, sich auch einmal im Porzellan zu versuchen, das seinem künstlerischen Streben, Größe und Geschlossenheit der Gesamtform mit heimlichem Reichtum der Oberfläche zu verbinden, besonders entgegenkam. Ein paar Löwen, ein ruhender Wisent und ein prachtvolles springendes Pferd — merkwürdigerweise der einzige Versuch Gauls, sich mit diesem im höchsten Maße »plastischen« und sonst als Modell vom Bildhauer besonders geschätzten Tier künstlerisch auseinanderzusetzen — beweisen, wie Großes auch auf dem Gebiet der Porzellanplastik von diesem allzufrüh verstorbenen Künstler noch zu erwarten gewesen wäre.

Neben Meißen ist es hauptsächlich die Staatliche Manufaktur in Nymphenburg, die das Tierstück mit Liebe pflegt. Für sie haben vor allem die Tierbildner Willy Zügel, ein Sohn des berühmten Malers, und Franz Blazek ausgezeichnete Entwürfe geliefert. Von Zügel zeigen wir einen Foxterrier, dessen straffen Bau und klugen Blick der Künstler mit Sicherheit festgehalten hat, von Franz Blazek ein Känguruh, aus dem uns die ganze groteske Würde dieses Beuteltiers entgegenschaut, und einen jungen Bären mit der entzückenden Tolpatschigkeit eines Kindes. Diese Stücke lassen besonders deutlich erkennen, wie gut sich gerade das Porzellan zur Darstellung des Tierkörpers eignet, sofern nur der Bildhauer es versteht, die in diesem äußerst bildsamen Material ruhenden Eigenschaften seinen besonderen Zwecken dienstbar zu machen. Während nämlich die menschliche Gestalt so gut wie gar nicht mitbestimmt wird durch den stofflichen Charakter der Haut, beruht beim Tier ein gut Teil seines plastischen Eindrucks auf der Oberfläche. Sie spielt also bei der Tierplastik eine entscheidende Rolle. Der Eindruck der tieri-



Gleitflug. Entw. von Albert Caasmann. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko. in Selb

schen Haut, zumal der glänzenden, glatten, aber läßt sich in keinem Material besser wiedergeben als in Porzellan, besonders wenn sich zum Glanz der Glasur, die alle Formen weich und schmiegsam macht, noch der leuchtende Schimmer der Farben gesellt.

Von den Leistungen der Berliner Staatlichen Porzellanmanufaktur im Tierstück mag Hermann Hubatschs »Moderne Amazone« Zeugnis ablegen. Wie bei allen Arbeiten dieses an den großen Vorbildern der Blütezeit der Porzellanplastik geschulten Bildhauers entzückt auch bei dieser der aufs feinste



Ente. Entwurf von Willy Zügel. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko. in Selb



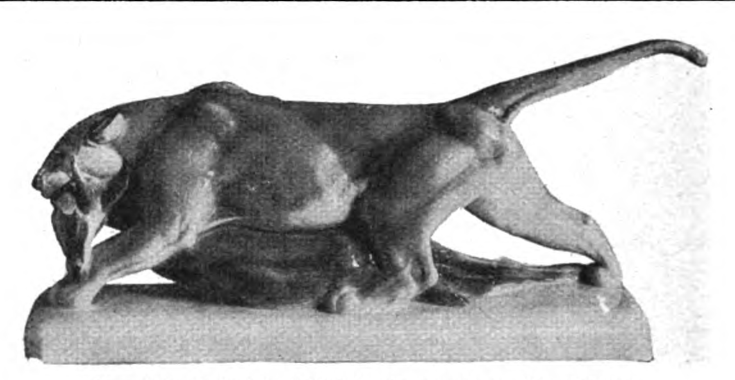
Papagei. Entwurf von Dora Moldenhauer. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko. in Selb

abgewogene Rhythmus der Bewegung und der weiche, fast musikalische Fluß der Linien.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen der deutschen Porzellankunst, daß ihre neue Blüte sich nicht auf die mit reichen Mitteln ausgestatteten und auf einer alten Überlieferung fußenden staatlichen Manufakturen beschränkt, sondern daß eine ganze Anzahl privater Unternehmungen mit ihnen in erfolgreichem Wettbewerb steht. So wetteifert auf dem Gebiet der Tierplastik mit Meißen, Nymphenburg und Berlin die allzeit durch frischen Unternehmungsgeist und künstlerische Kultur ausgezeichnete Porzellanfabrik von Phil. Rosenthal & Ko. in Selb. Von Anfang an haben die Leiter der erst im Jahre 1908 gegründeten Kunstabteilung dieser Firma eine außerordentlich glückliche Hand in der Auswahl ihrer künstlerischen Mitarbeiter bewiesen. Jul. V. Guldbrandsen, Ferd. Liebermann, Alb. Caasmann, Walter Schott, Richard Aigner, Karl Himmelstoß, Willy Zügel, Theodor Kärner und Dora Moldenhauer zählen zu ihnen. Neben



King-Charles-Hündchen. Entw. von Dora Moldenhauer. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko. in Selb

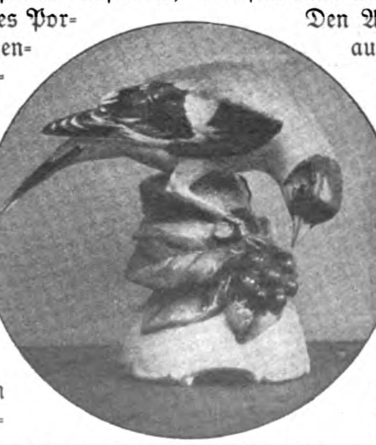


Siegreiche Heimkehr (Löwin). Entwurf von Th. Kärner.
Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko. in Selb

zahlreichen anmutigen Genrefiguren sind in den letzten Jahren eine große Anzahl von Tierplastiken aus den Rosenthalschen Werkstätten hervorgegangen, darunter vor allem eine Reihe außerordentlich lebendig wiedergegebener, in leuchtenden Scharffeuerfarben bemalter Vögel. Kein andres Material wird in gleicher Weise der leichten Heiterkeit und zierlichen Grazie des Vogels gerecht wie das Porzellan, obgleich gerade dieser Stoff infolge seiner Zerbrechlichkeit den Künstler in seiner Bewegungsfreiheit hemmt, indem es ihn bei der Vogelplastik zu einer besonderen Fußbehandlung, zumeist in Form eines Sockels, zwingt. Daß noch heute wie in den Kindheitstagen des europäischen Porzellans der Papagei eine besondere Rolle spielt, verdankt er neben seinem fremdländischen Reiz vor allem der Buntheit seines Gefieders, das der Farbenfreudigkeit des Porzellans besonders entgegenkommt. Neben den eigentlichen Vögeln steht gleichwertig allerlei andres Geflügel, darunter ein besonders prachtvolles Entenpaar, das sich ebensosehr durch die Geschlossenheit seiner Form und die Schönheit seiner Farben wie durch seine technische Vollendung — die beiden Tiere sind in fast natürlicher Größe wiedergegeben — auszeichnet.

Ein andres privates Unternehmen, die Volkstedter Porzellanfabrik, hat das Wagnis unternommen, wieder unmittelbar an Kändlers große Tierplastiken anzuknüpfen. Arthur Storch und Hugo Meisel haben für sie eine Anzahl von Tierplastiken im Riesenformat der Kändlerschen entworfen, die auf der jüngsten Deutschen Gewerbeschau schon ihrer technischen Ausführung wegen viel bewundert wurden. Gelingt es doch nur selten, Figuren, die in der Höhe über 50 cm hinausgehen, unbeschädigt aus der Höllenglut des Garbrandes herauszubekommen. Im Gegensatz zu Kändler haben Storch und Meisel, angeregt durch ostasiatische Vorbilder, ihre Figuren stark stilisiert und auf die ausdrucksvolle Umrißlinie hin modelliert. Ein kühner, wenn auch nicht ganz gelungener Versuch, das Tierstück im Anschluß an seinen größten Meister einer neuen Entwicklung zuzuführen.

Den Anschluß an Kändler erstrebt auch Max Esser, der seit einiger Zeit in der Meißner Manufaktur arbeitet, um von der Werkstatt her sich seinen Weg zum Porzellan zu bahnen. Was dieser Schüler August Gauls bisher in Meißen geschaffen hat, zeigt, daß jetzt noch mehr, als dies bei seinen Arbeiten in Bronze der Fall war, die Pracht des tierischen Gewandes ihn reizt, die Glätte oder Struppigkeit der Haut, das Barock der Geweihe und der Glanz der Federn.



Stieglitz. Entwurf von Th. Kärner.
Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Ko.
in Selb



Moritz von Schwind: An der Gartentür

Der Bär, der Frieden in die Wildnis bringen wollte

Von O. Lie Singdahlsen

Aus dem Norwegischen übersetzt von Erwin Magnus

In der finsteren Höhle schliefen Bär und Bärin mit einem kleinen Jungen zwischen sich. Um Tatzen und Schnauzen schäumte es weiß. Zuweilen erwachten sie halb, und zur Wintersonnenwende drehten sie sich um.

Doch allmählich wurde der Schlummer unruhiger. Der Eingang zur Höhle wurde heller, es kam sogar ein Streifen Sonne, und mitten in dem Streifen kroch eine Ameise. Da erhob sich der Bär, gähnte und streckte sich. Es muß jetzt Frühling sein, dachte er und grinste den Sonnenstreifen an.

Und dann ging es hinaus. Das scharfe Flimmern des Firnschnees stach in die Augen, so daß er sich die Tränen fortwischen mußte. Und steifbeinig stieg er über das nackte braune Feld und über Schneehaufen, die schmutzig vom Laubfall und dem Tropfen der Eiszapfen dalagen ...

Er hatte nur gedacht, einen kleinen Spaziergang zu machen, um zu sehen, ob die Familie ihm folgen könne. Aber es gab so viel Verlockendes. Die Sonne war warm und der Himmel blau. Im Moorwald sproß es rot und süß, die Ameisenhaufen wölbten sich zum Bersten voll, und der Bach rieselte so klar und kalt, daß es dem Bären unmöglich war, vorbeizugehen, so ausgedörrt wie er war ...

Ehe er es dachte, war es Abend, und er meinte, daß er ebensogut im Walde bleiben könne. Es würde ihm Vergnügen machen, dem Spiel der Vögel zu lauschen. Und gegen Morgen stand er weit drinnen auf einer kahlen Anhöhe und schnaufte gegen die Sonne.

Als er wieder heimschlenderte, war es spät am Tage. Dicht vor der Höhle blieb er plötzlich stehen. Denn draußen auf dem Schneehaufen lagen die Bärin und das Junge. Er brummte ärgerlich. Sie hatte gefälligst drinnenzubleiben, die Mutter, bis er ihr erlaubte, auszugehen! Dann schlug er sie mit der Tatze.

Sie rührte sich nicht, aber es floß Blut über den Schnee, und das Junge hatte sich dicht an sie gedrückt und die Pfoten an sich gezogen, als fröre es.

Der Bär erhob sich und schrie, daß alle Frühlingslaute der Wildnis schwiegen. Er ging im Kreise um die beiden herum, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Hin und wieder blieb er stehen und zerrte an den Kiefern.

Aber als die Sonne aufging, hörte er Schritte. Er erhob sich und brüllte seinen Kummer und seine Wut weit über die Wildnis, dann ging er dem Fremden, das da kam, entgegen. Doch auf einmal taumelte er zurück, denn etwas brannte sich ihm tief in die Brust hinein. Er schleppte sich dennoch zu den beiden, die vor dem Bau lagen, schlug die Pranken um sie und schrie, während der Schaum ihm vor dem Maule stand und das Haar sich über dem Nacken sträubte. Da schnitt ihm ein neuer Schmerz scharf in den einen Schenkel. Doch er ließ sich nicht mehr zurückschrecken, und obgleich ihm das Blut aus der Wunde spritzte, fuhr er auf den Menschen los und schlug ihn nieder.

Und sooft er seit diesem Tage einem Menschen in der Wildnis begegnete, machte er es ebenso. Man begann von ihm zu reden. Und weil er immer Glück hatte und alle Menschen tötete, hielt man ihn für den Stärksten.

Der Mensch war immer hinter ihm her, um sich zu rächen, doch er witterte stets die drohende Gefahr. Und immer fand er einen Ausweg. Und deshalb hielten sie ihn auch für das klügste von allen Tieren.

Die Zeit verging, und der Bär begann alt zu werden. Die Schultern wurden knochig und der Hals sehnig. Das Fell beutelte sich an der Brust, der Kopf hing breitstirnig und schwer herab, und an der Brust war eine rötlichgelbe Narbe zu sehen. Sein Haar war struppig, als wäre es im Wasser gewesen und hätte keine Zeit zum Trocknen gehabt.

Aber keiner erwähnte etwas davon. Solange es Frühling, Sommer und Herbst war und der Bär die Wildnis durchwanderte, wagte niemand etwas andres zu sagen, als daß er der Stärkste und Klügste sei, und daß er besser Bescheid wisse als irgend jemand sonst in der Wildnis.

Doch wenn die Tage kurz und die Nächte lang und schwarz wurden und der Bär in seiner Höhle unter dem Sonnenhügel schlief, galten andre für stärker und klüger und für kenntnisreicher in bezug auf alles, was zur Wildnis gehörte.

Der Bär grämte sich darüber. Er versuchte, der Müdigkeit und dem Schlaf zu widerstehen, wenn sie ihn überfielen. Aber immer wieder wurde er so schwer von Schlaf, daß er nicht einmal die Höhle unter dem Sonnenhügel erreichen konnte, sondern sich unter Zweigen und schirmenden Wurzeln einschneien lassen mußte.

Ja, er mußte sich damit begnügen, sich stark und klug in der Zeit zu wissen, da Schlaf und Müdigkeit nicht über seinen Körper wie über seinen Geist herrschten. Aber immer mußte er daran denken, daß den ganzen Winter hindurch vielleicht ein verhungerter Wolf oder ein alter halbblinder Luchs den Ruf des Stärksten und Klügsten in der Wildnis genösse: Tiere, die zitterten, wenn sie ihm begegneten, und die oft mit dem vorliebnahmen, was er ihnen von dem Elch oder dem Hirsch, den er gerissen hatte, übrigließ.

So traurig das auch war, mußte er sich doch darein finden. Wenn der Frühling kam, so erhielt er ja seine Macht wieder, und dann wagte niemand, seine Klugheit zu bezweifeln.

Aber ärgerlich war nun auch, daß sich so viel Merkwürdiges ereignen sollte, während er schlief. Ja, hört nur, was der Fuchs ihm erzählte: In der Nacht der Wintersonnenwende herrschte, soweit die Wildnis reichte, Frieden von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Keiner hungerte oder durstete nach Blut! Keiner gebrauchte Zahn oder Kralle! Ja, es war nicht nur ein Frieden von einigen Stunden, es war die Hoffnung auf weit mehr. Denn weit, weit fort über Berge und Wälder war ein Menschenkind zu finden. Dessen Haut war so weiß wie Schnee, seine Augen waren so blank wie Sterne, seine Gedanken waren ohne Falsch, und seine Hand tat nie jemandem weh! Und konnte jemand das Menschenjunge in die Wildnis bringen, so sollte hier immer und allezeit Friede werden!

Ja, so erzählte der Fuchs. Aber dem war ja nie zu trauen. Er narrte und flunkerte oft, und oft nur, um irgendwelche Fuchsstreiche auszuhecken. Aber dies war denn doch das Stärkste, was der Bär je gehört hatte. Darum wurde er aufgebracht und brüllte: »Du verdientest wahrlich einen ordentlichen Tatzenschlag, du, der du weder Macht noch Klugheit achtest!« Und er hob die Pranke.

Aber der Fuchs sprang beiseite. »Nicht so hastig!« sagte er. »Die Sache mit dem Frieden in der Nacht der Wintersonnenwende ist ganz bestimmt wahr, und was ich von dem Menschenjungen sagte, hat mein Vater mir erzählt, als ich klein war. Er hatte es wieder von seinem Vater gehört. Aber wenn du mir nicht glaubst, kann ich dir keinen andern Rat geben, als daß du andre fragst.«

Der Bär dachte eine Weile nach, dann aber beschloß er zu tun, wie der Fuchs sagte. Waren es wieder Flunkereien und Fuchsstreiche, dann sollte der etwas erleben!

Und er fragte den Dachs südlich im Eichenwalde, den er für den Klügsten nach sich hielt; er fragte den Igel, der ja viel Erfahrung hatte; er fragte die Schnecken im Walde, die weißen und die schwarzen; er fragte die Ameise im Hügel, die Hummel im Grase, die Biene im Baume, die Wespe in ihrem Bau; er kletterte hoch hinauf auf die Hänge und fragte die älteste und klügste von den Schlangen, und er ging nicht einmal an Kröte und Frosch vorüber.

Aber alle antworteten sie nein, sie wüßten nicht das geringste davon. Und als sie hörten, daß der Fuchs es ihm erzählt hatte, lächelten sie oder lachten ganz offen, je nachdem sie es wagten.

Der Bär sagte dem Fuchs, welche Antworten er bekommen hatte.

»Ja, wenn du solche Tiere fragst, die Winterschlaf halten! Was wissen die von der Wintersonnenwendennacht?«

Nein, nein, dachte der Bär. Aber wie sollte er die andern fragen? Sie witterten ihn ja von weitem und liefen ums Leben. Er war ja der Stärkste, und sie hüteten sich wohl, ihm zu nahe zu kommen.

Nein, es war wohl am besten, nicht mehr an das zu denken, was der Fuchs ihm erzählt hatte.

Aber das war nicht so einfach, wie man's sich vorstellte.

Frieden in der Mittwinternacht, ja, das ließ sich schließlich noch hören. Aber Frieden für immer und allezeit, so weit die Wildnis reichte, das war der größte Unsinn, den er je gehört hatte! Na ja, einmal vor langen Zeiten war Friede in der Wildnis gewesen. Kein Tier hatte nach Blut gedürstet. Aber dann war der Mensch gekommen, und da war es aus mit dem Frieden. Jetzt hieß es bei allen Zahn um Zahn und Kralle um Kralle. Die Tiere töteten einander um der Macht und des Futters willen. Doch die Menschen waren schlimmer, sie töteten alle, die großen und die kleinen. Sie wollten Fell und Federn, Fleisch und alles andre von den Tieren haben, sie wollten die Wildnis haben, und sie zähmten die Flüsse, sie brannten die Wälder, versengten die Felder, sie gruben in Berg und Fels. Und es waren ihrer viele. Die klobige Fährte des Menschen war überall in den Wäldern zu sehen. Die Luft war voll von schlechtem Duft, der jedem ordentlichen Tier in der Nase brannte.

Ein Mensch ohne Falsch und Bosheit, hatte der Fuchs gesagt. Ach nein, er kannte die Menschen! Seit dem ersten bösen Streit an jenem Frühlingstage vor langer Zeit hatte er Jahr auf Jahr mit ihm gekämpft. Die alte giftige Wunde an der Brust war nie ganz verheilt.

Wenn jemand das Menschenkind in die Wildnis bringen konnte, so sollte hier Frieden werden? So ein Unsinn! Nein, alle Tiere, die in der Wildnis lebten, sollten sich lieber vereinigen, um jeden Menschen meilenweit aus der Wildnis zu jagen, so daß sie nie mehr den häßlichen Geruch spürten und nie mehr die klobige Fährte sahen! Ach nein, dieser Köter von einem Fuchs wollte sicher nur ordentliche Tiere zum Narren haben. Das beste war, sich gar nicht darum zu kümmern.

Aber dennoch tat es der Bär. Denn es war so ärgerlich, daß es etwas hier in der Wildnis geben sollte, worüber er nicht Bescheid wußte. Und jedesmal, wenn er sein Winterlager bezog, gelobte er sich, daß er, wenn er in der Mittwinternacht aufwachte, um sich auf die andre Seite zu drehen, aufstehen und hinauswandern wollte. Aber es wurde nie etwas daraus; denn hatte er sich glücklich soweit ermuntert, daß er

sich umgedreht hatte, so fiel er auch schon wieder in Schlaf, und erwachte er schließlich und dachte an das, was er sich gelobt hatte, so war es Frühling, da klang es von Tieren durch die ganze Wildnis, und von Frieden war nichts zu spüren.

Ja, es war töricht, was der Fuchs erzählt hatte. Aber er mußte oft denken, daß es sich schön anhörte.

Er war auch alt geworden in der letzten Zeit. Er war immer noch stark, keiner nahm den Kampf mit ihm auf, alle gingen ihm aus dem Wege, und alle sprachen mit Ehrerbietung von ihm. Kampf und Blut erschienen ihm noch schön. Aber sooft er daran dachte, was man vom Frieden in jenen längst entschwundenen Tagen erzählte, wurde er mild und froh. So war er nie, wenn er an Blut und Kampf dachte. Der Friede mußte also doch wohl besser sein ... Und wenn er nun den Tieren den Frieden brächte, so müßten sie ihm ewig dankbar sein, und er würde mächtiger werden, als er je gewesen. Er würde sich zugleich ein Andenken schaffen, das nie starb, solange Tiere in der Wildnis wanderten.

Aber sooft er solches von sich selber dachte, schämte er sich hinterher. So alt war er denn doch noch nicht, daß er es nötig hatte, von der Dankbarkeit zu leben. Er war doch immer noch der Stärkste und Klügste, so weit die Wildnis reichte.

In einem Herbst ging er früher als sonst in sein Winterlager. Und als er in der Mittwinternacht erwachte, um sich umzudrehen, war er nicht so verschlafen wie sonst, sondern ganz wach und konnte nicht wieder einschlafen. Und wie er nun an so manches dachte, fiel ihm die Erzählung des Fuchses wieder ein. Und es ließ ihm keine Ruhe, er wälzte sich hin und her und wurde ärgerlich ... Der Lügenpeter! Aber jetzt konnte er ihn doch seiner Lügen überführen. Und er verließ seine Höhle.

Draußen war Nacht und dichtes Schneegestöber. Drunten standen die großen Wälder weiß und rauschten. Droben lagen die Berge, und der Schnee verbarg Schründe und Schroffen und Abgründe. Er schlug den Weg nach Osten ein. Der Schnee stob ihm entgegen, zuweilen so scharf, daß es war, als ginge er in einem brausenden Strom. Und wenn er zurücksah, konnte er seine eigne Fährte nicht erblicken. Er hatte Mühe, die Richtung einzuhalten. Doch da erblickte er hoch über einer fernen Bergspitze einen großen blauen Stern. Und wie dicht es auch schneite, so stand doch der Stern dort immer gleich groß und schimmernd blau und wies ihm den Weg ...

Er ging immer weiter und kam dorthin, wo seine Tatzen von dem grünen Gletscher abglitten.

Da sah er einen Wolf. Der stand auf einem Baumstumpf und witterte. Und der Bär dachte: Das ist der, der sich für den Stärksten in der Wildnis hält, solange ich den Winterschlaf halte. Ich will ihn lehren! Und da der Wolf nicht aus dem Wege ging, hob er die Tatze, um zu schlagen, aber plötzlich konnte er nicht, und anstatt wütend zu werden, grüßte er: »Frieden und guten Abend!«

Der Wolf antwortete ihm auf die gleiche Weise, und der Bär wunderte sich sehr. War es doch wahr, was der Fuchs vom Frieden in der Mittwinternacht erzählt hatte?

»Freilich ist es wahr,« antwortete der Wolf. »Das wissen wir alle.«

Der Bär brummte: »Ist das andre vielleicht auch wahr, was der Fuchs gesagt hat?« Und er erzählte.

Der Wolf schüttelte den Kopf. »So lange und so weit wie ich in der Wildnis umhergekommen bin, müßte ich doch schon einmal etwas von einem solchen Menschenkinde gehört haben,« sagte er. »Aber nie hat ein Mensch, jung oder alt, mir etwas andres als Böses zugefügt,« sprach er und zeigte auf sein eines Auge, das blind war. »Das bekam ich voriges Jahr, als der Mensch meine Jungen erschlug.«

»Nein, es ist nicht leicht zu glauben, daß ein Mensch den Frieden bringen sollte,« sagte der Bär und zeigte die giftige Wunde in seiner Brust. »Aber wir können ja suchen.«

»Ja,« antwortete der Wolf, »wir haben ja Zeit genug.«

Von den Bergen zogen sie hinab zu den großen Wäldern. Und der Bär sah, daß Friede in der Wildnis war. Ein Elchrudel zog vorüber, er spürte den guten, süßen Geruch, aber er brannte ihm nicht in der Kehle, wie er zu tun pflegte. Ja, der Elchochse blieb stehen und blickte ihn an. Und wie es nur immer kam, er mußte grüßen: »Frieden und guten Abend!« Und er erhielt Antwort.

Unten in der Ebene sah er einen Luchs auf einem breiten Ast liegen. Nun war der Luchs stets ein widerliches Tier gewesen, das schlecht roch. Doch so viel er witterte, jetzt spürte er keinen Geruch. Er dachte auch nicht daran, daß es vielleicht der Luchs war, der sich für den Klügsten in der Wildnis ansah, solange er seinen Winterschlaf hielt. Er grüßte: »Frieden und guten Abend!« Und der Wolf, der es sonst immer auf den Luchs abgesehen hatte, tat desgleichen.

Und der Bär fragte den Luchs, ob er etwas davon wüßte, was der Fuchs ihm erzählt hatte.

»Ja,« antwortete der Luchs, »als ich sehr jung war, habe ich mal so etwas erzählen hören. Aber ich glaube nicht daran, daß ein Mensch Frieden bringen kann.« Und er zeigte eine zerschmetterte Tatze. »Ich wollte meine Jungen beschirmen. Ein großer, alter Mensch hat mir

dies angetan, aber wenn sie auch noch so jung sind, das ist einerlei. Wenn ihr jedoch suchen wollt, so will ich euch gern begleiten.«

Und sie gingen immer weiter durch die Wälder, der Bär voran, dann der Wolf, und zuletzt der Luchs.

Immer ging es dem blauen Sterne nach. Sie sahen ihn, wenn der Wald noch so schwarz war, wenn Wolken und Schnee noch so dicht trieben. Immer gleich blank strahlte er weit, weit im Osten.

Doch der Luchs begann zu jammern: »Meine Tatze tut mir so weh!«

Und der Wolf stöhnte: »Ich kann nicht weiter!«

Und beide klagten: »Wir pflegen nie etwas zu fressen, solange Friede ist in der Mittwinternacht, aber jetzt hungert uns.«

Doch der Bär glaubte Rat zu wissen. Er grub Wurzeln aus und fraß.

Der Luchs spuckte ärgerlich, und der Wolf greinte: »Ich werde krank von solcher Kost!«

Dennoch schmeckten sie beide. Und der Luchs sprach: »Ich fühle mich wieder stark.«

Und der Wolf wunderte sich. »Daß solche Kost Mark und Kraft geben kann!«

Dann wanderten sie weiter und weiter. Der Schnee stob und stob, legte sich auf die Pelze der Tiere, gefror zu Eis und verbarg die Fährten so gut, daß niemand sehen konnte, daß Tierpfoten hier gewandert waren.

Aber durch Nacht und Schneegestöber leuchtete der Stern im Osten. Sein Licht traf das Schneegeriesel, das die Farben des Regenbogens annahm, es entzündete Funken in den Eiszapfen auf den Tierpelzen, so daß es sprühte und strahlte und sich in den Augen der Tiere spiegelte.

Endlich erreichten sie eine große Ebene. Sturm und Schnee sausten über deren weiße Fläche. Alle drei begannen müde zu werden, aber sie beachteten weder Sturm noch Schnee noch Müdigkeit.

Weit draußen auf der Ebene erblickte der Bär einen Wald. Er sah, daß der große blanke Stern gerade darüber stand und leuchtete. Er witterte, und ein süßer Duft wie von Frühlingsgrün wehte ihm entgegen. Und der Wolf witterte auch, und der Luchs sah und sah mit seinen reinen nachtstarken Augen.

Und der Bär spürte, wie die Müdigkeit von ihm abfiel, wie er jung und stark wurde. Er erreichte den Wald und trat hinein. Schnee und Eis glitten von seinem Pelz ab. Er sah und starrte und sank in die Knie.

Und Wolf und Luchs spürten auch, wie die Müdigkeit von ihnen abfiel, wie sie jung und stark wurden. Sie gingen dem Bären nach. Schnee und Eis glitten von ihren Pelzen ab, und sie sanken in die Knie.

»Das Menschenkind!« sagte der Bär, und die beiden andern sagten es auch. Und alle drei betrachteten das Menschenkind, das klein und weiß unter dem dichten Gezweig der Bäume lag, wo es blühte und grünte, als wäre es der wärmste Frühlingstag.

»Ich bin nicht bange vor ihm,« sprach der Bär.

»Ich auch nicht,« sagten Wolf und Luchs.

»Seht, es streckt uns die Hände entgegen und zittert nicht!« sagte der Bär.

Und sie krochen alle drei näher, standen rund um das Menschenkind herum und sahen, daß seine Haut weiß war wie Schnee, daß es wie Sonne um sein Haupt strahlte, und daß seine Augen den großen blauen Stern widerspiegelten, der ihnen den Weg gewiesen hatte. Und sie beugten sich alle drei vor dem Menschenkinde.

Und das Menschenkind hob seine kleinen Hände. Es strich über die Brust des Bären, und da heilte die giftige Wunde; es hauchte auf das blinde Auge des Wolfes, und da konnte er wieder sehen; und es rührte an die Tatze des Luchses, da wurde sie wieder stark.

»Seht,« sagte der Bär, »da kriecht eine Ameise über seine Hand, und er tötet sie nicht. Es wachsen Blumen ringsumher, doch es reißt sie nicht aus der Erde, wie die Menschen zu tun pflegen. Dies ist wahrlich das Menschenkind, das Frieden in die Wildnis bringen soll!«

Und das Menschenkind nickte und zeichnete mit seiner kleinen Hand ein Kreuz in die Luft.

»Wir tragen es heim in unsre Wildnis,« sagte der Bär. Er legte sich ganz nieder. Das Menschenkind setzte sich auf seine Schulter.

Und Bär und Menschenkind voran, so wanderten sie zurück über die Ebene und durch die Wälder. Der Schnee stob so dicht wie zuvor. Aber das Menschenkind leuchtete, wo sie wanderten. Und wo sie vorher keine Spur im Schnee gesehen hatten, da lagen sie jetzt dicht im Schnee und wiesen ihnen den Weg.

Als sie ein weites Stück gewandert waren, blieb der Bär stehen: »Ich hätte nicht geglaubt, daß ein so kleines Menschenkind so schwer sein könnte,« sagte er müde.

Der Wolf nahm das Menschenkind auf seine Schulter und trug es, aber nach einer Weile blieb auch er stehen. »Ich kann nicht mehr,« sagte er und stöhnte.

Und das Menschenkind setzte sich auf den Rücken des Luchses, aber es dauerte nicht lange, da blieb auch dieser stehen. »Ich bin todmüde,« sagte er und schnaufte.

Sie trugen das Menschenkind abwechselnd, wurden aber dennoch immer müder. Und doch mußten sie noch durch dichte Wälder und wilde Berge wandern, bis sie dorthin kamen, woher sie ausgezogen waren.

»Ich will nicht mehr, ich will mich ausruhen,« sagte der Luchs und legte sich nieder. Er schlief ein. Der Schnee stob und stob, und der Luchs war nicht mehr.

»Ich will auch nicht mehr, ich will mich ausruhen,« sagte der Wolf und legte sich nieder. Er schlief ein. Der Schnee stob und stob, und der Wolf war nicht mehr.

Doch der Bär wanderte immer weiter mit dem Menschenkinde auf seiner Schulter. Immer schwerer watete er durch den Schnee. Der reichte ihm bis unter den Bauch und wuchs ihm über die Schultern. Immer dichter wurde er. Und dabei hatten sie noch einen langen, schweren Weg vor sich. Aber der Bär dachte: Ich will mich nicht ergeben, ich will mich nur ein wenig ausruhen, sonst komme ich nie hin! Und er legte sich nieder und setzte das Menschenkind zwischen seine müden Tatzen.

Und seine alten Augen starrten auf das Menschenkind, das weißer als der Schnee leuchtete, besser als Tag und Sonne wärmte, und dessen Atem wie der Duft von Frühlingsgrün war. Die Freude wogte ihm durchs Blut. Aber dann zitterte er vor Angst. Und er sprach: »Daß du, der du den Frieden zur Wildnis bringst, so schwer zu tragen sein mußt!«

Er lauschte lange, dann hörte er das Menschenkind antworten: »Ich bringe Frieden, der ist nicht schwer, doch ich trage auch Schuld und Vergehen von Mensch und Tier. Und die sind schwer, schwerer als Erde, schwerer als Berge. Selbst du, der als der Stärkste in der Wildnis gilt, wird mich nicht zu tragen vermögen ... nicht allein. Aber ich erreiche die Wildnis schon noch an dem Tage, da alle, die dort leben, mich tragen wollen.«

»Ich schaffe es schon, ich trage dich allein,« sagte der Bär, »wenn ich mich nur wieder zu Kräften geschlafen habe.« Und er legte den Kopf auf die Tatzen und schlief ein ... Der Schnee stob und stob, und der Bär war nicht mehr ...

Doch das Menschenkind wanderte allein durch den Schnee zurück, woher es gekommen war ...

Und noch ist der Friede nicht zur Wildnis gekommen.

Am Meer

Fernab vom wirren Weltgetriebe
Blick' ich aufs weite Meer hinaus.
Dir, ew'ges Meer, gilt meine Liebe
In Ruhe und im Wogenbraus.

Wenn deine Wellen leise rauschen,
Klingt mir ein Lied von stillem Glück,
Ich muß ihm traumverloren lauschen,
Als rief die Jugend mich zurück.

Und kommst du laut dahergeflogen
In Sturmeswut und Möwenschrei,
So hör' ich aus den wilden Wogen
Das eine Wort: Vorbei! Vorbei!

Wie viele tausend Jahre schwanden!
Wie viele Träume wurden Schaum,
Die mit den Wellen sich verbanden
Zur Sehnsuchtsfahrt ohn' Zeit und Raum!

Fragt dich nach tausend Jahren wieder
Ein Menschenkind nach Lust und Leid —
Du singst ihm deine Rätsellieder:
Vergänglichkeit und Ewigkeit.

Hans Felgenhauer von und zu Riesa

Drei Gedichte von Ferdinand Avenarius

Aus dem Nachlaß

Wang-Wei

Wang-Wei war's, der große Greise,
Tausendmal hat Erd und Himmel
Mit dem Pinsel er gedichtet:
Wie die stillen Weiher träumen,
Was die schlanken Bambus flüstern
Von der Auen Blumenwiesen,
Von den Rieselbächen drinnen,
Von den Wäldern und den Hängen,
Von den Wässern in den Bergen,
Wo die hohe Wolke wandelt,
Wo die guten Götter wohnen,
Tausendmal hat er's gedichtet,
Seinen Pinsel legt' er hin.

Und es saß der greise Große,
Saß vor seinem letzten Bilde
Mit den Freunden, und es sangen
Aus des Bildes Sonnennebeln her die
Stimmen all der reichen Götter,
Sangen, daß mit ihnen der Entrückten
Herzen sangen. Plötzlich: „Wo ist Wang-Wei?"
Endlich fragt es ein Erwachter:
„Wo ist Wang-Wei?" Keiner sah ihn
gehen.
Alle suchten. Wang-Wei fehlt im Kreise.
„Wang-Wei! Wang-Wei, Meister du!
Wang-Wei, Liebster du von allen Lieben!"
Männer, Knaben, Mädchen suchten:
„Wang-Wei, Wang-Wei!" Nur ein Schweigen.
Doch ins Schweigen sang sein Bild.

Auf dem Weiher, auf der Brücke
Ging durchs Bild nicht eine feine
Menschgestalt? Seht hin – sie grüßt euch!
Wang-Wei war's, er stieg am Bache
Aufwärts, immer kleiner ward er,
Stieg am Wasserfall, war droben,
Schritt nun durch die Silbernebel
Hin zur golddurchsonnten Grotte,
Wendete sein Antlitz, grüßte
Aus den Höhen zu den Freunden –
Grüßend schritt er in sein Bild.

Im Schilf

Morgennebel. Kühle. Säuselwehn.
Lichtgeflüster. Im Vorübergehn
Greift es blitzend weithin in den See,
Und die Ferne heimelt in die Näh.

Alles säuselt nun in alles drein,
Stimmt sich freundlich ineinander ein,
Und der Wind, nun flüstert er als Ried,
Und die Welle singt im Vogellied.

Ist ein zart Verwandeln in der Luft,
Land wird See, der Spiegel wird zum Duft,
Und du selbst, nun spürst du dich im Tier,
In den Blumen blüht es, Mensch, von dir.

Seht ein fein Verschwistern her und hin,
Fern und nah, was frag' ich, wo ich bin,
Einst ist jetzt, was gestern oder heut,
Nichts ist um mich als die Ewigkeit.

Gottsucher

Gott, all mein Lebenswallen,
Es suchte dich im Bild,
In Domen und in Hallen,
In dem Geschaffnen allen
War's warnend oder mild.
Mit Fragen und Gebeten
Stieg zu dir auf mein Flehn:
In allen Majestäten,
Im Wehen und in Wonnen,
Ich hab' ob allen Sonnen
Auf Thronen dich gesehn.

Und nun ich geh' zum Scheiden
Von dieser Erde Licht,
Du Herr von Christ und
Heiden,
Wie bist du plötzlich schlicht.
In meines Vaters Bilde,
Der vierzig Jahre ruht,
Mit seiner Greisen-Milde
Rührst du mir leis die Hände
Und lächelst: Sohn, das Ende,
Wie's werde, wird es gut.

Alt-München

Von Helene Raff

Vor vierzig Jahren war München noch einigermaßen das alte. Das alte, das heute von der modernen, international angekränkelten Großstadt sozusagen in die Ecke gedrückt wird. Es hatte keine Ähnlichkeit mit irgendeiner andern Stadt.

Die Münchner Luft: ein Gemisch vom frischen Hauch der Wiesen und des Stroms, versetzt mit einem leisen Kalkduft und dem deutlich vorherrschenden Malzgeruch der Großbrauereien. Das Münchner Klima, das Fritz von Ostini so köstlich-häßig besungen hat als »das widrigste, was der deutsche Süden besitzt«, es erwies sich Zuzüglern zunächst gefährlich. Man ist nicht gefaßt darauf, an Tagen, wo ein italischer Himmel über der Isarstadt blaut und die Sonne auflösende Kraft übt, sich jählings von einem scharfen kühlen Alpenwind angeweht zu fühlen. Wer gegen Sonnenuntergang ohne wärmendes Kleidungsstück ausgeht, erkältet sich. Einmal eingewöhnt, empfindet man diese Mischung von südlicher Wärme und gebirgiger Rauheit als stärkend.

Auch das seelische Klima Münchens hatte seine dem Neuling auffallenden Besonderheiten. Zunächst der enge Zusammenhang der Stadt mit dem sie umgebenden bayrischen Oberland. Die Stunden der Mahlzeiten und des Zubettgehens waren bei der eingesessenen Münchner Bevölkerung die gleichen frühen wie auf dem Lande. Die alten Volksbräuche, die anderwärts der öden gleichmachenden Großstadtzivilisation — Kultur wäre ein mißbräuchliches Wort — gewichen waren, lebten in München, der Stadt, die berühmte Hochschulen für Wissenschaft und Kunst besaß, noch so frisch wie im Gebirge. Ich erinnere mich, welchen Eindruck es mir machte, als ich im ersten Münchner Jahr am 4. Dezember auf allen Plätzen die sogenannten Barbarazweige feilbieten sah. (Es ist ein anmutiger Glaube, daß ein Zweig vom Flieder, von der Kirsche oder der Kastanie, am Barbaratag, 4. Dezember, in laues Wasser gesetzt, durch sein Blühen am Christtag die Erfüllung des Wunsches, den man heimlich dabei gesprochen hat, verheiße.) Das Ausspenden besonderer Gebäcke zu bestimmten Festtagen wie Allerheiligen, Nikolaustag u. a., das »Ansingen« und »Klöpfeln« an Weihnachten und Neujahr, das damals noch allgemein üblich war, gaben dem Leben Farbe und Reiz. Manches davon ging in älteste Zeiten zurück; das meiste hing natürlich mit dem katholischen Kultleben zusammen, das den ganzen Tages- und Jahreslauf des Altmünchners durchwebt. Am Ostermontag ging man »nach Emmaus«, d. h. zu einer Kirche draußen im Grünen, bei der ein Wirtshaus stand. An Johanni schlug man die brennende Scheibe und zündete Johannisfeuer. Im Spätsommer wurden die schönsten letzten Blumen gebrochen zur »Kräuterweihe« auf Unsrer Lieben Frauen Tag; und im Dezember, am St. Stephanstag, ritten die Pferdebesitzer oder deren Bedienstete die Pferde um das Stephanskirchl herum. Frömmigkeit, alter Brauch und Glaube vereinen sich im echten Münchnertum ganz gut mit urwüchsiger Genußfreude und gesundem Wirklichkeitsgefühl.

Wenn von Genuß die Rede ist, so muß gleich gesagt werden: der Altmünchner lebte — und lebt — einfach. Sein vieles Aushäusigsein — denn er ist ein geborener Freiluftmensch und sucht seine Freuden meist draußen — hatte zur Folge, daß Luxus und ausgesuchte Bequemlichkeiten sich erst spät in Münchner Häusern einbürgerten. Die vornehmen Villenstraßen an der Peripherie der Stadt, die Villenkolonien der Vororte sind ganz neuen Ursprungs. Dafür aber, ehe sie erstanden, gab es am Marienplatz noch die alten, seither leider niedergelegten Häuser, stand unten in Schwabing noch das von allen Münchnern und Schwabingern betrauerte Nikolaikirchl — ehemals zum Leprosenspital gehörig, eingerissen 1898 —, und das Gasthaus »Zum Ketterl« bestand noch an der Isarbrücke und das Café Tambosi am Hofgarten und der »Betz« in Bogenhausen und so vieles andre vom alten München. Jetzt ist das München nur noch zu finden in den Gassen und Winkeln der eigentlichen Altstadt, zwischen dem Alten Hof und dem Sendlinger Tor einerseits, der Isar und dem Karlstor anderseits.

Um aber auf die Münchner Gepflogenheiten zurückzukommen: der Münchner ißt reichlich, doch ohne Schleckerei. Sein treffliches Bier — wohlgemerkt ist das Bier erst seit Anfang des 16. Jahrhunderts das Vorzugsgetränk Münchens! — dazu Brot und Würstl, Geselchtes, überhaupt Fleisch waren die Hauptnahrungsmittel, als man noch die Wahl hatte. Da jeder Wirt zugleich Metzger für seinen Hausgebrauch war, wurden auch die Innenteile vom Schlachttier verwendet: die »saure Haxe« (Fuß vom Kalb oder Schwein), das »gebräunte Züngerl«, Hirn, Bries und Lunge. Und wie billig das alles! Ein Bries mit Champignonsauce kostete damals sechzig Pfennig, ein »Voressen« (Lungenragout) zehn Pfennig. Und was für Portionen: ganze Teller voll! Dazu Knödel aller Arten, und als Nachspeise oder am Fasttag einen Kaiserschmarrn oder einen Strudel mit Rahm und Rosinen, von den Dampf- und Rohrnudeln zu schweigen. Wirkliches Elend sah und kannte man nicht. Die Arbeiter- und Kleinbürgerfamilien vermochten so gut wie die von schmalem Monatswechsel lebenden Kunst- und Hochschulstudenten abends auf irgendeinem Keller zu sitzen, bei schöner Aussicht

und schäumendem Trunk. Diesen holte jedermann sich selbst an der Schenke, im steinernen Maßkrug, den er zuvor am Brunnen bedächtig ausgespült hatte. Die wenigsten bestellten sich bei der Kellnerin warmes Essen dazu; die Mehrheit hatte sich im Körbchen Brot, Butter und Aufschnitt mitgebracht, erstand etwa noch von der Verkäuferin am Garteneingang Eier und Käse oder vom umherziehenden »Radiweib« einen saftigen Rettich. Das Schönste aber an diesem harmlos fröhlichen nahrhaften Dasein war das Fehlen jeglichen Klassenunterschiedes. Wo ein Platz am Tische frei war, setzte man sich hin, sagte »Mit Verlaub«, und dann hielt man gute Nachbarschaft, ohne sich gegenseitig zu stören. So saß der Professor neben dem Kleinhändler, der Minister neben dem Arbeiter. Kürzlich erinnerte ich einen mehrheitssozialistischen Arbeiter, einen gescheiten älteren Mann, an den Finanzminister von Riedl, der Stammgast auf dem Franziskanerkeller gewesen war. »I bsinn mi schon,« nickte er Antwort, »auf ihn un auf sein' Butzi. (So hieß Riedls Hund.) Dös is der beste Finanzminister gwen, den mir Bayern g'habt ham. Überhaupts war dös dazumal die wahre Demokratie. Der Rote, der Schwarze und der Blaue san beieinand am Tisch ghockt, un da hat ma si in aller Ruah die Meinung gsagt, un bal's zu'n Fortgehn war, hat ma si d' Hand gebn un gesagt: Pfüat Eana God, Herr Nachbar, schlafn S' gsund!«

Die völlige Unbefangenheit des Verkehrs von Mensch zu Mensch, das gegenseitige Geltenlassen — das war es, was München in erster Linie den Ruf des »gemütlichen« Münchens verschafft hat. Erst seit wir uns in einem Freistaat befinden, hat sich das geändert. Doch ist ein andrer Vorzug geblieben: daß nämlich jedermann auf seine Weise leben kann, ohne Dreinreden der andern. Er kann sich von allem zurückziehen oder bei allem dabei sein — wie er eben mag. Im ganzen ist Geselligkeit im Hause jetzt viel häufiger als ehedem. Der Altmünchner hatte »Einladungen« nicht im Brauch: die Frauen saßen miteinander beim Kaffee, die Männer gingen selbander zum Bier, abgesehen von gemeinsamen Familienfesten. Die Kreise der von Ludwig I. und Maximilian II. berufenen Künstler und Gelehrten waren es hauptsächlich, die einer angeregten Geselligkeit beider Geschlechter Vorschub taten. Sie ist ausführlich geschildert in verschiedenen wertvollen Memoirenwerken; ich nenne nur die »Jugenderinnerungen und Bekenntnisse« von Paul Heyse, die »Harmlosen Plaudereien« von Otto v. Völdendorff, die Lebenserinnerungen von Rosalie Braun-Artaria, von Josefa Dürck, Luise v. Kobell u. a. Ich selbst habe, Ende der achtziger Jahre nach München gekommen, die Ausläufer jener unvergeßlichen Epoche erlebt, in der man noch einfach hinsichtlich der Bewirtung und äußeren Lebenshaltung, desto anspruchsvoller aber in bezug auf Geistigkeit war. Es ließen sich Bände füllen mit Aufzählung dessen, was in Alt-München an Phantasie, Frohsinn, Stilgefühl und geistreichen Einfällen sowohl bei öffentlichen Anlässen — vorab den Künstlerfesten — als im häuslichen Kreise verausgabt wurde. Die Kultur der Eingewanderten und die der Eingewurzelten ergänzten sich gegenseitig; nirgendwo verstand — und versteht! — man mit wenigem einen Raum, ja ein Haus oder eine Straße so zu dekorieren wie in München. Nirgendwo weiß der einzelne sich eine Maske im Fasching oder bei einer Festaufführung so ganz seiner Persönlichkeit gemäß zu schaffen und seine Rolle darin so glänzend durchzuführen. Die anderwärts häufigen sogenannten »Phantasiekostüme« ohne Stil und Geschmack waren in München unmöglich. Ich habe nie gesehen, daß der Femrichter in der »Gugel«, der bei Künstlerbällen am Saaleingang seines strengen Amtes waltete, einen Kostümierten wegen unsittlichen oder stilwidrigen Kostüms hätte abweisen müssen.

So wie ehemals Ludwig Schwanthaler in der »Humpenburg« mit Freunden und Kunstgenossen den Geist der Romantik und das Mittelalter heraufbeschwor, so standen auch im München der Prinzregentenzeit gesellige Vereinigungen im Flor, wie der »Harbni«, dessen Mitglieder im Kleide der Minnesänger zusammenkamen, sich »Ritter« und ihre Damen »Burgfrauen« benannten, oder wie die »Pappenheimer«, die an ihren Vereinsabenden das Wallensteiner Kostüm trugen. Beiden Vereinen gehörten namhafte Künstler und Gelehrte, hohe Beamte und Militärs in bunter Mischung an; in den Einladungen und Festabenden ward der poetische und gleichzeitig schalkhafte Ton der Mummerei aufs glücklichste festgehalten.

Dieser nicht mühsam anempfundene, sondern ganz sichere und ungezwungene Zusammenhang mit einer fernen Vergangenheit wirkte auf mich, die ich dergleichen nie gesehen, bei verschiedenen Anlässen sehr stark. Ich fing an, mich mit Münchens Lokalgeschichte zu beschäftigen: die Schriften Franz Trautmanns* waren das erste, was ich verschlang. Trotz eines Einschlags von verblasener Romantik und Sentimentalität gaben sie mir Richtlinien; ich las weiter, was ich nur kriegen konnte, und kroch daneben fleißig in allen Winkeln herum. Da ward ich zunächst von dem allen Fremden geläufigen Irrtum bekehrt, daß erst König Ludwig I. München zur Kunststadt gemacht habe. Das nachgeahmte Griechentum,

* Nicht zu verwechseln mit seinem noch lebenden Namensvetter, Prof. Karl Trautmann, dem Meister der Münchner Lokalforschung, Verfasser der prächtigen »Kulturbilder aus Alt-München«.

womit der große Philhellene seine Residenz schmückte, hat im Grunde nicht eben viel zu tun mit der höchstgelegenen deutschen Stadt und dem kräftigen Gebirglerschlag, der sie bewohnt. Unsre »Theken«, unsern Königsplatz und unser Nationaltheater in allen Ehren — ein Ausdruck bayrischen Wesens sind sie nicht. Aber Ludwig I. besaß für dies Wesen auch eingeborenes Gefühl genug, um sich zu empören über die blinde Bilderstürmerei, mit der unter seines Vaters Regierung das alte wurzelechte München zerstört wurde. Als Kronprinz wie als König hat er davon gerettet, wiederhergestellt, so viel er vermochte. Und für das Unwiederbringliche gab er die Fülle des Schönen und Neuen. So ward er der Schöpfer des heutigen Münchens, seine Vorfahren überflügelnd, doch getreu ihrer Überlieferung. Denn jeder Wittelsbacher hat sein Teil zur künstlerischen Gestaltung Münchens beigetragen.

Anfänglich, als das Bürgertum noch mächtig war — zur Zeit der Entstehung der Frauenkirche —, traten die Herzöge nur mitsteuernd und beratend hervor. Nachdem die Macht der Städte gesunken, die der Fürsten aber hoch gestiegen war, nahmen diese die Führung. Albrecht V., dieser typische Renaissancefürst, erbaut die Kunstkammer, beschäftigt Münlich und Jakob Sandtner, beruft Orlando di Lasso, legt den Grundstock zu Münchens herrlicher Bibliothek. Wilhelm V. erbaut St. Michael und die Maxburg; sein Sohn Maximilian, der erste Kurfürst, die stärkste Herrscherpersönlichkeit auf Bayerns Thron, wird Erbauer der Residenz, läßt durch Peter Candid den Dom renovieren, errichtet die Mariensäule. Unter Ferdinand Maria ersteht die Theatinerkirche. Max Emanuel, der so schwankend in seinen politischen Handlungen, so sicher in seinem künstlerischen Urteil war, läßt Josef Effner, den Dachauer Gärtnerssohn, in Paris zum großen Architekten ausbilden, desgleichen den Franz Cuvillius, der dann unter Karl Albrecht das Schönheitsidyll der »Amalienburg« im Nymphenburger Schloßpark und unter Max Josef III. das Kleinod des Münchner Residenztheaters geschaffen hat. Sogar der »unsympathischste der Wittelsbacher« (wie Karl Theod. v. Heigel den Kurfürsten Karl Theodor nennt) verewigte sein Andenken in der ihm zeitlebens fremden Münchner Stadt, indem er als Volkspark den »Englischen Garten« anlegte, der dann unter König Max Josef I. und König Ludwig I. seine Vollendung fand.

Baulich sind die Epochen Karl Theodors und die Max Josefs I. die kärglichsten. In der letzteren ist, wie schon erwähnt, mit den vorhandenen architektonischen und kunsthandwerklichen Schätzen unverantwortlich gehaust, Unersetzliches einer kritiklosen Aufklärungs- und Neuerungssucht geopfert worden. Mußte damals doch sogar die St. Lorenzkirche im »Alten Hof«, die Cappella regia Kaiser Ludwigs des Bayern, des um das Emporblühen Münchens besonders verdienten Herrschers, von ihrer Stätte verschwinden! — Aber dieser Zeit mangelnder Pietät und mangelnden Kunstgefühls folgte unter Ludwig I. ein neuer glanzvoller Tag. Im übrigen: Mehrer der Kunstsammlungen sind alle Herrscher ohne Ausnahme gewesen.

Die bloße Prunkliebe der Fürsten alter Zeit reicht zur Erklärung nicht aus. Kurfürst Maximilian I., Erbauer der Residenz, leidenschaftlicher Verehrer und Sammler von Dürers Werken, war sonst ein zäher Sparer; Ludwig I. galt geradezu als Filz. Aber Kunstpflege war ihnen innerstes Bedürfnis, genau so wie dem phantastisch unsteten Max Emanuel, den es schon glücklich machte, »das Papier zu verschmieren« mit den Plänen zu künftigen Bauten. »Die Bauten sind meine Hauptlebensfreude!« schreibt der unglückliche König Ludwig II. noch kurz vor seiner Katastrophe. Er war der erste Herrscher, der, durch den Widerstand der Münchner gegen das Wagnertheater erbittert, seiner Baulust außerhalb der Hauptstadt frönte. Auch die Liebe zur Musik ist ein Erbteil des Wittelsbacher Hauses; sogar Luther, in religiöser Beziehung der Antagonist der bayrischen Herzöge, lobt diese höchlich für ihre Musikpflege. Mehrere von ihnen, so Max Emanuel und Max Josef III., haben die Tonkunst nicht nur geliebt, sondern mit Talent selbst geübt. Was Karl Theodor der Pfälzer schon in Mannheim für deutsche Tonkunst und für die deutsche Bühne gewirkt, haben ihm unsre Größten — Mozart, Lessing, Schiller — bezeugt. Am ähnlichsten hierin war ihm König Ludwig II., der das Theater so leidenschaftlich liebte, und der seinen Namen für alle Zeit mit dem Lebenswerke Richard Wagners verband. Um Dichtung und Wissenschaft hat König Max II. sich durch seine Berufungen berühmter Dichter und Gelehrter ein ewiges Verdienst erworben, hierin der Fortsetzer seines seitlichen Ahnen Max Josef III., der die Akademie der Wissenschaften in München begründete. Die Universität ist keine ursprünglich Münchnerische, wohl aber Wittelsbachische Schöpfung: von den niederbayrischen Herzögen zu Ingolstadt gestiftet, kam sie von dort nach Landshut und unter Ludwig I. nach München.

So wandelt jede Epoche, gekennzeichnet durch den Namen des jeweiligen Herrschers, vorbei, und jede fügt dem Bilde Alt-Münchens einen bedeutsamen Zug hinzu. Wohlgemerkt: keinen willkürlich hineingetragenen, zumal nicht, wo es sich um Bildkunst und Tonkunst handelt. Denn hier kam — dies werde nie vergessen! — die Veranlagung der Wittelsbacher der ihres Volkes entgegen. Wer Altbayern durchwandert, dem fallen in abgelegenen Provinznestern schöne

große Kirchenbauten auf, feingeschnitzte Heiligenfiguren und kunstreiche schmiedeeiserne Grabkreuze oder Gedächtnisbilder. (Auch die ausgeprägte kirchliche Frömmigkeit hat der altbayrische Volksstamm mit seinem ehemaligen Herrscherhause gemein.) Aber ebenso findet eine große Menge des Reizvollen sich allerorts in Tracht und profanem Gerät. Was in München selbst auf dem Gebiete des Kunsthandwerks von jeher geleistet worden, davon redet das Münchner Nationalmuseum, erzählt die Nymphenburger Porzellanfabrik, legen Münchens Kirchen und Fürstenschlösser Zeugnis ab. Die technische Herstellung des ebengenannten köstlichen Porzellans ist von einem Münchner Hafnermeister mit Namen Niedermeyer erfunden. Die zauberisch leichten versilberten Ornamente, die in der Amalienburg zu Nymphenburg sich an den Wänden hinaufranken, sind von einem »Schneidkistler« aus der Münchner Vorstadt Au, Joachim Dietrich, geschnitzt und die entzückenden Stuckarbeiten im selben Schlosse von einem Wessobrunner Stukkateur, Joh. Bapt. Zimmermann, gefertigt. Von einem Bayern, dem Stadtbaumeister Jörg Ganghofer, sind Münchens Dom und altes Rathaus erbaut; das München des 18. Jahrhunderts steht in baulich-dekorativer Hinsicht unterm Zeichen der Brüder Asam, wie das München vom Ende des 19. Jahrhunderts unter dem der Brüder Seidl — zweier typisch bayrischer Brüderpaare. Auf alle Künstler und Kunsthandwerker einzugehen, die als Landeskinder Alt-München gestalten halfen, würde ein besonderes Buch erfordern.

Der Musiksinn und die Musikliebe der Bayern zeigen sich schon darin, daß in der Hauptstadt wie auf dem Lande eine Festfeier ohne Musik nicht denkbar ist. Treffliche Sänger und Instrumentalisten gab es in Bayern, in München von je genug: das rhythmische Gefühl ist im Volke stark ausgeprägt — siehe die bayrischen Tänze! —, ebenso das Gehör, die Treffsicherheit. Mit einem Wort: ein künstlerischer Volksstamm.

Künstlerisch auch darin, daß der Altbayer guten Schlages den Standpunkt vertrat — und vertritt: »Was mich nicht freut, tu' ich nicht«, selbst dann nicht, wenn es Gewinn bringt. Man konnte etwa einen Altmünchner Handwerker bei irgendeiner modernen Einrichtung, die ihm nicht einleuchtete, sich ungelenk und störrig anstellen sehen, während derselbe Mann überraschendes Verständnis und Können bewies, wo es sich etwa um Herrichten und Ausbessern eines wertvollen Erbstückes handelte. Das »freute« ihn eben, weil es alt und schön und »künstlich« war; aber Zeit und Ruhe verlangte er auch dafür, denn das Abhetzen und Abjagen ist einmal nicht altmünchnerisch, nicht bayrisch. Rechte Typen dieses Volkstums sind der Schuhmacher in Paul Heyses »Jugenderinnerungen«, der sich freut, als die kinderreiche Familie Heyse fortzieht, »weil er noch für keine Herrschaft so viel zu tun gehabt hat«, und der Wirt in Karl Stielers Gedicht, der einen reichen Fremden nicht über Nacht behalten will, aus dem einen Grunde, weil ... nun, hören wir:

»Geh, Wirt, ghalt do den Herrn heunt nacht,
Schau nur, wie's regna tuat —
Es san ja alle Zimmer laar,
Und woaßt, er zahlt ja guat.«
»Ja,« sagt der Wirt, »daß i oan ghalt,
Da tuat's as Zahlen nit,
Da muaß mir oaner t a u g e n aa,
Und der da t a u g t m i r n i t.«

Das mag vielen einfältig dünken; aber der heutige fortgeschrittene Geschäftsmann und Zimmervermieter, denen valutakräftige Ausländer das liebste sind, ist sicher kein besserer Vertreter deutschen Wesens.

Der eingerissene Geldwahn, die eingerissene Ausländerei grämen und tücken den Altmünchner. Er kann den neuzeitlichen Geist, den man ihm hereingebracht hat, das unruhige Zappeln nach Geld und Erfolg im Innersten nicht ausstehen. Gebirgsvölker sind meist abgeschlossen ihrer Natur nach. Erst seit dem vorigen Jahrhundert hat der massenhafte Zuzug der Fremden ins bayrische Hochland und in die Hauptstadt begonnen. Damit verschwand manches gegenseitige Vorurteil, doch hat es auch wieder zu Reibungen geführt. Die alten patriarchalischen Sitten wichen vor den Ansprüchen und Anschauungen der Zugereisten; die Lebenshaltung verteuerte sich. Die Gäste aus Nord- und Mitteldeutschland schlugen häufig einen begönnernden Ton gegen die süddeutschen Bundesbrüder an, ließen merken, daß deren gemächliche Art ihnen als beschränkt und rückständig, deren Frömmigkeit ihnen als Aberglaube, die Stadt samt dem ganzen Land ihnen eigentlich nur als ein wundernettes Vergnügungslokal erschien. Recht gute Leute, wenn man sie ins Schlepptau nahm und zum Fortschritt leitete! — So fühlten die Einheimischen sich eingeschätzt; und das war schlimm.

Der Münchner, und der Altbayer überhaupt, hängt zäh an seinen Überlieferungen. Seine Heimatliebe ist tief und stark; kein deutscher Stamm übertrifft ihn darin. Er ist sich seiner alten reichen Kultur voll bewußt, ist stolz auf die vielen schöpferischen Geister, die aus seinem eignen Volkstum entsprungen oder aus Wahl und Liebe in München festgewachsen sind. Was bayrisch, was münchnerisch ist, gilt ihm als Höchstes — ein eigenbrötlerischer und darum echt deutscher Zug. Das fremde Element, das zuzeiten die Stadt und Umgebung völlig beherrscht, so daß er sich davor in den Winkel zurückziehen muß, erweckt seinen Groll. Aber er ist nicht flink im Reden und Tun, liebt seine

Ruhe. Mehr als einmal in Münchens Geschichte hat diese läßliche Art seiner Bewohner sich verhängnisvoll ausgewirkt. Das letztemal im November 1918, wo das, was geschah — gleichviel wie man es sonst bewertet —, jedenfalls ganz gegen den Altmünchner Geist und von lauter »Hereingeschmeckten« inszeniert war. Die Beschämung darüber, daß er damals sich so überrumpeln, sich als den »Garniemand« hatte behandeln lassen, drängte den Münchner hernach in die Stimmung, die heute so oft als »reaktionär« oder gar als reichsfeindlich bezeichnet wird.

Sehr zu Unrecht. Der Münchner, der richtige Altmünchner ist lediglich der Vertreter eines urwüchsigen freien Menschentums und zugleich einer selbstgeschaffenen Überlieferung, von der er nicht lassen will und kann. Er steht heute, wo ein Chaos von Meinungen die Welt durchflutet, wo die Grenzen sich verschieben wie zur Zeit der Völkerwanderung, fest auf sich und auf dem Seinigen. Gleichmäßig entfernt von dem wilhelminischen Deutschtum unmitetlbar vor Ausbruch des Krieges wie von der Einstellung des revolutionären Deutschen, verkörpert er den urdeutschen Typ, der in unsern Volksmärchen so häufig wiederkehrt. Den des träumerischen, phantasievollen, nach außen schwerfällig erscheinenden »tumben« Hans, der aber, endlich erwacht und sein Ziel erkennend, mit Reckenkraft sich einsetzt und den Sieg gewinnt. Infolge seiner Abgeschlossenheit und scheinbaren Rückständigkeit hat der altbayrische Stamm, der seiner Hauptstadt immer wieder frisches Blut zuführt, die Grundzüge unsers Volkes besonders rein bewahrt. Im alten München lebt, noch unbesiegt, die Seele des alten Deutschland.

Wenn ich sterbe ...

Wenn ich sterbe, laßt der Zähren, Freunde, keine um mich fließen;
Wie den Erntetod der Ähren sollt ihr froh den meinen grüßen:
Nie war ich im Leben das, was mir im Blute braute,
Niemals konnt' ich mich erheben zu den Höhen, die ich schaute;
Niemals fand ich in den Saiten Töne, die mein Ohr vernommen,
Schöpfersieges Seligkeiten sind im Traume mir verglommen.
Der Olympier sel'ge Kunde, immer blieb sie mir verschlossen,
Meinem Tantalidenmunde ist vorbei der Quell geflossen,
Jener heil'ge Quell der Götter, der Erwählte nur begnadet,
Der die Seele rein von Lüsten, rein vom Staub der Tiefe badet,
Der die Binde von den Augen dem nimmt, der daraus getrunken,
Daß zum frohen Schau'n sie taugen kräftevoller Himmelsfunken.
Zu dem Quelle, dessen Rauschen ich in nächtebangem Wachen
Voller Sehnsucht mußte lauschen, trägt mich nun des Fährmanns Nachen.
Und ich tauche meine Seele tief in seine sel'ge Reine,
Und ich schreite durch die Hele, daß ich mich den Edlen eine,
Und ich bin von Gott ersehen, bin, was mir im Blute braute,
Und ich schreite auf den Höhen, die ich drunten ahnend schaute,
Und ich greife in den Saiten alle Lieder, die mich flohen,
Schöpfersieges Seligkeiten fühl' ich göttlich mich durchlohen,
Und der Menschheit Edelgeistern setz' ich fröhlich mich zu Füßen,
Die mit ihm, dem Weltenmeister, die erlöste Sehnsucht grüßen.
Und ich seh' mit roten Rosen, Freunde, euch den Leib bekränzen,
Knospen meine Stirne kosen, sehe froh das Aug' euch glänzen,
Und ich dank' euch jede Träne, die im Herzen ihr verschlossen,
Jedes frohe Wort des Hoffens, eurem Freundesmut entsprossen;
Denn nun bin ich, was ich wollte, bin ein Reiner unter Reinen:
Nur wer mir im Leben grollte, kann um mich im Tode weinen.

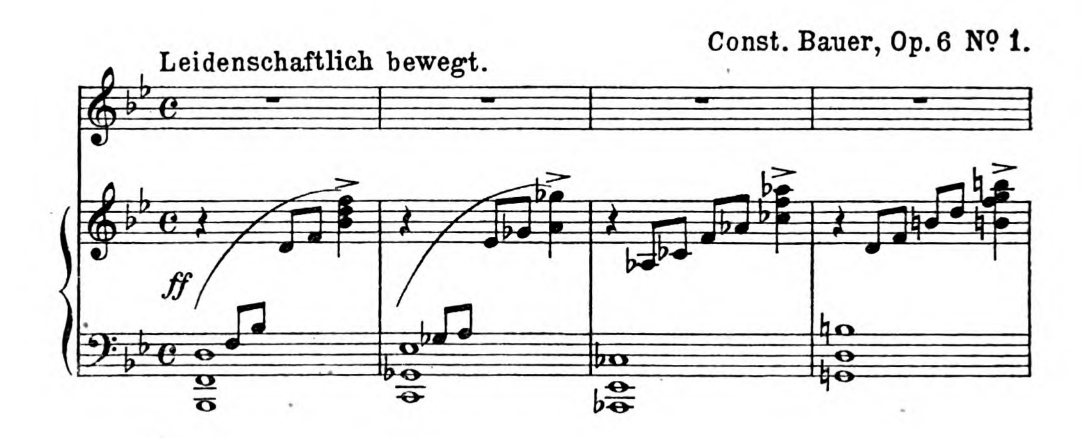
Arthur Heinrich †
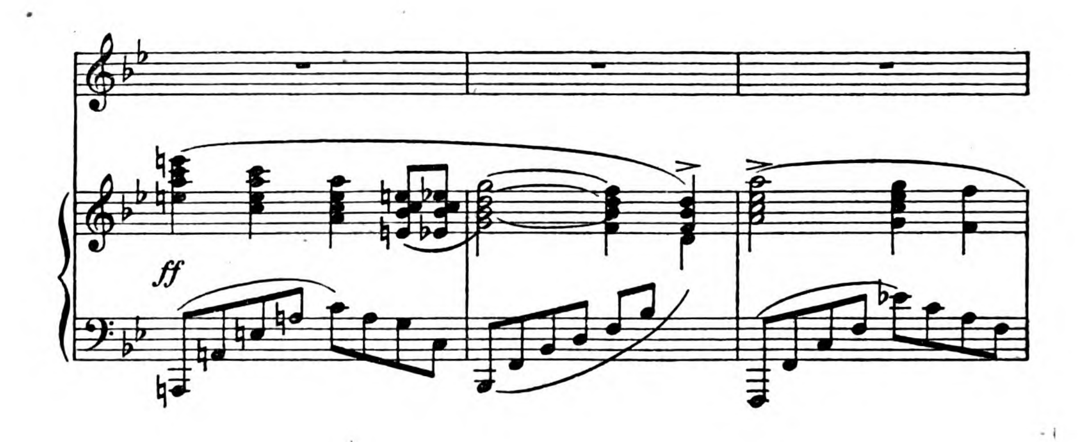
Auf weißer Wolke.
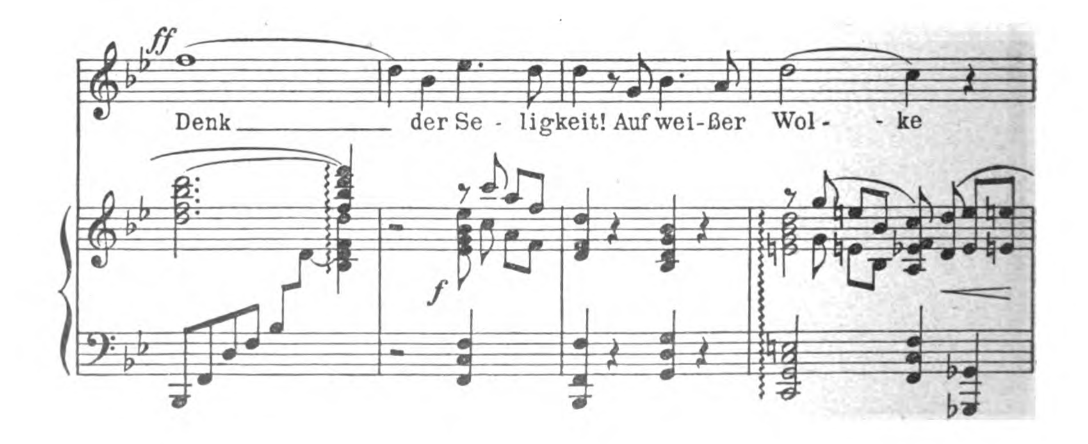
(Werner Jansen.)
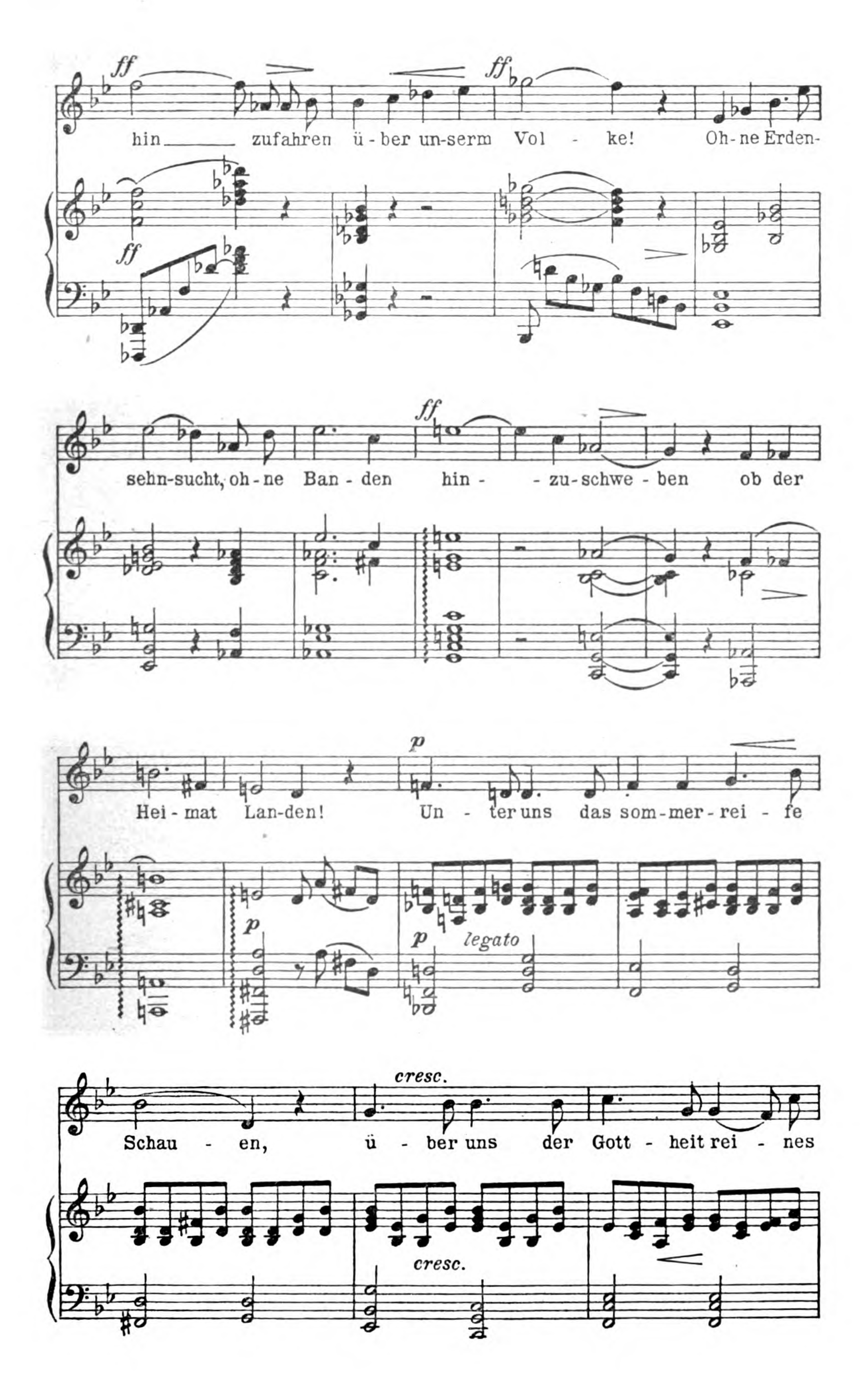
Const. Bauer, Op. 6 № 1.

Leidenschaftlich bewegt.
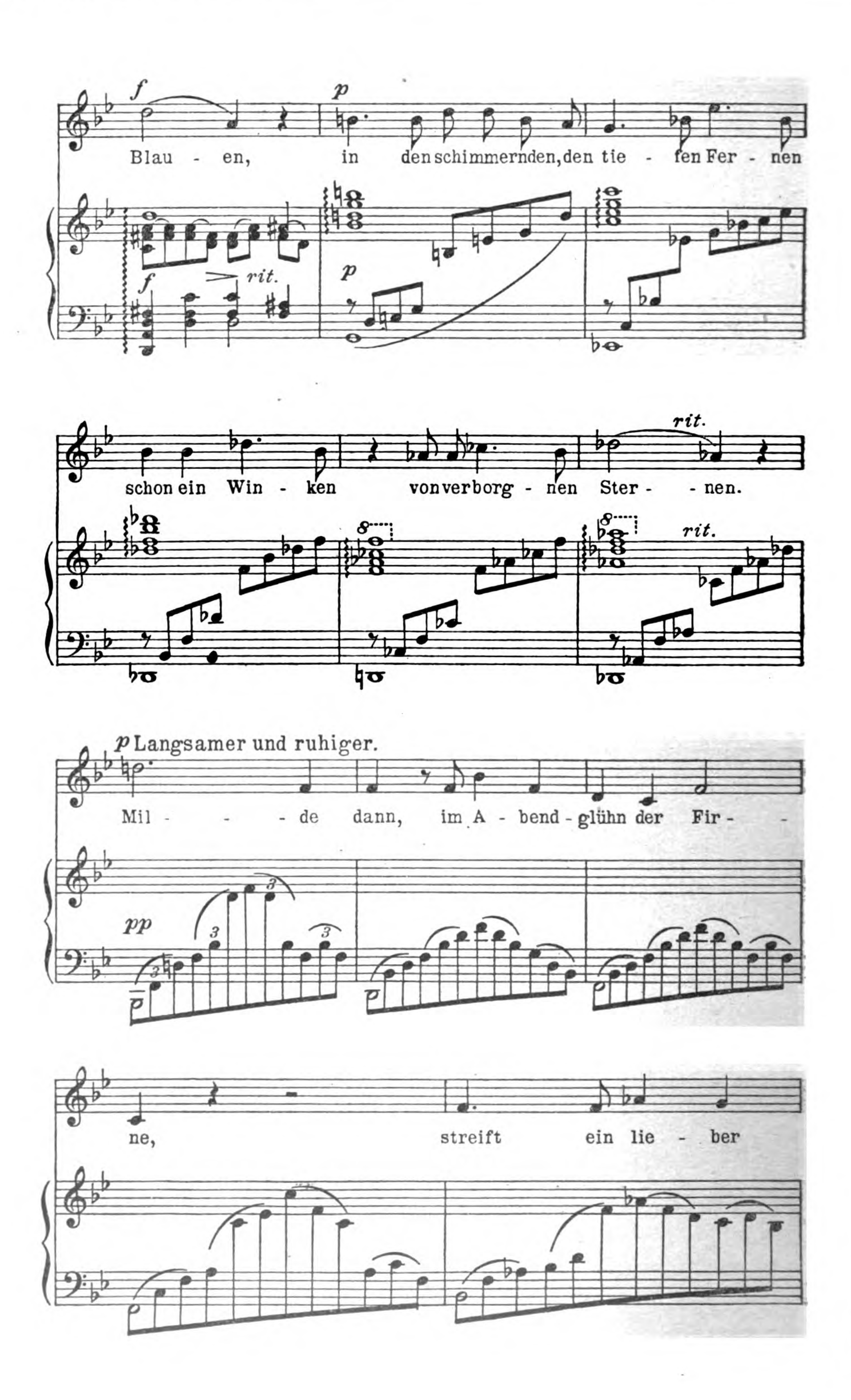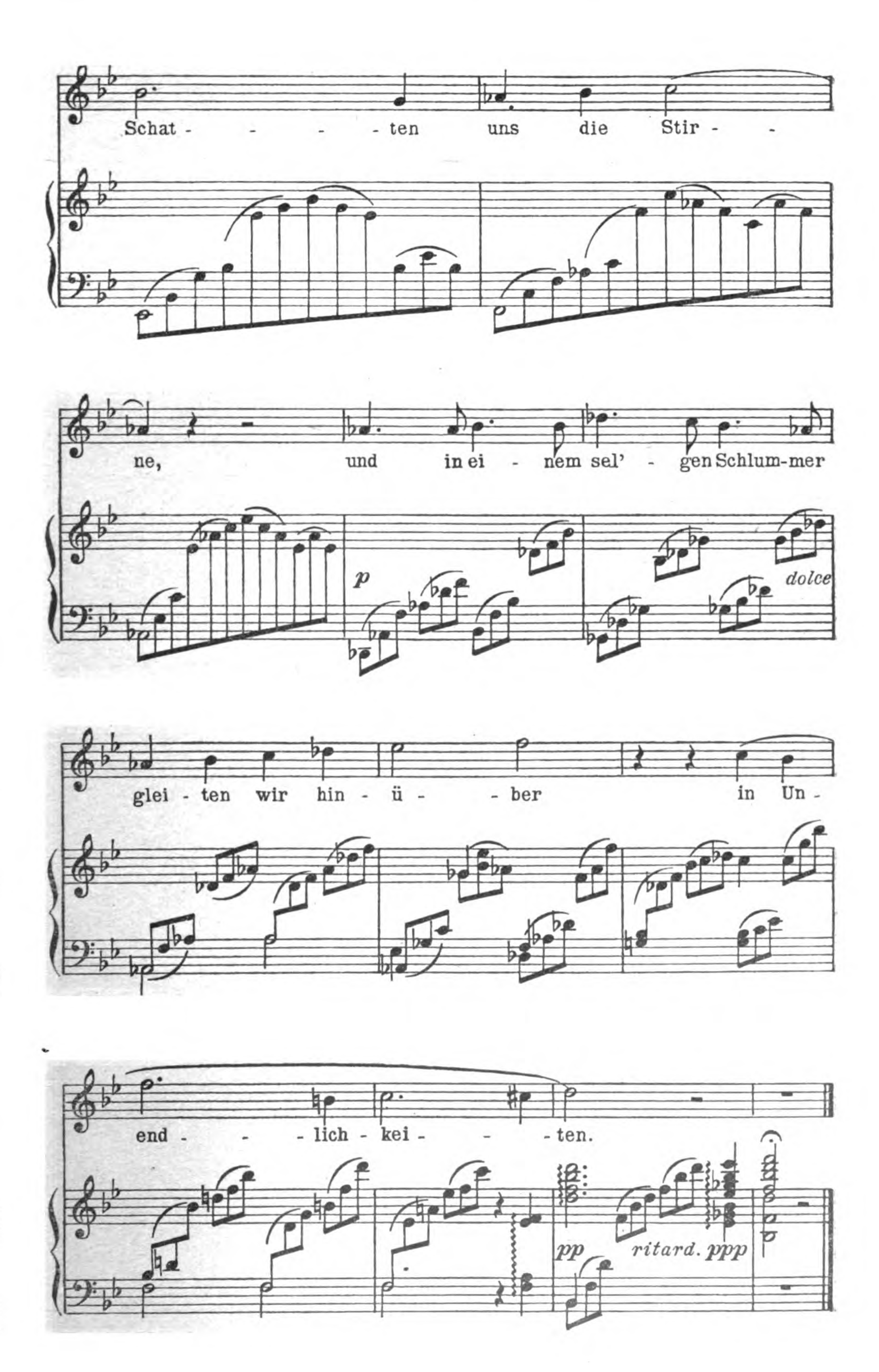








ff
hin zufahren ü - ber un-serm Vol - ke! Oh-ne Erden-
ff
sehn-sucht, oh-ne Ban - den hin - - zu-schwe - ben ob der
ff
Hei - mat Lan-den! Un - ter uns das som-mer-rei - fe
p
legato
Schau - en, ü - ber uns der Gott - heit rei - nes
cresc.


f
p
Blau - en, in den schimmernden, den tie - fen Fer - nen
f
rit.
p
schon ein Win - ken von verborg - nen Ster - - nen.
rit.
8
rit.
p Langsamer und ruhiger.
Mil - - - de dann, im A - bend - glühn der Fir - -
pp
ne, streift ein lie - ber


Schat - - - - ten uns die Stir - -
ne, und in ei - nem sel' - gen Schlum-mer
p
dolce
glei - ten wir hin - ü - - ber in Un -
end - - - lich - kei - - - ten.
pp
ritard.
ppp

Zwei Legenden

Von Fritz Martin Rintelen

Marienhaar

Als Jesus tot war, rollte die Sonne rot vom schwarzen Himmel, floß ihr Schein über das Land wie dunkles Blut, standen die fernen Wälder wie in Brand, bebte donnernd der Berg. Im Tempel der unheiligen Stadt vor dem Raum, den sie den allerheiligsten nannten, zerriß der samtene Vorhang von oben bis unten, sahen die Besucher des Tempels, daß der Raum kahl und leer war. Ein Erdstoß erschütterte die Straßen. Alles Volk entsetzte sich sehr. Die einen flüchteten schreiend in ihre Häuser, andre enteilten den wankenden Wänden, warfen sich zu Boden, rauften ihr Haar, beteten furchtsam.

Aber die römischen Kriegsknechte an der Schädelstätte fürchteten sich nicht, saßen zwischen den drei Kreuzen, würfelten aus einem Helm um den weißen Mantel des Nazareners. Flüchten die andern, lachte der jüngste: ihm gehörte die Beute. Er breitete den weißen Mantel vor sich aus. Da sah er ein goldhelles Haar, das an ihm hing. Ein grobes Wort erstickte ihm im Mund. Er blickte scheu um, stand noch die trauernde Frau am Kreuz. Ihr Gesicht war verhüllt. Über dem Tuch leuchtete golden ihr Haar wie ein heiliger Schein. Ihre schmalen Schultern zuckten.

Der Soldat antwortete nicht auf den Zuruf der andern Schwertträger. Er schloß die Augen. Seine Mutter stand bei ihm; er hörte wieder ihre Klage, fühlte wieder ihre Tränen heiß auf seiner Backe wie damals, als er rauhen Abschied von ihr genommen hatte. Als er sich selbst an die Schädelstätte zurückrief, wieder seinen Gewinn ansah und sah das goldene Haar, das an dem weißen Mantel haftete, legte er den Mantel um das goldene Haar zusammen, sprach nicht mehr viel mit den andern Kriegsleuten; trug seinen Schatz dann nach Hause und hütete ihn sorgsam.

Er hat den Mantel nie getragen; hat ihn nur oft, wenn er allein war, vor sich ausgebreitet, um das goldene Haar der Frau, die in Schmerzen unter dem Kreuz des Sohnes gestanden hatte, schweigsam zu betrachten. Einige Jahre später hat er den weißen Mantel mit dem goldenen Haar mit sich in die Schlacht genommen. Diese Schlacht ist ein wilder Kampf gewesen mit den großen groben Männern jenseits des Rheins in den düsteren Eichenwäldern. Durch drei blutige Tage und lärmende Nächte haben sich die Römer Schritt um Schritt weitergeschlagen. Keiner wollte sich in feige Knechtschaft ergeben, mußten alle fallen unter den grausamen Äxten der großen groben Männer auf fremder Erde jenseits des Rheins; fielen am letzten Tag der Schlacht vor der Wut der brüllenden Feinde wie welke Blätter im Herbststurm.

Auch der Soldat von der Schädelstätte der unheiligen Stadt wurde erschlagen, trug die Todeswunde auf der Stirn, lag im Dickicht auf dem weißen Mantel des gekreuzigten Jesus mit dem goldhellen Haar der heiligen Mutter Maria.

Wieder war Nacht auf Erden. Aber die Seelen der Gefallenen neigten sich der blendenden Helle des Himmels vor dem Richter ihres Lebens. Gott zürnte ihnen; alle waren mutige Männer gewesen, hatten sich aber um seine guten Gebote nie bekümmert, hatten geplündert, gebrannt, gehurt, geschändet.

Der Soldat von der Schädelstätte bangte sehr, als eine Stimme ihn rief. Er sah auf: stand Jesus verklärt neben Gottes Thron und sah ihn an. Ein kindlicher Glaube erwachte in dem heidnischen Kriegsknecht. Er nahm seine Beute von jenem Freitag der Wache am Richtplatz der unheiligen Stadt, den weißen Mantel, auf dem er gestorben war, breitete den weißen Mantel vor Gott aus, daß wieder goldhell das Haar der Maria sichtbar wurde.

Jesus aber sah das goldene Haar, lächelte lieben Erinnerungen und der Einfalt des Soldaten. Er nahm die Seele bei der Hand und führte sie zu den Himmlischen. Trat aus der himmlischen Schar der Schächer, dem der Heiland am Kreuz das Paradies versprochen hatte, und grüßte den Bruder.

Jesus aber nahm das goldene Haar, trat an den Eingang des Himmels und ließ es fliegen leuchtend im Wind über die Erde. Auf der herbstlichen stand noch einmal ein Sonnentag, streute späte Blumen über die Wiesen, hob noch einmal die Sommersonne über bunte Wälder an den blauen Himmel. In ihrem Glanz wehte das goldene Marienhaar.

Der Tod und die Liebenden

Dreizehn alte Fliederbüsche hängen ihre blauen Blüten über die graue Kirchhofsmauer.

Die Sonne versinkt; auf dem breiten schwarzen Grabkreuz, das hinter der grauen Kirchhofsmauer hoch aus den Fliederbüschen aufragt, brennt ihr letzter Strahl wie eine zitternde Kerzenflamme, verlöscht vor dem kühlen Windstoß der nahenden Nacht.

Gelb über die dunklen Dächer des Dorfes



Matthäus Schiestl: Maria vor dem Kirchlein

steigt der runde Mond. Auf schwarzen Schatten um Gräber und Grüfte bleich tappt durch die Stille des alten Kirchhofs zum Kreuz an der grauen Mauer der Tod, greift mit den weißen Knochenfingern der Linken die Spitze des schwarzen Kreuzes, greift mit den Knochen der Rechten den Rand der Mauer, schwingt sich mit klappernden Sprung hinauf, liegt langgestreckt auf den Steinen unter den zitternden Zweigen der alten Fliederbüsche und lauert dorfwärts.

Die blauen Blüten des Gebüsches erbleichen fröstelnd.

Der gelbe Mond steigt, und die Sterne erscheinen. Im Dorf kräht verschlafen ein Hahn. Die Uhr im Kirchturm schlägt zehnmal. Im Lehrerhaus singt eine Geige ihr Abendlied. Die roten Lichter hinter den Fenstern der Bauernhäuser werden von müden Händen ausgelöscht.

Der Tod liegt langgestreckt unter den erblaßten Blüten der Fliederbüsche und lauert.

Zwei Menschen kommen vom Dorf; stehen im Licht der Sterne, kommen näher; stehen umschlungen, kommen näher; stehen und küssen sich, kommen näher. Der Tod auf der Mauer hatte seine Knochenfinger gespreizt, schließt jetzt die Krallen leise, langsam, mit unerbittlichem Griff; liegt aber unbewegt unter den zitternden Blütenzweigen der Fliederbüsche und lauert.

An der Mauer lehnt eine morsche Bank. Zu ihr kommen die beiden Menschen aus dem schlafenden Dorf, setzen sich, lassen die funkelnden Sterne des schweigsamen Himmels der Frühlingsnacht in ihren Augen widerleuchten.

»Du!« sagt der Mann. »Du!« antwortet das liebende Mädchen.

Du und du; o ewiges Gespräch! — O du schönes Leben!

Der Mond steigt. Die Uhr im Kirchturm schlägt elfmal. Ein leiser Wind weht über die dreizehn alten blühenden Fliederbüsche an der Kirchhofsmauer. Unter ihren Zweigen langgestreckt liegt der Tod, hebt sich unhörbar, daß der Schädel weiß im Schein des runden Mondes blinkt, spreizt wieder die Knochenfinger, schiebt sie an dürren Armknochen griffbereit aus den Blüten. Vom Mauerrand fällt eine schwarze Spinne. Die beiden Menschen auf der Bank halten sich eng umschlungen. Ihre Gesichter sind einander nahe. Mund findet zu Mund.

Trunkene Küsse in der Frühlingsnacht.

Da zuckt das Gerippe seine Krallen zurück, grinst mit blanken Zähnen: In dieser Lust die lieben Kinder stören? Springt klappernd von der grauen Mauer ab, rennt weiß über schwarze Schatten an Gräbern und Grüften, stolpert über welke Kränze und Tannenwurzeln, duckt sich hinter einen geborstenen Grabstein.

Die Zweige der alten Fliederbüsche schwanken. Eine schwere todberührte Blüte löst sich, fällt den Liebenden in den Schoß, als würde ihnen ein Glückwunsch dargebracht.

Unter den Sternen der Frühlingsnacht gehen die beiden zum Dorf zurück. Die Uhr im Kirchturm schlägt zwölfmal. An dem geborstenen Grabstein hockt der Tod im Mondschein und grinst. In die Büsche an der grauen Kirchhofsmauer fliegt eine Nachtigall, wiegt sich im Duft der Fliederblüten und singt:

O du schönes Leben!

Gottesfriede

Noch einmal möcht' ich stehen
Vorm Kapitol zur Nacht,
Atmend die Treppen gehen,
Wo Dea Roma wacht.

Sie faßt in ihre Rechte
Die Lanze ohne Fehl
Und schaut die Sternennächte
Hinüber zu Aurel.

Der Kaiser Aurel zu Pferde
Reitet als wie im Traum;
Mit segnender Gebärde
Grüßt er den Weltenraum.

Von Recht und hohen Ehren
Erklingt die Luft ringsum;
Völker und Zeiten mehren
Der stillen Stätte Ruhm.

Sooft die Sterne scheinen,
Seh' ich's durch Berg und Tal,
Und dennoch müßt' ich weinen,
Säh' ich es noch einmal.

Theodor Bohner

Die Speisung der Fünftausend

Von Wulf Rabe

An den Ufern des Galiläischen Meeres ist es. Ein Volksgewimmel bedeckt die kahlen Flächen und Hänge der Ufer. Eine Anzahl Boote liegen teils vor Anker, teils sind sie den Strand hinaufgezogen und umgestürzt, um als Schutz vor der Kälte der Nacht zu dienen.

Oben auf dem felsigen Ufer steht Jesus der Galiläer. Er hat bereits gesprochen; nun wollen ihn die Menschen um Rat fragen. In langen Reihen stehen sie hintereinander. Man hatte diese Ordnung eingeführt, um den Streit zwischen den Wartenden zu verhindern. Auch war es den Bittsuchenden so ermöglicht, ihre Anliegen vorzutragen, ohne daß andre Mitwisser ihrer Geheimnisse wurden.

Und denen, die sich ein seelisches Gut wünschen, die das Ziel einer Entwicklung des Menschen zum Gotte hin bereits ahnen, denen, die nicht mit denselben Fehlern und Lastern wiedergeboren sein wollen, gibt Jesus von der Kraft, die von ihm ausströmt, sonnengleich, wärmend und Vertrauen einflößend.

Still und nachdenklich gehen die Menschen ihrer Wege, sie, die vorher gierig und unruhig zugleich ihm zustrebten, um den Begriff des Wunders zu erfahren. Zum mindesten eins hat sie auf kürzere oder längere Zeit verlassen: die Gier nach Erwerb und die Sucht, andre zu übervorteilen und auszunutzen.

Es offenbart sich ihnen, daß in der Zukunft ausgebeutet werden wird, wer andre auszubeuten sucht. Ein ernster Hauch ist auf ihr triebhaftes Tun gefallen. Ein erster Gedanke hat sich mit der Folge der Tat beschäftigt. Das, was man damals das Karma nannte — das Verständnis vom Ausgleich aller Taten —, nähert sich der Seele.

Eine Gruppe von Menschen hält sich hämisch lächelnd zurück: »Sagt ihm doch, er solle Gold oder Edelsteine wachsen lassen,« rufen sie einem der Jünger entgegen, der sich dem Hügel nähert, wo diese kostbar gekleideten Menschen stehen.

»Gold und Edelsteine wachsen im Inneren der Menschen, wenn Gottes Wort sie erreicht,« gibt der Jünger zur Antwort. »Wißt ihr denn nicht, daß seine Schüler allen Besitz von sich ablegen mußten?« — Außer Judas, fügte er in Gedanken hinzu. Es ist doch merkwürdig, daß sich Judas nicht entschließen kann, seinen Besitz aufzugeben. Noch haben wir immer so viel erhalten, als wir brauchten. Doch er fürchtet die Not. Darum kann er sich von seinem Gut nicht trennen.

»Man wird euch Volksverführern schon noch den Prozeß machen.« klingt die harte Stimme eines Pharisäers hinter ihm her.

Der Jünger wußte, daß dieser Ruf bitter ernst gemeint sei. Aber eine weiche, geistige Hülle schützte ihn davor, Angst und Sorge zu empfinden. Es ist dieselbe geistige Hülle, die heute noch die Kinder bis zum vierzehnten Jahre umgibt.

Krischnavadura nennen die Inder diese Hülle. Die Sonnenhülle sollte der Deutsche sie nennen. Mit dem zwölften, dreizehnten, vierzehnten Jahre fällt sie vom Menschen ab.

Manchmal wird sie schon früher gewaltsam zerrissen; dann fügt sie sich wieder zusammen durch die waltenden Kräfte höherer geistiger Wesenheiten. Auch von den gestorbenen Kinderseelen bleiben die Hüllen erhalten. Wer sie sich dienstbar machen will, dem können sie umgetan werden. Sie geben dem Menschen das Vertrauen und die Sicherheit des Kindes zurück. Wehe aber, wer ein solches Geschenk mutwillig zerreißt, um menschlichen Lüsten zu frönen! Viel würde er vernichten durch eine solche Tat. Und in unendlich langen Zeiträumen kann die Zerstörung nicht wieder gutgemacht werden. Darum prüft euren guten Willen, ihr Menschen, ehe ihr vom Christus die Hülle euch erbittet, die nur ein reines Kind unbeschadet tragen darf, ein Kind, das es vermag, eine verletzende Gebärde, ein häßliches Wort von sich abgleiten zu lassen, so daß es in den tiefsten Seelentiefen unberührt davon bleibt.

Jener Apostel trug als Mann die geistige Schale der Jugend. So nur konnte er ein Jünger Christi sein. Und so nur vermochte er, wie durch einen Schleier sehend, die Motive wahrzunehmen, aus denen heraus die Menschen zu ihm sprachen, ohne vor den grauenvollen Zerrbildern zu erschrecken, die ihm nun hellsichtig erschienen.

Der Jünger wandte sich dem Christus Jesus wieder zu.

Einige andre Anhänger umstanden ihn und wiesen darauf hin, daß die Menge der fanatisch Wundergläubigen ausgezogen sei in die Einsamkeit, ohne an die notwendigen Nahrungsmittel zu denken.

Ein Jünger zeigte, was für sie selber übriggeblieben sei: einige Stücke gerösteten harten Brotes und einige kleine getrocknete Fische, die man im siedenden Wasser von ihrer Salzkruste befreit, ehe man sie genießen kann. Alles in allem so viel, daß ein Mann kaum davon satt werden konnte. Die nächste Ortschaft lag wohl fünfzehn Kilometer ab. Es waren ein paar baufällige Lehmhütten. Nahrung war dort gewiß nicht zu erhalten. Ganz ausgeschlossen war es, daß die vielen schwächlichen Männer, Frauen und Kinder sich bis zum nächsten, wohl zwei Tagemärsche entfernten Handelsplatz durchbrachten.

Vielen sah man den Hunger schon an. Sie

würden sich nun nicht mehr weit schleppen können, nachdem sie vorher tagelang wahre Wunder an Marschleistungen vollbracht hatten, um in der Nähe jenes Menschen zu sein, um den herum all die törichten und verzweifelten Gedanken schweigen mußten, während ein bis dahin unbekanntes Vertrauen in die Zukunft die Brust schwellen machte.

Man hungerte und man litt. Aber man schaute zu jenem hin, der jedem unter den vielen eine körperliche Kraft oder einen geistigen Trost gereicht hatte.

Der Morgen des dritten Tages dämmerte über der Landschaft empor und ließ den See wie schwarzes Glas erspiegeln.

Viele unter den Menschen, die eine vor Hunger schlaflos gewordene Nacht im Freien verbracht hatten, weinten still vor sich hin.

Im allgemeinen war unter den Galiläern wenig robuste Willenskraft zu finden und wenig seelische Widerstandskraft, um Schmerzen zu ertragen. Aber stärker als die Sorge um das Brot erfühlten jene Menschen die Nähe des Heilands.

Sie fühlten auch, wie sich neben der körperlichen eine geistige Welt öffnete, die zu betrachten ein unsägliches Wohlgefallen in sich schloß, so daß keinerlei Entschluß in ihnen auftauchte, fortzuwandern und den brennenden Hunger zu stillen.

Man wartete, sei es auf den Tod, sei es auf das wundervolle neue Leben, das zu genießen man vorläufig noch durch den irdischen Leib behindert war. Man wußte von einer geistigen Welt, von Mächten, die das All durchwallten und durchwogten, von lichthaften Kräften, die einem die Gewißheit gaben, daß der Mensch nicht nur aus dem Körper bestehe.

Und dann richteten die Jünger den Blick auf den Meister und erkannten ihrerseits, daß lichtblaue Strömungen den Jesuskörper umgaben und durchdrangen, daß aber hinter diesen blauen Strömungen noch ein ganz weißes Licht von ungeheurer Helligkeit verborgen sein mußte, denn weiße Strahlen strömten aus der Aura des Jesus in die Unendlichkeit hinein.

Der Morgen des dritten Tages dämmerte. Die Pharisäer waren noch nicht fortgegangen.

Ihre langen Karawanen mit Lebensmitteln mußten in einiger Entfernung ein Lager aufgeschlagen haben, denn die Diener eilten geschäftig hin und her und bereiteten ihren Herren die denkbar auserlesensten Gerichte.

Einer Laune des reichsten jener Kaufleute zufolge warteten diese Karawanen, welche Lebensmittel nach den verschiedensten Orten bringen sollten. Denn diese Männer wollten Zeuge sein, wie ein tollgewordener Volkshaufe elend in der Wüste zugrunde ging. Sie wollten sich laben an dem seltenen Schauspiel, eine große Menge Menschen zu schwach zu sehen, um sich auf die nahen Reichtümer zu stürzen. Sie wollten lachen, wenn jene sich anschicken sollten, Nahrungsmittel von ihnen zu fordern. Ihr Troß war zahlreich genug, um sich der geschwächten Menge zu erwehren.

Und wenn der Hunger sich zum Wahnsinn gesteigert haben würde, dann sollten die Karawanen im langen Zuge, die kostbar verzierten Kamele mit den Baldachinen voran, an der Menge vorbeiziehen. Die Schmerzen der Verzweifelten sollten ihnen ein ergötzliches Schauspiel werden.

So wünschte es sich namentlich der Reichste von ihnen, ein aus Rom stammender Jude, von dessen Luxus und Grausamkeit man sich weithin erzählte. Er hatte so manches Schauspiel für das römische Volk hergerichtet und den Dank des Kaisers dafür geerntet. Er wollte auch diesmal mit der Nachricht von einem Abenteuer nach Rom und zum Kaiser zurückkommen, das seinesgleichen nicht hatte.

Voll grimmigen Stolzes lächelte der Römer in sich hinein, nun er daran dachte, wie sehr man seine eiserne Beherrschtheit bei der Durchführung dieses Abenteuers bewundern würde.

Er sah sich von den öffentlichen Lobrednern ausgerufen und hörte bereits, wie dieses tollkühne Stück menschlicher Grausamkeit in klingenden lateinischen Versen der sensationslüsternen Menge verkündet wurde. Und er pries sein Glück, das ihn veranlaßt hatte, auf seinem Zuge innezuhalten, um sich den neuen Messias etwas näher anzusehen und seinem Herrn in Rom auch von diesem Wundermenschen zu berichten.

Nun ergab sich gar, daß jener die Menschen herausgelockt hatte, um sie in der Einöde Hungers sterben zu lassen.

Der Römer brach in ein scharfes Gelächter aus, als ihm einfiel, daß er von einem ähnlichen Fall in Thrazien gehört hatte, wo auch ein Wunderprediger mit vielen Anhängern in die Einöde gezogen war, um dort elendiglich Hungers zu sterben.

Er malte sich die wütenden Vorwürfe der Menschen gegeneinander aus, ihre Lebhaftigkeit vor dem beginnenden Wahnsinn und ihre Tänze, um den Hunger zu betäuben. Dann stellte er sich vor, wie das große Feld mit den erschöpft Zusammengebrochenen aussehen möchte, und wie Hund und Schakal mit heiserem Geheul ihr Kommen ankündigten.

Eine herrliche Gelegenheit, um bei den Gastmählern des Kaisers mit aufsehenerregenden Schilderungen zu glänzen. — — — — — —

Der Abend des dritten Tages war hereingebrochen, und der Morgen des vierten Tages begann zu dämmern.

Da hielt es den Römer nicht länger. Er ließ sein Pferd satteln und ritt zwischen den erschöpft ruhenden Menschen umher, einem

jeden aufmerksam ins Gesicht schauend, ob noch keine Spuren eines beginnenden Wahnsinns zu bemerken seien.

Und wirklich schauten ihn die Menschen so sonderbar an, mit so ernsten, glänzenden Augen, daß er glaubte, die Zeit des Zusammenbruchs sei gekommen.

Ein angenehm kitzelndes Frösteln lief ihm den Rücken herab. Er fühlte, wie sich die Ereignisse zuspitzten, und genoß das Spielen mit einer nahen Gefahr, der er sicher Herr zu werden glaubte.

Ein feiner, ferner Nebel hatte sich plötzlich verzogen. Blutrot schien der mächtige Sonnenball über dem fernen Horizont. —

Da erhob sich vor ihm die Gestalt des Wunderrabbi.

Schweigend und mit langsamem Schritt sah er den Menschen, um den die andern in die Wüste gezogen waren, durch die Reihen der lagernden Menschen schreiten.

Ein Blick, ein Gruß aus seinen Augen genügte, um die Menge, die ihn anstarrte, zu beruhigen. Eine Mutter mit einem kleinen Kinde tröstete er mit dem Worte: »Bald!« Das Weinen des Kleinen verstummte. Die Mutter sandte ihm einen dankbaren, vertrauensvollen Blick.

Der Römer war vom Pferde gestiegen und führte es am Zügel hinter dem Jesus her.

Ein dumpfes Staunen bemächtigte sich seiner. Die unerschütterliche Ruhe des Volkes bedrückte ihn. War es möglich, daß diese Menschen keinen Hunger mehr empfanden? Was verursachte die große Vertrauensseligkeit, die über der Menge lag? Er grübelte über dem Unbegreiflichen und vergaß, daß ein Größerer vor ihm herschritt.

Und dann hob er plötzlich den Blick und sah wie gebannt in die tiefen, ernsten Augen des Nazareners, deren Farbe unergründlich war wie die Farbe des Galiläischen Meeres, ehe die Sonne ihren Glutball in den dunklen Fluten erspiegelt.

Er zuckte zusammen. Und dann tat er, was er so oft mit spöttisch staunendem Auge bei den andern Menschen beobachtet hatte. Er senkte vor dem ernsten, milden Blick jener den Schmerz einer ganzen Welt aussprechenden Augen das Haupt. Er beugte wie unbewußt seiner selbst das Knie und küßte den Mantelsaum des Jesus. Es durchfuhr sein Gehirn, ob die andern ihn, den stolzen Römer, nun höhnen würden.

Aber keiner von ihnen schien etwas andres erwartet zu haben.

Und der kostbar gekleidete Römer erhob sich demütig und sprach nur das eine, einzige Wort: »Herr!«

Milde sah Jesus ihn an. »Die Menschen mußten dreieinhalb Tage fasten, damit sie ihre Gedanken vom Irdischen ein wenig loslösen konnten. Die Zeit ist vorüber, und die Menge hungert.«

Da führte der Römer wortlos sein Pferd heraus aus der Nähe der gedrängt lagernden Menschen. Er bestieg es, ohne sich den Zaum halten zu lassen, und jagte zu seinen Genossen zurück. Bald darauf hörte man den Lärm des sich rüstenden Trosses.

In weitem Halbkreise wurden die vielen Tiere um die harrende Volksmenge herum gelagert.

Speise und Trank wurden verteilt und Brot auf großen heißgemachten Steinen geröstet.

Die mächtige Gestalt des Römers sah man von Trupp zu Trupp reitend. In schnellem Übersehen traf er die Anordnungen, die nötig waren, damit das Heer seiner Angestellten auch praktisch und willig dem Notwendigen sich fügte.

Als der Nachmittag sich neigte, sammelte man in schnell geflochtenen Körben die übriggebliebenen Brote und verteilte sie unter die Schwächeren der zusammengeströmten Scharen.

So endete die Speisung der Fünftausend.

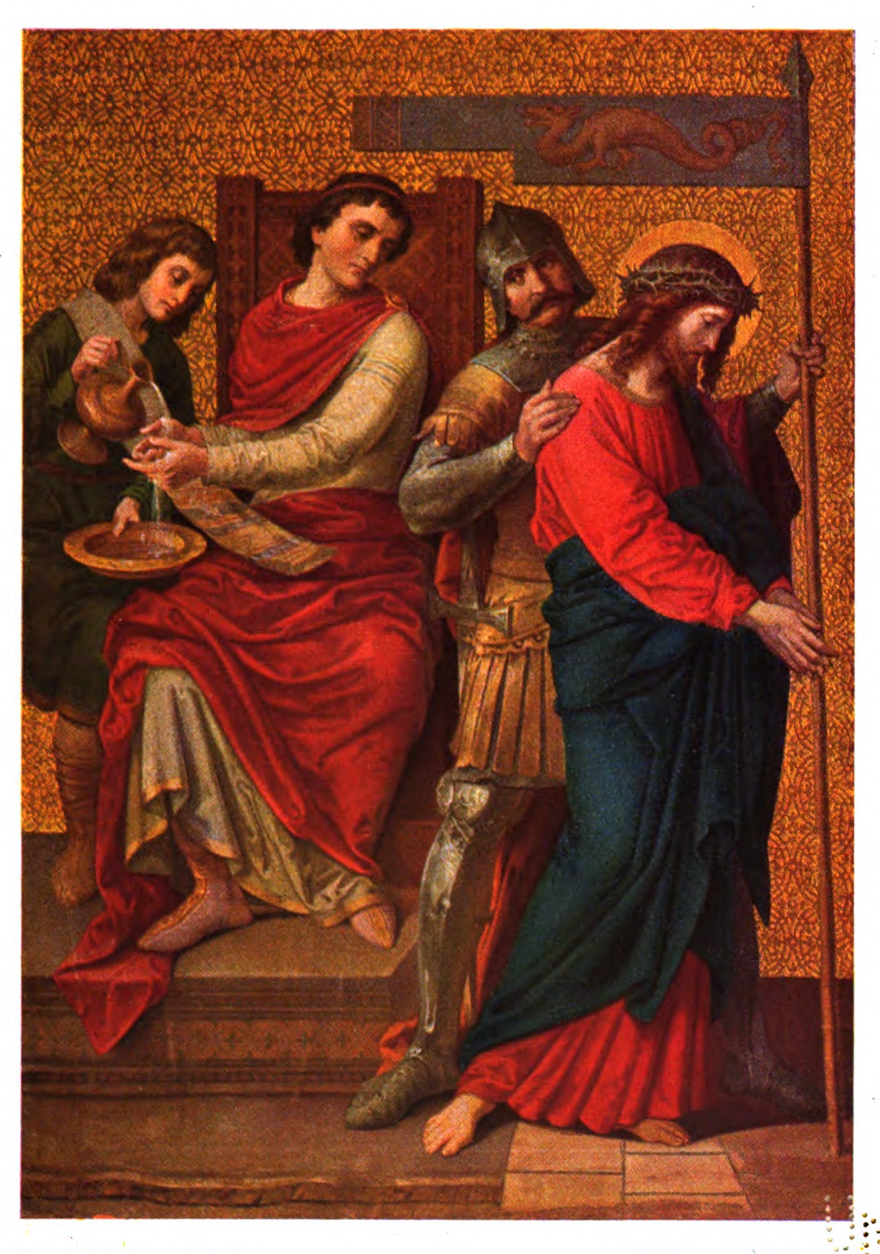
König und Bettelmann zugleich

Ich brech' die schönste Rose heut
Und weiß doch, daß mich's morgen reut,
Und füllst du mir die Hand mit Gold,
So freut mich's, wie's von dannen rollt —
Was bin ich arm, was bin ich reich:
König und Bettelmann zugleich!

Ja, seht nur meine Krone an,
Ist gar ein Narrenglöcklein dran,
Das läutet bei Tag und läutet bei Nacht
Und hat den Narren zum König gemacht.
Was bin ich arm, was bin ich reich!
Ein König und ein Narr zugleich!

Ich lieb' mein armes Vaterland
In Zorn und Not ob seiner Schand',
Und möchte doch in Scham und Pein
Ein Deutscher und nichts andres sein.
Was bin ich arm, was bin ich reich,
König und Bettelmann zugleich!

Georg Schmückle



Joh. Schraudolph: Christus vor Pilatus

Dramatische Rundschau

Carl Hauptmann: »Der abtrünnige Zar« — Franz Werfel: »Schweiger« — Leonid Andrejew: »Professor Storizyn« — A. Ch. Swinburne: »Chastelard« — Bernard Shaw: »Pygmalion« — Eugene O'Neill: »Anna Christie« — X. & Y.: »Joi-Ju« — »Minna von Barnhelm« im Staatlichen Schauspielhaus — Das junge christlich-deutsche Drama der Gegenwart — Drama und Bühne

Die Streitfrage, welcher von den beiden Brüdern Hauptmann der bedeutendere sei, Carl, der ältere, oder Gerhart, der jüngere, will auch nach Carls Tode nicht zur Ruhe kommen. Manchmal hat es sogar den Anschein, als solle sich die ästhetische Meinungsverschiedenheit zur Gesinnungskontroverse auswachsen, wie vor hundertfünfzig Jahren zwischen den Anhängern des Vulkanismus und des Neptunismus. Auf Gerhart schwören alle die, denen in künstlerischen Dingen die sinnliche Gestaltungskraft das Entscheidende ist; Carl dagegen wird überall dort auf den Schild gehoben, wo man den Wert eines Dichters nach der Phantasie und den geistigen Absichten mißt. Durch den Umstand, daß in Gerharts Produktion um seinen sechzigsten Geburtstag herum ein offensichtlicher Stillstand eingetreten ist — sein jüngstes Werk, die Erzählung »Phantom«, hat schwerlich Kraft genug, diese Annahme zu widerlegen —, während aus Carls Nachlaß manches bisher totgeglaubte Werk jetzt erst zum Leben erwacht, wird der Streit nur noch verschärft. Auch Pietät und Widerspruchsgeist, die so häufig Hand in Hand gehen, mischen sich hinein: an Gerhart, heißt es nicht mit Unrecht, habe die Mitwelt von frühauf reichlich ihre Schuldigkeit getan, an Carl bleibe der Nachwelt noch vieles wieder gutzumachen, was bei seinen Lebzeiten versäumt worden sei.

Wer möchte diesen frommen Absichten ausgleichender Gerechtigkeit ohne Not in den Arm fallen? Jeder, dem der lange in den Schatten gedrängte ältere Hauptmann einmal begegnet ist, bewahrt von ihm den Eindruck einer hochstrebenden Persönlichkeit, der gerade das reichlich gegeben war, was dem jüngeren versagt geblieben ist: ein philosophisch begründetes und geschultes Denkertum und eine üppig blühende, aus dem eignen Selbst schöpfende Einbildungskraft. Auch finden sich in Carls Werken, je eifriger man darin forscht, desto mehr Zeugnisse einer fast prophetischen Zeitverbundenheit, die mit eindringlicheren Zungen zu reden scheinen als die letzten, von verwandtem Geist erfüllten Dichtungen seines noch lebenden Bruders.

In dem allen steckt ein gut Teil Wahrheit. Und doch hieße es das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man Gerharts Ruhm stürzen, um statt seiner den des Bruders auf den Thron zu setzen. Wir müßten schlechtweg vergessen, daß Kunst von Können kommt, und daß sich ein Kunstwerk erst in seiner sinnlichen Erscheinung vollendet, wollten wir bei der Abschätzung der brüderlichen Leistungen allein nach der Höhe des geistigen Zielpunktes und nicht auch nach dem Ausdrucks- und Gestaltungsvermögen fragen. Tun wir dies aber, so wird sich bei Carl Hauptmann immer wieder der Nebel des Dilettantismus vor das Licht der Sonne drängen.

So auch in der dramatischen Legende »Der abtrünnige Zar«, an deren Aufführung sich zu Beginn der Spielzeit die neue Direktion der Berliner Volksbühne am Bülowplatz (Fritz Holl) versuchte. Auch das ist zweifellos eine groß gedachte und kühn angelegte Dichtung (Buchverlag E. P. Tal & Ko., Leipzig und Wien). Krieg und Sieg haben den »eisernen Zaren« so hoch über alles Menschenvolk erhoben, daß er für seine Person fast götzendienerische Verehrung genießt. Aber ihn friert in der kalten Höhe seiner Einsamkeit; Gewissensangst und Schwermut sind seine einzigen Gäste. Und der Zweifel fängt an in ihm zu bohren: Was bist du? — und das Echo der Selbsterkenntnis antwortet: Ein Nichts, ein Lug- und Trugbild, ein Zerstörer und Verheerer der Menschenseelen. Flucht scheint ihm die einzige Rettung, Flucht aus der verstiegenen Höhe der zäsarischen Gottähnlichkeit zurück zum Mutterboden der Natur und Menschlichkeit. So wird der eiserne Zar zum Abtrünnigen an der Idee der Macht und Gewalt, indem er sich als Bettler und Büßer in die Einöde verbirgt. Für das Volk freilich, das zu sehr an die Knute gewöhnt war, um sie so plötzlich entbehren zu können, hat sich nur der Träger des Idols gewandelt: statt vor dem seinen Augen entrückten Zaren liegt es nun vor dem großsprecherischen, gleißenden und schwertrasselnden Ritter Bava auf den Knien, und diese Tyrannei ist fast noch gewalttätiger als die des Eisernen. Das Gerücht davon bringt schließlich auch in die Einsamkeit des Entthronten. Sein Gewissen gönnt ihm nicht länger Ruhe, in nackter Bettlergestalt, nur mit unsäglicher Verachtung und glühendem Zorn gewappnet, macht er sich auf, den »glänzenden Pfauhahn«, der eben den Thron besteigen will, zu töten. Aber der Gewaltwille haftet nicht mehr bei ihm. Ist ihm doch in den Tiefen seines Volkes, unter den Landstreichern und Bettlern, das göttliche Antlitz der Demut begegnet, die alle Gewalt verschmäht und nur noch Friede und Versöhnung kennt. Da stößt er den Dolch statt in die Kehle des Tyrannen in seine eigne Hand und nagelt sie zum Zeichen des Verzichtes an das Kreuz des Erlösers, das ihn noch rechtzeitig an das Evangelium der Menschenliebe gemahnt hat. Und diese Botschaft verkündet er, auch er zugleich ein Ge-

kreuzigter und ein siegreicher Überwinder, nun dem Volke, der ganzen Menschheit: »Seid frei! Erhebt jetzt frei eure Menschenhäupter!«

Des Dichters Phantasie hat nicht versäumt, diese Haupthandlung durch eine ihrem Sinn parallel laufende Nebenhandlung, die Wandlung eines gewalttätigen Rebellen in einen friedfertigen Dulder, zu stützen und sie mit romantischen oder auch mystischen Märchenmotiven bunt zu umranken. Aus dem allen aber ist nicht einmal eine dichterische Einheit, geschweige denn ein straffes, zielstrebiges Drama geworden. Die sechs Bilder stehen ohne inneres Band hart und trocken nebeneinander; keine Figur hat eignes Leben, alle sind sie nur mechanische Schalltrichter für das, was ihnen der Dichter von der Walze seiner Gedanken und Reflexionen gerade zuerteilt hat, und über dem Ganzen liegt ein so ungewisses Flimmerlicht, daß sich jede Erscheinung und Absicht verzerrt. Was Schiller in seiner Abhandlung »Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen« vom Dilettanten gesagt hat: er nehme das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche und das Sinnlose für das Übersinnliche, hier wird es bestätigt.

Wie Carl Hauptmann in seinem ort- und zeitlosen Legendenspiel, so zielt auch Franz Werfel mit seinem jüngsten Drama »Schweiger«, in dem sich Mystizismus, Spiritismus, Sozialismus und Nationalismus zu einem Pfeilschaft vereinigen, auf den siechen Leib der Gegenwart. Nicht zum erstenmal treffen wir den Dichter auf diesem Pfad. Schon sein Erlösungsdrama vom »Spiegelmenschen« suchte den Geistigen von heute zu zeichnen, mit all seiner Zerrissenheit, all seiner ruhlosen, verzweifelten Sehnsucht, einen Ausweg aus dem Labyrinth dieses Daseins zu finden, und in Werfels jüngstem Gedichtbuch »Beschwörungen« (München, Kurt Wolff) stehen die geheimnisschweren Verse:

Wer den »Augenblick« kennt,
Den die Dämonenwelt
»Blauer Blitz« nennt
Und »Riß in Gottes Leichenhemd«,
Sein Aug' ist für immer vergrellt.
Sein Herzschlag läuft fremd
Neben ihm wie ein Hund.
Bis auf den Wurzelgrund
Ungeduldig muß er sein Hier-Sein zerstören,
Dem unerträglichen Nu ganz zu gehören ...

Franz Schweiger, der still in sich verkapselte Uhrmachermeister, der innerlich beglückte Gatte seiner mädchenhaft scheuen jungen Frau, der von den Leisen ehrfurchtsvoll geliebte, von den Lauten hitzig umworbene, bürgerlich angesehene und geistig bedeutende Mann, er ist nicht das, was er scheint. Bevor er seine neue Existenz gründete, hat er in einem düsteren Wahnanfall oder unter dem heimtückischen Stachel des Bösen, der irgendwo in einem dunklen Winkel auf uns alle lauert, in eine Schar friedlicher Schulkinder geschossen. Dann sank er für zwei Jahre aufs Krankenlager, und während der völligen Bewußtlosigkeit, die ihn da umfangen hielt, flößte ihm ein Nervenarzt mit dem die Vergangenheit auslöschenden Vergessenheitstrank ein neues gereinigtes Dasein ein. Seitdem liegt eine Aura des Geheimnisvollen, des Bannenden und Berückenden, aber auch des Fremdartigen und Entfernenden um ihn, die alle in seiner Umgebung fühlen, die ihn selbst manchmal ins Ungewisse und Irre lockt. Die Liebe, die unbedingte, rückhaltlose Hingabe seines Weibes könnte wohl auch diese letzten Schatten zerstreuen; aber das Kind, das er sich von der Geliebten ersehnt, bleibt aus, weil jene trübe Scheidewand zwischen den Eheleuten steht. Vielleicht würde die völlige Heilung auch von der herzhaften Beteiligung an der Politik des Tages kommen, in die ein paar aufgeregte Sozialisten ihn, den »geborenen Führer«, hineinreißen möchten. Da aber tritt wieder der Arzt, sein Retter, vor ihn hin, weckt die alte unselige Erinnerung und fordert — in seiner »völkischen« Parteiwut mehr Gesinnungsscharlatan als Heilkünstler — für die Dauerkraft der Genesung den Verzicht auf die den »Genossen« Schweiger zugedachte politische Rolle. Damit nicht genug: dieser bis zur Karikatur seines Standes verzerrte Psychopath ist auch roh genug, der jungen Frau, die nun wirklich das lange vergeblich ersehnte Kind unterm Herzen trägt, den Vergangenheitsfluch ihres Mannes aufzudecken und sie damit aus dem Hause zu scheuchen. Schweiger selbst bricht verzweifelt zusammen oder will sich nun doch — hier liegt Dunkel auch über der Handlung — der Parteipolitik in die Arme werfen. Da verschafft ihm ein Schiffsunglück, bei dem er unter höchster Lebensgefahr eine Anzahl Kinder rettet, Sühnung für sein altes Verbrechen. Noch einmal, scheint es, will sich über den »guten Menschen« die Gnade des Lebens erbarmen. Als dann aber die zurückkehrende Frau ihrem Manne beichtet, daß sie aus Grauen vor dem Schicksal sich das Kind habe nehmen lassen, steigen die alten Gespenster wieder auf: Schweiger-Forster will abermals auf die ihrem Lebensretter huldigenden Kinder schießen, stürzt sich dann aber vor dem Schuß aus dem Fenster und stirbt in den Armen des Priesters, der diesen Fall längst als eine Anfechtung des »Bösen« ausgelegt hat, von der nur die Kirche lösen und heilen könne.

Das Stück ist gewiß nicht arm an Unklarheiten, psychologischen Widersprüchen (vornehmlich im Verhalten der Frau), krassen Bühneneffekten und gesuchten Gruseligkeiten, aber nichts davon kann das beglückende Grundgefühl in uns

zerstören, einmal wieder bei einem Dichter, einem Herzenspförtner und Seelenkünder zu Gaste zu sein. Fast jeder Satz ist in seinem Lebensgehalt und seinem sprachlichen Ausdruck ein Labsal; und wovor uns sonst schaudert oder ekelt, wenn unreife, vorwitzige oder sensationsgierige »Geister« uns an die Hand nehmen, hier betreten wir sie gern, die schwanke Brücke zu der »heimlichen Welt«, dem eigentlichen Geburtsland dieses dreiaktigen Schauspiels. Denn sie führt, namentlich im ersten Akt, vor innerste Menschlichkeiten und vor Geheimnisse unsers Seelenlebens, um die zu werben weder Kopf noch Herz müde werden darf. Dann freilich verirrt sich der Dichter mehr und mehr in die Krankheitsgeschichte eines einzelnen »Falles«, der nur noch pathologisch interessiert und außerdem durch das gallige Zerrbild des Arztes entstellt wird. Möglich, daß es einem weniger nervös-zappligen Darsteller, als **Ernst Deutsch** im Königgrätzer Theater es ist, beschieden sein könnte, die verschleierte Seelengröße, die der nüchternen Wirklichkeit entrückte Erhabenheit des Doppellebigen glaubhaft und anschaulich zu machen. Damit erst würde dem Amphibienstil der Dichtung zu seinem Rechte verholfen und ihre transparente Problematik erhellt sein.

Kaum weniger seltsam als bei Werfel diesseitige und jenseitige »Erscheinungen« mischen sich in **Leonid Andrejews** Schauspiel »**Professor Storizyn**« russisch-lyrische und französisch-theatralische Elemente. Ein weltfremder, ganz seinen Idealen der Reinheit, Güte und Schönheit nachhängender Gelehrter sieht sich plötzlich, als ihm endlich ein befreundeter Arzt die Augen für die Wirklichkeit öffnet, in ein Netz häuslichen Betruges, bürgerlichen Verfalls und sittlicher Verächtlichkeit versponnen. Er könnte sich aus dem Schiffbruch wohl auf eine stille Insel selbsteignen Glücks retten, wenn er die Hand der Liebe ergriffe, die ihm eine junge seelenverwandte Schülerin entgegenstreckt. Aber die slawische Schicksalsergebenheit, sie, die so schwer vom müden, weichlichen Gehenlassen des Nitschewo zu unterscheiden ist, verwehrt es ihm, und ein inneres, aus seelischer Vornehmheit geborenes Schuldbewußtsein treibt ihn sogar zu einem Akt echt russischer Selbstbemütigung, wie ihn Tolstoj so machtvoll im fünften Akt seiner »Macht der Finsternis« geschildert hat; nur daß es dort die ganze »rechtschaffene Gemeinde« der Hochzeitsgäste ist, vor der sich Nikita auf die Knie wirft, während Storizyn sich unter vier Augen vor seinem jüngsten Sohne, einem frühverdorbenen Taugenichts, zum Säufer erniedrigt, um die Wollust der Erbärmlichkeit auszukosten. Wie ein geduldiges Schlachtopfer geht der Herzkranke dann auch seinem Tode entgegen, ohne noch einen Finger gegen sein Schicksal zu rühren. Bliebe der Vierakter auf dies passive Charakterbild eines vom Leben betrogenen Gemüts- und Geistesmenschen beschränkt, so könnten wir uns in die enge, aber durch und durch lebenswahre Welt Tschechows versetzt fühlen, und auch die Gestalt des halb zynischen, halb melancholischen Stabsarztes, ein immer wiederkehrender Typus der neuen russischen Dramatik, würde gut dazu stimmen. Nun aber wird durch den plumpbrutalen Liebhaber der Frau ein so kulissenreißerisches Gepolter auf die Szene getragen, daß die sanfteren Melodien unter den schreienden Dissonanzen ersticken. Wieder, wie schon mehrmals, bietet Andrejew uns hier den wenig erfreulichen Anblick einer ursprünglich echten und feinen russischen Begabung, die nicht unverführt durch die Gassen französischer Boulevardtheatralik gegangen ist. Nur den Herzenstönen eines so innerlich deutschen Künstlers wie **Friedrich Kayßler** gelingt es, der Aufführung des Residenztheaters etwas von der kindlich reinen Menschengüte zu retten, die ihn offenbar zu dieser Rolle und diesem Stück gezogen hat.

Man sieht, trotz unsrer politischen Bedrängnis und der bitteren Not unsrer heimischen Bühnenschriftsteller sind wir Deutsche, unverbesserlich heut wie gestern, schon wieder munter dabei, unsre Theater zu einem Stapelplatz der Weltdramatik zu machen. Unsre Vorliebe für die Russen mag durch eine gewisse häuslich-intime Stimmungsverwandtschaft und mehr noch durch den Gewissensernst erklärt werden, der sich bei ihnen oft mehr quälend als erhebend, aber immer eindringlich meldet; was uns aber jetzt, zwanzig Jahre nach der flüchtigen Renaissance der Neuromantik, zu dem Engländer **Algernon Charles Swinburne** treibt, zu einem Dichter, dem es in seinem Vaterlande nie vergönnt war, dramatische Lorbeeren zu pflücken, wird ewig ein Rätsel bleiben. Jedenfalls hat auch die Aufführung seines fünfaktigen Trauerspiels »**Chastelard**« in den Kammerspielen — nach der meisterhaften Übersetzung von **Walther Unus** (Berlin, Concordia) — nur von neuem bewiesen, daß wir es hier wohl mit einem glänzenden Lyriker und Verskünstler zu tun haben, nicht aber mit einem das Instrument der Bühne beherrschenden Dramatiker. »Chastelard« ist der erste Teil einer weit ausholenden Maria-Stuart-Trilogie. Glaubte doch Swinburne im Gegensatz zu Schiller, der sich wohlweislich damit begnügte, den Schlußakt dieser Tragödie zu schreiben, die Liebesirrungen der unglücklichen Schottenkönigin in ihres Fadens ganzer Länge abspinnen zu müssen. Schon dieser erste Teil aber, der kürzeste von den dreien, bringt uns mit dem betäubenden Wohlklang seiner Verse, seinen üppigen Bildern und zahlreich eingestreuten schmelzenden Troubadourweisen bald zur

Ermüdung. Kaum daß hinter dem weitfaltigen, schleppenden Vorhang der schönen Worte die aus zügelloser Sinnlichkeit und kalter Herzlosigkeit gemischte Tragik der Maria Tudor recht zur Erscheinung, geschweige denn zur dramatischen Entwicklung kommt. So wie sie zu Anfang vor uns hintritt, zur Liebe reizend, leichtsinnig, grausam, blutdürstig, an Abgründen vorübertänzelnd wie ihre frühorientalische Schwester Salome, so schreitet sie durch das ganze Stück. Mochte sich Maria Fein mit noch so viel tragischer Inbrunst der süßen Sünderin annehmen, uns ließ dies Blasebalgfeuer kühl bis ans Herz hinan. Und Chastelard, der zärtlich verzückte Liebhaber, der Marias Verderbtheit kennt und doch nicht von ihr lassen kann, den sie aufs Schafott führen und wider bessere Absicht köpfen läßt, nur weil ihren unersättlichen Liebeshunger im entscheidenden Augenblick in Bothwell ein neuer Köder lockt? Walther Jansen gab ihm all die pathetische Schönrednerei und schwüle Sinnlichkeit, die Swinburne selbst, ein glühender Bewunderer Baudelaires und Victor Hugos, während seiner Jugendjahre in Frankreich aus den »Fleurs du mal« und den »Feuilles d'automne« gesogen hat, aber dadurch wurde uns diese Strohpuppe weibischer Unmännlichkeit eher noch widerlicher. Es ist schon ein ganz gesundes Gefühl, das die Engländer veranlaßt, diesem »fleischlichen« Dichter aus dem Wege zu gehen, so sehr sie seine Sprachkunst auch bewundern mögen.

Nach Swinburnes entnervender Erotik wirkt ein Stück von Bernard Shaw, dem unerbittlichen Kritiker der romantischen Weltanschauung, dem kühlen Apostel des gesunden Menschenverstandes, erquickend wie ein kaltes Brausebad. Dabei gehört der »Pygmalion«, den letzthin das Deutsche Theater wieder aufnahm, nicht einmal zu seinen älteren Stücken, den unpleasant plays, sondern zu den neueren »gefälligen« und kommt dem Behaglichkeitsbedürfnis des lieben Publikums fast bis zur Schmeichelei entgegen. Ein Professor der Phonetik wettet, daß er ein verlottertes Blumenmädchen, ein Kind der Gasse mit einem schauderhaften Kauderwelsch, innerhalb dreier Monate durch Sprechunterricht und Anstandslehre so »bändigen« werde, daß es als »Herzogin« ohne Anstoß die fashionabelste Garden-Party mitmachen könne. Er gewinnt seine Wette; Eliza Doolittle, das Geschöpf seiner gesellschaftlichen Dressurkunst, besteht die Probe. Aber ist er deshalb schon Sieger? Eliza, gewappnet mit dem gesunden Menschenverstand und dem resoluten Mutterwitz, den Shaw den Leuten der unteren Stände mitzugeben pflegt, belehrt ihn gründlich eines andern. Sie ist nämlich, wie es so geht, wenn Menschen dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen wollen, in ihrer Erziehung keineswegs da stehengeblieben, wo Mr. Higgins und sein Freund, der Indologe Oberst Pickering, es sich dachten. Mit der Dame ist auch das Weib in ihr erwacht. Und dies eigenwillige und temperamentvolle Wesen, das so gut Gefühle hat wie jeder andre, ist nicht gesonnen, sich länger als Sache, als Studien- und Versuchsobjekt gebrauchen zu lassen. Als der Professor in seiner groben, tölpelhaften Junggesellenmanier gar keine Miene macht, sie dementsprechend zu ästimieren, rächt sich Eliza, wie sich alle echten Frauen rächen: sie macht den Professor verliebt in sich, genau so wie's Galathea, die zum Leben erweckte Marmorstatue, mit ihrem Pygmalion tat, dem griechischen Bildhauer, dem die Göttin Athene diese »Figur« zum Weibe gegeben hatte. Man darf billigerweise daran zweifeln, ob das hübsche Ding das bei solchem Klotz und Grobsack von Mann wie Higgins fertiggebracht hätte, wie man daran zweifeln darf, ob wirklich in drei Monaten aus der Larve eines verwahrlosten Londoner Vorstadtmädels eine »Herzogin« kriechen kann. Aber wer möchte schließlich nicht gern die Hand zum Beifall regen, wenn unverbrauchte Kraft und kernige Menschlichkeit über bornierten Gelehrtendünkel triumphieren, der glaubt, eine homuncula aus seiner Retorte erzeugen zu können! Wir gönnen es dem Professor, dem vor seiner Gottähnlichkeit so gar nicht bange wird, daß ihm seine Kreatur über den Kopf wächst, wünschen ihm sogar, daß er mit den Pantoffeln, die ihm Eliza in erwachendem Persönlichkeitsgefühl vor die Füße wirft, noch in andrer, mehr sinnbildlicher Art Bekanntschaft machen möge. Wahrlich, dieses Stück ist fast eine Galanterie, besonders wenn die Eliza von einer so naturhaften Schauspielerin wie Käthe Dorsch gespielt wird und ihr ein so genial-bornierter Higgins an die Seite tritt, wie Werner Krauß ihn gibt.

Vielleicht gleichfalls aus Irland, wie der Name des Verfassers, Eugene O'Neill, vielleicht aber auch aus Amerika, wie Handlung und Örtlichkeit vermuten lassen, jedenfalls von jenseits des Wassers kommt »Anna Christie«, ein echter, rechter überseeischer Sentimentalitätsschmarren ... Ein alter zotteliger Seebär hat irgendwo in Minnesota von seiner verstorbenen Frau eine Tochter sitzen, die er seit fünfzehn Jahren nicht gesehen, um die er sich auch sonst nicht viel gekümmert hat. Jetzt plötzlich meldet sie sich zum Besuch an, und der Alte, mal wieder gehörig im Tran, findet vor ihrem Erscheinen kaum noch Zeit, Marthey Owen, seiner derben Liebsten seit vielen Jahren, die dem feinen Töchterchen denn doch übel in die Nase stechen könnte, den Laufpaß zu geben. Unnütze Liebesmüh! Anna Christie kommt aus einem Hause, wo man in Liebesdingen viel weniger

Federlesens macht als auf dem Kohlenkahn des Alten. Er aber merkt nichts davon, ist unbändig stolz auf sein Annchen und weist die Werbung eines Maats um sie weit von sich. Hat er schon ohnedies mit der Hexe See und ihren Leuten nichts im Sinn, so ist ein Mann von einem gemeinen Dampfer, wie dieser Burke, vollends unter seiner Kapitäns- und Vaterwürde. Der tapfere Bursche läßt sich aber so leicht nicht ins Bockshorn jagen. Er ringt so hartnäckig um den Segen des »alten Schweden«, daß ihm, wie Jakob bei seinem Engelskampf zu Pniel, fast eine Hüfte dabei ausgerenkt wird. Abermals unnütze Liebesmüh! Denn nun bekennt Anna, so sehr eigner Herd und Hausfrauenehre sie auch locken, in ihrer unverdorbenen Ehrlichkeit, aus welchem Metier sie kommt und durch wie viele Hände sie schon gegangen. Der Freiersmann, anfangs sittlich entrüstet, käme am Ende doch wohl darüber hinweg, wenn nicht das Mädel selbst, in dem nun die Bravheit Oberwasser gewinnt, mit einem Pistolenschuß ins reuige Herz den Versuchungen und den drei Akten piff paff ein Ende machte. Zuvor hat noch der pflichtvergessene Vater seinen Senf gekriegt, und auch dem Jungen sind — frei nach Björnsons »Handschuh« — die Leviten gelesen worden, weil der Mann, zumal der Seemann, sich noch immer eine andre Geschlechtsmoral anmaße, als er der Frau zubilligen will ... Man sollte denken, an solchen herausfordernden oder verschämten Glorifizierungen der Dirne als des »besseren Menschen« fehlte es auch unsrer eignen Dramatik nicht, so daß es überflüssig wäre, noch eine über See herzuholen. Aber seit Hans Müllers »Flamme« ist nun mal unsre Käthe Dorsch in solche Maria-Magdalenen-Rollen verliebt. Und wirklich, ihrer gesunden Blondheit steht der kleine Heiligenschein vortrefflich; man merkt es kaum, daß er unecht ist.

Nicht schnell genug zum Teufel der Vergessenheit können wir mitsamt dem Doppelnamen der Verfasserfirma ein andres Dirnenstück jagen, dessen schlüpfrige Kokottenrolle das Trianontheater Erika Gläßners rassiger Temperamentsbegabung auferlegte. »Jou-jou« nennt sich das Zeug, nach dem Kulissennamen des lockeren Theaterdämchens, das hier die Liebeshonneurs macht, vielleicht auch symbolisch nach dem läppischen auf und ab schnellenden Spielzeug, mit dem sich im Paris von 1790 die Incroyables und Merveilleuses amüsierten.

Wie in der deutschen Literaturgeschichte, so hat Lessings »Minna von Barnhelm« auch in der Berliner Theatergeschichte schon mehrmals »epochemachend« gewirkt. Die Aufführung des Neuen Theaters vom 14. Januar 1904 mit Agnes Sorma, Lucie Höflich, Winterfeldt, Kayßler (Wachtmeister), Reinhardt (Just), Engels (Wirt) und Giampietro (Riccaut) war in ihrer Art nicht weniger denkwürdig und schulemachend als zwanzig Jahre zuvor der berühmte »Kabale-und-Liebe«-Abend im Deutschen Theater. Solcher Wandel der Bedeutsamkeit zeugt für das unverwüstliche Leben dieses doch ganz aus seiner Zeit emporgekeimten Stückes. Ob mit guten oder schlechten Schauspielern, ob auf zeitgetreuer realistischer oder modern stilisierter Szene, ob als Ensemble- oder Staraufführung, ob als ernstes Schauspiel oder heiteres Lustspiel, ob vor einem Parkett von Königen oder vor einem Hause von Feldgrauen, wie 1915 in Lille — »Minna« macht stets und überall ihr Zivil- und Soldatenglück. Selbst als Schwank, als ausgelassene Komödie scherzhafter Edelmutstimmungen und Verzichtmaskeraden, wie Jürgen Fehling sie im Staatstheater inszenierte. Vielleicht war es Notgebot, den Hebel so herumzuwerfen; denn daß diese »Minna« eigentlich keine Minna hat, wird dem Spielleiter so wenig entgangen sein wie uns Zuschauern: was Agnes Straub gibt, ist ein derbes, eckiges, aufdringliches Landmädchen, weit östlicher her als aus Thüringen, das sich dem Major an den Hals wirft und eher die Magd als die (wenn auch befreundete) Herrin ihrer Jungfer sein könnte. Und auch der Tellheim Karl Eberts ist gerade nur »würdiger« Durchschnitt. Aber Lucie Mannheims helle, flinke, lustige Franziska, Gronaus neugierig-pfiffiger Wirt, Schrecks lebensfroher Wachtmeister und vor allem Walther Werners herzhaft-stämmiger, volkstümlich-saftiger Just — sie bringen ein Komödienleben auf die Bühne, vor dem alle neuzeitlichen Lustspiele und Schwänke zu Tranfunzeln erblinden.

Von den Rheinlanden gehen seit etwa fünf Jahren, angelehnt an den »Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur«, ernsthafte Versuche aus, eine Erneuerung unsrer Dramatik im christlich-deutschen Volksgeiste herbeizuführen. Die Nichtachtung, der diese Bemühungen, im Gegensatz zu kleineren Kunstgemeinden, noch immer in unsern »führenden« Theaterstädten begegnen, soll uns nicht hindern, einmal die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Den Anstoß dazu verdanken wir der fast gleichzeitigen Veröffentlichung einer Reihe von mehr als zwölf Dramen im Patmosverlage des Bühnenvolksbundes zu Frankfurt a. M. Auch nur auf einige dieser Stücke näher einzugehen, verbietet uns der Raum; aber so viel darf, auch bei vorsichtigster Wahrung der geistigen und künstlerischen Unterschiede, gesagt werden, daß sich hier — genannt seien Franz Joh. Weinrich, Leo Weismantel, Otto Brües, Georg Herm. Franke, Gottfr. Joh. Gerhart und Ilse von Stach — junge idealistische Dramatiker sammeln, die dem Drama und

damit dem Theater aus christlicher Atmosphäre einen neuen, von religiöser Weltanschauung und Lebensdurchdringung erfüllten Geist einzuhauchen suchen. Die immer noch weitverbreitete Meinung, daß der Bühnenvolksbund auf katholische Kreise und Interessen beschränkt sei, ist ebenso irrig wie die schon auf der denkwürdigen Mannheimer Tagung von 1917 überzeugend widerlegte Annahme, daß der Theaterkulturverband in engen konfessionellen Fesseln liege. In dem Hauptausschuß des Bühnenvolksbundes arbeiten katholische und evangelische Männer Deutschlands, Österreichs und der Schweiz friedlich nebeneinander, und auf der Verfasser- und Themenliste dieser »Neuen Dramen« erscheinen ebensogut evangelische wie katholische Namen und Stoffe. Das eine ist allerdings nicht zu verkennen und soll nicht verdunkelt werden: diese Vereinigung scheut sich nicht, neben dem historischen und soziologischen den christlichen Dramatiker wieder als ebenbürtigen und vollwertigen Begriff einzuführen, nachdem die einseitige liberalistische Theorie von der »Glaubenslosigkeit« der Bühne längst zum alten Eisen gewandert und das Gestirn der sittlichen Weltanschauung von neuem auch über unsrer dramatischen Dichtung aufgegangen ist. Nur törichte Kurzsichtigkeit kann darin heute noch künstlerische oder politische Zurückgebliebenheit erblicken, um so weniger, als die Anhänger dieser Richtung selbst die künstlerischen Rechte des Dramas obenan stellen und unter sich strenge Selbstkritik üben. Die Flamme der Volksgemeinschaft brennt jedenfalls nirgends reiner als hier, und die Stil- und Formenerkenntnisse, die wir dem geläuterten Expressionismus, der seelischen Ausdruckskunst, verdanken, sie haben hier vor allem ihre Pflegestätte.

Die behandelten Stoffe führen uns aus der mythischen Vorzeit über die Antike, das (besonders bevorzugte) deutsche Mittelalter und die deutsche Reformationszeit bis in die Tage Friedrichs des Großen, Napoleons und des Jahres 1923. Die geschichtliche Zeitbindung überwiegt also, aber dennoch wäre es falsch, schlechthin von einer Vorherrschaft des historischen Dramas im hergebrachten Sinne zu reden: das gemeinsame hervorstechende Kennzeichen all dieser Dramen ist vielmehr die Überwindung vererbter Fesseln und Bräuche durch den Willen einer neuen Zeit, durch den Geist einer neuen Gemeinschaftsbildung. Anders ausgedrückt: in all diesen Dramen ist die historische, örtliche und persönliche Umwelt nur Kleid einer der lebendigen Gegenwart und ihren Gedankenströmungen dienenden Ideendichtung. Wie weit freilich unsre gegenwärtige Bühne, zumal die der Großstädte, diesen ungeläufigen Versuchen willig ist, oder wie weit die einzelnen Werke aus sich heraus die Kraft entfalten werden, das Theater zum körperhaften Ausdruck ihres geistigen Willens zu zwingen, das müssen erst von Fall zu Fall die Aufführungen erweisen.

Drama und Bühne — sie sind wie die siamesischen Zwillinge, die ohne einander nicht leben und nicht sterben können, und doch liegen sie stets miteinander im Zank, sucht jedes seine eignen Wege zu gehen, dünkt sich jedes dem andern wunders wie überlegen. Vielleicht ließe sich hinter das Geheimnis dieser feindseligen Unzertrennlichkeit kommen, wenn man von Aristoteles bis auf Sternheim, geordnet nach bestimmten Gesichtspunkten und sinngemäßen Gruppen, all die Erkenntnisse zusammentrüge, die uns von Männern der Theorie und der Praxis über die Gesetze des Dramas und des Theaters in Aussprüchen überliefert sind. Vielleicht bewährte sich auch da, wie bei mancher verzopften Materie, der Spruch des alten Confucius: Nur die Fülle führt zur Klarheit.

Adolf Winds, der Leipziger Oberregisseur und Verfasser mannigfacher tieferer und leichterer Bücher über Theaterdinge, hat diesen Versuch gemacht: in einem Brevier, das fast tausend solcher Aussprüche in Form und Spannung des lebendigen Gesprächs zwischen »Unsterblichen und Lebenden« zusammenfaßt und diese Dialoge unter einheitliche Themen bringt, wie: Moral und Sittlichkeit auf dem Theater, Natur und Kunst im Drama, Schauspielkunst, Dekoration, Publikum, Kritik usw. (»Drama und Bühne«; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Aber diesmal blamiert sich der alte Kungfutse mit seiner Weisheit: hier wirkt die Fülle nicht klärend, sondern verwirrend, und wenn man ein paar Stunden diesen vielstimmigen Gesprächen zugehört hat, geht's einem wie ein Mühlrad im Kopf herum, so schwirren die Meinungen und Behauptungen durcheinander. Zitate sind gute Diener, aber schlechte Herren. Nur einer, der sie innerlich bändigt durch die Macht seiner subjektiven Persönlichkeit, kann eine taugliche Waffe daraus schmieden. Außerdem, was in dem Buche eines praktischen Theatermannes doppelt verwundern muß: in diesem Brevier führen fast allein die Literaten, die »Dichter und Denker«, die Dramatiker, Theoretiker und Kritiker das Wort, während die Theaterleute zum Schweigen verurteilt sind. Nicht ein einziger Ausspruch von Laube, nicht ein einziger Ausspruch von Schröder, Iffland, den Devrients oder von Kainz! Ich fürchte, dies Brevier wird das Mosaik unsrer Tagesmeinungen nur noch bunter und wirrfäliger machen.

Literarische Rundschau

Wer da weiß, welch tiefe, in Lebensgefühl und Lebensform eindringende Bedeutung die Gegenwart dem Begriff »Gotik« beimißt — manchmal wird er geradezu Bekenntniswort —, der darf sich nicht wundern, daß eine neue Bücherreihe »Religiöse Kunst« (Dresden, Reißner) mit einem Werk über den »Sinn der Gotik« eingeleitet wird. Greift doch auch Hans Much, der Verfasser dieses Buches, über das Gebiet der Kunst weit hinaus ins Religiöse und Kulturhaltige überhaupt. Und auch die Betrachtungsart unterscheidet sich von der geläufigen Kunstschriftstellerei: nicht aufs Sehen und ästhetische Werten — aufs Schauen und sittliche Erleben eines höheren Menschentums ist dies Buch eingestellt. Die Gotik wird zum erhabenen Symbol für all unsre germanische Sehnsucht nach dem Unendlichen, und ihre Vollendung feiert der mehr mit Dichter- und Propheten- als mit Gelehrtenzunge redende Verfasser im norddeutschen Backsteinbau, dem seine höchste Verzückung gehört. Daneben freilich gibt es noch vielerlei Wohnungen der Begeisterung: von Städten Reims, Rouen, Tournay, Straßburg, Freiburg, Ulm, Köln, Nürnberg, Regensburg; von Künstlern vornehmlich Meister Erwin, Tilman Riemenschneider, Matthias Grünewald. Um noch eindringlicher zu den Herzen und Seelen zu sprechen als bisher, hat Much mehrmals die dramatisch belebte Gesprächsform gewählt. — In einem eng benachbarten Bande derselben Sammlung feiert Ferd. Guggenheim die »Indische Kunst« (mit 35 Bildtafeln), sie, die überhaupt nur religiöse Schöpfungen hervorgebracht hat, »die lauterste Sprache für die Bindung des Ichs an das Unendliche der Schöpfung«.

Hans Holbeins Totentanz (aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts) ist schon oft wiedergegeben worden, selten so sorgsam und so originalähnlich wie in dem kleinen Büchlein, das wir dem Geschmack und der buchtechnischen Erfahrung des Berliner Kunstverlages von Amsler und Ruthardt verdanken. Denn nicht nur, daß die Drucke dieser Ausgabe auf die ersten, noch in Deutschland hergestellten sogenannten Probedrucke zurückgehen, die Folge ist hier auch vollständiger als in andern Wiedergaben und nennt sich deshalb mit Recht »Die Todesbilder und das Todesalphabet«. Sie enthält die Nachträge der Lyoner Ausgaben von 1545 bis 1562 in Gestalt von zehn Todesbildern und sieben den heitersten Gegensatz dazu bildenden Kindergruppen sowie das vollständige Totentanzalphabet aus der Werkstatt Hans Lützelburgers in Basel.

Ob der Regensburger Albrecht Altdorfer (1480—1538) in eine Monographien-Sammlung »Deutsche Meister« gehört, wie sie im Inselverlage erscheint, mag zunächst zweifelhaft erscheinen. Zu »deutscher Art und Kunst« zählt sein Werk, zumal sein graphisches, sicherlich, aber von der monumentalen, volk- und zeitbedeutsamen Meisterschaft der Dürer, Cranach und Holbein, die von Grund auf an unserm deutschen Wesen gebaut haben, scheidet ihn eine gewisse Vereinzelung und Enge, ein Zug von künstlerischem Liebhabertum, dem bei aller Innigkeit der letzte Ernst und die gesammelte Kraft fehlt. Um so mehr ist aus seinen Werken, den Gemälden und Zeichnungen, für die abgestufte Geschmacksbildung zu gewinnen, und dafür haben wir jetzt in Hans Tietzes mit 127 musterhaften Abbildungen geschmückten Buche eine erwünschte Anleitung. Tietze geht den Schönheiten und Eigentümlichkeiten jedes Werkes mit Liebe und Sorgfalt nach; das mag, wo sich die formalkritische Untersuchung, Beschreibung oder Würdigung in Einzelheiten ergeht, für den bloßen Kunstfreund, der nicht gleich Kenner werden will, zuweilen etwas ermüdend sein, lernen aber wird man daraus für die Schulung des Auges und des Urteils unendlich viel, auch über Gegenstand und Persönlichkeit hinaus. Altdorfer, voll heißen, leidenschaftlichen Naturgefühls, ist der Künstler der Donaulandschaft, des deutschen Waldes, der Marienverehrung und der Heiligenlegende — man hätte gern gesehen, wenn dies Erlebnishafte und Inhaltliche neben dem rein Künstlerischen deutlicher geworden wäre.

Mehr als zwanzig Künstler zählt die Nachkommenschaft des im Jahre 1764 zu Haina in Hessen verstorbenen Klosterbäckers Johann Heinrich Tischbein und liefert so eins der eindrucksvollsten Beispiele für die Familienvererbung der Kunst, die für deren Fortpflanzung bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts bezeichnend ist. Joh. Friedrich August Tischbein (1750 bis 1812), ein Vetter Wilhelms, des römischen Freundes von Goethe, war nicht der bedeutendste dieser Nachkommen, aber einer der repräsentativen Bildnismaler des deutschen Rokoko, deshalb bei seinen Zeitgenossen so beliebt, weil er es verstand, den Männern vornehm-weltmännische Haltung, den Frauen Anmut zu verleihen und seine Bilder in einen Farbenschmelz zu hüllen, der auch für unsern heutigen Geschmack noch seine eigentümlichen Stimmungsreize hat. Prof. Dr. Adolf Stoll hat jetzt ihm und seiner Familie ein nach den Aufzeichnungen der Tochter Karoline verfaßtes Lebensbild gewidmet (mit 23 Bildnistafeln; Stuttgart, Strecker & Schröder), das erste seiner Art. An zeit- und kulturbedeutsamen Beziehungen fehlt es diesem sich zwischen Arolsen, Dessau, Berlin, Weimar, Jena, Heidelberg und Leipzig bewegenden, auch nach Italien, Holland

und Petersburg hinüberreichenden Lebenslauf nicht: das Weimar Goethes, der Kreis der Jenaer Frühromantiker, namentlich August Wilhelm Schlegels und Karoline Schlegels, stehen im Mittelpunkt der Erinnerungen.

Mehr gelehrtes als volkstümliches Interesse beansprucht Waldemar Lessings Monographie über den bayrischen Maler Wilhelm von Kobell (München, Bruckmann), obwohl sie mit ihren hundert prächtigen Abbildungen auch dem naiven Kunstgenießer eine wahre Augenweide bietet und die kritischen Abschnitte einstweilen beiseite läßt. Sie beruht in der Hauptsache auf einem Quellenmaterial an Briefen, wie es für einen Maler des 18. Jahrhunderts nur selten in so reicher Fülle zur Verfügung steht. Wilhelm von Kobell, Ferdinands Sohn und Schüler, war ein Meister nicht nur des Bildnisses und der bayrischen Vorgebirgslandschaft, sondern mehr noch in seinen Soldaten-, Schlachten- und Belagerungsszenen, die an malerischer Schönheit, pathosloser Sachlichkeit und einheitlicher Komposition ihresgleichen suchen. Dementsprechend weisen die Abbildungen dieses Bandes eine gegenständlich und kulturgeschichtlich bedeutsame Mannigfaltigkeit auf, wie sie sich bei einem andern Maler seiner Zeit kaum findet.

Ludwig Richters »Lebenserinnerungen eines deutschen Malers«, eins der innigsten, für das Kunst- und Gemütsleben aufschlußreichsten Zeugnisse des hinter uns liegenden Jahrhunderts, kannten wir bis vor kurzem nur in der Bearbeitung, der Richters Sohn Heinrich die hinterlassene Niederschrift unterzogen hat. Bei aller Pietät fehlte es da doch an der unbedingten Achtung vor dem Wort und Buchstaben des Schreibenden, die uns heute in solchen Fällen selbstverständlich ist. Deshalb konnte schon die gekürzte Ausgabe, die der Herausgeber dieser Zeitschrift vor Jahresfrist für die »Lebensbücher der Jugend« besorgte, aus der ihm zuerst gestatteten Benutzung der in Lübeck wohlverwahrten Originalniederschrift manche lebensvolle Erfrischung des Textes gewinnen. Ungekürzt nach der Handschrift läßt jetzt Max Lehrs die Erinnerungen erscheinen, und alle Freunde Meister Richters, denen jeder Strich von ihm heilig ist, werden dankbar dafür sein (Berlin, Propyläen-Verlag). Der Versuch, die beigegebenen Bilder (42 Einschaltblätter, Bildnisse, Landschaftszeichnungen, Entwürfe und Genrebildchen) fortlaufend den Text illustrieren zu lassen, ist freilich auch hier nicht ganz gelungen, obwohl dem Herausgeber, dem Direktor des Dresdner Kupferstichkabinetts, die gerade für Richters Leben, Schaffen und Freundeskreis so ergiebigen Schätze dieser Sammlung zur Verfügung standen. Und eine Frage noch: Warum ist es versäumt worden, die paar entzückenden Feder- oder Bleistiftzeichnungen mitzunehmen, die Richter aus frisch erwachten Kindheitserinnerungen heraus unmittelbar an den Rand seiner Niederschrift hingeworfen hat? Für eine zweite Auflage gibt es kein eiligeres Gebot, als das nachzuholen.

Der beseelte Realismus des 19. Jahrhunderts hat seinen Meister in Wilhelm Leibl. Einzeln ist uns dieser richtungweisende und schulbildende Künstler schon mehrmals dargestellt worden, am gründlichsten bisher von Julius Mayr. Aber erst Georg Jac. Wolf faßt ihn im Strahlenpunkt seiner Bedeutung, wenn er für sein vom Verlage F. Bruckmann in München mit vielen, zum Teil farbigen Bildern ausgestattetes Buch das Thema wählt: Leibl und sein Kreis. Die überragende Persönlichkeit des Lehrers und Meisters kommt dabei nicht zu kurz, weder als Mensch noch als Künstler, weder als Schöpfer noch als Beherrscher seines Handwerks, aber die Hauptsache bleibt doch Leibls unmittelbare Wirkung auf seine Malerfreunde und Schüler, auf Sperl, Trübner, Thoma, Schuch, Theodor Alt, Viktor Müller, Schider u. a. Wir kennen Leibl in seinem Glanz, seiner Wärme und seiner Fruchtbarkeit erst dann, wenn wir den ganzen Kreis seines Einflusses überschauen, wenn wir beobachten, wie sich um ihn, das Mittelgestirn, die Planeten bewegen. Man fürchte deshalb keine trocken systematische, im Fachwissenschaftlichen kramende Gelehrsamkeit. Das läßt schon der hier vorherrschende Stoff, die Schilderung der erdfesten Wirklichkeit in Natur und Menschentum, nicht zu, davor ist auch der Verfasser geschützt, dessen stets nach Anschauung strebende Art dem Gedanklich-Theoretischen gern aus dem Wege geht, um dafür desto mehr liebenswürdig menschliche, mutwillige und kuriose Züge aus dem Schaffen dieser Malergruppe festzuhalten.

Vor Ferdinand Hodler stehen viele Kunstempfängliche heute noch ratlos oder doch mit zwiespältigen Gefühlen; die seelische Kraft, die »steile Geistigkeit« des stiernackigen Riesen ist erst wenigen aufgegangen: dieser Künstler, hat man gesagt, ist so einfach und so kraus wie Joh. Seb. Bach, beide haben uns wieder groß denken und sehen gelehrt. So kann dem Monumentaliker auch nur ein »groß« angelegtes Buch gerecht werden. Ewald Bender verspricht es uns zu geben. Zwar liegt von seinem zweibändig geplanten Werk »Die Kunst Ferdinand Hodlers« (Zürich, Rascher & Ko.) bisher nur der erste Band vor, aber schon dieser erst in die Vorhöfe des Hodlerschen Schaffens führende Teil gibt uns die Gewißheit, daß wir an der Hand eines kundigen Führers ins Innerste und auf die Höhen dieser Kunst vordringen werden. Bender stellt an seine Leser nicht geringe Anforderungen, aber sein kühler, sachlicher Vortrag weiß ihnen auch außergewöhnliche Hilfs-

mittel zu bieten, vor allem mit den 279 Bildern, die hier für die Darstellung wirklich fruchtbar gemacht, d. h. zum Reden gebracht werden. Und noch eins ist erfreulich: Bender spricht nicht im Jargon des hochmütigen Kenners zu Fachgenossen, sondern in allgemeinverständlicher Sprache auch zum Laien. Darum tat Hobler gut, dem Verlage gerade diesen Schriftsteller für ein Buch zu empfehlen, das, auf sorgfältigem Quellenstudium aufgebaut, den Künstler nicht zerfasern, sondern als organisches Ganze »lebendig« machen soll.

Dem ernsthaften Bestreben, das Wesen und die Bedeutung des wohl »modernen«, aber gerade darum von vielen Mißverständnissen und Entstellungen bedrohten Expressionismus dem Publikum näherzubringen, dient ein neues Kunstwartunternehmen: eine Mappe mit 16 zum Teil farbigen Bildtafeln nach Werken von Brueghel, Altdorfer, van Gogh, Chagall, Karl Hofer, Pechstein, Henri Rousseau u. a., eingeleitet durch Betrachtungen über die Kunst der Zeit und Einzelerläuterungen von Wolfgang Schumann und Karl Hanusch (»Von Brueghel bis Rousseau«; München, Callwey). Schon die Zusammenstellung der Bilder zeigt, und der Text sorgt vollends dafür, daß hier die geschichtliche Entwicklungslinie herausgeprägt wird, daß Heutiges mit Überliefertem in Zusammenhang gebracht, daß für beides die gemeinsame Erlebnisquelle und Ausdruckssehnsucht aufgedeckt wird. Man darf diesen Weg gutheißen: nur so kann von den expressionistischen Bestrebungen die Sensation vertrieben, kann ihnen Halt und Maßstab gesichert werden.

Fritz Heyders Abreißkalender »Kunst und Leben« (Berlin-Zehlendorf, Fr. Heyder) fehlt auch für 1924 nicht. Kunstsinnigen Häusern ist er nun schon seit fünfzehn Jahren ein treuer Freund und mit seinen sonntäglichen Holzschnitten ein Führer zu feinen Kunstgenüssen. Die Kunstgeschichte, wenn sie an den Verdiensten um volkstümliche Kunstverbreitung nicht achtlos vorübergehen will, müßte dem Herausgeber einmal ein Denkmal setzen: er hat viel guten Samen in kunstempfängliche Gemüter gestreut, manchem, der mit diesem Kalender im Elternhause aufgewachsen ist, den Sinn für Kunst vielleicht erst geweckt. Seine Bilderauswahl kennt keine Richtungen oder Tendenzen. Altes steht neben Jungem, Impressionistisches neben Expressionistischem, Zartes neben Derbem, Humoristisches neben Erhabenem, Nord und Süd sind gleichermaßen vertreten; aber nirgends verleugnet sich der gute Geschmack für Charakterhaftes. Dasselbe gilt von den Sprüchen und Versen, die die Wochenblätter begleiten. Es ist selbst ein Künstler, der sich da des Aschenputtels Kalender angenommen hat; man sieht überall sein Gesicht und durchs Auge seine Seele.

Glänzendsten Aufstieg und kummervollen Niedergang eines deutschen Frauenlebens um die Jahrhundertwende 1770—1825 malt das Buch »Dorothea von Schlözer«, das der Großneffe der hier so lebendig vor uns aufsteigenden Kämpferin mit ebenso geschickter wie pietätvoller Feder geschrieben hat (mit Bildnissen; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die »Wundertochter« hat Gleim dies fabelhaft begabte Kind des berühmten Göttinger Historikers genannt, das mit sechzehn Jahren in zehn Sprachen wissenschaftlich diskutieren konnte, mit siebzehn als erster weiblicher Dr. phil. in Deutschland von der Georgia Augusta promoviert wurde. Und dabei war doch nichts Verbildetes und Überzüchtetes an ihr, sondern eine naive Unbefangenheit und ein gesunder Instinkt verbanden sich mit herzhaftem Wirklichkeitssinn, unbestechlichem Freimut und tapferer Zähigkeit. Diese Eigenschaften blieben ihr auch treu, als der jammervolle Zusammenbruch des Vaterlandes und eigner Vermögensverfall (durch Schuld ihres Gatten, des lübischen Ratsherrn von Rodde) sie dem Abgrund nahebrachten. Ja, nun erst entfalteten sich all ihre Tugenden, und ihre Persönlichkeit wuchs zu charaktervoller Größe empor. Viel geistiges und öffentliches Leben umsäumt den bewegten Fluß dieses Einzeldaseins: Karl von Villers, Madame de Staël, Karoline Schlegel, Klopstock, Voß, Claudius, Stolberg, Goethe: das sind nur ein paar der berühmten Namen, die uns auf diesen Blättern begegnen. Aber nicht bloß Anregung, auch Trost darf man aus diesem Buche schöpfen: an einem Volke, das nach solchem Sturz, wie er hier geschildert wird, wieder aufzustehen vermochte, darf man nie mehr verzagen. Das haben die deutschen Männer und Frauen von 1813 geschworen, und wir wollen ihr Vertrauen nicht täuschen.

Wilhelm von Kügelgens »Jugenderinnerungen eines alten Mannes« sind schon seit Generationen ein Lieblingsbuch des deutschen Hauses. Jetzt, fünfzig Jahre nach ihrem Erscheinen, überrascht uns eine Fortsetzung in den Lebenserinnerungen, wie sie sich aus den Briefen Wilhelms an seinen Bruder Gerhard während der Jahre 1840—1867 ergeben. Das Grundbild des »alten Mannes« verändert sich hier kaum: auch in diesen Briefen erweist sich Kügelgen als der warmherzige und humorvolle Kleinmaler seines Familien- und Bekanntenkreises, als der farbenfrohe Schilderer der wechselnden Landschaften und der gewandte Chronist des höfischen Lebens in der kleinen Residenz Ballenstedt. Aber sein Blick reicht jetzt über die Grenzen seiner persönlichen Existenz hinaus in die mannigfach bewegten Zeit- und Kulturverhältnisse, und diesen Weitblick hat die Ergänzung vor den »Jugenderinnerungen« voraus. Der Verlag (K. F. Koehler, Leipzig) hat

den starken Band, auch in der billigen Volksausgabe, mit vielen meist noch unbekannten Bildern ausgestattet; neben den Brüdern Kügelgen erscheint da unter den Landschaftsskizzen Ludwig Richters teurer Name.

Richard Wagners Selbstbiographie »Mein Leben« hat im Bibliographischen Institut zu Leipzig eine neue zweibändige Ausgabe erfahren. Sie erklärt und rechtfertigt sich nach der äußerlich schönen Bruckmannschen Ausgabe vom Jahre 1911 und der kurz vor dem Kriege erschienenen Volksausgabe (die übrigens schon manche Verbesserung brachte) weniger durch die Textrevision, die ihr nach der ersten Ausgabe, dem noch zu Lebzeiten Wagners erschienenen Privatdruck, zuteil geworden ist, als durch die ausgiebigen erläuternden und berichtigenden Anmerkungen, mit denen der Herausgeber Professor Wilhelm Altmann sie begleitet. Denn wenn man dies Werk — wozu es freilich oft aufzufordern scheint — nicht geradezu als Roman lesen will, ohne sich um eine Unterscheidung von Wahrheit und Dichtung zu kümmern, so lassen sich solche Erläuterungen und Berichtigungen, zumal aus den inzwischen veröffentlichten Briefsammlungen, heute nicht mehr entbehren. Druck und Ausstattung der beiden schmucken Bände (mit Bildnissen und Musikbeilagen) verdienen, wenn man den kleinen und gedrängten Satz der Anmerkungen mit dem heute nun mal unabweisbaren Gebot der Papierersparnis entschuldigen will, höchstes Lob.

Ein über alle Erwartungen kostbarer Schatz ist aus dem literarischen Nachlaß Alfred Lichtwarks gehoben worden: die Reisebriefe, die er, auf der Suche nach Erwerbungen für die junge Hamburger Kunsthalle, von unterwegs, aus Paris, Brüssel, London, Kopenhagen, Berlin, Dresden, München und andern Kunststätten, an seine Kommission schrieb. Lichtwarks Nachfolger als Direktor der Kunsthalle, Gustav Pauli, veröffentlicht eine zweibändige Auslese daraus in der Hamburgischen Hausbibliothek (Hamburg, Westermann), die sich Lichtwarks besonderer Liebe und Förderung erfreute, deren »Hausmannskost« nun aber durch den Wirt selbst einen Speisezettelverstoß erfährt. Denn was hier aufgetischt wird, ist ein Festgericht, ein Leckerbissen auch für den verwöhntesten Gaumen und doch nahrhaft und bekömmlich. Alles, was Lichtwark unternahm und betrieb, war auf lebendige Gegenwartswirkung, auf fruchtbare Anregung und Ertüchtigung unsers eignen Fühlens, Denkens und Schaffens gerichtet. Dieser Grundsatz herrscht auch in den Reisebriefen; vor den Buchschriften Lichtwarks aber haben sie ihre beispiellose Frische, Unmittelbarkeit, Offenheit und menschliche Natürlichkeit voraus. Lichtwark war kein Kunstgeschmäckler und schrieb weder für Kunstgecken noch Kunstkenner, sondern für kunstfreudige Männer des gesunden Menschenverstandes, die mitten im praktischen Leben des Tages standen. Das macht seine sozusagen im Sattel, in einer Sitzung, während einer Auktion, im Varieté oder im Eisenbahnwagen verfaßten Berichte, in denen er sich weder vor Anekdoten noch vor Intimitäten scheut, noch heute so anziehend und unterhaltend. Lichtwark »schreibt« nicht über Kultur; er stellt sie dar und läßt sie uns miterleben: in Malerei und Plastik, in Baukunst und Gartenpflege, in Geselligkeit und Unterhaltung, am schönsten aber im Umgang mit bedeutenden Menschen, wie er selbst einer war.

Berthold Litzmanns Erinnerungen »Im alten Deutschland« (mit 12 Bildnissen; Berlin, Grote), die geistig und zeitgeschichtlich zweifellos sehr inhaltreiche Lebensbeichte eines Sechzigjährigen, kann hier zunächst nur angezeigt werden; die dem Buche gebührende Würdigung wird folgen. Es erzählt die Geschichte eines norddeutschen bürgerlichen Geschlechts von den Zeiten Friedrichs des Großen bis zum Ausbruch des Weltkrieges, erzählt von dem Geist, der im deutschen Bürgerhause, in der deutschen Familie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebendig war, vom Leben eines deutschen Professors im deutschen Kaiserreiche, vom Deutschen Reiche im Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks. Erzählt nicht vom Standpunkt des Historikers rückwärtsgewandten Blicks, sondern aus der Perspektive, der Stimmung, der Anschauung des Knaben, des Jünglings, des Mannes unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebens und läßt so den Leser an der Vergangenheit als Gegenwart teilnehmen.

Wie der Inselverlag in Leipzig kürzlich den historischen Altersroman »Witiko« von Adalbert Stifter auf Dünnpapier herausgegeben hat, so jetzt die Bunten Steine, eine Sammlung, die ursprünglich als Jugendbuch gedacht war, aber sechs Erzählungen von erlesenster Eigenart enthält, u. a. den berühmten »Bergkristall« mit der atembeklemmenden Schilderung des Verirrens zweier Kinder im winterlichen Hochwald und die dunkle Problemnovelle »Turmalin«. Vereinigt damit, zu einem Bande von insgesamt siebtehalbhundert Seiten, erscheint die Nachlese mit den »Drei Schmieden ihres Schicksals«, den Ehenovellen »Waldgänger« und »Prokopus«, dem »Waldbrunnen«, den feinhumoristisch gefärbten »Nachkommenschaften«, dem »Kuß von Sentze« und dem »Frommen Spruch«. — Daneben haben wir in den Langenschen Auswahlbüchern (Bd. 16; München, Alb. Langen) eine von Jos. Hofmiller eingeleitete Vierzahl von Stifters Erzählungen, die bisher übersehene und mißachtete Seiten seiner Novellistik zu Ehren bringt: in der

»Narrenburg« (die Liliencron über dreißigmal gelesen hat) die tragisch angehauchte Romantik, in dem »Alten Siegel« die an Storm erinnernde Gestaltung eines dunklen Herzensproblems, in »Brigitta«, auf den Hintergrund der ungarischen Steppenlandschaft gezeichnet, die Geschichte einer getrennten und wiedervereinigten Ehe, in den »Nachkommenschaften« den durch den Ernst des Stoffes hindurchleuchtenden diskreten Humor des Meisters.

Stehen wir vor einem neuen Jean-Paul-Kultus? Wird dieser Schwärmer und Schwelger in idealen Jugendträumereien, dieser Troubadour einer sich vernachlässigt oder mißverstanden fühlenden Damenwelt, dieser zärtliche Kleinmaler intimer Natur- und Seelenreize, dieser quecksilbern lebendige Anreger, dieser ergreifende und rührende Humorist — wird er im Jahrzehnt nach dem Weltkriege noch einmal die Klassiker überflügeln, wie er's zu Schillers und Goethes Zeiten tat? Wenn wir dem Instinkt der bildenden, insbesondre der zeichnenden Künste trauen dürfen, die schon so oft das Ölblatt einer neuen Geschmackswendung zu uns in die Arche getragen haben, so ist der Augenblick vor der Tür. Die Weberschen Dreiangeldrucke brachten schon vor längerer Zeit einen illustrierten »Schulmeister Wuz«, und nun nimmt gar der Münchner Maler Hermann Ebers, ein Sohn des Romanschriftstellers, die »Flegeljahre« auf die bunten Schwingen seiner Aquarellkunst. Ein entzückender Band, der da im Dreimasken-Verlage zu München herauskommt! Man hat bisher versucht, der Traum- und Unschuldswelt dieses ewigen Jünglings unter den Poeten mit Feder oder Radiernadel beizukommen, aber jetzt weiß man: das sind viel zu harte und spitze Instrumente für sie, nur die zärtliche Sanftmut der Wasserfarben kann die Süße und Buntheit dieser Welt ausdrücken, kann dem kleinen Glück der Seele, dem stillen »Sonntagsheimweh« des Herzens, den schweifenden Phantasien und lauschigen Geheimnissen gerecht werden. Ebers gibt etwa hundert kleinere und größere Zeichnungen, die übrigens in Steindruck vollendet wiedergegeben sind. Einige ganzseitige haben fast Gemäldewirkungen, die kleineren, in den Text gestreuten lassen die Laune des Augenblicks spielen — und man ist zweifelhaft, welcher Art, der gesättigten oder der flüchtigen, man den Vorzug geben soll. Realistisch echt ist alles Landschaftliche und Architektonische getroffen, aber den schmelzenden Stimmungs- und Traumbildern reicht man schließlich doch die Krone, weil das Atmosphärische darin mit einer unnachahmlichen Delikatesse hingehaucht ist, als sei die Seele des Dichters selbst in des Malers Pinsel geflossen. Ein Juwel deutscher Buchkunst, um das unsre Feinde uns beneiden werden, wenn es auch nur deutschen Augen und Herzen beschieden sein mag, diese Schönheiten bis ins Feinste zu genießen.

Der Inselverlag gibt uns jetzt in erster wirklich zuverlässiger und erschöpfender Ausgabe Georg Büchners Sämtliche Werke und Briefe. Das sonst übliche Verfahren der »Insel-Klassiker«, alles biographische und philologische Beiwerk fernzuhalten und allein den Dichter sprechen zu lassen, mußte hier aufgegeben werden. Zu viel war noch für die bisher ungeklärte Textgestaltung zu tun, namentlich der Dramen »Dantons Tod« und »Woyzeck« — der Inselverlag als glücklicher Besitzer des Büchnerschen Nachlasses konnte überall auf die Erstdrucke und Handschriften zurückgehen —, und neben dem Dichter Büchner und seinen poetischen Arbeiten, die nur einen Teil seines Lebenswerkes ausmachen, mußten endlich auch der Politiker, der naturwissenschaftliche Gelehrte, der philosophische Schriftsteller, der Übersetzer und der bekenntnismutige Briefschreiber zu ihrem Rechte kommen, weil sich erst in diesen Zweigen die erstaunliche Vielseitigkeit des so jung Dahingerafften zeigt. Das alles haben wir nun in einem schmiegsamen Leinenbande beisammen, dessen 834 Seiten ihn nicht viel dicker machen als Luthers Kleinen Katechismus, da wieder das Dünnpapier verwendet werden konnte und alles Biographisch-Historische in das äußerst gehaltvolle Register zusammengeballt ist.

Drei neue wohlgelungene Dreiangeldrucke des Verlages von Hans Weber in München geben uns die tröstliche Gewißheit, daß die Pflege stil- und geschmackvoller Buchausstattung auch heute noch ihre Stätte in Deutschland hat. Die Aufgabe war so verschieden wie nur denkbar: Shakespeare, Gutzkow, Schaumberger. Der »Macbeth« (Nr. 20) erscheint in der Schillerschen Bearbeitung, dieser dämpfenden, ebnenden und glättenden Umformung, die den wilden Dornbusch des Originals aus Schottlands düsterer Heide in Weimars heitere klassizistische Gärten verpflanzt. Dem entspricht die buchtechnische und illustrative Ausstattung: hohes Format, blutrot gemusterter Einband, starkes, wuchtiges Papier; die in den Text gestreuten Steinzeichnungen von Max Ludwig, dem Romandichter, in Bewegung und Stimmung zwar, dem balladenhaften Stoff angemessen, gespenstisch-dämonisch, aber doch nicht ganz so rauh und wildwüchsig-urtümlich, wie Jeßner die Tragödie letzthin im Berliner Staatstheater gab — eine Mischung gleichsam von Shakespeare und Schiller. Das Beste daran: nicht phantasiefesselnd, sondern phantasiebeschwingend, nicht breit oder gar platt erläuternd, sondern der Ahnung, dem Grauen, dem nebelhaften Zwielicht huldigend.

Nr. 19 bringt, auf Dokumentenpapier gedruckt, nicht das Drama, sondern Gutzkows

Jugendnovelle »Uriel Acosta« (Der Sadduzäer von Amsterdam), die der Bühnengestaltung um zwölf Jahre vorausging. Hier begleitet Franz Kolbrand mit zahlreichen Urzinkzeichnungen in Federstrich den Gang der Erzählung, und es entspricht dem epischen Stil, wenn sich auch der Künstler hier häufiger, verweilender und genrehafter in Einzelheiten vertieft, wenn er mit- und nacherzählt. Daneben haben immer noch kleinere behende Skizzen Platz, die mehr andeuten als schildern und der spielenden Laune der Künstlerphantasie Genüge tun, was den Reiz des Ganzen nur erhöht.

Noch illustrationshafter darf die Zeichnerin Ch. Eytel bei Heinrich Schaumbergers Bergheimer Musikantengeschichte »Der Dorfkrieg« verfahren. Eng schmiegt sich hier Bild und Wort aneinander, und man fühlt die Freude, mit der die Feder die oberfränkischen Bauerngestalten des Koburger Erzählers nachzeichnet. Schaumberger war bei Lebzeiten eng mit dem aus dem Erzgebirge stammenden Illustrator Rudolf Köselitz verbunden. Auch den »Dorfkrieg« hat Köselitz illustriert, und für seine Zeit gewiß nicht schlecht. Aber vergleichen wir seine Art mit der Eytels, so fällt sofort der Unterschied der Kunst- und Geschmacksgenerationen ins Auge. Köselitz, 1861 geboren und in Leipzig, hauptsächlich aber in München unter Strähuber und Otto Seitz ausgebildet, vertritt, namentlich in der liebevollen plastischen Durcharbeitung der originellen Bauernköpfe, noch die gebiegene, zur bildhaften Ölmalerei hinstrebende Zeichnertüchtigkeit, die da, wo sie sich freier und leichter bewegt, doch auch den Richterschen Einfluß verrät und bei aller Selbständigkeit der Auffassung die etwas gefühligen Bauernvorstellungen vom Ende des vorigen Jahrhunderts nicht verleugnen kann. Bei Eytel dagegen hat sich die Souveränität der Zeichnung schon durchgesetzt (was immer auch einen Freibrief für Verzeichnungen bedeutet), der Bauer samt den Dorfmusikanten ist der Sentimentalität und jedes Theateranflugs entkleidet, das Augenblickliche, Willkürliche, Launische und Nervöse der heutigen Zeichenkunst herrscht vor, besonders in allen Bewegungs- und Massenszenen. Dieser Unterschied geht bis auf den Nerv der Erzählung. Bei Köselitz sieht sie wie eine heitere, liebenswürdige Idylle aus; bei Charlotte Eytel entdecken wir bald auch ihre herben Seiten und ihre tragischen Adern.

Um die beiden einander nahe verwandten und doch oft feindlichen Bildungsbegriffe »Kultur und Erziehung« kreisen die pädagogischen Aufsätze, die Prof. Eduard Spranger in der zweiten Auflage zur Zwölfzahl erweitert und so noch mehr zur inneren Einheit gezwungen hat (Leipzig, Quelle & Meyer). Überzeugt, daß auch unser Volksleben nicht ohne wissenschaftliche Pädagogik auskommen kann, baut sich Sprangers Erziehertum auf einem umfassenden und vertieften Kulturbewußtsein auf, das wohl durch die jüngste Staatsumwälzung einen stärkeren Pulsschlag, aber in seinem geschichtlichen Gefüge keine Erschütterung erfahren hat. Wie es Sprangers Betrachtungsweise, selbst wenn er, statt über Luther, Comenius, Rousseau, Hölderlin u. a. im ersten geschichtlichen Teil, im zweiten »sachlichen« über das Problem des Aufstiegs, die Erziehung der Frau zur Erzieherin, den »Eros« und ähnliches spricht, überhaupt ausschließt, Erziehungsfragen unter Gesichtspunkten des Tages zu erörtern. Temperamentsausbrüche vertragen sich nicht mit Geistesbewegungen. »Der (pflichterfüllte, verantwortlichkeitsbewußte) Dienst am Ganzen allein gibt unserm engen, flüchtigen Ich den überlegenen Gehalt, der uns an eine höhere Ordnung kettet. ... Bloßes Schwelgen in Jugendbewegungsgefühlen bringt kein Eisen ins Blut.«

»Zum Handeln ist der Mensch auf der Welt, nicht zum Betrachten.« — »Nur was der Erkenntnis der Gegenwart dient, darf Anspruch darauf erheben, Gegenstand der Erkenntnis für uns zu werden.« — »Geschichte ist nichts andres als der große Unterbau der Politik« (im denkbar weitesten Sinne): diese drei Grundsätze sind es, die Adolf v. Harnacks neue Sammlung von Reden und Aufsätzen »Erforschtes und Erlebtes« bewegen (Gießen, Alfr. Töpelmann). Zieht man dazu noch den öfters wiederholten (und immer befolgten) Leitsatz heran: »Ich lasse Untergeordnetes beiseite und beschränke mich auf die Hauptsachen«, so braucht über die Lebenskraft dieses Buches und seine Fruchtbarkeit für die Allgemeinheit der Gebildeten oder Sichbildenwollenden nichts weiter gesagt zu werden. Harnack behandelt hauptsächlich Gegenstände und Fragen der Religionsgeschichte (Reformation; Johannesevangelium; Vaterunser-Text; die apokalyptischen Reiter; Goethes Religion u. a.), berührt aber auch die praktischen Staats- und Wissenschaftsprobleme unsrer Tage (Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft; Religion des Weltkrieges u. a.), immer mit dem letzten Zweck, in den Gang der Entwicklung einzugreifen, d. h. die überlebte oder hemmende Vergangenheit abzustoßen, die Gegenwart zu bereichern, die Zukunft umsichtig und verantwortungsbewußt vorzubereiten.

»Führende Denker und Forscher« nennt sich eine Kette von Abhandlungen und Reden, die der Berliner Philosophieprofessor Alois Riehl in den Schrein eines Buches gelegt hat (Leipzig, Quelle & Meyer). »Kette« darf man sagen, denn die einzelnen Glieder des Geschmeides greif n ineinander, so weit ein Plato von Giordano Bruno, ein Galileo Galilei von

Kant, ein Fichte von Robert Mayer, ein Rudolf Haym von Helmholtz entfernt zu sein scheint. Auch das ist diesen nach der Zahl der Musen abgemessenen Lebens- und Ideenbildern trotz allen Altersunterschieden in Stil und Ton der Darstellung gemeinsam: sie alle bringen beherzt und ohne Umschweife auf den Kern der Persönlichkeit, die Seele ihres Lebens- und Gedankenganges, und die Sprache bleibt auch bei den schwierigsten Stoffen und Problemen so durchsichtig, daß selbst der philosophisch nur bescheiden Vorgebildete der Darstellung ohne große Mühe folgen kann.

Der Eingang zur deutschen Volkskunde führt durch das deutsche Dorf. Wir haben schon eine Reihe guter Bücher darüber: Sohnreys »Kunst auf dem Lande«, Mielkes »Deutsches Dorf«, Beckeraths »Niederdeutsches Dorf«, abgesehen von älteren Darstellungen bei Riehl, Allmers, Schwindrazheim u. a. Gustav Wolf, kein Gelehrter, sondern ein praktischer, aber mit sicherem ästhetischem Geschmack ausgerüsteter Baumeister, in seinem bei R. Piper in München erschienenen Buche »Das norddeutsche Dorf«, das über das niedersächsische Volkstum oft hinübergreift in die Ostmarken, Schlesien und Sachsen, das nördliche Hessen und Thüringen, geht eigne Wege. Durch die äußere Anlage der bäuerlichen Siedlungen bringt er ins Innere des einzelnen Bauernhauses selbst ein, in seine Raumgliederung, an seine Feuerstätte, um das Dorf schließlich als Spiegel der Wohn- und Wirtschaftsweise, der Stammesart und der Gesinnung zu begreifen. So ergibt sich eine dem ungelehrten Leser gewiß erwünschte gedrängte Überschau, die manches von dem geschichtlichen und volkskundlichen Ballast der bisherigen Veröffentlichungen über Bord werfen darf, um schneller zu seinem Ziel zu kommen, nämlich Eigenart und Schönheit der Gestaltungen aufzudecken, mit denen so viele Bauerngeschlechter unser Vaterland wohnlich gemacht haben. Nicht Lyrik und Romantik des Dorfes stehen hier im Vordergrunde — die mögen aus den 167 Bildern sprechen —, sondern klare, gliedernde, unterscheidende Grund- und Anschauungsbegriffe, die uns die Augen öffnen für den noch vorhandenen Reichtum gesunder volkstümlicher Wohnformen und Wege weisen für unsre höchste Gegenwartsaufgabe, das Siedeln.

Über literarische und künstlerische Vernachlässigung darf sich die (einst stiefmütterlich behandelte) niederdeutsche Landschaft heute nicht mehr beklagen. Zwei Verleger sind es vor allem, die sich erfolgreich bemühen, ihre Schönheiten unter die Leute zu bringen: Schünemann in Bremen und Holzwarth in Rothenfelde. Neuerdings haben sie sich sogar friedlich zusammengetan, um Fritz Mielerts Feder und Kamera den Hochgesang »Du schönes Niederdeutschland« anstimmen zu lassen (ein etwas kühnes Bild; aber Mielerts Sprache hat noch kühnere). Erschienen sind bisher drei Quartbände dieser Landschafts- und Kunstbücher, jeder mit zahlreichen meist vortrefflichen Abbildungen nach künstlerischen Aufnahmen: einer über Hannover, Oldenburg, Bremen, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, einer über Lübeck, beide Mecklenburg, Lauenburg, Vorpommern mit Rügen, Usedom und Wollin, einer über Hamburg und Schleswig-Holstein, wobei Hamburg etwas zu kurz kommt und die blumige Sprache sich schlecht mit dem Charakter des Landes und Volkes verträgt. — Daneben laufen bei Schünemann Mappen mit Federzeichnungen aus den »Niederdeutschen Gauen« von Otto Kaule, der Heidebilder, von Albert König, der Wald-, Moor- und Wiesenlandschaften, und von Ernst Petrich, der die Küstendörfer und -städtchen Ostfrieslands bevorzugt.

Je weltentrückter, in sich abgeschlossener ein Gebiet ist, desto wertvoller wird es für die Volkskunde. Handelt es sich vollends um ein Berg- und Hochland, so schwelgt sie in Entzücken. »Wenn die Mittagssonne der Zivilisation die Ebene bereits versengt hat,« sagt Riehl, »dann wird von den kulturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines naturfrischen Volksgeistes wie Waldluft wieder neubelebend über sie hinwehen.« Dem Solling, dem Waldbollwerk des Weserlandes, ist in seinem getreuen Heinrich Sohnrey mit dem geschulten Folkloristen zugleich auch der Heimatdichter erstanden, und dieser glücklichen Gabenvereinigung verdanken es »Die Sollinger«, daß ihre Bräuche und Sitten in den Volksbildern, die Sohnrey bei der Deutschen Landbuchhandlung nunmehr zu einem stattlichen Bande zusammengefaßt hat (Berlin SW 11), nicht bloß, wie es in ähnlichen Fällen schmerzlich oft geschieht, in gelehrtem Scheidewasser analysiert, sondern mit dichterischer Gestaltungskraft zu lebensvollen Gebilden kristallisiert werden. Hätte Sohnrey mit seinen Sollingforschungen nicht schon in den achtziger Jahren als junger Bergdorfschulmeister begonnen, heute hätte auch er mit seinem scharfen Blick und seiner feinen Witterung manches von den ursprünglichen Überlieferungen nicht mehr aufgefunden. Um so verdienstvoller dies in seinem Inhalt so naturwahre, in seiner Form so anmutige Buch.

Für ein paar gute neue, selbstverständlich reich illustrierte Reisewerke sorgt der Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, der auf diesem Felde noch immer die Führung hat. Das eine dieser Werke kommt von Sven Hedin. Doch berichtet er diesmal nicht über eigne Reisen und Forschungen, sondern erweckt das Ge-

dächtnis eines seiner geographischen Vorgänger, des Schweden Bengt Bengston Oxenstierna aus dem 17. Jahrhundert. Es ist der erste Versuch, das Dunkel zu zerstreuen, das bisher über Leben und Fahrten Bengts lag, des Reise-Bengt, wie der Orientfahrer in seiner Heimat spöttisch genannt wurde. Diese Verspottung hat es Bengt verwehrt, sein Reisetagebuch herauszugeben, und die Handschrift selbst ist verschollen. So sind es wirklich, wie der Titel des Hedinschen Buches sagt, »Verwehte Spuren«, die hier mit Hilfe genauer Forschungen und eigner Erfahrung wieder aufgedeckt werden. Auf all den Wegen, die Bengt in Vorderasien verfolgte, auf der Straße zwischen Schiras und Bender Abbas ist Hedin selbst dreihundert Jahre später gewandert, und so durfte er sich wohl mit etwas Phantasie und dem ihm eignen Erzählertalent zutrauen, Bengts abenteuerliche und doch exakte Berichte zu rekonstruieren. Dahinter aber steigt, erst wie ein Schatten, dann deutlicher der Mann selbst auf, dieser kühne und originelle Pfadfinder und Bahnbrecher aus uraltem Geschlecht, der, mit dem Rüstzeug deutscher Bildung versehen, als einer der ersten wissenschaftlich geschulten Europäer diesen Weg ging und uns namentlich die Heldengestalt des persischen Schahs Abbas des Großen nahebrachte, der dann aber auch, wieder daheim, als Gouverneur von Augsburg (von Gustav Adolf ernannt) und als Generalgouverneur von Livland seine Verwaltungskunst bewährt hat.

Das zweite Brockhaussche Verlagswerk gilt der Polarforschung. Auch in diesen beiden Bänden von etwa 800 Seiten Text mit 120 Abbildungen und 8 Karten führt ein Nordländer das Wort: Vilhjamur Stefansson, der es fertiggebracht hat, mit dem leichtesten Gepäck und dem bescheidensten Proviant fünf Jahre im höchsten Norden zu leben und zu forschen, weil er es verstand, das Land und Meer selbst für sich und seine Leute sorgen zu lassen. Und neu, wie seine Ausrüstung, ist auch die von ihm heimgebrachte Anschauung von der Antarktis. Wo andre nur Eis und Tod sahen, sieht er »Länder der Zukunft«, die einmal berufen sein werden, den verarmten Gebieten der heutigen Zivilisation reiche Zufuhr an Lebensmitteln zu bieten. So darf man wohl sagen, daß dieser »Revolutionär der Polarforschung« den unwirtlichen Raum um den Nordpol, der so viele Entdecker- und Forschertragödien gesehen, in ein Land verwandelt hat, wo es sich ebenso gut leben läßt wie in der übrigen Welt. Schon die »blonden Eskimos« und ihre Tierwelt begegnen uns hier viel freundlicher und »kultivierter« als in früheren Polarwerken. Köstliche Geschichten weiß Stefansson von ihnen zu erzählen, und für ihre naturverschwisterte Überlegenheit gibt er aus seinem freundschaftlichen Umgang mit ihnen schlagende Belege. An gefahrvollen und abenteuerlichen Erlebnissen fehlt es deshalb keineswegs. Schiffe, Leute und Ausrüstung gingen verloren, und der Rest der Begleiter zersplitterte sich in Unbotmäßigkeit gegen Stefanssons anscheinend irrsinnige Pläne, die dann doch — dank ihrer Einfachheit — den Sieg errangen.

Was Bölsche für die Biologie, das ungefähr ist Artur Fürst für die Technik: kein Fachmann, sondern ein Amateur, aber einer in höherem und feinerem Sinne des Wortes: ein Liebhaber, Kenner und Pfleger. Gleich wenn man den ersten Band seines neuen Werkes »Das Weltreich der Technik« (Berlin, Ullstein) aufschlägt, spürt man das zärtlich-leidenschaftliche Liebeswerben um den Gegenstand, das dem Fachmann bald einschläft, spürt man die dem Spezialisten verwehrte Allgemeinvertrautheit mit den verschiedensten Zweigen der Werkkunde, die innige Freude an den Dingen und das glühende Verlangen, diese Freude an ihren Wundern, Geheimnissen und Schönheiten auch andern zu überpflanzen. Da das aber nur auf dichterischem Wege geschehen kann, so tritt nun hier die Gabe in Kraft, die erst das Kennzeichnende und Entscheidende für diesen Schriftsteller ist: seine nachschöpferische Phantasie und seine mit poetischen Mitteln arbeitende Darstellungskunst. Dieser erste Band, mit etwa tausend Abbildungen und zwei Dutzend großen, zum Teil farbigen Bildtafeln ausgestattet, behandelt den Verkehr im Draht und im Äther, also Telegraphie und Telephonie in Entwicklung und Gegenwart — ein Gebiet, das man dem Laien mit den Hebeln und Schrauben der doktrinären Wissenschaft nie erschließen wird, dem er sich aber mit Entzücken in die Arme wirft, wenn er, wie hier, einen Führer findet, der mit ihm experimentiert und entdeckt, mit ihm staunt und sich mit ihm begeistert, es auch nicht verschmäht, mit Witz und Humor gelegentlich den scherzhaften Erscheinungen nachzugehen und lehrreiche Allotria zu treiben. Ein Buch für den Laien (das sich in der exakt wissenschaftlichen Anlage z. B. mit dem monumentalen Mietheschen Werke nicht vergleichen läßt) — aber eins, das auch das Schwierigste, Verwickeltste und Neueste verständlich, anschaulich und lebendig macht.

Die Tausend Bunten Büchlein nennt sich — hoffentlich mit einiger Übertreibung in der runden Zahl — eine Bilderbücher-Sammlung des Wiener Rikola-Verlages. Es sind alles Kinder eines und desselben Vaters: Wilhelm Kaubers hat sie herausgegeben, verfaßt und illustriert, diese schmalen, zierlichen Pappbändchen in Albumformat. Mit den Tex-

ten steht es manchmal nicht zum besten; lustige Reime statt der kahlen Prosa wären den Kindern gewiß erwünschter gewesen. Auch die durchweg farbigen Bilder sind, nach den uns vorliegenden Probebändchen, nicht gleichmäßig gut gelungen; einige sind gar zu zierlich und zerbrechlich, einige, was bei Wiener Büchern öfters vorkommt, etwas süßlich, andre dafür höchst frisch, keck und witzig, wie's die Kinder gern haben. Und die Stoffe, die Geschichtchen, die alle diese Bilder zusammenhalten? Erlebnisse aus dem Kinderleben: Szenen aus dem Puppenkleider-Salon, eine Reise in der Hutschachtel, eine Reise im Zauberkoffer, die Jagd nach dem Luftballon, der Zuckerbäcker und seine Kinder, die kleine Köchin und der große Kuchen, der Schokoladenbaum, das Milchmädchen, das Kinderdorf, der kleine Sultan (eine Hundegeschichte), Spaziergang der Spielsachen u. a. Wer herzhafte Kost sucht, wird von diesen Büchlein enttäuscht sein, aber kleine Leckermäuler haben wohl auch mal auf Marzipan Appetit.

Der Bilderbuch-Verlag von Jos. Scholz in Mainz hat auch in diesem Not- und Darbjahr sein Zaubersprüchel »Tischleinbeckdich« nicht verlernt. Da gibt es wieder ein paar neue der farbig illustrierten »Künstlerischen Volksbilderbücher«, u. a. das Grimmsche Märchen »Schneeweißchen und Rosenrot«, vereint mit den »Sterntalern«, mit Bildern von Else Mehrle, und einen Münchhausen mit Bildern von Franz Wacik. In festerem und stattlicherem Gewande begegnen uns Gullivers Reisen mit humorvollen Bildern von Hans Schroedter und das klassische Märchen »Vom unsichtbaren Königreiche« von Volkmann-Leander mit Meisterbildern von dem Dachauer Maler H. Stockmann. Auch an bunten Malbüchern fehlt es nicht, von denen mindestens zwei, betitelt »Bunte Sommerpracht« (Blumen, Obst und Schmetterlinge) und »Wir gratulieren« (Glückwunschkarten) einen guten kunsterzieherischen Geschmack bewähren. Endlich lädt ein Quartett mit »Berühmten Gemälden« in Kupfertiefdrucken (Feuerbach, Schwind, Knaus, Gebhardt, Leibl, Kalckreuth, Stuck u. a.) zum Gesellschaftsspiel und zum lehrreichen Spaziergang durch die neue Malerei ein. Manchem mögen diese Scholzschen Bilderbücher und Beschäftigungsmittel etwas »altmodisch« erscheinen; aber sie sind gesund und echt kindlich, und welcher Vater, welche Mutter, welcher Onkel knüpfte bei der Auswahl eines Kindergeschenks nicht am liebsten an die Erinnerungsfreuden der eignen Jugend an?

Um ein paar Stufen feiner, gewählter und moderner im Geschmack der Zeichnung und Farbengebung sind die Nürnberger Bilderbücher, die bei Gerh. Stalling in Oldenburg erscheinen. Da gibt es, schon in 2. Auflage, das weihnachtliche Märchen vom Traumengel (von Milly Koch und Josua Gampp), wo die Zartheit der Bilder fast ins Ätherische geht, und daneben unter dem Titel »Gretel, Pastetel« ein Bändchen mit kleinen alten und neuen Tiergeschichten in Reimen und Gedichten, die Martin Benzky gesammelt, Anneliese Stock mit lustigen und doch auch wieder ernsten farbigen Bildern übersät hat. Das Schönste dieser Art aber findet sich in dem Bändchen »Den kleinen Gästen bei fröhlichen Festen«, worin Benzky mit schlichten, einprägsamen Reimen die Festzeiten des Jahres begleitet und Hans Krieg die an Rudolf Schiestls altdeutsch-herzliche Art erinnernden farbigen Bilder dazugibt, Bilder, in denen sich frommer Ernst und stille Beschaulichkeit mit fröhlicher Laune begegnen. — In demselben Verlage bestellt Will Vesper den »Blumengarten«, eine Volks- und Jugendbücherei, in deren illustrierten Bändchen die Schätze unsrer Sagen-, Märchen- und Schwankwelt aufs neue ans Licht gebracht werden. Das Vertrauenerweckende daran ist, daß das durch Dichterhand geschieht, wie sich namentlich in der Nacherzählung der »Gudrun« und des »Ulenspiegel« zeigt, oder in möglichst getreuer Wahrung der Originalform, wie bei Bürgers »Münchhausen«. Die Federzeichnungen zu diesen Büchern sind sehr verschiedenartig: schlicht und kraftvoll die von Krieg zur »Gudrun«, geistreich, aber unkindlich die von Charl. Eytel zum »Ulenspiegel«, dürftig die von Gundermann zum »Münchhausen«.

Ein Zeichner von Gottes Gnaden, Otto Speckter, führt Feder und Stift in zwei Kinderbüchern, denen noch Lichtwark seinen Reisesegen mitgegeben hat. In Speckters Nachlaß fanden sich die Vorarbeiten für ein Bilderbuch aus dem Leben der Haustiere. Aber woher den Text dazu nehmen? Nur ein echter Poet durfte zu diesen poetischen Zeichnungen aus dem Leben der Katze, des Storches, des Huhns und der Ente seine Sprüchlein sagen. Mehr als dreißig Jahre verstrichen. Da sah eines Tags in der Hamburger Kunsthalle Gustav Falke die Blätter, und nun war zu den Bildern der Dichter gefunden, der Phantasie, Gemüt, Innigkeit und Herzlichkeit genug hatte, sie mit Versen zu begleiten. So ist erst das Katzenbuch, dann das Vogelbuch entstanden (beide bei Westermann in Braunschweig und Hamburg), und unsre klassischen Bilderbücher waren um zwei Bändchen reicher, Büchlein, die sich den Kinderbüchern von Richter und Pocci ebenbürtig an die Seite stellen, nur daß ihr Text, zumal der des Vogelbuches, wo Falke zu den niederdeutsch gefühlten und geschauten Bildern vielfach auch niederdeutsche Verse gibt, den ihrer berühmten Vorfahren an poetischem Gehalt und künstlerischer Form weit übertrifft.

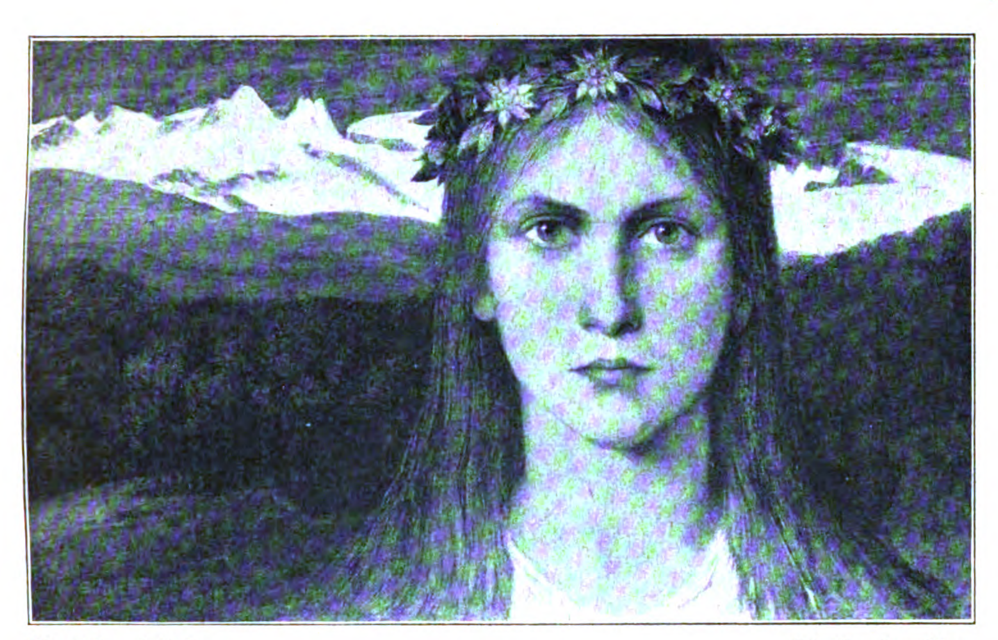
Ein Bändchen neuer fröhlicher Kindergedichte, etwas Rares in dieser trübseligen Zeit, kommt von Albert Sergel (»Unterm Holderbusch«; Berlin, Chryselius & Schulz). Es sind wirkliche Gedichte, nicht bloß Reimsel, und was das Schönste an ihnen: man merkt, daß sie im Umgang mit Kindern, bei Scherz und Spiel entstanden sind, weshalb auch die vier Namen der kleinen Sergelchen auf dem Widmungsblatt stehen. Dies Erleben bewahrt sie vor Künstelei und macht sie wie geschaffen zum Vorlesen und Auswendiglernen. Bei den Kleinen in der Wiege fangen sie an, langsam steigen sie auf, werden ernster und tiefer, bis zur Einsegnung und zum Abschied vom Vaterhaus hin. Walter Wellenstein hat die phantasiebeschwingenden Bilder dazu gezeichnet. Wie das Buch beschaffen ist, kann man ebenso gut die Kinder selbst wie junge Mütter damit beschenken.

Immer ist es eine Freude, wenn Martin Braeß, der Vogelkundige, unter den Jugendschriftstellern erscheint. Diesmal bringt er ein Buch von Musikanten und Sängern im Reiche der Tiere (Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung; mit 15 Zeichnungen von Martin Semmer). Da geigen die Heuschrecken und Grillen, da summen die Bienen und Hummeln, da gurgeln die Unken und psalmodieren die Frösche, da trommelt der Specht, schwatzt die Grasmücke, meckert die Bekassine und schmettert die Heidelerche — womit das Konzert noch lange nicht beendet ist.

Nicht zum erstenmal wird der Versuch gemacht, ein Buch zu schaffen, das den Knaben an fester Hand und doch nicht pedantisch über den schmalen Grenzrain geleitet, der Kindheit und Mannesalter scheidet. Selten oder nie bisher ist dieser Versuch so gut geglückt wie in dem von Dr. Gust. Keckeis herausgegebenen »Fährmann« (Freiburg i. Br., Herder & Ko.), einem starken, mit drei farbigen und vier schwarzen Bildtafeln sowie 90 großen Textzeichnungen geschmückten Bande. Das ist wirklich ein Ferge, dem man den zum Manne reifenden Jüngling auf der Fahrt aus dem Jugendland ins große tätige Leben anvertrauen darf, denn hier sind an ein Jugendbuch die höchsten Anforderungen gestellt.

Bongs Jugendbücherei (Verlag von Rich. Bong in Berlin) ist im letzten Jahre um ein paar neue Bände bereichert worden, die nun schon deutlicher den Weg und das Ziel der Sammlung sehen lassen: Belehrung, Natur-, Kunst-, Welt- und Lebenskenntnisse, dargebracht in einer Form, die möglichst wenig nach der Schule schmeckt. Mit der Malerei hat man angefangen, mit der Musik, der Dichtung, der Technik und der Tierkunde setzt man das Werk fort, immer mit dem Vorbehalt und der Beschränkung, aber auch mit der verantwortungsbewußten Auswahl: »was unsre Jugend davon kennen sollte.« So bringt ihr Prof. Richard Sternfeld Musiker und ihre Werke nahe; so führt sie Felix Lorenz durch den Blütengarten der Deutschen Dichter, indem er gut ausgewählte Proben deutscher Lyrik, Epik, Erzählung und Dramatik — von der Edda bis auf Hauptmann — durch kurze Lebensbilder einleitet und durch Übersichten verbindet, ohne seine jungen Leser mit toten Namen oder Zahlen zu langweilen; so geht Hans Dominik mit ihr im Wunderland der Technik spazieren, um sie mit deren Meisterstücken und neuen Errungenschaften bekannt zu machen; so weiht sie Dr. Theodor Zell, ein Mann, der wenig aus Büchern, viel aus eigenster Beobachtung und Erfahrung hat, in das Seelenleben unsrer Haustiere ein.

Um zwei neue Bände sind auch in diesem Herbst die seit 1910 bei Westermann erscheinenden Lebensbücher der Jugend bereichert worden, so daß nun bald ein halbes Hundert davon in der deutschen Kinder- und Familienstube verbreitet ist. Diesmal werden die Kleinen und die Großen bedacht. Ein neues Märchenbuch von Karl Ruhkopf, betitelt »Das Traumland der Kinderzeit« (mit zwölf schwarzweißen Zeichnungen und vier farbigen Kunstblättern von Walth. Kubbernuß), entführt die Leser und Leserinnen — denn Brüderchen und Schwesterchen können es miteinander lesen — aus dem Alltag und der Wirklichkeit auf magischen Schwingen in eine paradiesische Welt der Wunder und Geheimnisse, wo es keine Schulsorgen gibt. Es ist den Sechs- bis Zehnjährigen zugedacht, ihnen, die eben anfangen, sich Gedanken über das Leben zu machen, deshalb aber aufs Märchenhören oder -lesen noch nicht verzichten mögen, vielmehr nun erst recht nach Geschichten dürsten, die ihnen phantasievoll den Sinn und Zusammenhang der Dinge deuten und es dabei an lustigen Schnurren, Späßen und Tollheiten nicht fehlen lassen. Der zweite Band (Nr. 48) wagt wohl zum erstenmal den Versuch, Gottfried Keller, einen unsrer reifsten Erzählungskünstler, der Jugend vertraut zu machen. Das geschieht in einer Auswahl von Legenden, Märchen und Novellen, die, mit ihren Ansprüchen an Leser und Leserin langsam aufsteigend, sie schließlich emporführt zu dem lebenbejahenden Humor und der freudigen republikanischen Staatsgesinnung des Schweizer Dichters. Auch hier fehlt es nicht an Bildern, und es heißt nur der hohen künstlerischen Stellung Kellers gerecht werden, wenn sie von Sophie Rohde in freierer und originellerer Art ausgeführt sind, als es sonst Jugendbücher für gut genug befinden. F. D.



Matthäus Schiestl: Die Fee der Alpen

Von Kunst und Künstlern

Stephan Lochner: Maria im Rosenhag (vor S. 341) — Johann Schraudolph: Christus vor Pilatus (vor S. 401) — Anselm Feuerbach: Drei Engel (vor S. 333) — Moritz von Schwind: An der Gartentür (vor S. 381) — Matthäus Schiestl: Maria vor dem Kirchlein (vor S. 397) und die Fee der Alpen (S. 417) — Walther Corde: Dante (vor S. 405) — Manfred Lucian Breuer: Auf dem Heimweg (S. 418) und Winterfreuden (S. 419) — August Böcher: Ursel (vor S. 317) — Ernst Kreidolf: Die Frühlingsharfe (vor S. 373) — Adolf Menzel: Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci (vor S. 365) — Das Jahrbuch »Schöpfung« — Schillers Leben und Wirken in Zeichnungen von Karl Bauer

Lieblicher hat keiner von unsern altdeutschen Meistern die zarte Schwärmerei der Marienverehrung auszudrücken vermocht als Stephan Lochner (geb. um 1400 in Meersburg am Bodensee, gest. 1451 in Köln). Er malt die Jungfrau, wie sie lauschend die feine, schmalfingrige Hand emporhebt, um die leise geflüsterten Worte des Engels der Verkündigung besser zu hören; er gibt der Madonna ein Veilchen in die Hand; er läßt die Muttergottes neben der Krippe, draus Öchslein und Esel fressen, vor dem neugeborenen Kinde knien, mit einer rührend schlichten und innigen Gebärde der Anbetung.

Die Krone der Lochnerschen Madonnendarstellungen aber ist die Maria im Rosenhag. Da hebt sich aus dem leuchtenden Goldhintergrunde ein zartes, wie aus Glas gesponnenes Laubgitter heraus, durchrankt von Lilien und roten Rosen. Maria, in einen weitfaltigen himmelblauen Mantel gehüllt, sitzt darunter auf einer Rasenbank und hält auf dem Schoß das nackte Jesuskind, dessen blondgelocktes Köpfchen von einer breiten goldenen Gloriole umgeben ist. Auf dem Haupte, über dem von schlichtem blondem Haar umrahmten liebreizenden Antlitz trägt sie eine zierlich gearbeitete kostbare Krone, auf der Brust unter dem Ausschnitt eine Spange, ein Kleinod, das mit dem Einhorn, dem Sinnbild der Unschuld, geziert ist. Und ein Bild mädchenhafter Unschuld ist sie selbst, diese züchtig den Blick niederschlagende, schämig befangene junge Mutter, die das Wunder auf ihrem Schoße so behutsam anfaßt, als fürchte sie, es zu zerbrechen. Das Christuskind aber sitzt ganz unbefangen kindlich da, im linken Patschhändchen ein rosig angehauchtes Äpflein, das es wohl von einem der sieben geflügelten Engel empfangen hat, die sich anbetend, bewundernd oder zutraulich schenkend über die Bankbrüstung zu ihm neigen. Doch damit nicht genug der Huldigung. Auch auf dem mit blauen, roten und gelben Blumen gesprenkelten Rasen kauern Engel mit apfelrunden Kindergesichtern und bringen dem Jesulein auf Orgel, Harfe, Laute und Zupfgeige ein Konzert dar, wie es unsre alten Marienlieder so gern beschreiben:

Vom Himmel hoch, o Engel, kommt!
Eia, eia, susanni, susanni!
Kommt, singt und klingt, kommt, geigt und trommt,
Alleluja, alleluja!
Von Jesu singt und Maria.
Kommt ohne Instrumente nit,
Bringt Lauten, Harfen, Geigen mit,
Laßt hören eure Stimmen viel,
Mit Orgel und mit Saitenspiel.
Die Stimmen müssen lieblich gehn
Und Tag und Nacht nicht stillestehn ...



Manfred Lucian Breuer: Auf dem Heimweg

Doch auch von oben her nimmt die himmlische Liebe teil. Gottvater selbst läßt die weiße Taube des heiligen Geistes herabflattern, und zwei schwebende Engel, die den goldbrokatenen Vorhang raffen, blicken segnend nieder auf Mutter und Kind und ihre himmlischen Gespielen.

Das alles, zumal die Blumenranken, die Schmuckstücke, die Engelflügel, die Musikinstrumente, ist in schmelzartig klaren Farben mit dem gewissenhaftesten Fleiß und der größten Sorgfalt durchgearbeitet und zeugt von einem Künstlergemüt, das keinen Pinselstrich ohne Liebe und fromme Andacht tun konnte.

Von Johann Schraudolph (1808 bis 1879), dem Zeit- und Stilgenossen der Wilhelm Kaulbach und Peter Heß, haben wir erst jüngst, im Oktoberheft 1923, gesprochen. Was dort über seine religiösen Tafelbilder gesagt worden ist, gilt auch von seinem »Christus vor Pilatus«, den wir nun aber, um auch Schraudolphs Koloristik zu zeigen, farbig bringen.

Das Blatt »Drei Engel« ist nach einer wenig bekannten Handzeichnung Anselm Feuerbachs, einer Pastellstudie, wiedergegeben. Auch hier haben wir die farbige Wiedergabe gewählt, weil gerade in den duftigen Tönungen die Hauptreize der Zeichnung liegen.

Das Blatt »An der Gartentür« ist mit das erste Denkmal der Freundschaft zwischen Eduard Mörike und Moritz von Schwind, die auch eine innere künstlerische Verwandtschaft war. Denn auch in Mörike lebte eine Malersehnsucht, ja, er war, ähnlich wie Keller, lange mit seinem Schicksal darüber unzufrieden, daß es nicht statt eines Dichters einen Maler aus ihm machen wollte; in Schwind, dem Malerpoeten, ist diese seine Unzufriedenheit zur Ruhe gekommen: »Du ließest mich, o Freund,« heißt es in einer an ihn gerichteten Verswidmung vom Jahre 1868, »was mir für mein bescheiden Teil an Kunst gegeben ward, in diesem reinen Spiegel sehn. Den alten Sparren bin ich los für alle Zeit, so dünkt es mich.« 1863 hatte sich diese Freundschaft angebahnt, einige Jahre darauf gab Schwind ihr in seiner Sprache Ausdruck, indem er dem Dichter Ende Januar 1867 drei Zeichnungen übersandte: eine zum »Sicheren Mann«, eine zu »Erzengel Michaels Feder« (Schön-Rahel), als dritte — ja, über die Bezeichnung konnte der Maler selbst nicht gleich mit sich ins reine kommen: »Ode an Mörike oder so was dergleichen«. Jedenfalls sollte sich gerade in diesem dritten Blatt eine besondere Verwandtschaft zwischen den beiden Künstlern offenbaren. Denn die Gartenpforte, vor der wir stehen, ist die des Pfarrhauses von Cleversulzbach, und in diesem Bilde hat Schwind die ganze Idylle des pfarramtlichen und dichterischen Daseins Mörikes zu einer wundervollen Sym-

phonie zusammengefaßt. Das breitbedachte, behäbige Pfarrhaus, das schlichte Kirchlein mit dem alten Turmhahn und die Lieblingsbuche aus dem Garten sind zum geschlossenen Grunde gestaltet, vor dem die Muse als hohe Pilgerin erscheint und aus der beiden Kinder Hand den Blütenstrauß und einen Trunk empfängt. Eine echt Schwindsche Frauengestalt mit vollen, anmutigen Formen und edlem Faltenwurf des Gewandes. Hinter ihr Amor, das schelmische Bübchen — sein Flügelchen an der rechten Schulter verbirgt sich nicht — als Tintenverkäufer verkleidet, mit dessen »Loser Ware« (»Tinte! Tinte! wer braucht! Schön schwarze Tinte verkauf' ich«) dem Dichter gleich alles zum Liebesbrief, zum Erotikon wird. Die Muse steht an der »musikalisch mannigfach begabten« Gartentür, die, auf rost'gen Angeln schwer sich drehend, den Dichter vorzeiten mit dem Anfang der Arie »Ach nur einmal noch im Leben« aus des geliebten Mozarts »Titus« zärtlich angesprochen hat. Links am Zaun blüht der Rosenstrauch, »der schon erlesen — denk' es, o Seele! — auf deinem Grab zu wurzeln und zu wachsen«. Auf den Stockbrettern vor den Fenstern des Hauses sonnen die Essigkolben und -krüge des Präzeptors Ziborius aus der »Häuslichen Szene« ihre gläsernen Bäuche, und ganz vorn auf der Bank liegt neben einem Buch der herzhafte Rettich, mit dem der Dichter nach saft- und kraftloser Gedichtlektüre sich das Gedärm »restauriert«. Die Hauskatze unter der Bank, die sich das Gesicht putzt, mag noch an das »Mausfallen-Sprüchlein« gemahnen (»Witt witt! Meine alte Katze tanzt wahrscheinlich mit«).

Die drei Blätter erschienen im Frühjahr 1869 bei Bruckmann in München unter dem Titel »Das Pfarrhaus von Cleversulzbach. E. Mörikes Freunden gewidmet von Moritz von Schwind«, und jetzt schwang sich die zuweilen etwas träge Muse des Dichters endlich zu dem längst geplanten poetischen Dank an den Maler auf:

Zuvörderst zeigt sich eine hohe Pilgerin
am Gartenpförtchen, mütterlichen Blicks den Strauß
hinnehmend aus der Kinder Hand und einen Trunk,
(so gut, als wir ihn eben haben hierzuland) ...

Wir entnehmen diese Deutung und Erläuterung des Blattes, wenigstens in ihren Hauptzügen, der stimmungsvollen Einleitung, die Walther Eggert Windegg dem von ihm kürzlich bei C. H. Beck in München herausgegebenen Mörike-Album von Moritz von Schwind vorausgeschickt hat. Das ist ein Kunst- und Literaturdenkmal, ein Weihgeschenk in der Kapelle der Dankbarkeit, wie es einer Dichter-Maler-Freundschaft kaum schon so lieblich und innig zuteil geworden ist. Es gibt »Prachtwerke«, die prunkender und protzender sind, aber es gibt schwerlich eins, das mehr Seele, mehr Anmut, mehr Herzenskultur hätte als dieser schmale, aber gewichtige Folioband, der außer den drei Cleversulzbacher Blättern noch zwei Zeichnungen zu dem Märchen »Der Bauer und sein Sohn«, sieben Zeichnungen zur »Wahren und anmutigen Historie von der schönen Lau« und eine zu der Erzählung »Lucie Gelmeroth« bringt, alle unmittelbar nach den Originalen in hand- und tongetreuen Lichtdrucken. Mehr als ein Viertel dieser herrlichen Zeichnungen, aus denen uns der seelenvolle Schöpferatem der Schwindschen Kunst entgegenweht, tritt hier zum erstenmal vor die Öffentlichkeit; auch die andern schlagen mit ihren weichen, melodischen Linien die bisher allein bekannten harten Rauheschen Kupfer weit aus dem Felde. Dies Mörike-Schwind-Album unterm deutschen Weihnachtsbaum, und es muß hell um ihn werden, brennte auch keine einzige Kerze auf seinen Zweigen.

Matthäus Schiestls Gemälde »Maria vor dem Kirchlein«, eine Arbeit aus dem Jahre 1900, ist eine Art weltlicher Vorstudie zu dem in der »Legende« von 1914 mit frommer



Manfred Lucian Breuer: Winterfreuden

Inbrunst behandelten Stoff. Die Legende erzählt, wie drinnen im armen Bergkirchlein ein gar liebliches Holzbildchen stand, Maria mit dem göttlichen Kinde. Feierlich thronte die Jungfrau all die Wintertage über auf dem Altar, und das Kindlein auf ihrem Arm war still und geduldig. Als aber der Frühling kam und um das Kirchlein die Knospen sprangen und die Vögel sangen, da ward es dem Knaben da drinnen zu eng und finster, und die Jungfrau-Mutter stieg vom Altar, trat vor das Kirchlein und ließ sich auf dem großen Wiesenstein nieder, derweil das Christkindlein Blumen pflückte und sie seiner lieben Mutter brachte. — Die »Fee der Alpen«, dies feine und doch große Antlitz der Bergjungfrau, von Alpenwäldern umrauscht, vom Firnenschnee umleuchtet, vom Duft der Brunellen und Enziane umweht, darf als Lebenssinnbild Schiestlscher Kunst überhaupt gelten. Der Stoff hat die Seele des Künstlers lange beschäftigt. Schon das Skizzenbuch von 1892 zeigt, wie wir aus Oßwalds Schiestl-Buch wissen, eine Alpenfee, noch ganz in der breiten Landschaft verloren; dann kehrt sie immer wieder, 1895 mit dem Verslein:

Ich leb' von Rautenblüt'
Und schlaf' auf Edelweiß,
Und was i trink', das kimmt
Vom Gletschereis.

Kein schrofferer Gegensatz zu diesem naturhaft heiteren und schlichten Mädchenantlitz als der Dantekopf von Walther Corde in seiner düster-dämonischen Gewalt und seinem schicksalsstrengen, um das Diesseits und Jenseits wissenden Ernst, der sich auf Stirn und Mund, vor allem aber in dem mächtigen, durchbohrenden Auge ausprägt. Goethes von einer erzwungenen Bewunderung eingegebene Worte kommen uns ins Gedächtnis: »Dantes widerwärtige, oft abscheuliche Großheit« ...

Schließlich ein freundlicher, idyllischer Ausklang: Manfred Lucian Breuers Schattenrisse oder Schattenzeichnungen. Da werden das deutsche Märchen und die winterlichen Kinderfreuden lebendig, die nicht fehlen dürfen, wenn, wie unser Heft es möchte, ein Bilderkranz um das Weihnachtsfest und seine ernsten und festlichen Stimmungen geschlungen werden soll.

Die übrigen Kunstblätter, August Böchers Kinderbildnis »Ursel«, Ernst Kreidolfs »Frühlingsharfe« und Adolf Menzels »Tafelrunde von Sanssouci«, finden ihre Erläuterung in eignen Aufsätzen.

Die religiöse Kunst der Gegenwart, die freilich einstweilen noch mehr von der Sehnsucht und Hoffnung als von der Erfüllung lebt, hat sich eine Art Zentralorgan in dem Jahrbuch »Schöpfung« gegründet (1. Band mit 64 Wiedergaben von Kunstwerken; Berlin, Furche-Verlag). Der Herausgeber Oskar Beyer, dem wir schon ein gehaltvolles Buch über die religiöse Landschaft verdanken, hat sich für dieses literarische Pantheon religiöser Ausdruckskunst — denn so etwas möchte das Unternehmen werden — mit gar verschiedenen Mitarbeitern verbunden, mit gründlichen und zuverlässigen Kunstkennern, wie Wilh. Waetzold, Paul Ferd. Schmidt, J. Meier-Graefe, Wilhelm Niemeyer u. a., aber auch mit etlichen Kunstschwärmern, die hier, wo sie den Weg ins Überweltliche frei haben, allen Boden unter den Füßen verlieren. An Mannigfaltigkeit und Weitherzigkeit für den Begriff »religiöse Kunst« fehlt es nicht: alle Zeiten und alle Erdgegenden sind hier vertreten, von Nowgorod und China bis nach Japan und Java, von Botticelli und Grünewald bis zu Otto Lange und Münsterman. In den (nach neuester Mode in den Text eingeklebten) Abbildungen ist Glänzendes und Wundervolles geleistet; den Aufsätzen gegenüber, zumal da, wo sie ins Allgemeine und Grundsätzliche schweifen, wird man guttun, sich mit Kritik und Vorsicht zu rüsten. Aber das ist vielleicht nur ein Reiz mehr für die Leser.

In 16 Zeichnungen schildert Karl Bauer, nachdem er sich in solchen graphischen Dichterlebensbildern zunächst mehrfach an Goethe versucht und geschult hat, nun auch Schillers Leben und Wirken. Die bei Jos. Scholz in Mainz erschienene Mappe begleitet den Dichter von der Karlsschule und seiner ersten Begegnung mit dem Herzog Karl Eugen über die Räubervorlesung im Bopser Wäldchen, den heimlichen Abschied von der Mutter, den Aufenthalt bei Körner in Loschwitz, über Darmstadt (Begegnung mit dem Herzog Karl August) und Rudolstadt, Jena (Begegnung mit Goethe), Leipzig und Weimar bis auf sein Totenbett. Alles Physiognomische ist, wie immer bei Bauer, vortrefflich; die Gruppen und Szenen, wie der Abschied, die Unterhaltung bei Körners und die Begegnung mit den Lengefeldschen Schwestern in der Laube, zeigen manchmal einen moderngenrehaften Zug, der das Monumentale vermissen läßt und Schillers Größe leise ins Novellistische oder Sentimentale herabzieht. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

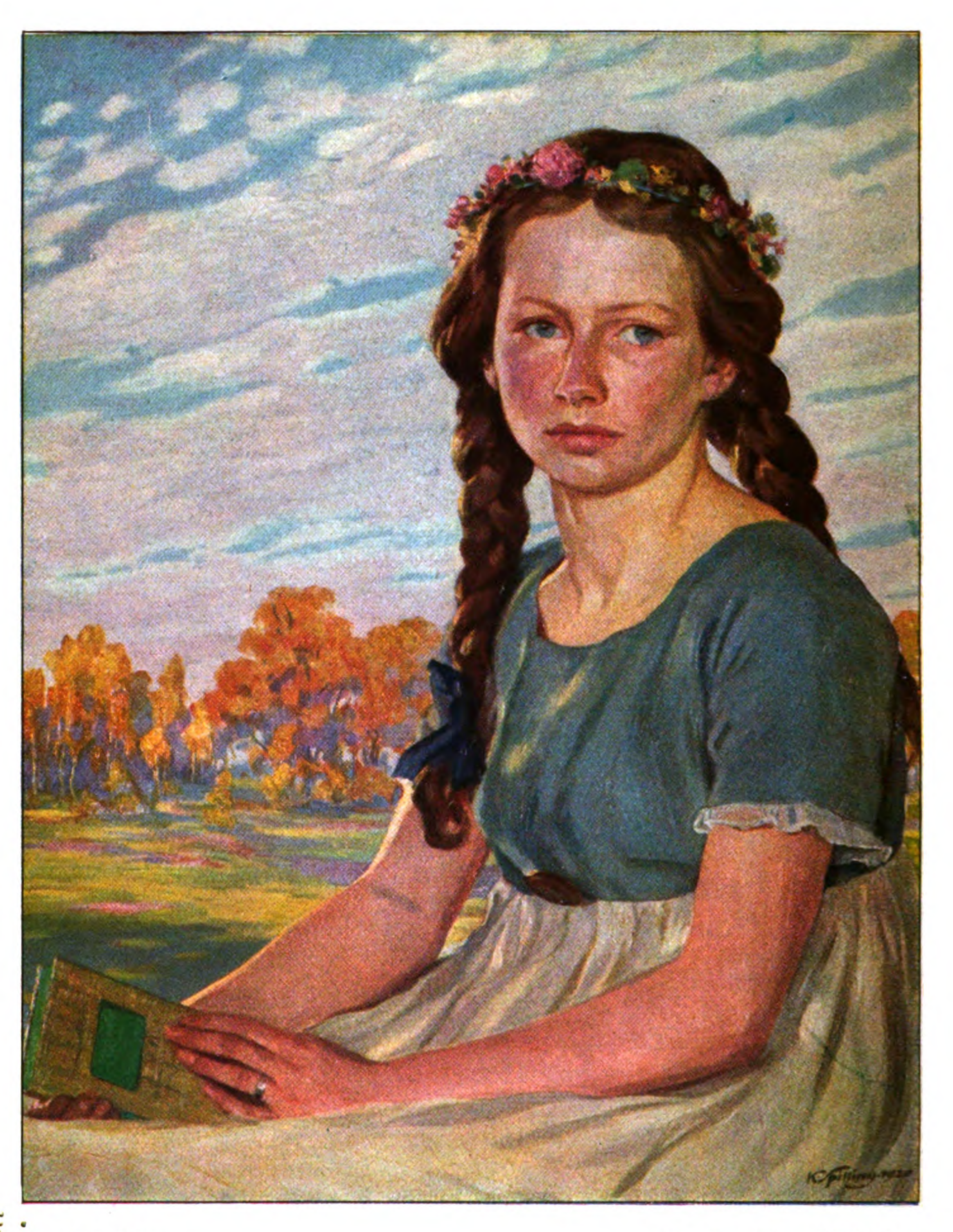


Januar 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Karl Spilling: Ein deutsches Mädchen



Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 809 Jan. 1924

Porzellanpeters Primadonna

Von Anders Heyster

Schönhalden, Januar 19..

Lieber Hilmar!

Ich schreibe dir vom Bett aus, mit Meißner Porzellan als Unterlage. Muß verflixt unbequem sein, denkst du, so eine Suppenterrine unterm Briefbogen. So denkst du. Und dann erst kommt dir der Gedanke: was mag ihm wohl fehlen? Nun, es fehlt mir jetzt nicht mehr allzuviel; hauptsächlich Unterhaltung, deshalb schreibe ich an dich. Es fehlte zwar nicht viel, so fehlte mir ein Bein; ist aber noch glimpflich abgelaufen. Laß mich kurz erzählen.

Zwei Tage vor Weihnachten schlendere ich durch die belebten Straßen, das heißt, ich patsche durch den von Tauwetter und Menschenfüßen zu einem grauen Brei umgewandelten Schnee, den uns die Woche vorher gebracht hatte. Es macht bei jedem Schritt quietsch, und die vorübersausenden Automobile spritzen den unbemittelten Städter, der die Bürgersteige bevölkert, von oben bis unten voll Dreck. Natürlich bleibt man trotzdem vor den Schaufenstern stehen, und auch ich überlege: was gönne ich mir armen einsamen Mann zu Weihnachten?

Ein eigentümlicher Zufall wollte es (lache bitte nicht, lieber Hilmar!), daß ich mich bei einer Stockung des Verkehrs gerade vor dem großen schönen Eckladen befand, du kennst ihn ja, an der Einmündung der Breiten Straße (jetzt sehe ich, wie du doch lachst). Nun ja, was konnte ich Besseres tun, als mir die schöne Auslage betrachten und mich an den großen und kleinen Sachen und Sächelchen von Sèvres, Kopenhagen, Wien und Meißen zu erfreuen, die, obwohl alle vom gleichen Grundstoff, doch so verschieden sind, je nach ihrem Vaterland; genau wie die Menschen, die ja auch in jedem Lande anders sind, obschon sie ursprünglich auch alle aus Ton oder Lehm geformt sind, nur nicht so schön wie die Porzellanwunder in dem Laden da. Das unschöne Drängen unschöner Menschen um mich und an mir vorbei wurde mir so unerträglich, daß ich einen Schritt weiterging, und zwar gerade in den Porzellanladen hinein, dessen weite Tür sich öffnete, ich weiß nicht wie. Eine Kleinigkeit für Weihnachten wird sich drinnen wohl finden, dachte ich so für mich. Und als ich nach geraumer Zeit wieder herauskam, hatte ich richtig ein sorgfältig verpacktes, mit blauen Litzen verschnürtes Paket unter dem Arm.

Ich dachte nur an Schönes, als ich mit meinem neuerworbenen Schatz im Arm auf die Straße kam. Kennst du die Primadonna aus der Großen Königlichen Manufaktur? Wie sie, das Notenheft in den vorgestreckten Händen, aus dem in ruhigen Linien herabfallenden Konzertkleid sozusagen heraustretend, alles hinter sich lassend, mit edler Kopfhaltung den Augenblick des Wunders ihrer Stimme erlebt. Die also hatte ich im Arm. »Achtung!« — rief man von irgendwoher. Aber ehe ich mir Rechenschaft darüber geben konnte, ob der Mahnruf mir gelte, prasselte ein kalter Schauer über mich, dicht an meinem Ohre krachte es polternd auf das Pflaster. Durch das Tauwetter gelockert war eine Schneeschicht vermischt mit Eisklumpen vom Dach des Eckhauses

abgerutscht; das Getöse in der Luft hatte die Leute in der Straße gewarnt, so daß sie sich schnell retten konnten, während ich gerade im fatalen Augenblick den Laden verließ. Ich machte einen Satz zur Seite, glitschte auf dem glatten Pflaster aus und schlug der Länge nach hin, immer das Paket haltend. Gleich darauf sauste ein neuer lawinenhafter Schneerutsch vom Dache, gerade neben mir zerschellte ein scharfkantiges Eisstück von beträchtlicher Größe. Der Arzt sagte mir später, daß an meinem Bein nichts mehr zu retten geblieben wäre, wenn mich dieser Eisblock erwischt hätte. So mußte ich zufrieden sein, daß man mir auf die Beine half und mich ins Spital beförderte. Ein komplizierter Rippenbruch wurde festgestellt, der mir böse Nächte und schmerzhafte Tage bescherte. Das waren meine Weihnachtstage!

Vier Wochen ist's jetzt her, und ich kann dir sagen, es war kein Vergnügen. Seit vorgestern aber bin ich wieder in meiner Wohnung, oder wenigstens in meinem eignen Schlafzimmer und eignen Bett. Das ist ein so großer Fortschritt, daß ich meinen Humor sogleich wiederfand und ihn nun an dir auslassen muß.

Du hattest natürlich keine Ahnung von alledem, als du mir zum Neujahr so ausführlich schriebst und manche Jugenderinnerung in mir wecktest, die mir mein Krankenlager versüßte. Ja, ich mußte sogar einmal laut lachen, obschon mir's wegen der Erschütterung streng verboten war. Als ich nämlich von der braunen Nelly las, von der du schreibst, daß sie an das Konservatorium nach Schönhalden komme. Zuerst mußte ich mich anstrengen, um mir das Mädchen wieder vorzustellen, so lange ist es her: aber dann fiel mir gleich etwas Lustiges von ihr ein, und ich lachte herzhaft.

Du wirst dich jenes Ereignisses vielleicht gar nicht mehr erinnern, es ist schon Jahrzehnte her. Aber ich sehe es noch deutlich vor mir. Du und ich schlugen eine unsrer beliebten Bleisoldatenschlachten im Hinterstübchen meines Elternhauses in der Schmiedgasse. Weißt du noch, das Stübchen mit den hellblaugetünchten Wänden und dem ins Nebengäßlein gehenden einzigen Fenster? Es war meine Wohn-, Schlaf-, Arbeits-, Spiel-, Laubsäge- und Dichterstube, doch bot sie genügend Raum für ein weit angelegtes Schlachtfeld zweier feindlicher Heere. Du hattest die Preußen mit den Pickelhauben, und ich mußte die Franzosen führen, was mich aber nicht störte, denn ich freute mich an den roten Hosen der Infanterie und an den blau und roten Uniformen der Zuaven mit ihren kuriosen Mützen. Du hattest außerdem eine neue großkalibrige Kanone mitgebracht, die du von deinem Messegeld erstanden hattest. Es war viel zu grobes Geschütz für unsre Mannschaft, auf die man höchstens mit Kirschkernen schießen durfte; du aber konntest einen Pflaumenstein in das Riesenrohr laden, und ich ließ dich gewähren. Gleich beim ersten Male kam das Geschoß aus der Bahn, flog weit über den Köpfen meiner »Grande Armée« in die entfernteste Ecke des Zimmers, wo ein Eckbrettchen mit meinen Nippsachen hing, und riß einem nagelneuen porzellanenen Figürchen — es stellte einen Polen in roter Pelzjacke und Mütze dar und war ebenfalls erst auf der Messe erworben — radikal den Kopf ab. Jetzt, da ich dir's erzähle, wird es wohl deine Erinnerung daran auffrischen und du wirst daran denken, wie unglücklich ich war und wie ich verdrossen zum kleinen Fenster hinausblickte und nicht mehr mitspielen wollte. Heut noch ist mir die Szene gegenwärtig und der positive Schmerz, den ich beim Anblick des geköpften hohlen Polen empfand. Deine schüchternen Beruhigungsversuche blieben erfolglos. Ich kämpfte mit den Tränen. Da ging das Fenster vom Nachbarhaus in dem engen Seitengäßchen auf. Lachend kam ein braunlockiges Mädchenköpfchen hervor, und ein Stimmchen — ich höre es noch heute, es klang wie Silberglöckchen — rief: »Aber Peter, was ist denn? Du machst ja ein Gesicht wie drei Tag' Regenwetter.« Es ward mir so wohl bei dem süßen Stimmchen, so wohl; und doch war mein Weh so tief, daß mir der Widerstreit der Gefühle das Herz zerriß. Ich antwortete nicht, du aber kamst an das Fenster und gabst halb verlegen, halb überlegen eine Aufklärung, die mir durchaus nicht sehr sachlich erschien. Ich suchte in den Mienen meiner braungelockten Nachbarin einen Blick des Verständnisses. »Ach, du armer Porzellanpeter,« sagte sie. Dabei streckte sie mir über das Gäßchen die kleine weiche Hand hin, die ich dankbar drückte.

Schönhalden, 1. Februar 19..

Lieber Hilmar!

Du wunderst dich in deinem teilnehmenden Brief mit Recht über den unvermittelten Schluß meines letzten Schreibens. Ich war doch Patient und fühlte plötzlich, wie mich das Schreiben angriff. Heute aber kann ich munter fortfahren, denn vor drei Tagen hat mich der Arzt als wiederhergestellt erklärt, und ich durfte zum erstenmal wieder eigenhändig meine Kopenhagener und Meißner Stücke abstauben. Sie hatten es sehr nötig. Meine Hauswirtin hatte sie die ganze Zeit über nicht angerührt, wie recht und billig, da ich mir dies im Mietvertrag vorbehalten habe. Als ich sozusagen Wiedersehen mit all den fröhlichen, farbenreichen Gebilden feierte, dankte ich im stillen meinem Schöpfer nicht nur für meine geheilte Rippe, sondern auch dafür, daß ich kein Zimmermensch bin, obschon diese keinen besonderen Abstaubparagraphen in ihren Mietkontrakten nötig

haben. So eine Zinnkanne, die darf jeder anrühren; es schadet ihr nicht. Das ist gerade das Ekelhafte daran. Ich aber habe gern meine Schätze für mich allein. Bin halt Junggeselle!

Du wirst auch finden, daß Zinnmenschen erstens: sammeln. Sie sind nie mit dem, was sie haben, zufrieden, sondern häufen Berge von Schüsseln, Tellern, Bechern und zweifelhaften Geschirren an, immer eins aufs andre, oder eins neben das andre, wie in einem Althändlerladen. Ein graues Stück am andern. Und zweitens heiraten sie so schnell wie möglich. Denn inmitten ihrer grauen und kühlen Zinnflächen haben sie das Bedürfnis nach Erheiterung durch eine Frau (die auch abstauben darf). Das alles habe ich gar nicht nötig. Ich stehe mit jeder meiner freundlichen Figuren, mit den schimmernden Tassen, spiegelnden Vasen in einem persönlichen Verhältnis, und in meinen Zimmern verbreitet sich Farbe und Heiterkeit von selbst. Denn ich bin kein Sammler, sondern Liebhaber.

Es ging mir deshalb ganz nahe, als ich vorgestern das Weihnachtsstück, welches noch unberührt im Wohnzimmer lag, von seinen Papierhüllen befreite und schon erwartete, eine Handvoll Scherben herauszuschälen. Der Fall, der mir eine Rippe zerschlug, konnte dem guten Porzellanmädel leicht den Garaus gemacht haben. Doch saß der kleine Kopf auf dem schlanken Hals noch fest, das fühlte ich schon beim Auswickeln. Ich war überglücklich. Erst als ich die Figur aufstellen wollte, fielen die das Notenheft haltenden Arme ganz leise klirrend ab und lagen auf dem Perserteppich zu meinen Füßen. Der Torso hatte etwas Rührendes; es war, wie wenn nicht nur die Arme, sondern alles Wesenhafte, der ganze Gedanke des Kunstwerks abgefallen wäre. Ach, Porzellan und Porzellan ist zweierlei!

Wenn du nun aber glaubtest, ich hätte das lädierte Frauenzimmer zu mir ins Bett genommen und meine Briefe darauf geschrieben, so bist du im Irrtum. So wüst treibe ich's denn doch nicht. Aber es ist gut, daß ich noch auf die Schreibunterlage zu sprechen komme. Die bestand nämlich in einem recht soliden, gut gebundenen Buche über Meißner Porzellan, von einem berühmten Tier geschrieben und mit einer großen Anzahl schöner Abbildungen geschmückt. Ein wertvolles Werk, ohne Zweifel; und was mir namentlich Freude machte, war, daß sich unter den Abbildungen auch ein Stück aus meiner Sammlung — was sage ich — aus meiner Familie befand.

Wie kam ich zu dem Buche? Das wundert dich, da du weißt, daß ich prinzipiell keine Bücher kaufe über Sachen, die ich selber verstehe. Wer mir's geschickt hat? Ich weiß es nicht. Es kam bald nach meinem Unfall im Spital an mich adressiert an, ohne Angabe des Absenders. Auf dem ersten Blatt steht eine Widmung, eine sehr vernünftige, und sicherlich von einer Dame. Denke dir! Wieso ich das behaupten kann? Es ist eine Damenschrift, sage ich dir: so eine steile, männlich aussehensollende Schrift, wie sie jetzt bei den Frauenrechtlerinnen beliebt ist; eine Schrift, die weder männlich noch weiblich ist, weder wuchtig noch weich, sondern bloß eckig. Die Widmung lautet: »Dem Freunde heiterer Kunst zur weiteren Freude an Meißner Porzellan.« Ist doch famos, nicht wahr? Schon daß sie nicht schreibt »dem Sammler«, nimmt mich für sie ein. Denn so respektabel groß unsre Stadt jetzt ist — hat einmal einer ein halbes Dutzend von etwas in seinen vier Wänden beisammen, gleich ist er »Sammler«.

Nun plagt mich doch die Neugier ein wenig, seit ich wieder gesund bin, wie ich denn überhaupt als Gesunder anders denke als vor ein paar Wochen. Ich fange an darüber nachzugrübeln, welche freundliche Damenhand mir jene gewichtige Visitenkarte ins Spital sandte, und stelle mir allerlei Neckisches darunter vor. Eins hoffe ich nur, daß sie nicht denkt, ich wolle sie heiraten. Unter diesem Gesichtspunkt kommen meine Entdeckerpläne wieder ins Wanken. Ich brauche keine Frau.

Unsre Stadt macht sich, das muß ich schon sagen. Bald kann sie es mit deinem Althausen aufnehmen, ich meine mit unserm Althausen, denn im Herzen bin ich noch ein guter Landsmann von dir. Doch, wie gesagt, Schönhalden macht sich. Ich wohne, wie du weißt, vor dem Tor, schon ein wenig ländlich, was ich liebe. Nur haben sie jetzt ganz in der Nähe ein mächtiges Konzerthaus aufgeführt, dessen hoher Giebel mir ein Stück der Aussicht wegschneidet. Die Gauner! Es wird mit schönen Anlagen umgeben und soll zum Sammelpunkt der guten Gesellschaft von Schönhalden werden. In einem Seitengebäude wird die Musikschule untergebracht, die man bereits in Konservatorium umgetauft hat. Das macht sich besser, sagt man.

Ja, richtig! Konservatorium. Das ist, glaube ich, der Gedankengang, der mich auf die Betrachtungen über die Entwicklung unsrer Stadt gebracht hat. Schriebst du nicht neulich etwas vom Konservatorium, und daß Tapezierers kleine Nelly deshalb hierherkommen werde? Nimmt mich doch wunder, ob ich die niedliche Maus noch erkennen würde, wenn sie mir hier begegnete. Sie mag sich schon etwas verändert haben, seit sie mich »Porzellanpeter« taufte. Ich glaube, sie war damals fünf Jahre alt, und jetzt ist sie eine Konservatoriumsschülerin! Wie entsetzlich! Man kann doch nie wissen, was das Leben aus einem Menschen macht. Nun, die Nelly war nie einsilbig. Daß sie aber einmal neunsilbig werden würde, das ahnte man nicht.

Ich weiß gar nicht, warum ich so viel von dem rede. Wahrscheinlich nur, um meine Bogen zu füllen. Ich will daher auch einen doppelten Gruß schreiben, da du das letztemal drumgekommen bist. Also sei zweimal gegrüßt von deinem ... Übrigens ist nächste Woche Karneval hier; willst du dir's nicht einmal ansehen? Ich glaube, sie wollen sogar das Konzerthaus dabei einweihen, die Narren!

Also nochmals ... à propos, weißt du zufällig die hiesige Adresse der braunen Nelly? Nun aber Schluß!

Dein Peter.

Schönhalden, 29. Februar 19..

Lieber Hilmar!

Zweimal in einem Monat an dich zu schreiben ist zwar gegen unsre Abmachung. Aber das heutige Datum reizt mich, es kommt doch nur einmal in vier Jahren vor, und etwas, das nicht oft vorkommt, ziehe ich von vornherein vor. Auch antwortest du mir ja im ganzen ziemlich regelmäßig, wenn auch meistens kurz, was deiner Inanspruchnahme als neugebackener Familienvater und Mitglied des Althausener Stadtrates zugut gehalten werden mag. Deshalb sollen meine Briefe aber nicht kürzer werden, das verspreche ich dir, denn ich schreibe gern, wenn ich weiß, daß ich jemanden mit meinen Briefen erfreue. Nur wenn ich merke, daß einer sie kaum recht liest (und das merkt man aus der Antwort, so kurz oder lang sie sein mag), dann ist's mit meinem ganzen Eifer vorbei. Aber wozu eigentlich diese langweilige Erörterung? Als ob ich dir nichts Gescheiteres zu erzählen hätte!

Oh, erzählen könnt' ich, erzählen. Ich hab' einen ganzen Sack voll erlebt, es war ja Karneval, und ich weiß nur nicht recht, mit was ich anfangen soll. Greifen wir mitten hinein ins volle Menschenleben und wo ihr's packt ...

Ja, da war eben der »große Musiksaal«, wie der Hauptraum des neuen Konzerthauses benannt wird, der tatsächlich dieses Jahr schon zum Ballsaal benutzt wurde, obschon um den ganzen Bau herum noch die Gerüste der Maler und Gipser und andrer Künstler stehen. Der guten Gesellschaft von Schönhalden pressierte es mit ihrem »Sammelpunkt«, und sie strömte nebst der weniger guten und mittelmäßigen Gesellschaft in das funkelnagelneue, noch kaum trocken gewordene Gebäude. Lustig und lebhaft genug ging es zu, das muß man sagen. Ich merkte plötzlich, daß ich schon zu den Dreißigern gehöre, denn mancher Tollheit, die ich doch früher unbesehen mitgemacht hätte, stand ich so etwas wie kritisch oder sagen wir bejahrt gegenüber. Ich gönnte dem jungen Volk, das zum großen Teil kostümiert und zum kleineren auch maskiert war, seine ausgelassene Freude und wagte selber noch da und dort ein Tänzchen.

Etwas bunt nur wurde mir's, als mich etwas von hinten bei den Frackzipfeln ergriff, eine Zeitlang Leitseil nach rückwärts mit mir spielte und dann einen Ringeltanz mit meinen Frackschößen anstellte, bei dem es mir gar nicht leicht gemacht war, meine muntere Partnerin überhaupt zu sehen, da ich mich wie ein Korkzieher drehen und winden mußte. »Ich kenn' dich,« rief das maskierte Ding und lachte.

Endlich gab sie die Frackzipfel frei. Es war am Saalende und gerade in der Nähe der gepolsterten Wandsitze, auf deren einen ich mich zum Verschnaufen rettete. Das tolle Tanzkerlchen ist gleich neben mir und lehnt sich tiefatmend an meinen Arm, aber sehr anständig, das muß ich doch gleich sagen, nur so gestreift hat sie mich eigentlich. »Also du kennst mich, du Racker?« sage ich, noch halb außer Atem, und will ihr ein bißchen hinter die blauundweißseidene Larve gucken. Natürlich wehrt sie ab, lacht wieder — zum Kuckuck, denk' ich, das Lachen, das klingt ja wie Silberglöckchen — und kommt nahe an mein Ohr: »Du bist doch der Porzellanpeter.« — »Das zu wissen ist nun in unserm kleinen Nest keine Kunst,« antworte ich ein wenig enttäuscht, denn ich dachte Wunder, was sie mir ins Ohr flüstern würde. Sie hatte scheinbar gleichfalls einen andern Effekt von ihrer Offenbarung erwartet, denn sie rückte weg von mir, streifte mich positiv nicht mehr. Ich betrachtete sie mir nun genauer, da ich, wie man sagt, die nötige Distanz gewonnen hatte, vielleicht zwanzig Zentimeter. Aber das macht in der Situation schon etwas aus. Ich werfe einen Blick auf ihr Kostüm und muß ein wenig dumm dabei ausgesehen haben, denn plötzlich lacht sie wieder wie ein, wie ein ... ja, wie soll ich sagen, wie ... Silberglöckchen, es gibt nichts andres dafür. Und ich spitze meine Ohren, die wohl ganz lang dabei geworden sein mögen. Ja, richtig, ihr Kostüm! In der Regel sind's doch Spanierinnen oder Gärtnerinnen oder Geishas oder sonst halbbekleidete Personen — aber hier war alles einmal blau, einmal weiß, da ein wenig spitzenartig, dort in leichten gewellten Linien, und dazwischen immer von Zeit zu Zeit ein wiederkehrendes Muster im Stoff. Es war ja hübsch, ganz hübsch, aber doch kein Kostüm, ich meine, etwas, das man irgendwohin rubrizieren konnte. Nun, eben ein Phantasiekostüm. Ich sehe noch genauer hin, und wahrhaftig — aber es ist ja Blödsinn, denke ich — und doch, ich werde doch mein Zwiebelmuster kennen ... es ist unglaublich, seit wann macht man Meißner Porzellan aus Seidengeweben?

Immer klarer wird mir's und immer deutlicher sehe ich, daß hier ein ganz geschmackloser, raffinierter Übergriff in ein Reservatrecht vorliegt. Das Kostüm soll Meißner Porzellan vor-

stellen; soll's nicht nur, sondern stellt es vor, ich kann's nicht leugnen. Aber was in aller Welt haben Seidenwürmer mit gebranntem Lehm zu tun, sage ich mir in einem Zwiespalt von Gefühlen des Ärgers über das Plagiat und des Wohlbehagens über den Anblick selber. Denn ich sage dir, sie sah reizend aus, voll und doch schlank, wie eine Vase. Sie wandte mir das Köpfchen zu, es war zu einladend, und ich fasse sie schnell, um ihr einen Kuß auf den weißen Nacken zu drücken. Ich stutze, denn es grüßen mich zwei gekreuzte Schwerter, das Meißner Brandzeichen, in blauer Seide auf den weißen Stoff des Kleidabschlusses gestickt. »Ganz raffiniert,« denke ich. Da klingt wieder ein Silberlachen, das klingt wie etwas aus ferner Zeit, aus einer schönen heimatlichen Ferne. Ich suche und suche und komme vor lauter Suchen um meinen Kuß, denn die Meißner Vase hat sich von selbst umgedreht und spricht! Ja, sie spricht. »Ach, du armer Porzellanpeter,« sagt sie ganz deutlich und in einem Ton, der eine lange, aber feine Zeitschicht vor mir zerreißt; so ein prickelnder Riß, wie wenn man schweren Seidenstoff reißt, es schmerzt fast, und man tut es doch gern. Durch so einen Riß sah ich wie in einer Eingebung zurück auf ich weiß nicht wieviel Jahre. Mit offenem Mund nahm ich das Mädel bei beiden Händen, hielt sie einen halben Meter von mir und sagte: »Nelly?« — Sie nickte.

Eben setzte die Ballmusik mit den wiegenden Klängen der Offenbachschen Barkarole ein. Ich faßte meine seidene Vase um die schlanken Hüften, und wir schwebten durch den Saal, als ob wir ganz allein auf der Welt und die Musikanten Engel wären. Und nachher ... nachher bekam ich doch noch meinen Kuß.

Du wirst denken, lieber Freund, ich sei gar ausführlich in meiner Berichterstattung. Aber es ist doch zuzugeben, daß es sich um ein nicht ganz alltägliches Geschehnis handelt, um etwas Seltenes, das sicher nicht öfter vorkommt als der 29. Februar, ja vielleicht noch seltener. Ich will dir jetzt nur sagen, daß ich am nächsten Tag ganz ruhig, aber mit einer stillen Freude an das Erlebnis denken konnte, obschon ich erst gegen Tagesanbruch ins Bett kam. Ich will auch noch beifügen, daß wir uns seitdem wieder getroffen haben und daß ich die kleine Nelly sicherlich nicht erkannt hätte, wenn ich ihr vorher in der Stadt begegnet wäre. Sie ist ja gar keine kleine Nelly mehr. Sie ist ... sie ist natürlich eine Konservatoriumsschülerin. Und sie ist außerdem ...

Aber das alles sind ja eigentlich Dinge, für die andre Leute sich nicht interessieren. Zum Kuckuck auch, mein lieber alter Hilmar, es gibt Sachen, die muß man mit sich allein abmachen.

Sei gegrüßt von deinem Peter.

Schönhalden, 19. März 19..

Lieber Hilmar!

Daß du mir mit Anspielungen kommen würdest, konnte ich mir wohl denken. Aber du bist ganz auf dem Holzweg. Ich bin nicht verliebt. Das ist etwas, womit ich abgeschlossen habe, nachdem ich zweimal der beiden Jugendeselei meinen Tribut entrichtet habe. Das erstemal hast du es ja miterlebt, weißt du noch? — Es war eigentlich doch ganz nett, trotz dem negativen Ausgang. Wenn wir sangen: »Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Tränen!«, da fühlte man noch etwas dabei. Es durchrieselte einen so schön, wie man es später nicht mehr zu spüren bekommt. Und das zweitemal? Nun, das habe ich allein mit mir abzurechnen gehabt. Reden wir nicht davon. Tempi passati!

Aber hier nun handelt es sich um etwas ganz andres. Ja, wie soll ich dir das erklären? Da ist die Nelly, die kleine Nachbarin aus der Schmiedgasse. Heute ist sie eine andre, eine sehr erwachsene, sehr wohl erzogene junge Dame, zwar nur Konservatoriumsschülerin, aber nichtsdestoweniger »Dame« im besten Sinn des Wortes. Du glaubst nicht, wie gemessen sie sich jetzt immer benimmt, trotz dem tollen Anfang. Ich begegne ihr hin und wieder, da sie ja auf dem Wege zum Konservatorium in der Nähe meiner Wohnung vorbeikommt. Ich weiß so ziemlich die Tageszeit, zu der sie über den Platz vor dem Konzerthaus geht. Man interessiert sich doch dafür.

Also: sie ist die Tochter des Tapezierers aus Althausen, und ich habe schon so viel gemerkt, daß sie auf Grund eines Stipendiums hier »studiert«. Ihre Stimme scheint dies zu verdienen. Ich habe sie noch nie singen gehört, aber ihr Lachen — na, ich schrieb dir ja schon — das ist wie Silber; so wird wohl auch die Stimme, ich meine die Singstimme, nicht blechern sein. Ihre Sprechstimme — die ist einfach süß.

Aber, was ich sagen wollte. Wäre es nicht meine Aufgabe, so einer stimmbegabten Landsmännin das Studium zu erleichtern, sie »ausbilden zu lassen«, wie der Ausdruck, glaube ich, heißt? Wie fängt man das nur an? — Alles Mäzenatentum ist mir zuwider. Und doch ist das Stipendium gewiß nur eine bescheidene Beihilfe zu den Ausbildungskosten, die sich die auf das Talent der Tochter stolzen, einfachen Tapeziersleute am Mund absparen. So denke ich mir's wenigstens. Nelly ist übrigens nicht nur Schülerin, sondern gleichzeitig Lehrerin. Sie erteilt Anfängerinnen Singstunden, um etwas zu verdienen, während sie selber beim, wie man sagt, hervorragendsten Gesangspädagogen K..., dessen sich unsre Stadt rühmt, ihre Ausbildung vollendet.

Als praktischer Mann, der du bist, wirst du

vor allem fragen, ob ich denn Geld, überschüssiges Geld für solche Ideen habe. Offen gestanden: nein. Ich bin mit meinen Finanzen von jeher ein wenig zu gefühlvoll umgegangen, anstatt sie schön einzuteilen. Du weißt, daß ich gern andern eine Freude mache und auch mir selber etwas gönne. An Geld dazu hat mir's noch nie gefehlt. Für Ausgaben, die sich in leicht übersehbarem Rahmen halten, habe ich immer Kleingeld; auch für schönes Porzellan, höre ich dich sagen. Du bist darin ganz anders. Du sparst im kleinen, das habe ich schon oft bemerkt, oft mich darüber gewundert. Dann hast du plötzlich noble Allüren, kannst kostspielige Reisen machen, für die ich niemals Geld genug beisammen hätte, oder spendest mehrstellige Beträge für allerhand Zwecke, die auch ich für unterstützungsbedürftig halte, für die ich indessen nicht so tief in die Tasche langen kann. Ich sehe ein, daß dein System zu bevorzugen wäre: wenigstens jetzt wäre ich froh, wenn ich eine kleine Reserve auf der Bank hätte. Man ist halt doch der Sklave seiner Veranlagung! Und überhaupt: Geld allein — so sagte einmal einer — macht noch nicht glücklich; man muß es auch haben.

Jeden Tag durchgehe ich meine Porzellanfamilie, schätze die wertvollsten Stücke und prüfe mich, ob ich's übers Herz brächte, eins und das andre zu Geld zu machen. Es käme ja bald ein recht hübsches Sümmchen zusammen. Und was tut man nicht alles für so ein lustiges Ding wie die Nelly, für die man aus purer landsmännischer Rücksicht Verpflichtungen hat. Bitte, sprich dich einmal darüber aus und warte lieber nicht zu lange mit deiner Antwort, denn jetzt heißt's handeln. Entweder Porzellan verschachern oder ... oder ..., ja, ich weiß eigentlich kein Oder. Ich weiß nur, daß etwas geschehen muß, sonst komme ich nicht zur Ruhe.

Du hättest sie sehen sollen, wie gesetzt sie war, als wir uns zum erstenmal nach dem Ball ganz zufällig trafen. Sie bat um Verzeihung wegen ihrer Ausgelassenheit. Ich wehrte ab: Karnevalstimmung und so weiter. Sie sah mich dankbar an, sagte leise: »Ich war so froh, in der fremden Stadt einen Jugendkameraden zu finden, und vergaß ganz, daß Sie ja ein angesehener Herr geworden sind.« — »Wollen wir denn Sie zueinander sagen?« erwiderte ich zitternd vor Erwartung, was sie antworten würde. Sie lächelte (ich sage dir, ihr Lächeln ist fast noch reizender als ihr Lachen) und sagte neckisch: »Also können wir Kameraden bleiben? Das ist aber lieb von dir, Peter.« Sie sah nach der Armbanduhr und eilte weiter. Ich blickte ihr nach. Sie trug einen hellgrauen Hut mit einer schwarzen Feder, der stand ihr entzückend.

Aber nun schreibe bald und rate

deinem Peter.

Schönhalden, 30. März 19..

Lieber Hilmar!

Lasse mich dir zuerst dafür danken, daß du so schnell geantwortet und dadurch meiner Ratlosigkeit einigermaßen abgeholfen hast. Freilich nur einigermaßen, insofern, als deine Mitteilungen über die Vermögensverhältnisse der guten Tapezierersleute meine ursprüngliche Ansicht korrigieren. Die können sich's also ganz wohl erlauben, ihre Tochter ausbilden zu lassen. Tant mieux!

Nun meinst du (in der guten Laune, in der du zu schreiben scheinst), ich solle lieber eines meiner Porzellanmeisterstücke der Nelly zum Geschenk machen, anstatt »schnöden Mammon« (der Ausdruck macht sich in deinem Munde etwas spaßhaft) dafür einzutauschen. Ja nun, in erster Linie ist dies jetzt auch nicht mehr nötig. Und dann — so ohne äußere Veranlassung der Nelly etwas Kostbares zu schenken, scheint mir denn doch ein kurioser Vorschlag zu sein. Du denkst wohl an den Alten Fritz, der seine prachtvollen Porzellane dem Polenkönig schenkte und dafür ein Regiment Dragoner eintauschte. Nun, ich bin nicht preußischer Feldherr und gehe nicht auf Eroberungen aus. Oder ... Oder ... oder ... es durchzuckt mich ein Gedanke, ein fürchterlicher ... solltest du dich der Kuppelei schuldig machen wollen? Das wäre ein gefährlich Handwerk und würde bei mir das Gegenteil bewirken. Allen Ernstes: dem Fräulein Nelly ein Geschenk zu machen ist in meinen Augen eine Annäherung, an welche uferlose Vermutungen sich knüpfen könnten. Ohne solche Risiken würde mir's großes Vergnügen bereiten, eine kleine Aufmerksamkeit vom Porzellanpeter in ihr wahrscheinlich schmuckloses Heim zu stiften. Aber das geht ja nicht. Was hast du nur für Ideen?

Durch die Erzählung vom Maskenball bist du wohl auf eine falsche Fährte geraten. Aber ich schrieb dir ja seitdem, in welchen korrekten Bahnen sich unser Verkehr jetzt abspielt. Kannst du's glauben? Es ist bei jenem ersten Kuß geblieben, obschon mir dies erste Blutlecken meine Ruhe geraubt hat. Ich lechze nach mehr, wie der Löwe, und bin doch im Zwinger meiner bewährten Prinzipien bezähmt.

Manchmal zwar ist es mir, als ob sich seit meiner Spital- und Genesungszeit ein andres Unterbewußtsein an die Oberfläche drängen wolle. Ich glaube, Jean Paul sagt irgendwo einmal: Jede Genesung ist eine Palingenesie, ein Wiederkommen unsrer Jugend, so daß man die Erde und die, welche darauf sind, mit einem neuen Herzen liebt. Der Mann könnte am Ende recht haben. Ich entdecke wirklich manchmal neue Gefühle in mir. Zum Beispiel steht da neulich die Weihnachtsfigur, die Sängerin, mit angekitteten Armen auf meinem Klavier.

Meine Wirtin hatte Mitleid mit dem in eine Ecke verbannten Porzellanstück gehabt und es mir zur Überraschung so hingestellt. Die gute Seele hat natürlich keine Ahnung davon, erstens, daß man nichts auf ein Klavier stellt, ich meine auf mein Klavier (auf ihr eignes mag sie soviel Vasen und Photographierahmen aufbauen wie sie Lust hat). Zweitens weiß sie noch nicht, daß ein Sammler, pardon Liebhaber, von guten Stücken nichts Geflicktes duldet. Unvollständiges, Defektes, ja, wenn es sein muß. Aber Repariertes ... brrrr! Ich war in der größten Verlegenheit, was ich tun sollte, ohne diese wohlwollende alte Frau zu verletzen. Weißt du, was ich tat? Ich küßte ihr die Hand und sagte: Sie sind wirklich zu aufmerksam. Und tatsächlich ließ ich das gekittete Stück auf dem Klavier stehen. Sonderbar, nicht wahr? Aber das muß irgendwie palingenetisch zu erklären sein.

Dieser Jean Paul, da ich ihn gerade zitierte, ist überhaupt ein recht origineller Kamerad, obschon manchmal altmodisch sentimental. Es ist schon lange her, seit ich in seinen Sachen gelesen habe, aber einzelne Aussprüche fallen mir manchmal wieder ein. So witzelt er einmal: Geringfügigkeiten sind die Proviantbäckerei der Liebe. Lustig gesagt, nicht wahr? Ich weiß nicht, warum mir dies gerade jetzt einfällt, offenbar Ideenassoziation; ich meine mit Jean Paul.

Habe ich dir schon geschrieben, daß ich den Akkompagneur von Nelly kennengelernt habe? Sie stellte ihn mir vor, als sie mit ihm das Konservatorium verließ. Weißt du, das ist der, der sie in den Gesangstunden begleiten muß: der Gesangspädagoge selber ist dafür zu gut, scheint's. Nun, dieser Akkompagneur mit seinem unappetitlichen Haarwuchs ist ein ekelhafter Kerl. Ich bin überzeugt, es ist einer von denen, die vollkommen fehlerlos spielen. Und das ist von vornherein keine Empfehlung bei mir. Er lud mich zu einer demnächstigen kleinen Soirée musicale ein, die bei ihm in kleinem Kreise stattfinden soll. Es war mir unangenehm, aber ich konnte doch nicht ablehnen. Nelly kommt auch hin. Vielleicht erzähle ich dir in meinem nächsten Brief davon.

Inzwischen sei vielmals gegrüßt, alter Schäfer,
von deinem Peter.

Schönhalden, 28. April 19...
Lieber Hilmar!

Du wirst lachen, wenn ich dir schreibe, daß ich ihr nun doch »ein Stück von mir« geschickt habe und ein niedliches Dankbriefchen dafür empfing. Ich suchte unter meinen Schätzen, welche Porzellane sich als Aufmerksamkeit eignen würden (ein pompöses Geschenk durfte es ja nicht sein), und ich schwankte zwischen der altmeißner Balalaikaspielerin und dem modern-kopenhagener lesenden Mädchen. Nellys Verständnis für gutes Porzellan wird sich wohl in den üblichen Grenzen der Gebildeten halten — so sagte ich mir —, die sich einreden, das mattgetönte sei vornehmer als das bunte; und so entschied ich mich für die in Weiß und Grau gehaltene graziöse Leserin. Glaube auch nicht danebengegriffen zu haben, denn Nelly ergeht sich in Ausdrücken des Entzückens über die weichen Linien, das reizende Köpfchen, das berückende Füßchen des Kunstwerkes. Der Platz, wo es bei mir gestanden, kommt mir nun so leer vor. Aber wenn ich die Lücke betrachte, so stelle ich mir Nelly vor, deren Hände und Füße ebenso weich und fließend sind, und aus deren Köpfchen zudem ein braunes Augenpaar einen anlacht, daß man vor Freude springen möchte. Neulich, bei der musikalischen Abendunterhaltung, war sie einfach zum Anbeißen. Dem strenggescheitelten Haare zum Trotz spielten ein paar mutwillige braune Ringelchen (Zeugen der früheren Locken) um den weißen Nacken, der sich wie Biskuitporzellan von Sèvres vom pfaublauen Kleidausschnitt abhob.

Sie bildete den Mittelpunkt der Soirée musicale, obschon sie nicht sang. Denn sie war stockheiser. Hatte wahrscheinlich zu wütend drauflos geübt bei dem alten Gesangspädagogen, der übrigens nicht zugegen war. Mir war ihre Heiserkeit ganz willkommen; konnte dadurch doch um so ungestörter eine leis gedämpfte Unterhaltung im Nebenzimmer mit ihr geführt werden und hatte der unleibliche Akkompagneur um so weniger Veranlassung, Nelly in Anspruch zu nehmen. Trotzdem schlich er alle halbe Stunde um ihren Platz herum, zwinkerte vertraulich zu ihr hinüber und machte impertinente Bemerkungen, wie: »Daß wir aber auch gerad' heute heiser sein müssen, Ärmste.« Wahrhaftig — »wir« sagte er, als ob er ganz zu ihr gehöre, und »Ärmste«, als ob er sie protegiere. Das hat sie denn doch, Gott sei Dank, nicht nötig. Da er der Gastgeber war, konnte ich natürlich nicht hervortreten, sonst hätte ich ihm gesagt: Bleiben Sie gefälligst mit Ihrem fehlerlosen Akkompagnement beim Tenoristen drüben im Saal. »Saal« nämlich war euphemistisch der Raum benannt, in welchem außer dem Klavier gerade noch die vier Stühle für das Quartett Platz hatten. Er lag zwischen zwei geräumigen Zimmern, in denen sich die Gäste ad libitum um belegte Brötchen und Franziskaner Ausschank gruppierten. Von einem kleinen Fäßchen konnte man sich selber und seine Dame bedienen. So gab es, ausgenommen wenn gesungen wurde (was ein Tenor und zwei Kolleginnen Nellys gewissenhaft besorgten), ein stetes Hin und Her in den gemütlich eingerichteten Räumen, wo die Schwester des Akkompagneurs die Honneurs machte. Er selber kündigte die einzelnen Musikstücke an. Um

Nellys Platz saßen und standen abwechselnd die Herren, welche irgendwie mit dem Konservatorium etwas zu tun haben. Teils geschniegelte, teils ungekämmte Typen sehr verschiedener Herkunft. Es nahm sich aber keiner irgend etwas heraus. Nelly — ich saß zufällig neben ihr — stieß mich mit dem Ellenbogen an und sagte heiser: »Das dort ist auch ein Porzellanmensch.« Eben war ein hagerer Herr in korrekter Krawatte und Haltung, glattrasiert bis auf zwei unter den Nasenlöchern verbliebene winzige Haarreste, vor der Portiere aufgetaucht. Ich sandte einen interessierten Blick hin, den er irgendwie aufgefangen haben muß, denn er kam sogleich auf unsre Ecke zu, verbeugte sich tadellos vor Nelly und bat sie, ihn mit mir bekannt zu machen.

»Sehr erfreut« — »sehr angenehm« und so weiter. »Sie sind Connaisseur von Porzellan, wie ich höre, Spezialist Meißen,« sagte der Hagere, »ich sammle ebenfalls.« Ich wollte ihm eigentlich ins Gesicht spucken, aber das ging hier nicht gut. So sagte ich sehr höflich: »Haben Sie vielleicht die Absicht, mir ein Paar defekte Vasen zu verkaufen?« (Ich weiß doch, wessen diese Sammler fähig sind.) Er lächelte nachsichtig. »Keineswegs,« sagte er und zog dabei den leeren Stuhl heran, um sich zwischen Nelly und mich zu setzen, »es würde mir eine Ehre sein, wenn Sie sich einmal meine Porzellane ansehen wollten. Das Urteil eines wissenschaftlich ...« Da unterbrach ich ihn. »Es ist wahr, ich bin ein Freund von gutem Porzellan, und Schönes sehe ich immer gern. Aber verschonen Sie mich bitte mit Wissenschaft. Sehen Sie, zu Hause habe ich ein sicher ganz wertvolles fachwissenschaftliches Buch über Meißner Porzellan. Meinen Sie, ich hätte schon einmal drin gelesen? Fällt mir nicht ein.«

»Was? Du hast noch gar nicht drin gelesen? Oh ...« Das kam so laut, als es ein heiserer Hals herausbringt, aus Nellys Ecke, und ich war von dem Ton betroffen, in dem sie sprach. »Wenigstens nicht viel,« sagte ich einlenkend, »das kann dir aber doch einerlei sein!« — »Schön einerlei!« lispelt sie und verzieht den Mund. Gleich darauf sieht sie mir voll und fragend ins Gesicht: »Du hast also keine Ahnung?« Sie wurde ein wenig rot, die Anwesenheit des andern genierte sie offenbar. Sie hauchte ihn an, indem sie ihn fragte, ob seine Sammlung auch für Damenbesuch eingerichtet sei. Er natürlich: »Aber selbstverständlich wird es mir ein besonderes Vergnügen machen, wenn das gnädige Fräulein ...« Sie ließ ihn nicht ausreden. »Darf ich mich also einmal anmelden?« Dabei knickste sie ein klein wenig, was soviel hieß als »Sie sind entlassen«, und der Korrekte verstand. Mit einem süßlichen Lächeln, neben dem ein auf mich gezielter Wutblick Platz hatte, verabschiedete er sich. Kaum hatte er uns den Rücken gewandt, so ergriff ich Nellys Hand unter dem Tisch und flüsterte: »Das Buch ist von dir?« Sie nickte belustigt. »Und ich Esel finde das jetzt erst heraus,« fuhr ich fort, »aber nun danke ich dir um so herzlicher dafür.« »Hilmar hatte mir deine Adresse gegeben, als ich von Althausen hierherzog. Aber da hörte ich, daß du im Spital lägest, und so kam mir der Gedanke, dir etwas zum Zeitvertreib zu schicken. Ich habe aber danebengegriffen, wie ich jetzt sehe.« Das alles flüsterte sie mühsam. Ich protestierte: »Keine Spur danebengegriffen. Das Buch ist famos, und ich habe vorhin nur ein bißchen übertrieben. Hätte ich nur geahnt, daß es von dir ist ... Jetzt darf ich mich aber auch revanchieren, nicht wahr?« Sie erwiderte nichts.

Du aber, alter Freund, der du — wie ich nun merke, die kleine Nelly von Anfang an auf mich gehetzt zu haben scheinst, du weißt jetzt, warum ich ihr trotz meiner früheren Bedenken die Kopenhagener Leserin geschickt habe. Ihr allerliebster kleiner Dankbrief (in der eckigen Frauenrechtlerinnenschrift) liegt neben mir. »Ich freue mich, einen kleinen Gegenstand mein eigen zu nennen, welcher früher deine Augen erfreute.« So schreibt sie, ein bißchen geschraubt (wie die Schrift), aber die Menschen, welche sich von Natur ungezwungen geben, sind oft im schriftlichen Ausdruck lächerlich steif.

Übrigens hat sie ganz recht. Sie freut sich, ich habe mich gefreut, ich freue mich, daß sie sich freut. Kurz ... der reinste Freudenrausch. Eigentlich bin ich dem Akkompagneur recht dankbar für seine Einladung; wer weiß, wie lange es sonst noch gegangen wäre, bis ich die Spenderin des Porzellanbuches entdeckt hätte. Habent sua fata libelli!

Viele Grüße von deinem erfreuten Peter.

Schönhalden, 23. Mai 19...

Mein lieber Freund!

Der Flieder blüht. Endlich! Man verzweifelte schon halb am Frühling, weil der Nachwinter bis in den Mai hinein dauerte. Aber im Waldesboden, in den Kirschbäumen, in Büschen und Hecken trieben trotzdem alle lebendigen Säfte, und jetzt umfängt uns ein vollatmender Frühling. Ich habe mein Schreibzimmer auf den Balkon verlegt, von dem aus ich in eine weite Welt grünender und blühender Wunder blicke. Die Abendluft ist getränkt mit dem Duft des Flieders. Dort sind's blaßviolette, hier in sattes Lila getauchte Dolden, die sich leicht in dem mattgrünen Blattwerk wiegen, und dicht bei meinem Balkon breitet ein großer Fliederstamm üppige weiße Wedel in die bläuliche Luft. Der wolkenlose Horizont schimmert in durchsichtigem Ineinander von Meer-



Michelangelo: Engelkopf neben Jesaias

von der Sixtina-Decke in Rom

grün und zartem Gelb wie Meißner Unterglasurfarben im Gutbrand. Und der Garten ist so schön! Wie gern möchte ich ihn jetzt der braunen Nelly zeigen. Die aber ist fort.

Ich sehe noch den schnellen Blitz ihrer dunklen Augen, der zu mir wie ein leuchtendes Fünklein herübersprang, als ich dem Herrn Sammler, von welchem ich dir neulich schrieb, einige unerwartete Bemerkungen machte. Sie glaubte, ich wollte ihn lächerlich machen, aber ich hatte keinerlei böse Absicht dabei. Du mußt wissen, daß so ein richtiger Sammler meint, man müsse bei jedem Stück in Ekstase geraten. Aber das tue ich nicht. Wir betrachteten uns seine Porzellane (Nelly hatte ihre Duettistin mitgebracht, ein korpulenter Alt). Der stolze Besitzer der Kunstobjekte strich jedes einzelne noch tüchtig heraus, obschon das bei einem guten Stück nicht nötig sein sollte. Er sammelt alles, was Porzellan heißt: altes, neues, ganzes, kaputtes, weißes, blaues, geädertes, buntes, indisches, chinesisches — und hat die ganze zerbrechliche Herrlichkeit in Glasschränken ausgestellt. Es ist einfach ein Museum, wo die schönen runden Kunstwerke zu dürren Nummern zusammenschrumpfen und wo der Mensch zum Katalog wird. Die Hauptsache ist so einem Menschen die Unterseite seiner Stücke, ob gekreuzte Schwerter drauf sind oder eine Krone, oder der Schlangenstab, oder die drei Eichenblätter, oder seltene Monogramme. Beständig drehte er die Sachen herum, um mir die Brandmarke zu zeigen. Ich sagte ihm: lassen Sie's doch stehen, es ist ja schön genug ohne den Stempel. Da wurde er an mir irre. Er gebrauchte beim Abschied in seiner Korrektheit auch nicht die leiseste Redewendung, die mich verpflichtet hätte, ihn nun zu mir einzuladen, und so unterließ ich es.

Als wir wieder in der Droschke saßen — der Mensch wohnt ganz am andern Ende der Stadt, so daß ich eine kleine Wagenfahrt veranstaltete — sagte ich zu Nelly: »Bin ich froh, daß ich kein Sammler bin; weder von Porzellan, noch von sonst was! Sammeln liegt mir nicht, das fühle ich jetzt wieder deutlich. Es ist ja doch nur ein Anhäufen ohne Vollständigkeit. Schönes Porzellan und am rechten Platz — à la bonne heure! Das ist mir lieber als eine Zinnschüssel oder ein schadhaftes Wandmöbel aus einer schlechtgelüfteten Bauernstube; das sage ich offen. Aber bei mir zu Hause ist nichts ausgestellt, nur aufgestellt, wo was hinpaßt.« Ich war furchtbar redselig: das Zusammenhocken in der Droschke brachte es wohl mit sich, und so ließ ich auch ein Wort davon fallen, daß ich trotzdem meine Schätze gern zeige. Die Altistin griff den Gedanken auf, aber Nelly — ich weiß nicht, irre ich mich, aber es schien mir, sie errötete — Nelly lenkte das Gespräch ab. Sie war immer noch etwas heiser und hatte auch bei der Besichtigung wenig gesprochen, immer nur ihre lustigen Augen spazierengeführt. »Du hast den Herrn eigentlich sehr kühl behandelt,« sagte sie mit belegter Stimme, »weißt du, er ist der Präsident der Musikkommission, man muß ihn warm halten, denn er kann einem nützen.« — »Du hast das nicht nötig,« warf ich scherzend ein, du bist doch die Nachtigall von Schönhalden.« Die Altistin mischte sich ein: »Ganz recht haben Sie. Und wenn man nicht so große Stücke auf Fräulein Nelly hielte, hätte man ihr nicht den Urlaub so früh bewilligt.« — »Was für einen Urlaub?« fragte ich erstaunt. Nelly schob mit der Linken den dicken Alt ein bißchen zurück und blickte belustigt zu mir herüber: »Es ist nur wegen meiner Heiserkeit. Ich soll nach Bad Ems. Morgen reise ich ab.« Ich war nicht übel überrascht und sah jedenfalls entsprechend aus. In der ersten Bestürzung sagte ich nur: »Und wer bezahlt's?« Worauf Nelly einen Lachkrampf bekam, in dem ihr Stimmchen gar nicht silbern klang. »Das also ist dir die Hauptsache!« brachte sie endlich heraus. Es war nicht leicht für mich, das Gespräch ins rechte Gleis zu bringen. Denn offen gestanden, es hatte mir einen Stich gegeben, als plötzlich von Abreise und Emser Kur die Rede war. Und doch durfte ich das nicht so heraussagen, zumal der Elefant, die Altistin, dabeisaß.

Sie ist abgereist. Vor acht Tagen. Es ist mir, als sei es schon ein halbes Jahr. Wie man doch sonderbar wird im Alter! Ich komme mir ganz einsam vor. Und dabei blüht der Flieder und schickt betäubende Duftwellen zu mir herauf.

Und der Garten ist so schön! — Blödsinnig! Gruß! Peter.

Schönhalden, 16. Juni 19...

Lieber Hilmar!

Das sind die langen Junitage, an denen die Sonne so freundlich über Gerechte und Ungerechte lächelt, an denen man so viel freie Zeit hat, und an denen sich nichts ereignet. Warum schreibe ich dir eigentlich? Nun, weil ich ein Pedant bin und dir einen Brief zu beantworten habe. Denn Wichtiges zu berichten habe ich nicht. Als wir neun- oder zehnjährige Knirpse waren, machten wir unter uns aus, daß wir ein Tagebuch führten. Sonntags schrieben wir's nieder, du die eine Woche, ich die andre, und so abwechselnd. Ich schrieb manchmal zwei, drei Seiten voll über Wichtiges und Unwichtiges, denn ich hantierte von jeher gern mit der Feder, während für dich das Tagebuch eine Quelle geheimer Qual war. Wenn nicht gerade ein Geburtstag in die Woche fiel oder von einem Brandfall in der Nähe zu berichten war, dann erledigtest du dein Sonntags-

pensum auf bequeme Weise, indem du schriebst: »In dieser Woche fiel nichts vor.« Dieser, die sieben Tage auf eine knappe Formel bringende Satz findet sich häufig in dem alten Tagebuch, das ich unter meinen Althausener Schätzen aufbewahre. Jetzt könnte ich die Formel dir gegenüber anwenden.

In der wundervollen lichten Bläue der Juniabende spaziere ich manchmal von meinem Hause zu den Gartenanlagen hinüber, die das neue Konzerthaus umgeben. Auf dem Wege dahin kommt man über einen Platz mit altem Baumbestand, Birken und Ahorne, deren Kronen sich hoch oben zu einer grünen Kuppel verschlingen. Tagsüber ist es der Tummelplatz für Kinder, aber am Abend ist man so allein in dem grünschimmernden Gewölbe wie in einer Kirche. Warum hält man nicht die Gottesdienste an solchen Plätzen, anstatt im grauen kalten Kirchengemäuer?

Die Konzerthausanlagen sind natürlich viel moderner. Aber recht schön. In der Mitte eines sauber abgesteckten Platzes steigt die schillernde Säule eines Springbrunnens empor. Von schmalen Beeten, die um das Bassin sich ziehen, leuchten dunkle Monatsrosen und dazwischen wiegen sich goldbraune Levkoien auf langen Stengeln. Vor einer gestutzten Tujahecke steht eine weißgestrichene Bank mit dem Blick auf das Wasserwerk und die Freitreppe des dahinter aufragenden Konzerthauses. Alles war kahl und leer, als ich vor Monaten hier zum erstenmal nach dem Ball mit Nelly zusammentraf. Auf dieser Bank saß ich, nachdem sie eiligen Schrittes den Weg zu der Treppe da drüben eingeschlagen hatte, und ich blickte ihr nach. Ich erinnere mich noch, daß sie einen grauen Hut mit einer schwarzen Feder trug. Wie gut stand ihr das!

So munter dieser Springbrunnen im Juni plätschert — der Platz kam mir jetzt kahler vor als im März. Ich ging verstimmt wieder in meine Klause.

Man wird sonderbar im Alter. Stelle dir vor: dieser Tage bewege ich mich in meiner Behausung auf und ab — es war ein Regentag —, betrachte meine Porzellanfamilie und bleibe vor dem leeren Platz stehen, an dem früher das Kopenhagener »Lesende Mädchen« stand. Ich denke darüber nach, was nun dahingehöre, stelle mir vor, wie das kleine Kunstwerk jetzt ungesehen und niemandem zur Freude in Nellys Zimmer verstaubt. Meine Gedanken wandern. Plötzlich merke ich, daß ich mit der Hand einigemal langsam über die leere Stelle streiche, wie wenn ich die geschmeidige Rückenlinie des über das Buch gelehnten lieben Kindes entlangführe.

So weit kann man in der Zerstreuung sich vergessen! Ich glaube, es ist Zeit, daß ich Ferien nehme. Irgendwo hapert's bei mir. O quae mutatio rerum!

Vielleicht schreibe ich dir das nächstemal aus Tirol.

Dein einsamer Peter.

Schönhalden, 17. Juli 19...

Lieber Freund!

Es ist wahr, ich bin ein Egoist. Der Vorwurf, den du mir machst, ist verdient. Anstatt über meine Einsamkeit zu klagen, hätte ich bedenken sollen, was es für eine Sängerin bedeutet, wegen Heiserkeit einen Badeort aufsuchen zu müssen. Wenn nun diese Kur keinen Erfolg hätte! Es ist nicht auszudenken, was das für Nelly wäre. Ihr Hals, ihr Kehlkopf, ihr Stimmband — das ist ihr Leben, ihr Kapital, ihr Ich. Über das habe ich bis jetzt zu wenig nachgedacht. Ich bin egoistisch, wie alle Junggesellen, das muß ich bekennen.

Vielleicht aber haben solche Gedanken, ohne daß ich mir darüber klar war, doch in meinem Unterbewußtsein geschlummert und mein Gefühl des Alleinseins verstärkt. Nelly fehlt mir. Sie fehlt mir auf Schritt und Tritt, obschon ich ja gar nicht sehr häufig mit ihr zusammen war. Es ist ein ganz neues Gefühl für mich. In meinen Klagen über meine Verlassenheit liegt, das ahne ich, eine Klage über ihr Leid, als ob beides bedroht sei: ihr Ich und das meine. Ist das nun alles auf die gemeinsame Schmiedgasse in Althausen zurückzuführen? — Diese Dinge kommen mir erst jetzt zum Bewußtsein, da ich allein genug bin, um nachzugrübeln.

Und dann gibt es wieder eine andre Erklärung dafür, daß ich möglicherweise ihr Halsleiden nicht so hoch anschlug, oder sagen wir lieber: die Folgen nicht genügend würdigte. Ich habe sie noch n i e singen gehört; ich weiß nur, daß ihre Stimme gerühmt, ihr Gesang in Fachkreisen geschätzt wird. Mir selber steht sie nicht als Sängerin vor Augen. Wenn ich an sie denke — und das tue ich zuweilen lebhaft —, dann ist sie mir die Jugendgespielin, die zur lieben Kameradin des Erwachsenen erblüht ist. Sie ist für mich der liebe Mensch, an dessen Anblick ich mich freute, nicht die Künstlerin, auf deren Verkehr mit mir ich stolz sein könnte.

Ich schrieb dir einmal, daß es um mein Haus herum noch ziemlich ländlich aussieht. Nach Osten ist mir der Blick durch das breit dastehende Konzerthaus abgegrenzt. Aber nach Westen sehe ich über Äcker und Wiesen weit hinüber zu den Wellenlinien des blauen Bergrückens. So bin ich zwischen Natur und Kunst eingebettet und bin für beides dankbar. Beim Gedanken an Nelly halte ich mich noch ganz an das Natürliche, ich weiß sozusagen nichts von ihrer Kunst; dieses Land liegt mir noch unentdeckt. Aber ich weiß von ihren un-

befangenen Blicken, von ihrem silbernen Lachen, von ihren mutwillig geringelten Härchen im Nacken, von der leichten Grazie ihres Ganges. Das ist alles so schön, wie ein Meisterwerk aus Meißen, und noch schöner. Denn ich weiß auch von ihrem warmen Händedruck. Der wiegt mir meine ganze Porzellanherrlichkeit auf. Das spüre ich erst, seit sie fort ist, glaube mir's.

Es hat einmal einer gesagt, die Gegenwart sei alles, Vergangenheit und Zukunft nichts. Der Mann kann mir leid tun. Ich behaupte, es ist umgekehrt. Die Gegenwart ist nichts, sie existiert gar nicht, sie ist ein Schemen. Was wir besitzen, ist einzig die Vergangenheit und die Zukunft. Oh, welch ein sicherer Besitz: das Gewesene! Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist.

Und die Zukunft? — Da blicke ich über meinen engen Garten hinaus nach rechts und links. Dort, der Kunst gewidmet, ein schöner Bau, vielversprechend für die, welche da ein und aus gehen. Musik, Zukunftsmusik in höherem Sinn als Wagnersche. Und links dehnen sich die Felder. Die jungen Halme des Weizens blinken wie blanke Lanzenspitzen, es kommt Neues hervor, die Zukunft besiegt die Gegenwart.

Aus dem Briefkopf siehst du, daß ich mich trotz der Sommerhitze nicht entschließen konnte, fortzugehen. Es hält mich etwas, ich weiß nicht, was es ist. Es ist so schön still hier. Ich schwebe gewissermaßen in der Gegenwart mit einem Gefühl, als ob die Zukunft jeden Augenblick anklopfen könnte.

Ich hoffe, Nelly kommt bald gesund zurück, dann ist alles Philosophieren überflüssig. Dann schreibe ich dir wieder. Inzwischen können wir ja eine Ferienpause eintreten lassen.

Sei bestens gegrüßt von deinem alten

Peter.

Schönhalden, 31. August 19...

Lieber Hilmar!

Sechs Wochen habe ich mit Schreiben gewartet. Denn wirklich: »Es fiel nichts vor.« Aber gestern ist etwas vorgefallen: ich habe sie singen gehört! Nicht die Nachtigall, von der die ganze Stadt spricht und der zulieb ich extra eines Abends spät ans andre Flußufer gepilgert bin, wo sie in den Büschen haust — und singt. Ich schäme mich fast, es zu gestehen: ich war enttäuscht. Vielleicht ist es ein gar junger Nachtigall, vielleicht sind es erst die Anfangsgründe — abgesehen von der Merkwürdigkeit, nachts um zehn Uhr einem Vogel lauschen zu können, war kein so ergreifender Genuß, wie ich es nach Schilderungen aus Büchern (vide Eichendorff) erwartete. Da ist mir meine Amsel, wenn sie vom obersten Dachfirst ihr Abendlied über den Garten schmettert, lieber. Aber was rede ich denn da von Amsel und Nachtigall? — Sie habe ich singen gehört, meine — unsre Philomele, die Nelly. Und wie singen! Das nenne ich einen Gesang!

In den letzten Wochen hatte ich mich mehr und mehr eingesponnen; es war auch ein gar verregneter Sommer. Kaum, daß ich die Tageszeitung durchlas. Samstag abend überfliege ich das Blatt, und ich traue meinen Augen nicht, als ich in der Anzeige eines Kirchenkonzertes den vollen Namen der Nachtigall von Schönhalden, wie neulich die dicke Altistin bestätigte, fett gedruckt sehe. Ein Konzert zugunsten von ... ich weiß nicht mehr von was.

Also war sie zurück. Und nicht nur zurück, sondern sie konnte wieder singen! Mit welchen Gefühlen der Erleichterung mich dies erfüllte, das wäre schwer zu beschreiben. Es war mir, wie wenn plötzlich eine garstige graue Wand, die mir den Ausblick auf alles verstellte, als Nebel zerflossen wäre, nichts mehr zurücklassend. Ich glaube fast, diese abscheuliche Wand, die um mich und in mir war, hat mir selbst das Lied der Nachtigall, der geflügelten am Flußufer, falsch transponiert.

Übrigens, was sage ich da: geflügelt? — Unsre Nachtigall, die Nelly, hat die vielleicht keine Flügel? Flügel des Gesanges, jawohl. Denn ihre Stimme ist's, die wie auf Flügeln durch den Raum schwebte, durch das hochgewölbte Kirchenschiff, in welchem sich die Menge drängte und gebannt lauschte. Positiv gebannt. Ich bekam mit Not noch einen Platz; sehen konnte ich nichts, als eben diese andächtigen Menschen, die mich umgaben und die, wie ich, dem holden Wunder der menschlichen Stimme sich beugten. Vollkommenes Hingegebensein an den Wohllaut, der über den tausend Hörern schwamm, der in ihr Ohr flutete, in ihr Herz ein Unbeschreibliches ergoß — das war die Macht des Gesanges in jener Stunde. Und ich war einer der tausend!

»Wie lieblich ist der Boten Schritt, sie kündigen Frieden uns an« — das wundersam Süße, Verheißende dieser Händelschen Arie habe ich noch nie so empfunden wie am Sonntag, noch nie so eindringlich singen gehört. In der letzten Zeit war ich recht friedlos, etwas Zerrissenes in meiner Stimmung trieb mich um, ohne daß ich mir recht klar darüber war — da tat mir dieser Sang vom Friedensboten doppelt not. Und ich verließ die Kirche als ein besserer Mensch, so schien es mir. Warum auch nicht? Wenn der selige Orpheus das wilde Getier mit seinem Sang im Zaume hielt, warum sollte dann nicht auch ein egoistischer Junggeselle zahm werden unter so lieblichem Getön?

Lange spazierte ich auf dem Platz vor der Kirche auf und ab, bis sich die Menge verlaufen hatte. Unter den Letzten, die heraus-

kamen, erspähte ich Nelly, mit ihren Mitwirkenden plaudernd. Etwas Leichtes, Befreites schien ihr Wesen zu umgeben, ihren Gang zu beschwingen. Man sah ihr von weitem an, daß ihr wohl war; vermutlich sagte man ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihr Debüt in Schönhalden. Der korrekte Herr Kommissionspräsident sprach so lebhaft, als es seine Haltung erlaubte, auf sie ein, und sie nickte ein paarmal dazu mit mehr als halber Kopfwendung. Dann, an einer Straßenmündung, machte das Trüppchen halt. Nelly fuchtelte mit abwehrenden Händen in der Luft, als wollte sie sagen: Ich kann jetzt ohne euch gehen, und gleich danach flogen Strohhüte von einem Dutzend Köpfen, deren Inhaber alsbald in der Straße verschwanden. Nelly stand allein. Sie blickte sich um, nahm den weichen Panamahut mit breiter blauer Schärpe ab und schritt den beiden großen Lindenbäumen zu, die vor dem Portal der Kirche stehen. Unter einem derselben hatte ich Posto gefaßt. Du kannst dir denken, daß ich nicht wartete, bis sie bei den Bäumen ankam. »Ich wußte, daß ich dich heute noch treffen würde,« sagte sie gleich, als ich ihr nahe genug war, sie zu begrüßen, und sie plauderte so unbefangen weiter, von ihrer Kur, von Ems und der Hitze im Lahntal, was weiß ich? Ich stammelte etwas vom gut abgelaufenen heutigen Konzert und fühlte, daß ich gar nicht die rechten Worte fand und nur immer dachte: Wie lieblich, wie lieblich!

Ich könnte nicht sagen, wie oft wir den leeren Platz schrittweise abmaßen. Ganz stumm blieb ich natürlich doch nicht, und endlich ging jedes seiner Wege. Im Weggehen setzte sie ihren großen Strohhut wieder auf, und indem sie die blaue Schärpe über die Schulter legte, sah sie sich noch einmal um, nach mir um. Ich Schafskopf rannte ihr nicht nach und riß sie nicht an mich, so wütend es in mir kochte, als sie diese entzückende Nackendrehung machte. Ich lüftete höflich mein Hütchen und winkte nur.

Nun, genau genommen, wäre etwas andres ja auch nicht angegangen. Wir waren doch immerhin auf dem Kirchenplatz. Und dann — daß Nelly eine Dame ist, das habe ich dir ja schon geschrieben; ich habe immer noch die Gespielin der Jugend in ihr gesehen, offen und zutraulich, wie sie sich stets gegeben hat. Wie herzhaft konnte sie manchmal lachen! Und auch jetzt wieder, bei der Begegnung, die sie als so selbstverständlich hinnahm, wie ungeziert war ihr Wesen, wie herzerquickend, wie lieblich!

Und doch will es mir hinterher scheinen, als ob ich ein Neues in ihrem Blick entdeckt hätte. Oder liegt es an mir? An der Art, wie ich sie sah? — Trotz dem kameradschaftlichen »Du« war in ihrer Stimme etwas Frauenhaftes, in ihren Augen etwas Sehnsüchtiges bei aller Unbefangenheit, in ihrem Wesen etwas Reifes, Erwartungsvolles. Vielleicht war es noch die Weihe der kirchlichen Stunde. Jedenfalls war Ort und Zeit nicht danach angetan, daß ich aus der Reserve heraus hätte treten können. Das heißt — — was will ich eigentlich sagen? — — daß ich anders hätte sein können, wie früher. Ja, warum eigentlich anders? — Wie anders? — Was sollte denn anders ... Ich schreibe Unsinn und weiß nicht, was ich will.

Eins hätte ich tun können, das fiel mir nachträglich ein. Ich hätte ihr einen Strauß von Rosen überreichen sollen; da wir uns so lange nicht gesehen haben und nach ihrem ersten öffentlichen Auftreten hätte sich das ganz gut gemacht. Aber natürlich dachte ich nicht daran. Und zu Hause, wenn sie die Rosen auf den Tisch gestellt und ihr Näschen hinein vergraben hätte ... ja, hätte, hätte ... da hätte sie vielleicht an mich gedacht.

Ich weiß nicht, was ich dir heute für Ungereimtheiten schreibe. Entschuldige! Und sei bestens gegrüßt von deinem verwirrten

Peter.

P. S. Das Zeitungsblatt mit der Konzertbesprechung muß ich dir doch beilegen; es wird dich freuen. Wenn das dem Mädel nur nicht den Kopf verdreht. Ich hätte den Schönhaldenern solchen Überschwang gar nicht zugetraut. Aus der Konservatoriumsschülerin ist mit einem Schlag die Konzertsängerin geworden. Aus der Schmiedgassefreundin eine Primadonna! — Kreuzbombenelement!

Schönhalden, im September.

Nur schnell ein paar Worte, lieber alter Freund, weil du's bist und weil sonst kein Mensch es zu wissen braucht: Ich bin verlobt!

Was sagst du dazu, alter Kamerad? Verlobt bin ich, ganz und gar, mit Haut und Haar. Hast du eine Ahnung, was das heißt? — Natürlich nicht.

Aber ich weiß, was das heißt, so ein liebes Ding im Arm zu haben, so ein Paar leuchtende Augen auf mich gerichtet zu sehen, immer nur auf mich, so ein kleines Herzchen schlagen zu fühlen, ganz nahe an meinem Herzen, das in unbekanntem Aufruhr schwelgt. Weißt du, wie das ist, verlobt zu sein? Keine Spur weißt du davon. Das weiß man nur, wenn man ein solches Mädchen sein eigen nennt, wie die Nelly.

Nun soll ich dir wohl berichten, wie das zugegangen ist? Fällt mir gar nicht ein! Ich weiß es auch selber nicht mehr. Ich weiß nur, daß sie mir gehört, daß ich ihr jeden Tag sage: Ich hab' dich lieb, und daß sie es immer wieder hören mag und mir jedesmal einen Kuß — ich sage dir, das ist jetzt einmal ein Kuß, ein richtiger — dafür gibt. Ich wußte ja gar nicht,

daß es so etwas Liebes auf der Welt gibt und daß man so im Glück schwimmen kann. Erzählen soll ich dir, wie das gekommen ist? — Der Glückliche hat keine Geschichte und hat nichts zu erzählen. Reime dir's zusammen, so gut du kannst. Stelle dir einen klaren Septemberabend vor, wo der nahende Sonnenuntergang mit rosa Fingern in die grünliche Helle hineinlangt. Und in dieses Licht, das nicht mehr Tag und noch lange nicht Nacht ist, stelle zwei Menschen, die sich liebhaben. Dann weißt du alles. Wenn du dir dies überhaupt vorstellen kannst. Ich bezweifle es.

Aber, lieber alter Kerl, wozu viel reden? — »Sie ist meine, sie ist mein!« Was braucht es mehr!

Sie läßt dich übrigens grüßen. Tapezierers Nelly und Porzellanpeter grüßen! Macht sich das nicht fein? — Es klingt, wie wenn man mit dem Zeigefingerknöchel an eine Meißner Deckelvase tippt: nicht jeder hört's, aber dem, der's versteht, ist es Musik.

Dein beglückter Peter.

Schönhalden, 12. September 19...

Mein lieber Hilmar!

Aus verschiedenen Gründen schreibe ich dir jetzt schon wieder. In erster Linie natürlich, um dir für deinen Brief zu danken, aus dem der alte liebe Freund spricht, der an meinem Glück teilnimmt. Wenn es einem so gut geht wie mir, da braucht man doppelt einen Menschen, von dem man weiß, daß er alles miterlebt. Und Zeit zum Schreiben bleibt mir immer noch, wenn auch manche Stunde des Tages mit noch Schönerem ausgefüllt ist. Ich hätte nie gedacht, daß verlobt sein so viel Zeit in Anspruch nimmt.

Nun aber vor allem: die Verlobung ist noch nicht öffentlich. Ich schrieb dir wohl noch nicht, daß Mitte Oktober eine fürchterliche Musikwelle über unser solides Städtchen gehen wird. Das Konzerthaus soll seinem wahren Zweck übergeben — im Winter war's nur Maskerade — und auf seine Tragfähigkeit für Instrumental- und Vokalmusik aller Kaliber »kollaudiert« werden. Mit allen Vorbereitungen und Proben, mit Festessen und Reden wird, glaube ich, eine ganze Woche durchmusiziert. Obschon ich ein Freund von Musik bin, würde ich mir vielleicht Ferien gegönnt haben, wenn nicht Nelly bei der Einweiherei sehr aktiv sein müßte. Müßte, sage ich? Ich will natürlich sagen: dürfte. Denn es ist die besondere Gunst des Publikums, die sie sich in dem Kirchenkonzert errang, welche es dem Baccalaureus artis musicae ins Herz gegeben hat, Nelly als Solistin heranzuziehen. Sie ist sehr glücklich darüber; es liegt ja eine schöne Anerkennung darin, und mich freut es ebenfalls, namentlich weil es sie freut. Das klingt aber trocken, denkst du und meinst, ich sollte recht stolz darauf sein. Das bin ich ja auch im Grunde. Aber die Hauptsache ist und bleibt mir Nelly, und nicht ihre Kunst.

Wenn du schreibst, daß mir das Mädel mit ihrem Gesang das Herz genommen habe, so stelle ich das nicht direkt in Abrede, denn es klingt ganz schön. Allein du irrst, wenn du meinst, ich liebe sie wegen ihres Gesanges. Mag sein, daß ihr wundervolles Lied mir erst Gewißheit gegeben hat; aber ich liebe sie als Mensch, das fühle ich jeden Tag deutlicher, und wenn sie krähen würde wie eine Dohle — um Gottes willen, bei dem Silberlachen! —, sie wäre mir um nichts weniger lieb. So viel ist wahr, wenn sie nicht so überirdisch sänge, so wäre sie nicht so schnell berühmt geworden. Und darum war es höchste Zeit für mich, die Nachtigall zu haschen, ehe sie in Sphären aufstieg, in die ich ihr nicht folgen könnte.

Nelly möchte die Verlobung erst nach dem großen Konzert, in welchem sie auftritt, veröffentlichen; dagegen habe ich nichts einzuwenden. Ich begreife es, daß sie diesen ganzen Rummel hinter sich haben möchte. Die Hauptsache ist, daß wir uns angehören, als Menschen, meinetwegen auch als Kunstjünger, wenn es die Welt so haben will; ein Freund der Kunst tritt ja ganz gern auch in den Glorienschein hinein, der die Auserwählten umgibt. Und daß meine kleine Nelly mit der Zeit zu den Lichtspendern zählen wird, ist doch nicht unwahrscheinlich. Einstweilen bin ich froh, daß die schönen Schattenreflexe der Schmiedgasse und das geheimnisreiche Halbdunkel der Kinderjahre ihre Lieblichkeit umspielen. Allzuviel Licht ist nicht gut.

Deshalb wandern wir auch am liebsten selbander über den schattenreichen Platz, dessen dichtbelaubte, jetzt schon mit Gelb überhauchte Baumkronen den frühen Abend für solche, die allein sein wollen, aufsparen. Da und dort drängt sich das volle Licht des Septemberhimmels zwischen die Stämme, und wir blicken hinauf in die goldene Pracht des Herbstlaubes. Aber nach ein paar Schritten sind wir wieder unter dem üppigen Blätterdach von der Welt abgeschnitten; wir sehen nur uns, fühlen unsern Händedruck und wissen, daß wir von Anbeginn füreinander bestimmt waren.

Und dann schlägt eine Turmuhr. Und dann drängt sich das schreckliche Wort »Probe« zwischen uns, und wir treten aus dem Baumgewirr auf den schöngepflegten offenen Platz mit dem Springbrunnen, hinter dem das in seiner Neuheit blendende Konzerthaus aufragt. Ein schöner Bau, hohe Fenster, Säulen vor dem Portal, breite Freitreppe bis nahe zu den festlich zurechtgeschnittenen Platanen des Springbrunnenplatzes. Ich bleibe auf der weiß-

gestrichenen Bank beim Bassin sitzen, indes die pflichteifrige Nelly die Stufen zum Tempel der lieblichsten Kunst emporsteigt. Wie ich ihr nachblicke, voll Freude an ihrem leichten Gang, an der beweglichen Grazie ihres schöngeformten Nackens, der dem Köpfchen mit dem braunen Haargeringel eine so heitere Lebendigkeit verleiht —, wie ich ihr so nachsehe, da bemerke ich an einem der weit offenen Fenster das bärtige Gesicht des bebrillten Gesangspädagogen und am benachbarten Fenster den unappetitlichen Haarschopf des Akkompagneurs. Das also, so sage ich zu mir, sind die Wächter des Heiligtums, das meine Göttin birgt! Ich richtete meine Augen rasch wieder auf die Stufen der gleißenden Freitreppe. Aber die Göttin hatte bereits die Pforte erreicht; das Dunkel der Eintrittshalle hatte sie verschlungen.

Es stimmte mich ganz wehmütig. Fünf Minuten vorher hatte sich noch ihr helles Lachen in das kribbelige Plätschern des Springbrunnens gemischt. Weißt du, über was wir so lachten? — Nelly erzählte, daß sie, ehe sie mir jenes Buch über Meißner Porzellan sandte, ihr Näschen hineingesteckt habe in der Absicht, sich einige Kenntnisse in meinem Spezialfach anzueignen. Und da sei ihr Blick beim Durchblättern der Abbildungen auf ein Scheusal von weißem Elefanten gestoßen, der einen gewaltigen Rüssel mit einer Brause wie bei einer Gießkanne um sich schlenkerte. Aus dem Textteil habe sie sodann gelernt, daß zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Manufaktur in Meißen mit Vorliebe lebensgroße Tierplastiken ausgeführt habe. Die Vorstellung dieser Elefantenkarikatur in Lebensgröße habe einen solchen Lachreiz bei ihr ausgelöst, daß sie sich kein zweites Mal an das Buch herangewagt habe. Ich setzte ihr auseinander, daß es sich damals weder um lebensgroße noch um lebenswahre Tierfiguren gehandelt habe, sondern um eine barocke Phantasie des Modelleurs, der mit souveränem Humor seine seltsamen Gebilde empfunden habe und entstehen ließ. Wieder mußte Nelly laut lachen beim Gedanken, daß ein Mensch ein solches Elefantenvieh »empfunden« habe — Frauen nehmen alles wörtlich —, und mit der den Frauen von ihrem Schöpfer verliehenen ungetrübten Logik folgerte sie, daß ich meinen Humor, an dem sie immer große Freude habe, von der Porzellanerei her habe. Ich war's gern zufrieden und sandte ihr eine Kußhand nach, denn sie war, wie gesagt, schon in der Richtung auf das Konzerthaus zu enteilt.

In puncto Elefanti fällt mir die umfangreiche Altistin ein, von welcher ich dir wohl schon einmal schrieb. Sie ist die einzige eingeweihte Person bei unserm Bunde, hochanständig, dienstbereit, Kirchenbesucherin und überhaupt die beste Anstandsdame, die man sich wünschen kann. Nur hat sie, wie viele fromme Leute, die Anlage, an und für sich richtige Bemerkungen da anzubringen, wo man sie lieber nicht gern hört. Vor ein paar Tagen, als sie an meinem Haus vorbeiging, winkte ich ihr, sie möge für einen Augenblick in den Garten kommen; ich könnte ihr etwas zeigen. Ich hatte mir schon lange überlegt, was für ein Verlobungsgeschenk ich meiner Nelly geben könnte, und mein Nachsinnen landete bei einem Porzellankunstwerk. Das schien mir doch das für Verlobte Gegebenste. Aber natürlich nichts aus meinem Besitz.

Bunt soll es diesmal sein, so sagte ich mir, und doch modern. Etwas, das dem künftigen gemeinsamen Büfett gut anstehen würde, dachte ich. Ich malte mir den Raum drumherum im Geiste aus. Und ich verfiel auf einen Thüringer Tafelaufsatz, jenen, der dem Rubensschen Früchtekranz nachgebildet ist. Ein halbes Dutzend köstliche Putten schleppen sich an einer feindurchbrochenen Schale, von Blumen überschüttet. Ich kannte die schöne Gruppe von früher her und ließ sie mir von der Fabrik kommen. Eben war die Kiste eingetroffen. Ich hatte sie hinter dem Hause sorgfältig ausgepackt und war im Begriff, das Prunkstück in die Wohnung zu tragen, als ich die zufällig vorbeigehende Altistin herbeiwinkte. Sie kam denn auch und stand sprachlos — ich denke natürlich aus Entzücken — vor der feingearbeiteten Porzellanplastik. »Für Nelly?« sagte sie endlich. Ich nickte: »Für wen denn sonst?« Und rücke die Gruppe vorsichtig in verschiedene vorteilhafte Stellungen. »Ist das nicht eher für ein Schloß?« sagt die fromme Seele endlich und will damit offenbar andeuten, daß ich an Größenwahnsinn zu leiden beginne. Ich recke mich auf und sage theatralisch: »Ja, für das Schloß, in welches ich Fräulein Nelly zu führen gedenke.« Das machte ihr keinen Eindruck. Sie fing an im stillen zu zählen, ich sah's an der Bewegung ihrer Finger. »Es ist schön,« gab sie dann noch zu, »aber gleich sechs auf einmal!«

Was die sich wohl dabei dachte? Ich bat sie, mir die Haustür offen zu halten, während ich das kostbare Werk an mich nahm, um es hinaufzutragen. Im Vorbeigehen sagte ich nur: »Aber nichts verraten!« Jetzt steht es vorläufig bei mir oben. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch die Gardinen und treibt sein Spiel über den schöngerundeten Gliedern der glänzenden Porzellanputten, so daß sie neckisch schillern. Und da gibt es Leute, die haben auch Augen und sehen doch anders!

Ei der Tausend, ist das aber ein langer Brief geworden. Ich bin heute so redselig. Fast könnt' ich dichten.

Nächstesmal also vom Einweihungsgetöse des Musiktempels. — Besten Gruß!

Schönhalden, 6. Oktober 19...
Lieber Hilmar!

Die Stadt schwimmt in Musik. Es ist fabelhaft, wieviel die Leute hierzulande in dieser Hinsicht vertragen können. Und wie sie sich bei den Festmahlzeiten vom roten Radieschen bis zum farcierten Fasan durchessen, so verbauen sie die reichen musikalischen Menus von Mehul bis Mahler mit unverminderter Aufnahmefähigkeit. Ich kann da nicht mitkommen. Es ist schade, daß man so eine Festwoche nicht wie eine Ziehharmonika über die zwölf Monate verlängern kann; jeden Monat etwas davon, das wäre so nach meinem Geschmack, nicht aber diese Massenfütterung. Gestern gab's Brahms und Beethoven. Ganz mein Fall, und in ausgezeichneter Wiedergabe. Der Akkompagneur meisterte das zweite Klavierkonzert von Brahms wirklich famos. Er griff sogar einigemal daneben, was mich ganz mit ihm ausgesöhnt hat. Wenn ich fehlerloses Klavierspiel hören will, kann ich mir ja eine Pianola kaufen. Aber dafür gehe ich nicht ins Konzert; da will ich einen Menschen hören, einen Menschen, der aus den Tasten des Flügels Seele zaubert, nicht einen, der auf dem Elfenbein herumturnt. Der Pianist war denn auch keiner von denen, die das Orchester herausfordern und darauf abstellen, wer es am längsten aushält und wer die Oberhand behält: der Solist oder die andern. Wenn so ein Mensch in der fabelhaften Leidenschaft des dritten Satzes auch mal einen falschen Akkord mitlaufen läßt, das verzeihe ich ihm.

Der Geiger, welcher das Beethovensche Violinkonzert spielte, war gleichfalls auf der Höhe. Er spielte nicht sich, sondern Beethoven, das war doch wahrhaftig genügend, und er verschonte uns mit den halsbrecherischen Kadenzen, die einen aus der Stimmung reißen. Gibt es denn etwas Wundervolleres in der ganzen Musik als den unirdischen Zwiegesang von Violine und Orchester im Mittelsatz? Ich bebte vor Lust. Und neben mir saß Nelly. Auch ihre Augen glänzten feucht bei dem Adagio. Das freute mich. Denn oft sind solche, die sich berufsmäßig mit Musik befassen, abgestumpft.

Ich bin nun wieder mit Musik gesättigt und würde den Eindruck so gern festhalten. Aber heute abend kommen Bach, Mozart und Schubert an die Reihe und — Nelly. Wer wollte da fehlen? Sie ist ganz frohgemut und zuversichtlich, aber doch innerlich erregt, das fühlte ich, als ich ihr vor einer Stunde die Hand drückte. Sie blickte mich so eigentümlich fragend an, als wollte sie sagen: wirst du auch mit mir zufrieden sein, du Kritikus? — Als ob mir etwas daran läge, ob sie von der zünftigen Kritik eine Eins oder eine Sechs bekommt. Nur ihretwegen wünsche ich ihr den bekannten »durchschlagenden Erfolg«.

Warum nur sah sie mich so eigentümlich an? — Sollte sie mir etwas angemerkt haben? — Liebende sind hellseherisch, sagt man.

Es ist mir nämlich heute nachmittag etwas Unangenehmes passiert. Meiner Gewohnheit nach saß ich nach dem Essen am Klavier, wo ich mich gern beim schwarzen Kaffee und der Zigarre ein wenig im Phantasieren ergehe. Kein Mensch hört's, es geht niemanden etwas an, und ich hab' meine Freude dran. In Erwartung der auf vier Uhr verabredeten Zusammenkunft mit Nelly — der letzten vor ihrem Konzert, da sie nachher mit der Toilettenfrage in Anspruch genommen sei —, ließ ich meinen Gefühlen freien Lauf und paraphrasierte, wie schon so oft, die Schumannsche »Frühlingsnacht«. So übern Garten durch die Lüfte ging's ganz piano und dolcissimo. Wo's unten anfängt zu blühn, fing auch ein lebhafteres Tempo an und bei dem »als könnt's nicht sein« geriet ich sogar in eine böse Disharmonie hinein, aus der ich nur allmählich den Ausweg in eine vernünftige Tonart fand. Um so freudiger rauschte dann bald der Hain, und mein Herz jubelte mit, als es die Nachtigallen schlugen: Sie ist deine, sie ist dein!

Bei diesem Siegesjubel muß ich das Fortissimo in vollen Akkorden übertrieben haben — gerade beim »sie ist dein« gibt es einen kolossalen Krach, es poltert etwas auf die Tasten, neben meiner Hand vorbei und weiter auf den Stubenboden, wo die Scherben herumfliegen. Ich sage dir, es klang wie ein Schrei und ging mir durch Mark und Bein. Du kannst dir denken, was es war; nicht umsonst sage ich immer: Aufs Klavier stellt man nichts. Und nun ist richtig das singende Fräulein mit den gekitteten Händen, das ich meiner Wirtin zulieb auf der verbotenen Stelle gutmütig unberührt ließ, und mitten in meinen erbaulichsten Phantasien über ein beliebtes Thema ein Opfer der dummen Aufsklavierstellerei geworden. Ich bin nicht abergläubisch, aber es berührte mich doch recht sonderbar. Als ich die Scherben zusammenlas, lief mir's einmal ganz kalt über den Rücken; es schienen gar keine gewöhnlichen Bruchstücke zu sein. Ich wischte alles säuberlich vom Boden, fand eine leere Pappschachtel unten im Bücherschrank und verstaute dort die Reste der einstigen Primadonna. Einer Lawine ist sie entgangen, so überlegte ich, aber daß ich mein Klavier ein bißchen heftig in Bewegung setzte, hat sie nicht ausgehalten. Sonderbarer Zwiespalt. — Nun weiß ich nicht: war etwas von dieser ärgerlichen, mehr als ärgerlichen Erfahrung noch in meinem Gesicht zu lesen, als ich später Nelly sprach? Hat sie mich deshalb so fragend angesehen? — Vielleicht. Erzählt hab' ich's ihr nicht.

Ich habe mir einen guten Platz für heute

abend gesichert, ist es doch auch ein Ehrenabend für mich. Nämlich geheimgehalten wurde unsre Verlobung hier in der geschwätzigen Stadt nicht lange, das schadet aber weiter nichts. Man will sogar, wie mir hinterbracht wurde, heute abend nach dem Konzert im »Weißen Adler« sich treffen und bei dem Anlaß Nelly als Solistin wie als Verlobte feiern. Ich mußte versprechen, hinzukommen, und will mich jetzt noch in den Frack werfen, denn die Sache soll schick werden.

Bach — Mozart — Schubert! Sehr geschmackvoll zusammengestellt, das muß ich sagen. Schon gestern nahm sich der besonnene Brahms neben dem stürmenden Beethoven gut aus, so ungleich die beiden sind. Und heute das Dreigestirn der reinsten musikalischen Ausdrucksfähigkeit, untereinander so sehr verschieden und doch jeder scheinbar nur aus Musik zusammengesetzt. Was die drei dachten und fühlten — alles wurde gleichsam von selbst zu Musik, es quillt wie erfrischender Regen und glänzt wie Tau, alles ganz naturgemäß. Während beim großen Meister Beethoven das Suchen nach höchstem Ausdruck geradezu aufs Umwälzen, aufs Katastrophale hinzielt. Das ist vielleicht der Grund, weshalb man Beethoven nicht hören mag, wenn er nicht wirklich gut gespielt wird; das Manko wird einem fühlbarer als bei den andern, wo das eminent Musikalische gefühlsmäßig stark wirkt, selbst bei nicht bester Darbietung.

Das ist wieder einmal eine sonderbare Betrachtung, denkst du, gerade jetzt, da meine Nelly Mozart und Schubert singen wird. Ach was! Sie wird es schön genug singen, darüber mache ich mir keine Sorgen. Und wenn nicht — dann um so besser für mich. Um so mehr gehört sie dann nur mir, mir allein. Denn mit der Kunst zu teilen begehre ich nicht.

Was für Augen wird Nelly machen, wenn sie beim Nachhausekommen, spät am Abend, in ihrer Wohnung den Tafelaufsatz vorfindet, der für ein Schloß paßt. Mit Hilfe der Altistin will ich ihn eine halbe Stunde vor Konzertbeginn, wenn Nelly schon die Wohnung verlassen hat, in ihr Zimmer manipulieren. Die Schale fülle ich bis über den Rand mit dunkelroten Rosen, die sollen ihr entgegenleuchten, wenn sie ihr Zimmer betritt, und ein Kärtchen liegt dabei, da steht nur drauf: »Ich bin dein — Porzellanpeter.« So eine richtige Überraschung muß der heutige Tag doch bringen.

Sobald als möglich schreibe ich dir, wie sich alles abgespielt hat. Inzwischen herzlichen Gruß von deinem glücklichen Peter.

Oberbergen (Tirol), 2. November 19...

Mein lieber, treuer Freund.

Ob du wohl weißt, daß ein gebrochener Mensch hier in dem verlassenen Hochtal sitzt? — Ob dir wohl die Ohren klangen, als mein ganzes volltönendes farbiges Glück in Scherben ging? — Hörtest du es nicht klirren? — Hörtest du nicht den schrillen, schnell verhauchten Ton, der den Sprung in der funkelnden Schale begleitete, als ich sie eben an den Mund setzen wollte!

Seit mehr als zwei Wochen bin ich hier oben, von Nebeln eingeschlossen, mein Inneres in Nebel getaucht. Aus dem nahen Dörflein bringt Geläute; wie leises Wimmern kommt es durch die feuchte Nebelwand an mein Ohr. Manchmal klingt es bittend, wie überredend: komm wieder hinab ins Tal, komm wieder unter die Menschen! — Das macht mich noch verzweifelter. Die Menschen? Ich brauche keine Menschen, ich brauche nur einen Menschen, und den will ich für mich haben, ganz allein für mich.

Heute ist Allerseelentag. Es liegt ein gewisser Zauber darin, scheint mir, denn ich kann mich wenigstens entschließen, die Feder zur Hand zu nehmen und an dich zu schreiben. Seither bin ich Tag für Tag ruhelos über die schmucklosen Weiden und die grauen Felsenpfade gewandert, ohne Zweck, ohne Ziel. Zu den Menschen soll ich zurück? Zu den Räubern meines stillen, leuchtenden Glückes? — Rasend kann es mich machen, so oft mir all die Menschen wieder einfallen.

Da war der Saal voll bis zum letzten Platz, da glitzerten die Kristalle der elektrischen Kronleuchter, da schimmerten die seidenen Kleider in den Logen, da glänzten die Dekolletagen auf den vordersten Reihen und dahinter blinkten makellose weiße Hemdeinsätze der befrackten Herren. Und alles blickte gebannt, gespannt dorthin, zum Podium, das mit bunten Kränzen zur Einweihung geschmückt ist. Dort, dort — zwischen den Kränzen steht sie, meine Göttin, und singt. Ihr braunes Haar ist in der Mitte gescheitelt und verleiht dem schmalen, ernsten Gesicht den Ausdruck einer Heiligen. Sie schlägt die Augen nieder, die langen Wimpern verhüllen sozusagen das ganze Menschenkind. Denn das Auge ist das Fenster, durch das du den wirklichen Menschen siehst. Die unaufdringliche Linie des freien Halses verliert sich in dem duftigen hellblauen Kleid. Beim ersten Ton, der wie aus dem Nichts geboren in die weite Halle hineinklingt, läßt die Sängerin ungehemmt auch die fragenden Äuglein über die tausend Köpfe hinweggleiten. »Neue Freuden, neue Schmerzen regen sich in meinem Herzen« ... der ganze Mozart in Tongebung und leichter liebreicher Grazie entströmt der beweglichen Kehle und füllt den Saal mit Wohllaut. Wie stolz sah ich um mich, ich, ihr Verlobter!

Wie gönnte ich ihr den Beifall von allen Bänken; wie gönnte ich ihr das mächtige Rosen-



Leo von Koenig: Der barmherzige Samariter

bukett, das ihr der korrekte Herr Kommissionspräsident unter dem Jubel des Saales überreichte! Tadellos in weißer Weste, in weißen Glacéhandschuhen, in Lackschuhen stand er vor ihr, und die vom Rasierer sorgfältig stehengelassenen zwei dunklen Flecke unter den Nasenlöchern glänzten von Brillantine. Ich saß nahe genug. Er lächelte halb wohlwollend, halb überlegen, als Nelly, lieblich errötend, das Bukett mit der Riesen-Atlasschleife an sich nahm und mit einem entzückenden Knicks gegen das Publikum dankte. Alle Wetter! Wem galt der Knicks? — Ja natürlich, dem hochverehrten Publiko, wem denn sonst! Und was da sang und was da knickste, das war heute gar nicht meine Nelly, das war die Sängerin, so sagte ich mir zur Beruhigung, denn etwas kochte in mir bei all dem Getue.

In der zweiten Nummer trat sie schon sicherer auf das geschmückte Podium, die Sängerin. Schon schlug sie kecker die braunen Augen auf, als sie mit Händeklatschen begrüßt wurde. Sie singt Schubert, reiht ein Lied ans andre. Singt, nein — betet die »junge Nonne«, träumt »Gretchen am Spinnrad«, haucht »Sei mir gegrüßt«. Und jedesmal entladen sich die Beifallssalven. Zum Kuckuck auch, was will man mehr?

Und ich stiere aufs Podium und sehe einmal diese Nelly, dann wieder nur die Sängerin. Ich werde fuchsteufelswild beim Gedanken, daß Nelly, meine Nelly, den Leuten den Gefallen tut und singt, um den Beifall der Menge buhlt. Ich vergesse, daß es ja die Sängerin ist, die Kunstjüngerin, die ihre Triumphe feiert. Wahrhaftig Triumphe, wie sie sich eine Debütantin nicht größer denken kann. Zwei-, dreimal wird sie herausgerufen, der Knicks wird immer intimer, immer kameradschaftlicher, der Akkompagneur flüstert mit ihr, der Schuft, und sie stellt sich nochmals in Positur: eine Beigabe. Erwartungsvolle Stille. Vom Flügel hüpft das bekannte leichtfüßige Triolenvorspiel, und dann mit dem ganzen Schwung des inneren Erlebens fliegen die Worte hinaus: »Ich schnitt es gern in alle Rinden ein.«

Es war wie eine elektrische Spannung im vollen Saal, ich zitterte leise mit und sog dabei die Worte ein, die mir so wohl taten, so wohl. Denn es war doch klar, daß sie das für mich sang. »Dein ist mein Herz und soll es ewig, ewig bleiben.« Das kam mit solch herzerquickender Verve jedesmal aus der Kehle, daß es mir durch und durch ging. Und beim viertenmal bricht ein frenetischer Jubel aus, aus den Logen winken Taschentücher, im Saal erheben sich einzelne, um ihr Bravo besser brüllen zu können ...

Da war's um mich geschehen. Niemandem fiel es auf, daß ich meinen Platz verließ. Es störte niemanden, daß ich in der Garderobe Hut und Mantel in Empfang nahm, daß ich nach Hause trabte, daß ich meine Kleider wechselte und meinen Koffer packte — alles in einer halben Nachtwandlerverfassung — und daß ich mit dem Nachtzug entfloh. Ja, ich floh aus dem lauten Jubel, der mich umbrauste und der den Triumph meiner Nelly verkündete, *meiner* Geliebten. Soll ich mit dem tausendköpfigen Ungeheuer »Publikum« rivalisieren?

Ach, armes Kind, wenn du dich in deinem Leben *darauf* einstellen mußt, auf das unbeständigste Ding in der Welt, auf so etwas Wetterwendisches — arme Nelly, große berühmte Sängerin, wie schwer wirst du es dann bekommen. »Undank« — dein Name ist: Publikum. Jetzt jubelt es dir zu und jetzt gehörst du ihm. Aber wie lange?

Das waren so meine Gedanken. Und nun? — Soll ich sie abwendig machen von dem Wege, den sie als Sängerin so vielversprechend betreten hat? Oder soll ich mit der Hydra in Nellys Gunst mich teilen? Lauter Unmöglichkeiten. Aber was soll ich tun? Rate mir. —

»Dein ist mein Herz,« schmetterte sie mir ins Ohr — und diese Menschen klatschten dazu! Sage mir, was soll ich tun bei solchem Widersinn?

Meine Nelly ist eine große Künstlerin, sie ist ein Stern geworden. Die Sterne, die begehrt man nicht. Hier sitze ich im Nebelgrau; irgendwo ist Licht, aber nicht für mich. Wie sagt doch Zarathustra?

Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
Was geht dich, Stern, das Dunkel an!

Ja, sie ist für eine andre Bahn bestimmt als ich, der ich höchstens ein Stern zweiter oder dritter Größe bin. Wir können aneinander vorüberleuchten, vielleicht; aber nimmermehr uns finden; die Bahnen sind andre. —

Nun bin ich hier in der Bergeinsamkeit, aber damit ist's ja auch nicht getan. In einem unbestimmten Drange, nur fort, fort aus der Drangsal jenes Augenblicks — so landete ich hier. Ich habe Zeit genug, darüber nachzudenken, daß es noch etwas Zerbrechlicheres gibt als Porzellan. Und wie glücklich könnte man sein, wenn es nur keine Menschen gäbe, die etwas vorgesungen haben wollen.

Habe Mitleid mit mir, guter Freund, und rate. Ich weiß, das ist nicht leicht. Gerade an den wertvollsten Stücken läßt sich eine Beschädigung am schwersten heilen. Dazu braucht es eine besonders geschickte Hand. Vielleicht hast du sie, die wahre Freundeshand.

Dein bedrängter Peter.

Oberbergen in Tirol, 15. November..

Liebster Hilmar!

So also steht's? — Beim heiligen Keramikus! Eine Zentnerlast fällt von mir ab, jetzt,

da ich deinen Brief in den Händen halte. Zum neuntenmal habe ich ihn gelesen, und jedesmal frage ich: ist's denn wahr? Sie liebt mich noch, trotz alledem; sie liebt mich wirklich? — Es muß wohl so sein, wenn sie mir nach dem Vorgefallenen nicht den Laufpaß geben will. Und ich stehe beschämt und erkenne, daß es eine kapitale Dummheit war, mir einzureden, ich sei der Gebende, indem ich mir sie erkor. In meiner Junggesellenhaftigkeit vergaß ich, daß in der Liebe beide die Schenkenden, beide die Nehmenden sind. Jetzt tagt es in meinem Hirn, und in dem neuen Licht muß ich mich erst zurechtfinden.

Soll ich dir das erst auseinandersetzen oder denkst du dir's selber, da du mich ja kennst. Ich hatte mir eingebildet, ich hätte die Nelly, das Tapeziererskind, zu mir emporgehoben, ihre wahre Liebe aber sei die Kunst, und sie hätte nur mir, dem Jugendgespielen, der, was man so sagt, »Karriere« gemacht hat, keinen Korb geben wollen. In Wirklichkeit ist sie's, die mich all die Jahre hindurch liebbehalten hat, das gute Kind, so lieb, daß sie mir trotz der Kunst sogar den verrückten Einfall verzeihen kann. Das ist mehr, als ich zu denken wagte. Das Herz des Weibes ist doch etwas andres als der Verstand des Mannes. Gott sei Dank!

Oft, in meinen Stunden des Alleinseins hier oben, habe ich mir vorzustellen gesucht, wie Nelly das Unerwartete aufgenommen habe. Nun erzählt mir dein Brief davon. Sie glaubte zuerst, als ich nicht, wie verabredet, im »Weißen Adler« mich einfand, an ein plötzliches Unwohlsein. Dann, als sie bei meiner Hausfrau fragen ließ und erfuhr, ich sei verreist, litt es sie keinen Tag in Schönhalden; sie reiste nach Althausen, mußte zu dir, dem gemeinsamen Kameraden unsrer Kindheit, eilen in der bestimmten Erwartung, du wüßtest, was mit mir vorgefallen sei.

Ach, die Zeilen deines Briefes, die von Nellys Besuch bei dir berichten, haben die kleine Gasse in ihrer ganzen rätselhaften Fülle von Jugendheiterkeit in mir neu erstehen lassen. An die Tage unsrer früheren Kameradschaft hat sie sich geklammert, an jene Zeit, da wir, obschon in verschiedenen Häusern wohnend, uns dennoch die Hände reichen konnten, so nahe beisammen waren wir. Und nun so weit auseinander.

Und auch du konntest ihr zuerst keine Auskunft über mich geben. Oh, welche Tage entsetzlicher Leere, für sie, für mich! Alles durch meine Schuld!

Als dann endlich mein Brief an dich kam und du Nelly davon Kenntnis gabst — da hat sie sich also wirklich keinen Augenblick besonnen; hat erklärt, daß sie lieber auf den Beruf einer auftretenden Künstlerin verzichten wolle als auf mich? — Niemals kann ich das annehmen. Aber welch großes Herz wird mir da offenbar, welche Liebe, die ein solches Opfer zu bringen imstande ist!

Habe Dank, lieber Freund, für die befreiende Nachricht. Ich reise sofort. Übermorgen bin ich wieder daheim und bei ihr! Noch gestern habe ich das für unmöglich gehalten. Daß ich schwer litt, das mag als Sühne für den blinden Egoismus gelten, von dem ich mich leiten ließ.

Jetzt hebt sich der Nebel, jetzt zerfließt er. Der Himmel ist wahrhaftig noch so blau wie ehedem! Mein Wirt hält mich sicher für unzurechnungsfähig, wenn ich ihm sage, daß ich heute noch abreise. Ohnehin geht es einen halben Tag, bis man aus diesem verlorenen Bergnest an eine vernünftige Bahnlinie gelangt.

Sie liebt mich! Die liebe kleine braune Nelly hat den armen Porzellanpeter überhaupt nie vergessen gehabt. Welch ein beglückender Gedanke! Die Liebe ist doch das allergrößte Kunstwerk. Aber man sollte auch behutsam mit ihr umgehen, potz Wetter! Ich hätte da um ein Haar das kostbarste Gebilde in Stücke geschlagen. Vor vielen Jahren passierte mir einmal so etwas mit einer stilreinen glatten Sèvresvase. Als ich das durchsichtig-meergrüne Erzeugnis etwas unsanft aufstellte, gab es den bekannten feinklingenden abgerissenen Ton, der bedeutet: Sprung. Darin kenne ich mich aus. Mit bebenden Händen untersuchte ich die Vase, beklopfte sie nach allen Seiten und wußte, der Sprung ist da; so etwas hört man. Aber er war offenbar nicht durch die prachtvolle Glasur gegangen, diese war unbeschädigt und das ganze Stück gerettet. Übrigens ist mir das jetzt ganz unwichtig; ich weiß nicht, warum ich es überhaupt schreibe. Jetzt ist ja alles gut. Nelly gehört mir wieder. Ich eile und drücke dir im Geiste die Hand, deine Retterhand.

Dein ewig dankbarer neubelebter Peter.

Schönhalden, 20. Dezember 19...

Mein lieber Hilmar!

Erinnerst du dich noch unsrer Wanderungen in den Dolomiten? Manch Jährlein ist's schon her. Du warst mit Wegkarte und Kompaß ausgerüstet und hattest den Ehrgeiz, jede Tour in der vom gedruckten Führer angegebenen Stundenzahl zu absolvieren. Das schriebst du stets gewissenhaft in dein verwettertes Notizbuch ein. Ich dagegen hatte so meine Mucken, suchte neue Wege, verlief mich mitunter, verführte dich zu Umwegen, die mich reizten, und hatte eine Befriedigung, wenn wir nach mancherlei Schwierigkeiten dennoch am Ziel den Lohn der Mühen ernteten. In der Erinnerung verblaßten die Hindernisse, der erreichte Gipfel strahlte nur um so vollendeter. Mit doppeltem Behagen sog man die Schönheit des höchsten Punktes ein.

In ähnlichem wohligem Bewußtsein, nach Verkehrtheiten und auf nicht gefahrlosen Umwegen auf dem Höhepunkt meines Glückes angelangt zu sein, schreibe ich dir heute. Mit jenem Gefühl der Geborgenheit, wenn man vom warmen Zimmer in die Winterlandschaft blickt, wo sich alles vom weichen dichten Schnee einlullen läßt. Es wird still in den Gassen, kein Wagengerassel; es wird ruhig im Garten, wo sich die Tannen unter der weißen Last beugen. Leise, aber beharrlich rieselt das feine Weiß über die Dächer. Alle scharfen Kanten runden sich; alle spitzen Gartengeländer bekommen weiße Ballen aufgesetzt. Nichts bleibt, daran man sich verletzen könnte. Die Welt wird einheitlicher, ruhiger, reiner. So will es mir scheinen.

Und welche innere Ruhe, wenn ich, was mir jetzt gestattet ist, in dem kleinen Hause einkehre, wo Nelly mit ihrer Alt singenden Freundin ihre Zimmer hat. Sie haben eine nette kleine Wohnung, zwei Schlafzimmer und in der Mitte ein Stübchen, in welchem ein Klavier ganz gut Platz hat. Das ist unser Schloß, denn sogar der Puttenaufsatz aus Thüringer Porzellan hat noch Platz, und so oft ich hinkomme, schmiegen sich einige frische Blumen um die ausgelassenen Bengel. Ist die fromme Altistin zufällig anwesend, so blinzle ich nach der Porzellangruppe und sage zu Nelly: Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir. Das heißt, ich singe es, und wie! Und der treue Elefant zieht sich ins Nebenzimmer zurück. Dann sind wir allein im Schloß, im hohen Märchenschloß des Glücks.

Zu erzählen gibt's genug. Oft aber auch sitzen wir schweigend und glücklich. Nellys bloße Gegenwart ist Wohltat und Wonne. Wenn ich ins Zimmer trete und sie kommt mir mit den heiter offenen Augen, die ihr ganzes Menschtum aufschließen, entgegen, dann weiß ich, daß ich jetzt geborgen bin.

Als ich, aus meiner Verbannung zurückgekehrt, zum erstenmal mit klopfendem Herzen in der Tür ihres Zimmers stand und nichts herausbrachte als: »Nelly!«, da fiel sie mir wortlos um den Hals und schluchzte lange. Das war zum erstenmal, daß ich sie weinen sah. Ihr feingebauter Körper zuckte in meinem Arm, und ich selber wurde meiner Erschütterung kaum Meister. Sorgsam führte ich das zitternde Kind zum kleinen Sofa, nahm ihre Hände zwischen die meinen und streichelte ihr weiches Haar. Mit verschleierten Augen, aber doch mit einem Blick voller Zärtlichkeit wandte sie mir ihr Köpfchen zu. Ich zog das liebe Gesicht zu meinem Mund. Da war die alte kleine Schelmin wieder geweckt. Wir hatten uns wieder, und all mein Stammeln um Verzeihung hätte nur die Weihe der köstlichsten Stunde gestört. Nelly ist wieder mein! Ist mein auch ohne Nachtigallenschlag und rauschenden Hain!

Nelly hatte mit den Gewaltigen vom Konservatorium schon verhandelt, um sich statt zur Sängerin zur Gesangslehrerin auszubilden. Sie wollte mir damit eine Freude bereiten. Ich aber denke heute anders. Ich glaube kein Recht zu haben, die herrliche Gabe, welche Nelly zur großen Sängerin bestimmt, zu unterdrücken. Mag sie immerhin singen, im Hause und im Konzertsaal, vor mir allein oder vor Tausenden von Lauschenden — es wäre ja ein Unrecht, den Mitmenschen das vorzuenthalten, was nur wenige ihnen bieten können. Das habe ich Nelly gesagt. Ein dankbares Aufleuchten ihrer Augen traf mich, ein Blick, der ihr ganzes Gesicht erhellte und der wie eine Freudenfackel in unsre Zukunft leuchtet.

Sie übt nun fleißig, denn sie soll in der Bachschen Weihnachtskantate mitwirken. Das sind nur noch ein paar Tage. Wie anders für mich als voriges Jahr! Ist es wirklich schon ein Jahr her, seit ich mir mein Weihnachtsgeschenk kaufte, mit schönen klingenden Silberlingen eine Primadonna? Ich muß lachen, wenn ich jetzt so darüber nachdenke, daß es justament die Sängerin war, die ich damals wählte.

Nun steht wieder das liebliche Fest vor der Türe. Und wieder habe ich eine Sängerin, schöner und feiner und von reinerem Ton als jenes Kunstgebilde, helleren Klanges als das feinste Meißner. Diesmal bekommt mich der Laden an der Breiten Straße nicht zu sehen, wenigstens nicht inwendig. Ich sehe dich lächeln — lächle immerzu! Ich lasse auch heute nichts auf schönes Porzellan kommen. Da halte ich's mit Flaubert, der für das Schöne gewiß nicht unempfindlich war.

»Mein lieber armer Kerl,« so schrieb er an einen Freund, »haben wir denn nicht die Sonne und den Heuduft und die Schultern einer schönen Frau und Altes Meißner?« Was mehr bedarf man, um glücklich zu sein —, so meinte der frohgemute Franzose.

Und ich h a b e mehr. Soll ich's aufzählen? — Spöttle immerhin über meine Liebhabereien — mein tiefstes Liebhaben gilt der Primadonna, der donna primissima, welche künftig sogar meine Porzellane abstauben darf. Denn ihre Hand, die Zerbrechliches behutsam anzufassen weiß, die auch böse Risse mit schmiegsamer pâte tendre zu heilen versteht —, diese Hand gehört dem allerglücklichsten

Porzellanpeter.

Lazarus

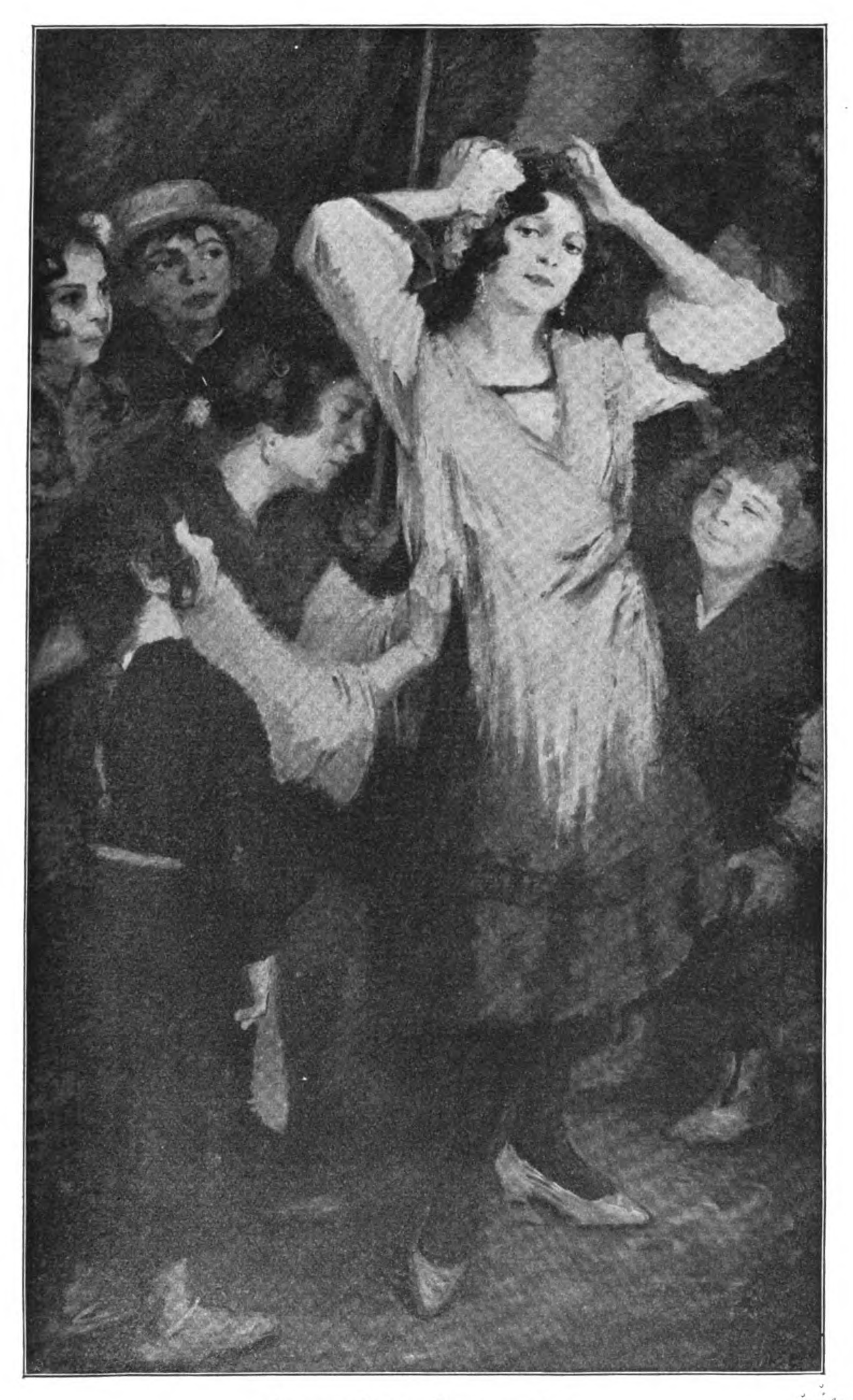
Lazarus liegt an des Reichen Stufen.
Vom Saale droben ein Jauchzen und Rufen:
„Mahlzeit!“ — „Ich danke.“ — „Wann gehn wir zum Tanz?“
„Weg da, ihr Hunde!“ Die kneifen den Schwanz,
Kommen zu Lazarus hingekrochen.
Der streichelt sie, hat mit ihnen gesprochen,
Als wären sie Menschen, und nicht gelacht —
Das hat ihm das Leben zum Lohn gebracht:
Daß er, der Vergessene, leidgewohnt,
Im Hunde selber den Menschen schont. —
Und wie seine Glieder zu schlagen beginnen,
Weichen die Hunde nicht ängstlich von hinnen,
Haben mit treuen Augen gewacht.
Dann kam der Schlummer — dann kam die Nacht. —

Als Lazarus endlich sich wiedergefunden,
War sein Körper ganz ohne Wunden,
Ist in Abrahams Schoß gesessen,
Hatte zu trinken und hatte zu essen.
Wird ihm die Zeit auch weiter nicht lang,
Bis — aus dem Abgrund die Stimme erklang,
Die Stimme heiser und qualenschwer:
„Lazare, reiche den Finger mir her!“
Abraham richtete streng: „Du Hund!
Warest ein ganzes Leben gesund,
Laß drum in Ruh und bemüh nicht den Armen,
Nun's ihn gefunden, das große Erbarmen.
Schweige!“ — — Du Hund! Das hat etwas erweckt,
Etwas in Lazaro aufgeschreckt
Wie ein Erinnern, das leidgewohnt
Im Hunde noch immer den Menschen schont.
Er merkt es kaum, wie er dem Schoße entgleitet
Und leise hin zu dem Reichen schreitet.
Er hebt ihm die Hand, den Becher zu,
Nickt leise und deutet ihm: Trinke — du!

Gleitet ins Dunkel und ist erwacht.
Er reibt sich die Augen. Noch ist es rings Nacht.
Er liegt an den Stufen ausgestreckt.

Ein Hund hat ihm still seine Wunden geleckt.

Carl Uloth



Leo von König: Vor dem Tanz



Bei Tisch

Leo von König

Von Dr. Elias Erasmus

Die Berliner Sezession pflegt den Brauch, einem Mitgliede, das fünfzig Jahre alt wird, im Rahmen der gewöhnlichen Jahresausstellung einen geschlossenen Raum zur Verfügung zu stellen, wo es Gelegenheit hat, unabhängig von der Jury, seine Hauptwerke und charakteristischen Studien und Skizzen zusammen zu zeigen und so einen Überblick seiner bisherigen Entwicklung zu geben.

Im Jahre 1921 ist Leo von König dieser Ehre teilhaftig geworden. Die Besucher der Ausstellung, die bis dahin nur einzelne Arbeiten auf Ausstellungen und in Galerien zu sehen Gelegenheit gehabt hatten, bekamen hier vor 22 ausgestellten Werken einen Gesamteindruck der Ernte dieses Malerlebens. Die Presse beschäftigte sich eingehend mit seinem Werk, die Berliner Nationalgalerie, die bisher von König nur das Bild »Im Kaffeehaus« besaß, erwarb zwei weitere Werke: »Das Frühstück« und den »Barmherzigen Samariter«, und zahlreiche andre Verkäufe aus der Ausstellung zeigten, daß nun auch weitere Kreise Wert und Bedeutung des Meisters erkannten.

Wer sich von diesen Bildern angezogen fühlte, von denen einige hier, wenn auch meist nur in Schwarzweißwiedergabe, ohne den bei ihnen so wesentlichen Reiz der Farbe abgebildet sind, der wird gern von des Künstlers Herkunft und Entwicklungsgang erfahren, wie denn bei jedem Kunstwerk biographische Kenntnis das tiefere Verständnis zu fördern vermag.

Leo von König entstammt einer alten freiherrlichen Familie. Sein Vater stand, als der Künstler am 28. Februar 1871 geboren wurde, als Offizier in Braunschweig. Dem früh beim Knaben sich zeigenden Drang nach zeichnerischer Betätigung und dem daraus sich entwickelnden Wunsche, Künstler zu werden, setzte der Vater, obwohl selbst mit Leib



Bildnis des Vaters

Akademiebetrieb, trotz vieler dankbar anerkannter Anregung, auf die Dauer nicht Genüge tun. Mit dem Gefühl, keineswegs sein Studium abgeschlossen zu haben, sondern mit der Empfindung, daß nun erst einmal die Lücken des rein Handwerklichen ausgefüllt werden müßten, ging er 1894 nach Paris, wo damals Männer wie Lefèbvre und Robert Fleury, die als Historienmaler einen Namen hatten, auf der Akademie Julian oben auf dem Montmartre die große Zeichentradition Ingres' weiterpflegten. Hier hat sich König in hingebender Arbeit die Grundlage aller anständigen Malerei, die Sicherheit des Zeichnens, zu eigen gemacht.

In Paris malte König nun auch sein erstes Bildnis, das einer Fürstin Ghyka, das sowohl dort im Salon Champ de Mars, wie später in Dresden und Berlin, großen Erfolg, auch in der Presse, hatte. Das Zusammentreffen einer Reihe glücklicher Umstände hatte hier ein ausgezeichnetes Werk glücken lassen, das nun der Ausgangspunkt einer Kette von Bildnisaufträgen, vor-

und Seele Soldat, nicht nur keinen Widerstand entgegen, sondern förderte verständig und liebevoll Neigung und Anlage. Schon mit sechzehn Jahren durfte Leo die Schule verlassen und beim Bildhauer Börner in Hamburg arbeiten, wo Ernst Wenck und Walther Schmarje seine ersten Studiengenossen waren. Nach kurzer Zeit ging's nach Berlin, wo ihn Schlabitz und Lippisch in strenger Zeichenschule auf die Kunstakademie vorbereiteten, die er mit siebzehn Jahren bezog. Ehrentraut war hier sein verehrter Lehrer, dem er viel verdankt. Schon damals zeigte sich seine Neigung zur Beschränkung aufs Einfache, seine Andacht zum Kleinen, das aber restlos mit den elementarsten Mitteln künstlerisch erschöpft sein wollte. Viele Tierstudien, Bleistiftzeichnungen strengster und solidester Arbeit, sind die Früchte dieser Zeit, in der Königs Kameraden sich bereits auf große Landschaften warfen, die zu meistern er selbst sich bezeichnenderweise auch später nicht berufen fühlte.

Wie so vielen jungen Malern seiner Zeit, konnte ihm aber der deutsche



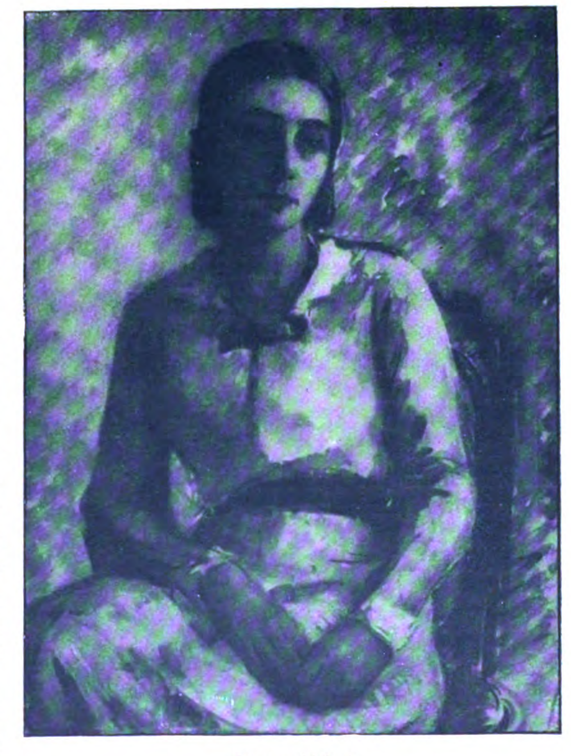
Theo Behrens

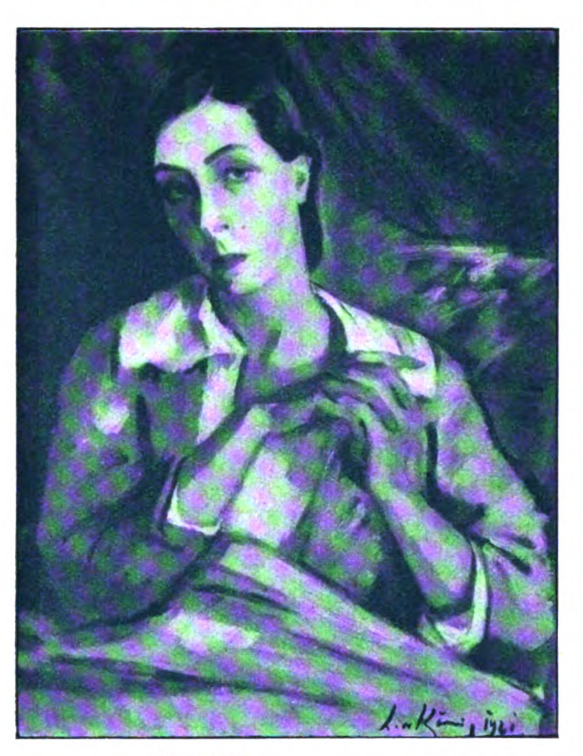

Bildnis einer gelähmten Dame

wiegend in Bremen und Hamburg, wurde, nach deren Erledigung der Künstler aber immer wieder zu seiner Weiterbildung nach der Bretagne ging. Hier strömten in Concarneau (benachbart Pont-Aven, wo Gauguin seine ersten Bilder malte), wie einst in Barbizon, die Maler aus aller Herren Ländern zusammen, um vor der Natur zu studieren und von dort aus oder auf dem Wege dahin immer wieder in der Julianschule beim Aktzeichnen Auge und Hand für ihr Gewerbe zu üben. Das ging so eine Reihe von Jahren, in die aber auch ein Aufenthalt in London und St. Petersburg fiel. An der Themse kopierte der Künstler im Auftrag eines Bremer Mäzens im Buckingham Palace das bekannte Frühbild Rembrandts, den Schiffsbaumeister mit seiner Frau, und in der Eremitage das junge Mädchen mit der Nelke. Auch nach Moskau führte ihn ein Porträtauftrag in die Familie des Barons Knoop.

Nach diesen Wanderjahren machte sich König 1901 in Berlin seßhaft. Er wurde Mitglied der Berliner Sezession, wo er neben den Älteren, Liebermann, Corinth, Slevogt, mit Rhein, Linde-Walther, v. Kardorff u. a. das jüngere Künstlergeschlecht vertrat und Jahr für Jahr auf den Ausstellungen mit einem bis zwei Bildern vertreten war.

In dieser Zeit fruchtbarster Tätigkeit fand er in dem bekannten Kunstsammler Theo Behrens in Hamburg einen Freund und eifrigen Förderer seiner Kunst. Eine Reihe seiner besten Bilder, die zum Teil später in öffentliche Museen kamen, erwarb dieser frühzeitig mit sicherem Blick. Und die Verbindung von Künstler und Sammler wurde auch insofern besonders fruchtbringend, als der Mäzen bei seinen sonstigen Ankäufen alter und neuer Kunst sich von dem sicheren, durch Kenntnis des Handwerklichen unbestechlichen Blick des Künstlers willig beraten ließ; eine Handlungsweise, die dem Wert der weltberühmten Sammlung, die zurzeit als Leihgabe in der Kunsthalle die Hamburger er-


Damenbildnis



Damenbildnis

studieren. Als man ihnen, nach einer Seereise und Durchquerung Portugals im Prado gegenübersteht, stellt sich überraschenderweise der erwartete Rausch nicht ein: »Velasquez gefällt mir gar nicht.« Bei den Meninas beginnt das Stutzen, die Kritik, das Unbefriedigtsein, das Ablehnen erst des einen, dann des andern, schließlich des Ganzen. »Wie findest du den Hintergrund?« frage ich Hans. »Darauf kommt es doch nicht an.« Immer gleich gereizt wie ein Frauenzimmer. So kommt die ursprünglich beabsichtigte Kopie des berühmten Bildes oder wenigstens eines Teiles für König um so weniger in Frage, als es von Kopisten auf Monate hinaus besetzt ist. Dagegen werden zum stärksten Eindruck die Bilder Grecos in der Sammlung Beruete in Madrid, die alle Erwartungen übersteigen.

»Hans«, heißt es in der »Spanischen Reise«, »hingerissen von dem

freut, in vorteilhaftester Weise zugute gekommen ist.

1910, einige Jahre bevor die Parteistreitigkeiten zu der großen Spaltung führten, trat König aus der Sezession aus, da er als Vorstandsmitglied die Art der Vereinsleitung nicht länger mitvertreten zu können glaubte. Als nach der Spaltung die Berliner Sezession unter dem Vorsitz Corinths wieder mit eignen Ausstellungen ins Leben trat, schloß er sich ihr aufs neue an und war neben Corinth als zweiter Vorsitzender rege tätig.

In diese Periode seines Lebens fiel 1908 für den Künstler als bedeutsames Ereignis seine halbjährige Reise nach Spanien. Sein Freund, der bekannte Kunstschriftsteller Meier-Graefe, hatte ihn dazu angeregt. In dessen lebendig geschriebenem Buche »Spanische Reise« ist König der Maler Hans, dessen menschliches und künstlerisches Porträt in den natürlichsten Farben geschildert wird. Man war ausgezogen, die Werke des großen Velasquez an Ort und Stelle zu



Der heilige Martin



Damenbildnis

tien unmöglich. Man darf diesen Schlund von Körpern nicht teilen. Also vielleicht ohne die Nebenfiguren zur äußersten Rechten und zur äußersten Linken. Aber damit verschwände links der Mann mit dem verkürzten Gesicht, der den Arm im Winkel hält, und damit würde das wichtigste Zwischenglied dieses ganzen Teiles fehlen. In Hans wächst der Entschluß, die ganze untere Hälfte zu malen. Das ergibt die Frage, ob er die Füße des Heilands mitnehmen soll oder nicht. Schließlich kommt die Einsicht: eine Veränderung des Formats würde den ganzen Sinn der Komposition aufheben. Das Hinaufstreben und Herabsinken der Körper ist selbstverständlich an das Hochformat gebunden. Hans stöhnt: »Man kann nicht den kleinsten Fetzen weglassen.« Er ist ganz rot im Gesicht. »Ich mache das Ganze.«

sogenannten Selbstbildnis. Ich möchte gern eine Kopie haben. Er meint, er könne es nicht frei kopieren, und wörtlich sei es unpraktisch, weil man nichts Handwerkliches daran lernen könne.« Bei dem vielen Sehen der Bilder andrer beginnt Hans »an chronischem Tatendurst« zu leiden. Alles mögliche will er malen, das Zimmermädchen, einen Jungen, einen Picador, nur »den Gedanken, Velasquez zu kopieren, scheint er endgültig aufgegeben zu haben«.

Grecos Magnet wird immer stärker. Bei einem gemeinsamen Besuch im Prado am 24. April klebt Hans an der Auferstehung Grecos. »Das muß ich kopieren.« Die fabelhaft verkürzte Hauptfigur unten, der hingeworfene Kerl mit dem Degen in der Faust reizt am meisten. Hans meint, isoliert kopiert, würde er gelb wirken; das Gelb sei ohne das Blau der umgebenden Par-



Pierrot



Alexander Moissi als Hamlet

Vierzehn Tage wird es mindestens kosten. Hans läuft, um die Leinwand zu bestellen. »2,75 m hoch, 1,20 m breit. Schöne Größe.« Durch diese lebendige Schilderung erhält man klare Einblicke in die Wesensart Leo von Königs, der nun in viermonatiger hingebender Arbeit das Gemälde nachschafft, um etwas von Greco in seinem Berliner Atelier zu haben.

Die weitere Reise führt durch ganz Spanien, immer auf den Spuren Grecos, wobei die Führung des bekannten Grecoforschers Cossio dafür sorgte, daß kein Bild von Bedeutung übersehen wurde. Besonders eindrucksvoll war der Aufenthalt in Toledo, wo Greco gelebt hatte und wo Hauptwerke wie das Espolio in der Sakristei des Domes, die Bestattung des Grafen Orgaz in Santo Tomé, die Himmelfahrt der Jungfrau in San Vincente und die Heilige Familie im Hospital den stärksten Eindruck auf die Reisenden ausüben. Mit neubelebtem Feuereifer kehrt Hans an seine Kopie zurück. »Früher wäre ihm Kopieren wie Nüsseknacken erschienen, er hat noch nie in seinem Leben kopiert, war naiv genug, das Kopieren, wie er mir mal sagte, stupide zu finden.« Im Mai geht's nach Sevilla (»seine Kopie ist kaum untermalt«) und über Tanger, Algeciras nach Granada. Dort bilden das große Erlebnis die Zigeuner, unter denen »Genialität für den Tanz grassiert«. Diese kleinen Mädchen sind Künstler, Tänzer. Natürlich »malt Hans ein großes Bild mit Zigeunern. Er ist so verliebt in die Kleinen, daß ich mich frage, ob er sich freimachen kann, um an die Stelle der Schönheit, die er genießt, eine andre, die wir genießen können, zu setzen. Momentan denkt er noch gar nicht an Kunst, will nur festhalten«. Das große farbig belebte Bild »Gitanas vor dem Tanz« ist später in der Berliner Ge-



Christi Beweinung

zession ausgestellt gewesen und befindet sich jetzt im Besitz des Vaters des Künstlers.

Nach der Reise baute sich der Künstler in Schlachtensee ein mit köstlichen Kunstschätzen geschmücktes Haus. Und nun begann für ihn eine Periode ruhigen, ernsten Schaffens, die erst durch den Krieg unterbrochen wurde. Bei mehrfachen Besuchen im Quartier seines Vaters, der an der russischen Front ein Korps kommandierte, fühlte er sich nicht dazu hingezogen, Kriegsbilder zu malen. Als einzige künstlerische Frucht dieser Reisen brachte er ein paar Bildnisstudien heim, von denen eine Skizze zu dem jetzt im Breslauer Museum hängenden Bildnisse seines Vaters hier wiedergegeben ist. In den Jahren 1921 und 1922 konnte der Künstler wieder seinem Wandertrieb folgen und glückliche Monate in Italien, in Rom und Florenz, verleben.

Das ist der äußere Lebenslauf des Künstlers, der Baum, der die Früchte, seine Werke, trägt. Was diese für uns so anziehend macht, ist die geschlossene Harmonie, mit der uns die Persönlichkeit des Künstlers daraus entgegentritt. Klar, einfach, selbstverständlich stehen sie da, wie der Mensch im Leben. Bei souveräner Beherrschung des Handwerklichen in Zeichnung und Formgebung offenbaren sie einen kultivierten Geschmack in der Farbe, in der Komposition, in der Verteilung der Akzente, der unmittelbar und unwiderstehlich gefangennimmt. Die Sicherheit der Hand geht ebenso parallel mit der Leidenschaftlichkeit der Empfindung, die durch die kühlen Farben gewissermaßen gebändigt wird, wie mit der klassisch anmutenden Reinheit des Vortrags, die durch eine gewisse seelische Schwermut gedämpft ist. Königs große Vorbilder Greco, Delacroix, Daumier, Cézanne, Leibl hat er stark auf sich einwirken lassen. Aber er hat nichts sichtbar Äußerliches von ihnen übernommen. Er hat ihr Menschliches erobert, seine künstlerische Persönlichkeit daran bereichert, gestärkt und befestigt. Der Kreis, den er umschreibt, ist nicht groß, aber voll und sicher mit Eigenstem ausgefüllt. Man hat von ihm gesagt, wenn er Verse schriebe, so müßten es Sonette sein. Kultur in der Kunst wie im Leben ist ihm ein sorgsam gepflegtes und weitergebildetes Erbteil des Blutes. So paßt auf Leo von König Goethes Wort aus den Wanderjahren: »Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der Tat, die Persönlichkeit ist's, von der alles abhängt.«

Nibelungen

… Und Stille nun im rauchgeschwärzten Saal.
Der Spielmann löscht des Brandes letzte Glut.
Die durstigen Burgunden trinken Blut …
Des Tronjers Riesenleib deckt das Portal.

Da horch! Durch tote Nacht voll müder Qual
Tönt Kriemhilds Weckruf in ohnmächtiger Wut:
„Den Mörder gebt! Und frei in Königshut
Zur Heimat kehrt beim ersten Sonnenstrahl!“

Der Tronjer wirft den Balmung in die Scheide …
Da blitzt der blanke Tod in jeder Faust —
Ein wildes „Nein!“, treu dem geschwornen Eide,

Wie Wettersturm den dunklen Saal durchbraust!
Aufschreit das Weib in ungeheurem Leide,
Daß es dem Himmel und der Hölle graust.

Paul Wolf



Die Eisbahn Arosa

Die Schweiz in Sonne und Schnee

Von Othmar Gurtner

»Die Reise zu Ihnen ist kein Abenteuer. Bequem ist Lindau erreicht; man schifft übers Schwäbische Meer und setzt den Fuß auf Ihren redlichen Grund« — so artig hat Thomas Mann uns Schweizer begrüßt. Ist es absonderlich, wenn ein Gruß aus der Schweiz mit diesem offenen Geheimnis anhebt? Es sei darum: man schifft übers Schwäbische Meer und setzt den Fuß auf unsern Grund. Und schon geht in der Ferne das hohe Rund der Winterhügel auf; über den blassen Tinten des Vorgeländes brennen sie auf, grell, leuchtend, lockend. Weitab von den grauen Städten, allen Nebelsorgen enthoben und grenzenlos über Zeit und Geschlecht aufragend, gehen die Pforten zu einem Wunderlande auf. Ist es Wahrheit? Ist es Dichtung?

Die Schweiz in Sonne und Schnee ...

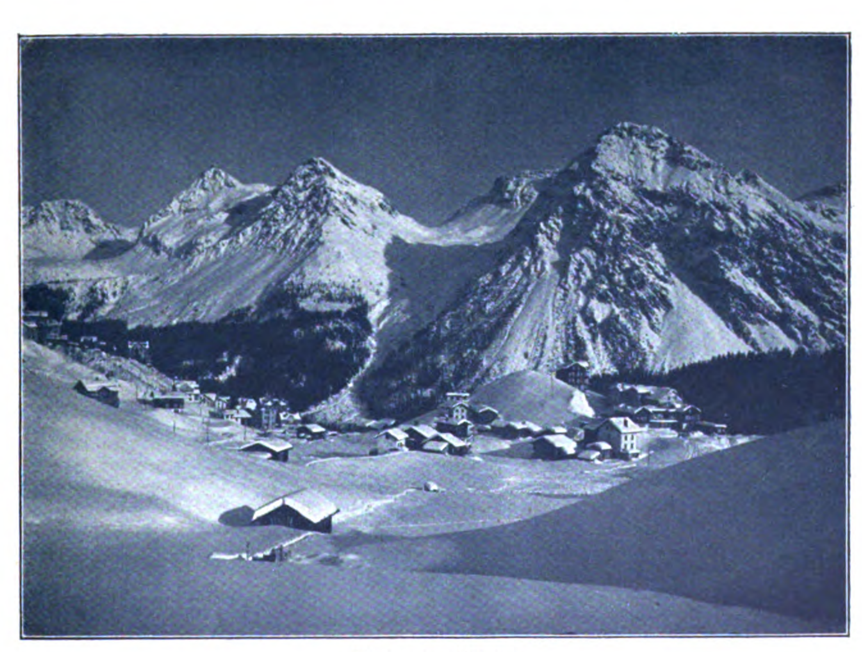
In einem der kleinen Gasthöfe, wo man noch Rahm auf der Milch und rotbrechte Wangen und flächserne Zöpfe findet, wo urwüchsige Alemannenlaute aufspringen und wo der herbe Landwein nicht minder heimgenössig glüht — in einem dieser Schankhäuser hoch oben in den Bergen bedarf es weder großer Umstände noch abendlicher Gesellschaftskleider, um gleichberechtigt mit den fürstlich geborgenen Bemittelten zu gelten, die hinter den hohen hellen Fenstern wohnen und denen die Sonne darum nicht freundlicher aufgeht als uns einfachen Wandersleuten.

Der Tag gehört der freien Wanderlust. Da gibt es sonnengebadete Schneegefilde, über denen blaßblaue Lärchenschatten und blendender Firneglanz zerfließen; da gibt es blanke Seespiegel, auf denen unsre Stahlläufe in herrliche Talgründe enteilen; da gibt es wandelbare Straßen und gebahnte Pfade übergenug, um recht bequem und unbehelligt von mannshohem Schnee und schwippenden Tannenästen in der Sonne schlendern zu dürfen. Wie ein Vorspiel zu einem seltsamen Tonwerk greift diese Pracht uns ans Herz, und wie jetzt mit brausender Gewalt Auftakte anschwellen und mit unermeßlichem Jubel die ganze Wahrheit entbrennt: Wir sind in der Schweiz, mitten in Sonne und Schnee, da, liebwerte Wandergesellen, wird uns leicht und festtäglich zumute. Als gelte es, die langen Jahre düste-

ren Geschehens rückblickend mit Sonne und Wohllust aufzuhellen, so tief in die Brust atmen wir die Freiheit, die auf den Bergen wohnt.

Wie bewegt ist das Leben dieser glücklichen Bergdörfer! Hier sirren Schneeläufer zu Tal, und aus dem Walde schwingt eine steilgebordete Schneekehle hernieder; dort jagt ein vollbemannter Viererschlitten die Kurven hinab, und darüber, von hohen verläßlichen Brückenbogen über das Gekrabbel eines Tummelfeldes übender Schneeläufer gehoben, strebt ein vollgepackter Seilbahnwagen über den Wald hinaus. Aus ihm entschälen sich alsbald frische Gesichter. Wo die Hänge sich flacher zu Hochgräten neigen und im Schatten morgensonniger Gipfel unermeßlich gebreitete Schneeflächen träumen, dort, wie das Erwachen zwischen Schlaf und Tat, quillt die Lust zum Leben am freiesten. Wie glühend umkost die Sonne unsre Berge, wie feierlich verträumt ruhen die Talgründe inmitten! Und kaum hat uns die Abfahrt zu Tal getragen, so stecken wir mitten im tollsten Treiben fröhlicher Gesellen. Am Schwunge der Berglandschaft gemessen, wird freilich dieses Bild verkümmern müssen. Was hat Bestand neben den hochgebauten Schlössern, deren Wehrtürme vorgetriebene Felsgräte, deren Windfahnen aufstäubender Firstschnee und blitzende Gletschergeschmeide vortäuschen?

Diese Schweiz ist ein Überbleibsel der guten alten Zeit, da es noch hundertfünfundzwanzig Rappen auf eine Mark gab. So museumhaft es an sich ist, alte Zustände zu lobpreisen, so verständlich wird es, wenn das Neue selbst so übel in die Wirklichkeit paßt. Denn das Jahrzehnt des abgründigen Kultursturzes hat rings um unser Land zerstörende Einflüsse auf Wohlfahrt und Lebensgewohnheit ausgeübt. Ist es darum gerecht, wenn unser übriggebliebenes Restlein alter Bodenständigkeit als alter Plunder ausgewogen werden soll? Oder sind nicht vielmehr alle die Geschädigten herzlich froh, inmitten der Schweiz noch gemütliche Heimstätten ungetrübten Glücks zu finden? Die einen glauben, daß mit dem Nullengeld der Kursstürze kein Franken mehr zu bannen sei. Du lieber Gott! Zählen wir die Nullen, mit denen die Sommersonne unser Korn, der laue Landregen unsre Kartoffeln reift? Ist diese Währung überhaupt meßbar? Oder erkennen wir sie nicht ganz einfach als richtig an, weil wir's nicht besser wissen?



Arosa im Winter



Skiläufer bei Pontresina

Da ist es schließlich leicht, gegen den Glauben der unerschwinglichen Lebenskosten in der Schweiz aufzureden. Denn was uns ohne Nullen teuer dünkt, daß muß auch Sie



Im Sonnenschein bei Leysin



Bandy (Eis-Hockey) bei Gstaad

an stattliche Zahlen Gewöhnte teuer bedünken, und wenn wir uns einen Feierabendschoppen gönnen, so ist es nicht gesagt, daß Sie nicht mit anstoßen wollen. Es ist eine



Skiläufer im Säntisgebiet

alte Geschichte: in der Schweiz gibt es auch einfach Lebende, die haushalten müssen, wenn sie mit dem Gelde auskommen wollen. Diese Einfachen gönnen sich gleichwohl Ferien, richten es aber von vornherein so ein, daß die Ansprüche im rechten Verhältnis zu den Mitteln stehen.

Das Schweizer Gastgewerbe hat Raum für alle. Wie man seinen Stiefeln verschieden hohe Absätze zumessen kann, so mag man in der Schweiz verschieden teure Wohnstätten suchen. Sauber und freundlich sind sie alle. Ist der niedrige Bauernschuh übler denn das zierliche Stöckelschühlein der Weltdame, nur weil er sich gibt, wie er ist? In unsern winterlichen Häusern rechnet man es sich hoch an, den Gästen all das zu bieten, dessen sie bedürfen, um zum rechten Genuß der ohne Preisunterschiede jedem kostenlos offenen Winterlandschaft zu kommen. Es gibt im kleinen Gasthof so gut geheizte Schlafzimmer wie im palastartigen Prunkhaus, im Bad des Schloßhotels fließt dasselbe Wasser wie im »Bären« oder in der »Krone«, und wenn der Bäckerbursche in der Frühe seine Semmeln austeilt, so ist ihr Knuspern genau dasselbe, ob sie nun mit Franken, Schilling oder Mark bezahlt werden müssen. Die Wirtsleute wissen es genau, daß nicht jeder Beutel dasselbe Ausmaß zeigt. Darum richten sie es so ein, daß jeder seinen Mitteln angepaßt leben kann. Wer durchaus Mahagoni oder Zedern in seiner Bettstelle verarbeitet wissen will, der greift in der Regel auch gern tiefer in den Säckel als der, dem es zwischen tannenen Laden just ebenso wohl ist. Weich sind die Betten alle, ob nun gestickte Wäsche darübergebreitet wurde, oder ob baumwollene Tücher an Stelle der teuren Leinengewebe dienen müssen. Und erst mit der Nahrung knausert der Schweizer Wirt nie. Die einfachste Kost ist immer voll und reichlich bemessen, und man braucht es gar nicht als Unwürdigkeit zu empfinden, wenn keine hochhalsigen Flaschen auf der Tafel stehen, denn in unsern Wintersportplätzen trinkt jeder, was ihm guttut, und verpflichtende Bräuche bestehen nicht.

Jetzt aber, wenn das Gastliche zurückliegt und die schöne Winterwelt sich öffnet, sind alle Unterschiede menschlicher Stände verschwunden. Das Sportgerät kennt weder Landeszugehörigkeit noch Vermögensstand; wer ein tüchtiger Mensch ist, leistet sportlich Erfreuliches. Das Schlitteln auf Rodel oder Schweizerschlitten ist den Anfängern bald



Bei Caux



Andermatt im Winter. Blick auf Hospental und Furkapaß

kein Geheimnis mehr; der Eislauf, der Sammelpunkt der Sportgesellschaft, nimmt seinen Fortgang unter wohligen Orchesterklängen; das Befahren der geeisten Schneekehlen reizt die Vermessenen, und das mühelose Genießen im sonnigen Liegestuhl belohnt die Trägen für ihr offenes Bekenntnis. Dem Schneeläufer aber gibt die Natur das Herrlichste: den verschwiegenen Reiz einsamer Schneegefilde. Auch er, der Wandersmann, wird ab und zu sportlicher Taten bedürfen, um den Muskel zu proben und den Mut zu schärfen; steilgebordete Sprungschanzen stehen ihm offen, und unter den Ortsansässigen findet er Vorbilder genug, um rasch und zielbewußt lernen zu können. So ist es denn wesentlich von nebensächlicher Bedeutung, was jeder treibt. Es kommt vielmehr darauf an, wie er's treibt. Ob man nun die berühmte St. Moritzer Crestakehle herniederjagt oder auf dem Grindelwaldner Eise seine Bogen zirkelt, ob man in Davos oder Mürren, in Klosters oder Gstaad zum Schneelauf auszieht, ob man die Aroser Sonne oder das milde Leuchten der Landschaft Wengens bevorzugt oder lieber in Engelberg oder Pontresina denn in Kandersteg oder Adelboden rodelt — das alles bleibt sich gleich. Die Hauptsache ist: das Herz soll stark schlagen und der Kopf soll erhoben gehen, denn in der Schweiz, in der Sonne und im Schnee gilt das Leben etwas. Jeder, der diese Freuden mit offenen Armen umfängt, ist schließlich ein kleiner Meister des Genusses, denn was gäbe es Beständigeres als die nachhaltige Freude, wenn man gebräunt und zufrieden aus den Ferien zurückkehrt in die graue Stadt?

Man schifft übers Schwäbische Meer ...

So leicht ist es nirgendwo auf der Welt, seinen Wünschen nachzuleben, wie in der Schweiz. Locken einen Graubündens Winterhügel, flugs rattert der Eilzug gen Chur hinauf, verlangt das Herz nach den Berner Oberländer Bergen — nun, so ist's im Schnellzug nicht weiter dorthin. Und die Innerschweiz, das Wallis und selbst die milden Südgestade der Seen sind ebenso rasch und ebenso sicher zu gewinnen. Die Eisenbahnen sind blitzsauber; drei Klassen führen die Wagen, und in jeder Klasse sitzt sich's recht bequem. Der Unterschied liegt in der Polsterung begründet, sonst ist alles gleich: die Geschwindigkeit, der Speisewagen, die



Engelberg

freundlichen Schaffner — man merkt das schon an den Grenzen der Schweiz, daß ein ausgleichendes Lüftlein in die Standesangelegenheiten hineinfährt. Um seine Reisen zu berechnen und die Fahrtenziele möglichst seinem eignen Geschmack anzupassen, tut man gut, sich von einer Geschätsstelle des Reiseverkehrs alles Nötige geben zu lassen. An Karten, handlichen Führern und gut ausgestatteten Ortsbeschreibungen herrscht kein Mangel. Selbst das passende Gasthaus kann schon zu Hause ausgewählt werden, und wenn man sich die Mühe nimmt, alle Grundlagen der Ferienfahrt sorgsam zusammenzutragen, so wird man staunen, wie einfach schließlich die ganze, ach wie so oft als unmöglich beseufzte Angelegenheit eigentlich ist.

Gott, wie schön ist die Schweiz in Sonne und Schnee! Als hätte der Himmel seine schönsten Farben aufgespart, um den Gegensatz zu den weißen weiten Gefilden zu steigern, so steht das Blau über den Bergen. Zarte Schneefahnen huschen um die Bergspitzen, blaßblau ruhen die Wälder, und wie glühende Flammen lecken die niederrieselnden Sonnenscheinzungen den Schatten aus den Talgründen. Wenn der Schnee unter den Sohlen girrt und Eisblumen vor den Fenstern stehen, dann ist die gute Zeit der Winterfreuden da.



Früh gewohnt ist alt getan

O die Sonne! Hembärmelig am Kaffeetisch sitzend, die Schneeschuhe oder die Stahlläufe an den Füßen, sprungnahe der blitzenden Fläche, kann man sich geradhin in ein Märchenland versetzt fühlen. Die braunen Gesichter und die blühenden Gestalten der Winterleute lassen nicht den leisesten Gedanken an Vergänglichkeit dieses Glückes aufkommen, denn wenn irgendwo, so ist es hier, inmitten der strahlenden Sonne, wo die Stunden zwiefach zählen und wo man beständig nach Meister Gottfried Kellers verläßlichem Rezept genießt:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.

Der Name

Von Eleonore Wundt

Der gute Name ist bei Mann und Frau
Das eigentliche Kleinod ihrer Seelen.
Wer meinen Beutel stiehlt, nimmt Tand, 's ist etwas
Und nichts; mein war es, ward das Seine nun
Und ist der Sklav' von Tausenden gewesen.
Doch wer den guten Namen mir entwendet,
Der raubt mir das, was ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm. (Othello, III. Akt, 3. Szene.)

Daß der Name nicht nur das beste Kleinod der Seele, daß er vielmehr die Seele selbst ist, dieser Glaube begegnet uns fast auf der ganzen Erde, und seine Spuren haben sich in Sitten und Gebräuchen und schließlich im Märchen und im Aberglauben der Kulturvölker erhalten.

Noch bei uns ist die Namengebung des Kindes mit einer gewissen Feierlichkeit verbunden. Eine Rolle spielen dabei die Paten, von denen das Kind meist, ursprünglich wohl immer den Namen erhält. Oft sind diese bei der Taufe wichtiger als Vater und Mutter: sie allein bringen das Kind in die Kirche, während die Eltern zu Hause bleiben. Und als Paten ihres Kindes wählen die Eltern Menschen, die sie achten und von denen sie wünschen, daß sie ihre Eigenschaften auf das Kind übertragen. Natürlich treten diese Ideen heutzutage zurück — jetzt ist es oft nur auf ihr Geld und auf ihren Einfluß abgesehen —; daß aber ursprünglich die mystische Gemeinschaft durch die Namenübertragung die Hauptsache war, kann nicht zweifelhaft sein.

Bei den primitiven Völkern ist die Namengebung noch viel mehr als bei uns ein magischer Akt. So wird das Kind bei den Pima-Indianern in Nordamerika den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ausgesetzt; bei den Sioux wird nach dem ersten Lebensjahr die Feier des »Wendens« vorgenommen: das Kind wird nach den »sechs Richtungen« (den vier Himmelsgegenden, Zenit und Nadir), die hier bei allen Feiern eine Rolle spielen, »gewendet«, und es bekommt seinen Namen. Diesen Namen behält es entweder fürs Leben, es werden ihm nur später andre beigefügt, die sich auf besondere Taten oder Eigenschaften des Trägers beziehen, oder, was häufiger ist, es wechselt ihn bei bestimmten Gelegenheiten. Dann darf der Kindername nicht mehr genannt werden, oft wird er sogar feierlich begraben und nur gelegentlich im hohen Alter wieder angenommen, wenn der Greis seinen Namen auf ein Kind oder einen jüngeren Mann übertragen hat. Denn mit dieser Übertragung geht er selbst des Rechtes auf seinen Namen verlustig.

Woher nimmt man nun den Namen für das Kind?

Es liegen der Namengebung meist die zwei Ideen zugrunde: durch ihn gehen die Eigenschaften des früheren Trägers auf das Kind über, und der Geist des Ahnen soll es schützen. So bekommt das Kind bei vielen Völkern den Namen des tapfersten seiner Vorfahren, oder auch sein Großvater, zu dem man eine besonders innige Beziehung annimmt, gibt ihm den seinen. Auch hierbei ist charakteristisch, daß der Großvater selbst den Namen dann ablegt (z. B. in Nord- und Ostmelanesien): der Name ist etwas Persönliches, er gehört zu dem Menschen, hat aber zugleich eine selbständige Existenz.

Bei den Giljaken in Russisch-Asien wird der Name eines Toten streng gemieden bis zum nächsten Bärenfest, der größten religiösen Feier; dann bekommt ihn das zuerst nach dem Tode in der Familie geborene Kind. Und bei den Eskimos wird es nach allen seit der letzten Geburt Verstorbenen genannt; stirbt ein Verwandter, ehe es vier Jahre alt ist, so wird dessen Name noch hinzugefügt. Knud Rasmussen erzählt in seinem Buche »Grönlandsagen« (1922, S. 252) von den Eskimos Ostgrönlands: sie teilen, ebenso wie andre Eskimos, den Menschen in einen Namen, einen Körper und eine Seele. Der Name ist die Namenseele eines Verstorbenen, die auf der Erde bleibt, wenn ein Mensch stirbt, und die in einem andern Körper Wohnung nehmen muß. Dieser neue Körper erhält dann die Fähigkeiten, die dem früheren eigen waren. Darum ist die Wahl des Namens, den man einem Neugeborenen gibt, wichtig. Man überläßt sie meist den Alten, die man für weise hält, oder den Geisterbeschwörern.

Weit verbreitet ist die Furcht, die Namen Verstorbener zu nennen, um ihren Geist nicht dadurch herbeizurufen. Worte, in denen Namen von Toten vorkommen, werden für einige Jahre, manchmal für immer nicht mehr gebraucht. So hat man überhaupt eine mystische Scheu vor der Nennung des Namens. Wer den Namen eines Menschen kennt, kann Gewalt über ihn ausüben durch Zaubersprüche und ähnliches. Wird der Name auf ein Stück Papier geschrieben und verbrannt, so muß der Mensch sterben. Man verheimlicht also am liebsten den Namen. Besonders gilt dies natürlich für die Häuptlinge, die ja mehr als andre Anfeindungen ausgesetzt sind. So darf in Tonga und Tahiti in der Südsee nicht nur der Königsname nicht ausgesprochen werden, sondern alle Worte, in denen dessen Laute vorkommen, werden durch andre ersetzt, und selbstverständlich muß jeder, der unglücklicherweise denselben Namen wie der König trägt, ihn ablegen.

Letzte Reste dieses Glaubens, daß man mit der Kenntnis des Namens Macht über Menschen oder auch Geister erlangt, finden sich in unsern Märchen, z. B. im Rumpelstilzchen: in

dem Augenblick, da die Königin das graue Männchen, das ihr Kind rauben will, beim Namen nennt, hat es seine Kraft verloren.

Viele Völker sehen bestimmte Tiere als ihre Ahnen an und schreiben ihnen höhere mystische Kräfte zu als den Menschen. Oft trägt eine Familie oder ein Klan einen Tiernamen, seltener den einer Pflanze, in dem einer der Ahnen verehrt wird. Man vermeidet ängstlich, das betreffende Tier zu töten, höchstens bei besonderen Festen ist es erlaubt oder auch geboten. Das Kind bekommt neben dem Tier-Familiennamen noch einen Eigennamen, der später durch einen andern ersetzt oder ergänzt wird. Dieser Namenwechsel wird gewöhnlich bei dem Fest der Knabenweihe vorgenommen, das zwischen dem achten und dem fünfzehnten Lebensjahre stattfindet. Solche Knabenweihe ist eine Sitte, die fast über die ganze Erde verbreitet ist; besonders in Australien und Amerika sind langdauernde Feste damit verbunden. Es werden dabei allerhand geheimnisvolle Bräuche geübt, zu denen Frauen und Mädchen nicht zugelassen werden. Meist müssen die Knaben dabei Proben ihrer Standhaftigkeit ablegen: sie fasten, die Vorderzähne werden ihnen ausgebrochen, und noch andern Torturen werden sie unterworfen. Den neuen Namen bekommt der Knabe dabei unmittelbar von einem Geist, oft dem Schutzgeist des Stammes oder des Klans, oder auch von seinem persönlichen Schutzgeist. Er wird ihm im Traum oder in der Ekstase offenbart und gewöhnlich streng geheimgehalten. Bei den Pima-Indianern dürfen die Kinder vom zehnten Lebensjahr bis zu ihrer Heirat sogar den eignen Namen nicht aussprechen. Bei diesen Weihebräuchen treten oft mehr oder minder bestimmte Ideen einer Wiedergeburt zutage; auch für diese ist der Namenwechsel bezeichnend. Man muß immer im Auge behalten, daß dem Primitiven der Name ein Teil des eignen Selbst ist: mit dem neuen Namen wird er ein andrer Mensch.

Um die Mädchen werden meist weniger Umstände gemacht. Weihebräuche gibt es allerdings an vielen Orten auch für sie, doch werden dabei nicht so große Feste gefeiert, und der Namenwechsel ist selten. Bei einigen Völkern bekommt die Frau aber bei der Heirat einen neuen Namen, z. B. bei den Senoi und Semang auf der Malaiischen Halbinsel; wird sie Witwe, so nimmt sie den alten Namen, der unterdessen begraben war, wieder an. Manchmal ändern auch die Männer bei der Heirat ihren Namen, ja, werden später oft einfach nach ihren Kindern genannt (Vater von ...). Die Ursache für solch neue Namen ist auch hierbei meist das Verbot der Namennennung. Bei den Massai in Afrika ist dem Manne streng verboten, seine Frau beim Namen zu rufen; er gibt ihr also einen neuen. Damit hängt wohl das sehr weit verbreitete Verbot zusammen, die Namen der angeheirateten Verwandten, besonders der Schwiegermutter, zu nennen; sehr oft darf der Mann sie nicht einmal sehen oder mit ihr sprechen. — Sind die Schwiegermutterwitze vielleicht ein letzter Rest dieser Vorstellungen und Bräuche?

Aber für den Wilden gibt es noch viele andre Gründe, den Namen zu wechseln. In Australien wird ein Bruderbund durch Namentausch geschlossen. Ebenso in Südamerika, wie Karl von den Steinen erzählt. Ist ein Kind kränklich, so gibt man ihm einen andern Namen: der Schutzgeist, den es mit dem ersten erhalten, war nicht mächtig genug, es vor Krankheit zu schützen, man versucht es also mit einem andern. Bei den Wichita, einem Indianerstamm in Nordamerika, nimmt ein Mann, der Unglück mit seinen Kindern hat, einen andern Namen an, oft tritt ihm ein alter Mann den seinen ab. Bei den Eskimos wechseln Kranke den Namen, gelegentlich wird er in Gestalt eines Hundes geopfert, dann bekommt der Kranke einen Hundenamen. Dies hängt wieder mit der sehr weit verbreiteten Idee des Sündenbockaustreibens zusammen: Krankheiten oder Sünden werden auf ein Tier übertragen, und dieses wird geopfert oder verjagt, um das Böse zu beseitigen.

Sehr häufig liegt dem Namenwechsel die Absicht zugrunde, die bösen Geister zu täuschen, so wenn die Eltern nach der Geburt jedes Kindes ihre Namen ändern, wie in Australien, oder wenn die Indianer im Chaco Central in Brasilien dies nach einem Nachtmarsch oder nach dem Tode eines Verwandten tun. Ebenso wenn in Japan manche Dinge im Dunkeln einen andern Namen haben als am Tage.

In diesen und in hundert andern Sitten und Sagen spricht es sich aus, daß der Name für den ursprünglichen Menschen nichts Unbeseeltes, sondern ein Stück seiner selbst ist, der ebensogut wie der Körper an seinem seelischen Leben teilnimmt, ja sein äußeres und inneres Leben aufs stärkste beeinflussen kann. Der Naturmensch hat nicht nur e i n e Seele, auch wohnen nicht, wie bei Faust, nur z w e i Seelen in seiner Brust, sondern er hat eine ganze Menge. Von den verschiedenen Arten dieser Seelen, von ihren Wohnorten in und außer dem Menschen könnte man noch viel erzählen; wir haben uns aber hier nur auf den Namen beschränkt, der, ähnlich wie der Schatten und das Bild, auch eine solche Seele ist. Wird aber ein andrer der Seele eines Menschen habhaft, so hat er Macht über dessen Leben und Tod, und darum verbirgt man sie oder — wenn sie im Namen wohnt — verschweigt man sie.



Irmgard v. Bongé: Das römische Haus im Weimarer Park

Der Richter der letzten Kammer

Roman von Paul Steinmüller

V (Schluß)

De profundis!

Ist es möglich — fragt sich Nornegast —, weiterzuleben, nachdem die Schande offenbar wurde und uns verklagt?

Was Nornegast länger als zwölf Jahre mit zusammengebissenen Zähnen allein trug, darum weiß jetzt ein Fremder. Es ist unbegreiflich, wie er es hatte aussprechen können. Plötzlich ist ihm klar geworden, daß er nicht nur sein Geheimnis, sondern auch das Geheimnis Melisses preisgegeben hat. Die Forderung, die sie unter dem Bilde der Königin an ihn stellte, und die zu erfüllen er als selbstverständlich für sich erachtete, hat er nicht gehalten. Der ritterliche Hüter anvertrauter Frauenehre ist er nicht mehr.

Und doch mußte es sein! Ob ihm die überlegene Kraft, die von der machtvollen Person des Meisters ausgeht, das Wort entriß, ob die Sehnsucht nach Freiheit von unerträglicher Last ihm das Geständnis abpreßte — gleichviel, es mußte sein. Aber er weiß auch, daß er sich damit das Urteil sprach, und daß er es vollziehen muß. Er darf nicht länger leben.

Als ein Kranker kommt er in Parsenow an. Auf dem Wege nach seinem Hause begegnet ihm Marleen Terneben. Wie er sie nahen sieht, erschrickt er und will ihr ausweichen; doch sie hat ihn schon gesehen und kommt auf ihn zu. Merkwürdig, daß er trotz seinem elenden Zustand zum erstenmal die Wahrnehmung macht, wie gut sie doch ihre reife Fraulichkeit kleidet. Er muß an das Bild denken, das Holbein von der Baslerin Dorothee Kannengießer gemalt hat.

»Also es war schön auf dem Jugendtag?«

Er antwortet mit ein paar nichtssagenden Worten. Er fühlt sich wie jemand, der durch das Examen gefallen ist und nun Rede stehen soll. Wenn sie doch nur ginge und ihn allein ließe!

Endlich reicht sie ihm die Hand, schaut ihn aber besorgt an und fragt: »Es fehlt Ihnen nichts, Herr Doktor?«

»Nein, gewiß nicht! Warum auch?«

»Die Reise hat Sie doch angegriffen.«

»Ja, die Reise! Vielleicht haben Sie recht.«

Er lächelt krampfhaft und fühlt, daß seine Züge sich dabei verzerren, als presse eine Maske auf sie. —

Die alten Stövesands sind erstaunt, daß ihr Herr so vorzeitig wieder eintrifft. Nornegast erzählt mit erzwungener Heiterkeit, daß er so eilig zurückgekommen sei, um auf den Anstand zu gehen. Das Gesicht des alten Jägers verlängert sich in Verwunderung. Was? Von dieser Leidenschaft des Doktors hat er noch nie etwas verspürt! Aber er beeilt sich, den Platz zu bezeichnen, wo ein braver Bock mit Sicherheit anzutreffen ist.

Gegen Abend geht Nornegast allein in den Wald. Es hat etwas gekostet, um Stövesand klarzumachen, daß er die Stelle schon finden werde. Die Tannenschonung stößt an die Lichtung, auf die der Bock austreten soll, und da ist auch der Sitz unter den Eichen. Wie schön dieser heimliche Platz ist! Er öffnet sich wie eine weite Pforte, durch die man in die freundliche Helle eines neuen Tages schreiten kann.

Morgen in der Frühe wird er hier sein, und was beschlossen ist, wird sich schnell vollziehen. Man setzt sich auf die Bank, klemmt die gestochene Büchse zwischen die Knie und darf dann nur mit dem Handstock ein wenig an den Abzug rühren. Man wird nicht einmal den Knall mehr hören, sondern still in das Moos zurücksinken, und die Zweige der grünen Nadelbäume werden sich wie schützende Hände über das Gesicht des Toten schließen.

Sie werden kommen und seine Unvorsichtigkeit tadeln; vielleicht wird auch einer den Kopf schütteln: Wie war das möglich, wenn nicht ...? Ach, das ficht ihn nicht mehr an. Mögen sie sich doch den Kopf über alle Möglichkeiten zerbrechen!

Langsam geht er durch den Abend nach Hause; die Drosseln singen im Geäst. Als er einen Ast streift, flattert ein Vogel ängstlich von seinem Nest auf. Darfst keine Furcht haben! Der hier geht, tut keinem mehr etwas zuleid.

Ihm ist froh und leicht zu Sinn. Das Gefühl, bald aller Sorge ledig zu sein, hebt ihn über sich selbst hinaus. Erst als er sein Haus betritt, fällt ihn die Bangigkeit aufs neue an.

Auf der Diele erwartet ihn Stövesand, der vorsorglich die Büchse geputzt und alles für den Pirschgang Nötige hergerichtet hat. Nornegast versucht seine Unbefangenheit zu bewahren, indem er sich zu Tisch setzt. Aber er kann nicht essen; ein galliger Geschmack liegt ihm auf der Zunge, und seine Brust ist von Fesseln eingeengt. Er geht auf sein Zimmer und verriegelt die Tür.

Über seine Hinterlassenschaft hat er bereits verfügt, als er zu Felde zog: Parsenow soll seinem Sohn gehören. Nun will er noch die Briefschaften sichten. Er zündet alle Kerzen, die er findet, an und öffnet das Fenster. Dann verschnürt und versiegelt er die Briefe unter dem gemalten Band und schreibt auf den Umschlag: Ihrer Hochgeboren Hedwig Juliane Frau von Manskirch auf Allerheiligen zu übergeben.

Mitten im Ordnen fällt ihm ein vergilbtes unscheinbares Heft in die Hand, das Aufzeichnungen seiner Mutter enthält. Er schließt die Augen, um sich ihr Bild zu vergegenwärtigen,

aber es taucht nur eine blasse Erinnerung auf: Eine sehr schlanke Frau kommt langsam den Mittelweg des Gartens herauf; von ihren Schultern fallen die Enden eines roten Schleiertuchs, und in der Hand trägt sie einen Akeleienzweig. Jetzt kniet sie in den Sand und fängt ihn, der ihr jauchzend entgegenläuft, in ihren Armen auf.

Zögernd öffnet er das Buch und beginnt zu lesen. Der tückische Wurm, der ihren Körper durchhöhlte, muß lange in ihr genagt haben, aber ihre Seele hatte eine wunderbare Kraft in sich beschlossen. Aus den Zeilen, die häufig von Tränenspuren unleserlich geworden, spricht immer wieder das Vertrauen auf die Güte und Hut des Vaters, dem sie Mann, Kind und sich selbst anempfiehlt.

Nornegast läßt die Hand, die das Büchlein hält, sinken. Vater? Ist das Gott? In der Fürsorge einer fernen Nacht hätte die Mutter alle Not ihres zerrinnenden Lebens erblickt. Nun ja, Sterbende pflegen solche Gedanken zuweilen, besonders Frauen. Aber Männer —

In dem gleichen Augenblick stellt sich ihm eine Erinnerung dar, die scheinbar ohne Zusammenhang mit dem Gelesenen ist.

Die Mutter ist lange tot, und die Tante führt das Hauswesen. Er ist krank, gefährlich krank; der Vater ist verreist. Der Arzt besucht ihn täglich zweimal. Es muß schlecht um ihn stehen, denn er hört, wie die Tante im Nebenzimmer weint.

In einer Nacht schrickt er aus Fieberträumen auf, weil heftige Schläge gegen die Haustür fallen. Gleich danach hört er auf dem Flur des Vaters Stimme, dann seine eiligen Schritte auf der Treppe. Als sein Bewußtsein sich wieder lichtet, erkennt er den Vater, der sich über das Krankenlager geworfen hat und die Hände ringt: Laß mir das Kind, Gott, laß mir das Kind! Soll seine Krankheit eine Mahnung sein, gut; ich will die Liebe zu jener Frau austilgen, ich will kämpfen, daß sie nicht zur Schuld werde. Nimm heute den Willen für die Tat und laß mir mein Kind!

Was wollen ihm heute diese auf ihn eindringenden Gesichte!

Er legt das Heft aus der Hand und tritt an das Fenster. Die Nacht ist still und wolkenverhangen; ihr Atem ist getränkt mit dem Duft des reifenden Korns und der blühenden Lupinenfelder. Aus der Ferne klingt dumpf der Wellenschlag der See. Alles reift und wächst und wird, und er will sterben. Ist der Tod alles Werdens Ende oder nur die Kluft, die ihn von des Lebens Quelle trennt?

Da sind die Gedanken an Gott wieder! Irgendwo meinte er ihn auch schon gespürt zu haben: als er Student war und des Abends 'n die finstere Gasse schlich, wo am Tage die aufgeputzten Mädchen winkend an den Fenstern stehen. Wie ihn da die Macht des Widerwillens gegen alles Unsaubere beinahe körperlich anpackte und zur Umkehr zwang! Oder die Stunde auf dem Berge, der sich aus der Kette eisgekrönter Gipfel hob, oder beim Spielen des Thomaskantors. Wie sich da in ihm alles Erdschwere löste!

Wie Nornegast jetzt in den Garten sieht, reckt sich ihm aus dem Dämmerschein ein riesenhafter dunkler Arm entgegen, der öffnet nahe vor seinem Gesicht die geballte Hand, so daß Nornegast zurückprallt. Er sieht nicht, was diese Hand hält, aber er vernimmt in seinem Inneren eine Stimme, die sagt: Schuld und Schande! Roif Rhenschilds durchpflügtes Gesicht über dem ergrauten Bart, Karins sorgengefältelte Stirn. Auf den weichen Sesseln, die ihnen gebühren, sitzt sein eigen Blut, und dieser Knabe ißt sein Brot zu Unrecht und trinkt von einem Wein, den die Lüge vergiftet hat.

Wird die Schuld dieses ungeheuerlichen Schweigens gehoben, wenn er sich jetzt heimlich aus der Welt stiehlt? Wird das Unrecht gesühnt, weil er sich in den weiten Mantel des Unwirklichen hüllt? Die Fragen fallen über ihn her wie Geier, deren hackende Schnäbel ihn zerfleischen.

Stöhnend tritt er in das Zimmer zurück. Wie anders klingen die Anklagen nun, da er seine Schuld im Licht der Fackel sieht, mit der ihm der Tod leuchtet! Ja, er kann bekennen, er kann alles niederschreiben, Melisse beschwören, Rhenschild aufklären, seinem Sohn Geständnisse machen. Und doch ...! Wie fein, werden sie sagen, hat er das angestellt! Er wirft den Zankapfel unter uns und läuft davon! Nicht Auge in Auge hält er stand, sondern flüchtet sich und wirft die Tür hinter sich zu.

Nein, um alles nicht feige scheinen, nicht Flüchtling sein! Daß er es jahrelang war, hat ihm das Leben verbittert; daß Melisse keinen Mut hatte, das hat ihm diese Frau und ihren Gott verleidet. Melisse mag zurückbleiben, er aber, den der Meister eine majestätische Wirklichkeit nannte, steht hinter jeder Tür, auch hinter der letzten.

Nornegast steht still und lauscht. In der Ferne schreckt ein Reh. Was störte das friedliche Tier bei der Äsung? Er hört es auf sich zuschreiten wie die Schritte eines Schreitenden, die nicht zeitlich, nicht räumlich sind; doch ob sie auch nicht räumlich sind, er spürt ihr Nahen. Es ist wieder das Schreiten, das er und seine Kameraden vernahmen, da sie im Garten des verwüsteten Hauses mit der Löwentreppe lagen, und die Sterbenden unter dem Vernichtungsfeuer der feindlichen Granaten nach dem riefen, der aus der innersten Kammer auf sie zuschritt.

Was ist alle Schuld des Menschen gegen den Menschen? Dieser irrt und jener irrt, und

schließlich hebt ein Irren das andre auf. Aber jedes Irrtums Kern ist die Schuld gegen den Einen, aus dem unser Leben rinnt und der uns nie etwas schuldig blieb. Aus der innersten Kammer unsers Wesens tönt bald laut, bald leise seine Stimme, und wir übertönen und zerreden die Laute mit unserm Geschwätz vom Recht des Blutes, vom Recht der Persönlichkeit, vom Recht unsrer Jugend. Rechte fordern wir, Gnade brauchen wir.

Nornegast fühlt sich zerbrochen wie ein dünnwandiges Gefäß in der Hand eines Mächtigen. Er liegt auf dem Fußboden und beugt sich so tief, daß er den Staubgeruch des Teppichs spürt: »Wir können uns selbst entfliehen, aber dir entrinnen wir nicht!«

Dann erhebt er sich, wandert durch das Zimmer und wirft sich wieder nieder. Trotz der Müdigkeit in seinen Gliedern, trotz der Zerrissenheit seines Inneren wächst ein suchender Drang in ihm empor: Wenn sich doch nur eine Hand ausstreckte, die er fassen könnte! Gott, laß deine Sterne scheinen!

Aber die Nacht bleibt grau und stumm, und wilde Gewalten schreiten mit gespornten Fuß über ihn dahin.

Reue? Buße? Der neuzeitliche Mensch warf diese Worte, die durch allzuviel Menschliches entwürdigt wurden, achtlos wie unnützes Gerät in den Winkel. Nennt es, wie ihr mögt; das, was sie bezeichnen, bleibt: die Überwindung des furchtbaren Bewußtseins der Gottesferne.

Nornegast ist wie ein sommerdürres Land in der großen Einsamkeit des Mittags, das die Besen heißer Winde kehren. Aus den Tiefen seiner Seele ringt sich der Schrei empor: Ich will bekennen, ich will bekennen, nicht dir allein, sondern allen, denen ich schuldig bin; nur hebe mich aus den Klüften dieser grauenvollen Verlassenheit.

Und wieder fühlt er es auf sich zuschreiten. Die Stunden dehnen sich; die Lichter verschwelen eins nach dem andern. Er liegt, das Gesicht zu Boden gekehrt, und wartet.

Da empfindet er plötzlich die Gewißheit: Du wirst heute nicht dahin gehen, wo die Bank vor der Tannenschonung steht, und zugleich fühlt er sich von einem starken Leuchten durchdrungen. Die Last seiner Qual fällt von ihm nieder, und an ihre Stelle tritt eine starke Sicherheit.

Ihm ist, als hätte er den Mann gesehen, der unser an dem Weg nach Damaskus wartet.

Er wagt nicht aufzuschauen, bis ihn der kühle Wind erschauern läßt, der durch das offene Fenster streicht. Schwerfällig erhebt er sich, um es zu schließen, und steht staunend vor dem Anblick, den er schon oft sah und nie wie heute empfand: wie der Morgen seine Rosen über den Himmel streut.

Nun weiß er, daß er in dieser Nacht erst das Leben gewann, und in überströmendem Dankgefühl hebt er anbetend die Hände.

Der Büßerweg

Dunkel und von der überquellenden Fülle der Wolken gesättigt liegt das regenmüde Land. Windzerpflückte Baumgruppen, tröpfelnde Wälder, niedergedrückte Fruchtfelder so weit der Blick reicht, und am Himmel die fliegenden Flocken rauchbraunen Gewölks.

In die trübe Landschaft, durch die er fährt, blickt Friedrich Nornegast mit hellen Augen; erst als er die Türme der Stadt, in der Melisse jetzt lebt, auftauchen sieht, trübt ein sinnender Ernst seinen Blick.

Wird er sie erreichen und sie sprechen? Der Brief, den er an sie schrieb, ist lange ohne Antwort geblieben. Endlich traf ein Schreiben der Äbtissin Gertrude von Manskirch ein, das in knappen Worten mitteilte, die Gräfin Rhenschild sei sehr krank und durchaus schonungsbedürftig; er möge den Besuch verschieben. Nornegast ist sofort abgereist. Wenn es so um Melisse steht, dann ist ein Aufschub nicht möglich.

Nachdem er in einem Gasthof abgestiegen ist, läßt er sich sofort den Weg zum Apollonienstift weisen und kommt dort an, als die Mittagsstunde schlägt. Das Klostergebäude ist von der Straße durch eine hohe Mauer getrennt; der Efeu ist bis zum First emporgeklettert und legt sich wie ein freundlicher Rahmen um das Freskobild der Schutzpatronin, das über der vermauerten Pforte angebracht ist. Eine kleine seitwärts gelegene Tür bildet den Eingang, und die Pförtnerin führt den Gast in das Sprechzimmer.

Während er die Äbtissin erwartet, tritt er an das Bogenfenster, das den Ausblick auf die unendliche Weite des Meeres öffnet. Noch hängt das Gewölk tief, als sei es mit neuen Wasserlasten befrachtet; doch unter dem Druck des Windes zerteilt es sich schon, und durch die Schleppen der grauen Wolkenfetzen schimmert ferne Helle. Mußte sich nicht in Melisse die Starre lösen, wenn sie täglich diesen Blick genießt?

Ein leises Rauschen von Frauenkleidern bedeutet ihn, daß jemand eingetreten ist, und als er sich umwendet, steht er der Äbtissin gegenüber. Es ist lange her, seit er sie auf der Hochzeit in Allerheiligen zuletzt sah, aber sie ist unverändert: klein und hager, und ihr rotwangiges Gesicht ist ein wenig verschrumpft wie ein Winterapfel im Frühling. Blinzelten ihre klugen Augen nicht so heiter, ihre Begrüßung würde ihn nicht ermutigen.

»Also Sie sind trotz meiner Warnung gekommen, Herr Nornegast. Sie haben wohl die Entschiedenheit Ihres Vaters geerbt? Was ist es denn nur, was Sie hierhertreibt?«

Er ist darauf gefaßt, als ein ungebetener Gast nicht sonderlich herzlich bewillkommt zu werden.

»Ich schrieb bereits, daß es sich um eine wichtige Besprechung handelt, Frau Äbtissin.«

»Schön; aber für kranke Menschen ist das wichtigste, daß sie gesund werden, und was sie daran hindert, ist eben unwesentlich. Setzen Sie sich doch. Nein, bitte, hierher! Ich muß den ansehen können, mit dem ich rede. Also was führt Sie zu mir? Die Gräfin sprechen! Das geht nicht, aber ich will vermitteln.«

Nornegast bittet, Melisse selbst sprechen zu dürfen.

»Ah, bah! Sie wissen gar nicht, was Sie da fordern. Meine Nichte ist krank, Sie ahnen nicht, wie sehr. Ich kann mir schon denken, daß Sie mit etwas Erregendem kommen; ich lese es Ihnen vom Gesicht ab. Bei der Trauung ging die Erregung, die die Braut zum Weinen brachte, auch von Ihrem Orgelspiel aus.«

»Vielleicht wird die Gräfin von dem, was ich zu sagen habe, erregt,« sagt Nornegast; »vielleicht aber beruhigt es sie. Ich verspreche Ihnen, Frau Äbtissin, mit möglichster Zartheit zu reden.«

»So, so! Nun, Sie machen mich neugierig.« Die alte Dame bewegt unruhig die Hände. »Diese dumme Sache! Sie ist also wirklich unaufschiebbar?«

»Ich kam hierher ...«

Die Äbtissin sieht Nornegast scharf an: »... und Sie wollen nicht umsonst gekommen sein. Sagen Sie, es handelt sich doch nicht um das Kind? Doch? Diese ewigen Familiengeschichten sind gräßlich. Meine Schwägerin hat ihre Tochter nicht verstanden; jetzt flüchtet sich die Ärmste hierher, und der Sorgenwust folgt ihr nach. Kommen Sie im Auftrag meiner Schwägerin?«

»Nein!«

»Also das wenigstens nicht. Sie müssen verzeihen, Herr Nornegast. Wenn es sich um mein Wohl handelte, wäre ich weniger streitbar. Also gut, Sie sollen Ihren Willen haben. Nach dem Essen, in einer Stunde geht meine Nichte im Kreuzgang, um frische Luft zu schöpfen. Warten Sie dort und bieten Sie sich ihr zur Begleitung an. Ich werde sorgen, daß Sie allein bleiben; aber ich habe Ihr Versrrechen, daß Sie so schonend als möglich verfahren.«

Nornegast verspricht, sorgsam zu sein, dankt und geht in den Kreuzgang hinab.

Das Dach des Umgangs ruht auf zierlichen Säulen, der Friedhof, den er umrandet, ist als Ziergarten hergerichtet. Auch in die Blumenfülle, die sich vom Staub längst vergangener Nonnenleiber nährt, hat das Unwetter der letzten Tage mit wilden Händen gegriffen. Nur ein Holunderstrauch, der im Winkel geschützt steht und dessen weiße Dolden sich eben erst erschließen, mischt seinen Würzduft mit dem Geruch des feuchten Bodens. In den Nischen des Umgangs stehen verwitternde Epitaphien mit erloschenen Inschriften.

Nornegast setzt sich auf eine Bank und betrachtet die Schwalben, die dicht über dem Erdboden dahinschießen.

Endlich öffnet sich die Tür, die in das Kloster führt; zwei Frauen treten heraus.

Nornegast erhebt sich, glaubt sich zu irren und will sich wieder setzen, als eine der beiden den Kopf wendet und ihn über die Schulter anblickt. Diese Bewegung macht ihn stutzig.

Ist das wirklich Melisse? Die Schneeweiße ihres Gesichts erschreckt ihn nicht, aber der Verfall ihres Körpers; sie geht gebeugt unter der Last einer unendlichen Müdigkeit und lehnt sich hilflos auf den Arm ihrer Gefährtin, als fürchte sie, im nächsten Augenblick den Halt zu verlieren.

Sie hat Nornegast sofort erkannt. Denn als er sich zögernd nähert, erhebt sie abwehrend die welke Hand, und wie in der Angst Flüchtiger gleiten ihre Blicke über die Epitaphien und bleiben dann mit dem Ausdruck des Entsetzens für kurze Zeit auf Nornegast haften.

Das ältliche Fräulein, das sie stützt, ist gut unterrichtet. »Ach, Frau Gräfin, da ist ein alter Bekannter! Nicht wahr, Sie werden etwas zu besprechen haben, und der Herr wird die Güte haben, mich zu vertreten. Reichen Sie der Frau Gräfin Ihren Arm, mein Herr. Und nun ganz langsam eine Runde, und dann zwei Minuten ausruhen. Ich komme sofort wieder.«

Melisse stößt einen dumpfen Laut aus und greift, einen Halt suchend, nach der Sprecherin; sie will sich nicht bequemen, aber sie sagt nichts, und als das Fräulein lächelnd zurücktritt, legt sie ihre Hand auf Nornegasts Arm.

Dieser möchte sprechen und fühlt, daß ihm die Stimme versagt; eine Rührung, wie er sie noch nie empfand, erschüttert ihn bis in seine Tiefen: das ist alles, was von der schönen Melisse von Manskirch übrigblieb ...

»Kommen Sie, Gräfin,« sagt er endlich mühsam. »Kommen Sie, wir gehen ganz vorsichtig.« Und zart leitet er sie vorwärts.

Aber nach wenigen Schritten bleibt sie stehen. »Sagen Sie schnell, was Sie von mir wollen; ich fürchte mich so. Die Heirat? Nein, nein, nein!« Die Worte kommen keuchend aus einer wunden Brust.

»Nicht fürchten!« sagt er beschwichtigend. Nun findet er seine Haltung wieder. »Ich kam, um Ihre Verzeihung zu erbitten. Ich war zuletzt in Allerheiligen sehr rauh und tat Ihnen weh. Ich habe jetzt Friede und Sicherheit wiedergewonnen.«

Melisse blickt ihn hastig an, doch ihr Auge belebt sich nicht.

»Ich kann nun ruhig meine Schuld bekennen, und will es auch,« fährt er fort. »Aber ich bedarf dazu Ihrer Einwilligung, und um die möchte ich Sie bitten.«

Sie macht eine Bewegung, die er nicht zu

deuten weiß. In leisem singendem Ton erwidert sie: »Als Karin das erstemal bei uns war, hat sie gesagt: Ohne Wimperzucken auf den Plunder des Lebens verzichten und die einmal betretene Bahn bis zu Ende wandern. Sie war schon damals eine Heldin. Ich hab' es auch versucht, aber es gelang mir nicht. Was kann ich tun? Meine Mutter hat mich nicht gut beraten.«

Die Worte, mehr noch der hoffnungslose Ton, in dem sie ausklingen, zerreißen Nornegast das Herz. »Sie sind eine Heldin, Gräfin,« sagt er, »es kommt nur darauf an, jetzt zu vollenden, was Sie begannen. Dann wird alles gut sein, und Sie werden gesunden.«

Melisse bleibt aufhorchend stehen: »Gesund werden? Nein, ich will nicht mehr. Ich bin froh, daß es so weit ist.«

Sie stehen gerade am Holunderbusch. Nornegast weiß nicht gleich, was er entgegnen soll, biegt einen Blütenzweig nieder und hält ihn vor das kranke Gesicht — wie eine scheue Liebkosung.

»Riechen Sie nur, wie gut der Duft ist, Melisse! Gestern und ehegestern war es stürmisch und rauh, da waren die Blüten in ihren Kelchen beschlossen, aber nun die Sonne nicht mehr fern ist, erwacht alles Leben wieder.«

»Was wollten Sie doch von mir?« fragt sie.

»Die Erlaubnis, das auszusprechen, was Sie und mich bedrückt.«

»Wem wollen Sie das sagen?«

»Dem Grafen Rhenschild.«

Melisse schweigt; dann sagt sie: »Ich begreife, daß Sie es für sich wünschen, aber ...«

»An was denken Sie noch?«

»Das Kind!« ächzt sie. »Was wird aus ihm?«

Nornegast streicht über ihre Hand: »Seien Sie unbesorgt, ich fahre zu ihm, ich will es ihm so zart wie möglich sagen.«

»Und dann?»

»Ich hole ihn, er soll auf Allerheiligen sein. Er soll bei Ihnen sein!«

Er wagt den Knaben nicht für sich zu fordern, aber Melisse unterbricht ihn. »Ich bin bald am Ziel,« sagt sie, »und um Allerheiligen steht es schlecht.«

»Dann wird er bei mir sein!« ruft Nornegast. Der Jammer zerbricht fast seine Stimme.

Melisse wiegt den Kopf und sagt in dem singenden Ton: »Mein kleiner Junge! Mein armer kleiner Junge! Sie haben gesagt, seine Mutter habe ihn nicht lieb, weil sie sich fern von ihm hielt. Ach, wenn sie wüßten, was mich das gekostet hat! Immer schweigen, immer allein sein, immer mich zurückhalten!«

Nornegast faßt plötzlich die Angst vor diesen flackernden Augen. In ihrer Tiefe lauert etwas, was jäh hervorbrechen und das Gespräch zerreißen kann.

»Hören Sie mich, bitte, Melisse! Darf ich den Rhenschilds alles sagen?«

Sie strebt auf die nächste Bank zu; ihr Atem geht schwer, sie ist offenbar aufs äußerste erschöpft. Das Ja, um alles in der Welt, ihr Ja! Jeden Augenblick kann sich die Tür öffnen und die Stiftsdame wiederkehren. Dann ist es vorbei.

»Melisse, entbinden Sie mich von dem Versprechen, das ich Ihnen im Königinnenzimmer gab?«

Sie antwortet nicht. Sie hat den Kopf gesenkt und drückt beide Hände gegen ihre Brust.

In diesem Augenblick erklingt jenseits der Mauer auf der Straße der Gleichtritt einer wandernden Schar, Lauten werden angeschlagen, und aus jungen Kehlen ertönt ein frisches Lied. Aber welch ein Lied ist das!

> Es trauern Berg und Tal,
> Wo ich viel tausendmal
> Bin drübergegangen;
> Das hat deine Schönheit gemacht,
> Hat mich zum Lieben gebracht
> Mit großem Verlangen. —
> Ein Brünnlein rinnt und rauscht
> Wohl unterm Holderstrauch,
> Da wir gesessen.
> Wie manchen Glockenschlag,
> Da Herz bei Herzen lag,
> Hast du vergessen.

Nein! schreit es in ihm, es ist und bleibt unvergessen: sein Spiel am Vorabend des Festes; wie sie auf die Kirchenbank stieg und ihm die Rose zuwarf! Seine Augen umfangen Melisse. In ihrem Haar hängen einige Holunderblüten wie ferne winzige Sterne. Die ganze Süßigkeit seiner Liebe wallt auf, als er daran denkt, wie sie neben ihm schritt und ihre Hand sich auf seinen Arm stahl.

Er beugt sich zu ihr herab, die sterbensmüde mit brennenden Augen auf der Bank sitzt und dem verklingenden Gesang nachlauscht, und fragt: »Melisse, hast du vergessen?«

Sie erhebt sich mühsam, und während sie ihn ansieht, beginnt sie zu weinen, erst leise, dann heftiger und lauter, bis ihr Körper von Schluchzen geschüttelt wird. Er muß sie halten, da sie umzusinken droht; da wirft sie mit einer heftigen Bewegung die Arme um seinen Hals, und von Schmerzenslauten zerrissen kommen ihre Worte: »Sei gut zu ihm! Sei lieb mit unserm Kind!«

Noch einmal hält er sie in seinem Arm, aber es ist anders als einst.

»Sei gut zu ihm! Sei gut zu ihm!«

Die Tür wird geöffnet, und die Äbtissin und eine Stiftsdame kommen herzu.

»Er soll mein Ein und Alles sein, Melisse, aber nimm mit einem Wort den Bann von mir. Kann ich frei sprechen?«

»Ja, ja, sprich! Aber sei gut zu ihm. Habe Geduld mit ihm!«

Die Äbtissin nimmt Melisse aus Nornegasts Arm und streift ihn nur mit einem strafenden

Blick. »Ich hab' es ja gewußt! Komm jetzt, Kind; wir gehen auf unser Zimmer.«

Nornegast sieht ihnen nach; ehe die Tür hinter Melisse sich schließt, hört er noch einmal ihren vom Weinen halb erstickten Ruf: »Sei gut zu ihm!« —

Zweimal an diesem Tage fragt er im Kloster nach dem Befinden der Gräfin Rhenschild, ohne einen beruhigenden Bescheid zu erhalten. Als er in der Frühe des kommenden Morgens wieder anklopft, überbringt ihm die Pförtnerin den Bescheid der Äbtissin, er möge getrost abreisen, der Zustand der Gräfin scheine sich zu bessern.

Einige Tage danach rührt Nornegast die Glocke, die Rolf Rhenschild seinen Besuch melden soll. Heute hat er mehr zu sagen als an dem Tage, da er die Treppe hinabflüchtete.

Als ihm geöffnet wird, vernimmt er, daß der Herr Professor nicht daheim ist; aber während er noch erwägt, ob er warten oder wiederkommen soll, nähern sich eilige Tritte, und Karin Rhenschild steht vor ihm. Der Schimmer jugendlicher Frische haftet wie etwas Unaustilgbares an ihr und verdeckt die Räderspuren mühsamer Jahre. Sie erkennt Nornegast sofort, und ihre natürliche Freundlichkeit läßt in ihm keine Verlegenheit aufkommen.

Sie führt ihn in das große Arbeitszimmer ihres Mannes, in dem die gefüllten Büchergestelle die Wände bedecken. Er muß in einem weichen Sessel niedersitzen, und Karin fragt und erzählt so lebhaft, daß er nicht nötig hat, viel zu sagen.

Unvermittelt unterbricht sie den Bericht über ihre Töchter. »Wissen Sie auch, wo wir uns das letztemal sahen? Auf dem Bahnhof, als Sie in das Feld fuhren. Später waren Sie doch hier. Warum sind Sie nur nicht einmal zu uns gekommen?«

»Ich war hier, Gräfin!«

»Bei uns?«

»Vor Ihrer Tür. Ich läutete und wartete nicht, bis mir geöffnet wurde, sondern lief einfach davon.«

»Warum taten Sie das?«

»Ich schämte mich.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich bin heute gekommen, dies alles dem Grafen zu erklären.«

»Ja, das tun Sie nur, Herr Nornegast; meinem Manne wird das eine herzliche Freude sein. Er hat nie darüber gesprochen, aber ich weiß trotzdem, daß ihn Ihr Verlust recht geschmerzt hat.«

Und jetzt spricht sie wieder von ihren Angelegenheiten. Ihre kleinen rauhen Hände mit den dünnen Ringen sagen viel mehr als ihre Worte; doch sie sitzt mitten im Sonnenschein, und durch alles, was sie sagt, leuchtet eine starke Zuversicht: Wir sind stärker als das, was uns zwingen will, und wir überwinden diese Zeit des Elends.

Nornegast denkt: So sehen die Heldinnen des Lebens aus! Er möchte ihr sagen: Sei getrost, ich bin hier als Träger einer frohen Kunde. Doch er weiß, daß diese Frau ihre Freuden auf andern Feldern sammelt.

Gerade spricht Karin lobend von Melisse, die so treulich für sie sorgt, als Rhenschild eintritt. Bei dem Druck dieser starken Manneshand spürt Nornegast eine leise Bangigkeit. Der rauheste Teil seines Weges liegt vor ihm.

Kaum hat Karin die Tür hinter sich geschlossen, als er beginnt: »Herr Graf, ich bin hier, um vor Ihnen ein Bekenntnis abzulegen.«

Rhenschild hat einen Scherz in Bereitschaft, aber als er den Ernst des Gastes gewahrt, schweigt er. Seine Aufmerksamkeit wird nach den ersten Sätzen rege. Was soll das heißen? Der Knabe auf Kaltenborn ist nicht der Sohn seines Bruders? Er befindet sich auf einer Stelle, die ihm nicht gebührt? Ja, um des Himmels willen, was geht das Nornegast an? Will der bescheidene Mann sich plötzlich wichtig machen und mit Familiengeheimnissen zu Markte ziehen?

Rolf Rhenschild, der vor seinem Schreibtisch sitzt, dreht seinen Stuhl so, daß er Nornegast gerade ins Gesicht blicken kann. Sein Erstaunen zeigt eine starke Abwehr: Was gehen denn dich unsre Verhältnisse an! Als Nornegast einen Augenblick zögert, sieht er über die Brillenränder fort, senkt den Kopf wie zum Angriff und sagt knapp: »Bitte!«

»Ich erlaubte mir, Sie von dieser Tatsache zu unterrichten, weil der Knabe mein Sohn ist, Herr Graf.«

»Ihr Sohn und der meiner Schwägerin?«

Als Nornegast zustimmend nickt, nimmt Rhenschild schnell ein Buch vom Tisch, schlägt es auf und legt es wieder zurück.

»Es wäre doch wohl die Sache der Gräfin Rhenschild gewesen, mich davon in Kenntnis zu setzen,« sagt er ernst.

»Die Gräfin ist krank, ich fürchte, sehr krank.«

»Zugegeben. Aber Sie, Herr Doktor? Ich begreife nicht, was Sie veranlaßt ...«

»Der Zwang des innersten Gebots.«

»Ah!« sagt Rhenschild, steht auf und setzt sich wieder. »Der Junge ist bald vierzehn Jahre alt. Hat es so langer Zeit bedurft, um diese Stimme des innersten Gebots zu vernehmen?«

»Nein, Herr Graf, aber um es auszusprechen.«

»Seltsam! Und ich habe mir immer geschmeichelt, daß meine ungeschminkte, oft getadelte Geradheit Vertrauen einflößte. Sind Sie, Herr Nornegast, nie davon berührt worden?«

»Nehmen Sie an, ich hätte nicht den Mut gefunden, zu gestehen.«

»Das ist nicht wahr!« erwidert Rhenschild.

»Ich glaube vielmehr, daß der Mangel an Mut bei einem andern lag, und Sie das Geheimnis, das nicht Ihnen allein gehörte, aus Rücksicht auf die Mutter hüteten. Sie wollen nicht, daß ich davon spreche. Nun gut. Doch warum war heute der Zwang Ihres Gewissens stärker als das Bewußtsein Ihrer Verpflichtung?«

»Ich bin mit Erlaubnis der Gräfin hier.«

Rhenschild erfährt nun von dem Vorgang im Gemach des Meisters und von dem Besuch im Apollonienstift. Was dazwischen liegt, das läßt Nornegasts Erzählung nur ahnen.

»Merkwürdig, diese Weltflucht, die nichts als eine Flucht vor dem eignen Selbst ist,« sagt Rhenschild.

»Eine Flucht vor dem Richter in meiner Brust,« ergänzt Nornegast.

Die Männer sitzen einander gegenüber und schweigen. Karin erscheint leise in der Tür und fragt, ob Nornegast zum Essen bleibe, zieht sich aber auf einen Wink ihres Mannes zurück.

Nach geraumer Zeit beugt sich Rhenschild vor und streckt seinem Besuch die Hand hin: »Ich danke Ihnen doch, daß Sie gekommen sind.«

»Herr Graf, beschämen Sie mich nicht.«

»Schlagen Sie nur ein,« sagt Rhenschild. »Nie ist mir der Mensch so ehrwürdig, als wenn er bekennt, daß er geirrt hat.«

Nornegast ergreift dankbar die Hand. Nun ist nur noch eine Sorge in ihm: Melisse. Aber der Graf beruhigt ihn.

»Es gibt kluge Männer genug, die eine Form für die Schlichtung der Umstände finden werden. Mögen darüber die Damen von Allerheiligen beruhigt sein!« —

Auf der Heimfahrt steigt Nornegast in der Stadt ab, in der der Meister wohnt. Es verlangt ihn, vor den Mann zu treten, dem er seine Richtung verdankt. Aber der Meister ist abwesend, und seine Wiederkehr verzögert sich von einem Tag zum andern. Endlich muß Nornegast abreisen, ohne ihn gesehen zu haben.

Als er in Parsenow wieder eintrifft, liegt auf seinem Schreibtisch ein Brief mit breitem schwarzem Rand. Er bringt die Kunde, daß Melisse, Gräfin von Rhenschild, geborene von Manskirch, vor einigen Tagen zur ewigen Ruhe entschlafen und heute in Allerheiligen bestattet worden ist. Von ihres Lebens Ausgang sagt der kurze Bericht nichts.

Nornegast geht auf geheimen Pfaden durch das Dorf in die sommerliche Stille, um seine Totenfeier zu halten. Die Frau, die seiner Seele kurze Zeit verschwistert war, starb als Märtyrerin des Schweigens, als dieses Lebens ärmste Büßerin.

Vater und Sohn

Einmal und noch einmal hat der Mond seine Wandlungen für die Erde durchlaufen, als Nornegast sich anschickt, nach Allerheiligen zu fahren.

Am Abend vor der Abreise betritt er den Garten seiner Nachbarin und findet Marleen, wie sie Astern und Rauten für ihre Blumenkrüge auswählt.

»Haben Sie mir Aufträge an Ihren Bruder mitzugeben?« fragt er, nachdem er ihr seinen Reiseplan mitgeteilt hat.

Ja, Marleen hat verschiedene Anfragen, und während sie spricht, bewundert Nornegast die sorgsame Auswahl, die sie unter den Spätblüten trifft. Endlich steckt Marleen die Gartenschere in die Tasche ihrer Schürze und richtet sich auf.

»Mein Bruder hat mich nach Allerheiligen eingeladen, aber, nein, ich brachte es nicht fertig, jetzt zu reisen. Dieses Ende mit ansehen zu müssen, das ging über meine Kraft.«

»Welches Ende, Fräulein Terneben?«

»Ja, Sie fahren doch nach Allerheiligen, um Abschied zu nehmen!«

Er sieht sie verwirrt an.

»Sie wissen, daß Allerheiligen verkauft ist?«

»Nichts davon weiß ich.«

Erschüttert lauscht er Marleens Worten, die ihm berichtet, was ihr Bruder, der Pastor, ihr mitgeteilt hat, daß sich das Schicksal eines Geschlechts wieder erfüllt. In die Verwirrung dieser Tage will er nun treten und den letzten Axthieb führen, indem er von der Domina seinen Sohn fordert. Grausam für diese letzte Mutter des Geschlechts ist sein Erscheinen, aber er kann den Vollzug nicht mehr hindern. Er will es auch; es geht um die Wahrheit.

»Was wollten Sie jetzt in Allerheiligen, da Sie doch so lange nicht dort waren?« fragt Marleen.

Einen Augenblick nur zögert er mit der Antwort; dann sagt er: »Meinen Sohn holen.«

Er hat ein großes Erstaunen und peinliches Verstummen erwartet; doch Marleen nickt ihm freundlich zu und sagt: »Da tun Sie recht, Herr Nornegast, das ist wahrhaft gut.«

»Sie wissen, daß ich einen Sohn habe, Fräulein Terneben?«

Was ist das für ein großes Verwundern, in das Nornegast gerät, als er mit Marleen den schmalen Gartensteig auf und nieder wandelt! Da hat er gemeint, der Hüter eines Geheimnisses zu sein, und muß jetzt erfahren, daß Menschen darum gewußt und geschwiegen haben.

In der Nacht, da der alte Pastor Terneben durch das Sterben schritt, haben Helle und Schatten wunderlich miteinander gewechselt, längst verschlossene Kammern haben sich in seinem Bewußtsein aufgetan, und Marleen, die allein bei ihm war, hat mit anhören müssen, was da heraufstieg.

‚Ach, Melisse, Kind, ich weiß, daß du hinter der Pforte bist, an die wir klopfen, der Bote

mit der schwarzen Kunde und ich. Ich weiß, daß du allein mit ihm in dem großen Hause bist, das der Regen umlagert, ich weiß, daß du liebedürstig aus weiter Leere kommst. Ich könnte dich aufstören, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Morgen wird dich die graue Not wieder davonreißen, und vielleicht findest du die Stunde des Trostes nie mehr. Ich will nicht.

Hätte ich es doch gewollt! Oder war es ein Zwang, der mich schweigen hieß? Gottes Wächter, der nicht leidet, daß wir seine Wege durchkreuzen? Kind, Kind, warum mußtest du diesen Weg gehen, der ganz im dornigen Gewächs der Lüge liegt! Warst so rein und wanderst ein Leben lang im Kot. Der Sohn, den du gebarst, ist nicht des Namens, den du ihm gabst; er ist der Sohn dessen, den du liebst. Mußtest du die Liebe verleugnen, warum verleugnest du denn die Wahrheit, du armes Kind?'

Nornegast denkt erschauernd: So hing über deinem Haupt ein spitzes Schwert an dünnem Faden. Er sagt, da Marleen geendet: »Sie sind von einer bewundernswerten Treue; haben Sie Dank! Und wenn ich Ihren Rat und Ihre Hilfe für den Knaben und mich brauche, wollen Sie mir beides dann nicht versagen?«

Am nächsten Mittag ist er in Allerheiligen, fährt durch das Dorf und läßt sein Mietfuhrwerk am Friedhof halten. Ach, wie ist der Friedhof verändert, seit der Zeit, da er hier im Winterschnee ging! Es ist eigentlich alles wie einst; aber an der Kirchenwand nahe der Stelle, wo am Pfingstabend Siebensam das Grab ausschaufelte, ist eine neue Ruhestatt hergerichtet: ein Gedenkstein für Henning, der irgendwo fern in der Fremde schläft; daneben ein frisch geschichteter Hügel mit welken Kranzgebinden. Es ist nicht auszudenken, wer unter diesen Schollen schläft. Erschlaffte Glieder, ein Leib, der im Tragen müde wurde, erloschene Augen, in denen unbändige Lebenslust brannte.

Nornegast legt einen Strauß weißer Rosen auf das Grab und steht und sinnt den wundersamen Menschenwegen nach. Über ihn neigt ein Fliederstrauch seine dunkelblättrigen Zweige mit den fahlen Fruchtschoten herab. Kurzfristiges Blühen und ein Grünen, die Frucht pflückt keiner. Aber das Grab liegt im Sonnenschein.

Kommen die Schatten wieder und schreiten mit bekannten Zügen durch unser Leben? Wie glich der Graue doch Siebensam, und wie glich Dievenkorn dem Grauen! Wenn Melisse wiederkäme! Oh, ihr wird keine ähnlich sein! —

Langsam geht Nornegast durch den Park. Wie ist der Park verändert in seiner herbstlichen Müdigkeit! Zwar die Sonne gießt aus triefender Schale Glanz auf ihn wie in den Tagen, da Erasmus Rhenschild hier freite und die Klänge des letzten Festes sich um die sinternden altersgrauen Mauern schwangen. Der Purpurteppich des wilden Weins glüht wie einst und streut sein Laub auf den Hochplatz, dessen Stufen die junge Braut mit wirrem Blick emporstieg, als der Bräutigam sie verlassen.

Aber doch ist alles anders. Aus dem geöffneten Fenster des oberen Stockwerks klingen die Töne einer Geige; jemand spielt dort eine unendlich traurige Weise, eine Melodie im Andante, nur wenige Takte lang, immer aufs neue wiederholt. Die Buchenhecken sind seit Jahren nicht mehr beschnitten, die Wege ungepflegt. Von der sandsteinernen Figur ist nur noch ein Fuß übriggeblieben, den die Moose mit einem grünsamtenen Schuh bekleidet haben. Auf der Mitte des Teiches schwimmt zwischen bunten herabgewehten Blättern ein Schwan. Aber auch er ist von der großen Müdigkeit angesteckt und hält den Kopf unter den Flügeln verborgen.

Auf der Bank im Heckenrund, dem Kavalierhause gegenüber, läßt sich Nornegast nieder. Kein Mensch ist zu sehen. Goldgelbe Wespen schwärmen um die verlorene Birne, die mitten im Wege liegt, und das klagende Lied der Geige klingt wie fernes Insektensummen durch die Luft.

Endlich kommt eine Frau, deren Augen etwas am Boden zu suchen scheinen, und die erstaunt aufsieht, als Nornegast sie grüßt.

Er fragt: »Ist die gnädige Frau zu Hause?«

Die Frau sieht nach dem Schloß hinüber, als wolle sie lauschen, und bejaht.

»Wird es möglich sein, sie zu sprechen?«

Nornegast fragt eigentlich nur, um in diesem schreckhaften Alleinsein den Ton einer menschlichen Stimme zu hören, aber die Frau antwortet nur mit einer zweideutigen Gebärde.

»Ist die gnädige Frau krank?«

»Ja; wohl auch krank. Aber sie läßt auch sonst keinen Besuch vor.«

Die Frau will weitergehen, als Nornegast fragt: »Ist Hirsemann nicht da?«

»Hirsemann ist tot.«

»Herr Ketelböter?«

»Auch tot.«

»Aber Mamsell Engelke!«

»Mamsell Engelke ist fort.«

»Und Frau Wenzel?«

»Wiederverheiratet.«

Nornegast schweigt; er versucht, sich auf weitere Namen zu besinnen, und findet keinen. Er dankt der Frau, und diese geht, den Blick zu Boden gekehrt.

Er sitzt und hört auf diese seltsame Weise, deren Tonfolge sich ihm unauslöschlich in den Sinn gräbt. Es ist, als spiele dort oben jemand zum Totentanz auf, und die lange Reihe derer, die dienend und waltend durch Schloß Allerheiligen gegangen, ziehe jetzt im Herbstsonnenschein vorüber, ohne das welke Laub der Wege mit den lautlosen Füßen zu berühren.



Ernst Eimer: Konzert im Walde

Endlich entreißt er sich gewaltsam dem Bann dieser Musik und geht in das Schloß, in dessen leeren Räumen er endlich nach langem Suchen eine Magd findet.

»Wer ist das, der droben spielt?« fragt er.

»Der junge Herr,« sagt das Mädchen, und es sieht ihn verwundert an, als er ihm dringlich aufträgt, seine Karte zur Domina zu bringen.

Er erschrickt, als er in das kleine Zimmer geführt wird und die Domina erblickt. Diese alte Frau soll die Domina sein? Das goldblonde Haar, dessen Fülle einst den stolz getragenen Kopf in den Nacken zu biegen schien, ist grau und dünn geworden; die Farbe ihres Gesichts gleicht der eines verwelkten Blumenkelchs. Verläßt diese Frau nie mehr den beengenden Luftraum ihres Gemachs? Die Unruhe ihrer Glieder ist nicht mehr bemerkbar, aber die Starre, die sie umgibt und die von ihr auszugehen scheint, ist noch furchtbarer; es scheint, als habe der Schmerz diesen Körper ausgebrannt.

Auch der sieghafte Klang ihrer Stimme ist dahin; mit leiser, lautloser Stimme spricht sie ein paar Worte, deren Sinn Nornegast nicht versteht.

Was er zu ihr über den Tod Melisses sagt, das geht über sie hin, ohne sie sonderlich zu berühren. Ihr Blick sucht einen Punkt irgendwo in einem unwirklichen Reiche dort hinter der Wand. Man muß die Kraft dieses Niobidenschmerzes bewundern, die Lasten von solcher Wucht trägt und sich trotzdem aufrecht hält.

Und dieser Frau soll er jetzt das Letzte antun: die äußerste Hoffnung entreißen! Er findet nicht den Mut, das Wort auszusprechen, und erst, als sie das Gespräch beenden will, rafft er sich auf.

»Sie bleiben doch über Nacht hier. Ich werde Anordnungen treffen ...«

»Ich danke, Domina. Ich bleibe nicht.«

Gleichmütig sinkt die Hand, die sich nach der Glocke ausstreckte, wieder nieder.

»Domina, ich war wenige Tage vor dem Tode der Gräfin im Apollonienstift und durfte sie dort noch sprechen. Sie wissen, was mich dahinführte und über was wir gesprochen haben?«

Die Domina sinnt einen Augenblick nach und schüttelt den Kopf: »Ich weiß, Sie waren dort; aber Ihre Unterhaltung ...? Nein. Melisse war wohl schon recht krank.«

»Es hinderte nicht, daß wir uns über das Klarheit zu schaffen suchten, was uns beiden gemeinsam ist.«

Immer mit der gleichen tonlosen Stimme, aus der keine Bewegung klingt, antwortet die Domina: »Es wird Melisse beruhigt haben, daß sie noch mit Ihnen sprechen konnte.«

»Ich hoffe es; es handelte sich um die Zukunft unsers Sohnes, Domina!«

Die Hand, die ruhig in ihrem Schoße lag, zuckt zusammen und tastet gewohnheitsgemäß nach dem Finger, der den Schicksalsring trug und der jetzt schmucklos ist.

»Sie wissen, daß ich der Vater von Melisses Sohn bin?«

Der Blick kehrt jetzt aus der Ferne zurück, streift flüchtig Nornegasts Gesicht und heftet sich dann an die Borte des Teppichs. »Sie werden das Andenken einer Toten in Ehren halten wollen.«

»Gewiß, Domina! Um die Tote zu ehren, sage ich das,« entgegnet er. »Den Mut, den sie während ihres Lebens nicht fand, hatte die Sterbende: tief beuge ich mich vor ihr. Melisse stimmte zu, daß ich den Knaben nach Parsenow mit mir nehme, und ich bin hier, ihn zu holen.«

»Wen? Den jungen Grafen Rhenschild?«

»Melisses Sohn trägt nicht den Namen Rhenschild mit Recht; er heißt Ernst Nornegast.«

Die Domina ist aufgestanden und setzt sich wieder. Ihre Hände ordnen eine Falte des Kleides. »Welche Beweise haben Sie für das, was Sie da behaupten?«

»Melisse selbst hat es mir gesagt, ehe das Kind geboren wurde; sie hat es auch später nie in Abrede gestellt.«

Die Domina macht eine Bewegung, als tue sie Belangloses ab.

»Freilich, der Mund, der es bezeugen könnte, hat sich geschlossen,« fährt Nornegast fort. »Mir bliebe nur übrig, ihre Aussage auf meinen Eid zu nehmen. Aber warum das? Sie wissen, daß es so ist, Domina: Sie wissen es.«

»Gesetzt den Fall, daß ich es wüßte, Nornegast, ich würde mir wohl überlegen, ob es recht getan wäre, einem Kinde das anzutun, was Sie ihm zu tun willens sind.«

»Domina,« sagt Nornegast, »es heißt weder das Andenken einer Toten ehren, noch den Lebenden Genüge tun, wenn diesem Kinde ein Name verbleibt, der ihm nicht zusteht, und ein Grund Erde, auf den es kein Recht hat.«

Jetzt kehrt sie aus ihrer Versunkenheit in die Wirklichkeit zurück und starrt Nornegast ganz entsetzt an. Ist das der Mann, der ihr als Knabe huldigte und vertrauensvoll zu ihr aufsah? Obwohl sie ihm seinen Weg anwies, geht er eigne Bahnen und erspart ihr nicht das Erröten. »Gehören Sie nicht mehr zu uns? Seit wann gilt Ihnen das Haus Manskirch nichts?« fragt sie. »Wann haben Sie überhaupt diese Wandlung zur Härte durchgemacht? Sie sind mir fremd geworden.«

»Domina!« sagt er bittend.

Aber sie duldet nicht, daß er redet. »Schweigen Sie doch! Sie verleugnen mit jedem Wort Ihre Vergangenheit. Einst verknüpften Sie die engsten Beziehungen mit uns. Ihr Vater ... ja, Sie sollen es wissen! Ihr Vater liebte mich, und ich ... Oh, er stand hoch über allen Männern! Was hat er für uns nicht alles getan!

Meinem Gatten nahm er die Pistole aus der Hand und zwang ihn, für seine Pflicht zu leben. Er hätte für sich fordern dürfen, was er wollte, doch er tat es nicht; er verzichtete, um den Bestand des Hauses zu sichern. Von seiner überragenden Größe hab' ich gelernt, das Entsagen, das Opfern.« Ihre Stimme wird ganz leise und weich. »Mehr als sieben Schwerter trug ich in der Brust, und viele Hände griffen nach ihnen und drehten sie in der Wunde um. Was es mich kostete, danach hat keiner gefragt. Jeder ging seinen Weg, forderte sein Anrecht auf das Leben, wollte das Recht seines Blutes wahren. Mir allein lag es ob, zu beschwichtigen, gutzumachen, Verlorenes wieder einzubringen. Ich war der einzige Posten in der Nacht, von dessen Wachsein alles abhing. Oh, es war eine Qual, dieses Leben, und ich hasse es.« Sie hat sich vorgeneigt, als müsse sie dem starken Wind Widerstand leisten.

Ihr Jammer fällt Nornegast mit scharfen Zähnen an. »Was war der Lohn von allem?« fragt er leise. »Allerheiligen ist nun doch verloren.«

Die Domina senkt die Stirn. »So ist es!« sagt sie dumpf. »Und doch — der Knabe lebt. Nornegast, ich bitte Sie, nehmen Sie ihn hin, erziehen Sie ihn, überschütten Sie ihn mit Zärtlichkeiten, aber — das Opfer fordere ich von Ihnen —: er muß ein Rhenschild bleiben.«

Nornegast hat einen Augenblick geschwankt, jetzt hat er sich wieder völlig in der Gewalt. »Domina, er kann nicht bleiben, was er nie war. Und wenn ich es jetzt auch wollte, es ist nicht mehr möglich. Mit Melisses Erlaubnis durfte ich zum Grafen Rhenschild fahren. Ich war längst dort; er weiß alles.«

Einen Augenblick schwankt sie, als fahre neben ihr ein Blitz nieder; dann preßt sie die beiden geballten Hände in ihre Augenhöhlen. Nie war ein Schweigen furchtbarer als dieses. Plötzlich sagt sie: »Gehen Sie!«

Nornegast war auf alles gefaßt; nun erschüttert ihn dieser Abschied doch. »Domina, schicken Sie mich nicht so fort!«

Sie nimmt die Hände vom Gesicht und deutet mit der Rechten gegen die Tür. »Gehen Sie!«

»Ich will den Knaben mit mir nehmen.«

»So gehen Sie doch! Um aller Barmherzigkeit willen, gehen Sie!« —

Nornegast geht, den Knaben zu suchen. Im Hause ist er nicht zu finden, nun wandert er durch den Park. Endlich erblickt er ihn am Rande, wie er, die beiden Arme auf die Mauer gestützt, vom Hochsitz aus über die Wiesen sieht. Der bunte Herbsttag geht zur Rüste, die Sonne steht tief; ihre glühende Scheibe berührt schon die alten Weiden am Kienmoor, deren fahlgrünes Laub sich im Welken zur Erde neigt.

Wie war der Tag so reich an Licht! Die Zwerge haben in ihren Behältern das Himmelsgold gesammelt und schleppen es jetzt in ihr dunkles Gehäuse unter der Erde, um sich während der Frostzeit an dem Überfluß zu wärmen. Denn die Schauer der großen Nacht sind nahe.

Den Knaben überläuft es. Seine verschleierten Augen, die aus dem Kindheitstraum noch nicht erwachten, suchen noch einmal in der Runde. Dann glättet er den Trauerflor an seinem Arm und schreitet durch welke Blätter in den Park zurück.

Nornegast folgt ihm, und seine Augen betrachten die etwas lässigen Bewegungen dieser feingliedrigen schmalen Gestalt. Lange geht er hinter ihm her und zählt ihm die Minuten zu: diesen Weg soll er noch durchmessen und in seiner Unwissenheit glücklich sein; diese Rundung soll er noch umschreiten, bevor ich die Binde von seinen Augen nehme. Aber der Knabe muß die Schritte im dürren Laub gehört haben, denn plötzlich bleibt er stehen. Nun sieht er den fremden Mann auf sich zukommen, den er vorher schon einmal im Park sah.

»Ich bin Friedrich Nornegast,« sagt dieser. »Ich war bei deiner lieben Mutter kurz vor ihrem Ende; sie hat mir einen Auftrag für dich mitgegeben.«

Der Knabe grüßt höflich und bietet dem Besucher die Hand. Das also ist Herr Nornegast, von dem so oft gesprochen wurde! Er sieht ihn mit jenem Ausdruck des Erstaunens an, den Kinder, die viel allein sind, Fremden gegenüber zeigen.

Nornegast forscht in dem Gesicht des Knaben nach einem verwandten Zug. Es sieht dem des jungen Henning ähnlich; die Augen sind Melisses Augen, aber der Mund ist seinem gleich.

»Laß uns ein wenig zusammen gehen,« sagt Nornegast.

Er erzählt von Melisses Jugend, von ihrem Kindertreiben in den Ferienzeiten. Der Knabe hört alles aufmerksam an; über sein blasses Gesicht fliegt zuweilen eine helle Röte, wenn er merkt, daß aus den Worten etwas auf ihn eindrängt, etwas, das nur zu ihm gesagt wird und ihn beklommen macht. Er möchte für sein Leben gern fragen: Warum erzählst du das alles mir? Was hab' ich damit zu schaffen? Aber er streift nur mit einem scheuen Blick seinen Begleiter und sagt nichts.

»Sie sprachen von einem Auftrag meiner Mutter?« fragt er endlich, als Nornegast einmal innehält.

»Deine Mutter hat gewünscht, daß du zu mir kommst, Ernst,« sagt Nornegast. »Du bist so viel allein, und es ist keiner da, der recht für dich sorgt.«

»Ich glaube, ich muß bei meiner Großmama bleiben,« wendet der Knabe ein.

Er hört das verworrene Geräusch eines nahen Verhängnisses aus den Worten, die jetzt an sein Ohr schallen. Es ist richtig, Allerheiligen wird bald für ihn verschlossen sein, die Großmutter wird einen Platz im Stift suchen. Kaltenborn hat er nie geliebt, es verknüpft ihn keine frohe Erinnerung an Jugendspiele mit dem Ort, den die Mutter auch nicht gern mochte, aber er gehört doch dahin. Warum soll er nach Parsenow, das Herr Nornegast so verlockend schildert? Es lauert etwas hinter diesem Vorschlag.

Sie sind vom Park in den Wald gegangen und stehen jetzt auf dem Ort, der der Märchenplatz heißt. Im Dämmerlicht kann man kaum noch die alte hölzerne Bank erkennen, auf die Nornegast sich setzt. Er lädt den Knaben ein, neben ihm Platz zu nehmen.

»Du möchtest wissen, warum dich deine Mutter gerade an mich wies, Ernst.«

»Sie waren ihr ein guter Freund hier auf Allerheiligen.«

»Hat die Mutter nie zu dir von deinem Vater gesprochen?«

Da fällt das Wort, das dem Knaben immer dunkel und fern war. Er weiß, Graf Rhenschild auf Kaltenborn, der vor seiner Geburt starb, ist sein Vater. Aber immer, wenn er die Mutter bat, ihm von dem Vater zu erzählen, ging sie mit eiligen Worten darüber hinweg, und immer folgte ein Verstummen, ein Flüchten vor ihm, ein Getrenntsein. Das, von dem er sich anfangs keine Rechenschaft gab, wurde ihm später von warnender Bedeutung: Du darfst davon nicht sprechen! Und scheu gingen seine Gedanken um das Rätsel herum, das sich für ihn in dem Wort Vater barg.

»Hast du nie mit der Mutter von deinem Vater geredet?« fragt Nornegast wieder, da der Knabe schweigt.

Aber der ist kühl und still und schüttelt nur ein wenig den Kopf, was mehr Ablehnung als Antwort bedeutet. Da faßt Nornegast nach des Knaben Hand, und ob er schon das leise Widerstreben des Knaben gegen diese Vertraulichkeit empfindet, er zieht ihn an sich und sagt ihm alles, was jener wissen muß; sagt es wie ein Beichtender seinem Vertrauten.

Als er endet, ist es völlig dunkel geworden. Der Körper des Knaben ist starr und fast leblos; nur an dem Zittern, das zuweilen ihn durchschüttelt, merkt der Sprecher, wie aufmerksam er lauscht. Unmerklich hat Ernst ihm die Hand entzogen und ist zur Seite gerückt. Er sagt auch nichts, als nun Stille zwischen ihnen ist, nur ein verhaltener Seufzer klingt neben dem Rauschen der Wipfel auf.

»Nun weißt du deine Herkunft, mein lieber Sohn,« sagt Nornegast; »zu wem du gehörst, sollst du allein finden; ich vertraue dir, daß du den rechten Weg wählen wirst, wenn du alles in der Stille erwägst. Ich lasse dich jetzt allein und erwarte dich vor dem Schloß. Gehst du mit mir, so hole ich dich morgen in der Frühe ab.«

Er geht durch den verdunkelten Wald davon. Der Knabe sitzt mit abgewendetem Gesicht da und sieht ihm nicht einmal nach. —

Nornegast hat die Qual einsamen Wartens oft genug gekostet, doch nie hat sie ihn so gefoltert wie jetzt, da er vor dem Portal auf und nieder geht und auf die Schritte lauscht, die aus dem Dunkel kommen sollen. Er ist voll Bangnis und Zweifel, ob er recht handelte: die letzte Entscheidung ist in die Hand eines Kindes gelegt.

Nach mehr als einer Stunde hört er jemand zaghaft sich nähern. Er steht in dem Lichtschein, der aus einem Fenster fällt, und sieht dem Kommenden entgegen.

Der Knabe bleibt in einiger Entfernung von ihm stehen und sagt: »Ich werde jetzt mit der Großmama sprechen. Sagt sie wie Sie, so habe ich hier nichts mehr zu suchen.«

Nornegast streckt seine Hand aus: »Mein lieber Sohn!« Dann, da sich jener nicht rührt: »Um neun Uhr bin ich mit dem Wagen hier.«

Das bleiche Gesicht des Knaben neigt sich zum Zeichen, daß er verstanden hat, aber er hebt seine Hand nicht. Einen Augenblick steht er noch unschlüssig still; dann sagt er leise »Gute Nacht!«, geht an Nornegast vorüber, läuft die Anfahrt schnell empor und verschwindet beinahe lautlos im finsteren Portal des Schlosses.

Ostern

Sie strömen herbei aus allen deutschen Gauen, die Jugendbünde, sie sammeln sich in der alten Reichsstadt Frankens, um das Fest der Auferstehung von Winternot und Menschenleid zu feiern.

Noch leben sie alle im fünften Jahre der Knechtschaft; noch sammeln sich die Seufzer der Bedrängten, die Klagen der Unterdrückten, die Verzweiflungsschreie der Darbenden zu der gewaltigen Anklage gegen den frevelhaften Übermut vor Gott und Menschheit; noch liegt die Zukunft dunkler denn je da. Aber die Lichtsehnsucht des Volkes, die einst die Väter in ferne Sonnenländer trieb, ist in den Jungen wiedererwacht und drängt sie, das Licht des Geistes zu entfachen. Das Leben ist stärker als der Tod!

Sie füllen alle Straßen und Märkte der Stadt mit Farben, Gesang und frohem Grüßen. Sie tragen etwas vom Wehen des Frühlings, der die Täler schon mit Grün schmückt, in die Enge der Steinmauern, wo Osterpalmen und Veilchen in Körben dargeboten werden.

Die Bewohner bleiben stehen und schauen den Helläugigen nach. Müde Augen, die nicht mehr glänzen, werden doch ein wenig froher; die verhärmten Wangen der Alten färbt ein blasses Rot: Ihr seid unsre Hoffnung! Wir gehen durch

eine todbange bittere Zeit; doch wenn wir euch sehen, wissen wir, daß das Volk der hohen Dome und der einsamen Dichter, der erhabenen Mystik und der Reformatorentrutzkraft weiterleben wird.

Der Meister sitzt unter seinen Getreuen in einem Zimmer, durch dessen Fenster breite Lichtbänder gleiten. Als draußen ein Glöckchen den Feierabend einzuläuten beginnt, schiebt er ungeduldig die Papiere zurück, die sich vor ihm auf dem Tische gehäuft haben.

»So wäre wohl alles aufs beste hergerichtet, ihr Freunde, und unsre Feier in dem Dom könnte eine rechte Anbetung werden. Ich muß noch einen Gang in die Abendluft tun; der Druck der Wände legt sich mir wie ein Alp auf die Brust.«

Ein älterer Mann in braunem Haar sagt: »Es wäre nur noch festzusetzen, wer morgen für den Wissenhaupt eintreten soll.«

»Ja so, die Danksagung!« ruft der Meister. »Wer von euch will sie sprechen? Du, Eckhart? Sie, Weißenthurn?«

Die Gefragten schütteln den Kopf.

»Keiner? O ja, das Danken ist eine schwere Sache. So überlaßt mir die Bestimmung. Guter Rat kommt über Nacht. Lasset uns gehen, Freunde!«

Sie schreiten die Treppe hinab. Am Pfosten der Haustür steht Nornegast und grüßt sie, doch der Meister, der schon wieder in eifrigem Gespräch befangen ist, bemerkt ihn erst, als der Wartende an ihn herantritt.

»Ei, der Doktor Nornegast!« ruft er erfreut. »Sie haben hier auf mich gewartet?« Er wendet sich an seine Begleiter: »Liebe Herren, ihr entschuldigt mich.«

Die andern schauen verwundert auf: Wie, dieser Nornegast ist wieder da?

Der Meister aber schiebt vertraulich seine Hand unter Nornegasts Arm und wandert neben ihm die Straße hinauf. »Das freut mich, Doktor, daß Sie den weiten Weg von Ihrer Küste bis zu uns wagten. Haben Sie auch Ihren Knaben mitgebracht?«

»Er ist hier, und ich hoffe, daß diese Zusammenkunft der Jugend auf ihn Eindruck macht.«

Der Meister sieht Nornegast an und sagt: »Sie schauen anders aus als vor neun Monaten, heller, durchlichteter. Das macht doch wohl, daß der böse Handel, von dem Ihre Briefe mir berichteten, geschlichtet ist.«

»Ich verdanke Ihnen unendlich viel, Meister, und es tut mir gut, daß ich Ihnen das endlich aussprechen darf.«

»Sie trafen mich damals nicht. Und wie steht der Knabe zu Ihnen?«

»Noch gehört mir die Seele meines Sohnes nicht. Ich werbe um sie, aber es ist da eine geheime Abneigung, derer meine Liebe bisher nicht Herr wurde.«

Der Meister preßt mitfühlend Nornegasts Arm. »Unsre Arbeit ist immer nur ein Abwarten, und unser Leiden nichts als die Furcht vor dem Zuspätkommen. Wir haben nicht so viel Geduld erhalten, als wir brauchen, und das, was fehlt, zu ergänzen, nennt man Lebensaufgabe.«

Eine muntere Schar geht vorüber und grüßt mit Wort und Winken.

»Es heißt,« fährt der Meister fort, »daß man Nußbäume, die unfruchtbar blieben, bei der Ernte so lange schlagen müsse, bis sie bluten; dann werden sie Früchte tragen. So verfährt unser Herrgott jetzt mit Deutschland, und nach diesem Rezept verfährt er wohl auch mit Ihnen. Nur Geduld! Sie Kenner deutschen Schrifttums werden wissen, was Novalis einmal sagte: ‚Wohin gehen wir? — Immer nach Hause!'«

»Dank für dieses Wort, Meister!« ruft Nornegast. »Ich will das Warten lernen, denn mehr als andre habe ich Ursache, dankbar zu sein.«

Sie gehen über den Marktplatz und an dem Brunnen vorüber, als der Meister plötzlich stehenbleibt.

»Jetzt weiß ich den Mann, der uns morgen beim Gottesdienst fehlt: Sie sind es! Wollen Sie bei unsrer Feier im Dom die Danksagung sprechen, Doktor? Sie von uns allen können es am besten. Gut! Besuchen Sie mich heute nach dem Abendessen, daß wir, was nötig ist, besprechen.« —

Sie kommen herbei mit Kränzen und Fahnen und ziehen unter Glockengeläut in den Dom. Nornegast steht neben seinem Sohn auf dem Platz, wo sich das bunte Treiben entfaltet.

»Siehst du, wie froh und zuversichtlich sie alle ausschauen?« fragt er, und im Unterton klingt die Frage mit: Möchtest du nicht werden wie einer von diesen Helden?

Der Knabe nickt bejahend. Seine Augen sind jetzt wach, und von seiner Stirn ist die traumhafte Versonnenheit geschwunden. Er macht eine beinahe unbeholfene Bewegung, als wolle er dem Vater die Hand reichen.

Wie oft hat dieser bittend werbende Laut an seine Seele gerührt! Doch immer war etwas in ihr rege, das sie dagegen verschloß. In ihm erwachte die Lernbegierde — Nornegast hat ihn unterrichtet; er lag in winddurchwehten Winternächten als Opfer quälender Gedanken schlaflos und litt unter dem Bruch mit der Vergangenheit — Nornegast kam, als sei es zufällig, an sein Bett und sprach tröstend auf ihn ein; er war krank — Nornegast pflegte ihn. Er liebt diesen Mann und kann es nicht zeigen. Er mag nicht mehr an Kaltenborn denken, und daß sich einer um ihn sorgt, rührt ihn tief; aber er findet nicht das freundliche Wort für den Mann, der doch — das fühlt er für gewiß — sein Vater ist; und quillt sein Herz auch über, so liegt doch ein Siegel auf seinem Mund.

Die Scharen sind eingezogen. Über den geleerten Platz wogt nur das Tönen der ehernen Zungen: Christ ist erstanden von der Marter allen; des sollen wir froh sein! Nun gehen auch die beiden auf die Dompforte zu, die die Schöne heißt und vor der inmitten seiner Freunde der Meister noch wartet.

»Sieh da, unser jüngster Freund!« sagt er, indem er ihm einige Schritte entgegengeht. »Komm her, Dietmar, und führe deinen Genossen zu seinem Platz.«

Nornegast dankt im stillen dem Meister, der auch diese Einführung so bedachtsam geordnet hat. Dietmar tritt heran, grüßt erglühend und führt den Knaben in den Dom.

Der Meister aber faßt Nornegasts Hand und wendet sich mit ihm den Männern zu: »Liebe Freunde, wir dürfen uns freuen: Doktor Nornegast gehört nun mit Leib und Seele zu uns. Er wird an Wissenhaupts Statt heute reden. Das ist der Mann, der danken kann!«

Er tritt mit Nornegast und den Seinen in die Pforte und führt sie in feierlichem Zug durch den Gang des hohen Mittelschiffes bis vor den Altar. Alle Stimmen der Orgel klingen und vereinen sich zu einem brausenden Lobgesang. Die Fahnentücher regen sich leise, die grünen Glöckchen der zierenden Büsche an den Säulen flimmern, und die Strahlen der Mittagssonne, die durch die hohen Fenster fließen, entzünden auf mehr als tausend Stirnen ein frohes Licht.

Alles Erdgebundene löst sich, jede Enge des Körperlichen weitet sich, und was endlich ist, beugt sich vor dem unendlichen Geist. Wann ist hier zuletzt so hell gesungen worden wie heute? Wie lange ist es her, seit man an dieser Stätte so inbrünstig den Sieg des Lebens feierte wie jetzt? Die deutsche Jugend hebt wieder aus dunklem Verlies das Erbe der Väter und betet an: Wär' er nicht erstanden, die Welt wär' vergangen!

Der frohe Wechselgesang verstummt, und nun redet der Meister. Beim Klang dieser Stimme horchen alle auf. Die Größe dieses Mannes besteht darin vor anderm, daß er kein Wort sagt, das nicht aus innerstem Erleben bringt, und daß hinter jedem Satz das Bewußtsein seiner Berufung zum Höchsten steht.

»Mensch, stehe auf aus der Kultur des Scheins zur Einfalt deines Wesens! Du niedergebrochenes Reich, stehe auf und werde Träger des Gottesreiches auf der Erde! Mensch und Volk, nehmt das Leben in euch auf, daß ihr Sinnbilder des Ewigen seid!«

Nornegast blickt auf seinen Sohn, der neben Dietmar an einem Pfeiler steht. Die Lippen des Knaben sind geöffnet wie die eines Dürstenden, der in tiefen Zügen trinkt, und in seinen Augen ist Andacht.

Wieder wechseln Wort und Gesang, und dann tritt Nornegast vor, um die Danksagung zu sprechen. Ganz leise, mit den feinsten Stimmen begleitet droben auf dem Chor die Orgel seine Worte.

Er dankt für die finsteren Wege, auf denen wir die Sehnsucht nach dem ewigen Licht finden; er dankt für den Irrtum, in dem wir den hohen Wert der Wahrheit erkennen; er dankt für die Armut, die uns die Pforte zum rechten Reichtum wies. Denn Verlassenheit, Irrtum und Armut sind die Weiser, die uns zur letzten Kammer führen, aus der wir die Stimme des Richters vernehmen. Der Mensch, der frei werden will, muß sie hören, und das Volk, das aus der Schicksalsnacht in einen neuen Morgen will, muß sie hören. Denn nur im Göttlichen offenbart sich uns das Geheimnis unsers Wesens, und nur in diesem Zeichen werden wir siegen.

Diesen Dank, der zugleich ein demütiges Bekenntnis ist, tragen die Klänge der Vox coelestis zu den Wölbungen des Baues empor und höher hinauf, weit höher.

Als sie verklungen sind, fällt der Gesang der Jugend mit der alten Osterweise ein: Christ ist erstanden, des sollen wir froh sein, Christ will unser Trost sein!

Die Scharen ordnen sich unter dem brausenden Spiel der Orgel zum Auszug. Da fühlt Nornegast, wie jemand an seinen Arm rührt. Er wendet sich um und erblickt seinen Sohn an seiner Seite. Er neigt sich zu ihm, denn er meint, der Knabe wolle ihm etwas mitteilen.

Der aber legt die Arme um seinen Nacken. »Mein lieber Vater!«

Nornegast glaubt, er habe nicht recht gehört, und wagt doch nicht zu fragen oder sich zu rühren; aber dann fließt durch ihn wie ein warmer Strom die Sicherheit seines vollen Glückes, und andächtig empfängt er das Geschenk des ersten Kusses.

Er schaut den Knaben lange an, zieht ihn an sich und murmelt wie ein in Träumen Befangener: »Mein Sohn, mein lieber, lieber Sohn!«

Werden diese Klänge, die aus der Orgel durch den Raum rauschen, noch von Menschenhand hervorgelockt? Ist das noch die lichtdurchflutete Halle eines deutschen Doms? Es ist weit mehr; es ist unfaßbare Unendlichkeit.

Langsam strebt der Strom der Jugend dem Ausgang zu. Die Fahnen senken sich, und Hände fassen sich.

Und weit und leuchtend springen alle Tore auf.

Heimatlos

Von Rudolf Schuster

»Goddam!« fluchte der Alte von seinem Wagen herab. »James, reit zu! Wir verlieren Weg und Richtung in diesem Nebel.«

Der Angerufene drückte die Sporen in die Weichen seines wiehernden Rosses und sprengte davon. Und das Nebelmeer verschlang ihn, das über der Heide wogte.

Die Wagen der fahrenden Komödianten holperten weiter auf dem Kieswege, der zwei tiefe Radspuren in die Erde furchte und von welkem Heidekraut, Ginstergestrüpp und Wacholderbüschen umsäumt war.

Neben und hinter den beiden Wagen schleppten sich, mit müden, schweren Schritten, sieben Komödianten mit. Sie waren in schwarze, purpurne oder andre bunte, flitterbehängte Mäntel gehüllt, die sie ihrer Bühnengarderobe entnommen hatten, um sich vor der Kälte des Herbsttages zu schützen. Sie schritten schweigend dahin, von dem Leid ihres Schicksals belastet, stierten mit schlaftrunkenen Augen zu Boden oder bohrten ihre Blicke in die undurchdringliche grauweiße Nebelwand. Und manchem gaukelten wohl die wallenden Nebelschleier Bilder aus seiner Heimat vor, aus der man sie vertrieben hatte wie Räuber und Spitzbuben — und er ballte die Faust und würgte die Tränen hinunter.

»Hi! Hullo!« schrie der Führer des zweiten Wagens und trieb seine Pferde an, um an den vorderen Wagen heranzukommen, hinter dem man bei dem müden, verschlafenen Trott ein Stück zurückgeblieben war.

»Well!« murmelte ein Schauspieler, den der Ruf aus seinen Träumen geschreckt hatte, und setzte sich selbst in raschere Gangart. »Well! Ranhalten! Sonst irren wir plötzlich allein in diesem Dunstkreis umher.« Und dabei rieb er sich die Hände und stampfte mit den Füßen auf und rezitierte aus seiner vorzüglichsten Rolle, dem König Lear: »Hm! Wie geht's, mein Junge? Komm, mein Junge! Friert dich?«

Und ein zweiter, der es gehört hatte, antwortete ihm und zitierte: »Jetzt wär' ein kleines Feuer auf einer wüsten Heide wie eines alten Buhlers Herz! — Ha! Galgenhumor! Weiter! Ein Narr hinter dem andern!«

Und weiter wankten sie, bleich und matt.

Der zweite Wagen, der mit allerlei Gerümpel und Requisiten zum Brechen vollgeladen war, war heran und polterte verdrossen hinter dem ersten her, den der Alte lenkte, er, der den einen Schauspieler zu Pferde zum Rekognoszieren vorausgeschickt hatte.

Im Wagen lag sein Weib, mit der der Tod nicht mehr lange Katze und Maus spielen würde — das wußte er —, und neben ihr saßen seine beiden Töchter und suchten die Schmerzen der Mutter zu lindern, die durch das Rütteln des Wagens vermehrt wurden. Immer und immer wieder drang das Röcheln und Stöhnen der Ärmsten an sein Ohr und schnitt ihm ins Herz.

Der Alte hielt lässig die Zügel in der Hand und schaute sinnend dem wilden Tanz der Nebelgeister zu. Ein leichter Wind strich spielend durch sein weißes volles Haar. Und seine Augen schauten Bilder goldener Vergangenheit.

Er weilte wieder in seiner Heimatstadt, in London, am blauen Themsefluß — dort, wo er geboren war, wo er die glücklichsten Kindheitsjahre verspielt und verträumt hatte, und wo er die ersten Lorbeeren errang. Die ersten Lorbeeren — ja! — aber nicht mit Elle oder Pfriem, am Amboß oder Schraubstock, sondern auf eine Art, die freilich den bürgerlichen Maximen stracks zuwiderlief. Er hatte als Knabe wohl gern und oft dem Zucken und Sprühen der lohenden Feuergluten in der Schmiedewerkstatt seines Vaters zugeschaut, und der frohe Klang der hellen Schmiedehämmer war schon sein Wiegenlied, aber als er einst — ein Knirps, der auf des Vaters Schultern ritt — das Spiel einer Wandertruppe bestaunte, da meinte er, es sähe besser aus und sei doch klüger, das steife Schurzfell mit dem Königsmantel oder dem Grafengewand zu vertauschen und, statt eine runde, dralle Frau Meisterin zu umspannen, einstmals Prinzeßchen auf den süßen roten Mund zu küssen und um Königinnen zu freien.

Und dabei blieb er und wurde Komödiant. Das war nun freilich ein Stand und Gewerbe, das bisher noch keine Zunftordnung und keinen Gildebrief besaß und das der brave Bürger und rechtschaffene Handwerker ansah wie der Pharisäer den armen Zöllner, wenn man sich auch an den Schauerszenen und dem Schabernack dieses tollen Völkchens gar gern belustigte.

Diese Schauspielertruppen, die ersten berufsmäßigen in England, standen meist in Diensten von Grafen und Lords, bekamen von ihnen ihre Sommer- und Wintertheater zugewiesen und mußten oft bei großen Festen und Gelagen nach der Tafel ihrem Herrn und seinen hohen Gästen ihre Kunst zu Herzen führen.

Des Alten Augen leuchteten auf in Erinnerung daran.

Ja, da lernte man das Leben kennen in seiner Pracht und seinem Reichtum. Vor Königen und Fürsten spielten sie, Grafen und Lords überhäuften sie mit Ehren und klingenden Goldmünzen, und schöne Ladys schenkten ihnen ihre Gunst und belohnten sie — auf ihre Art.

Der Alte schmunzelte. Vor diesen frohen Bildern verblichen die harten, mühevollen Jahre des Anfängertums wie schwere, schlechte Träume. Jeder Bergpfad ist steinicht und beschwerlich.

Als Stiefelwichser und Pferdeknecht hatte er bei irgendeiner kleinen Privattruppe begonnen — Ämter und Würden, die verdammt wenig mit den Vorstellungen übereinstimmten, die man sich vom Leben und Beruf des Komödianten zurechtgelegt hatte. Auch das Avancement zum Statisten paßte noch nicht recht ins Bild. Endlich aber merkte man doch, daß der Kerl aus keinem unedlen Holze geschnitzt war, und man übertrug ihm immer größere und größere Rollen.

Das Leben, das man führte, war ein heilloses Lotterleben. Und meist hieß es, mit den Wölfen heulen! Polterte man nicht auf den Brettern herum, so schlüpfte man bei Buhldirnen im Himmelreich der Liebe aus und ein oder zechte um die Wette mit solchen gottvergessenen Saufbrüdern wie Peele und Greene, die neben anderm auch hin und wieder den Pegasus abrackerten. Von denen war ein jeder mit der Zeit auf leergezechtem Weinfaß — den Humpen im rechten und ein ausgemergeltes Weibsbild im linken Arm — zum Ziel seiner Pilgerfahrt auf Erden, in die Garküche des Teufels, geritten. Nicht jeden dagegen ließ der Tod so friedlich ins Land seiner Wünsche ziehen. Der Marlowe zum Beispiel, Poet und Komödiant dazu und mehr noch Raufbold und Saufaus, kam erst dahin, als ihm bei einem Streit um so 'nen fetten nackten Teufelsbraten von einem Weib sein Rivale den Dolch durchs linke Auge ins Gehirn gestochen. Das war eine schaurige Szene gewesen, schlimmer als jede, die er auf der Bühne erlebt hatte und der er dazumal zur Abwechslung als Zuschauer beiwohnen mußte. Die würde er sein Lebtag nicht vergessen.

Alles in allem war er darum heilfroh, als ihn nach einer Aufführung seiner Wandertruppe in London der Lord-Kämmerer Chamberlain zu sich beorderte und ihm mitteilte, daß er ihn in die Truppe einreihen wolle, die er protegierte, wenn er dazu bereit sei. »Habe ich doch gestern euer Spiel bewundert, als ich zufällig an eurer Bühne vorbeikam und mich die Komödie ‚Twelfth Night', die ihr agiertet, verlockte, euer Spiel mir anzuschauen, sintemalen ich mir dieses Stück Shakespeares, meines besten Spielers, so ich habe in meiner Truppe, nicht oft genug anhören kann, also sehr liebe ich es. Und glaubt mir, wie Ihr den Malvolio, den liebegirrenden Haushofmeister der schönen Olivia, den ehrlichen Trottel und gefoppten Narren spieltet, das macht Euch so bald keiner nach und macht mich gewiß, daß Ihr mit meinen Schauspielern wohl zu konkurrieren vermögt — was keine Kleinigkeit ist, insofern ich nur solche in meine Truppe einreihen lasse, die mir am vortrefflichsten ihre Kunst zu üben wissen.« Also sprach der hohe Herr zu ihm. Und was gab es da noch groß zu überlegen? Er schlug mit Freuden ein und spielte nun in der Truppe des Lords bald in dessen Landhaus, bald im Blackfriarstheater, in ihrem Sommertheater in London, bald vor dem König Jakob I. und bald vor andern hohen Herrschaften. Zu der Zeit war es, daß er Lob und Ehren pflückte wie Blumen auf der Wiese, und daß manch Grafentöchterchen und manche schöne Lady ihn heimlich zu sich rufen ließ und bat, ihr doch diese und jene Stelle noch einmal vorzuspielen, um zum Schluß den uralten und doch immer wieder neuen Akt zu mimen, den man auf keiner Bühne zu sehen bekam. War er doch ein Kerl, der seine Kunst wohl verstand, die Menschen, wie sie leiben und leben, abzukonterfeien, und der auch sonst ein Aussehen hatte, bei dem die Weibchen gern ins Netz gehen.

Ja, diese Erinnerungen und das Bewußtsein, der berühmtesten Truppe von ganz England angehört zu haben, versöhnten mit so viel Unbill, die das ruhelose Komödiantenleben bescherte und die man jetzt noch auf sich nehmen mußte als ein des Landes Verwiesener. Und durfte man nicht schon darauf stolz sein, mit dem größten Manne seiner Zeit, dem Dichter und Schauspieler William Shakespeare, tagtäglich in vertrautestem Verkehr gestanden zu haben — Jahre hindurch, ehe er sich vom öffentlichen Leben in die Stille seiner Vaterstadt Stratford zurückzog, um zu sterben? Wie oft hatte ihm der große Zauberkünstler, der längst Verstorbene zu neuem Leben erweckte oder aus dem Nichts Gestalten schuf, die lebten, liebten und litten wie erdgeborene Menschenkinder — wie oft hatte der ihm in seine Werkstatt Einblick gewährt, während er seine Geschöpfe formte und mit Leben erfüllte! Dann wieder foppten sie sich auf den Brettern, die die ganze Welt bedeuten, als Malvolio und Junker Tobias, verwandelten eine ganze Stadt in ein Tollhaus allein dadurch, daß sie sich ähnlich sahen wie ein Hosenbein dem andern, und führten, in Freundschaft eng verbunden, als Hamlet und Horatio den ehrlichen Kampf wider menschliche Gemeinheit und Niedertracht. Und man verstand zu spielen, dessen durfte man sich ohne Überhebung rühmen! Sie hielten allesamt zusammen wie Glieder einer Kette, brachten sich gegenseitig beim Spiel ins Feuer und zerstörten sich vor allem nicht die Illusion durch lose Witzchen und gemeine Zoten, was für den Schauspieler eine Todsünde ist. Szenerien und Prospekte brauchte man da nicht, wenn man nur das war, was man sein sollte, und es den Leuten in die Seele brannte! Der Dichter ist der Herrscher, und die Schauspieler sind seine Diener, die seinen Willen auszuführen haben, so gut sie es vermögen — das war die Losung. Die Bühne bestand aus einer Vorder-, Hinter- und Unterbühne; die Unterbühne war von der Hinterbühne durch einen Vorhang abgegrenzt.

Über der Unterbühne lag noch eine Bühne — wie ein Altan oder Balkon, also Platz genug, um frei und ungehindert seinen Gefühlen und Leidenschaften Ausdruck zu verleihen. Ein bauschig über die Hinterbühne gehängtes blaues Tuch illustrierte, daß die Szene am Tage spielte, ein schwarzes, daß es Nacht war. Auf Schilder kritzelte man ein paar Worte und zeigte an, ob man sich in England oder Afrika befand, ob in Windsor, Ephesus oder Verona, ob die Szene in einem Palast spielte, in einem Zimmer, Park oder Gerichtssaal, auf einer Ebene oder einem Friedhof. Mehr brauchte man nicht, und nur, wenn es unbedingt nötig war, setzte man einen Thron, Tisch, Stuhl oder ein Bett hin. —

Der Alte sah sich wieder leibhaftig auf den Brettern stehen mit seinen alten Kollegen, die meist schon in dem unentdeckten Lande weilten, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Und auf seinem wetterharten, gramdurchfurchten Antlitz lag ein stiller, froher Glanz. Das waren die Jahre gewesen, in denen man des Lebens Wein noch ungemischt genossen hatte; dann wurde er allmählich — ganz allmählich — schal und abgestanden.

Er nahm sich ein Weib und gründete eine eigne Schauspieltruppe. Dazu baute er sich am Südufer der Themse, wo all die andern Sommertheater, wie das Blackfriars- oder das Globetheater, standen, ein eignes Bühnenhaus: ein klotziges, kreisförmiges Gebäude, dessen Eingang zwei mächtige Türme flankierten. An der Innenseite der Umfassungsmauern zogen sich drei übereinandergelegene Logenreihen hin, im mittleren Kreisrund, über das der Himmel seine verschiedenfarbigen Baldachine spannte, lag das Parkett und lehnte sich die Bühne mit ihren einzelnen Teilen gegen die beiden Türme an. Wenn dann die Fahnen auf den Türmen lustig im Winde flatterten, zum Zeichen, daß an diesem Tage gespielt wurde, dann strömte das Volk herbei, dann füllten sich die Logen mit wohlhabenden Bürgersleuten und reichen Handelsherren; in den Logen über der Bühne nahmen die Damen und Stutzer Platz, die gern von allen gesehen zu werden wünschten, und im Parkett stießen sich die Fleischer, Schuster, Bäkker, Hafenarbeiter, Matrosen und Krämer, lärmten, zankten und tranken Bier, bis das Spiel begann. Dort projizierte er Sommer für Sommer, Jahr für Jahr die große und die kleine Welt auf seine Bretter, ausgenommen die Zeit, in der er mit seinem Thespiskarren durchs Land zog. Und im Winter spielte er mit seiner Truppe in einem geschlossenen Lokal im Inneren der Stadt.

Eine letzte große Freude war für ihn, als er einst seinen alten Vater mit unter den Zuschauern in den Logen sitzen sah, der bis dahin seinem »ungeratenen« Sohn nicht hatte verzeihen können und nun doch sehen mußte, daß aus einem strebsamen Menschen etwas werden kann, auch wenn er nicht am Amboß steht.

Dann brach das Unglück herein wie eine Lawine. Unruhen flackerten auf im ganzen Lande, und der Bürgerkrieg entbrannte — ein blutiger Scheiterhaufen, auf dem Glück und Wohlstand in Asche sanken. Die Puritaner vertrieben den König, und eine ihrer ersten Regierungshandlungen bestand darin, alle Theater zu schließen und die Schauspieler als »rogues« zu ächten.

»Diese frömmelnden, scheinheiligen Lumpen!« murmelte der Alte. »Weil die Zeit zu ernst und zu schwer sei für solchen Firlefanz und solche Narreteien, damit begründeten sie ihr Edikt; als ob nicht ein so recht trauriges oder lustiges Spiel von meinem alten Freunde Shakespeare das einzige ist, was einen aufrecht hält in aller Not und Trübsal!« Sie verließen die Heimat wie alle, die ihren verdammten, geliebten Beruf nicht lassen konnten, und fuhren über das Meer nach Deutschland, wo man sie mit ihrer Kunst gern aufnahm, denn sie lehrten die dummen Teutschen erst, was Theaterspielen heißt.

Aber die Zukunft lag vor ihnen wie das unzerreißbare, undurchdringliche Nebelgewebe, das über die Lüneburger Heide sich breitete, auf der sie ihrem Schicksal entgegenfuhren.

Ein leiser, wimmernder Schrei schreckte den Alten aus seinen Träumen.

»Gott, Vater! Die Mutter stirbt!«

Den Ruf begleitete ein flehender Blick aus seines Kindes Augen. Als ob er helfen könnte! Er ruckte die Pferde an und sprang in den Wagen hinein. Die ganze Kolonne hielt.

Da lag sein Weib, auf Streu und Decken gebettet, bleich, mit zitternden Lippen. Die glasigen Augen stierten in unendliche Fernen. Ihre kalten, feuchten Hände tasteten nach den seinen.

»Heimat ...!!« Wie ein Hauch kam es von ihren Lippen. Ein sanftes Leuchten schwebte über ihre müden Züge wie Engelsflug. Sie neigte den Kopf zur Seite und verschied.

Die beiden Mädchen schluchzten auf. Der Alte wandte sich ab, bleich und verfallen, und trat aus dem Wagen zu den Pferden.

Der vorausgesandte Reiter war zurück und hielt auf dampfendem Rosse.

»Wir können nicht fehlfahren auf diesem Wege. Der Magistrat von Lüneburg entbietet uns allen seinen Gruß und gewährt uns Obdach und Zehrung, so lange wir wollen, wenn wir nur fleißig ernste und heitere Stückchen zum besten geben — ein buntes Allerlei!«

Der Alte lachte — lachte, und dabei rannen ihm die Tränen über die runzligen Wangen. »Aber morgen agieren wir ein Stück zum Heulen — zum Totheulen!«



August von Pettenkofen
Nach einem Ölgemälde von Franz v. Lenbach (1883)

August von Pettenkofen

Von Dr. Hans Ankwicz v. Kleehoven (Wien)

Bis vor kurzem galt Waldmüller als der volkstümlichste und im Kunsthandel gesuchteste österreichische Maler des 19. Jahrhunderts, dessen Werke um jeden Preis an sich zu bringen in- und ausländische Sammlungen miteinander wetteiferten. In jüngster Zeit scheint sich insofern eine Änderung der Geschmacksrichtung vorzubereiten, als sich neben der bisher überwiegenden Vorliebe für die Kunst des Wiener Vormärz allmählich auch ein stärkeres Interesse für die der nachfolgenden Jahrzehnte zu regen beginnt, und wenn auch Waldmüllers Stellung als bedeutendster österreichischer Maler des 19. Jahrhunderts von keiner Seite bestritten wird, so wendet sich doch augenblicklich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit aufs lebhafteste — von neuem, muß man sagen, denn in der vorigen Generation *hatte* er schon seine Berühmtheit — einem andern Wiener Meister zu, der vom Vormärz ausgehend mit dem größten Teil seines Werkes bereits auf modernem Boden steht: *August von Pettenkofen*.

Zu dieser neu erwachten Neigung hat Weixlgärtners 1916 erschienene zweibändige Monographie,* vor allem aber die 1922 im Wiener Künstlerhause veranstaltete Pettenkofen-Gedächtnisausstellung wesentlich beigetragen; wurden hier doch die Werke des Künstlers zum erstenmal in vollem Umfange gezeigt, was auf weite Kreise wie eine Offenbarung wirkte. Natürlich griff diese erhöhte Wertschätzung alsbald auch auf den Kunstmarkt über, und als am 14. Dezember 1922 Pettenkofens wundervolles Gemälde »Verwundetentransport« in der Reichert-Versteigerung bei J. C. Wawra unter den Hammer kam, erzielte es die für Wiener Verhältnisse damals außerordentlich hohe Summe von 600 Millionen Kronen, während Waldmüllers »Wiegenfest des Großvaters« in derselben Versteigerung nur rund 200 Millionen brachte. Indes wäre es irrig, zu glauben, daß

---

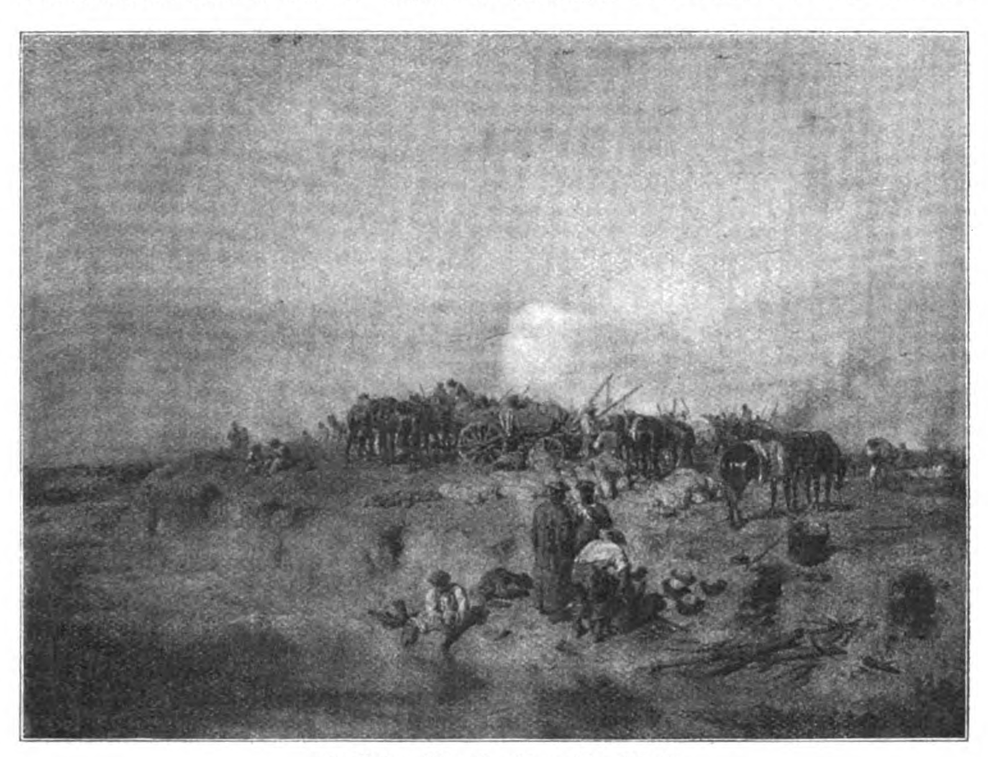
* Arpad Weixlgärtner, *August Pettenkofen*. Herausgegeben vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, Wien 1916, Gerlach & Wiedling. Die Bildplatten für unsern Aufsatz sind, mit dankenswerter Genehmigung des Verlages, nach dem reichen Abbildungsmaterial dieses Werkes angefertigt worden.

Pettenkofens Bedeutung als Bahnbrecher des Naturalismus und unübertrefflicher Kolorist erst in unsern Tagen erkannt worden sei. Nur dem breiten Publikum erschlossen sich seine Vorzüge erst jetzt, in Kennerkreisen genoß er schon zu Lebzeiten eine weit über die Grenzen seiner Heimat hinausreichende Berühmtheit, wie sie bei österreichischen Künstlern nicht häufig ist und bei Pettenkofen deshalb wundernehmen muß, weil er ein abgesagter Feind von Ausstellungen war und sich jederzeit dagegen sträubte, seine Bilder öffentlich sehen zu lassen. Allein seine Wiener und Pariser Freunde wußten sich seine Arbeiten unmittelbar von der Staffelei weg zu sichern, und so ist die Mehrzahl ohne den üblichen Umweg über die Ausstellung oder den Kunsthändler in Privatbesitz gelangt und in einzelnen Fällen bis zur Gegenwart in derselben Hand geblieben. Von öffentlichen Sammlungen können sich nur die Österreichische Galerie und die Albertina in Wien, die Liebigstiftung der Stadt Reichenberg in Böhmen, das Museum der schönen Künste in Budapest sowie die Wallace-Collection in London und das Metropolitan-Museum in Neuyork des Besitzes Pettenkofenscher Ölgemälde und Aquarelle rühmen.

In Deutschland, wo für Wiener bildende Kunst niemals ein so lebhaftes Interesse vorhanden war wie für Wiener Musik, Literatur oder Theater, hat die vornehme, aber in ihren Stoffen meist ganz anspruchslose und darin echt österreichische Kunst Pettenkofens vorläufig noch nicht recht Fuß fassen können, vor allem weil es an Gelegenheit fehlte, sich mit ihr näher vertraut zu machen. Gibt es doch außer den beiden kleinen Pettenkofenbildern der Berliner Nationalgalerie und der Münchner Neuen Pinakothek kaum einen nennenswerteren Pettenkofen-Besitz auf deutschem Boden. In Ausstellungen konnte man den »österreichischen Meissonier«, wie man Pettenkofen gern, wenn auch nicht ganz zutreffend nannte, nur 1906 in der Berliner Deutschen Jahrhundert-Ausstellung und 1911 in der Ausstellung »Altwiener Malerei« im Münchner Kunstverein eingehender studieren. Unter diesen Umständen mag es nicht überflüssig sein, das Leben und Wirken dieses genialen Wiener Malers unter Berücksichtigung der Ergebnisse der letzten großen Pettenkofen-Ausstellung auch dem reichsdeutschen Leserkreise darzustellen.

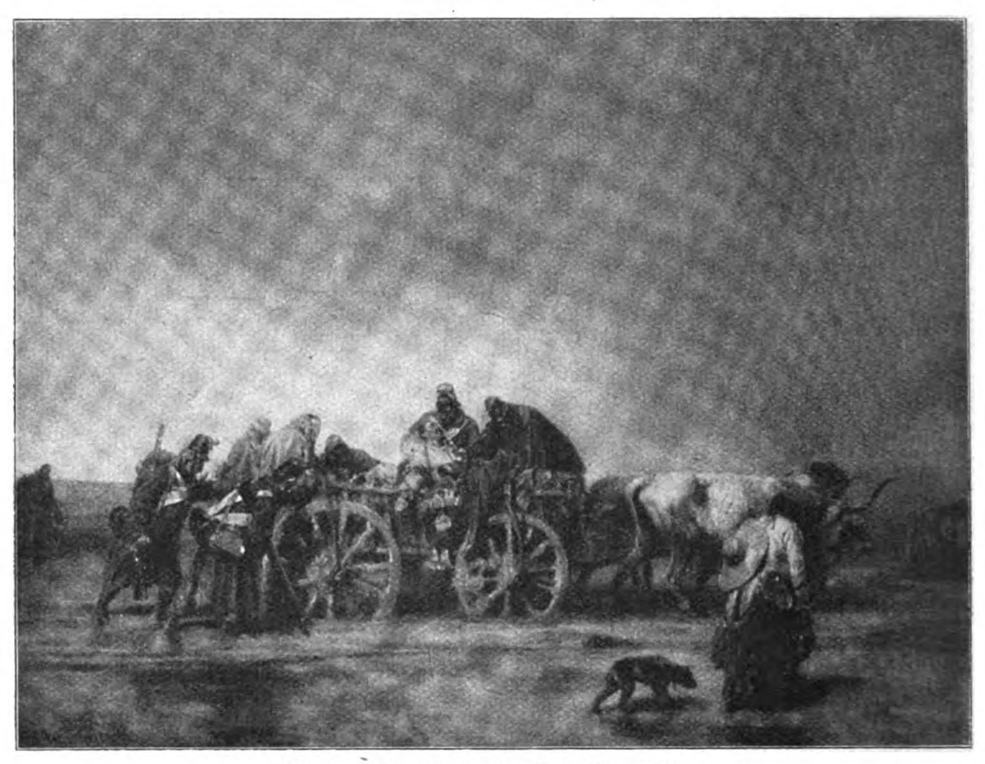
August Xaver Karl P e t t e n k o f f e r — so lautete die ursprüngliche Form des Familiennamens, die erst 1847 in »Pettenkofen« abgeändert wurde — erblickte am 10. Mai 1822 als Sohn des Kaufmannes und Gutsbesitzers Anton Pettenkoffer in Wien das Licht der Welt. Seine Mutter Anna Maria war eine Tochter des Hofrates Ferdinand Edler von Nespern und eine Schwester Karolinens von Saar, der Mutter des Dichters Ferdinand von Saar. Nach dem frühen Tode seines Vaters siedelte August mit Mutter und Geschwistern in das Haus des Großvaters über und verbrachte dort den größten Teil seiner Jugendzeit. Sein Zeichentalent muß bald erkannt worden sein, denn schon mit zwölf Jahren fand er Aufnahme an der Akademie, wo er zuerst die allgemeine Abteilung, sodann die unter Leitung Prof. Leopold Kupelwiesers stehende »Schule der Historienmalerei« besuchte; 1841 trat er aus, um sich auf den Rat eines Verwandten der Soldatenlaufbahn zu widmen. Am 16. Juni 1841 wurde er als »unobligater Regimentskadett« dem Dragonerregiment Nr. 2 zugewiesen und diente nun zwei Jahre lang bei der in Padua stehenden 2. Eskadron dieses Regiments, bis ihn 1843 eine Erkrankung zwang, als »Real-Invalide« seinen Abschied zu nehmen. Nach Wien zurückgekehrt, faßte er den Entschluß, das unterbrochene Kunststudium fortzusetzen. Er ließ sich also abermals in die Schüler-

Der Unterricht. Ölgemälde (1847)



Russisches Biwak. Ölgemälde (1852)

listen der Akademie eintragen. Aber wenn er dort auch noch bis 1849/50 erscheint, so war es doch in erster Linie privater Unterricht, der ihm zur vollen Entfaltung seines Talents verhalf. Namentlich der Maler Franz Eybl übte auf seine ersten Arbeiten starken Einfluß aus; von ihm wurde Pettenkofen auch in die Technik der Steinzeichnung eingeführt, die ihm in den nächsten Jahren die wichtigste Quelle seines Lebensunterhaltes wurde. Denn wie seine ungewöhnliche zeichnerische Gewandtheit, so machte ihn auch seine beim Militär erworbene Vertrautheit mit dem Soldatenleben trotz seiner Jugend bald zu einem wertvollen Mitarbeiter an den damals zahlreich erscheinenden Abbildungswerken über die österreichische Wehrmacht und verschaffte ihm seit 1844 fortlaufende Aufträge. So lieferte er 1845—46 eine ganze Anzahl Federzeichnungen zu Dullers Lebensgeschichte des Erzherzogs Karl, 1847 lithographierte er 24 Blätter für die bei A. Leykam unter dem Titel »K. k. österreichisches Militär« verlegte Sammlung von Soldatentypen, 1850 bis 1851 zeichnete er zusammen mit A. Straßgschwandtner die im selben Verlage erschienene Bilderreihe »Die k. k. österreichische Armee«. Daneben stellte er seine Kunst auch häufig in den Dienst des Humors und der politischen Satire, arbeitete 1846 für die humoristische Zeitschrift »Der Kobold« und schuf hierauf im Verein mit A. Zampis die köstlichen Lithographienserien »Komische Lebensbilder«, die zwar eine starke Abhängigkeit von französischen Vorbildern, insbesondere von Gavarni verraten, aber dank ihrem glänzenden, von Geist sprühenden Vortrag zu dem Besten gehören, was wir in dieser Art von Pettenkofen besitzen. Sie fallen teilweise bereits ins Sturmjahr 1848, dessen wechselvolle Ereignisse er in der Flugblätterfolge »Die Bewegung« anfangs in humorvoller Weise glossiert, dann aber auch in Bildern voll dramatischen Lebens verewigt hat. Die in den bewegtesten Tagen der Wiener Revolution entstandenen Blätter »Erster Angriff der Kavallerie vor dem bürgerlichen Zeughause« oder die Darstellung einer der sechzig Barrikaden vom 26. Mai 1848 machten dem glänzenden Erzählertalent ihres Autors alle Ehre und bildeten die geeignete Vorbereitung für seine Tätigkeit als Kriegsmaler in Ungarn. Denn noch 1848 ging Pettenkofen, wahrscheinlich im Gefolge der Armee, über die Leitha und schilderte nun mit wachsender Gestaltungskraft einzelne Episoden aus den Kämpfen und dem Lagerleben des ungarischen Feldzuges. Vom Jahr 1849 datieren die berühmten Blätter »Sturm auf Ofen«, »Transport von Verwundeten«, »Russisches Lager«, »Die überfallene Feldpost« und »Kreß-Chevauxlegers im Lager bei Acs«, denen sich im selben und im folgenden Jahre die acht »Soldaten-



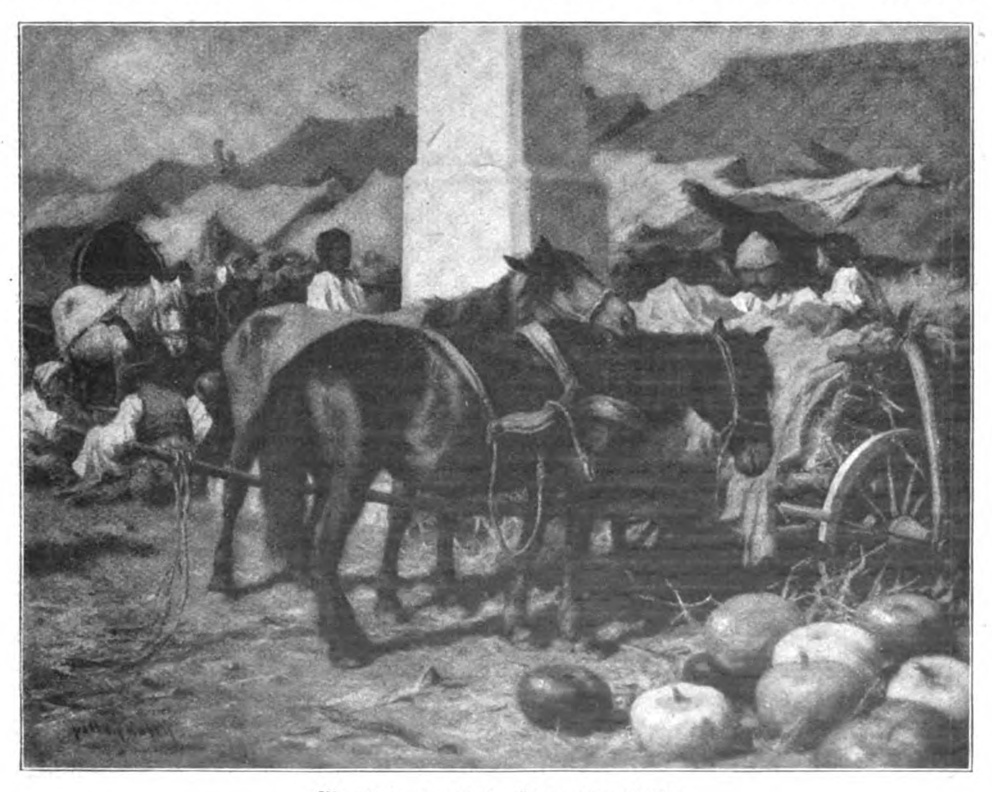
Verwundetentransport. Ölgemälde (1853)

szenen mit Versen« anreihten, die den Heldenmut und die Herzensgüte österreichischer Soldaten verherrlichen. Am bekanntesten davon sind wohl »Pirquets Tod« und die ergreifende Zeichnung »Der Reiter und sein Roß«, deren Verse von Johann Nepomuk Vogl stammen. Sind diese acht Lithographien von einer gewissen Sentimentalität nicht freizusprechen (die aber ihre Erklärung in den etwas rührseligen Begleitgedichten findet), so erfreuen die 1851 herausgegebenen »Zwölf Szenen aus der Ehrenhalle des k. k. Militär-Fuhrwesens-Corps« in angenehmem Gegensatz zu ihrem umständlichen Titel durch Frische und Temperament. Es sind zugleich auch die letzten Lithographien, die Pettenkofen geschaffen hat. Denn obwohl es ihm binnen kurzer Zeit gelungen war, die Steinzeichnung in Österreich nahezu auf die künstlerische Höhe der besten Franzosen, etwa eines Gavarni oder Raffet, zu bringen, so hat er sich doch dieses Verfahrens in der Folge nicht wieder bedient. Die 1852 nach Paris unternommene Reise ließ ihn nämlich rechtzeitig erkennen, daß er nicht zum Zeichner, sondern vor allem zum Maler geboren sei. Darum beschäftigte er sich fortan fast ausschließlich mit malerischen Aufgaben, und erst in der allerletzten Zeit seines Lebens, da er es unternahm, den Gil Blas zu illustrieren, fand er wieder zur Graphik zurück. Inzwischen aber durchmaß er alle möglichen Stadien malerischer Entwicklung, ging vom Genre zum Kostümbilde, vom Naturalismus zum Impressionismus, vom Stil der Nahsichtigkeit mit fortschreitender Meisterschaft zu dem der Fernsichtigkeit über.

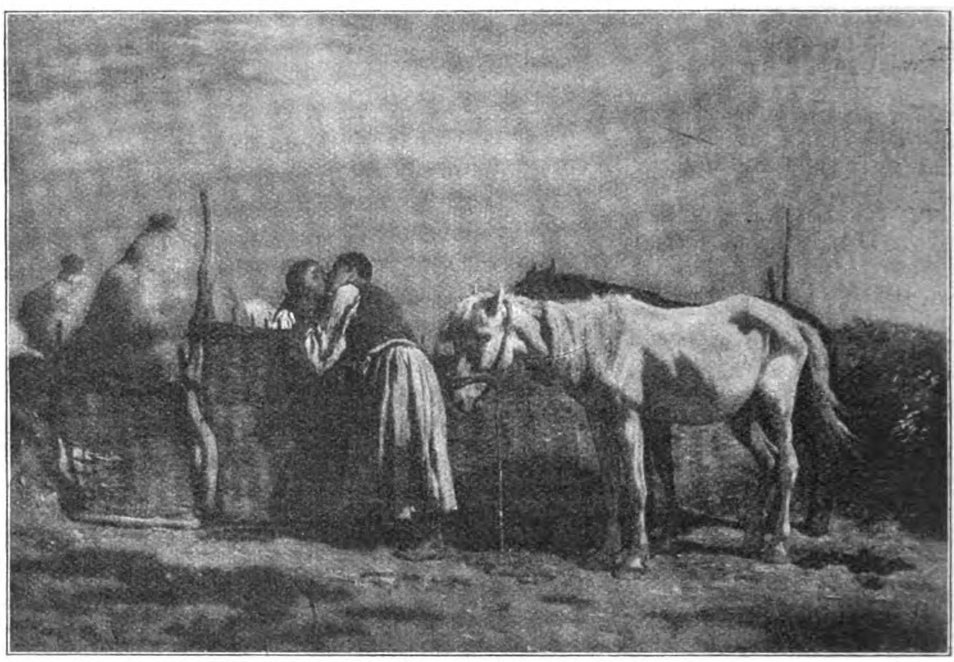
Die ersten Sporen als Maler verdiente er sich im Bildnis. Das Bildnis seines Studienfreundes Leopold Brunner vom Jahre 1840, das 1842 in Padua gemalte seines Regimentskameraden Moriz Kreb, die der Amalie v. Nespern und des Ehepaares Leigeb stehen zwar noch im Banne der altwienerisch gefälligen Manier seines Lehrers Eybl, aber schon die prächtige Figur des Prokuristen Strommer (1845), das flott hingesetzte Aquarellbildnis des Malers Josef Borsos (1847), nicht minder die ausgezeichneten Bildnisse Franz und Ignaz Imrédys verraten einen Wirklichkeitssinn und eine Großzügigkeit der Auffassung, die sich der oft in Kleinlichkeit befangenen Bildnismalerei jener Epoche um vieles überlegen zeigt.

Auch im Genre geht Pettenkofens Weg zunächst parallel mit dem einzelner ihm damals nahestehender Wiener Meister wie Eybl, Fendi oder Karl Schindler, um dann allerdings bald auf neues, unbetretenes Gebiet abzubiegen. Noch völlig im Geiste Eybls hält sich die reizende Komposition »Der Unterricht« (Abbild. S. 474)

vom Jahre 1847, die bereits mit »Pettenkofen« signiert ist; an Peter Fendi, den Maler entzückender Kinderszenen, erinnert das jetzt in der Österreichischen Galerie befindliche herzige Aquarell »Kinder mit Maus spielend«, und an Karl Schindlers Soldatenbilder knüpfen so manche militärische Darstellungen Pettenkofens an, wie z. B. das Ölgemälde »Die Horcher« (1846), die farbigen Skizzen zu verschiedenen Lithographien oder die vor allem auf Gefühlswirkung berechneten Aquarelle »Der brave Tambour«, »Der mitleidige Soldat«, »Wachehaltende Marketenderin«. Es war aber die große Tat Pettenkofens, daß er nicht wie die meisten seiner Zeitgenossen beim Anekdotischen oder Historischen stehenblieb, sondern sich bei der Wahl und Behandlung seiner Stoffe mehr und mehr von rein malerischen Gesichtspunkten leiten ließ. Vielleicht war es die eigentümliche Stimmung der ganz einfachen, aber fein abgetönten ungarischen Landschaft, die sein Auge für malerische Werte so empfänglich gemacht hat. Jedenfalls waren es Motive aus dem ungarischen Feldzug, in denen sich bei ihm der bedeutsame Übergang vom Sittenbild zur selbständigen Malerei vollzog. Eins der ersten Beispiele dieser neuen Sehweise ist das äußerst delikat gemalte tonige Ölbild »Österreichische Infanterie eine Furt passierend« vom Jahre 1851 (Österreichische Galerie); es führt in der für Pettenkofen späterhin kennzeichnenden Weise nicht die ganze Handlung vor, sondern gibt in den soeben in einem Einschnitt der Uferböschung verschwindenden letzten Reihen eines größeren Soldatentrupps bloß das Ausklingen der Handlung und läßt dadurch der Einbildungskraft den weitesten Spielraum zur Ergänzung des Vorangegangenen. Im »Russischen Biwak«, das 1852 entstand und den am Ufer eines Flusses lagernden Troß eines den Österreichern zur Bekämpfung der ungarischen Rebellen zu Hilfe geeilten russischen Regimentes darstellt (Abbild. S. 475), ist bereits reine Zustandsmalerei versucht; das Bild ist ein Vorläufer jener vielen Pußtaszenen, in denen Sonne, Luft, braune Erde, Menschen und Pferde gleich wichtig sind. Dagegen nähert sich das mit Recht so berühmte Ölgemälde »Verwundetentransport« (Abbild. S. 476), das Pettenkofen in letzter Fassung erst 1853 in Paris vollendet hat, nachdem ihn die Idee dazu schon seit 1849 beschäftigt und zu wiederholter Ausführung in Steinzeichnung, Wasserfarben und Öl bewogen hatte, wieder mehr der Art des Sittenbildes. Es ist ein trauriger Zug, der sich da an einem trüben Regentage durch den klebrigen Morast der ungarischen



Markt in Szolnok. Ölgemälde (1870)



Das Stelldichein. Ölgemälde (1855)

Ebene schleppt: ein »landesübliches« Fuhrwerk voll Verwundeter, von zwei langhörnigen Ochsen gezogen, denen zwei Soldaten rückwärts am Gefährte anschiebend helfen. Oben auf dem Wagen mitten unter Toten und Blessierten ein von einem Soldaten gestützter halb Ohnmächtiger, dem soeben ein Arzt die Feldflasche zur Labung reicht. Rechts vorne zieht müden Schritts eine Marketenderin dahin, hinter der ein Hund mit eingeklemmtem Schweife einhertrottet. Durchaus auf Nahsicht eingestellt, mit einer miniaturistischen Feinheit gemalt, deren vollen Reiz erst die Lupe enthüllt, ist dieser ergreifende Epilog auf den Feldzug des Jahres 1849 zugleich eine erschütternde Anklage gegen den Krieg überhaupt. Trotz seinen bescheidenen Abmessungen wirkt das Bild verhältnismäßig groß und bedeutend; es ist eben nicht nur in technischer Hinsicht ein Meisterwerk, sondern auch durch seine vollendete Komposition und seinen Gehalt an reinster Menschlichkeit eine künstlerische Leistung allerersten Ranges.

Mit dem »Verwundetentransport« beschließt Pettenkofen seine erste Lebens- und Schaffensperiode, die Zeit seines ständigen Aufenthaltes in Österreich. Die Wanderjahre, die nun folgen, finden ihn zwar schon auf der Höhe des Könnens, geben aber seinem Stil doch eine wesentlich neue Richtung und heben ihn über das eigentlich Österreichische und Wienerische hinaus. Zwei Ereignisse sind es vor allem, die in Pettenkofens künstlerischer Entwicklung eine entscheidende Wendung herbeigeführt haben: die Entdeckung Szolnoks als Mittelpunkt des malerischen Ungarns (1851) und die erste Reise nach Paris (1852).

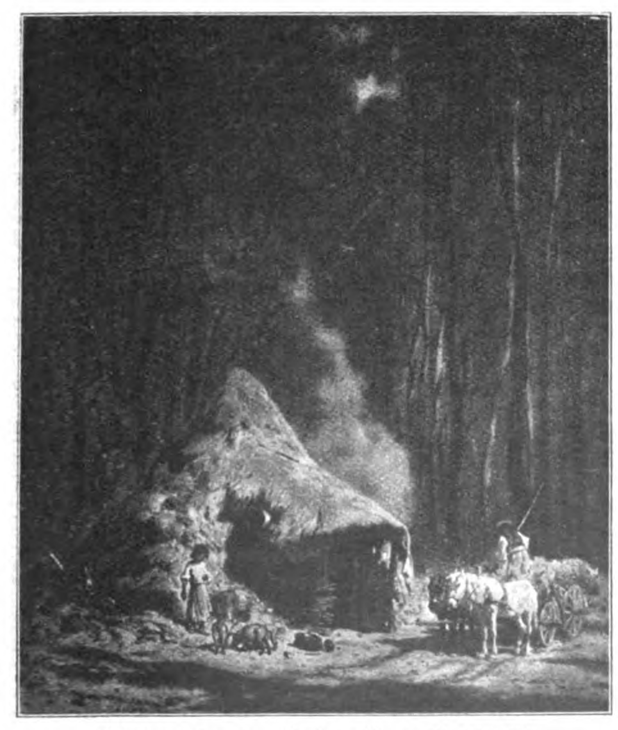
Nach Szolnok, dem kurz vorher auch von Bismarck besuchten und in einem Briefe an seine Frau ob seiner malerischen Reize gepriesenen Städtchen an der Theiß, kam Pettenkofen zum erstenmal im Oktober 1851. Möglicherweise erfolgte seine Fahrt dahin im Auftrage des Wiener Kunsthändlers Georg Plach, bei dem ungarische Aristokraten Bilder mit Genreszenen aus ihrer Heimat bestellt und dafür insbesondere Szolnoker Motive verlangt hatten. Nachdem er es einmal kennengelernt, hat Szolnok unsern Künstler nicht mehr losgelassen. Das buntbewegte Treiben auf dem Marktplatze, die melancholischen Theißlandschaften, die von Bauern und Zigeunern bevölkerten Pußten der Umgebung zogen ihn immer wieder hin. Innerhalb eines Zeitraumes von 30 Jahren (1851—1881) ist Pettenkofen mindestens elfmal in Szolnok gewesen. Gewöhnlich erschien er im Spätsommer und verweilte etwa einen Monat, unablässig skizzierend und Stoff für neue Arbeiten sammelnd, die er dann daheim auf Grund seiner Studien ausführte. Mit diesen wunderbar getreuen Aufnahmen des magyarischen Volkslebens hat er nicht nur seinen internationalen Ruf als Maler begründet, sondern auch Ungarn als Neuland für die Kunst erschlossen, das Interesse für dessen landschaftliche und volkliche Verhältnisse im benachbarten Österreich wie im Auslande geweckt. Sein Beispiel lockte bald auch

andre Wiener Maler nach Szolnok; Johann Gualbert Raffalt, Leopold Karl Müller, Otto von Thoren und Tina Blau haben dort Studien gemacht, und auch ungarische Künstler fanden sich ein, die 1902 für die daselbst in Bildung begriffene Malerkolonie ein geräumiges Künstlerheim und 1913 sogar ein Pettenkofen-Denkmal errichteten, eine Ehrung, die die eigne Vaterstadt ihrem großen Sohne bis heute schuldig geblieben ist.

Unter den Gemälden, deren Vorwürfe sich Pettenkofen in Szolnok selbst geholt hat, stehen die zahlreichen Markt-Bilder an erster Stelle. Man erkennt sie leicht an der Dreifaltigkeitssäule, die ehemals das Wahrzeichen des Szolnoker Hauptplatzes bildete und die an Markttagen von einem vielfarbigen Gewimmel von Bauern mit ihren Wagen, Pferden, Ochsen, Schweinen und am Boden ausgebreiteten Kürbissen und Melonen umgeben war (Abbild. S. 477). Verhältnismäßig seltener sind Genreszenen wie »Das Stelldichein« (Abbild. S. 478), von dem es unter dem Titel »Der Kuß« mehrfache Varianten gibt. Bald trifft sich der Bauernbursch mit seinem Mädel allein an einer niederen Hecke, bald hat er ein oder mehrere Pferde bei sich, zuweilen küßt er sein Schätzchen auch vom Pferde aus. Die Pferdedarstellung ist Pettenkofen immer besonders wichtig und bietet ihm als ehemaligen Kavalleristen auch keinerlei Schwierigkeiten. Eines seiner Lieblingsthemen ist ferner der Zigeuner. In allen möglichen Situationen hat Pettenkofen diese braunen Kinder der Steppe studiert: er stellt sie geigend dar, rauchend, zu Pferde, auf der Wanderung (Abbild. S. 479), vor ihrer primitiven Behausung im Walde (Abbild. S. 479); oder er malt Zigeunermütter ihre Kinder tragend, säugend, laufend, Zigeunermädchen am Feuer kauernd, trinkend, Zigeunerkinder spielend, schlafend. Dem Gegenständlichen kommt dabei gegenüber der malerischen Auffassung nur eine untergeordnete Rolle zu. Die Marktszenen sind in



Wandernde Zigeunerfamilie
Ölgemälde (1858)



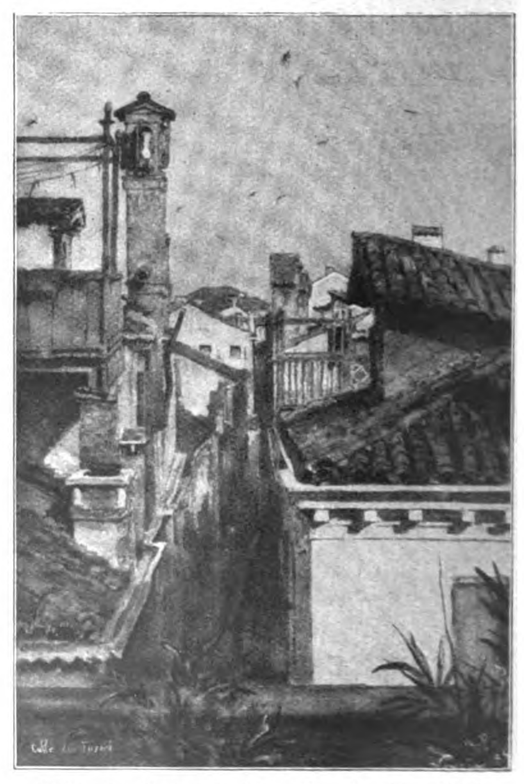
Zigeunerhütte im Walde. Ölgemälde (1857)



Räuber im Kornfeld. Ölgemälde (1852)

der Regel auf das Festhalten der Lokaltöne bedacht und darum stark farbig, während in den Zigeunerbildern auf einen einheitlichen Ton hingearbeitet ist, lebhafte Gegensätze vermieden oder durch zarte Mitteltöne gemildert werden. In den schwermütigen »Theißlandschaften« oder der bei regenschwerem Himmel die Theiß durchquerenden »Wallachischen Post« (1855) ist das Kolorit von einem der Stimmung angepaßten wundervollen Grau beherrscht, wie es erst vierzig Jahre später bei Eugène Jettel vorkommt. Daß Pettenkofen hier seiner Zeit so weit voraus eilen konnte, verdankt er nicht allein den in Ungarn empfangenen unmittelbaren Natureindrücken, sondern auch der malerischen Schulung während seiner häufigen Pariser Aufenthalte. Denn auch ihm wie so vielen andern deutschen Künstlern hat erst die Berührung mit der französischen Kunst die Augen für den wahren Begriff des Malerischen geöffnet.

Pettenkofen betrat den Boden der Seinestadt zum erstenmal im Frühjahr 1852, zu einer Zeit, da der Klassizismus Louis Davids bereits überwunden und eine ganze Reihe stärkster Begabungen am Werke war, dem Naturalismus auf allen Linien zum Siege zu verhelfen. Damals stand mit der Schule von Barbizon und ihren Hauptvertretern Rousseau, Dupré und Daubigny, denen sich dann noch Corot, der Tiermaler Troyon und Millet anschlossen, die Landschaftsmalerei in höchster Blüte, aber auch die Pariser Sittenmalerei hatte in Ernest Meissonier und den beiden Belgiern Stevens und Willems ausgezeichnete Namen aufzuweisen. Mit einer ganzen Reihe dieser Meister ist Pettenkofen im Verlauf der 31 Jahre, auf die sich seine achtzehn Reisen nach Paris verteilen, in Fühlung getreten, er hat vieles von ihnen gelernt, sich aber an keinen von ihnen verloren, sondern alle von ihnen ausgehenden Anregungen nur zur Festigung der eignen Persönlichkeit verwertet. Denn erst als er sich in Paris mit den Besten seiner Zeit messen konnte, kam er zum Bewußtsein der eignen Kraft, wurde ihm klar, welchen Weg er einzuschlagen habe. Darum bricht mit seinem ersten Pariser Aufenthalt nicht nur seine Tätigkeit als Steinzeichner, sondern auch als dramatischer Erzähler und Illustrator ab. Er findet



Calle dei Fuseri in Venedig. Guasch (1885)

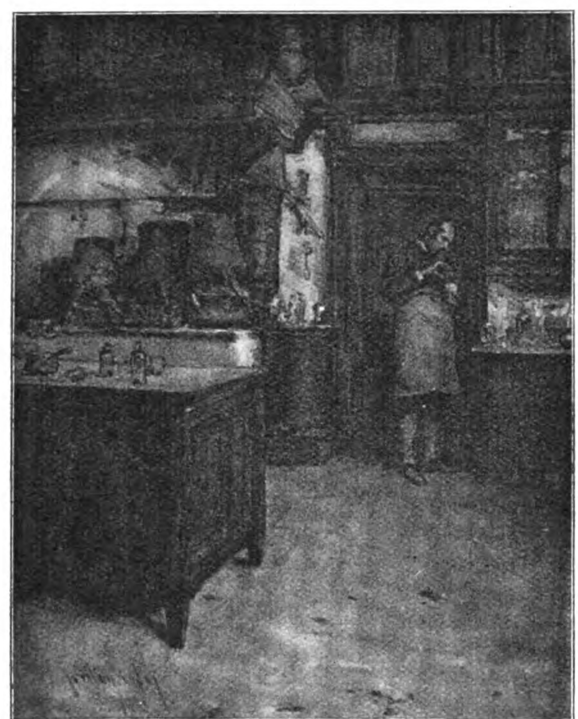


Das Duell in der Au. Pastell (1882)

in dem von den Franzosen damals so erfolgreich gepflegten Genre der »intimen Landschaft«, das ihm am meisten zusagende Schaffensgebiet, und die Stoffe, die er sich Jahr um Jahr aus Szolnok holt, werden nun in jener hervorragend malerischen, dabei prickelnd geistreichen Weise behandelt, die einem unwillkürlich das Wort »Esprit« auf die Lippen drängt.

Es wird berichtet, daß Pettenkofen zwei noch in Wien angefangene Bilder, eine Wiederholung der »Horcher« vom Jahre 1846 und das Ölgemälde »Räuber, die im Kornfeld ihre Beute teilen«, nach Paris mitgenommen habe. Das Räuberbild (Abbild. S. 480), das später in die Wallace-Collection nach London kam, gefiel dem Pariser Kunsthändler van Cuyck so sehr, daß er es durchaus erwerben wollte. Da dies aber nicht mehr möglich war, weil Pettenkofen es bereits jemand anderm zugesagt hatte, bestellte van Cuyck bei dem Künstler zwei andre Bilder, die »Ungarischen Freiwilligen« (jetzt im Neuyorker Metropolitan-Museum) und die »Scène après un duel« (im Besitz des Museums Fodor zu Amsterdam), von denen die »Ungarischen Freiwilligen«, noch 1853 ausgestellt, Pettenkofen mit einem Schlage in Paris berühmt machten. Die Szene »Nach dem Duell« zeigt einen jungen Mann im Kostüm des 17. Jahrhunderts im Begriffe, seinen Degen, mit dem er eben seinen Gegner kampfunfähig gemacht, in der Scheide zu verwahren. Ein Mann mit einem Federhut auf dem Kopfe tritt mit den vom Duellanten abgelegten Oberkleidern am Arm von der Seite hinzu. Gleich den »Räubern im Kornfeld« ist auch dieses Bild ein Kostümbild und als solches zweifellos von der Historienmalerei eines Meissonier, Willems oder Stevens beeinflußt. Pettenkofen hat in der Folge noch mehrere Darstellungen in der Tracht des 17. oder 18. Jahrhunderts gemalt, so das Ölbild »Vor der Schmiede«, die Ölstudie »Kavaliere, ihre Gegner zum Duell erwartend«, das Pastell »Duell in der Au« (1882), das »Rokoko-Rendezvous« (1883?), den »Apotheker« (1885) und den »Straßenkampf in einem Venezianischen Gäßchen« (1887).

Die innere Unrast, die Pettenkofen in den fünfziger und sechziger Jahren seinen Aufenthalt fortwährend zwischen Osten und Westen wechseln ließ — Szolnok und Paris sind die beiden Pole, zwischen denen sich sein Leben abspielt, Wien, das ihm durch eine Liebesaffäre verleidet war, mied er soweit als möglich —, dieser angeborene Wandertrieb führte ihn in den siebziger Jahren des öfteren auch nach Italien. Im Winter 1870—71 und im folgenden Jahre weilte er in Venedig, und zwar in Gemeinschaft mit dem bekannten Orientmaler Leopold Carl Müller, der dann Pettenkofen in treuer Freundschaft bis zum Tode verbunden blieb. Auch mit den Malern Eugène Jettel und Ludwig Passini, ebenfalls gebürtigen Österreichern, verkehrte Pettenkofen in Venedig, und als Müller und Jettel im Winter 1872 nach Sizilien gingen, entschloß er sich auf Drängen der Freunde,


Der Apotheker. Aquarell (1885)

Das unstete, durch Jahrzehnte fortgesetzte Umherziehen von einem Ort zum andern hatte Pettenkofens Gesundheit untergraben, seinen angeborenen Hang zur Hypochondrie und zur Unzufriedenheit mit sich und dem Leben gesteigert. Bereits in der Mitte der siebziger Jahre meldete sich die Sehnsucht nach Ruhe, nach einem eignen, ständigen Heim. Am 15. November 1878 schrieb er aus München an den befreundeten Franz Xaver Mayer in Wien: »Mein unendliches, praktisches wie gemütliches Bedürfnis nach einem heimatlichen Wohnsitz wird immer drängender, und ich bin somit zu dem entscheidenden Entschlusse gelangt, mein bisheriges Wanderleben, als einer geregelten und somit erfolgreichen Produktivität entschieden hinderlich, aufzugeben und, sobald nur die größte Strenge des Winters vorüber ist, nach Wien zu kommen, um mir da das Heim zu schaffen, das ich meinem Wesen nach in der Fremde nicht finde, und welches ich zur Verwertung meiner Studien und Er-

ihnen zu folgen, kam aber nur bis Neapel. Hier schuf er vom Februar bis zum Mai 1873 eine Reihe prächtiger großer Aquarellstudien, teils Freilichtbilder von außerordentlicher Helligkeit und Farbenkraft, wie z. B. die mit Blumentöpfen beschäftigte Bäuerin aus Torre del Greco, teils feingestimmte Innenbilder mit irgendeiner Staffage. Die Aquarelltechnik behielt er dann auch für viele seiner andern italienischen und südtiroler Studien bei. Insbesondere seine reizvollen Aufnahmen versteckter Gäßchen, lauschiger Stuben und verräucherter Küchen des geliebten Venedig, das er bis 1888 immer wieder aufsuchte, um dem verhaßten nordischen Winter zu entgehen, sind häufig in Wasserfarben oder Guaschtechnik ausgeführt. Eines der entzückendsten Bilder dieser Art ist der »Blick auf die Dächer der Calle bei Fuseri« (1885; Abbild. S. 480), ein wahres Kabinettstück liebevollster Naturbeobachtung, mit größter Schlichtheit und Unmittelbarkeit wiedergegeben. Ähnliche Perlen Pettenkofenscher Kunst sind die Ölstudien »Alte Venezianerin mit Vogelkäfigen« (1874), »Klostergarten aus Assisi« (1885) oder der ganz freiluftmäßig gemalte »Venezianische Hof« (Reichenberg, Städtische Sammlung).


Straßenkampf in einem venezianischen Gäßchen. Ölgemälde (1887)

fahrungen in meinem Fache brauche.« Als Pettenkofen, um diesen Entschluß zu verwirklichen, im Jahre 1880 nach Wien zurückkehrte, war er längst kein Unbekannter mehr, sondern eine auch von offizieller Seite anerkannte, angesehene Persönlichkeit, die allerdings bei Fernerstehenden den Ruf eines ziemlich unnahbaren Sonderlings genoß. Schon 1862 hatte er wegen der Mitwirkung zum Erfolge Österreichs auf der Internationalen Ausstellung in London das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens erhalten, 1873 wurde er für die — freilich ohne sein Zutun zustande gekommene — glänzende Ausstellung seiner Werke auf der Wiener Weltausstellung mit dem Orden der Eisernen Krone ausgezeichnet und daraufhin im Dezember 1874 in den Ritterstand erhoben. 1880 verlieh ihm das Unterrichtsministerium überdies den Titel eines »k. k. Professors« und vermietete ihm auf drei Jahre ein Atelier im Gebäude der Akademie der bildenden Künste, so daß Pettenkofen zumindest der Sorge um einen geeigneten Arbeitsraum für die nächste Zeit überhoben war. Er hat dieses Atelier, das er bis zu seinem Lebensende benützte, in einem farbig außerordentlich interessanten Guaschbild verewigt.



Inneres eines Bauernhauses mit Holzstiege und nähender Frau (Aquarell)

Mit der Übersiedlung nach Wien beginnt eine neue Epoche in der niemals zum Stillstand gekommenen künstlerischen Entwicklung Pettenkofens, beginnt zugleich auch das letzte Kapitel seines Lebens. 1881 geht er zum letztenmal nach Szolnok, 1883 nimmt er für immer von Paris Abschied, und nur auf die gewohnten Reisen nach Deutschland, Südtirol und Oberitalien sowie auf den Besuch von Karlsbad kann und mag er nicht gänzlich verzichten. Sein Gesundheitszustand, durch eingebildete Leiden wesentlich beeinträchtigt, läßt vieles zu wünschen übrig, aber in seinen Arbeiten spürt man kein Ermatten, kein Nachlassen der Kraft, vielmehr tritt jetzt sogar insofern eine Erweiterung des Stoffgebietes ein, als das durch Jahrzehnte vernachlässigte Kostüm- und Genrebild wieder zu Ehren kommt und auch die Illustration erhöhtes Interesse für ihn gewinnt. Selbst technisch bringen die achtziger Jahre mancherlei Neues: die lebhafte Beschäftigung mit der Pastellmalerei und das stärkere Hervortreten der Zeichnung, und zwar der Kreide- und Kohlezeichnung bei größeren Formaten, der Pinsel- und Federzeichnung bei kleineren Skizzen.

Das erste ausgeführte Pastell Pettenkofens ist das bekannte »Duell in der Au« (Abbildung S. 481). Am Rande eines herbstlich gefärbten Waldes stehen Stallknechte in der Tracht des 17. Jahrhunderts neben den gesattelten Pferden ihrer Herren und sehen dem Verlauf eines Duells zu, das sich in einiger Entfernung auf einer Wiese abspielt. Während wir heute nicht anstehen, dieses die Stimmung eines nebeligen Herbstmorgens in unübertrefflicher Weise veranschaulichende Gemälde für eine der reifsten Leistungen Pettenkofens zu erklären, war der Künstler in übertriebener Selbstkritik mit der endgültigen Fassung dieses Themas, das er auf die verschiedentlichste Weise zu behandeln versucht hatte, keineswegs zufrieden. In einem Briefe vom 3. Juni 1883 äußert er sich darüber zu seinem Freunde Franz Xaver Mayer: »Pastellmalerei ist eben in Paris wieder Mode geworden; und so habe ich voriges Jahr, angeregt durch manches, was ich dort sah, einen Versuch gemacht, das Duell in Pastell zu malen. Aber die mir unbekannte und ungeübte Technik

machte mir solche Schwierigkeiten, daß ich diese Arbeit, obgleich schon ziemlich fortgeschritten, stehengelassen hätte, hätte mich Herr Sebelmeyer durch sein ganz unverdientes Lob nicht zur Vollendung getrieben. Aber es ist eine schwache Arbeit geblieben, und es ist mir recht unlieb, daß dieser Versuch in einer Ausstellung hängen soll.« Die »schwache Arbeit« bildete 1922 einen Glanzpunkt der Wiener Pettenkofen-Ausstellung, und wir müssen darum dem Pariser Kunsthändler Charles Sebelmeyer dankbar dafür sein, daß er den Künstler verhindert hat, dieses Bild gleich andern nach seiner Meinung mißlungenen Pastellversuchen zum Fenster hinauszuburſten.

Ein weiteres bemerkenswertes Kostümbild der Spätzeit, zu dem es gleichfalls zahlreiche Vorstudien gibt, ist das Aquarell »Der Apotheker« (Abbild. S. 482). Aus einer Tagebuchnotiz vom 2. Mai 1884 erfahren wir, daß Pettenkofen durch ein malerisches Interieur in der alten Apotheke San Stefano in Venedig zu dieser Komposition inspiriert worden war. Venedig mit seinen oft unheimlich schmalen Gäßchen lieferte auch den Schauplatz zu einem dritten, in historischem Gewande spielenden Gemälde, dem »Straßenkampf« (Abbild. S. 482). Hier ist im Gegensatz zum ruhigen Geschehen der früher erwähnten Darstellungen die Handlung voll dramatischer Bewegung. In einer engen venezianischen »Calle« sind drei Männer in einen blutigen Handel miteinander geraten; der eine wird eben vom Angreifer gegen die Mauer zurückgedrängt, der andre duckt sich, um, eine Blöße des Gegners erspähend, zum Stich gegen ihn auszuholen. Links vorne erscheint in einer offenen Tür ein Mann in Hembärmeln, den blanken Degen in der Faust. Offenbar hat ihn der Lärm des Kampfes, der, wie es ein mitten am Pflaster liegender Mantel verrät, seinen Weg an dem Hause vorbeigenommen, auf die Straße gelockt. Die Grundidee zu diesem Bilde reicht bis ins Jahr 1884 zurück; mit der Ausführung begann Pettenkofen im Juni 1887, doch konnte er es nicht mehr ganz vollenden. Gleichwohl bezeichnet auch dieses Werk in der ungemein wirksamen Erfassung der Szene und der staunenswerten Sicherheit des breiten, flächigen Farbenauftrages einen Höhepunkt Pettenkofenscher Kunst und findet ebenbürtige Seitenstücke in den Genrebildern aus letzter Zeit, die wie der »Hufschmied« oder der »Schuster« einzelne Handwerker in ihrer Werkstatt schildern und gleich dem impressionistisch gesehenen »Garten in Grünau« (1886) oder dem »Lenbach-Garten« so modern aufgefaßt und gemalt sind, daß man Schöpfungen des 20. Jahrhunderts vor sich zu sehen glaubt. Einen ähnlichen Eindruck empfängt man auch von den virtuosen Kreidezeichnungen aus Südtirol und den meist nur flüchtig hingeworfenen, aber von unbedingter Beherrschung der Form zeugenden geistvollen Illustrationsskizzen zum »Gil Blas« von Lesage. Wie der Salzburger Maler Theodor Ethofer mitteilt, hatte Pettenkofen bereits 1873 in Neapel damit begonnen, einzelne Szenen dieses seines Lieblingsromans zu illustrieren, doch fand er erst in seinen letzten Lebensjahren die nötige Muße, sich eingehender mit der Sache zu beschäftigen. Wahrscheinlich hatte er die Absicht, diese mehr als 150 Federzeichnungen, die sich gegenwärtig im Besitze der staatlichen graphischen Kunstsammlung »Albertina« in Wien befinden, gelegentlich durch den Holzschnitt vervielfältigen zu lassen.

Es kam jedoch nicht dazu, denn am 21. März 1889 erlag der seit langem kränkelnde Meister im Wiener Sanatorium Löw einer Rippenfellentzündung, vermutlich der Folge einer Erkältung, die er sich in Venedig während des Malens im Gäßchen seines »Straßenkampfes« zugezogen hatte.

Zwei Gedichte von Albert Sergel

Dorfballade

Das Messer sitzt: Nicht sollst du Wicht
Die blanke Gretel haben —
Will selber an dem Milchgesicht,
An ihrem Gold mich laben! — —

Der Hof zerrinnt. — Die Gret verblich
An ihrem ersten Knaben. —
Der Schnaps verlallt's. — Am Hochgericht
Zerhacken ihn die Raben.

Stille

Der eben noch vor mir
Den Grashalm zart durchsonnte,
Der Streifen Licht verglimmt
Ganz schwach am Horizonte;

Es dämmern mählich ein
So Augen mir und Wille —
Das Blut singt mir im Ohr
Die Melodie der Stille.

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Alfred Lichtwarks Reisebriefe

Das ist ein Buch! So voller Leben ist mir lange keins begegnet. Die ganze Kunst- und Geschmacksgeschichte der letzten 25 Jahre vor dem Kriege spiegelt sich darin. Spiegelt? Ein viel zu künstliches Wort für einen solchen Organismus! Keimt, wächst, atmet, schlägt die Augen auf, bewegt sich, spricht, lacht — ganz wie ein Lebewesen von Fleisch und Blut. Ja, das Lachen steht ihm besonders gut zu Gesichte. Denn es ist — Conrad Ferdinand Meyers Huttenwort drängt sich mir in die Feder — es ist kein ausgeklügelt Buch, es ist ein »Mensch mit seinem Widerspruch«. Da ist nichts vom Papier, nichts aus der aufgespeicherten Weisheit gelehrter Schwarten geholt, da ist alles selbst erfahren und eigen erlebt. Nur so war es möglich, dies alles: die Gemäldejagden, die Künstlerbegegnungen, die Ausstellungseindrücke, die Museumsbesuche, die Städte- und Landschaftsbilder, die neuen und alten Monumental-, Schmuck- und Wohnbauten, die Denkmäler, Kunstgewerbeerzeugnisse, Blumengärten und Parkanlagen, Arbeiterkolonien und Spielwiesen, Vergnügungs- und Speiselokale, Theateraufführungen und Gesellschaften, nicht zu vergessen die Späße, Schnurren, Bonmots und Anekdoten — nur so war es möglich, dies alles so anschaulich, so farbig, so lebensprühend, mit einem Wort: so menschlich wiederzugeben.

Es sind Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle in Hamburg, die uns hier in Auswahl mit einer tief in das Wesen Lichtwarks eindringenden Einleitung von Gustav Pauli, seinem Nachfolger in der Leitung der Kunsthalle, dargeboten werden (2 Bände; Hamburg, Georg Westermann). Liest man den Titel, so steigt wohl etwas wie Akten- und Reskriptendunst vor einem auf: wie kann man mit einer »Kommission« anders als in steif amtlichen Formen verkehren, gehorsamst und ergebenst? Schon die ersten Briefe aus Paris vom Jahre 1891 zerstreuen dies Vorurteil. Und dann werden sie immer freier, immer ungezwungener, immer persönlicher und vertrauter. Das ist kein Beamter, der zu Vorgesetzten oder Auftraggebern spricht, das ist kein Gesandter, der seiner Behörde berichtet — das ist ein Souveräner, der sich selbst die »Sendung« gibt und die Empfänger der Briefe ehrt, indem er sie als seinesgleichen, als Männer von gleichem Interesse, verwandtem Geschmack und bildungsfähigem Urteil behandelt. Ähnliche Beispiele der Kunst- und Kulturberichterstattung fände man allenfalls nur in der Zeit der Renaissance, als die ersten Brücken zwischen den kunstliebenden Höfen, den bahnbrechenden Geistern des Humanismus und den emporstrebenden Völkern geschlagen wurden. Freilich, der Ton des Verkehrs ist anders, ist bürgerlicher, bürgerstolzer, ist moderner und gesellschaftlicher. Mag man manchmal das Gefühl haben, dieser Botschafter hielte denen daheim, die ihm für die Verwaltung des so glänzend emporwachsenden Kunstinstituts beigeordnet sind, ein Kolleg, wie der Professor seinen Studenten, als wetze er auch an ihnen seine beispiellose Gabe, zur Kunst zu erziehen, bald spürt man doch, daß dies Rechenschaftsberichte vor sich selber sind, Gewissensklärungen der eignen Beobachtungen und Erlebnisse, die freilich alle, auf tausend geraden und verschlungenen Wegen, darauf hinauslaufen, die junge oder verjüngte Kunsthalle, das Lieblingskind des hamburgischen Staates, zu fördern und zu bereichern. Alles wird aufs Heimische bezogen und angewendet, überall wird nach der Frucht gefragt, die sich daraus für den hamburgischen Kulturboden gewinnen ließe. Es sind zarte Gärtner- und Pflegerhände, die sich da mühen, aber zuweilen fallen auch sehr ernste, mahnende und aufrüttelnde Worte. Dann erscheint einem dieser Alfred Lichtwark wie Publius Cornelius



Alfred Lichtwark

Tacitus, der seinen Römern Germanien und die Germanen schilderte, zu dem ausgesprochenen Zweck, die lässigen Heimatgenossen zu bessern.

So erklären sich insbesondere manche Urteile über die französische Kunst, die in den neunziger Jahren ihren Siegeszug auch durch Deutschland nahm und um deren charakteristische Vertretung sich bei ihrem grundlegenden Wert auch Lichtwark für die Kunsthalle bemühen mußte. Jedoch erst, nachdem er der deutschen und namentlich der bodenständigen hamburgischen Kunst (Francke; Meister Bertram; Ph. O. Runge; Olbach u. a.) die gebührende Pflege hatte zuteil werden lassen. Chauvinismus in der Kunst kannte Lichtwark nicht; auch durfte er nach der Aufnahme, die ihm persönlich in Paris bei den Künstlern bereitet wurde, und nach der Dankbarkeit und Anerkennung, die von ihm nach Deutschland eingeladene Künstler vor deutschem Leben und vor Denkmälern deutscher Kultur bezeugten, des guten Glaubens sein, es werde sich eine ehrliche Verständigung zwischen den beiden Völkern anbahnen. Lichtwark hat die brutale Zerstörung dieses holden Wahns nicht erlebt; aber schon lange vor 1914, je häufiger er nach Paris kam, hat er die Schwächen und Schwären französischen Wesens und Pariser Kunstbetriebes durchschaut und mit zusehends wachsendem Vaterlandsstolz unsre eignen ernsthaften Bemühungen und unverkennbaren Fortschritte im Kunstleben gegenüber der französischen Zurückgebliebenheit, Schablone und Erstarrung ins rechte Licht gesetzt. Dabei ergeben sich Gesichtspunkte von solcher Höhe und solchem Weitblick, daß ihnen noch heute nichts von ihrem grundsätzlichen Wert genommen ist. Wie denn Lichtwark überhaupt immer aufs Bleibende und Entscheidende ausgeht, sich nie von Augenblickssensationen oder Modelaunen fesseln läßt und nirgends den kurzsichtigen oder engherzigen Schulmeister spielt, der stets recht behalten muß.

»Ziel der Selbsterziehung«, sagt Pauli, »war für Lichtwark durchaus nicht irgendwelche Preisgabe des eignen Wertes. Im Gegenteil blieb er sich dessen in hohem Grade bewußt, was der Deutsche ein für allemal vor dem Franzosen voraushat: die größere Liebe und größere Gläubigkeit, die immer wieder über die Schranken der Sinnenwelt hinausdrängt, ewigen jenseitigen Zielen entgegen.« Aber er fühlte auch die Kehrseite der nationalen Tugend in der Maßlosigkeit und dem Mangel an Haltung, bei einer sich nicht selten ins Groteske verlierenden Neigung zu eigenbrötlerischer Mannigfaltigkeit. Vor diesem Kultus des Maßlosen, Übertriebenen und Überschwenglichen ist er seine Deutschen zu warnen nicht müde geworden: bei neuen Bauten, die sich zu schrankenlos der Lust am schmückenden Beiwerk überließen, bei den Denkmälern, die sich in verwirrenden und protzenden Einzelheiten nicht genug tun konnten, bei den ersten (schon 1912 bemerkbaren) Bemühungen des neuen Stils, das Übermaß der Ladenfenster wieder auf ein erträgliches Maß zurückzuführen, am deutlichsten und nachdrücklichsten beim Wettbewerb um das Bismarckdenkmal am Rhein, wo Lichtwark *gegen* den Kreisschen Entwurf auftrat, weil er ihm zu maßlos, zu massig, zu prunkend, zu *gewollt* groß war. Er verstand ja, warum sie am Rhein etwas Gewaltiges haben wollten, am liebsten etwas von der Wirkung des Eiffelturms: »es soll die Volksseele erregt werden, die immer wieder ins Gefecht geführt wurde«. Aber er war sich auch bewußt, daß es ein gut deutsches Gefühl war, was sich bei ihm dagegen sträubte: das Gefühl für Einfachheit, Ehrlichkeit, Ruhe und Sachlichkeit. »Monumentalität« — das erkannte er in den »reizenden Gassen« von Kopenhagen — »hat nichts mit Dimensionen, Größe nichts mit Ausdehnung zu tun, alle Wirkung ruht in den Verhältnissen.«

Doch genug! »Alle Kunst ist sichtbar machen« — diesen von Lichtwark geprägten und von ihm selbst in seinen ebenso natürlichen wie kunstvollen Briefen bewährten Satz wollen auch wir beherzigen und deshalb statt weiterer Lobsprüche ein paar Seiten *Proben* geben. F. D.

Klingers Elternhaus

Stuttgart, den 12. April 1893.

Das Elternhaus Klingers liegt an der Elster einem Gehölz gegenüber. Im Vorbeigehen sah ich vorn ein originelles Treibhaus, das sich nach dem Vorgärtchen an die Fassade lehnt. Es ist gewissermaßen über die Kellertreppe gestülpt, nimmt nach außen nicht viel Platz, ist von innen leicht zu bewirtschaften und hat Anschluß an die Warmwasserheizung. Auf meine Frage erzählte mir Klinger, seine Mutter sei eine große Blumenfreundin und liebe ihren Garten mit Leidenschaft. Dieses Treibhaus habe sie sich bauen lassen, wie sie es brauchte. Sie würde wohl im Garten sein, meinte er. So gingen wir um das Haus, der Hintergrund erweiterte sich plötzlich über die Elster und das Gehölz. Im Garten standen die Birken und hatten schon ihre grünen Frühlingsschleier übergeworfen. Der Garten ist nicht groß, aber wo der Fluß ihn schräg anschneidet, schließt sich ein zweiter an, ein dreieckiges Stück, das die Mutter vom Nachbar erworben hatte. Noch ein dritter, vierter, fünfter solcher Garten folgten, einer immer größer und schöner als der andre. Hinten sahen wir endlich zwischen den jungen Stämmen die dunkle Gestalt der Mutter, die ihrem Gärtner Anweisungen gab. Sie führte uns noch weiter bis

zur Biegung des Flusses, wo sie einen kleinen Hügel der Aussicht wegen angelegt hat. Zwischen die Kulissen des Waldes zu beiden Seiten blickt man über eine unendliche Wiese nach dem fernen Wald des Rosentals. Das alles liegt nun schon mitten in der Stadt. Frau Klinger erzählte mir, die Leipziger wollten sich, wo die Wiese läge, aus der Elster eine Alster machen. Es sollte sehr viel Geld kosten, aber dafür müßte es vorhanden sein. Mit Trauer dachte ich an die unfaßbare Kurzsichtigkeit der Hamburger, die ihre Stadt zur schönsten der Welt hätten machen können, wenn sie gewollt hätten. Mir wurde heiß, wenn ich dachte, was Leipzig geleistet hat und wie man bei uns allem Unheil seinen Lauf läßt. Wir müßten einmal für zehn Jahre einen Diktator haben, meinetwegen, wenn es ein ganz großer Mensch wäre, auf Lebenszeit. Der könnte aus Hamburg etwas machen. Aber mit den Hamburgern müßte er anfangen.

Zum Abendbrot gingen wir wieder ins Haus. Auch Klingers Vater war da, ein gemütlicher alter Leipziger, und zwei hübsche junge Schwestern. Die Mutter aber gefiel mir am besten, sie erinnert in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit an das Bild, das man von Goethes Mutter durch ihre Briefe erhält. Frau Klinger erzählt sehr amüsant, und es dauerte nicht lange, so lachten wir wie alte Bekannte. Mit naiver Kunst weiß die alte Dame die großen Züge und die springenden Punkte einer Begebenheit zusammenzufassen. Man sieht, was sie andeutet. Das ist mir ein unvergeßlicher Eindruck. Eine harmlose Geschichte wird in ihrem Munde zur Komödie, zum Beispiel bei ihrer letzten Einquartierung, wie der Bursche, ein riesiger Pommer, zu ihr kommt, sich stramm stellt und sie anbonnert: »Der Herr Leutnant möchte seine Aufwartung sehen« (statt machen), und wie sie dann, das Mißverständnis durchschauend, ihr Hausmädchen ruft und ihr die Weisung gibt, eine weiße Schürze vorzubinden, zum Herrn Leutnant hinaufzugehen und zu sagen, sie wäre die Aufwartung vom Herrn Leutnant; und wie dieser dann herabgestürzt kommt, und die beiden, die alte Dame und der junge Offizier, vor Lachen nicht zu Wort kommen können.

Herman Grimm

Berlin, den 20. Februar 1894.

Mittags war ich bei Herman Grimm, der einen der schönsten Böcklin in Verwahrung hat. Ich fand ihn frühstücken in Gesellschaft eines Sonnenstrahls und seines Kanarienvogels. Seine Frau Gisela, geb. Arnim, die Tochter der Bettina, ist vor einigen Jahren gestorben. Wir sprachen von alten Zeiten und kamen auf die neuen Verhältnisse. Grimm ist unzufrieden mit der Entwicklung der Museen. Er gehört zur Kommission der Gemäldegalerie und möchte gern alles ganz anders haben. Den neuen Dürer, das schöne Frauenbildnis, hält er für unecht oder zweifelhaft. Er war gegen den Ankauf, wie er und die Kommission gegen beinahe alles sind, was Schöne und Bode planen. Aber es würde trotz der Ablehnung doch gekauft, was die Direktion haben will. Die Kommissionen sind im Reich ganz etwas andres als bei uns, mehr nur Ornament oder Schild gegen den Landtag.

Die moderne Architektur und Plastik gefällt auch Grimm nicht. Über den Reichstag ist er sehr unglücklich, die neue (Dom-)Brücke nennt er mit erhobenen Händen. Was Begas jetzt macht, betrachtet er, wie Menzel, mehr mit zoologischem Interesse, etwa wie die wilden fremdartigen Bestien im Tiergarten. ...

Freitag soll ich in die Vorlesung kommen, dann will mir Grimm seine Apparate vorführen, mit denen er beim Vortrag die Kunstwerke, von denen die Rede ist, an die Wand wirft.

Er ist derselbe geblieben, der feine, hochgebildete Berliner, dessen Schnobbrigkeit in Geist umgewandelt ist.

Amsterdam, den 26. Oktober 1898.

... Nachher mit Liebermann im Judenviertel. Wunderbar, welche Anziehungskraft Rembrandt heute ausübt. Zu Anfang der achtziger Jahre entdeckte ich, daß einer der namhaftesten deutschen Kunsthistoriker der älteren Generation (Grimm) seine Radierungen nicht kannte. Er ließ sich durch meine Bewunderung verleiten, sie mit mir im Kupferstichkabinett anzusehen, fing mit ungläubigem Lächeln an, war frappiert und in seiner italienischen Ästhetik nicht wenig beunruhigt. Schließlich erklärte er aber doch, man müßte Rembrandt eigentlich auch kennen. Das wird mir unvergeßlich bleiben. Es ist eine Landmarke.

Menzel und die Revolution von 1848

Berlin, den 17. Dezember 1902.

Halb elf klopfte ich bei Menzel. Er steigt trotz seiner 87 noch alle Tage die vier Treppen zu seinem Atelier und wohnt noch immer im dritten Stock. Die Aufwärterin machte ein langes Gesicht und meinte, Exzellenz würden nicht empfangen. Ich ließ sagen, ich brächte eine freundliche und erfreuliche Nachricht. Wie jeder mußte ich vor der geschlossenen Tür auf dem Treppenabsatz warten. Es dauerte eine Ewigkeit. Dann öffnete die Tür sich ein wenig, wie für einen Bettler, und die unsichtbare Person sagte, ich möchte in zwei Stunden wiederkommen. Das könnte ich leider nicht, sprach ich gegen die Tür, aber so laut, daß nicht bloß sie es hören konnte, sondern auch der Alte, der mit der Tür in der Hand am Ende des Korridors stand, sie möchte nur sagen, es wäre nur eine Minute. Wäre ich gegangen, hätte ich nach zwei Stunden etwas andres gehört und wäre

gewiß nicht zum Ziel gekommen. Richtig sprach sie in die Kulisse, und gleich darauf wurde die Tür aufgerissen und der Alte sah, in der Dämmerung zerrinnend, aus alten Augen zu mir auf. Er führte mich in sein Schlafzimmer, es wäre Weihnachtsreinmachen. Ob ich nicht in einer Stunde wiederkommen könnte. Davon handelte ich noch eine halbe ab. Gründe wurden weiter nicht angeführt.

Er ist ganz unverändert, nur der Hof um die Augen hat sich etwas vergrößert. Vielleicht sind auch die Augen kleiner geworden. Aber sie blicken ebenso scharf, und die ganze kleine Person ist so stur und aufrecht wie immer. Es kommt vielleicht davon, daß er immer den Kopf in den Nacken legen mußte, wenn er mit andern sprach. Er kann hundert werden und sieht noch nicht anders aus. ...

Menzel öffnete mir selber die Tür zu seinem Atelier und führte mich den dunklen Korridor die vier gefährlichen Stufen hinauf in den riesigen unfreundlichen Raum, voll Mappen, Gerümpel und Staub. Er läßt nur die Wege noch fegen, die durch die Berge hindurch und darum herum führen. Wenn er weggeht, um ein Blatt oder eine Photographie zu holen, wachsen die Mappenberge und die öden Wände um den kleinen Mann zu Riesenmassen empor. ...

Den Gendarmenmarkt — ich hatte die Photographie (des Menzelschen Bildes »Bestattung der Märzopfer«) auf einen kleinen Tisch gelegt — hat er von der Treppe der Kirche aufgenommen. Während der Feier hat er nur gezeichnet. Auch nachher hat er keine farbigen Studien gemacht. Er ist immer wieder hingegangen und hat sich's angesehen. Auch die Menschen hat er alle aus der Erinnerung gemacht. Bildnisse sind nicht darunter. Der elegante Mann, der den Sarg grüßt, wäre ein Fremder gewesen, der ihm wegen seiner großen Gepflegtheit und Vornehmheit aufgefallen sei. Er habe ihn nur einmal gesehen. Als er saß und zeichnete, hätte er vor sich die unkontrollierte Masse des Janhagels gehabt, der durch die Not der Zeit brotlos geworden. Die Leute hätten sich nur unterhalten von ihren eignen Heldentaten. Jeder war dabei gewesen, auf dieser, auf jener Barrikade. Sie hätten nach allen Himmelsrichtungen gewiesen und wären von der Bürgerwehr kaum zu halten gewesen. Die Bürgerwehr hätte keine Uniformen gehabt, aber wer es vermocht, hätte einen hohen Hut aufgesetzt. Von dem Janhagel auf den Treppenwangen des Theaters hätten einzelne den Versuch gemacht, die Treppe herab sich in die Nähe der Zeremonie zu schleichen. Aber ein Mann aus der Bürgerwehr, der sich ihnen entgegenstellte, hätte genügt, sie zurückzuscheuchen. Menzel habe die letzten Augenblicke vor Anfang der Feier gewählt. Es lösen sich gerade die Leidtragenden aus der Masse und bewegen sich über den leeren Platz auf die Kirche zu, von links kommt eine Abteilung Bürgerwehr mit Fahnen und Trauermusik. Der letzte Sarg wird gebracht und soll noch schwarz eingekleidet und mit aufgebahrt werden. Die Bretterbude in der linken Ecke war für eine Menagerie gebaut. Der Farben erinnerte er sich noch ganz deutlich und bezeichnete jeden Ton der Zementfassaden in der linken Ecke.

Er wäre mit Herzklopfen und in hoher Begeisterung für die Ideen, in deren Dienst die Opfer gefallen, an die Arbeit gegangen. Aber ehe er fertig gewesen wäre, hätte er gesehen, daß alles das Lüge oder dummes Zeug gewesen wäre, und er hätte das Bild mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt und in seinem Ekel keine Hand mehr daran legen mögen. Viele Jahre später hätte er das Bild wieder herausgeholt, hätte sich selber daran gefreut, aber keinerlei Versuchung gehabt, es von sich aus zu vollenden. Nach Jahrzehnten hätten es andre zu sehen bekommen, und oft wären ihm hohe Summen geboten, wenn er die paar Figuren hätte hinzufügen wollen. Aber er hätte sich nicht entschließen können, kalten Blutes an diese Arbeit hingerissenen und erschütterten Gemüts zu gehen, und so wäre das Bild geblieben, wie es war. Für ihn gehöre es dazu, daß es unvollendet sei. Es wäre eine Fälschung geworden, hätte er die Hand daran gelegt.

Schwandorf i. B.

Prag, den 3. Oktober 1904.

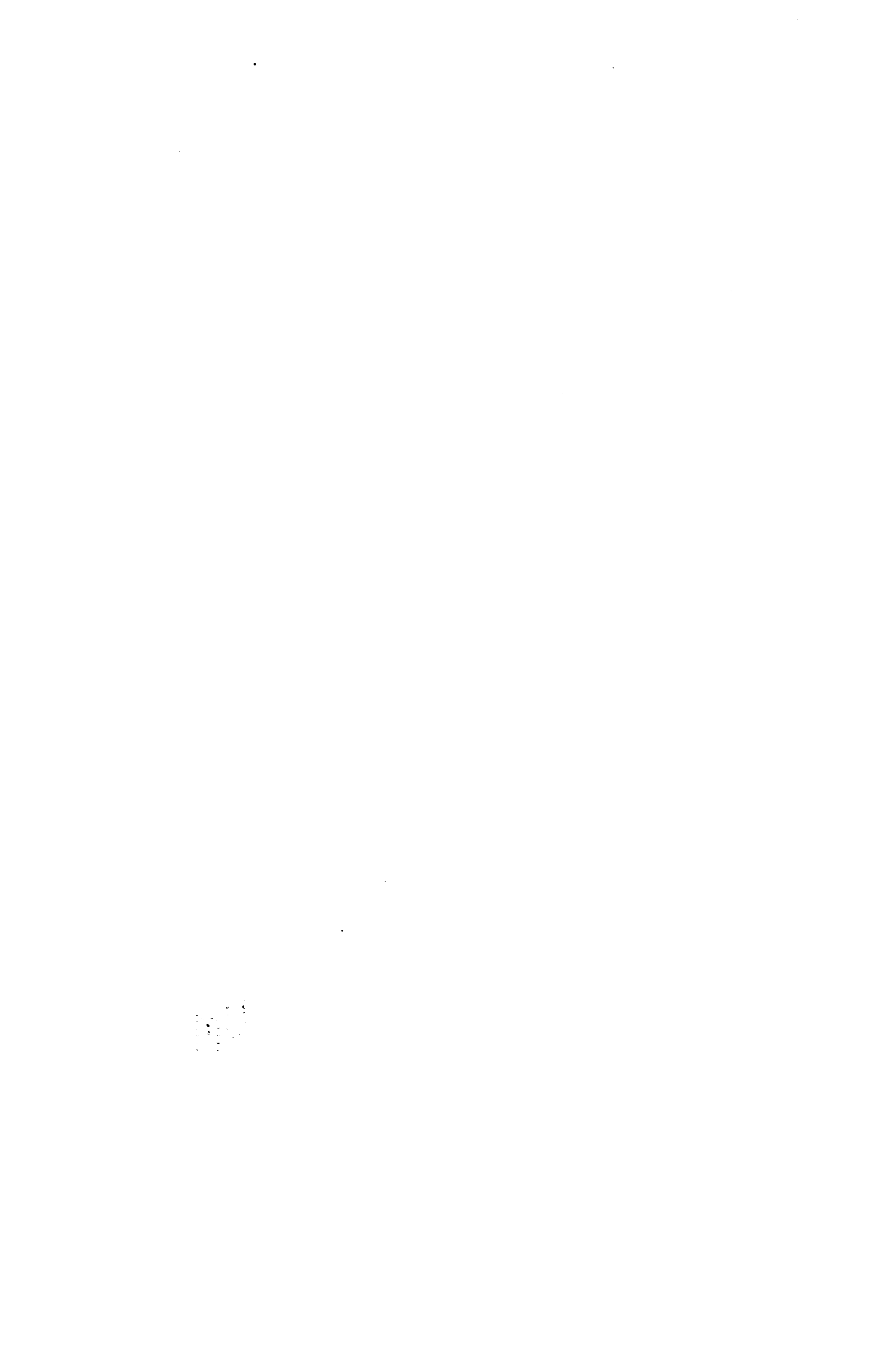
Unterwegs hatte ich in dem kleinen bayrischen Orte Schwandorf den üblichen Aufenthalt und benutzte ihn zu einem Gang durchs Städtchen. Ich bin noch ganz voll davon. Der einfache Organismus einer deutschen Kleinstadt: die Hauptstraße, der Markt, alles übrige als Nebensache angegliedert. Aber alles, selbst die Gäßchen und Winkel, so sauber, und die Häuser und Hütten so frisch in Toilette mit leuchtendem Putz und blitzenden Scheiben, mit sauberen Gardinen, bunten Blumen und Türen und Fensterrahmen gut unter Farbe, daß es eine Lust war.

Der Markt hat Charakter. Lauter große, breitgelagerte und hochgegiebelte Häuser mit steinernen Bänken davor, die von Feigenbäumen, Oleander und Efeu in Kübeln und Kasten eingehegt werden. Auf der einen Schmalseite steigt der Platz eine Berglehne hinauf. Hier schieben sich die Häuser wie mit plötzlichem Entschluß gassenartig zusammen, und oben schießt zwischen ihnen der schlanke Kirchturm empor, dessen Kirchenschiff die Häuser bedecken.

Überall Blumen in grünen Fensterkasten. Wie Haus- und Stadtanlage Reste alter Kultur. Aus sich heraus könnte niemand heute etwas so Angemessenes und Vollendetes schaffen.

Arno Zauche: Jugend





Jenseits der alten Mauer liegt der Kirchhof. Ich trat ein und stieg die Stufen zur Kapelle hinauf. Ein schöner, feierlicher Raum, obwohl ganz modern. Mit drei weiten Bogen öffnet sich die Halle über der breiten Treppe nach dem Kirchhof. Ein langer Mittelgang zwischen den Gräbern und ganz am Ende ein riesiges schwarzes Kreuz mit dem überlebensgroßen vergoldeten Kruzifixus. Von der Kapelle aus, durch die offenen grauen Bogen gesehen, hat es etwas sehr Pathetisches, wie Christus nicht als Abgeschiedener mit gesenktem Kopf dort hängt, sondern als Lebendiger, der die Augen zum Himmel hebt mit dem Seufzer: Mein Gott, mein Gott!

So viel Grabsteine, so viele angemessene, einfache ehrliche und eigentlich geschmackvolle Leistungen, viel besser als der Durchschnitt bei uns. Gar nichts von den Albernheiten, die uns in Ohlsdorf die Schamröte in die Wangen treiben.

Am Tor hörte ich Steinklopfen. Der Steinmetz hat ein großes Lager gebrauchter Grabsteine, wehmütig anzusehen. Wer Stile unterscheiden kann, sieht hie und da, daß ein Stein seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts immer wieder gedient hat.

Auf der Fahrt durch Böhmen mußte ich oft an den Eindruck von Schwandorf denken. Dieser Schmutz, diese Lotterei! Die Häuser sehen verkommen aus, noch ehe sie fertig sind. Und diese Horden auf den Bahnhöfen, jeder einzelne eine Karikatur. Was schlecht bei uns ist, muß aus der Legierung mit schlechtem slawischem Blut kommen.

Leibl und Liebermann

Berlin, den 23. März 1906.

Heute morgen war ich bei Liebermann. ...

Ich sprach auch über die »Kirchenfrauen« von Leibl mit ihm.

Liebermann hat die ersten Akte der Tragödie dieses Bildes miterlebt. Nach vierjähriger Arbeit hatte Leibl es 1882 fertig gehabt. Er selber und seine Modelle waren fast daran verzweifelt. Aber er hatte die Zähne zusammengebissen, um seinen Münchner Feinden, Lenbach voran, zu zeigen, daß er »ausführen« könnte.

Als er den letzten Strich getan, lud er Lenbach ein. Lenbach kam, sah es flüchtig an und wendete sich ohne ein Wort nach der Tür. Leibl stürmte ihm nach: »Vier Jahre hab' ich dran gearbeitet, und du hast kein Wort.« — Aber Lenbach war ohne Wort und Gruß auf der Straße.

Leibl hatte an Paris gedacht und Goupil, dem Kunsthändler, telegraphiert. Hunderttausend Mark wollte er haben. Goupil versprach zu kommen. Unterdes hatte Schön in Worms das Bild gesehen und bot 60000 Mark. Leibl schlug es gegen den Rat von Liebermann aus. Aber als Goupil gekommen war und das Bild verschmäht hatte, sagte Leibl dem Schön zu, und sie gingen denselben Abend in die »Allotria«, den Kauftrunk zu tun. Am nächsten Morgen aber erhält Leibl einen Brief von Schön, der eine Absage enthält. Leibl war zerschmettert. Dann raste er in seiner Leidenschaft.

Als er die »Allotria« verlassen hatte, waren Lenbach und Seidl auf Schön eingestürmt und hatten ihm das Bild verleidet.

Liebermann ließ es dann nach Berlin schicken und der Nationalgalerie anbieten. Da sie Schwierigkeiten machte, ging Leibl auf 12000 Mark herunter. Aber auch dafür wurde es abgelehnt, das Werk eines unsrer größten Maler, das fast so viel Modellgeld gekostet hatte.

Schließlich erwarb es Schön doch für 25000 Mark.

Vor vier Jahren hatte Tschudi es für 40000 Mark losgeeist, und seine Kommission hatte den Ankauf genehmigt. Aber dem Kaiser gefiel es nicht, er untersagte den Ankauf. Nun soll es noch einmal versucht werden. Liebermanns Mitteilungen sind sehr wichtig. Sie erklären die Entwicklung des Meisters, die à rebours geht. Wer nach allgemeinen Analogien die Werke Leibls zu ordnen hätte, würde wohl sicher die »Kirchenfrauen« vor die locker gemalten Bildnisse stellen, wie das seines Oheims, des Bürgermeisters. Denn sonst fängt das Genie mit der äußersten Durchführung an. Ich weiß kein zweites Beispiel, daß ein Künstler diesen Weg Leibls gegangen wäre.

Tschudi will aus der Nationalgalerie die Leiblgalerie machen. Als er sein Amt antrat, wies ihn Liebermann auf den Leibl bei Munkacsy, »Die beiden Dachauerinnen«, und Tschudi war so glücklich, das Bild zu bekommen. Das war die Basis. Man macht Liebermann alle Augenblicke den Vorwurf, daß er die deutsche Kunst herabsetze. Wer hat aber schließlich dafür gesorgt, daß Trübner, Thoma, Klinger, Leibl in Berlin Boden gewonnen haben?

Er ist gegen seine Kollegen der uneigennützigste Mensch. Bei dem enormen Einfluß, den er hat, wäre es ihm ein leichtes gewesen, zehn, zwanzig Jahre eine Diktatur in Berlin auszuüben und alles wegzubeißen, was ihn beeinträchtigen könnte.

Blumen und Gärten, Park, Spielwiese und Arbeiterhäuser

Liverpool, den 28. September 1907.

Um wieviel Glück bringt man die Leute, die ein Gärtchen vorm Hause haben und es nicht pflegen dürfen. Mag einmal einer versuchen, nachlässig zu sein: es gibt immer und überall auch unter den kleinen Leuten Menschen genug, die mit Leidenschaft ihr Gärtchen unter

Pflege halten würden, und ihr Beispiel würde wirken.

Was würde ein Arbeiter sich wünschen, müßte es heißen, ein verständiger Arbeiter, der keine romantischen Bedürfnisse hat?

Er würde sich ein Haus bestellen in einem beständigen, haltbaren Material, das hieße hier Backstein. Und in einem einzigen Material, weil es nicht leicht zwei gibt, die sich unter den Einflüssen des Russes gleichmäßig ändern. Er würde richtig finden, daß die Fensterrahmen weiß und die Türen grün (oder rot oder blau, wenn das Haus weiß geputzt ist) gestrichen werden, weil er diesen Anstrich selber erneuern kann. Er würde vor allem den Garten haben wollen, in dem er selber seine Blumen ziehen könnte. Der ästhetische Reiz der idealen Dekoration würde ihn kalt lassen, wenn er dafür praktische Vorteile eintauschen könnte, wenn er fühlen könnte, das Haus sei seinetwegen da, nicht aber er, damit das Haus nicht leer stände.

Bath, den 30. September 1907.

Nur in einem Punkte hört für mich in England die Kritik auf, und eine herzliche Freude und Bewunderung erfüllt mich ganz. Das ist der Garten. Ich wollte, ich könnte das typische Bild malen, das ich im Kopfe habe. Hätte ich nicht den Haß gegen Büsche und überflüssige Bäume schon aus Deutschland mitgebracht, hier könnte ich ihn einsaugen — gegen deutsche Zustände natürlich. Denn hier habe ich nichts gesehen, das an die Dummheiten unsrer Gartenkünstler erinnert. Die deutschen Stadtverwaltungen sollten eine Studienkommission nach England schicken, um ihren Gartentechnikern am lebenden Beispiel die Grundlagen der Gartenkunst beizubringen. Hier wissen sie mit den höchsten Kunstgesetzen, die bei uns unbekannt sind — es sind zugleich die elementaren —, wie mit selbstverständlichem Reichtum zu wirtschaften. In Birmingham wohnten wir im alten Plough-and-Harrow-Hotel. Wenn wir in unsern Hamburger Anlagen einen Winkel hätten wie diesen Garten!

Park und Spielwiese! Wenn man sich vorstellt, die Tausende, die dort auf der Wiese und am Strand vergnügt ihren Abend verbrachten, meist wohl nur im Badekostüm, was sich aus der Ferne gegen das Licht mit bloßem Auge nicht mehr unterscheiden ließ, diese Tausende würden auf den Park losgelassen, was könnten sie dort machen, wo fänden sie Platz?

Mit den beliebten Formeln: Der Deutsche liebt den Wald, deshalb muß sein Park Waldcharakter haben, mit dem Wutschrei »Versailles«, mit dem Toben gegen Ruhe, Würde und Monumentalität der Anlage ist es nicht getan.

Auf der Bahn Zürich—Hamburg, den 23. August 1912.

Heute war Frucht- und Blumenmarkt auf dem Boulevard der Bahnhofstraße, ein beneidenswertes Schauspiel. Wir müßten wirklich sehen, ob sich die Widerstände nicht überwinden lassen, zunächst einmal in jeder Woche in jedem Vorort einen richtigen Blumenmarkt zu haben. Der Zwischenhandel ist auf keinem andern Gebiet in Hamburg durch so abenteuerliche Profite verwöhnt wie bei den Blumen, und hier wirkt er überdies direkt schädlich, weil er breiten Schichten jede Möglichkeit nimmt, regelmäßig Blumen zu haben. Was tägliches Brot sein sollte (und könnte!), ist bei uns ein kostspieliger Luxus. Was wohl eine Hamburgerin sagen würde, wenn sie diesen Züricher Blumenmarkt sähe!

Anekdoten

Sie haben hier (in Frankfurt a. M.) einen der merkwürdigsten Künstler, den Thoma, und verachten ihn tief. Als er hier das Café Bauer ausgemalt hatte (jetzt sind die Wandbilder durch neue von Schülern A. von Werners verdeckt), da veröffentlichte der Anstreicher, der die Türen und Balken gemacht hatte, in allen Frankfurter Blättern die Annonce: Um Mißverständnissen vorzubeugen, erkläre ich hiermit, daß die Bilder im Café Bauer nicht von mir angefertigt sind. Ergebenst usw. — Und die Frankfurter sahen darin nicht die Komik, sondern die Wahrnehmung berechtigter Interessen.

*

Da ich gerade bei der Anekdote bin, füge ich noch ein sehr amüsantes Berliner Witzwort über das neueste Porträt von Uhde hinzu, das des Münchner Schauspielers Alois Wohlmuth, der im Hausrock und in Hausschuhen eine Rolle studiert. Die Berliner sagen dazu: Der Herr Christus, der die Bergpredigt memoriert ...

*

Ich mußte eilen, um zum Frühstück zu Liebermann zu kommen. Wir sprachen über alles mögliche und einiges andre. Klingers Beethoven hat er nicht sehen wollen. Sehen Sie, sagte er, ick denke wie Weber, den seine Freunde in Rossinis Barbier geschleppt hatten. Beim zweiten Akt war er verschwunden, und als sie ihn am andern Tage fragten, sagte er: Ick hatte Furcht, es könnt' mir am Ende noch jefallen.

*

Einen nieblichen Scherz hörte ich von einem englischen Schriftsteller. Yvette Guilbert läßt sich Oskar Wilde vorstellen. La femme, la plus laide de Paris, zwitschert sie. Wilde starrt sie an, dann verneigt er sich bewundernd und stößt heraus: Du monde, Madame!

Der sprechende Film

Eine literarisch-technische Plauderei von Ernst Warburg

»Wofür hältst du das?« fragte mein Freund, der Dr.-Ing., und legte einen 10 cm hohen, 4 cm breiten, gegen das Licht durchsichtigen Streifen vor mich hin, auf dem ein Zitherspieler bei der Ausübung seiner Kunst kinematographiert war.

»Wofür hältst du mich?« fragte ich zurück. »Für so banausisch, daß ich nicht wüßte, wie ein Filmbändchen, der höchste Kulturträger der Jetztzeit, aussieht?«

Er lachte: »Richtig! Aber nur halb richtig! Sieh doch genauer zu! Fällt dir da nichts auf?«

Ich nahm den Streifen noch einmal zur Hand. »Nun ja, seitwärts zur Linken oder, wenn du das Ding umdrehst, zur Rechten der Schaltlöcher steigt eine Art Leiter auf, mit sehr feinen, bald dichter, bald lockerer angeordneten Stufen. Ein technisches Hilfsmittel, denk' ich mir.«

»Denkst du dir! So, so,« höhnte mein Freund. Nun war er doch richtig wieder zu einem seiner billigen Technikertriumphe gekommen, mit denen er so gern seine Überlegenheit über meine philologische Bildung unterstrich. Und was für ein geheimnisvolles Gesicht er machte!

Aber mein Racheplan war schon geschmiedet. Wußte ich doch: jetzt brauchte ich mich nur noch ein klein wenig dummer anzustellen, als ich in technischen Dingen wirklich war, und der Herr Dr.-Ing., beim Diplom seiner fachwissenschaftlichen Eitelkeit gefaßt, werde sich in einen meiner Klubsessel niederlassen und mir, nicht ohne sich vorher einer meiner letzten Felix-Brasil bemächtigt zu haben, einen wohlgeordneten Vortrag über das corpus delicti halten. Und richtig! da saß, rauchte und sprach er schon:

Die feine Leiste mit den Sprossenäderchen, diese »Tonleiter«, dürfen wir sagen, ist das, was dem Filmausschnitt zu den beweglichen Bildern die Sprache gibt, was ihn zu dem »*sprechenden Film*«, der Erfindung der deutschen Ingenieure *Vogt*, *Massolle* und *Dr. Engl*, macht.

Schon vor gut einem Jahre traten die Versuche dieser drei Herren schüchtern vor die Öffentlichkeit. Damals aber konnte man sich, bei aller Bewunderung im einzelnen, des Gesamteindrucks nicht erwehren, als sei das, worauf es hier ankomme, die exakte zeitliche Übereinstimmung von Bild und Ton, noch nicht zur Genüge erreicht. Der Sänger, der da auftrat, sang wohl, aber manchmal setzte ein Ton ein, ehe er den Mund geöffnet, und umgekehrt: manchmal klang ein Ton nach, nachdem er den Mund schon geschlossen hatte. Auch war die lautliche Wirkung in der originalen Tonstärke selten recht befriedigend, Feinheiten gingen verloren, und lästige Nebengeräusche störten den musikalischen Genuß. Jetzt aber hat eine neue Vorführung so offenkundige Fortschritte des Verfahrens gezeigt, daß man schon heute sagen darf: Der »sprechende Film« ist auf dem sicheren Wege zum Ziele, steht kurz vor dem Augenblick, wo er sich vor der breiten Öffentlichkeit sehen und hören lassen darf. Ja, wenn man an ähnliche epochemachende Erfindungen, z. B. die ersten Vorführungen des Grammophons, denkt, so läßt sich getrost hinzusetzen: Kaum je zuvor ist eine derartige neue Erfindung in gleichem Reifezustand vor uns hingetreten wie diese.

Ein bunter Reigen von musikalischen Kunstleistungen und Naturstimmen glitt da im Schubertsaal, wo die Erfinder ihre Werkstatt aufgeschlagen haben, an uns vorüber. Ein Balaleikaspieler und ein Kunstpfeifer, ein Zitherspieler und ein Trompeter ließen sich vernehmen; ein Schellen- und ein Flötenkonzert gab es zu hören; ein Musikvirtuose meisterte wohl zehn bis zwölf moderne und historische Instrumente; ein höchst drolliger Tierstimmennachahmer ließ eine ganze Menagerie von Zwei- und Vierbeinern piepen, flöten, trillern, gruhzen, kläffen, meckern, wiehern und miauen; und schließlich erlebten wir einen Tag auf dem Dorfe vom frühen Morgen bis in den späten Abend mit all den vielfältigen Menschen- und Tierlauten, anfangend mit dem Kikeriki des Hahns auf dem Mist, endend mit dem Tuthorn des Nachtwächters. Die Gleichzeitigkeit von Bild und Ton war überall verblüffend; in der Modulation und Färbung der verschiedenen Töne gab es natürlich Unterschiede. Auf der obersten Stufe des Klangtons standen die Instrumente, also die mechanischen Klangträger, dann folgten die Tiere, allen voran der krähende Hahn und der kläffende Hund, zuletzt erst kamen die Menschenstimmen — ein Widerstand, den man ihnen doch wohl zur Ehre anrechnen muß, bis auch sie sich, was heute schon vorauszusehen ist (hier warf sich der Techniker in die Brust), der Eroberungsgewalt oder -geduld dieser Erfindung ergeben haben werden. Bewies doch der vollendet klare und melodische Vortrag der Ring-Erzählung aus dem »Nathan« durch den Schauspieler Adolf Klein, daß dem Sichsträuben hier nur ein Mangel an Kunstvollendung des Originalvortrags zugrunde liegt. Ob freilich die letzte und tiefste Beseelung, der die menschliche Stimme im Ausdruck innersten Gefühls fähig ist, sich jemals dieser schließlich doch auch nur mechanischen Wiedergabe fügen wird, bleibt eine Frage der Zukunft.

Die Mechanik der Erfindung selbst hat natürlich ihre Geheimnisse, die das liebenswürdige Vertrauen der Erfinder auch uns Leuten vom Fach nur zum Teil gelüftet hat. So viel aber

darf gesagt werden, daß ihr Triergon, wie sie ihre Arbeitsgemeinschaft getauft haben, die Stimme auf das Filmband neben das Bild »photographiert«, womit eine vollständige zeitliche Übereinstimmung zwischen beiden unbedingt gewährleistet ist, ohne daß ein Grammophon, ein Phonograph oder etwas ähnliches in Tätigkeit zu treten braucht. Durch Erfindung eines neuen Apparates gelang es, die Schallwellen ohne Verwendung einer Membran, eines immerhin starren Elementes, in elektrische Wellen zu verwandeln, die dann wiederum das Licht einer elektrischen Lampe im Rhythmus der Schallwellen in Zuckungen versetzen. Diese Lichtzuckungen werden auf den Film als »Tonbild« photographiert, wie die »Tonleiter« es zeigt.

Wie das gemacht wird? Nun, die Erfinder haben — und hier folge ich vorsichtigerweise ihrer eignen Erläuterung — beobachtet, daß ein kleiner Stab aus besonderem Stoff, sobald er durch den hindurchgeleiteten Strom in Glut gebracht wird, um sich herum die Luft »ionisiert«, d. h. leitend macht, so daß auf ein nahe genug herangebrachtes Stück Metall etwas von dem elektrischen Strom übergeht. Wählt man nun als Metallstück die Mündung eines Trichters und spricht in diesen Trichter hinein, so stören die Schallwellen den Stromübergang. Dieser Strom wird also im Rhythmus der Schallwellen geschwächt. So sind die Schallwellen in elektrische Stromschwankungen übergeführt. »Kathodophon« nennt man den Apparat; vielleicht könnte man auch »elektrisches Ohr« sagen. Doch die Lampe nicht zu vergessen! Die Wunderlampe aus Tausendundeiner Nacht, deren Licht den elektrischen Strom beeinflußt! Es war nicht leicht, so eine Lampe zu bauen, die auf all die Billionen verschiedenster Schwingungen gleichmäßig reagiert; schließlich aber ist's doch gelungen.

Und wie vollzieht sich nun die Wiedergabe der photographierten Stimme? Zunächst wird der Film, der sich ja im Kinematographen ruckweise bewegt, unmittelbar im Anschluß daran gleichmäßig an der Lampe vorbeigeleitet, damit sie seine Ton- oder Stimmstreifen, d. h. die Stelle, wo die Stimme oder der Ton photographiert ist, durchleuchte. Jedesmal, wenn ein schwarzer, von einem Ton herrührender Strich vorbeigleitet, wird das Licht momentan abgeblendet. Hinter dem Film aber wartet darauf ein gleichfalls neuer Apparat, die Photozelle oder das »elektrische Auge«. Sie oder es besteht aus einem hohlen Glaskörper (ähnlich unsrer Glühbirne), der von einem elektrischen Strom durchflossen wird und innen mit einem bestimmten, natürlich geheimgehaltenen chemischen Stoff — nicht Selen, wie ich dir verraten darf — ausgekleidet ist. Je nachdem es hell oder dunkel wird, bringt mehr oder weniger Strom hindurch. Sind nun auf diese Weise die photographierten Schallschwingungen wieder in elektrische Stromschwankungen verwandelt, so folgt zuletzt deren Rückwandlung in hörbare Töne. Auch hier ein neuer und wichtiger Apparat: das Statophon oder der »elektrische Mund«, für den aber nicht, wie bei allen bisher gebauten Telephonen usw., der Elektromagnetismus verwendet wird, sondern die anziehende Kraft der statischen Elektrizität, d. h. dieselbe Erscheinung, die zwei Holundermarkkügelchen auseinanderfahren läßt, wenn man sie mit der Elektrisiermaschine ladet, oder eine geriebene Siegellackstange befähigt, Papierschnitzel anzuziehen. Eine große dünne Scheibe aus Glimmer, die, in einen Rahmen gespannt, hinter der Bildleinwand steht, erzeugt die Töne, und zwar in einer aufs feinste regulierbaren Stärke. — Du siehst: das Entscheidende der Erfindung liegt in der genialen Verbindung all dieser wichtigen Einzelheiten, von denen jede eine Erfindung für sich bedeutet.

Selbstverständlich (hier legte der Dr.-Ing. die Erläuterungsblätter aus der Hand) hat das Triergon in der praktischen Ausführung noch seine Kinderkrankheiten zu überwinden. Aber das technisch-physikalische Grundprinzip — darauf kommt es an — scheint einwandfrei, und schon heute sind die praktischen Erfolge unleugbar. Theater und Varieté, aber auch die wissenschaftliche Forschung, insbesondere die Akustik und die medizinische Diagnostik für ihre Auskultationen — Horchuntersuchungen würdest du sagen — werden bald ihren Nutzen ziehen. Eine neue geistige Quader ist gewonnen für den Wiederaufbau Deutschlands. Und auch das Ausland ...«

Lieber Freund,« fiel ich dem Vortragenden ins Wort, »wenn du einen Satz mit ‚Ausland' beginnst, weiß ich im voraus, daß er nicht gerade zu den kürzesten gehören wird. Mit Prophezeiungen und Perspektiven in die Zukunft wollen wir einander verschonen. Zudem ist deine Zigarre zu Ende, und eine zweite entwindest du mir mit all deinen technischen und rhetorischen Künsten nicht. Auch kennst du meine Skepsis, wenn's sich um Film und Kino handelt. Auf mechanischem Darstellungsgebiet — allen Respekt! Aber im Wettbewerb mit der Kunst, bisher mit der dramatischen, hinfort auch der musikalischen — da mußt du schon erlauben, daß ich etwas Wasser in deinen Wein gieße ...«

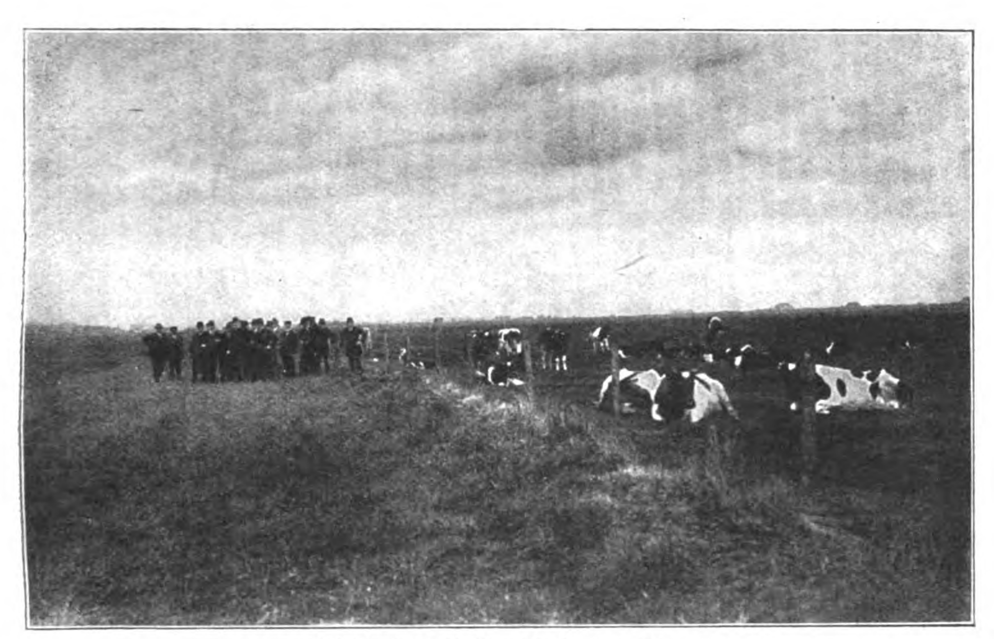
»Wo steht er?«

»Einstweilen noch auf der Tafel der Zukunft, wie dein sprechender Film oder, höflicher ausgedrückt, dessen für die Öffentlichkeit reife künstlerische Vollendung. Aber wenn es soweit ist, opfere ich meine letzte Flasche Burgunder.«

»Top!« rief mein Freund und hielt mir die Hand hin. »Laß sie immer schon temperieren!«



Karl Neuß: Alter Hof in Lüneburg



Viehherde auf einer Hochmoorweide

Moor, Kanal und Neuland

Von Hans Schoenfeld

Mit der Verkleinerung deutschen Gebiets durch Wegnahme von fruchtbarem Land und mit der Entwertung der Reichsmark richtete sich die Aufmerksamkeit amtlicher, volkswirtschaftlicher und siedlungsgewillter Kreise immer stärker auf die Flächen innerhalb des deutschen Hoheitsgebiets, die der Bebauung und volkswirtschaftlichen Nutzung bisher noch nicht erschlossen sind.

In den Mooren Pommerns und Ostpreußens, den sumpfigen Luchs der Mark Brandenburg, dem bayrischen Ried am Lech und den gewaltigen Ödlandflächen im Hannoverschen harren noch große Strecken Landes der Erschließung und Heranziehung zum Ertrag.

Die Frage der Moorkultur ist vor allem eine Frage der Entwässerung. Die sauren Standwässer müssen dem salzarmen Boden irgendwie dauernd entzogen, dafür Salzmengen ihm zugeführt werden, die ihn befähigen, nun Frucht zu tragen und damit neuen Menschensippen Unterkunft und Unterhalt zu gewähren.

Die technisch und ökonomisch beste Entwässerung geschieht durch einen Kanal. Wenn sich die Verkehrs- und die Kultivierungsfrage hierbei in Übereinstimmung bringen lassen, so daß ein künstlicher Wasserweg durch ein weites Moorgebiet nicht nur fruchtbares Neuland aufschließt, sondern auch dem Binnenverkehr, also der industriellen Seite des Problems, großen Vorteil schafft, dann wäre jedes Zögern verantwortlicher Stellen zum Bau solcher Entwässerungsrinnen ein Vergehen am Volke.

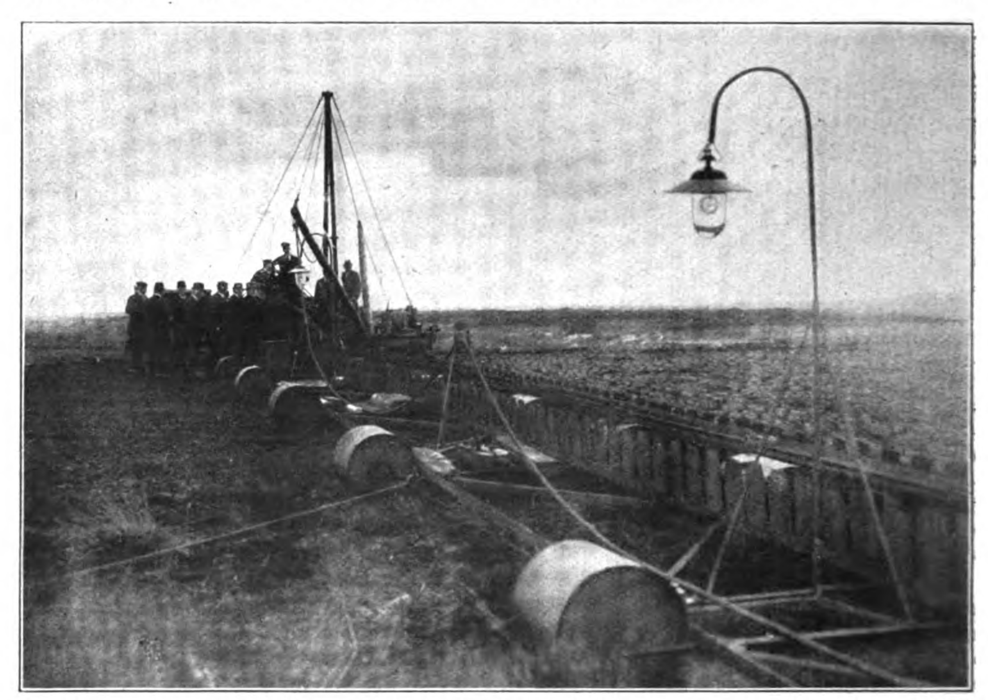
So kam es, daß das Reich unter den künstlichen Wasserstraßen, deren Bau eine Lebensnotwendigkeit für das durch den Versailler Schandvertrag wirtschaftlich und verkehrstechnisch abgeschnürte, gewaltsam beschnittene Reich ist, sich in erster Linie für jenen Schiffahrtskanal entschlossen hat, der, durch die größten zusammenhängenden Ödlandgebiete Deutschlands führend, bestimmt ist, dem Reiche Tausende von Hektaren Neuland zu gewinnen, zugleich aber eine der unentbehrlichen Verbindungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets mit den Nordseehäfen an der Unterweser und (später) an der Unterelbe zu werden.

Staatlich gehören jene ungeheuren Flächen wilden Hochmoores zwischen Ems und Weser, im Gau der alten Friesen und Katten, zu Oldenburg und Preußen. In Oldenburg hat man seit sechs Jahrzehnten schon die Segnungen eines moorentwässernden Kanals verspürt: hier waren es weitblickende, tatkräftige Männer mit dem Generalmajor a. D. Mosle an der Spitze, die den Bau eines kleinen Torfkanals von der Hunte bei Oldenburg (jenem vom Dümmer See kommenden und bei dem Hafenort Elsfleth in die Weser mündenden Wiesenfluß) mitten hinein ins Hochmoor nach der Westgrenze des Landes durchsetzten. Mit rund dreißig Kilometern bildete dieser bescheidene Kanal ein charakteristisches Merkmal der Landschaft und bot nun dem Staate Oldenburg die Möglichkeit, an beiden Seiten der Kanalböschungen jene Moorkolonade

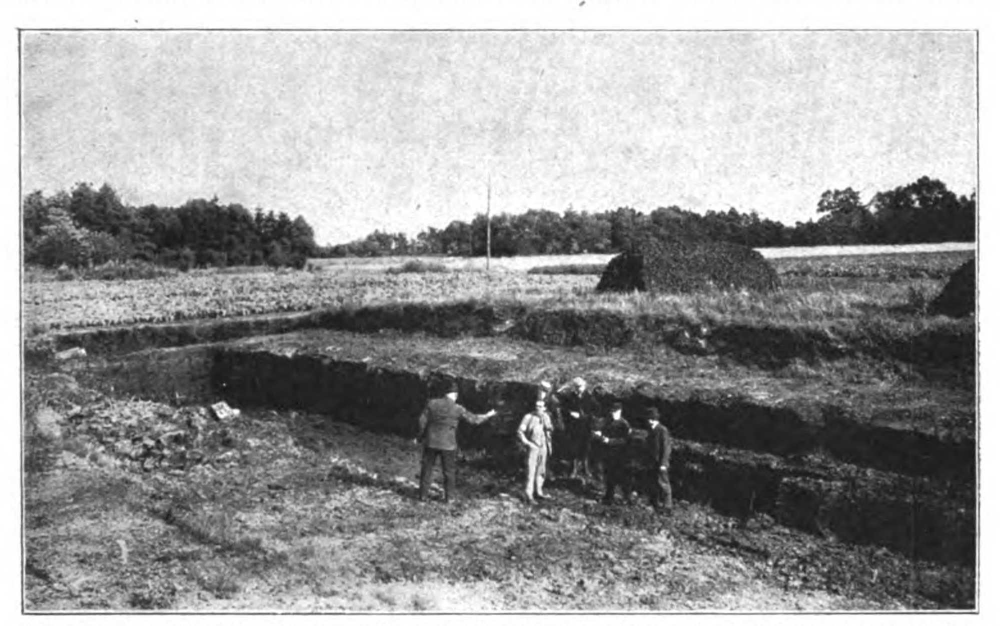
mit etwa je zehn Hektar Land entstehen zu lassen, die lange vor dem Kriege als Vorbild neuzeitlicher Siedlung galten und für wenig Geld dem kleinen arbeitsamen Pächter, Siedler und Scharwerker ein Heim auf eigner Scholle boten, das jetzt Milliardenwert hat und ein Geschlecht knorriger, selbstbewußter Moorbauern trägt.

Auf viele Kilometer zu beiden Seiten des Kanals landeinwärts erstreckt sich das entwässerte Land. Nur spärlich war die Industrie vertreten: hier und da ein Torfstreuwerk, das seine Ballen, namentlich mit dem begehrten Mull, bis zu den fernen Kapverdischen Inseln (zum Einhüllen der Südfrüchte) schickte. Aber da Kohlen im Überfluß vorhanden waren, so trugen die Städter kein Verlangen, sich mit dem »alten Torf« abzugeben. Nur der Bauer und Moorkolonate verbrauchte an der offenen Feuerstelle den selbstgegrabenen Torf. Selten schwamm eine Schute den Kanal abwärts nach dem Stauhafen der Stadt Oldenburg. Unberührt lag das weite, völlig trockene Hochmoor, das durch den Kanal, so schmal er war, seit 1863 um volle sechs Meter zusammensackte, so daß die Kanalsohle dreimal um je zwei Meter gesenkt werden mußte.

Nach dem unglücklichen Kriegsausgang und mit der schon bestehenden Kohlenknappheit änderte sich das Bild am Kanal unversehens. Hatten sich in den beiden letzten Kriegsjahren am Kanal schon zwei große Städte, Dortmund und Bremen, Tausende von Morgen zur Gründung mächtiger Hochmoorgüter für ihre Selbstversorgung gesichert, so warf sich nun die Industrie mit unheimlichem Eifer auf die technische Ausbeutung des Moores. Torfwerk um Torfwerk schoß am Kanal aus dem Boden. Seltsame Ungetüme, die Bagger verschiedenster Systeme, tauchten auf und begannen im jungfräulichen Moor ihr knarrendes, kreischendes Handwerk. Bassermannsche Gestalten aus der Großstadt und den entlegensten Winkeln fütterten die ewig hungrigen Dinger mit Schlamm und Schlick. Die Baracken der am Kanal errichteten Kriegsgefangenenlager dienten nun jenen Torfarbeitern zur Unterkunft. Der Kanal strotzte alsbald von Fahrzeugen und langte in seinen kleinen Abmessungen nicht mehr hin und her. Man riß den Torferzeugern, die sich schnell zu einem gewichtigen Verband zusammenschlossen, die »Ware« fast aus den Händen. In den Städten entdeckten sie auf einmal, daß mit dem »Zeug« doch was anzufangen sei, und der Torfbauer im Moor bekam gute Tage. Mit seinem gutmütigen kräftigen Oldenburger Marschenpferd rattert er seitdem auf seinem charakteristischen torfbeladenen Fuderwagen gemächlich durch die Stadt, lädt als begehrter »Heizmittellieferant« in schöner friesischer Ruhe ab und streicht seinen Haufen Papiergeld dafür ein. Ganze Industriewerke, nicht nur in der Umgebung der Moore, haben sich inzwischen auf »Torf-Mitverfeuerung« eingestellt. Ein mächtiges Elektrizitätswerk ist



Der Bagger, der nur 4—5 Mann Bedienung hat, bringt die fertigen Torfsoden selbst aufs Trockenfeld



Die charakteristische Bearbeitungsweise eines Moorkolonates im sog. Hoch- und Torfmoorverfahren

mitten im Moor entstanden, das seine Kraft (als Überlandzentrale) nur aus dem Torf nimmt.

Seit zwei Jahren gehen nun die Erweiterungsarbeiten am Kanal vor sich. Er muß als kommender Großschiffahrtsweg, der bergwärts die unermeßlichen Erzmengen aus Schweden und Norwegen zur Verhüttung ins Rhein-Ruhr-Gebiet bringt (da auch nach Beilegung des Ruhrkonflikts ein Paktieren mit den lothringischen Erzgruben wohl kaum wieder im alten Maße gewünscht wird) und talwärts die Fertigprodukte, Halbfabrikate und späterhin die westfälische Kohle nach den Hafengebieten befördert, die Abmessungen auf das 600-Tonnen-Schiff erhalten. Viel Malerisches fällt da: die schönen Alleen an den Uferböschungen, prächtige Rhododendren-Anlagen und die alten idyllischen Holzschleusen. Mit den scharfen Krümmungen des jetzigen Verlaufs ist für die großen Schleppzüge der kommenden Zeit auch nichts anzufangen, und die romantischen Drehbrücken müssen gleichfalls der unerbittlichen Neuzeit weichen.

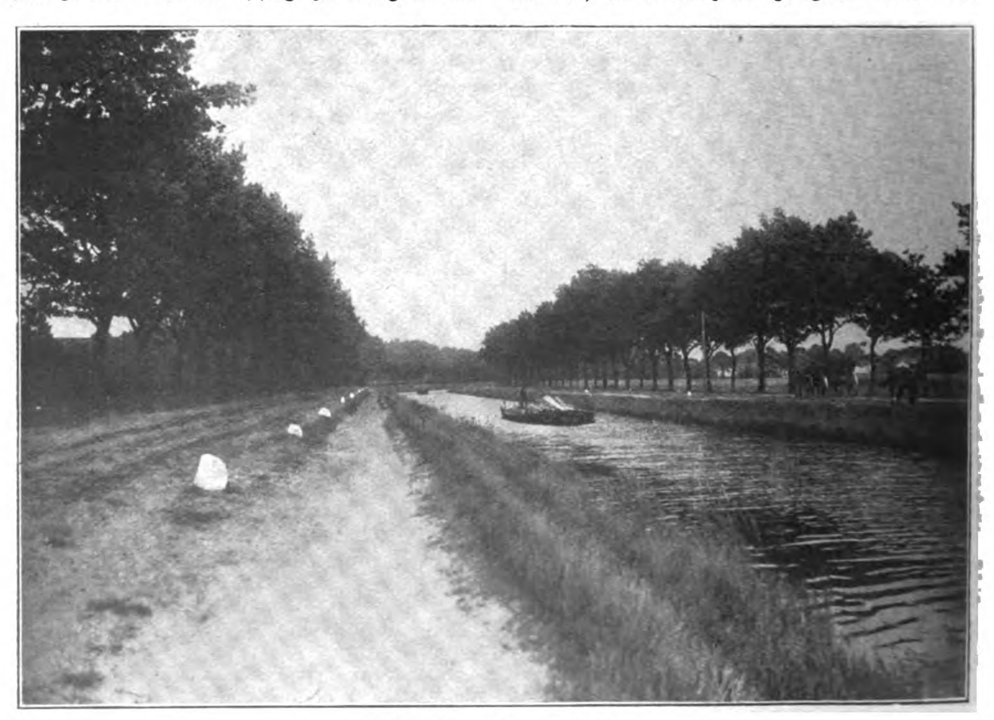


Auf dem Moorgut der Stadt Dortmund. Erste Bearbeitung einer unberührten Moorfläche mit dem Motorpflug



Stapel- und Ladeanlage eines Torfwerkes

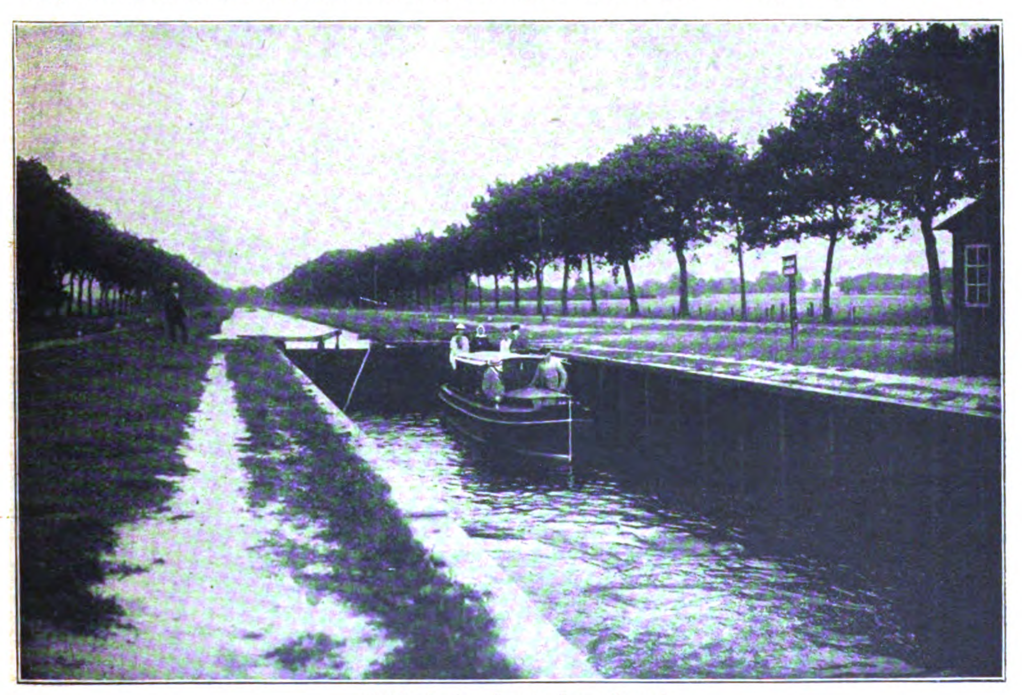
Unberührt von alledem geht der Moorbauer, geht die Verwaltung der großen Moorgüter dem unveränderlichen Tagewerk nach: mit den einfachen oder den konzentrierten Mitteln der Landbestellung dem Moor Stück um Stück abzuringen und untern Pflug zu bringen. Da zieht der große Lanzsche Landbau-Motor brummend und staubwirbelnd seine Bahn. Zweihundert Morgen macht er Jahr für Jahr bestellungsreif. Gleich hinterdrein fährt der Trekker mit den salzhaltigen künstlichen Düngemitteln. Wo noch im Vorlenz die gelbgraue Decke des



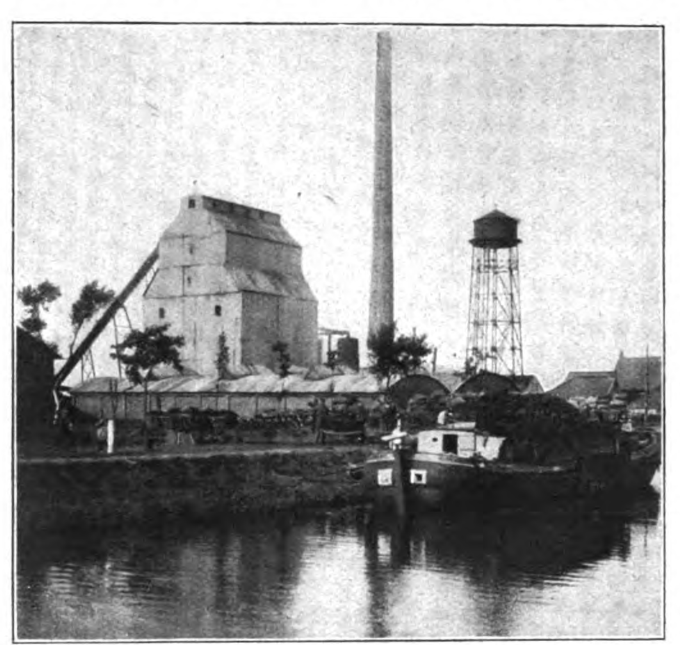
Am Hunte-Ems-Kanal

Die kleinen Schleusen im Hunte-Ems-Kanal: zwei Motorboote füllen sie aus

Weißtorfs (der oberen, Bunk genannten Schicht) sich breitete, steht dann im Sommer schon der Roggen hoch im Halm, oder grüne, schwere Marschwiese mit dem schönen schweren Milchvieh darauf breitet sich sanft hin. Überall findet das Auge ungewohnte Bilder und Gegensätze: neben dem wilden Moor und den wassergefüllten Abzugsgräben ein Haferfeld, neben den tiefgerissenen Fördereinschnitten des großen Baggers eine einzige Marschenwiese, neben dem



Schleuse im Hunte-Ems-Kanal

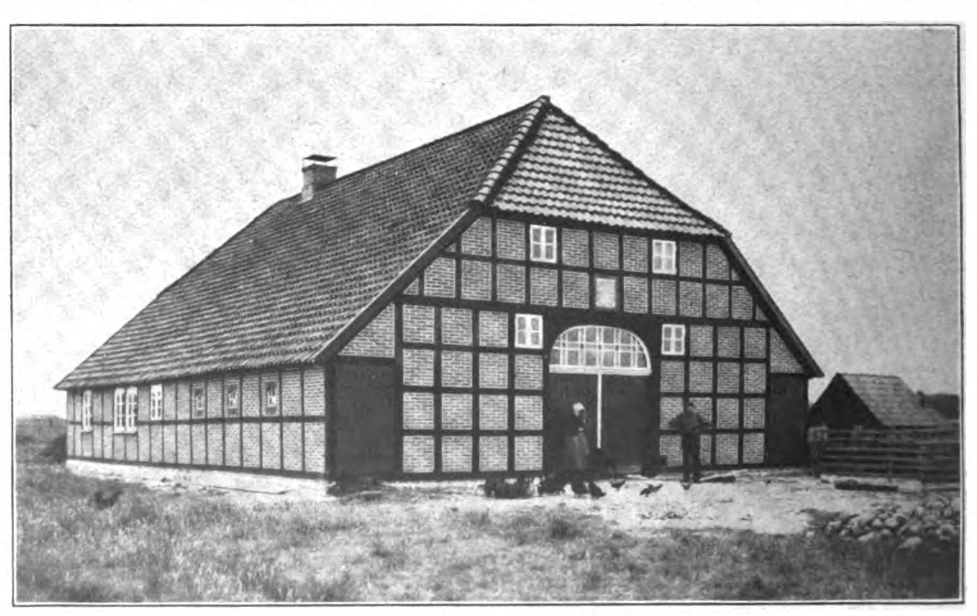


Torfkohlefabrik Elisabeth-Fehn am Hunte-Ems-Kanal

und mühsamem Handstichverfahren gebuddelt wird, aus dem aber der Moorbauer seine besten Einnahmen zieht — wenn nicht ein nasser, kühler Sommer ihm und dem ungeduldigen Abnehmer die Rechnung verdirbt und den Stichtorf (der in sogenannten Placken zum Trocknen aufgetürmt wird) nicht mürbe, brennreif geraten läßt.

Um nur einen Begriff von der Größe und Ertragfähigkeit des unerschlossenen Landes zu geben: in Oldenburg allein harren noch an dreißigtausend Hektar (nicht durchweg abhängig vom Hunte-Ems-Kanal) der Erschließung; im hannoverschen Ostfriesland, also dem Teil des künftigen Großschiffahrtskanals, der bis zur Ems noch auf gut dreißig Kilometer durchschnitten werden muß, handelt es sich gar um fünfundsiebzigtausend Hektar. Hier herrscht zurzeit noch Grauen und Öde. Wo eine Menschengemeinschaft es gewagt hat, sich im wilden Moor anzusiedeln und durch das uralte Abbrennen der Oberschicht dem Moor eine kümmerliche Buchweizenernte, doch nie zweimal auf derselben Fläche, abzutrotzen (denn es ist Raubbau), da ist es ein klägliches Beginnen. Dies lehrt der Fall des Dorfes Esterwegen im

ragenden Turm eines Torfstreuwerks das niedere Dach des Kolonistenhäuschens. Im Moorbauernbetriebe herrscht ein dreifaches System: im Teil nach dem Kanal zu tiefliegendes Kulturland (Veene), das vor Jahren noch abgetorft wurde, dahinter das unberührt gebliebene, aber durchgepflügte und gedüngte Hochmoorstück mit Korn, Hackfrüchten, Wiese, zuletzt, moorwärts, das unbestellte Torfstück, in dem mit primitivem



Ein Kolonistenhaus im Moor

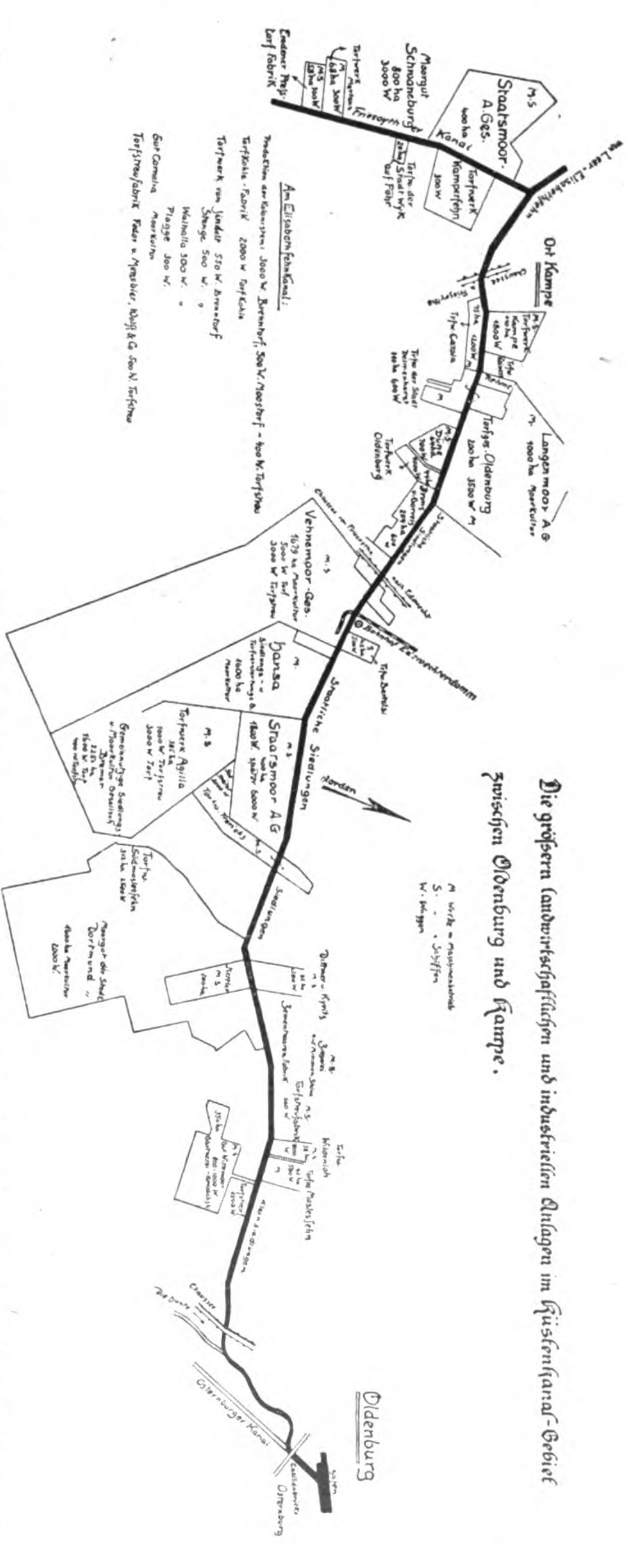
Hümling, das seit Jahren sehnsüchtig auf seinen Retter, eben den Küstenkanal, wartet.

Freilich: so schnell, wie harmlose Gemüter glauben, geht es mit dem Kultivieren und Siedeln nicht. Auch wenn der Staat, die Gemeinden und der Einzelne die Mittel zum Bauen hätten, würde sich das Besiedeln des Moorlandes nur allmählich vollziehen. Das Vermessen, das Gräbenziehen, die Anlage gemeinsamer Zugangswege und das Kultivieren ist eine Sache, die Zeit haben will. Schafft selbst der große Lanz-Motor jährlich nur zweihundert Morgen (bei den 1800 Hektaren des Hochmoorgutes »Stadt Dortmund« also nur ein Sechunddreißigstel), wie dann der Siedler! Er hat volle fünfundzwanzig Jahre, also fast ein Menschenalter, rüstig zu schaffen, wenn er seine Moorfläche von zehn Hektaren abgetorft und in Veenekultur gebracht haben will. Immerhin fließen dem deutschen Lebensmittelmarkt Jahr um Jahr aus jedem weiteren Morgen, der bestellt wird, Tausende von Zentnern Körner- und Hackfrüchte mehr zu und ersparen dem Volksvermögen Billionen an Papiermark, die sonst zum Ankauf ausländischer Nahrungsmittel gebraucht würden.

Man fragt sich wohl manchmal, weshalb unsre Landesregierungen das Werk der Moorkultur nicht schon viel früher in Angriff genommen haben. An Mahnungen dazu hat es nicht gefehlt. Aber freilich stellt sich der Laie diese Arbeiten leichter vor, als sie in Wirklichkeit sind. Nicht nur die Baukosten sind außergewöhnlich hoch, auch die sozialen Bedingungen und die wirtschaftlichen Konsequenzen erschweren das Werk. Man begreift das Zögern und die Vorsicht. Jetzt aber ist die Zeit der Not dafür gekommen.

Wie unendlich üppig auf diesem Jahrtausende harrenden Boden mit seiner aufgespeicherten organischen Triebkraft alle Saat gedeiht, zeigt ein Blick in die Treibhäuser oder die Musteranlagen eines der großen Moorgüter: Gurken, Tomaten, Erdbeeren von tropischer Fülle. Und erst die gute trockene Moorkartoffel!

Vermögen diese erkämpften Landstriche auch nur zum kleinen Teile das uns schnöde entrissene alte Kulturland in Ost und West und Nord zu ersetzen, sie sind doch eine Hoffnung und ein Ansporn. Ihr Gewinn ist ein gutes Blatt in der Nachkriegsgeschichte unsers unverzagten, arbeitszähen Volkes.



Musik und Humor

Von Erika Rickton

Zwei Worte, die, so kraß zusammengestellt, auseinanderzustreben scheinen — Musik und Humor. Nicht für den Künstler! Für ihn ist die Klangwelt die Welt, in der er atmet, denkt und empfindet, an die er sein Ich mit allen Pulsen dahingibt. Für einen Laien dagegen ist die Musik ein Luxus der Seele, ein ernster Tempel für ihre Feiertagsstunden, ein herrliches, unverstandenes Etwas, das rührsame Tränen entlocken kann, selbst wenn es — lächelt. Musik und Humor — alle großen Tonbaumeister waren auch große Humoristen wie ihre Kollegen bei der »gefrorenen Musik«, die ihre Dome mit allerhand kleinen Fratzen verbrämten, denn ihre Welt war ebenso ausdrucksreich wie die jeder andern Kunst. Auch der Musiker buhlt nicht nur um die Tränen des Schmerzes, der Freude, auch die des Lächelns will er erwecken können. Es sei nicht nur an mehr oder minder programmatische »Humoresken« erinnert, sondern auch an die wechselnden Feinheiten großer Orchesterpartituren — an die Beckmesseriade der »Meistersinger«, das meckernde Staккato der Fagotte, worin das feierliche Zunftmotiv parodiert wird, oder an Mozarts Scherz im »Figaro«, der die Hörner des Ehemanns durch Hörnerklang bestätigen läßt.

Wie die Musikliteratur reich an Scherz, Humor und Satire ist, so steht ihr auch die Musikgeschichte mit ihren drolligen, krausen Entwicklungsgängen an Komik keineswegs nach. Es scheint, als habe Apoll sein hehres Geschenk wie ein lustiger Kobold nur nach und nach den Menschenkindern vermachen wollen; als habe er sich einst lächelnd ergötzt, wie der Stammvater aller musischen Kunst, urplötzlich betroffen, im dumpfen Schlage an einen Hohlkörper etwas andres hörte als ein Geräusch — einen außerirdischen, die Seele erweckenden, ersten, geheimnisdurchzitterten Klang.

Einen Klang, der tausend Entwicklungsmöglichkeiten gleichwie ein Samenkorn in sich trug — der keine Rosen- und Lilienblüten, wohl aber ein Meer an farbigen Melodien und Harmonien verbarg. Ein Werkzeug, das Schritt für Schritt mit dem menschlichen Geiste, hier Inhalt, dort Ausdruck, emporwachsen und gedeihen sollte.

Die Psychologie zeigt die Zickzackschritte unsrer geistigen Fußtapfen deutlich in der Musikgeschichte. Jahrhundertelang hat die »Tonkunst«, vom Zerberus Wissenschaft in dicken chinesischen Mauern verborgen, schüchtern nur ihre Äste und Zweige gedehnt und gestreckt. Stets wieder zur Einstimmigkeit beschnitten, wurde sie schließlich von germanischen Völkern, wenn auch nur mit einem kleinen Ableger, in jungen, kräftigen Boden verpflanzt: hier wuchs er sich siegreich durch alle Gelehrsamkeit und die Fesseln des Dogmas hindurch und zeitigte jene herrlichen Blüten und Früchte, die uns heute erfreuen.

Um das Jahr 1000 beginnt sich ein Frühlingsahnen geistigen Lebens zu regen: das Buch der Geschichte verzeichnet die Anfänge mehrstimmiger Musik. Haben sie einst wie eine Vision in der Seele des Dichters geklungen und die Menschen mit andächtigen Schauern erfüllt, mit der Ahnung, an einer Schwelle neuer, überirdischer Möglichkeiten zu stehen?

Das Leben ist nüchtern. Die erhaltenen Denkmäler jener Zeiten können uns nur noch ein Lächeln erregen. In Quinten- und Quartenentfernung stapfen die ersten vermählten Klänge gravitätisch in gleicher Richtung einher. Terzen und Sexten waren ja Dissonanzen! Nun aber erscheint uns auch eine profane Erklärung ihrer Entstehung gar nicht mehr ungeheuerlich; erinnern wir uns nur, was heute noch geschieht: Zwei Menschen singen zu gleicher Zeit zwei verschiedene Lieder; es klingt ganz greulich, zuweilen aber läßt ein Zusammenklang aufhorchen: die Stimmen verschmelzen zur Konsonanz. Die ersten Duette und Trios des Mittelalters bringen denn auch ein Nebeneinander von artverschiedenen Texten: da haben sich beispielsweise ein Liebes-, ein Trinklied und ein Choral miteinander in Harmonie zu vermählen versucht.

Einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung bedeuten die »Jubili«, eine Art schüchterner Koloratur beim Halleluja des Kirchengesanges. Entstanden sie als bewußte Eingebungen der reinen »absoluten« Musik? Oder waren sie nur die Folge des mangelhaften Anpassens der Melodie an einen andern, ihr ursprünglich nicht zugehörigen Text? In früherer Zeit übertrug man antike Gesänge häufig auf neue Wortunterlagen. Beide Möglichkeiten haben gleiche Berechtigung. Wenigstens ist die Bedeutung der Anfänge absoluter, textloser Musik erst viele Jahrhunderte später erkannt und der Praxis dienstbar gemacht worden.

Ein Kapitel Musikgeschichte, überschrieben »Die Meistersinger«, hat Richard Wagner uns in seinem ganzen Humor vor Augen und Ohren geführt. Ein Stück krausesten Mittelalters, lang entschwundener, allzu behaglicher Zeiten wird damit wieder lebendig. Die würdevolle Zunft der Handwerker, Dichter und Komponisten zieht vor uns auf in feierlicher Parade; der gefürchtete Merker mit seinem Regelbuche, der »Tabulatur«, wo es wimmelte von entsetzlichen Fehlern, vor allem im Zählen der Silben. So entstanden denn ehrwürdige, hochangesehene Werke wie die »Vielfraßweis« oder die

»Schreibpapierweis«; so durfte den Lorbeer des Dichters empfangen, wer stolz deklamierte:

Genesis am 29. uns bericht',
Wie Jakob floh vor sein Bruder.

Das war Laiengesang. Aber auch im Reiche der »gebildeten Kunst« sah es nicht besser und würdiger aus. Die damaligen Meister der Töne, die Niederländer, mischten sorglos Heiliges mit Profanem, schrieben die »Messe von den roten Nasen«, die »Messe Küsse mich« und die »Messe O schöne Venus«. Wahllos wurde die Bibel durchkomponiert mitsamt den Stammbäumen Jesu von Lukas oder Matthäus. Kontrapunktische Künsteleien erreichten den Gipfel. Beim Rätselkanon mußte der Leser erraten, bei welcher Note die Nachahmung einzusetzen hatte, bei welcher sie musikalisch »paßte«. Beim Spiegel- oder auch Krebskanon diente die im Spiegel abgelesene rückgängige Bewegung als Gegenstimme. Beim Zirkelkanon setzte jede neue Stimme am Schlusse der alten in derjenigen Tonart ein, die eine Quinte höher lag, bis auf diese Weise die Ausgangstonart wieder erreicht war. Daneben gab es natürlich auch ernste, wirkliche Meisterwerke, aber die geschilderten Auswüchse waren viel zu allgemein und ihrer Zeit zu selbstverständlich, als daß man sie als eine nebensächliche Erscheinung betrachten könnte.

Es wandeln sich eben die Zeiten. Am Ausgang des Mittelalters fuhr Palestrina als reinigendes Gewitter in allen Staub und alle Schnörkeleien seiner im Übermaß der Phantasie in sich selbst zusammensinkenden Epoche und schuf aus dem ihm überlieferten kontrapunktischen Wirrsal einen geläuterten, auf klarer harmonischer Basis ruhenden Stil. Zu seinen Lebzeiten noch setzte die größte Revolution, die die Musikgeschichte erlebt hat, ein: die Rückkehr der klangübersättigten Tonkunst zum einfachen Volkslied, aus dessen Wurzeln die klassischen deutschen Meisterwerke erblühten.

Die Geschichte hat uns gezeigt, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts gerade auf musikalischem Felde nicht einer gewissen unfreiwilligen Komik entbehrt. Wissen wir aber heute schon, in welchem Lichte kommenden Geschlechtern unsre Kunsttätigkeit einst erscheinen wird? Was sie davon als bleibend, was als vorübergehend und daher komisch empfinden werden? Ob sie ihr Ohr und sein Werkzeug zur Aufnahme und zur Wiedergabe humoristischer Wirkung in der Musik wohl heranbilden mögen?

Vielleicht ist unsre Programmusik der einstmals belächelte Anfang zu neuen Möglichkeiten, zu feinerer und schärferer Charakterisierung des menschlichen Empfindens durch die so wandlungsfähigen Klänge auch auf dem Gebiet des Humors.

Schnee

Todesweh
Wächst dir im Schnee?

Bringt er dir nicht gleich schlichtem Strauch
Knospentreibende Seele auch?

Siehe, aus endlosem kühlem Segen
Rauscht mir erquicklicher Frühlingsregen.

Schlafende Wurzeln werden befruchtet,
Bis in den Zweigen die Hoffnung wuchtet.

Noch aus des Dornbuschs spitzer Verzahnung
Winkt mir des Blütenreichs frohe Ahnung.

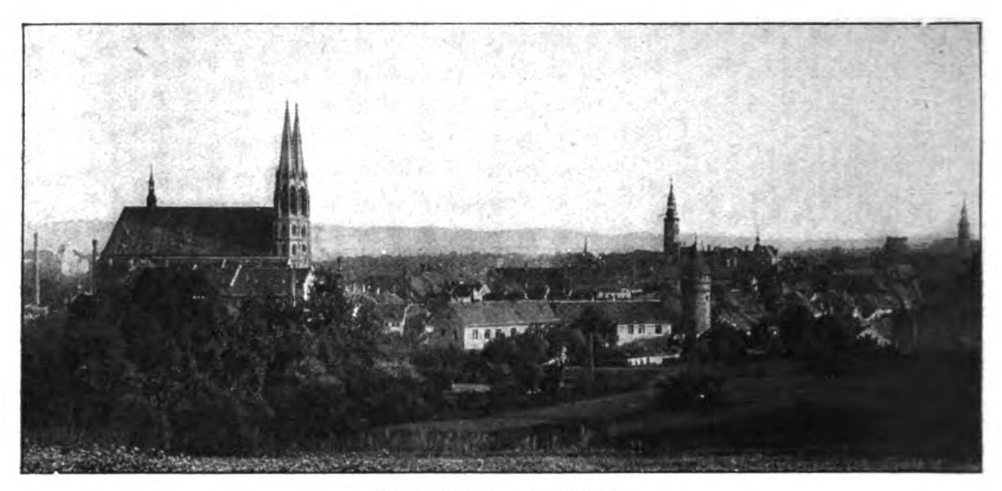
Lichtertann drängt sich aus den Flocken.
Schwingt nicht unendlicher Jubel die Glocken?

„Es war einmal" — und wird wieder sein
Morgen in duftendem Kerzenschein.

Drei Weisen, die suchend durch Nebel schreiten,
Winkte der Stern schon in hehren Weiten.

Siehe, aus endlosem kühlem Segen
Rauscht meinem Herzen ein milder Regen.

Max Bittrich



Gesamtansicht von Görlitz

Görlitz

Von Paul Bellardi

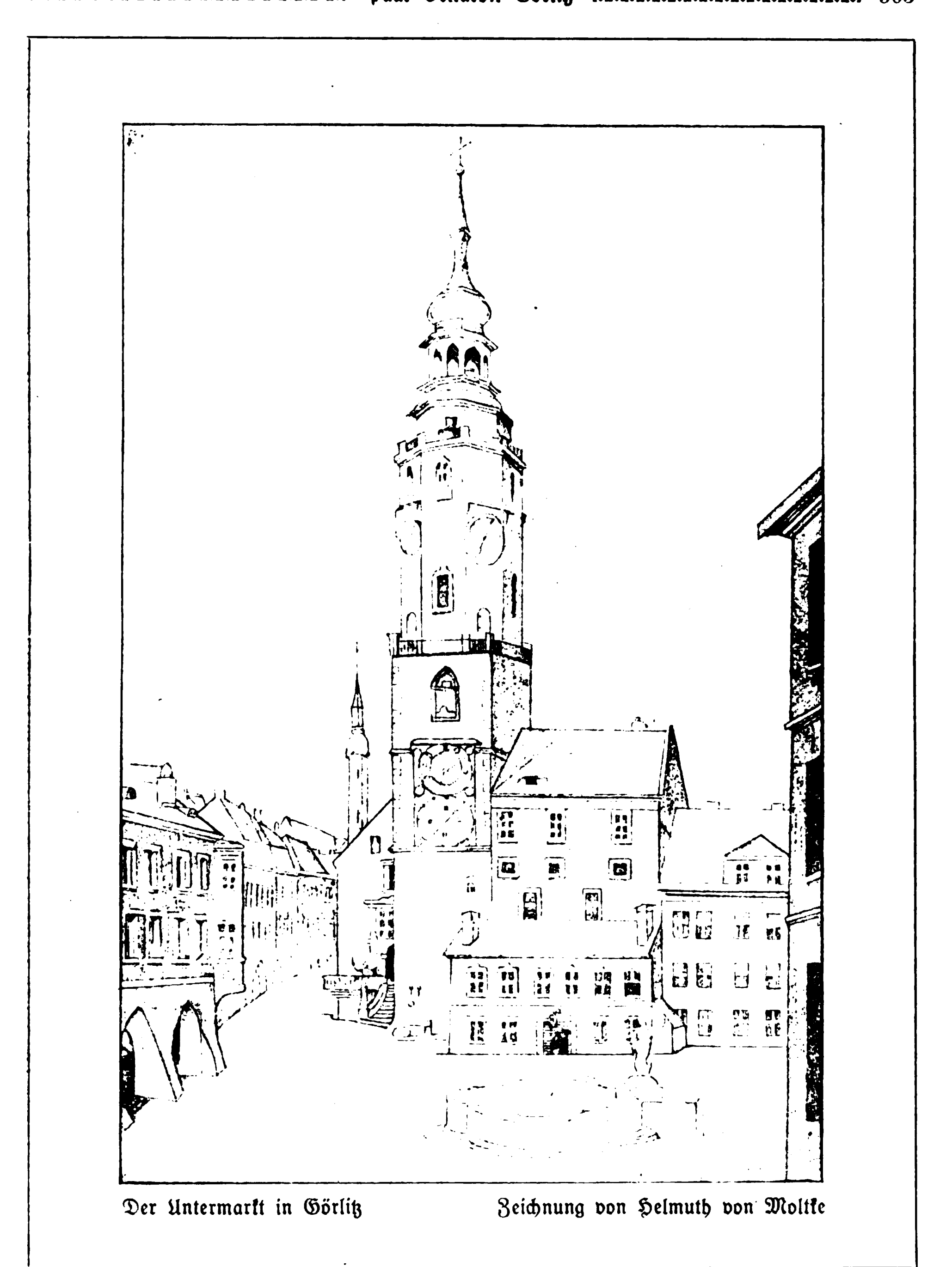
„Wohl den Städten, die einen wohlgepflegten Waldbestand vor ihren Toren und einen Park in ihrem Herzen haben!« rief ein Oberbürgermeister auf einer der letzten Versammlungen schlesischer Forstmänner aus. Dieser Ausruf paßt vollauf auf die schöne Neißestadt Görlitz. Mit ihrem Wald- und Grundbesitz von fast 30000 ha, der vielbeneideten Grundlage für den städtischen Haushalt, steht sie unter den niederschlesischen (und wohl allen deutschen) Städten an erster Stelle — daneben hat das große Hospital noch 3667 ha Liegenschaften —; in weitem Abstande erst folgt Bunzlau mit 9317 ha Stadtforst. Die »Heide« ist alter Besitz der Stadt Görlitz (seit 1491), und der »Pönfall« der oberlausitzischen Sechsstädte (1547), die schwer sie treffende Verantwortung für ihre zweideutige Haltung vor der Schlacht bei Mühlberg, raubte ihrem Vorort wohl einen großen Teil seiner Vorrechte, doch gelang es der Stadt, unter schweren Opfern wenigstens den Besitz der Heide zu retten.

Wer von den Königshainer Bergen herniedersteigt und den südlichen Horizont, entlang an den Silhouetten des Löbauer Berges, des Rotsteins, der Jauerniker Berge und der Landeskrone, überblickt, dem fällt es überzeugend ins Auge, wie bestimmt zwischen Bautzen und Görlitz ein Stück der »Hohen Landstraße« vorgezeichnet ist, jenes natürlichen Bettes der aus dem Westen heranströmenden deutschen Kolonisierung. Ihrem Schutze galt der Bund der Sechsstädte, der oft bewährte Zusammenhalt des deutschen Bürgertums in drangvoller Zeit; ihre bedeutungsvolle paarweise Verteilung (Kamenz—Bautzen, Löbau—Zittau, Görlitz—Lauban) betonte ebenso den Einfall des böhmischen Verkehrs wie die beiderseitige Fortsetzung über die Endglieder der Lausitzer Städtereihe hinaus.

Gorelitz, das alte Wendendorf, lag am Nordende des Neißebogens, der die heutige Stadt umfängt, außerhalb des mittelalterlichen Stadtgrundes am Rinnsal der Lunitz. Früh begann hier die deutsche Kolonisation. Schon im Jahre 1071 schenkte Kaiser Heinrich IV. hier der Meißener Kirche acht Königshufen zur Besiedlung. Die Nikolaikirche war das erste Gotteshaus und blieb auch die Parochialkirche von Görlitz bis zur Reformationszeit. Um 1320 wählte sich die entstehende



Häuser in der Altstadt



Der Untermarkt in Görlitz — Zeichnung von Helmuth von Moltke

deutsche Stadt einen höheren, besser gesicherten Platz, den »Burgberg«, welcher den Flußübergang beherrschte. Hier erhob sich die später durch den herrlichen Umbau ersetzte Peterskirche, eins der schönsten Bauwerke spätgotischen Stils. Sie faßt 5000 Andächtige; das wundervolle »Brautportal«, die eigenartige, unter dem Altar befindliche Krypta stellen die Peterskirche in die erste Reihe der schlesischen Kirchenbauten. Mit den neuen hochragenden Türmen schaut sie beherrschend in das Neißetal hernieder.

An alten Gotteshäusern besitzt das kirchenreiche Görlitz noch die Frauenkirche mit ihrem durch eigenartige Skulpturen bemerkenswerten



Rathaustreppe

Hauptportal und die Dreifaltigkeitskirche; unter den neueren sind die Lutherkirche, ein in romanischen Formen gehaltener, massiger Backsteinbau, die Kreuz- und die katholische St. Jakobuskirche besonderer Erwähnung wert. An der Nordseite der Stadt, wo einst der erste Keim ihrer Entwicklung aufging, kommt noch im heutigen Stadtbild die Vergangenheit zur Geltung; dort liegt eine recht eigenartige Nachbildung des heiligen Grabes und seiner Umgebung, geschaffen vom reichsten Patrizier der alten Görlitzer Blütezeit, Georg Emmerich, der 1489 von einer Pilgerfahrt ins heilige Land zurückkehrte. Nicht weit davon ruhen auf der Höhe des alten Kirchhofs im Schatten ehrwürdiger Bäume die alten Geschlechter, die einst im aristokratischen Stadtregiment kraftvoll gewaltet haben, darunter der berühmteste Gelehrte der Stadt, Bartholomäus Scultetus (1540—1614), als Mathematiker und Astronom der erste Kartograph seiner Lausitzer Heimat, unermüdlich im Zusammentragen alles für die Geschichte von Görlitz wertvollen Stoffes, ein eifriger Sämann für die Ernte der Nachwelt. Hier liegt auch das Grab des bekannten Schuhmachers und Theosophen Jakob Böhme, dem seine Zunftgenossen ein Denkmal am Stadtpark errichtet haben.

Der ausgedehnte neue Friedhof ist nach seiner landschaftlichen Lage und gärtnerischen Ausgestaltung einer der schönsten und stimmungsvollsten Schöpfungen dieser Art. Hier hat u. a. Goethes Freundin Minna Herzlieb (später Gattin des Jenaer Juristen Walch) ihre letzte Ruhestätte gefunden. Eine von der Stadt gestiftete Gedenktafel trägt die Inschrift:

> Goethes Liebe verklärte dir einst die glückliche Jugend,
> Goetheliebe, sie schmückt dir das erlösende Grab.

Eigenartig wirken die angeschlossenen Friedhöfe, wo zahlreiche während des großen Krieges in Görlitz verstorbene Russen und Griechen beerdigt wurden.

Das Stadtbild erhält eine besondere Note durch pietätvoll erhaltene Reste der alten Befestigungen. Hierzu gehört insbesondere die »alte Bastei«, später »Kaisertrutz« genannt — während des Dreißigjährigen Krieges bot die wehrhafte Stadt den kaiserlichen Belagerern unerschrocken Trutz und rettete sie vor drohender Verwüstung. Aus der Zeit des 15. Jahrhunderts stammt der in der Nähe stehende »Reichenbacher Turm«, ein schlanker Bau mit zierlicher, schmucker



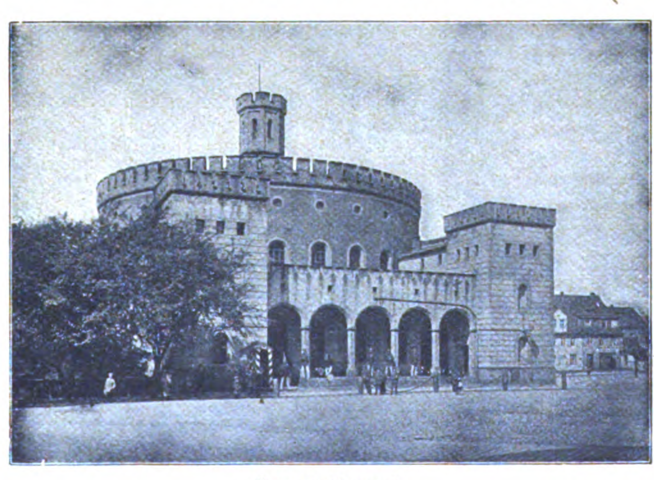
Erker am Rathaus

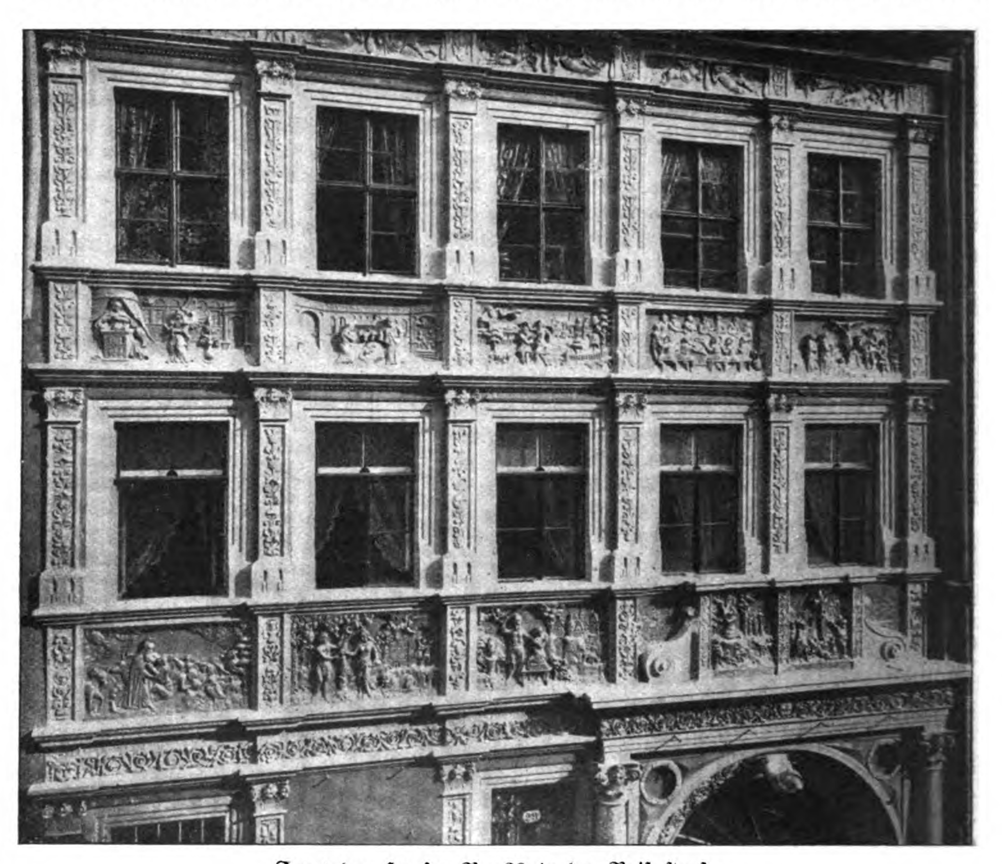

Der Schönhof (aus dem Jahre 1526)

Haube. Am Marienplatz steht der »Frauenturm«, ein Rest des alten Steintors; am Nikolaigraben ragt der feste »Nikolaiturm« als Wahrzeichen der alten Zeit in das moderne Leben hinein.

Daß die kunstsinnige und opferfreudige Stadt auch reich ist an Denkmälern aus neuerer Zeit, ist selbstverständlich; erwähnenswert sind besonders das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. auf dem Obermarkt, das Lutherdenkmal auf dem Dresdner Platz und das charakteristische Standbild des Prinzen Friedrich Karl vor dem Blockhause.

Der Wohlstand, zu dem Görlitz im 15. und 16. Jahrhundert emporstieg, ließ in seinen Mauern Baudenkmäler der Renaissance erstehen, deren stimmungsvoller, behaglicher Zauber das Stadtbild von Alt-Görlitz so innig durchdringt wie keinen zweiten Fleck der deutschen Erde. Das lebensfrohe Bürgertum gab den Plätzen Gestalt und Geist, die sich dem gereiften Formenschatz und der eignen Lebensführung anpaßten. Dasselbe Jahr 1525, das in Neiße durch einen großen Brand der neuen bürgerlichen Baukunst Raum schaffte, legte durch eine verheerende Feuersbrunst auch einen großen Teil der Görlitzer Altstadt nieder und ließ ihn wieder erstehen, »besser denn vor«. Die neu errichteten Bauten geben Kunde von den neu eindringenden Formen der Renaissance, deren Studium in Görlitz (wie in Brieg und Neiße) wahre Schatzkästlein findet. Welches Glück für die Stadt, den in ihr heimisch gewordenen Führer ostdeutscher Baukunst Wendel Roskopf, den »Meister zu Görlitz und der Schlesy«, zu ihren Bürgern zählen zu dürfen! Unter seinen Augen ist das Schönste erwachsen, was die Gegenwart in Görlitz bewundert: die eine Ecke des Rathauses anmutig füllende Treppe, aus deren graziöser Windung eine schlanke, schöngegliederte Säule mit korinthischem Kapitell sich erhebt, nachträglich gekrönt mit dem Bilde der Justitia; von der reich ausgeführten Kanzel herab wurden den Bürgern die Verfügungen des gestrengen Rates kundgetan. Gegenüber steht der »Schönhof«, ein 1526 erbautes Patrizierhaus, das die Formenelemente der Renaissance einwebt in die Grundzüge des althergebrachten bürgerlichen Hausbaues mit seinen echt deutschen schattigen »Lauben« und der den praktischen Zeitforderungen sich fügenden Gliederung und Anordnung der Innenräume. Es ist ein Verdienst der Stadtverwaltung, den Schönhof, nach dem Urteil des Görlitzer Architekten Rieß das älteste Baudenkmal seiner Art in

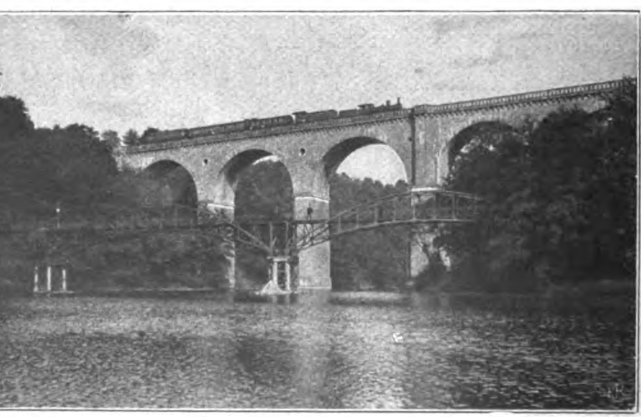

Der Kaisertrutz



Front des Hauses Nr. 29 in der Neißestraße

unserm Vaterlande, durch Beschluß vom April 1908 vor dem drohenden Abbruch gerettet zu haben.

Der Untermarkt hat ebenso wie die von ihm ausstrahlenden Gassen das Stadtbild der alten Zeiten treu bewahrt. Es wird auch nicht gestört durch den neuen hochgegiebelten Anbau des Rathauses, das außen das uralte Stadtwappen, an einer Seitenwand des Hofes den berühmten Erker in kunstreicher Steinarbeit zeigt. In den alten Bogenhallen, den Lauben, bietet der Kaufmann noch heut seine Waren aus; gegenüber liegt die ehemalige Stadtwage mit den schlanken Pfeilern im Erdgeschoß und mit Menschenköpfen als Kapitellen, ferner die Apotheke mit astronomischer Uhr, einem Werke von Zacharias Scultetus, sowie der alte Brunnen, der auf keinem Marktplatze fehlen durfte. Die Häuser der steil zum Flusse hinunterführenden Neißestraße sind zumeist auf den gleichen Ton gestimmt, insbesondere zeigt die Front des Hauses Nr. 29 wundervolle Steinmetzarbeiten, Schildereien aus der heiligen Geschichte.



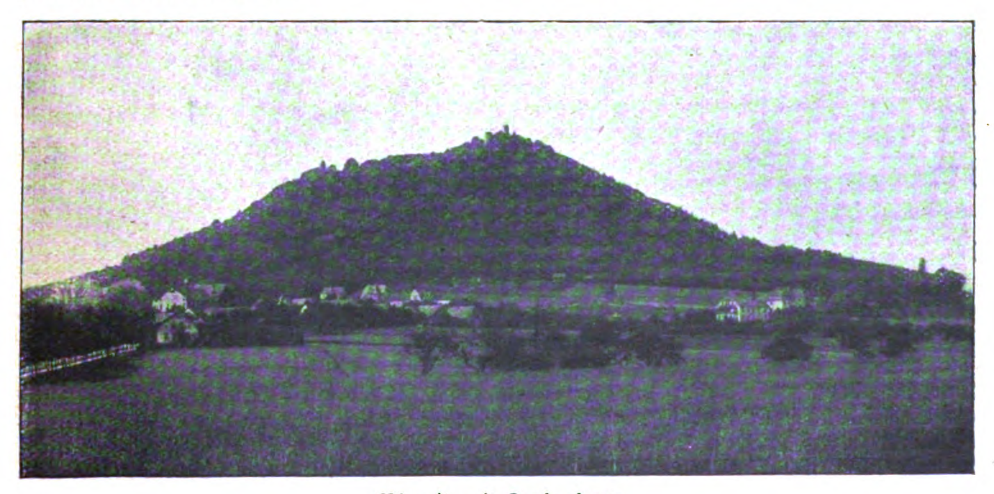
Neißepartie mit Viadukt

Wenn die (jetzt ungefähr 90 000 Seelen zählende) Hauptstadt der schlesischen Oberlausitz infolge ihrer Lage und ruhmvollen Geschichte zu den schönsten und

interessantesten Städten des deutschen Landes gezählt werden darf, so hat sie anderseits durch den rastlosen Fleiß ihrer Bürger auf dem Gebiete der Industrie und des Handels einen bedeutenden Ruf erlangt. Begünstigt wurde diese Entwicklung dadurch, daß die Hauptstraße, die aus Polen und Schlesien nach Böhmen und Sachsen ging, durch Görlitz als »Hohe Landstraße« führte. Die damit verbundenen Vorrechte wurden allzeit tapfer verteidigt; Gottsche Schoff (Schaffgotsch), Herr auf Burg Greiffenstein am Queis, trat im 15. Jahrhundert vergeblich in blutiger Fehde für die Freiheit der südlichen (»unteren«) Verkehrsstraße über Friedland und Zittau ein — Görlitz blieb im Besitze seiner Privilegien. Für die Kraftentwicklung der Stadt war es wichtig, daß sie nicht nur eine Vermittlerin fremden Güteraustausches war, sondern auch zugleich der Sitz einer leistungsfähigen, aus dem Verkehrsstrom schöpfenden Industrie. Mit den deutschen Zuwanderern kam auch das wichtigste städtische Handwerk: die Tuchmacherei. Auf ihrer Tätigkeit und dem Handel mit ihren weit nach Osten hin vertriebenen Erzeugnissen



Peterskirche



Biesnitz mit Landeskrone

beruhte größtenteils der Wohlstand, zu dem Görlitz im 15. und 16. Jahrhundert emporstieg. Dieser Aufschwung wurde begünstigt durch das 1339 der Stadt erteilte Privileg der Waidniederlage; es bedeutete einen unschätzbaren Gewinn für Görlitz, daß alle Oberlausitzer Städte den Waid, diese vorzugsweise in Thüringen erzeugte wichtigste Färbepflanze der Textilindustrie, in ihrem Vorort einkaufen mußten — das gab dem Görlitzer Tuchgewerbe einen bevorzugten Stand im Wettbewerb.

Nach dem Westfälischen Frieden zählte die Stadt kaum 5000 Einwohner, 1820 auch erst 10000; diese Zahl steigerte sich aber rasch und hat sich seit 1880 nahezu verdoppelt. Die Tuchmacherei, das altberühmte Gewerbe von Görlitz, hat im Wechsel der Zeiten ihre Betriebsweise ändern und dem modernen Zuge sich fügen müssen; im ganzen aber fällt der Textilindustrie nicht mehr so unbedingt die Führung zu wie vormals — große Werke schuf sich hier der Maschinen- nnd Eisenbahnwagenbau, auch die chemische Industrie. In der Mannigfaltigkeit gewerblicher Tätigkeit zeigt sich der dem Großstädtischen zustrebende Charakter der Stadt.

Daß Künste und Wissenschaften von jeher eine Pflegestätte in Görlitz gefunden haben, beweist vor allen Dingen der Ruf, den sich die schöne Neißestadt durch die seit 1889 bis zum Beginn des großen Krieges hier regelmäßig abgehaltenen Schlesischen Musikfeste erwarb; sie wurden durch den Grafen Bolko v. Hochberg ins Leben gerufen und fanden seit 1904 im größten und schönsten Konzertsaale Schlesiens, der nach Sehrings Plänen erbauten »Stadthalle«, eine würdige Stätte.

Am gegenüberliegenden Ufer der Neiße erhebt sich die weithin sichtbare »Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum«; sie hat die Aufgabe, insbesondere die Heimatkunde und Heimatkunst zu pflegen und die Darstellung eines möglichst geschlossenen Kulturbildes der gesamten Oberlausitz zur Anschauung zu bringen. Betont sei bei dieser Gelegenheit, daß die ganze Lausitz noch heut manchen Nachklang des alten Zusammenhangs mit Sachsen bewahrt; insbesondere lebt in den wissenschaftlich gebildeten Kreisen, die an der Erforschung der Natur des Landes und seiner Vergangenheit regen Anteil nehmen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Teile der Lausitz fort. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften und die Naturforschende Gesellschaft zu Görlitz (seit 1811) sichern der Stadt die Führung in allen geistigen Bestrebungen der Lausitz; sie bilden die Brennpunkte wissenschaftlichen Lebens, die sich mit selbständigen Leistungen ehrenvoll behaupten zwischen den Hochschulen Sachsens und Schlesiens. Von beiden Seiten wird diese Sonderstellung des geistigen Mittelpunktes der Lausitz mit Genugtuung anerkannt.

Die herrlichen, zum Teil uralten Baumbestand aufweisenden Parkanlagen der Stadt an beiden Neißeufern gewinnen fortdauernd an Ausdehnung. Natur und Kunst haben hier zusammengewirkt und dem Stadtbilde frische, belebende Farben verliehen. Mit ihren welligen Hügeln, ihren Terrassen, Abhängen, Schluchten und Felspartien bot die Landschaft dem gärtnerischen Schaffen ein reiches und dankbares Feld — es gibt wenige Orte im deutschen Lande, die sich in dieser Beziehung mit der »Perle der Lausitz« zu messen vermögen.

Einer der schönsten Punkte der nächsten Umgebung ist die Schlucht des Neißeeinschnitts, deren Grund zwischen 30—40 m hohen, mit üppigem Holzwuchs verkleideten Talwänden vom Flusse fast völlig ausgefüllt wird. Der stolze Viadukt von 31 Bogen, der 35 m über dem Flußspiegel die Eisenbahn hinüberführt, erreicht wegen der geneigten Böschung des rechten Uferrandes die Länge von 469 m. Von der Höhe aus genießt der Beschauer einen wundervollen Blick über das Neißetal bis zum blauenden Gebirgswall des Iser- und Riesengebirges.

Wer von Berlin oder Dresden her sich der Stadt nähert, findet seinen Blick gefesselt durch die Landeskrone, das Wahrzeichen von Görlitz. Der basaltische Sattelberg erhebt sich 226 m über die Stadt, 426 m über den Meeresspiegel. Eine breite Promenadenstraße führt in einer Stunde an den Fuß des Berges, dessen Abhänge mit reichen, waldartigen Anpflanzungen bedeckt sind. Auf der Spitze ragt das im Burgstil erbaute Wirtshaus, unweit davon ein massiger Bismarckturm. Ein Gedenkstein erinnert an die Anwesenheit Theodor Körners, der im Jahre 1813 mit dem Dichter de la Motte-Fouqué die Landeskrone besuchte. Tausende erfreuen sich alljährlich an der wunderbaren Fernsicht, die zahllose Dörfer und Höhen sowie die breit hingelagerte, türmereiche Stadt Görlitz umfaßt.

Für die fehlende berg- und hüttenmännische Tätigkeit in der nächsten Umgebung von Görlitz boten schon früher die nutzbaren Gesteine und Erden (Sand- und Kalkstein, Porphyr, Basalt, Ton, Glassand) reichen Ersatz, und dazu kam die Verwertung der ungeheuren Holzbestände. Daß es der Bevölkerung des weiten Flachlandes nicht an Betriebsamkeit und Arbeitsgeschick fehlt, beweisen die Glashütten und Eisenhämmer in Wald und Heide. In neuerer Zeit erst nahm die Nutzbarmachung der großen Braunkohlenfelder innerhalb des Städtegebiets Görlitz—Lauban, Bernstadt—Seidenberg beträchtliche Ausdehnung an; nicht minder bedeutsam ist die nördliche Fortsetzung dieser Felder unter der Kohlfurter Heide.



Walter Zuchors: Damenbildnis

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Georg Kaiser: Nebeneinander — Leo Sternberg: Die Junggräfin — Christopher Marlowe: Eduard 2. — Tirso de Molina: Don Gil von den grünen Hosen — José Echegaray: Galeotto — Goldoni-Zoff: Das Kaffeehaus — Dario Niccodemi: Tageszeiten der Liebe — Johann Nestroy: Titus und der Talisman — Semon Juschkewitsch: Sonkin und der Haupttreffer

Auch eine so äußerliche Zufälligkeit wie die Übereinstimmung zweier Titelfassungen kann manchmal blitzartig innere Zusammenhänge oder tiefwurzelnde Gegensätze erhellen. Im Jahre 1903 schrieb Georg Hirschfeld sein bürgerlich-häusliches Eheschauspiel »Nebeneinander«, zwanzig Jahre später erscheint unter demselben Titel Georg Kaisers »Volksstück von 1923«. Zwei Etappen unsrer neueren dramatischen Literatur: dort der im Kielwasser Ibsens und Hauptmanns plätschernde Naturalismus, hier der den wie immer voranstürmenden Schöpfungen der bildenden Kunst nachtastende Expressionismus; dort noch einmal die Enge und Gefühlsseligkeit, aber auch die Wärme und Traulichkeit einer mit ethischen Momenten durchsetzten Wirklichkeitsnachahmung, hier die Weiträumigkeit und Sachlichkeit, aber auch die Starrheit und Kaltherzigkeit einer schon ins Groteske und Abgeschmackte verzerrten Stilkunst. Dort alles nach innen, in die vier Wände des Zuhause, in die Kammern der Herzen gekehrt, hier überall Spiegel und Widerspiegel aufgestellt, die den handgreiflichen Bildern zeitbedeutsame Aus- und Durchblicke geben sollen. »Nebeneinander«: Hirschfeld meinte das Nebeneinanderleben zweier seit fünfundzwanzig Jahren scheinbar glücklich verheirateter Menschen, denen erst an der auf ganz andern Pfeilern gebauten kameradschaftlichen Seelengemeinschaft der Jungen das Bewußtsein für die Brüchigkeit und Oberflächlichkeit ihrer Ehe aufgeht; bei Kaiser bedeutet es die einen erschreckenden Blick in den Abgrund eröffnende »Verträglichkeit« schroffster Zeit- und Gesellschaftskontraste.

In dem »Heim« des Schleuseninspektors, wohin ein von ihrem Liebhaber schnöde verlassenes junges Mädchen seinen Herzenskummer, aber auch seine ungebrochene Lebens- und Liebesfreude geborgen hat und nicht lange hernach einen neuen, diesmal solideren und standhafteren Lebensgefährten findet, noch die alte ehrpußliche, ein wenig abgestandene biedertümliche Bürgerlichkeit des Zeitalters vor dem großen Kriege; in den Klubs, Kontoren, Cafés und Vergnügungslokalen der Neumann, Borsig, Kracht und Elsasser schon die neueuropäische Schieber- und Schlemmeratmosphäre der Nachkriegszeit mit all ihrer Frechheit und Schamlosigkeit. Als verbindendes Glied zwischen den beiden Welten, wie bereits in den früheren Stücken Kaisers »Von morgens bis mitternachts« und »Kanzlist Krehler«, das diesen rasenden, kreischenden Kontrast mit schaudernder Ekstase des aufgepeitschten Gewissens erlebende Subjekt, eine Art zweites Ich des Verfassers, diesmal ein Pfandleiher, dessen moralisches Verantwortungsgefühl durch einen ihm in die Hände gefallenen Brief aufgeweckt und so lange auf der Spur des vermeintlichen Opfers vorwärts gehetzt wird, bis er mit seiner Tochter in die Netze des Selbstmordes rennt.

Die grellen, schreienden Bilder dieses Nebeneinander aufzufangen, braucht der Dichter mehr als ein Dutzend Aufzüge. Es hätten ebenso gut (oder schlecht) zwölfmal zwölf sein können. Denn wo gibt es hier ein Aufhören, wo ein Schließen, wenn statt des auslesenden, formenden und beseelenden Gestaltungswillens die ungezügelte Willkür und Phantastik die Feder führt. Und werden sich Fratzen, wie die Gegenwart sie sich selber schneidet, je durch Fratzen zu einem dramatischen Kunstgebilde zwingen lassen? Das ist keine freie Umschau, kein Panorama der Zeit, wohin uns Kaiser führt, das ist ein Lachkabinett mit Hohl- und Buckelspiegeln, in denen alles verzerrt, zerfetzt, zerquetscht erscheint. Ein Volksstück soll das sein? Verdient sich die edle Bezeichnung etwa allein schon durch die Neuruppiner Bilderbogenbuntheit der nebeneinander hingekleckten Szenen? In dem Programmbuch, das im Berliner Lustspieltheater von der »Truppe«, der Herrin des Hauses, ausgegeben wird, steht eine Bemerkung von Friedrich Schlegel zu lesen, scheinbar gemünzt auf dieses Stück. Danach muß ein Drama, das der Menge gefallen soll, ein wenig von allem haben: etwas Unglück und etwas Glück, etwas Kunst und etwas Natur, eine gehörige Portion Tugend und eine gewisse Dosis Laster; auch Geist muß darin sein, nebst Witz, ja sogar Philosophie und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Teil nicht, so vielleicht der andre. Für die »Menge«, das großstädtische, sensationshungrige Premierenpublikum mag das ein gutes Rezept sein, für das Volk gewiß nicht, und auch »eine Art Mikrokosmos«, wie der Dichter sich einzubilden scheint, wird nun und nimmer daraus. Dazu gehört, mehr noch als eine geistige Überlegenheit, eine Seelen- und Charakterkraft, und die wird man bei Georg Kaiser vergebens suchen. Sittlichkeitsschnüffelei schickt sich nicht für einen Kunstkritiker. Aber auch für ein »Genietum«, wie es Herr Kaiser in seiner bürgerlichen Exi-

stenz betätigt hat, darf ihm der Sinn fehlen. Und wenn das Genietum so etwas fordert, bin ich mit dem alten Fontane für »Leineweber«. Jedenfalls bleibe uns so einer mit Moral, Zeitprophetie und Volksstücken vom Leibe, auch dann, wenn sie unter Berthold Viertels Spielleitung und mit den Bühnenbildern von George Groß so temperamentvoll-phantastisch gegeben werden wie von Rudolf Forster (Schieber-Elegant Neumann), Leonhard Steckel (Pfandleiher) und zwei Dutzend andern 1923ern, unter denen Fritz Lions Generaldirektor und Frigga Brauts Pensionswirtin die hektischen Züge unsrer Gegenwart besonders überzeugend zur Schau tragen.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß der Tag den Tag erkläre. Für die »Aktualität«, die Verlebendigungs- und Vergegenwärtigungskraft des Dichters gibt es keinen Unterschied zwischen heute und gestern. Leo Sternberg, der rheinische Dichter, der trotz seines erfolgreich aufgeführten Sintflutdramas »Gnapha« einstweilen noch mehr als Novellist und Lyriker, vornehmlich als Balladendichter denn als Dramatiker bekannt ist, hat neuerdings ein Stück geschrieben, das zwar nicht mehr in mythologischen Zeiten, aber immer noch fast ein halbes Jahrtausend vor unsern Tagen spielt. Und doch ist es voller Zeitgehalt und Gegenwartsbedeutung.

Das Drama (Buchausgabe im Saaleck-Verlag, Köln) spielt 1461 im Rheingau, am Vorabend der Mainzer Fehde, des blutigen Zwistes, der zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um das Erzbistum Mainz ausgefochten wurde und in tausend sich daran entzündenden Fehden die ganze elende Zerrissenheit des Reiches offenbarte. Mahnt schon dieses aus deutscher Geschichte und urdeutscher Landschaft heraufbeschworene Bild deutscher Selbstzerfleischung in mehr als einem Zuge an die unmittelbare Gegenwart, so glauben wir auch darin ein Spiegelbild unsrer eignen Zeit zu erkennen, daß schwertrasselnde Kriegslust auf der einen, fromme, den geistigen Dingen zugewendete Friedfertigkeit auf der andern Seite sich wie zwei unversöhnliche Widersacher gegenüberstehen. Und dieser Riß — wir von heute würden sagen: zwischen Militarismus und Pazifismus — geht mitten durch das Gefüge desselben Hauses, ja mitten durch die Brust des Einzelnen, wenn er, wie die mutterlose Junggräfin, die vielumworbene Tochter des Grafen Johann von Greiffenstein, zwischen dem rauhen, ganz im unbeschränkten Faustrecht und blutigen Hausmachtstaumel aufgehenden Vater und dem glühend verehrten Oheim, dem geistlichen Manne des Friedens und der schönen Wissenschaften, zu wählen hat. Den Aufruhr und Zwiespalt ihres Herzens noch zu verstärken, verirrt sich Gräfin Klaras Liebe von dem Oheim-Abt, dem sie in Wahrheit allein gehört, zu einem jungen Klosterbruder, in dem ihr unberatenes Gefühl wenigstens ein schwaches Abbild des Hohen und, wie sie glaubt, Unerreichbaren zu besitzen meint. Als sie aber den Abt um Gelübdelösung des Bruders Burkhard bitten will, erfährt sie, noch ehe sie das Wort von den Lippen bringt, daß auch der Oheim sie liebt und daß er nur ihretwillen, um die aufkeimende Leidenschaft für das kaum erblühte Kind zu bezähmen, das Ordenskleid genommen hat. Doch was gelten dieser nur ihre äußerlichen Machtvorteile suchenden Zeit Gefühle? Der Graf, von seinen Standes- und Waffengenossen bedrängt, hat inzwischen über das Jawort seiner Tochter schon nach eigner Wahl zu politischen Zwecken verfügt, und sein eiserner Wille duldet keinen Widerspruch. So muß Klara beides, ihr eignes zu spätes Erwachen aus traumumfangener Kindlichkeit zu schicksalhafter Bewußtheit und das Gewaltgebot des Vaters, der auch das Herz seiner Tochter unter die selbstsüchtige Politik beugt, mit dem Tode büßen, einem Tode, über den trotz des äußeren Zufalls — die Gräfin verbrennt im Kloster, in dessen Frieden sie sich, gehetzt von denen, die sie lieben, vor den Mordbrennern geflüchtet hat — eine innere tragische Notwendigkeit waltet. Aber auch der Graf entrinnt der Buße nicht. In dem Augenblick, wo der Kaiser ihn zum Reichsfeldherrn ernennt und mit der Markgrafenkrone belehnt, empfängt er die Nachricht vom Ende seines einzigen Kindes, und nun auf einmal erscheinen dem harten Kriegsmann und kalt rechnenden Politiker alle weltlichen Ehren und Machtzeichen nichtig: »Gebt mir die Dornenkrone!« ruft er, wie König Karl von Frankreich, und wirft sich verzweifelt über die Leiche seiner Tochter und Erbin. So rächt sich die Gottlosigkeit, auch das Heiligtum einer reinen, unschuldsvollen Seele, das unantastbar über allem Zwist stehen sollte, in den Kampf zu zerren, es zwischen den Mühlsteinen der Staatsränke zu zerreiben; so macht der Herr der Heerscharen die unersättliche Eroberungs- und Besitzgier zuschanden, die nur immer mehr Gold und Land und Untertanen erraffen will, anstatt das wahre Königreich des Friedens und der Versöhnung in sich selber zu gründen. Dies selige Königreich zu predigen wird der Abt nicht müde. Er, der den größten und härtesten Sieg über sich errang, als er dem Bruder Burkhard, ob ihm gleich das Herz darüber zerspringen wollte, seine Fürsprache beim Papst in Rom zusagte, daß der den Priester vom Profeß löse und ihm die Heirat mit der Junggräfin erlaube; er, der in seiner Seelengröße jenem auch die Geliebte noch aus den Flammen zu retten sucht und für den Grafen endlich das Trost- und Mahnwort

findet: »Tu ab den Panzer! Das Weichste ist das Mächtigste auf Erden.«

Die Friedensgesinnung dieses Werkes läßt sich nicht verkennen, aber von einem einseitigen pazifistischen Tendenzdrama ist es ebenso weit entfernt wie vom bunten Kostüm- und Historienstück. Wohl bewegt sich Sternbergs dramatische Kunst hier freier, leichter und lebhafter als in seinem zeitlosen Weltuntergangsdrama »Gnapha« (siehe Maiheft 1922), das allzu betont auch nach dem Ruhm einer ins Übersinnliche und Urweltliche schweifenden Weltanschauungsdichtung strebte; aber sie verkauft sich nicht ans Anekdotische und Abenteuerliche, auch nicht ans Novellistische, sondern hält die Grundlinien eines geistigen und seelischen Konflikts inne, der nur in den inneren Kammern der Herzen und Charaktere entschieden werden kann. Manches, zumal in den Bekenntnissen der Junggräfin selbst, gibt sich auch hier noch zu bewußt und wird auch zu abstrakt vorgetragen, im allgemeinen aber zeigt sich die Charakterzeichnung im Vergleich zu jenem Erstlingsdrama ebenso vertieft und gesättigt wie die vom Alltag gelöste, rhythmisch bewegte Sprache durchwärmt von einem Strom echter Empfindung und in ihrer bald sanfteren, bald derberen Färbung nach Stand, Wesen und Bedeutung der Sprechenden glücklich abgestuft. Treu geblieben ist Sternberg seiner von Anfang an, in den lyrischen wie den erzählenden Werken, beobachteten Richtung auf das stets und überall gültige Sittliche und Ewige, so daß dieses neue Werk keineswegs an seinen rheinischen Schauplatz gebunden ist. Wie im Mainzer Stadttheater, wo es Ende Oktober mitten in den Separatistenunruhen seine erfolgreiche Uraufführung erlebte, so würde es auch auf jeder andern ernsten Bühne dem Spielplan Ehre machen und den Darstellern ein paar dankbare Rollen geben, in denen sich wieder die Herzenslaute menschlicher Wärme und Natürlichkeit hören lassen.

So ein gelegentlicher Hinweis auf den Wagemut auswärtiger, unter keineswegs günstigeren Bedingungen arbeitender Bühnen erscheint dem Berliner Kritiker doppelt notwendig, wenn er feststellen muß, daß auf den Theatern der Reichshauptstadt neben Stücken aus aller Herren Ländern, von Kaisers »Nebeneinander« abgesehen, kaum ein Werk unsrer eignen zeitgenössischen Dramatik hervortritt. Die unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen das dramatische Schaffen der Gegenwart, die früher fast allein dem Königlichen Schauspielhause vorgeworfen werden konnte, ist jetzt im Berliner Theaterbetrieb zur Epidemie ausgeartet. Aus Angst, eine Niete zu greifen oder dem Geschmack, vielleicht sogar dem Parteigeschmack des lieben Stammpublikums vor den Kopf zu stoßen, zieht man die Hand lieber ganz vom Lostopf unerprobter Stücke zurück und holt die ältesten Scharteken aus den Fächern. Läßt auch wohl aus Bequemlichkeit die Schauspieler nach ihrem Gusto entscheiden, welche Rolle mit zugehörigem Stück sie spielen möchten. Haben wir es doch neuerdings richtig zu einem »Schauspielertheater« gebracht. So baut sich um uns ein archäologisch-ethnographisches Museum auf, worin es nicht an Ausgrabungen und Versteinerungen, Mißgeburten und Seltsamkeiten fehlt, wohl aber an Schöpfungen, die, mit uns geboren, unsrer Not und Hoffnung eine Stimme geben.

Der historische Faden, auf den sich die in Berlin während des Monats November gegebenen Stücke aufreihen, führt von Altengland über Altspanien, Altitalien und Altwien bis in die russische Sowjet-Republik.

Mit Christopher Marlowe beginnt er. »Gichtbrüchig, voller Runzeln, ohne Saft / so sah die Muse von Alt-England aus. / Da schloß sie Christoph Marlow in die Arme / Und sie gebar zwei Löwen«: so läßt Wildenbruch in seiner Marlowe-Tragödie aus dem Munde eines dichterischen Zeitgenossen den Dramatiker des »Tamerlan« und des »Doktor Faustus« rühmen. Und dies Lob verdiente der Altersgenosse und Vorläufer Shakespeares. Die englische Dramatik des 16. Jahrhunderts hatte von ihm Blut und Feuer bekommen, und als der unglückliche Dolchstoß eines Nebenbuhlers dies stürmische Kraftgenie voller Kühnheit und Leidenschaft noch vor Vollendung seines dreißigsten Lebensjahres dahinraffte, starb mit ihm eine glänzende Hoffnung. Aber schon stand der größere Vollender all jener im Keime zerstörten Ansätze auf der Schwelle; ihn grüßte der sterbende Marlowe, den im Tode brechenden Blick schon erhellt von dem Wissen der Zukunft. In pathetisch-beweglichen Tönen hat Wildenbruch diese typische Tragik des Vorläufertums zu gestalten versucht, und wir, die wir aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in unsern Stürmern und Drängern, den Bahnbrechern unsrer Klassiker, ähnliche Beispiele vor Augen haben, sind nach einem empfindsamen Zuge unsers Herzens nur allzu geneigt, die Tränen, die er weinte, nachzuweinen. Und doch ist das nichts andres als eine aus Buchgelehrsamkeit destillierte, an ein Phantom verschwendete Sentimentalität. Das Leben fragt nur nach den Lebendigen. So gut wie unsre Lenz, Wagner und Klinger aufgesogen wurden von denen, die nach ihnen kamen, so gut muß auch Marlowe sich darein fügen, daß seine Säfte in die Adern derer flossen, denen er wohl das Erdreich düngte, die aber die Kraft gewannen, sein Wildes, Rohes, Unreifes in Kunst und Schönheit umzubilden. So hat Marlowes Faust sein Bestes an Goethes Gipfelwerk abgeben müssen, und

sein »Eduard«, den Wildenbruch getrost neben den »beiden Löwen« Tamerlan und Faust als dritte königliche Bestie hätte nennen dürfen, ist in Shakespeares Königsdramen aufgegangen. Gewiß lassen diese sieben Bilder, in die Karl Heinz Martins Regie und Bearbeitung die Tragödie nach Alfred Walther Heymels Verdeutschung für das Schauspielertheater gegliedert hat, noch heute die Klaue des Löwen sehen: in den Kämpfen, die der schwache König mit seinen Großen um seinen schönen, aber leichtfertigen und anmaßenden, ihm durch mehr als zärtliche Gefühle verbundenen Günstling Gaveston führt; in der Wandlung, die sich in der eifersüchtigen Seele der Königin Isabella vollzieht; in dem Aufruhr, der in dem jüngeren Mortimer, erst ihrem ritterlichen Beschützer, dann ihrem Liebhaber und gewalttätigen Usurpator, entzündet wird, und vor allem in dem tragischen Ritterschlag zum Mann und Helden, den der Schwächling von König im tiefsten Unglück empfängt. Seine Ermordung im Gefängnis (mittels eines umgekippten Tisches) läßt uns neben der maßlosen Phantasie zugleich die vulkanische Naturkraft des Dichters spüren, freilich ohne die Erschütterung und Erhebung, die zu bewirken seinem großen Erben in ähnlichen Szenen gegeben ist.

An Futter für schauspielerische Heißsporne fehlt es diesem Stück nicht. Ernst Deutsch als König und Heinrich George als Mortimer konnten sich hier einmal nach Herzenslust und Kehlkopfkraft austoben, wobei freilich die feinere Charakteristik öfters in die Brüche ging. Den Königsmörder Lightborn gab Alexander Granach mit der diabolisch-grotesken Wildheit, die nur er für solche ins Gebiß schäumende Episodenrollen hat.

Aus dem Spanien des frühen 17. Jahrhunderts holte sich das Theater in der Königgrätzer Straße den »Don Gil von den grünen Hosen«. Das ist eins jener damals zu Tausenden umgehenden Mantel- und Degenstücke, deren Inhalt und Verlauf im Grunde immer derselbe war: abenteuerliche Verwicklungen und tändelnde Verwechslungen, Liebeshändel und galante Zweikämpfe; die Charaktere, nur in allgemeinen Zügen gehalten, blieben im Hintergrund. So auch bei dem Frater Gabriel Tellez, der sich Tirso de Molina nannte und als Dramatiker eine erstaunliche, von keinerlei moralischen Bedenken gefesselte Phantasie, eine köstliche Kraft des Humors, eine spielende Gewandtheit des Dialogs sowie eine beispiellose epigrammatische Schärfe und satirische Kühnheit bewährte, namentlich in seinen Ausfällen gegen die Geistlichkeit, der er als Prior des Klosters Soria doch selber angehörte — ein Beweis dafür, wie eng in der Blütezeit der spanischen Literatur Welt und Kloster verbunden waren. Mit der geschickten Bearbeitung, die August L. Mayer, der Münchner Spezialist für spanische Kunstgeschichte, und Johannes v. Guenther am »Don Gil« vorgenommen haben, läßt sich dies Spiel wohl auflockern und von seinem allzu üppigen Wirrwarr einigermaßen entfetten, nicht aber der antiquarischen Klunker entkleiden, die ihm aus Schlitzen und Taschen quellen. Ein artig-anmutiges Scherzspiel, eine gefällige, auch in der sprachlichen Form erfreuliche Liebeskomödie, diese Geschichte von Donna Juana, die als grünbehoster Don Gil ihrem ungetreuen, dieselbe Namenmaske tragenden Liebhaber aus Valladolid nachreist, ihm die Madrider Schönen wegschnappt und sein flatterhaftes Herz wiederzugewinnen weiß — aber doch nur Oberflächenkunst, die unserm Gefühl von heute wenig oder nichts zu geben hat.

Nicht viel besser steht es um den Gegenwartswert des um fast drei Jahrhunderte jüngeren »Galeotto«. Vor einem reichlichen Menschenalter hat Paul Lindau, der Impresario der Pariser Boulevarddramatik, dies Schauspiel des erst vor sieben Jahren gestorbenen Spaniers José Echegaray bei uns eingeführt und eitel Lob dafür geerntet. Erst seitdem ist der Begriff Galeotto, der Name des Königs aus dem Lanzelot-Roman, der Dantes berühmtes Liebespaar Francesca da Rimini und Paolo Malatesta zum ersten verhängnisvollen Kuß verleitet, bei uns zum geflügelten Wort geworden als Bezeichnung für den Kuppler unschuldiger Herzen, die Klatsch- und Sensationszunge der Gesellschaft, die kein größeres Vergnügen kennt, als zwei Menschen, die sich noch keiner Sünde bewußt sind, unlöslich miteinander zu verketten. Der junge Schriftsteller Ernesto, der — ein Erbstück alter Freundschaft — wie ein Sohn des Hauses bei Don Manuel und dessen Frau Donna Julia lebt, ist ahnungslos dabei, dies Drama von dem schamlosen Allerweltskuppler zu schreiben. Da muß er, ehe das Stück fertig wird, seine Tragik am eignen Leibe erleben. Die Welt kann und mag nicht glauben, daß die beiden, Donna Julia und Don Ernesto, die sie stets beisammen sieht, einander in schuldloser Freundschaft zugetan sind. Drum flüstert und wispert sie so lange, bis die beiden am Totenbett des Mannes, der für die verdächtigte Ehre des Hauses sein Leben im Zweikampf aufs Spiel gesetzt hat, wirklich einander in die Arme getrieben werden, als zwei von allen, auch von ihren Nächsten und Treuesten Verfemte, die nur sich noch haben ... Ein gut gebautes, advokatorisch überredendes und immer noch bühnenwirksames Stück eines Mannes, der nicht umsonst von Haus aus Ingenieur, Physiker und Mathematiker war. Aber auch als Dramatiker ist Echegaray mehr Thesenverfechter, Schachspieler und Rechenkünstler als Menschenzeichner, Herzenskünder und Poet geblieben. Überwallende

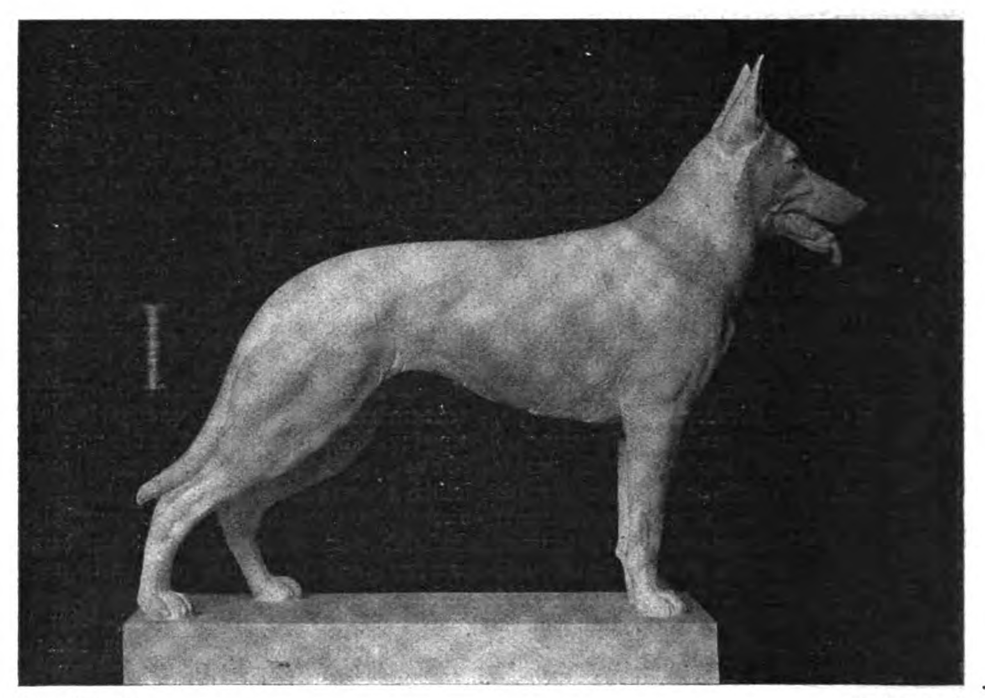
Leidenschaft, tragische Affekte und gewaltsame Szenen müssen über den Mangel an tieferem Gehalt, feinerer Seelenkunde und folgerichtiger Entwicklung hinwegtäuschen, und im zweiten Teil ist nicht mehr der große Galeotto, sondern der kleine José selbst mit seinen mathematischen Konstruktionen die Triebfeder des Menschengeschicks. Das Residenztheater wird sich irren, wenn es hofft, uns nach Ibsen, der doch weit mehr Dichter war, zum zweitenmal mit Behagen in diesem abgestandenen Flusse schwimmen zu lassen.

Vom Manzanares zum Canale grande. Aber auch aus dem Venedig des 18. Jahrhunderts, aus den Lustspielen Carlo Goldonis, so groß sein historisches Verdienst als Überwinder der entarteten Stegreif- und Berufskomödie (commedia dell'arte) sein mag, wird unserm Spielplan keine dauernde Erfrischung kommen, so sehr sich im Deutschen Theater Otto Zoff als Bearbeiter und Max Gülstorff als Hauptdarsteller des »Kaffeehauses« bemüht haben, der dürftigen Handlung und dem für uns kahl gewordenen Dialog romantisch-ironische Lichter aufzusetzen. Ein junger Leichtfuß wird von seiner tapferen Frau von der Spielwut kuriert, ein liebestoller Abenteurer von der seinigen am Schlepptau ihrer zwölf Kinder zu Herd und Pflicht zurückgeholt: daraus ließe sich wohl auch für uns etwas gewinnen, das an Herz und Gewissen rührt, aber dies Etwas zeigt sich zu sehr mit italienischen oder genauer venezianischen Zeit- und Ortseigentümlichkeiten vermengt, die bei uns nicht mehr zünden. Goethe, auf seiner italienischen Reise unter den Fischern und Marktweibern von Chioggia von einem neuen naturfrohen Lebensgefühl beseelt, konnte wohl an einem Goldonischen Stück quirlendes Vergnügen genießen, aber auch er schon fügte sofort die Bemerkung hinzu, daß das alles nur dem Volke fromme, das sich da so wahr und lebenstreu nachgebildet fand.

In Dunkelheit gehüllt ist die Herkunft eines neuen Lustspiels von Dario Nicodemi, demselben, der uns im vorigen Jahre mit Scampolo, dem naiven Volks- und Naturkind eines italienisch aufgezäumten Atelierstücks, leidlich anständig unterhielt. Wie schon damals, so darf man erst recht bei den »Tageszeiten der Liebe«, einem Kammerspiel für die Kammerspiele, im Zweifel sein, ob die Wiege dieses mehr feuilletonistischen als dramatischen Duetts über Morgen-, Mittag- und Abendstimmungen der Liebe wirklich in Italien gestanden hat, wie es vorgibt. Andre raten dem Namensklang des Verfassers nach auf Dalmatien, andre auf Paris, heißt es doch, so halbbalkanisch habe der letzte Liebhaber der Schauspielerin Réjane geheißen. Klatsch hin, Klatsch her — das Tändelstückchen, das nur zwei Personen, natürlich Ihn und Sie, braucht, um sich für drei Akte in Trieb zu halten, ist nicht ohne Grazie, die manchmal sogar durch die Haut des Witzes hindurch auf den Nerv des Themas Liebe geht. Frühmorgens kecke Werbung mit Hilfe einer Duellgeschichte, wie sie auf ein mitleidig-eitles Frauenherzchen selten ihre Wirkung verfehlt; mittags mit Blitz und Krach das Gewitter künstlich erregter Eifersucht; abends Sehnsucht, Reue, Versöhnung: so webt sich aus Tau, Sonnenglut und Mondschein dies »leichte Rosenband«. Kurt Götz mit seiner verführerisch-weltmännischen Lässigkeit spielte den kaustischen Liebhaber, Marianne von Martens, eine Wienerin, die man sich hier freilich etwas damenhafter gewünscht hätte, die Liebhaberin, und beide waren so ganz bei der Sache, daß man sich nicht wunderte, hernach zu hören, die »Tageszeiten« seien an ihnen zum Galeotto geworden.

Johann Nestroys »Talisman« oder wie das Ding im Schauspielertheater dem Stabreim zuliebe heißt: »Titus und der Talisman«, ist ein Komödiantenstück, wie es im Buche und zu oberst im Herzen des Schauspielers steht. Da weht noch die Luft der Altwiener Harlekinaden aus der Zeit der Stranitzky, Kurz-Bernardon und Prehauser, und es findet sich auch heute noch leicht einer, der, geschmeidig wie ein Aal, in ihre abgelegte Haut schlüpft. Diesmal heißt er Karl Etlinger und ist ein seinem Handwerk mit Leidenschaft und Fleiß ergebener Meister all seiner Mittel, wenn auch mehr Glieder- als Seelenspieler, was aber für diese Verkleidungsposse von dem wie ein Federball in seiner Karriere auf und nieder geschleuderten rothaarigen Barbiergesellen Titus Feuerfuchs vollauf genügt.

Ein gut Teil mehr wird vom Darsteller der Hauptrolle in dem Zwillingsstück des Abends, der Komödie »Sonkin und der Haupttreffer« des Russen Semon Juschkewitsch verlangt. Denn dieser Sonkin, auch »Jagdwürstchen« genannt, ist so etwas wie ein Peter Schlemihl des Bureaus, ein melancholischer, gottergebener Pechvogel, der denn auch samt Frau und Mutter durch den Lotteriegewinn keineswegs glücklicher, sondern nun erst recht von wohlwollenden Freunden und schmarotzenden Verwandten geplagt und gepiesackt wird. Ein Stück, mehr aus der Schule des leisen Tschechow als aus der des bissigen Gogol und des realistisch bunten Ostrowski, das deshalb auch verdient hätte, mehr auf den inneren Charakterhumor als auf den äußeren Situationsspaß und die laute Kulissenwirkung hin gespielt zu werden.



Arno Zauche: Schäferhund

Von Kunst und Künstlern

Michelangelo: Engelkopf neben Jesaias (vor S. 429) — Karl Spilling: Deutsches Mädchen (vor S. 421) — Ernst Eimer: Konzert im Walde (vor S. 465) — Irmgard von Bongé: Das römische Haus im Weimarer Park (vor S. 457) — Karl Reuß: Alter Hof in Lüneburg (vor S. 493) — Walter Zuchors: Damenbildnis (vor S. 509) — Arno Zauche: Jugend (vor S. 489), Sterbender Krieger (S. 515), Schäferhund (S. 514) und Haubentaucher (S. 516) — Leo von König: Der barmherzige Samariter (vor S. 437) und Vor dem Tanz (vor S. 441) — Hans Schadow: Mit Pinsel und Palette — A. M. Cay: Franzosen im Ruhrgebiet

Von der mit kindlicher Lieblichkeit gepaarten erhabenen Schönheit der Deckengemälde, mit denen **Michelangelo** für den Papst Julius II. die Sixtinische Kapelle geschmückt hat, gibt der **Engelkopf neben Jesaias** eine bescheidene Probe. Vier Jahre hat der Meister an diese zunächst nur widerwillig übernommene Arbeit gewendet. Als er fertig war, hatte er statt der vom Papste ursprünglich gewünschten zwölf Apostel 343 Gestalten gemalt. So unvergleichlich die architektonische Gliederung all dieser Darstellungen ist, bildet man das Ganze auf einem flachen Übersichtsblatte ab, so wirkt es kalt und mathematisch. Nur Einzel- und Teildarstellungen können intimer in die Welt dieser Schönheit einführen. Aus der Reihe der zwölf (nun an die Stelle der ursprünglich geplanten Apostel getretenen) Propheten und Sibyllen, die lesend, sinnend oder zur Begeisterung entzückt, in den Thronnischen sitzen, als »erfüllten sie Gedanken, über denen sich Jahrtausende brüten ließe«, vom träumenden Ahnen der Dinge an durch alle Stufen des bewußten Denkens hindurch bis zum Schauen der Wahrheit selber im Rausche der höchsten Entzückung — aus diesem dämonisch-majestätischen Chor, den Michelangelo vermittelnd zwischen das urzeitliche Drama von Weltschöpfung und Sündenfall und die schon im Lichte der Historie sich vollziehenden Erlösungstaten setzte, lösen wir nur ein winziges Teil- oder Begleitstückchen des Ganzen los, ein Splitterchen aus einem riesigen, breitästigen Eichbaum: eins der Engelköpfchen, die über des Propheten Jesaias rechter Schulter sichtbar werden. Er hat gelesen und nachgesonnen. Jetzt erstarrt er, ein noch jugendlicher und kräftiger Mann, die Lider sinken, die Stirn umwölkt sich: er schaut im Geiste den Herrn. Und vom Himmel kommen zwei Engelsboten, und der eine, dessen Gewand noch in der Luft flattert, läßt sich an der Schulter des Mannes nieder, um ihm verborgene Wahrheiten zuzuflüstern oder auf Herannahendes hinzuweisen; und nun schließt sich das Buch, der Kopf hebt sich empor aus der stützenden Hand und wendet sich nach dem Engel hin: die ganze Seele des Propheten lauscht, man glaubt zu spüren, wie er den Atem anhält. Ein heiliger Schauer erdentrückter Einsamkeit und Hoheit weht uns an.

Wer die Schönheiten der einzelnen Gestalten von der Sixtinischen Decke bis in die feinsten Einzelheiten genießen will, der nehme sich die

beiden Michelangelo-Mappen vor, die der Kunstwart-Verlag bei Callwey in München herausgegeben und allein den Deckengemälden gewidmet hat: die eine ihren Hauptbildern, die andre den Propheten und Sibyllen. —

Karl Spillings »Deutsches Mädchen« führt uns auf die Erde und in die deutsche Heimat zurück. Nicht zufällig oder willkürlich ist es ins Freie, unter den weiten blauen Himmel gesetzt, erscheint es uns doch in seiner naturhaften, fast etwas derben Gesundheit als eine Verkörperung der Natur oder, wenn man sich durch das Buch, das dem Mädchen in den Händen ruht, und durch den bunten Kranz, den es im braunen Haar trägt, auf Literarisches hingewiesen sieht, als eine Verkörperung des deutschen Volksliedes.

Auch Ernst Eimers »Konzert im Walde«, das den alten Einsiedler zum Harfenspieler, Eule, Käuzchen, Krähe, Spitzmaus, Eichhörnchen und Käfer zu andächtigen und begeisterten Musikliebhabern macht, führt uns in den Frieden der Naturidylle und des Märchens, und wir wollen kein Hehl daraus machen, daß wir bei Auswahl dieses Blattes an die Kinderaugen und Kinderherzen gedacht haben, um auch ihnen zu Weihnachten etwas zu bescheren.

Die beiden Architektur- und Landschaftsbilder des Heftes sind gesuchte Kontraste. In Irmgard von Bongés Winterbild »Das römische Haus im Weimarer Park« haben wir eine durchaus auf »Atmospäre« gestellte Luft- und Lichtstudie, die den berühmten Bau, nach dem sie sich nennt, ganz in den Hintergrund treten läßt, um sich mit desto mehr Liebe in das Flimmern der Luft, den Hauch der Kälte und das Spiel der blauen Schatten auf der weißen Schneedecke zu vertiefen. Der »Alte Hof in Lüneburg« von Karl Reuß verschmäht zwar auch die koloristischen Reize nicht, und wie sich bei ihm Sonnenlicht und Schatten scheiden, das gibt diesem Blatt sogar einen besonders feinen Reiz, aber im Grunde ist es hier doch das Material, das für den Eindruck des Bildes entscheidet: der rote Backstein, das mit feinem grünem Flaum überzogene Ziegeldach, das altersgebeizte Holz, die in der Feuchtigkeit silbern spiegelnden Steinstufen und Pflasterlachen.

Von dem Berliner Maler Walter Zuchors haben wir vor kurzem ein dem Genre genähertes Bildnis, ein Mädchen oder eine junge Frau in sonnendurchspielter Sommerlaube, gezeigt (Juliheft 1923); als Ergänzung dazu, um auch von der Repräsentations- oder Gesellschaftsmalerei dieses Künstlers eine Probe zu geben, folgt jetzt ein modernes Damenbildnis in großer Toilette.

Die Plastik in diesem Hefte vertritt der Weimarer Bildhauer Arno Zauche. Da ist zunächst eine Bronze, eine frei und schlank aufwachsende Mädchengestalt, die ihre Bezeichnung »Jugend« nicht zu Unrecht trägt: es ist etwas von Blühen und erstem in Staunen und Bangigkeit Sichentfalten in dem Werke, das trotz seinen bescheidenen Maßen bildhafte Kraft genug hat, um von einem Tisch in der Mitte oder einer Säule an der Wand aus ein Zimmer mittlerer Größe zu beherrschen. Der Sterbende Krieger, in den Umrissen und in der plastischen Rundung auf die schlichteste und natürlichste Form zurückgeführt, ohne doch irgendwie der Glätte antiker Nachahmung zu verfallen, ist für das Kriegerdenkmal der kleinen weimarischen Stadt Weida bestimmt, die bei der Erwerbung dieser Arbeit besser beraten war als manch andre mit reicheren Mitteln und höheren Ansprüchen. Von demselben Künstler gleich noch zwei Tierplastiken: einen Schäferhund, bei dem es Zauche gelungen ist, kynologische Rassen- und Zuchtrichtigkeit — man weiß, wie



Arno Zauche: Sterbender Krieger

»scharf« die Kenner auf solche Forderungen sind — mit einer schönen kräftigen Silhouette und einer energischen plastischen Gesamtform zu verbinden. Der Haubentaucher, der hier im Hochzeitsschmuck prangt, einem oben geteilten, zwei Hörner bildenden Federbusch und einem aus prächtigen, langen ₀erschlissenen Federn zusammengesetzten, die Kopfseiten und die Kehle umgebenden Kragen, zeigt verzwicktere Formen. Aber auch hier ist es dem Künstler geglückt, eine Gesamtform herauszubringen, an der sich das Auge, zumal wenn sie in spiegelndem Porzellan vor uns erscheint, wohl erfreuen kann.



Arno Zauche: Haubentaucher

Die beiden Gemälde von Leo von König, der »Barmherzige Samariter«, der seiner dunklen, schweren Tönung wegen freilich nicht leicht wiederzugeben war, und »Vor dem Tanz«, eine schon ältere Arbeit des Künstlers, begleiten den Aufsatz von Dr. Elias Erasmus.

Von dem Berliner Porträtmaler Hans Schadow, einem Nachkommen der berühmten Künstlerfamilie, wußte die Kunstgeschichte bisher nicht viel, wird sie in Zukunft noch weniger wissen, wenn mit der alten Zeit auch das Andenken der von ihm gemalten Fürsten und Prinzen dahin sein wird. Aber seine Erinnerungen »Mit Pinsel und Palette durch die große Welt« (Leipzig, K. F. Koehler; mit 15 ganzseitigen Abbildungen seiner Gemälde) werden sich eine Weile behaupten, denn hier herrscht ein so liebenswürdiger Plauderton, daß man auch nichtigen Dingen gern zuhört. Schadow ist weit herumgekommen und hat, als Gardeoffizier mit guten Gesellschaftsformen und noch besseren Empfehlungen ausgestattet, immer »obenauf« geschwommen, in Berlin, Karlsbad, Kiel, München, Venedig, in Holland, England, Schweden, Rußland, Syrien und Ägypten. Sogar in die auswärtige Politik ist er dann und wann hinabgetaucht, und immer hat er den Rat des Prinzen, späteren Königs Ludwig III. von Bayern beherzigt: »Malen Sie Porträts von Gelehrten, hohen Militärs und Diplomaten!« Von denen plaudert er nun, da er »wie der Kater Hiddigeigei an der Erinnerung Tatzen saugt«, und wie ihm, so ist auch dem Leser bei seinen Schnurren und Anekdoten höchst behaglich zumute.

Die Karikatur, diese das Kennzeichnende einer Person oder eines Vorgangs durch Übertreibung hervorhebende und dadurch lächerlich oder verächtlich machende Kunst, darf als Waffe im politischen Kampf nicht verschmäht werden: augenfälliger und schlagender als Worte spricht sie zu den Massen, und im Verkehr mit andersprachigen Völkern ist sie oft die einzige Sprache, die verstanden wird. Also durfte sich wohl auch unser Ruhrkampf ihrer bedienen. Trotzdem muß man daran zweifeln, ob es der richtige Weg zur Aufklärung und Gerechtigkeit ist, der in dem Karikaturenalbum »Franzosen im Ruhrgebiet« (10 Zeichnungen von A. M. Cay; Berlin, Reimar Hobbing) eingeschlagen wird. Der Stift dieses Amerikaners, mag er auch noch so weltberühmt sein, ist yankeehaft-roh, trifft nirgends den Typus der Ruhrbevölkerung und läßt hinter dem beißenden Hohn und Spott, der hier angebracht ist, den grimmigen Ernst und den heiligen Zorn vermissen, die nicht entbehrt werden können. Nur ein deutscher Zeichner mit sicherem Volksgefühl und künstlerischem Ernst hätte unsrer Meinung nach einer solchen Aufgabe gerecht werden können. F. D.



Literarische Rundschau

Als dritter Band in der Reihe der »Bücher deines Volkes«, die Werner Jansen bei Westermann in Braunschweig »neu an den Tag gibt«, sind nun nach den Märchen und den Volksbüchern die Volkssagen erschienen. Sammlungen der Art gibt es genug; eine neue, die wie diese alle Gaue und Stämme des deutschen Vaterlandes umfaßt, kann sich nur rechtfertigen, wenn die Auswahl von einer belebenden und verjüngenden Idee getragen wird. Einer mag tausend Sagenbücher durchsieben, und er findet unter den Kieseln die Edelsteine nicht. Dazu muß man poetischen Blick haben, und wenn die Auslese gut werden soll, selbst ein Dichter und Schöpfer sein, den sein Instinkt untrüglich zum Echten, Lebens- und Gehaltvollen leitet, muß in der germanischen Welt, der deutschen Seele heimisch sein, um zu spüren, wo ihre Quellen rieseln und ihre Erzadern laufen. Wer uns wie Jansen den Sagenkreis der Nibelungen, der Gudrun und Dietrichs von Bern erneuert hat, erscheint dazu wohlberufen. Aber mit der Spürkraft für das Edelgut ist es nicht getan. Wer Sagenbücher in großer Anzahl gelesen hat, wird zu seinem Erstaunen und Schmerz erfahren haben, in wie arg vernachlässigter Form oft gerade die besten und tiefsten Sagen auf uns gekommen sind. Selbst Meister der Deutschkunde wie die Brüder Grimm, Arndt und Müllenhoff lassen es da, gebunden oder beengt durch getrübte Überlieferung, öfters an der nötigen Ehrfurcht und Sorgfalt fehlen. Wem es wie Jansen darauf ankommt, die verschütteten Schätze wirklich wieder an den hellen, lichten Tag zu bringen, sie wieder funkeln und leuchten zu lassen, der muß den Mut haben, auch ihre Sprache, den Leib, in dem sie atmen, unter Pflege zu nehmen. Da gilt es nicht nur, aus vier, fünf, sechs nebeneinander herlaufenden Fassungen die glücklichste, anschaulichste und kräftigste herauszufinden, da muß auch die schierste oft noch geläutert, von tauben Worten und Wendungen befreit, zu ihrer ursprünglichen Naturhaftigkeit, Kernigkeit und Herzenseinfalt zurückgeführt werden. Ein Beispiel nur! Selbst bei Ernst Moritz Arndt, dem getreuen Sohn seiner Rügenschen Heimat, findet sich die Hiddensöer Sage von Mutter Hidden und Mutter Bibben aus Anstandsgründen abgeschwächt, verschnitten, verballhornt. Jansen stellt sie in ihrer volkstümlichen Kraft und Derbheit wieder her, macht aus Papier wieder Fleisch und Blut. So in hundert Fällen. — Und endlich: bisher wurden uns unsre Volkssagen, von den gelehrten Schwarten abgesehen, immer nur in bescheidenem Gewande dargeboten, für Schulzwecke oder Jugendbüchereien. Hier treten sie in dem Festschmuck vor uns hin, der den Kleinodien gebührt, der allein würdig ist für ein Buch, das die Kronjuwelen unsers Volkstums birgt. Einband (nach einem Entwurf von Adolf Hosse), Format, Papier, Druck und Bilder — alles vereint sich, um dies Buch zu einem kostbaren Schrein seines kostbaren Inhalts zu machen und ihm auch für Auge und Hand die Wohlgestalt zu verschaffen, die es verdient. Wie es das Ehrengebot eines auf sich haltenden Hauses ist, eine schön gebundene und ausgestattete Bibel zu besitzen, sie vom Vater auf den Sohn zu vererben, so auch ein Buch, das als Schatzschrein unsers Volkstums nicht minder heilig sein sollte. Paul Hey hat, wie es einst Schnorr von Carolsfeld, Doré u. a. für das Buch der Bücher taten, 25 Bilder für die Jansenschen Volkssagen geschaffen, darunter fünf farbige Kunstblätter. Hier vereinigt sich Vornehmheit des künstlerischen Geschmacks mit Volkstümlichkeit der Wirkung. Hey, wie Jansen im deutschen Märchen- und Sagenwalde daheim, weiß zu erzählen, und seine Bilder haben, was sie von vornherein aufs glücklichste von den oft so willkürlichen Spielereien unsrer »Graphiker« unterscheidet, die Sachtreue, die Ehrfurcht vor dem Wort, den Gehorsam gegen das Tatsächliche. Aber sie haben auch den Geist, haben den tiefen Balladenklang, die dramatische Kraft und Wucht, den geheimnisvollen Hauch und die süße, liebliche Poesie, die unsre Volkssagen erfüllt. Was die Brüder Grimm sich für ihre Bücher wünschten, was aber nur ihren Kinder- und Hausmärchen beschieden gewesen ist, daß sie im deutschen Hause von Hand zu Hand gegeben und da aufbewahrt würden, wo unsre teuersten Erb- und Familienstücke liegen, darf diese Edelausgabe der deutschen Volkssagen für sich erhoffen und beanspruchen.

Wenn eine neue »Geschichte der deutschen Musik« den Verfassernamen Hans Joachim Moser trägt, so wissen wir, daß der Nachdruck auf dem Beiwort »deutsch« liegt, und daß dieses Wort in seinem innerlichsten Sinn zu verstehen ist. In der Tat bietet das Werk, von dem zunächst der erste Band (bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges; Stuttgart, Cotta, mit vielen Notenbeispielen) ausgegeben worden ist, eine geschlossene und charaktervoll durchgeführte nationale Darstellung unsrer überreichen musikalischen Vergangenheit, die nicht nur das Werden der tonkünstlerischen Höchstleistungen verfolgt, sondern auch der Volksmusik, der Sozialgeschichte des Musikerstandes, dem kulturgeschichtlichen Hintergrunde des Gesamtbildes gerecht wird. Also ein neues, selbständiges, auf eigner Forschung aufgebautes Geschichtsgemälde, gleich wertvoll für den ausübenden Musiker wie den gebildeten Musikfreund.

Derselbe Schriftsteller, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Halle, hat für Teubners Kleine Fachwörterbücher ein Musikalisches Wörterbuch bearbeitet (Nr. 12; Leipzig, B. G. Teubner), ein handliches, praktisch auf den praktischen Gebrauch zugerichtetes Bändchen, das nach dem Abc schnelle und klare Auskünfte erteilt, zumal für alles Theoretische. Die deutsche Musik ist bevorzugt; eine Zeittafel gibt einen Überblick über die Musikgeschichte, eine Bücherliste Fingerzeige für die musikalische Hausbücherei.

Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt von Hermann v. d. Pfordten (Leipzig, Quelle & Meyer; 3., durchgesehene Auflage). Dies ist ein während des Krieges geschriebenes Buch — das kann und will es nicht verleugnen. Hinter der nationalen Gesinnung, von der es erfüllt ist, steht das Bewußtsein der deutschen Kraft, das Gefühl des deutschen Stolzes. Freilich war Pfordtens Musikbüchern diese Auffassung von jeher eigen; der Krieg hat sie ihm nur bestätigt und bekräftigt. Um so überzeugender und erwärmender wird sie auf die Leser wirken. Leser aber sollte unser gesamtes gebildetes und musikliebendes Volk werden. Denn nicht für Gelehrte, sondern für Kunstfreunde aus der Laienwelt ist das (mit guten Bildnissen ausgestattete) Buch geschrieben.

»Die Musik der Gegenwart« von Karl Storck, eine Teilausgabe seiner großen Musikgeschichte, liegt in neuer Auflage vor (Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung). Ein Musikgelehrter hat sie nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und ergänzt, ohne Storcks Eigenart, die Wärme, Klarheit und Volkstümlichkeit, den schlichten Ernst und die deutsche Note seiner Darstellung, anzutasten. Wie alle Bücher Storcks, so ist auch dieses dem musikliebenden deutschen Hause zugedacht. Bildnisse begleiten den Text.

Seit C. F. Pohls grundlegender Quellenarbeit, die des Meisters Schaffen nur bis 1790 begleitet und durch den frühen Tod des Biographen als unvollendet abgebrochen wurde, ist bis heute noch keine vollständige Darstellung von Joseph Haydns Leben und Wirken erschienen. Alfred Schnerich hat nun diese Lücke ausgefüllt. Seine Arbeit (Wien, Amalthea-Verlag; mit 50 Abbildungen und vollständigem Verzeichnis der Werke Haydns) gewinnt dadurch besonderen Wert, daß in ihr die für Haydn so bedeutsame Zeit nach seinen beiden englischen Reisen, in der die beiden Oratorien und die beiden großen Hochämter entstanden, zum erstenmal eingehend dargestellt wird. Auch bringt das Buch neben einer abgerundeten Lebensbeschreibung des Meisters eine lehrreiche Sammlung all der Würdigungen und Urteile, die über Haydn aus der Feder oder dem Munde berühmter Persönlichkeiten bekannt geworden sind.

Den Text der beiden Haydnschen Oratorien, »Die Schöpfung« und »Die Jahreszeiten«, findet man am bequemsten und billigsten in Reclams Universalbibliothek (Nr. 6415), eingeleitet von G. Rich. Kruse.

Ein knappes und doch in allem wesentlichen erschöpfendes Lebens- und Kunstbild Mozarts hat der Bonner Professor der Musikwissenschaft Ludwig Schiedermair für Becks Biographiensammlung geschrieben (München, C. H. Beck). Jede neue Generation fordert eigentlich eine neue Biographie dieser ewig lebendigen, daher sich stets wieder wandelnden künstlerischen Erscheinung; hier ist die für die Gegenwart erfühlte und gestaltete, nachdem der Bonner Altertumsforscher Otto Jahn sie unsern Vätern und Müttern gegeben hatte: bei Jahn herrschte noch die idealistisch-romantische Auffassung, bei Schiedermair triumphiert die moderne wissenschaftliche Methode, tritt die Erfassung der Werke selbst sowie ihrer künstlerischen Probleme und Tendenzen in den Vordergrund, wird Mozarts künstlerische Gesamterscheinung möglichst scharf herausgearbeitet und aus dem Geiste seiner Zeit zu begreifen, aber auch an dem der unsrigen zu messen gesucht. Zahlreiche Bilder und Notenbeispiele beleben den Text.

Der begreifliche Wunsch, Beethoven auch als Persönlichkeit und Menschen kennenzulernen, findet seine Erfüllung in dem 5. Bande der von Professor O. Hellinghaus herausgegebenen »Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten« (Freiburg, Verlag von Herder). Die aus zeitgenössischen Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern entnommenen Auszüge zeigen uns den Tonschöpfer vom Bonner Elternhause an bis zum letzten Atemzuge in allen Lebenslagen und -beziehungen, wobei auch seine seltsamen Eigenheiten und Schwächen nicht bemäntelt werden. Das Buch ist durchaus volkstümlich gehalten.

Die von Karl Storck zusammengestellte Auswahl aus Beethovens Briefen ist jetzt im Verlag der Wuppertaler Druckerei (Elberfeld) in dritter Auflage erschienen. Sie ist weder »vermehrt« noch »verbessert«, sondern unverändert, schon aus Pietät gegen das Andenken des Herausgebers, der auch diesem Buche den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat, dann aber auch, weil jede Zutat oder jeder Abstrich die innere Form, den kunstvollen biographisch-psychologischen Aufbau des Buches zerstört haben würde. Der Historiker und der Ethiker Storck haben hier einen Bund geschlossen, in den kein Dritter einen fremden Faden spinnen durfte.

Zwei neue Briefbände gelten Hugo Wolf, dem Hauptmeister des modernen Lie-

des. Der Rikola-Verlag in Wien bringt seine meist kurzen (von Heinr. Werner herausgegebenen) Briefblätter an Rosa Mayreder, erfüllt von der leidenschaftlichen Entstehungsgeschichte des »Corregidor«, beschlossen von einem inhaltreichen Nachwort der Freundin und Textdichterin, das in liebevollen Erinnerungszügen aus vertrauter persönlicher Kenntnis die nicht leicht zugängliche Natur des Komponisten zu deuten sucht. Von andrer Seite her beleuchten Wolfs Leben und Schaffen seine Briefe an Heinrich Potpeschnigg (herausgegeben von Heinz Nonveiller; Stuttgart, Union). Der Herausgeber entwirft in seiner biographisch-anekdotischen Einleitung und einem Schlußwort ein lebhaft gefärbtes Bild von dem menschlichen und künstlerischen Charakter des genialen Liedermeisters der Wagnerschule.

Xaver Scharwenka, der bekannte Berliner Komponist, Pianist und Klavierpädagoge, hat seine Lebenserinnerungen geschrieben (»Klänge aus meinem Leben«; Leipzig, K. F. Koehler; mit Bildnissen, Karikaturen und andern Abbildungen). Es sind echte Musikererinnerungen: Ernstes und Sachliches, Zeit- und Kunstbedeutsames gemischt mit Anekdotischem, Spielerischem und jener naiven Selbstbespiegelung, die Eitelkeit zu nennen diese von der Öffentlichkeit verwöhnten Künstler ehrlich kränken würde. Nun, Scharwenka hat auf seinen Konzertreisen ein gut Stück von der Welt gesehen und ist mit vielen berühmten Kollegen zusammengekommen. Von den Liszt, Brahms, Hans von Bülow, Hans Richter, Rubinstein, Mahler, d'Albert u. a. läßt sich schon erzählen!

Einen Führer zum Musikdrama, soweit es noch auf unsern Bühnen lebendig ist, liefert »Das große Opernbuch« von Alex. Eisenmann (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Es gibt als Einleitung eine knappe Geschichte der Oper von ihren Anfängen in der italienischen Renaissance bis auf die Gegenwart, skizziert den Gang der Handlung von 125 Opern (der Hauptteil des Buches) und bringt schließlich in biographischen Notizen auch das, was man vom Leben und Schaffen der Tondichter wissen möchte, um zum vertieften Genuß ihrer Werke zu kommen.

»Die guten Meister des deutschen Hauses«: das wäre ein guter Titel für eine ganze Reihe von Büchern, die sich mit deutschen Malern, Zeichnern oder Bildhauern beschäftigen und mit deren Schöpfungen Kunstfreude in die deutschen Familien zu pflanzen suchen. Insonderheit aber steht er einem von Oskar Lang im Dachauer Gelben Verlag herausgegebenen Hefte gut zu Gesicht, das in über hundert Bildern, meist Holzschnitten, die Gemütsschätze unsrer romantischen Volkskünstler wie Richter, Schwind, Rethel, Speckter, Pocci und Neureuther wiedererweckt und diese traulichen Darstellungen aus der Natur und dem häuslichen Leben, statt mit gelehrtem Kommentar, mit kundig ausgewählten Gedichten von Claudius, Hebel, Uhland, Goethe u. a. begleitet. — In demselben Verlag ist eine volkstümliche Darstellung von Dürers Leben und Werken erschienen (von Otto Fischer), und auch hier hat der Herausgeber die Auswahl der Bilder, Holzschnitte, Radierungen und Gemälde so zu treffen gewußt, daß sich vor allem das deutsche Gemüts- und Seelenleben in ihnen offenbart. — Als Ergänzung hierzu begrüßen wir ein Heft mit farbigen Wiedergaben nach Dürers deutschen (Aquarell-) Landschaften (Königstein i. T., Andermann). Selten treten derartige Farbdrucke nach Dürerschen Blättern hervor, zumal wenn die Vorlagen so zerstreut sind wie bei dieser Auswahl (Berlin, Bremen, Wien, London) und die Reproduktion, um nur einigermaßen diesen farbensatten, unmittelbaren Improvisationen nach der Natur nahezukommen, so viel Schwierigkeiten zu überwinden hat. Auch für eine gut bestellte Dürer-Bibliothek wird dieses originelle Heftchen eine willkommene Bereicherung bedeuten. — Ein Bändchen über Tilman Riemenschneider, für das Theod. Demmler den Text geschrieben hat (Berlin, Jul. Bard), stützt sich mit seinen 17 Abbildungen auf die Schätze des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums, beschränkt sich also auf die Holzreliefs und Statuen, gibt aber auch damit schon eine gute Vorstellung von der Kunst dieses Meisters, alles Stoffliche bis ins Innerste zu beseelen.

Nach langer Pause ist bei Bruckmann in München wieder ein neues Modebuch von Max von Boehn erschienen, der auf diesem Gebiete schlechterdings keinen Wettbewerber mehr hat: so gründlich hat er sich in den Stoff vertieft, so sicher beherrscht er all seine Zweige und Schößlinge. Der neue Band, in der vornehm-gefälligen Ausstattung und dem Bilderschmuck (etwa 160 Abbildungen und 20 farbige Kunstblätter) den früheren kaum nachstehend, beschäftigt sich mit der Mode des 16. Jahrhunderts oder vielmehr mit den »Menschen und Moden« dieses Zeitalters; denn Boehn faßt den Begriff »Mode« nicht einseitig als Tracht- und Schmuckform der Zeit, sondern als die gesamte äußere Erscheinung der Menschen einer Epoche, und der Spiegel, in dem er sie auffängt und aus dem er sie zu uns zurückstrahlt, ist die gleichzeitige Kunst. Vor allem natürlich — und das gilt besonders von dem Jahrhundert Cranachs, Holbeins, Tizians u. a. — das Bildnis, aber auch das Genre und damit das um diese Zeit beginnende Gesellschaftsbild. Das 16. Jahrhundert ist das Zeitalter der Extreme:

der Kirchenherrschaft und der Reformation, der Jesuiten und der Wiedertäufer, des Bürgertums und der fahrenden Schüler, des Kollers und der Pluderhose, des Kleiderluxus und der Kleiderordnungen — und schon diese Schlagwörter geben einen Begriff von der Buntheit und Mannigfaltigkeit, den Launen und den Verwegenheiten, die hier und also auch in diesem Bande ihr Spiel treiben, ebenso unterhaltend wie kulturgeschichtlich belehrend.

Wer Kunstsammlerfreuden mitgenießen und sich von Bildern und Malern ihre Geschichte erzählen lassen mag, der kaufe sich das bei Georg Stilke in Berlin erschienene Buch von Dr. Paul Kaufmann, dem Verfasser der »Rheinischen Jugendtage«, und wandre mit ihm »Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst«. Denn hier berichtet der Verfasser, dem Andenken seiner kunstsinnigen Eltern zu Ehren, von seinen aus Vater- und Vorfahrenbesitz ererbten, aber auch selbständig in Bonn und Berlin vermehrten Bilderschätzen. Gerade weil es sich hier nicht um seltene, hochbezahlte Kunstwerke, sondern um gute bürgerliche Durchschnittskunst, namentlich Handzeichnungen der Nazarener- und Romantikerzeit handelt, und weil für den Erwerb der Stücke oft die Anteilnahme an der Person und den Schicksalen der Künstler bestimmend war, hat dieser Bericht auch andern viel Anregendes zu sagen, zumal wenn sie die Kunst nicht als Selbstzweck, sondern als ein Instrument ehren, auf dem »die Seele singt und klingt«. Über fünfzig Stücke der Sammlung sind in guten Abbildungen wiedergegeben.

Es wird trotz allen »Umstellungen« wohl so bleiben, wie es schon zu des Künstlers Lebzeiten war: der Zeichner Menzel steht uns höher als der Maler. Zur Malerei gehören Farbenrausch, Stimmung, Duft, Poesie, und die kamen bei dem großen Wirklichkeitskünstler erst weit hinter den realen Tugenden des Fleißes, der Genauigkeit, der Echtheit, Natürlichkeit und Lebenstreue. So hat denn ein Band, der sich »Menzel auf Reisen« nennt (Berlin, Widder-Verlag) und sich aus den in der Nationalgalerie und im Familiennachlaß aufbewahrten Skizzenbüchern des Künstlers nährt, von vornherein unsre Sympathie, zumal wenn es sich bei diesen von Otto Riedrich ausgewählten, auf vierzig Lichtdrucktafeln musterhaft wiedergegebenen Zeichnungen um fast durchweg bisher unbekannt gebliebene Blätter handelt. Die Arbeit begann bei Menzel schon auf dem Wege zum Bahnhof und im Abteil, und wenn er an Ort und Ziel, war nichts, vom Hochaltar in der Kirche angefangen bis herab zu Goethes Pantoffel und Kotzebues Verzweiflung, vor ihm und seinem Zeichenstift sicher. Erläutert freilich hätten die schönen Blätter sorgsamer und sachlicher werden können, als es der Herausgeber für nötig erachtet hat: da gibt es doch manche Frage, die unbeantwortet bleibt. Das ebenso lebendige wie liebenswürdige Geleitwort Paul Weiglins kann für das Buch wohl Stimmung machen, unmöglich aber die Lücken und Schönredereien im Text seines Kollegen füllen oder vergessen machen.

Mit Recht darf Prof. Julius Vogel, der Direktor des Leipziger Museums, sein Buch »Max Klinger und seine Vaterstadt Leipzig« (Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung) ein Kapitel aus dem Kunstleben einer deutschen Stadt nennen. Denn Klingers Persönlichkeit und die Erwerbung hervorragender Werke von ihm haben dem Leipziger Kunstleben für Jahrzehnte das entscheidende Gepräge gegeben. Vogel, mit Klinger ein Menschenalter lang bekannt und befreundet, berichtet aber keineswegs als »Kunstpolitiker« aus der Vogelperspektive, sondern erzählt als Freund vom Freunde, als Kunstgenießer und -kenner von dem Werden solcher Werke wie Beethoven, Salome, Kassandra, Wagner-Denkmal, Kreuzigung Christi, Blaue Stunde usw. Nicht weniger reizvoll als diese Blicke in die Werkstatt eines schöpferischen Genius sind die Erinnerungen an den Menschen Klinger, die zum großen Teil völlig neuen, ja überraschenden Mitteilungen über sein Heim und seine »Familie«. Von den beigegebenen Abbildungen erscheinen manche und gerade die interessantesten hier zum erstenmal. Zum Schluß erhalten wir ein Verzeichnis von Klingers künstlerischem Nachlaß und eine Übersicht über seine in Leipziger Besitz befindlichen Schöpfungen.

Eduard von Grützner hat seine Selbstbiographie geschrieben und mit 136 Abbildungen nach seinen Gemälden und Zeichnungen illustriert (Hugo Schmidts Kunstbreviere, Nr. 29—30; München, H. Schmidt). Viel Bekanntes, Allzubekanntes begegnet uns da, dessen Popularität nicht immer, wie z. B. in den Mönchsbildern, gleichen Schritt gehalten hat mit unserm verfeinerten und verinnerlichten Kunstgeschmack, aber auch viel Unbekanntes oder zu Unrecht Vergessenes, denn auch Grützner gehört zu den nicht spärlichen Künstlern, die in der Zeichnung, der Studie oder der Skizze oft erfreulicher wirken als im fertig ausgeführten großen Bilde. Seine Shakespeare-Illustrationen, seine Skizzen zu den »Sieben Todsünden«, seine Tiroler Volkstypen, seine Bauerninterieure und nicht zuletzt seine Karikaturen sind, zumal wenn sie, wie hier, auf den Faden der Lebensbeschreibung gereiht erscheinen, höchst ergötzliche, geistreiche und kulturgeschichtlich bedeutsame Arbeiten.

Cajetan Oßwalds hier schon mehrfach angezeigtes Buch über die Kunst des lieben Matthäus Schiestl ist nun in zweiter Auflage erschienen (München, Gesellschaft für christl.

Kunst). Ein erfreulicher Beweis dafür, daß diese echt deutsche, bodenständige und volkstümliche Kunst ihren Eingang in vieler Herzen gefunden hat. Doch hat auch dies Buch seinerseits dazu geholfen. Denn es ist eins von denen, die ganz mit ihrem Gegenstand zusammenklingen, die sich fernhalten vom allgemeinen abstrakten und theoretisierenden Kunstgeschwätz, um sich dafür desto inniger in das Wesen und die Persönlichkeit des besonderen Künstlers zu versenken und aus seinen Darstellungen selbst das zu gewinnen, was ihre verborgenen Schönheiten erschließt. Auch ist der Bilderschmuck, insbesondere in den farbigen Tafeln, so reichhaltig, schön und edel, daß wir uns vor diesem Buch als Gäste der Künstlerwerkstatt fühlen können.

Und noch einmal Schiestl! Im Verlage von Heinr. Schneider in Höchst (Vorarlberg) hat P. Paschalis Schmid S.D.S. ein Schiestl-Bilderbuch zusammengestellt, aus den schönsten farbigen und schwarzen Wiedergaben, und den glücklichen Gedanken gehabt, statt kunstkritischer Erläuterungen dazu Verse zu geben, wie der Künstler selbst sie zu seinen Bildern geprägt hat, wie sie sich ohne Mühe aus alter und neuer Natur- und religiöser Lyrik pflücken lassen oder sich aus Märchen-, Lieder- und Legendenbüchern darbieten. So ist ein reizendes Geschenkbändchen zustande gekommen, ein »Freudenquell« für Weihnachten, Konfirmation, Geburtstag oder sonstige Festtage.

Liebhaber der Scherenschnittkunst finden im Verlage von Otto Maier in Ravensburg zwei kleine Mappen mit Silhouetten von Paul Konewka und von D. Baum, in denen namentlich genrehaft-humoristische Szenen aus dem Natur-, Straßen- und Kinderleben oft reizende Darstellung gefunden haben. — Religiöse Kunst, ein von der Silhouette selten betretenes Gebiet, begegnet uns in den 16 Scherenschnitten, mit denen Maria Luise Kaempffe die Heilandsgeschichte von der Verkündigung des Jesukindes und der Begrüßung Mariens durch Elisabeth bis zum Abendmahl begleitet (gedruckt nach sehr guten Zinkätzungen, geb. in Albumform; Leipzig, H. Haessel). Diese Schnitte sind erfüllt von zartester, innigster Poesie, haben gar nichts Hergebrachtes, sondern dichten sozusagen jede Szene neu aus einem schlichten, frommbewegten Herzen, dem sich aber, wie die Taufe im Jordan und Jesu Wandel auf dem Meere zeigen, auch die Ausdruckskraft für groß und erhaben geschaute Bilder nicht versagt.

Ein bescheidenes Eckchen darf in dieser Übersicht wohl auch der Humor beanspruchen. Zunächst — etwas Politisches. Nicht von heute, sondern aus dem Jahre 1850. Damals hat Hoffmann von Fallersleben das »Parlament von Schnappel« erscheinen lassen, die Unterhaltung eines kleinen Kreises deutscher Bürger, wortgetreue Berichte über die sieben Sitzungen, die der Stammtisch beim Kronenwirt Wieduwilt in Schnappel abhält. Dies abendschöppelnde »Parlament« besteht aus lauter guten Kerlen, aber Leuten der verschiedensten Richtungen und Meinungen, und so ist auch die Komik in allen Graden und Farben vertreten. Denn nicht nur Schnurren und Döntjes erzählt sich jene Gesellschaft, mehr noch unterhält sie sich über Politik und öffentliches Leben, über Demokratie, Erziehung zum Staatsbürger, Fremdwörter, Religionsfreiheit, die Politik der Frau usw. Manches davon wirkt heute noch aktueller als damals, da man von der deutschen Republik nur träumte und sang. Von diesem fast verschollenen Werk hat nun Prof. Kutscher bei Hanfstaengl in München eine mit Nachwort begleitete Neuausgabe veranstaltet, und Hubert Wilm, ein Meister zeichnerischer Kleinkunst, hat sie mit zierlichen Vignetten ausgestattet.

Ferner grüßt uns eine neubearbeitete Auflage der Pfälzer Mundartdichtungen von Karl Gottfr. Nadler mit dem erst neuerdings wieder, freilich aus bitterernstem Anlaß, oft zitierten Zuruf »Fröhlich Pfalz, Gott erhalts!« (mit 21 köstlichen Zeichnungen von Ad. Oberländer; Lahr, Mor. Schauenburg). Nadler (1809—1849), der in Heidelbeg mit Recht sein Denkmal hat, ist in seinen Gedichten von vornherein darauf aus, ein Sitten- und Charakterbild des pfälzischen Volkstums zu prägen, bei dem die Person des Dichters getrost im verborgenen bleiben darf. Daher findet man in diesem Büchlein nicht seinen, sondern Pfälzer Humor und Witz in all seiner lebhaften Ausgelassenheit, saftigen Derbheit und drastischen Neckluft, wohinter sich freilich oft tiefer Ernst und bittere Wahrheit verstecken. Auch geschichtlicher Wert kommt diesen nie in der Pointe oder Anekdote steckenbleibenden Gedichten zu, tragen sie mit ihrer bizarren Kleinbürgerlichkeit doch die Note und Farbe der Biedermeierzeit.

Ein andres heiteres Wochenbrevier, sein erstes Prosabuch, kommt von Börries, Freiherrn von Münchhausen, der uns sonst nur als kunstbewußter Balladendichter in ritterlichem Harnisch begegnet. Diesmal erscheint er sozusagen im Hausrock, freilich einem, worin sich mit bestem Anstand Gäste empfangen lassen. An sieben Abenden hält der liebenswürdige Grundherr des Wiesenschlosses eine »Fröhliche Woche mit Freunden« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), plaudert von sich, seinem Werden, Erleben und Schaffen, seinen Begegnungen mit Dichtern, Künstlern und Vaganten, kramt in seinen Briefschätzen, seinen Vortragsreise- und Kriegserinnerungen, woraus sich manchmal sogar kleine geschlossene Schicksalsgeschichten formen. Gern vertieft man sich in die lebensvollen

Züge dieses Selbstbildnisses, und wenn man geht, nimmt man als Wegzehrung ein Ränzel voll froher und ernster Weisheit mit.

Otto Ernst hat eine neue Liebe, Appelschnut einen Erben seiner Gunst, und diesmal ist es ein Junge. »Heidebe!« ertönt der Jubelruf des jungen Lebens, das dem Hause Schmidt-Ernst in die Wiege gelegt worden, und danach nennt sich auch das humordurchsonnte Buch (Leipzig, Staackmann), worin der Großvater die Offenbarungen dieses neuen Erdenbürgers durch die zwei ersten Jahre seines beglückenden, doch keineswegs immer artigen Daseins mit rührender Liebe, aber auch mit psychologischem Scharfsinn und ernsten Nutzanwendungen für ihn, sich und uns begleitet. Ein Buch, das Traurige froh und Oberflächliche nachdenklich machen kann.

Sodann erscheint München oder vielmehr Altmünchen im Spiegel des Humors (München, Parcus & Ko.). Dr. Alois Dreyer, ein guter Kenner der bayrischen Volksart und noch fleißigerer Sammler, hat diesen »Spiegel« aus lauter Scherben, d. h. aus Schriften und Dichtungen von Hans Sachs bis auf heute, so kunstvoll zusammengesetzt, daß kaum ein Riß oder Sprung zu sehen ist. Harmloser Spott und gutmütige Frozzeleien vereinigen sich hier mit politischer Satire und literarischen Bosheiten, Gedichte, hochdeutsche und mundartliche, mit Bruchstücken aus Novellen und Lustspielen, kleine Scherze und leichtbeschwingte dramatische Szenen mit behaglichen humoristischen Schilderungen, und zeitgenössische Bilder von Volz, Pocci, F. Kaiser, Hohfelder u. a. schlingen sich herum. — Ernstere Töne schlägt das Alt-Münchner Stadtbuch an, in das Helene Raff Geschichten und Mären, Sagen und Denkwürdigkeiten aus der Zeit der bayrischen Herzöge und Kurfürsten gesammelt und das sie nach dem noch heute gesungenen Altmünchner Leiblied »Solang der alte Peter« getauft hat (München, Knorr & Hirth). Da wird Geschichtliches und Sagenhaftes vom Münchner Dom und vom Marienplatz, von den Straßen und Gassen, von den Fürstenschlössern und den Vororten, von Bräuchen, Sitten und Meinungen erzählt, und aus dem allen webt sich eine Stadtgeschichte zusammen, so bunt, lustig und lebendig, wie sie keine gelehrte Chronik, kein Geschichtsbuch und kein Führer zu geben vermöchte.

Daß Sachsen nicht für Spott zu sorgen brauche, dafür sorgt schon Hans Reimann mit seinen »Sächsischen Miniaturen« (2. Bd.; Hannover, Paul Steegemann), echten, manchmal stark gepfefferten Überbrettl-Nummern, die ihren Witz und Ulk nur etwas einseitig aus der Komik der sächsischen Mundart holen. Paul Simmel hat mit spitzem Stift wenig liebenswürdige Karikaturen dazu gezeichnet.

Und dann — Braunschweig. Eigentlich merkwürdig, daß die Stadt Eulenspiegels und der beiden Simplizissimus-Zeichner Rudolf und Hermann Wilke nicht öfter Pritsche und Schellen hören läßt. Mir scheint, die niederdeutsche Schamhaftigkeit ist daran schuld. Vor unsersgleichen halten wir uns selbst wohl ganz gern mal zum besten; vor andern »genieren« wir uns und legen die Stirn bald wieder in ernste Falten. So sind denn auch die Steckbriefe, die Robert Jordan als eine Art Staatsanwalt der Kritik in Gestalt von keck umrissenen und witzig lasierten Charakterbildern (»Persönliches über Persönlichkeiten«; Braunschweig, E. Appelhans & Ko.) hinter braunschweigischen Literaten, Schriftstellern, Musikern und Malern, wie Rudolf Borch, Martin Bücking, Dr. Max Werner, Jak. Hofmann, Georg Wolters u. a. erläßt, nur von außen, schon um die Langeweile fernzuhalten, ins bunte, lustige Narrengewand gekleidet, innen sind sie nicht ohne Ernst und literarischen Ehrgeiz. Mögen die steckbrieflich Verfolgten außerhalb Braunschweigs nur zum Teil bekannt sein, zur ergötzlichen Unterhaltungsliteratur werden dies von Herm. Wilke mit Karikaturen gespickte Büchlein auch die Nicht-Braunschweiger rechnen.

Das künstlerische Bilderbuch, für das sich bald nach der Jahrhundertwende unter Kreidolfs, Casparis, Heins und Schmidhammers Führung ein Stil herauszubilden begann, scheint jetzt wieder der Willkür ausgeliefert zu sein, so daß man das Gute sorgsam auswählen muß. So seien denn empfohlen: Lisa Wengers »Wie Annemarie ihre Mutter sucht« mit elf farbigen (fast zu bunten) Tafeln und hübschen (manchmal etwas sorglosen) Versen, jedenfalls das Buch einer phantasie- und humorvollen Dichterin (Leipzig, Grethlein & Ko.), und drei gleichfalls farbig illustrierte Versbücher aus dem Verlag von Rich. Keutel (Lahr i. B.), in denen gleichfalls von Reisen ins Märchen- und Wunderland erzählt wird: Lina Sommers von Ernst Rieß und Helene Wagner zuweilen etwas »süß« illustrierte Gedichte »Im Himmelland«, Paul Langbeins »Wie die Elflein durch den Winter kamen« mit kraftvollen, echt malerisch empfundenen Bildern von Auguste Langbein-Mährlen und — das Beste zuletzt — Paula Rakobrands mit entzückenden Scherenschnitten von Hedwig Pelizäus geschmücktes Gedichtbuch »Wer weiß den Weg ins Märchenland?«, wo Verse und Bilder sich ebenbürtig ergänzen.

Einen gar bunten, auf heimischen und fremdländischen Fluren gepflückten Märchenstrauß setzt uns der Wiener Rikola-Verlag auf den Tisch. Da ist zunächst eine Auswahl aus Hauffs Märchen, der Zwerg Nase, das

Märchen vom falschen Prinzen, die Geschichte vom Kalif Storch und die Geschichte von dem kleinen Muck, farbig höchst phantasie- und geschmackvoll illustriert von Erwin Tintner; sodann Chamissos Wundersame Geschichte von Peter Schlemihl, ebenfalls mit farbigen Bildern (von Hagel), und ein Bändchen Dichtermärchen mit Stücken von Dehmel, Bernd Isemann, Strindberg' (Blauflügelchen findet den Goldpuder), Oskar Wilde und Tolstoj (Wovon die Menschen leben; Iwan der Narr), wiederum von Tintner, und zwar in enger Anpassung an den verschiedenen Stimmungston, illustriert. Ukrainische Volksmärchen (farbige Bilder von Jury Wowk) haben Lotte Heller und Nadija Surowzowa gesammelt, Kalmückische Märchen (farbige Bilder von Amadeus Dirr), Negermärchen (desgl. von Axel Laskoschek) und Indianermärchen (desgl. von Josef Bindner) erzählt Adolf Gelber, und wenn man in diesen reizend ausgestatteten Büchern auch oft auf Stoffe stößt, die durch die gesamte Weltliteratur wandern, also auch uns nicht unbekannt sind, so hat man doch sein Ergötzen an den neuen Farben und Tönen, die diese Stoffe unter frembem Himmel empfangen.

Mit Schattenbildern sind zwei weitere Kinderbücher des Rikola-Verlages illustriert. In dem einen wird das Märchen von Hans im Glück erzählt, und Helene Bettelheim-Gabillon hat reizende, zierlich-anmutige Silhouetten dazu geschnitten, das andre formt Andersens Märchen vom Feuerzeug zu einem Theaterspiel, das leicht aufzuführen ist, und gibt gleich einen großen Bogen mit Schattenfiguren dazu, mit deren Hilfe sich die Kinder die Schauspieler, die Requisiten und die Dekorationen selbst herstellen können. Ein bißchen Auswendiglernen, ein bißchen Handfertigkeit, und das Spiel kann beginnen! Ähnlich, mit Landschaftsbildern, ist die Kinderreise durch die Schweiz aufgebaut, an der man spielend Geographie und Geschichte lernt.

Auch unsre Zeit hat die Kunst des Märchenerzählens wieder gelernt, wenngleich es ohne Anlehnung an literarische Vorbilder selten abgeht. So ein auf dem Pfade guter Tradition wandelnder Märchenpoet ist Lothar Scheid, von Herkunft ein Stammverwandter Hebels, dem Geist und Herzen nach mehr ein Nachfolger Eichendorffs, Hauffs und Mörikes, aber auch dem heutigen Volkstum vertraut. Er erzählt ein Zaubermärchen vom Korbmacher Tobias (»Die Zauberweide«; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), und alle guten und bösen Geister deutscher Märchenphantasie geben sich da ein Stelldichein: holder Leichtsinn, sorglos-fröhliches Lachen, innig beseeltes Naturleben, heimliche und unheimliche Mächte, Zaubergüte und Zauberunfug. Krains Federzeichnungen wissen behaglich mitzuerzählen und die Phantasie anzuregen.

Unsre deutsche, gewiß aber unsre germanische Märchenwelt ist so reich, vielfältig und bunt, daß wir es kaum nötig haben, vor fremde Türen zu gehen und um Zubrot zu betteln. Doch wollen wir unsre Hände und Herzen nicht verschließen, wenn uns ein so weltberühmtes Märchen wie Jerschoffs (1815—1869) russisches Bauernmärchen »Höcker-Rößlein« (Koniok-Gorbunok) in so gut eingedeutschter Form dargebracht wird wie von Egon H. Straßburger (farbig illustriert von Georg Schlicht; Berlin, Otto Kirchner & Ko.). Es ist ein Märchen in Versen, phantastisch, farbenprächtig, naturhaft, volkstümlich, voller Schalkhaftigkeit, Witz, Humor und Satire, durch und durch russisch, dadurch aber unsrer deutschen Märchenethik verwandt, daß schließlich auch bei ihm der lieben Einfalt die Krone des Lebens und des Erfolges aufgesetzt wird.

Flemming und Wiskotts Verlag in Berlin pflegt in mannigfacher Abart und Gestaltung die Jugenderzählung. Eine geschickte Gliederung sorgt für Übersichtlichkeit und erleichtert die Auswahl für bestimmte Altersklassen und Geschmacksrichtungen. Da gibt es die äußerlich bescheidenen »Dreibogen-Bücher« mit neu illustrierten kürzeren Erzählungen von Grillparzer (Das Kloster bei Sendomir), Anzengruber (Der starke Pankraz und die schwache Eva) und Keller (Der Schmied seines Glückes) für Leser, denen nach klassischer Erzählerkunst verlangt, sodann die von Börries, Freiherrn von Münchhausen herausgegebenen, gleichfalls mit der Feder illustrierten »Bücher für Jung und Alt«, die sich mit ihren volkstümlichen Geschichten von Lennemann, Jegerlehner, Gabelentz, Christian Berlin u. a. dem Vaterländischen, Historischen und Landschaftlichen zuneigen, und endlich führen »Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit«, gleichfalls von Münchhausen herausgegeben, darunter eine Novelle »Schiller in Mannheim« von des Dichters Urenkel Alexander von Gleichen-Rußwurm und »Chodowiecki« von Paul Landau, den jungen Leser in den Bannkreis geistiger und künstlerischer Größen.

Das Naturreich, eine von dem bekannten Münchner Biologen Prof. Dr. Bastian Schmid herausgegebene Sammlung naturwissenschaftlicher Bücher für Schule und Haus (Pestalozzi-Verlagsanstalt in Wiesbaden), behandelt auf der Grundlage neuester wissenschaftlicher Forschungen in einer Reihe anschaulich und gemeinverständlich geschriebener Bände die drei großen Naturreiche: Tier-, Pflanzen- und Mineralreich. Jeder Band bringt im allgemeinen Teil die anatomischen, physiologischen, morphologischen und biologischen Verhältnisse und Zu-

sammenhänge. Ein spezieller Teil gibt an der Hand einzelner markanter Individuen und eines reichen farbigen Tafelwerks einen Überblick über die Systematik. Die Bände sind von bewährten Fachmännern klar und übersichtlich geschrieben; jeder ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Uns liegt der Band über die Schmetterlinge vor, worin Professor Dr. E. Eckstein (Eberswalde) deren Bau, Lebensweise und wirtschaftliche Bedeutung schildert und Anleitung zur Beobachtung, Aufzucht und Sammlung gibt, unterstützt von 18 farbigen Tafeln und zahlreichen Textabbildungen.

Es geht nun mal nicht anders: wer naturwissenschaftliche Dinge, zumal Vorgänge aus dem Tierleben, allgemeinverständlich, fesselnd und unterhaltsam darstellen will, muß anthropomorphisieren, zu deutsch: vermenschlichen. Die »strenge« Gelehrsamkeit verabscheut das. Zu Unrecht. Denn daß sich auch bei solcher Darstellungsart der volle Ernst, die volle Gewissenhaftigkeit der exakten Forschung aufrechterhalten läßt, beweist das Bändchen »Erlebnisse mit Insekten«, das Dr. Robert Stäger in der von Hanns Günther herausgegebenen Volksbücherei »Aus Natur und Technik« hat erscheinen lassen (Zürich, Rascher & Ko.). Diese selbsterlebten, selbstdurchforschten und selbstgestalteten Geschichtchen aus dem Leben der Ameisen, Holzläuse und Wanzen, Ohrwürmer, Raupen, Laufkäfer, Trauermücken (Heerwurm!) und Erdhummeln sind kleine Meisterstücke einer volkstümlichen Darstellung.

Die Jugend verlangt nach Abenteuergeschichten, auch im »pazifistischen« Zeitalter. Aber es ist nicht leicht, ihr die zu geben, will man nicht zum Schmöker hinabsteigen: bald nach dem unsterblichen Robinson, nach Sealsfield (der nicht genug bekannt ist) und Gerstäcker kommt Karl May, dem man doch nicht ohne Bedenken naht. Da hat man nun in der älteren Literatur gestöbert und ist, vielleicht durch Goethes Bericht über seine Jugendlektüre angeregt, auf Joh. Gottfr. Schnabels »Wunderliche Fata einiger Seefahrer« (1731) gestoßen, die ein Jahrhundert später Ludw. Tieck zu dem Roman von der Insel Felsenburg umgearbeitet hat. Daraus läßt sich in der Tat noch heute etwas gewinnen, was das Knabenherz mit der Buntheit und Seltsamkeit seiner Schicksale und Schilderungen erfreut, und so sei die Nacherzählung, die Joh. Jastrow unter dem Titel »Die Felsenburger« in Flemmings von Carl Ferdinandt herausgegebene »Saatbücher« aufgenommen hat, dankbar begrüßt (Berlin, Flemming & Wiskott; mit guten farbigen und schwarzen Bildern von Werner).

Auch alte liebe, frisch verjüngte Bekannte aus dem Verlage Flemming & Wiskott in Berlin sind wieder da: das von Thekla von Gumpert begründete, jetzt von Josephine Siebe freier, frischer und lebendiger denn je geleitete Jahrbuch »Herzblättchens Zeitvertreib« (68. Band!), in dem die Zehn- bis Zwölfjährigen Geschichten von guten Erzählern (wie Luise Glaß, Agnes Harder, T. Resa, Rudolf Reichenau), Gedichte, Rätsel, Sprüche, Lebens- und Naturbilder mit schwarzen und farbigen Bildern finden, und das unter derselben Hand zu neuer Blüte gelangte Töchter-Album, das mit seinen schon zur Novelle ausgestalteten Erzählungen (von Auguste Supper, Heinrich Lilienfein u. a.), mit Biographien, Städte-, Landschafts- und Geschichtsbildern aus der Kinder- in die Jungmädchenstube hinüberleitet und, wie im Text, so auch im Bilderschmuck zu gutem künstlerischem Geschmack erzieht. Sachsicherer, werktüchtiger und vaterlandsbewußter geht es in Flemmings Knabenbuch zu, von dem Georg Gellert den 4. Band in die Welt schickt, ausgerüstet mit Beiträgen von Graf Arco, Bastiné, Bölsche, Otto Ernst, Dr. Georg Zimmer und mit vielen hier mehr belehrenden als schmückenden Bildern. Geschichte und Zeiterlebnisse, Physik, Technik, Sternkunde, Gewerbe und Handel, Staats- und Rechtskunde sind die mit Vorliebe gepflegten Gebiete.

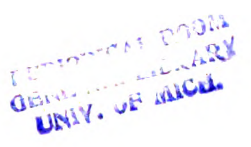
Reift der Knabe zum Jüngling und regt sich in ihm der werdende Mann, so wird er nach Lebenserinnerungen suchen, daran er die eigne Tatenlust messen, stärken oder zügeln kann. Doch herrscht auf diesem Gebiete — und das empfindet die heutige Jugend als einen Mangel — das Idyllische und Beschauliche vor. Deshalb ist es ein Verdienst, daß Paul Landau die Lebenserinnerungen von Werner von Siemens, dem Begründer der modernen Elektrotechnik, für die Jugend bearbeitet hat (Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit; Berlin, Flemming & Wiskott; ohne Bilder). Nirgends sonst treten uns die Anfänge der modernen technischen Kultur so anschaulich entgegen wie in dieser hier von allen rein fachlichen und gelehrten Betrachtungen entlasteten Erzählung der von Siemens gemachten Erfindungen und eingeleiteten Unternehmungen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte





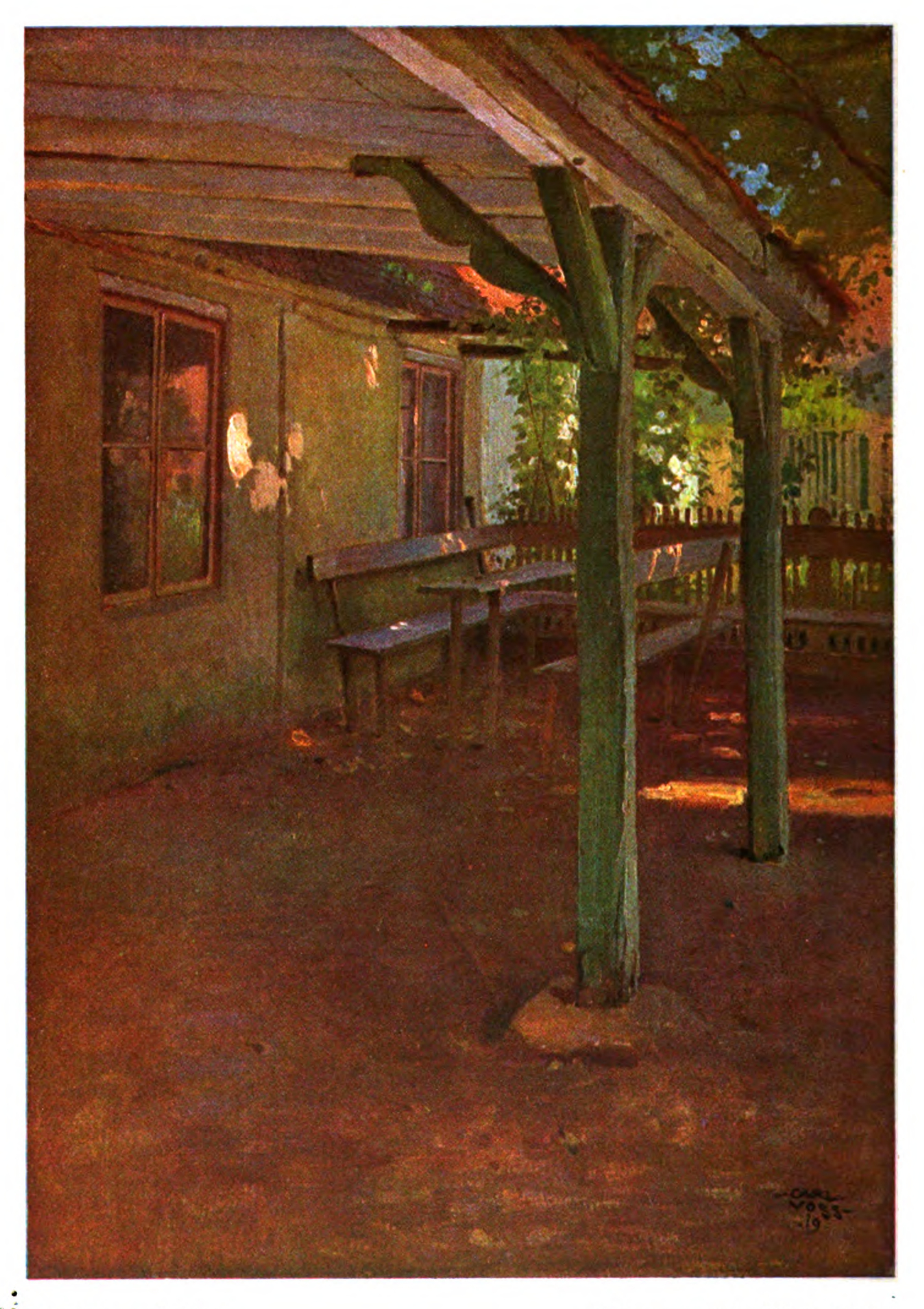
Februar 1924

68. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig





Carl Leopold Voß: Wirtsgarten in Dinkelsbühl



Heft: 810 Febr. 1924

Das Haus mit der Buche

Ein kleiner Roman aus seltsamer Welt

Von Juliane Karwath

I

Meta Grothum trat zu ihrem Manne, der an seinem Schreibtisch saß. Ihr Blick fiel auf seine flache goldene Uhr, die aufgeschlagen neben ihm lag: zehn Minuten vor zehn.

Sie sagte leise, während ihr Blick unwillkürlich an der Uhr haftete: »Ist es wahr, daß du mir ... untreu bist?«

Er sah nicht mehr auf zu ihr. Seine weiße Beamtenhand schob sich ein wenig vor.

Metas Blick traf jetzt den Baum vorm Fenster, der, obgleich noch kahl, doch schon alle Leidenschaft des Frühlings hatte. Grau war seine Rinde, die Zweige eigentümlich ausgebreitet: wildträumend und gespannt. Sie kannte jeden Zweig.

»Ja,« sagte Grothum plötzlich rauh.

Meta fuhr zusammen und schaute auf seinen ein wenig gebeugten runden dunklen Kopf. Dann glitt ihr Auge wieder zu dem grauen lebenden Baum draußen; sie spürte auch alle andern draußen, die ganze Straßenallee in ihrem verborgenen Traum vom Kommenden, sie kannte jeden Baum.

»So weißt du, was ich nun tun muß?« fragte sie leise.

Er regte sich nicht. Er schwieg.

Meta wandte sich langsam. Und wieder fiel ihr Blick auf die Uhr: zehn Minuten nach zehn.

In dieser Zeit hatte sich ihr Schicksal entschieden.

Meta Grothum verließ das Haus. Achtlos stieg sie einen schmalen Stufenweg hinab, der von ihrer Straße in andre Gegend führte. Blindlings ging sie, ohne zu sehen, von einem feinen weißen, eigentümlich prickelnden Frühlingsnebel umgeben, der alle Umrisse verhüllte.

Jahrelang hatte sie auf diesen Augenblick gewartet, ihn in verzweifelten Stunden überhaupt nicht zu träumen gewagt, mit ihm gespielt, wenn sie Mut zum Glück faßte, und an ihn gedacht, wenn sie kühn und hoffend war. Und nun war weiter nichts als diese ungeheure Stille in ihr.

Es kam so plötzlich, dachte sie. Ich kann es noch nicht fassen. Und doch wußte sie, daß es *nicht* plötzlich geschehen war.

Sie suchte die Zukunft zu durchdringen, aber alles war auf einmal hinabgeglitten, verändert und unkenntlich, und über allem lag das sonderbare Schweigen, das in ihrer Seele war.

Dann faßte sie Mut. Sie war an den Wald geraten, der die Stadt umgab. Weite wehte sie leise an, Wunder schienen sich in unendlichen Fernen aufzutun — Wunder, ach — Wunder war doch die Welt!

Nun kam Freiheit, mitten in schwerer Zeit. Das Zeichen war gegeben, im Unbekannten war endlich für sie das Los gefallen, wie sie es seit Jahren gewünscht hatte.

Sie selbst wäre niemals fähig gewesen, selbst etwas zu ihrem Glück zu tun, etwas zu *erzwingen*. Dazu lag zu viel Erziehung in ihr und, trotz allem, zu viel — Erinnerung.

Denn sie hatte den Mann, von dem sie sich nun getrennt hatte, einst sehr geliebt.

»Preziosa, wir folgen dir ...« Das alte Lied, dessen Text sie nicht einmal mehr genau wußte. Irgendwo, im Frühlingsdämmern der kleinen Heimatstadt, lag dieser vergangene Opernabend, noch immer verklärt, Melodie unfertiger und tastender Jugend, erste Liebe und heftiger Irrtum, Aprilwetter des Lebens, schöner junger Anfang voll nie erfüllter Hoffnungen.

Zu jener Aufführung kam Grothum, der nie ins Theater ging, nur, weil er mußte, und sie kam, weil sie ihn treffen wollte.

So war dies die Entscheidung. Die Mutter, die unglückliche Ehe kannte, lächelte skeptisch. Sie hatte Meta das Lehrerinnenexamen machen lassen, weil sie die Männer haßte. Obgleich gegen Grothum nichts einzuwenden war.

Die Heirat kam zustande, die Meta aus der trüben Welt zu Hause hinwegführte und von den meist noch unfertigen Liebeserlebnissen der Freundinnen. Dann schrieb sie viele glückliche Briefe. Triumph lachte in ihr und verschwand.

Blutjung, ernst und aufrichtig gesinnt, glaubte sie nicht anders, als daß sie sich anpassen müsse. Aber mit Schrecken merkte sie bald, daß Grothum nicht viel anders war als die vielen, vor denen sie sich immer gehütet hatte. Hinter dem schwärmenden Blick seiner braunen Augen stand nichts als philiströse Phantasielosigkeit, das trockene Hingegebensein an Tag, Amt, Essen, die Kollegenschaft, die Laufbahn und die bürgerlichen Ideale. Er verlangte, daß sie sich seinem Kreise anpassen solle, aber sie langweilte sich dort und wurde überhört. Leere war ihr alles, Gedankenlosigkeit, etwas fertig Zurechtgeschnitztes ohne Erwartung, Ziel und Tiefe. Immer wieder wurde sie in sich zurückgeschoben, etwas war da, dem sie sich nicht fügen konnte, und etwas war, dem sie sich fügen wollte, das sie dunkel und heiß begehrte, ohne daß sie es noch fand. Unbegreiflich erhob sich in den Jahren ihre Seele und sah sich nach Platz, Recht und Verteidigung um.

Sie wußte nicht, wie es gewesen wäre, wenn sie Kinder gehabt hätte. Aber es schien ihr, als ob sie um die erst recht hätte kämpfen müssen, blindlings, mit zusammengebissenen Zähnen, wie ihre Mutter um sie gekämpft hatte. —

Vielleicht lag das Problematische von damals her noch in ihrem Blute, weil es ihr so anders erging als ihren Freundinnen, die nun längst im Fahrwasser glücklichster Ehen schwammen.

Sie versuchte noch eine Weile in Grothums Richtung zu gehen, dann wurde jenes Unbestimmte stärker in ihr, und in den Augen ihres Mannes und denen seiner Freunde gewann sie bald den Ruf einer kinderlosen überspannten Frau.

Es kam über sie in diesen Jahren, es war kein Abenteuer, sie holte sich Kinder heran. Es fiel auf sie, wie ein Schein aus dem Unbekannten, sie war wie verrannt und ergab sich dem, was Grothum verrückt nannte, dem Märchenerzählen. Es war die Zeit vor dem Kriege, in der manche Dinge zum erstenmal ungewiß im Strome aufleuchteten, die später von vielen gelandet wurden. Damals war Meta noch allein damit. Sie erzählte den Kindern erst in ihrem Zimmer, dann, als Grothum es verbot, in einem kleinen Gartensaal oder im Freien. Grothum schalt noch mehr, er hatte nicht den geringsten Blick für diese Welt Metas.

Er höhnte: »Geh lieber spazieren.«

Und sie: »Dann kommen die Märchen um so mehr. Dann lassen sie mich überhaupt nicht mehr los.«

Er lachte.

Ja, sie wanderte viel, der Wind sang, ein Wald dämmerte, vorgeschoben aus seiner Ecke, ein Weg öffnete sich, aussehend, als ob vor tausend Jahren ein heimatloser Wanderer ihn gezogen sei, ein alter Bauer stand hinter der Hecke, Tiere kamen ihr auf wunderliche Weise nahe.

Die Erde war voll geheimnisvoller Gespinste, die irgendwo schifften, seit uralten Zeiten, und die man noch immer auffangen konnte, voller Dinge, die Orakel oder Verkörperung waren, voller Wunder.

So kam es, daß Meta selber Märchen fand. Nicht jene neuzeitlichen, die die Dinge der Natur mit menschlichen Problemen belasten, sondern in aller Einfalt. Den Anstoß gab immer das Erlebnis, das sie heimtrug, erzählte oder aufschrieb.

Sie wohnte auch, wenngleich in einer größeren Stadt, den Wäldern nahe, von Bäumen und zahllosen Gärten umgeben, mitunter schien es, als ob dieses wohlgeborgene Heim dennoch eine geheime Verbindung mit den ungebändigten Dingen draußen besäße, und Meta freute sich daran. Grothum hatte wirklich recht, wenn er sie eine Hexe nannte, es war etwas an ihr, das sich alle dem zuneigte, bei dem er selbst und jeder andre seines Kreises nichts andres fand als Leere oder Gefährlichkeit oder unberechenbares Abenteuer.

Aber ihr geschah niemals etwas, obgleich ihr mancher und manches unterwegs begegnete — nur wurde es ihr nicht immer geglaubt.

Darüber gewann sie Namen und Aufmerksamkeit, und bald war ihre schlichte Gestalt bekannt, wie sie jung und alt hier und da ihre Märchen erzählte, die aus alten Zeiten und alten Büchern und die, die aus der freien Luft und von der Landstraße kamen.

So hieß sie bald: Meta Dörringen, die Märchenerzählerin.

Oft dachte Meta jetzt an die Mutter. Ver-

dankte sie ihr nicht alles? Was hatte die alte Frau ihr nicht früher erzählt, und was hatte sie nicht selbst erlebt?

Geheimnis war im Hause, ewiger ungenannter Zwiespalt. Und wenn die Mutter klagte: »Es gibt kein Glück!«, so rief es in Meta: Doch! — und das Glück war schließlich ihr Traum.

Vom Vater redete man nicht gern, und man sah ihn nicht gern. Sie wurden als Kinder still, wenn er kam. Jedenfalls, wenn er eine Hoffnung hatte, so war sie bald darauf zunichte geworden. Gerhard Dörringen war ein rätselhaft Getriebener, der mit Heimat, Verwandtschaft und Freunden längst zerfallen war und zu unaufhörlicher Wanderschaft sich von ihnen löste, die eigne Familie mitnehmend. Kaum war man da, so hieß es auch schon wieder dorthin; kaum war man hier, so hieß es auch schon weiter. Man brauchte ihn nirgends, oder sicherer: er wollte nirgends bleiben. Wie alles zusammenhing, konnte Meta nie begreifen. Nur das hatte die Mutter oft erzählt, wie sie sie, die Erstgeborene, gleich einem Paket aus des Vaters ostpreußischer Heimat bis zum Bodensee geschafft habe: überall und überall waren sie gewesen. Ergreifend war es, immer davon zu hören, Traurigkeit war es, und nichts hatte ihr ein Ziel gesetzt, bis die Mutter den Vater zwang, in einer Stellung zu bleiben. Es war eine kleinere Stadt, dort war er Rentmeister. Die Mutter sagte den Kindern immer wieder: »Ich rettete euch. Ohne mich wäret ihr beide zugrunde gegangen.«

Der Vater, schon lange still, alterte rasch und verfiel. Man sah ihn selten zu Hause, er machte weite Wanderungen, und als Meta ihn zuletzt sah, saß er, verstaubt und nach Luft ringend, an einem Grabenrande. Auch Meta hatte wieder eine solche Wanderung, diesmal in der Heimat, gemacht. Sie brachte ihn nach Hause, aber er fragte nicht nach ihr, wie er sich überhaupt seit langen Zeiten nicht mehr um sie bekümmert hatte. Nichts war vorgegangen, wenn nicht ihre innige Freundschaft mit der Mutter die Ursache war.

Meta war also wieder zu Besuch daheim.

Und hier fand sie auf einmal den — andern. Jetzt tauchte er auf, wie von einer unsichtbaren Hand hervorgezogen. Die Stunde traf, und es war Schicksal.

Arnoldi, anders als ihr Mann, machte ihre Welt nicht lächerlich. In einer leisen Art kam er näher, sie war erst steif, aber unversehens — das Ringen einer Freundin um Arnoldi half dabei mit —, unter Staunen und Schrecken im Herzen erkannte sie, wie es war. Und w a s es war. Die Wunderstunde zog auf, die jedes Leben hat. Sie war verwirrt, in Widersprüche und Ängste gezogen, aber darüber stand flammend das große Wunder.

Arnoldi war der Mensch, der zu ihr gehörte. Es muß etwas an dem großen Märchen sein, das vom Wiedererkennen und ewigen Zusammengebundensein sagt. Sie waren nicht zusammengebunden und konnten es nicht sein, aber sie waren es doch und wußten es beide. Nichts mehr von der kleinbürgerlichen Welt Grothums, nichts von Rang, Kaste und Laufbahn. Arnoldi hatte Gedanken, die die ihren trugen, etwas von ihrem Blickfeld ins Rätselvolle, Erlebnisse, die den ihren glichen. Einen Weg machten sie zusammen, am Park, unter den Kastanien — der war Schicksal und Erkenntnis.

Andern Tags reiste Meta zu ihrem Manne zurück.

Bald darauf machten sie ihre alljährliche gemeinsame Reise, die diesmal in die Tatra führte. Der Freund Grothums, der sie begleitete, mußte sich nach einigen Tagen von ihnen trennen; dafür stieß, als sie kurz vor ihrem Ziele waren, Arnoldi zu ihnen. Grothum nahm ihn unbefangen auf; der Touristen waren viele, und sie kannten sich.

Meta erschrak namenlos. Sie wich scheu zurück, sie sah nichts von der ungeheuren Welt, die zu schauen sie sich so gewünscht hatte, sie stürzte durch die wilde Landschaft der Tatra nicht anders als die Nymphe, die gejagt wird.

Und unversehens kam die eine Nacht, ungeheuerlich und seltsam.

Vor einem Gewitterregen mußten sie in einer Schenke bleiben und hatten nur einen einzigen Schlafraum. Zitternd lauschte Meta, als der Freund endlich kam, er kam spät, Grothum schlief schon. Er selber dachte nicht daran, Mondschein war aufgegangen und lag groß auf der rauhen Diele, er sprach mit zusammengebissenen Zähnen, angesichts des schlafenden Gatten, vor Meta seine ganze Leidenschaft aus, Stunde um Stunde, bis die Nacht verging.

Aber am Morgen bedeutete ihm Meta die sofortige Trennung.

Sie sah ihn nicht mehr wieder. Als sie kaum heimgekehrt waren, brach der Krieg aus, und Arnoldi wurde sofort in ihn hineingerissen.

Grothum aber blieb in seinem Amt.

In diesen Jahren voll blutigen Leides hielt Meta ihre stille Welt fest, sie klammerte sich daran, während ihre Gedanken um Arnoldis Schicksal schweiften und sie sich fragte, ob er, nach Südosten geworfen, auf einem Marsche vielleicht jene walddunklen Hänge, jenes Wirtshaus einmal wiedersehen würde, in dem sie die seltsame Nacht verlebt hatten.

Ihre Märchen aber wurden wirklicher und traumhafter zugleich, Blut sprach aus ihnen und das Schicksal, aus dem sie entstanden waren. Und als Grothum einmal spottete, wie sie in diesen Zeiten an dergleichen Hirngespinsten noch festhalten könne, fragte sie ihn, ob er nicht

wüßte, welchen Hintergrund von Grauen und Erbarmungslosigkeit fast jedes Märchen hätte und wie traurig die alten Geschichten seien, wenn sie nicht eben das Wunder hätten. Gerade die Not schaffe das Wunder, und die Not brauche das Wunder, sonst könne der Mensch nicht leben.

Er verstand es nicht. Und wer hätte es verstanden?

Sie war stärker als jemals, die Elemente berührten sie noch mehr, sie war einiger mit Wind und Wetter, auch den Sturm liebte sie, sie war getragen von einer Welle, blutgeboren, und über alles fiel das eine ungeheure Licht.

Grausen kam auf, und obgleich auch die Welt, die nun erschien, keine andre war, als wie sie im Bilderwechsel der Erde oft genug erschienen war, so erschrak Meta doch im ersten Augenblick, als sie sah, wie alles hinabgespült wurde, was noch im Zusammenhang mit ihrem großen Erlebnis stand.

Die große Not stürzte die alte Welt. Grothum wußte sich aber dem neuen Regiment so einzufügen, daß er an seinem Platze blieb.

Zu gleicher Zeit veränderte er sich in seinem Verhalten zu Meta.

Ringsum verrieten sich auf einmal viele Ehescheidungen. Es handelte sich nicht nur um erst im Taumel des Krieges geschlossene Ehen, sondern oft um schon seit Jahren bestehende. Es war ein seltsames Umrangieren in allen Schichten. Unerwartete Verbindung kam auf einmal zutage, das Verdeckteste suchte sich sein Recht, Treue zerstob, Leidenschaft riß sich schonungslos heraus, Kühnheit griff nach bisher Verbotenem, unerträgliche Lasten fielen, und manches Schicksal zerschellte dabei.

Grothum hatte seit einiger Zeit eine Privatsekretärin, seine rechte Hand. Meta konnte sie durch den Gang huschen sehen: eine schlanke Gestalt mit hoher Frisur und sehr kurzem Kleide, eine junge Frau, kürzlich erst geschieden. Nun erreichte Meta die Nachricht, daß Grothum dieser Dame näherstehen sollte.

Sie erschrak. Es dauerte eine Weile, bis sie begriff, daß Grothum, der Nüchterne und Vorsichtige, nun nach etwas in einem Augenblick griff, wo das unbedenklicher geworden schien. Oder ... hatte er es im verborgenen längst getan?

Das Schicksal spielte ihr plötzlich allerlei in die Hände, und während sie sich noch besann und damit fertig zu werden suchte, wurde sie schon vor eine Tatsache geschoben, die sie zum Handeln zwang.

Und so war heute dieser Augenblick gekommen, herabgeworfen aus dem Unbekannten, Entscheidung, Freiheit, Heimkehr, neues Leben, wunderlich in einen einzigen Augenblick gefaßt: zehn Minuten vor zehn, zehn Minuten nach zehn.

Meta kam in ihre Wohnung zurück. Grothum war ausgegangen.

Was nun? Packen, mit einem Anwalt sprechen, so machte man es doch, und — abreisen.

Wohin? Es gab keine Frage. Nach Hause, zur Mutter.

Meta rief das Mädchen, ein verläßliches, achtenswertes Geschöpf, das seit ihrer Verheiratung in ihrem Dienste war, gab ihm Aufklärung und bat Mathilde, wenigstens einstweilen bei Grothum zu bleiben.

Dann löste Meta ihr Leben aus diesem Hause. Immer wieder hielt sie inne und schaute sich um; fast war es, als ob irgend etwas sie immer wieder dazu zwänge, als ob etwas ganz Seltsames vor sich ginge, das sie noch längst nicht begriff. Ja, war sie nicht wirklich ein Naturwesen, ohne Seele, wie Grothum manchmal behauptet hatte? War sie nicht mit diesem Platze und allem, was ringsum war, ganz ungeheuerlich und seltsam verbunden? Ach, wenn sie das alles hätte mitnehmen können! Allein diese Zimmer, erhellt und beschattet durch die schönen Bäume vor den Fenstern, diese Wände, von denen eine seltsame Harmonie ausging! Hatte sie nicht damals selbst die grauviolette Tapete in ihrem Zimmer gewählt, und noch immer wußte sie nicht, woher dieser ganze wunderbare Zusammenklang kam, mit allen Dingen, Möbeln, Decken, Licht und Bäumen ... Sie sah sich um, immer wieder, es war etwas, hier hinauszugehen, trotz allem.

Aber ihr Eigentum nahm sie mit. Ihre zartgrünen Möbel, Decken und Bilder, ihre Bücher und Kunstwerke, alles, was sie zugebracht oder selbst erworben hatte, nahm sie mit in das neue Leben.

Meta stand auf dem Bahnhofsplatz ihrer Heimat, auf dem die zahllosen Handwagen aus der Kriegszeit warteten.

Grothum hatte keine Schwierigkeiten mehr gemacht, alles war im Gange und konnte rasch erledigt sein.

Meta starrte zu den Dächern hinüber. Es war die Stadt der Erinnerung. Arnoldi lebte hier, er war aus dem Kriege heimgekehrt.

Meta schlug den Weg zu ihrer Mutter ein. Sie mußte suchen, denn die Wohnung war in dieser Stadt mehrfach gewechselt worden. Der Vater war während des Krieges plötzlich gestorben. Sie kam in eine lebhafte Straße, von nüchternen Häusern eingefaßt, ohne jeden Baum, da war es recht. Sie faßte das Haus ins Auge, es unterschied sich sehr von ihrem bisherigen Heim, sie kam wie entthront, ihr Köfferchen in der Hand, sah einen kleinen Laden im Erdgeschoß — »Hundert Blatt Butterbrotpapier!« tönte es eben heraus — und stieg die kahle Treppe empor, auf die Kalk stäubte.

Die Mutter öffnete, verwirrt und wie immer unstet und glücklos im Blicke. Sie sah Meta an und sagte nur, sich über die Stirn fahrend: »Zum Abholen war ich zu müde.«

Meta trat ein, enge Luft umfing sie, im fahlen Licht standen sie einander gegenüber, und die alte Frau sagte: »Es ist also aus.«

»Mutter, das sprichst du?« rief Meta. »Du, die mir früher hunderttausendmal manches — verriet? Weißt du nicht, ob das nicht in mir mitgelebt hat, ja, ob ich es nicht schon im Blute aufgenommen habe? Du müßtest doch — Freisein verstehen!«

Die Mutter lächelte sonderbar, etwas wie Triumph stand ihr im Auge. »Dein Vater wäre mir nie — untreu geworden!«

»Grothum ...« Meta stutzte. »Ich bin ja froh, daß die Kette fiel. Es ist mir noch immer wie Wunder, und Wunder kommen aus dem Unbekannten.« Sie übersann wieder alles Leiden und ging hin und her, befreit trotz allem.

Die Mutter wurde belebter. »Ein Brief ist da, von Edgar.«

Mit Edgar, dem einzigen Bruder, einige Jahre älter als Meta, war es eine etwas wunderliche Geschichte. Viel war an den Sohn gewandt worden, der Vater hatte gespart und sich anfangs viel mit ihm beschäftigt. Als die Schule geschafft war, kam die Berufswahl. Die Wahl etwa eines Hänschen aus der Fibel: Edgar war sicherlich kein Abenteurer, er tat nichts Böses, nichts Leichtsinniges, er ging nur von einem Beruf zum andern, und so viel Jahre auch inzwischen vergangen waren, er bildete sich noch immer und immer wieder in Neuem aus. Einst waren es die Rechte gewesen, die er studierte, danach kam die Landwirtschaft in Bonn, und als seine Gesundheit auch dies nicht vertrug, ergab sich Edgar nun nacheinander verschiedenen Fächern der Kunst und in verschiedenen Orten. Seit einigen Jahren war er in München, und dort hatte er auch den Krieg überdauert, der ihn nicht einbezog. Edgar hätte noch immer weiterstudiert, wenn der Vater nicht gestorben und nun endlich ein Abschluß geboten worden wäre und die Entscheidung für ein Amt. Darüber war aber noch immer nichts zu erfahren gewesen.

Meta trat in das Wohnzimmer. Dort lag der Brief, aber sie sah ihn nicht an. Ihr Blick schweifte und fand den sonderbaren Schrank. In dieser städtischen modischen Balkonstube mit vergrautem Stuck und halbzerstörter Tapete, unter Straßenlärm und Staub stand der alte Riesenschrank. Man sah noch immer, daß dieser Schrank ein riesiger Baum gewesen war. Gewaltig stand er auf knappen Füßen, die Tatzen glichen, erblindet war die Fläche und doch mächtig, Erde war in ihm und alle Wälder und das freie Leben draußen.

Und dieser Schrank — ein Schauer fegte Meta bei dieser Kindererinnerung den Rücken hinunter — sollte einstmals ein — Mensch gewesen sein.

Ein alter Dörringen, vorzeiten, ein Jäger, war gestorben und auf seinen Wunsch im Walde unter einer Buche begraben worden. Dem Erben, der aus der Fremde kam, gefiel dies nicht, er wollte den Toten in der Familiengruft haben. Aber als man die Erde aufgrub, zeigte es sich, daß die Buche sich schon des Toten bemächtigt hatte: zwei ihrer Wurzeln waren in die Ärmel geschlüpft, andre hatten sich in den Körper gegraben, unerbittlich hielt der Baum den alten Jäger fest. So mußte man ihn der Erde lassen. Aber nach vielen Jahren fiel es einem andern Erben ein, den Baum zu fällen, und er ließ den Schrank daraus schnitzen. Jahrhundertelang hatte nun der Schrank in den Sälen der Dörringen gestanden, ostpreußischer Wind hatte hereingeheult, der Wolf draußen gebellt, Wetter um Wetter war gezogen, Kind und Kindeskind geboren und gestorben, der Schrank erlebte das alles mit. Was zuletzt geschehen war, war nicht klar, jedenfalls war er als einziges Erbstück an den Vater gekommen, und der hatte ihn nie losgelassen. Meta erinnerte sich, wie die Ziehleute geächzt und die Mutter oft gescholten hatte, welche Stöße das alte Möbel erduldet hatte und auf welchen Fahrten es mitgenommen worden war, aber es war noch immer da.

Diese Geschichte hatte Meta vom Vater selbst erfahren, damals, als er sie noch auf seine einsamen Wege mitnahm. Späterhin war alles anders geworden.

»Sage, wie war es mit dem Vater?« begann Meta nun, zur Mutter zurückkehrend. »Es ist jetzt drei Jahre her ...«

»Es kam mit dem Garten,« sprach die Mutter. »Du erinnerst dich doch. Es war ja die Kriegs-, die Notzeit, aber er wollte schon immer einen Garten haben. Damals war er schon krank, aber er ging jeden Morgen hinaus und blieb bis zum Abend. Wenn ich kam, sah ich ihn nur immer hacken und graben und pflanzen. ‚Was soll das werden?' sagte ich, aber er schwieg. Er grub und pflanzte weiter. Er holte Wasser mühsam und goß. Er zog Unkraut aus, steckte und bündelte und säte Gras. Er säte Gras. Er hatte Bäume gepflanzt. Was sollte das werden? Etwa ein Park ...? In diesen Zeiten? Er gab keine Antwort. Alles sollte werden, aber es wurde nicht. Da wurde er immer stiller.«

»Er war nie laut.«

»Nein,« sprach die Mutter langsam. »Er war ein Träumer, ein Phantast. Dann sank er im Garten um. Es war zu viel Anstrengung gewesen.«

Meta dachte an die vielen Gärten, die während der Kriegszeiten trotz aller Not gediehen waren. So viele! Nur dieser eine nicht.

»Nichts half?« fragte sie.

»Nichts half dem Garten,« sagte die Mutter, »und nichts half ihm. Nach wenigen Stunden war es vorüber.«

»Er nahm nicht — Abschied?« fragte Meta wieder. Sie war damals, durch Telegramm gerufen, so sehr in Aufregung gewesen. »Er fragte nach keinem mehr?«

»Nach keinem. Ohne ein Wort ging er hinüber. Er hatte einen Freund in seiner Heimat, einen Jugendfreund in Ostpreußen. Auch an den hatte er niemals mehr geschrieben. Wie ich aber die Nachricht schicke, da schrieb der Freund, daß er sie schon erfahren hätte. Wie sollte das sein?« Sie zuckte die Achseln.

Meta fiel etwas Sonderbares ein: der Traum, den sie in der ersten Nacht nach dem Hinscheiden des Vaters gehabt hatte. Darin sah sie ihn in ihrer Wohnung von Zimmer zu Zimmer irren, um sie zu suchen. Zuletzt hatte er ihr Schlafzimmer erreicht — und von einem lauten Pochen war sie erwacht. Es war aber niemand da. Sie wußte damals noch nichts von seinem Tode.

»Ja, es war nicht leicht mit ihm,« sagte die Mutter. »Er war ein schwieriger Mensch. Wenn ich nicht gewesen wäre, ich nicht für euch gesorgt hätte, wo wäret ihr da! Ich habe euch vor dem Untergang gerettet.«

»Ja, Mutter,« sprach Meta stockend. Sie fühlte wieder, diese Frau war mehr als sie, die nur für sich selber hatte kämpfen können. »Aber nun ist es gut,« sagte sie, »nun« — sie zögerte — »ist es schön. Wir sind zusammen. Du wärst sonst ganz allein. Und es kann noch schöner werden. Aber« — sie sah sich um — »diese Räume, diese trübe Wohnung ...«

Sie ging in ihre Zimmer und stockte.

Die Schlafstube war ein Alkoven nach der Straße, laut und verwandelt. Und nach einem großen Hofe zu gelegen das Zimmer, ihr Zimmer, das sie bisher nur erhellt gekannt hatte, von Grün umrauscht ... Hier wirr zusammengedrängt ihre Möbel, Decken und Kunstwerke, unter schabhaften Wänden, im fahlen Hinterhauslicht. Vor den Fenstern Hofwände, Mauern, Dächer. Dächer auf und ab, kein Gartenbusch, kein Baum.

Nur leise wölkte der Himmel darüber, angemalt von einem Traum: Es war doch die Stadt der — Erinnerung.

Meta ging aus.

In der Ladentür, an der bunte Kärtchen schwirrten, stand der alte Hauseigentümer, ein Kantor, und machte eine unbeholfene und zerstreute Verbeugung, als ob sich das alles hier für ihn nicht mehr lohne.

Meta ging rasch weiter, belebt ins Morgenlicht schauend. Sonne war hervorgekommen und wärmte den ersten Frühling an, soweit er in diesen durchlärmten Straßen zu erschauen war. Meta bog aber in andre Gegend; da war es freundlicher, da lagen Gärten, und es nahte der große Park.

Aber auf einmal hielt sie inne.

Hier, beiseite, zurückgedrängt, lag der Friedhof. Sie ging an alten Tafeln vorbei und an Namen, die niemals etwas für sie bedeutet hatten, fand das Grab des Vaters, einsam und abgelegen: ein schöner Gang lief daran vorbei, ein Vogel sang, aber das Grab war kahl. Mit Stein und Name, gewiß, von Efeu ein wenig überkrochen, aber grauer Kies inmitten, kein Baum.

Als sie ging, trat ihr eignes Leben wieder vor sie hin, ein Bild inmitten, nur ein einziges Bild. Niemals hatte sie Arnoldi vergessen; je weiter er von ihr hinweggestürzt war, desto näher war er ihr gekommen. Diese Jahre, diese letzten unerbittlichen Jahre! Jetzt übersann sie erst: immer wie im Traum erduldet, im Träumen, aber immer mit dem einen Bild.

Ihr Herz zitterte vor Erwarten. Wann würde sie ihn sehen? Und wie würde alles sein? Sie wagte kaum aufzuschauen, und sah ihn doch immerfort, so wie er ihr einstmals in diesen Straßen öfters begegnet war; erst zur Seite unerwartet auftauchend, mit dem schmalen langen Profil und der dunklen Augenbraue, dann jäh zu ihr gewandt, sich aus der Menge für sie lösend ... Immerfort sah sie jetzt seine aufrechte hohe Gestalt, immer deutlicher wurde das Bild und alles Erlebnis, und dahinter stand in zitternd blauer Lohe jene eine Nacht.

Grothum und alle andre Erinnerung waren vergessen. Oh, niemals mehr hatte es dies alles für sie gegeben, unendlich war ihr Herz in eignem Werden an den einen gekettet worden!

Da, im Mühlenpark, hielt sie etwas an. Sie vernahm Reden und sah Damen, unveränderlich, wie sie sie einstmals gekannt hatte, als sie noch das Fräulein Dörringen war. Und etwas klang in ihr auf, lächelnde Erinnerung von gestern: »Hundert Blatt Butterbrotpapier! ...«

Da wußte sie, daß es die Neuigkeitsdoktorin war. In den Zeiten des Übermuts hatten sie und die Freundinnen ihr den Namen gegeben. Der verwitweten Frau Sanitätsrat mit der keck aufgerichteten Wippnase, die alle Neuigkeiten der Stadt zuerst aufzuspüren schien. Ja, das war sie und ihre ganze Schar, nur mit den kurzen modischen Kleidern, die auch die Älteste jung machten.

»Frau Doktor Grothum — welche Überraschung! Also auf Besuch bei der Frau Mutter? Ja, man muß sich im jungen Eheglück auch einmal wieder an alte Zeiten erinnern. Wie lieb von

Ihnen! Der Herr Gemahl auch mit? Oder ... natürlich, er kommt nach ...«

Glitzernde Blicke, die hochaufgerichtete Wippnase: sie wußten schon alle.

Meta fiel jetzt erst ein, daß die Neuigkeitsdoktorin gestern in dem Laden im Hause gewesen war — sie hatte doch die Stimme erkannt —, sicherlich, um Neuigkeiten über sie zu erfahren. Denn es war möglich, daß die Mutter schon von ihrem Kommen und der Scheidung gesprochen hatte oder daß die Nachricht auf einem andern Wege in die Stadt gedrungen war.

Meta sagte ruhig, während ein wilder Gartenduft plötzlich um sie war: »Gnädige Frau irren sich. Herr Grothum wird nicht kommen.«

An den Blicken sah sie, daß alle wußten. Sie dachte, versunken in den Duft: Wahrhaftig — bin ich nicht ... Hatte Grothum nicht recht, als er mich eine Hexe nannte? Ja, Hexe ... ganz dem andern hingegeben. Ich weiß, wem ich mich ergeben habe in diesen dunklen einsamen Zeiten: Natur half mir. Natur tröstete mich.

Sie hörte die Fragen, verdeckt und dreist, und sah das Lächeln, als sie sagte: »Ich bleibe hier.«

Sie ließen nicht nach, bis sie das Möglichste herausgezogen hatten, und nun liefen sie damit in die Stadt und in ihre Kränzchen und erzählten: »Frau Grothum ist wiedergekommen, und sie wird geschieden.«

Was ging es sie an! Und Meta erinnerte sich flüchtig und wider Willen, was Arnoldi einmal in boshafter Laune zu ihr gesagt hatte: »Wenn jeder dieser Leute Ihnen sein wahrhaftes Leben erzählen wollte, was würden Sie dann hören!«

Arnoldi stammte von hier, aus einer alteingesessenen Familie. Mit seinem Bruder zusammen hatte er die Mühlenwerke, verbunden mit großer Landwirtschaft, vor dem Tore. Die alte Herrenmühle, ein schönes Fachwerkhaus, stand beim Park, darin wohnte er mit dem Bruder.

Meta ging weiter. Es kamen noch andre. Sie wurde gegrüßt und angesehen, man schien sie zu erkennen.

Aber den einen sah sie nicht.

Als Meta heimkehrte, traten zwei Männer aus der Wohnung. Der eine, der alte Kantor, zog die Mütze, während der andre, breit zurückgestemmt, Hut im Genick, sie nur anstarrte.

Die Mutter kam ihr schon entgegen: »Denke dir, das war der neue Hauseigentümer, ein Kriegsreicher sicherlich, Herr Waechtler aus Magdeburg. Der Kantor hat verkauft. Sein Vater hat das Haus schon gehabt. Sein gefallener Schwiegersohn betrieb früher das Geschäft, die Tochter versuchte es bis jetzt, sie haben es durch den Krieg gehalten, aber nun ziehen sie fort, sie können es nicht mehr.«

»Laß es gut sein,« sprach Meta zerstreut. »Was soll es uns bekümmern?«

»Sie ziehen schon aus,« rief die Mutter. »Hörst du den Möbelwagen?«

»Ich höre Möbelwagen nicht mehr gern,« sagte Meta, von einem sonderbaren Schauer berührt. »Aber mag es kommen, wie es will! Wir ziehen vielleicht bald woanders hin,« setzte sie, sich fassend, hinzu. »Als wir so lange von Ort zu Ort zogen, malte ich mir da nicht immer eine schöne Heimat aus, ein Haus im Garten, sicher und geborgen?«

»Das wünschen wohl viele,« meinte die Mutter gleichgültig.

Meta ging in ihr Zimmer, das schon voll Dämmerlicht war. Schlote dampften und versanken, Nacht zog auf.

Aber der Himmel hob sich auf einmal sternenvoll. Silber war plötzlich da, das sanft herniederblinkte in schwarzsamtene Nacht. Nichts als Schwarz und Silber, aber doch kein Dunkel, ein Träumen, selig hingegeben — die erste Maiennacht, die den andern weit vorausgezogen war.

Da klingelte es draußen. Ganz leise.

Atmen war dicht vor der Tür. Ein Mensch.

Die beiden Frauen, in den Vorsaal getreten, lauschten betroffen. —

Da endlich ging ein leiser Schritt im Dunkeln die Treppe hinunter und verschwand in der Wirtswohnung.

Die beiden Dörringen sahen einander an.

Grauen überkam Meta auf einmal. Ein Empfinden von Schutzlosigkeit, das erste Gefühl eines Preisgegebenseins.

Die Mutter, aufgeregt, holte sich andern Tags Nachrichten über den neuen Hauseigentümer bei der Familie im ersten Stock. Das war ein junges Ehepaar, Röver hieß es, der Mann hatte vier Jahre im Felde gestanden, viel Kinder waren da. Es wußte bereits Bescheid.

Herr Waechtler war, wie der Anschein schon erwiesen hatte, ein Reichgewordener aus dem Kriege. Was er einst gewesen war, verschwand im Dunkeln, jedenfalls hatte er nacheinander oder nebeneinander mit Butter, Briefmarken, Likören, Getreide und Instrumenten gehandelt. Das Ergebnis war, daß er den alten Kantor aus dem Sattel hatte heben und hier hatte einziehen können. Er war — geschieden.

Meta riß ihren ganzen Hochmut zusammen, als sie nachher durch das Haus ging. Sie sagte sich: Ich denke nicht anders, als ich früher an dergleichen hätte denken können, nämlich gar nicht. Einstweilen gab es nichts als Zähnezusammenbeißen. Aber auch daran dachte sie

kaum, sondern nur an ein Glück und Wunder, das ferne flammte. —

»Ich schreibe an Edgar,« hatte die Mutter gesagt.

Meta ging, um ihre Jugendfreundinnen aufzusuchen, denen sie vor Jahren nahegestanden hatte, drei waren es. Alle waren noch in dieser Stadt, aber sie wußte nichts mehr von ihnen.

Als sie auf den Markt kam, wo Karla Sievers, die Älteste, zuletzt gewohnt hatte, fand sie auf dem Türschild einen andern Namen. Die Dame, die Meta öffnete, sagte, daß die Familie ausgezogen sei, sie wüßte nicht genau, aber nach dem Park hin.

Meta ging hin, aber in den Häusern ringsum — sie sah auch die Mühle — wußte man nichts von den Sievers. Sie geriet weiter hinaus in eine ihr ganz neue Gegend; früher war hier Feld gewesen.

Dabei übersann sie das Schicksal dieser Karla: ihr Vater, von einfachem Herkommen, hatte damals eine kleine Fabrik gehabt.

Und Meta wußte noch, wie Karlas wunderliche Hochzeit gewesen war. Ach, war sie denn noch verheiratet, konnte sie sich in diesen Zeiten so mancher Befreiung nicht auch die Freiheit verschafft haben, die sie damals nicht hatte behalten dürfen? Meta entsann sich auf einmal des merkwürdigen Blickes, den die unbekannte Frau eben gehabt hatte: vielleicht hatte die doch mehr gewußt.

Karla war der Verlobte nach altem Muster einfach ausgesucht worden. Der Vater kannte den jungen Mann aus seiner eignen Heimat her, er war Kaufmann. Sehr wenig ansehnlich, nicht wohlhabend oder glänzend — nur so eine Versorgung. Karla hatte nicht gewollt. Monatelang war der Kampf gegangen. Am Hochzeitsmorgen hatte sie nicht aufstehen wollen. Mit Gewalt hatte die Mutter sie aus dem Bette geholt, und unter strömenden Tränen war sie dem fremden Menschen angetraut worden.

Meta stand vor dem Hause. Ein Stubenmädchen im Häubchen bat sie, einzutreten: ja, Frau Sievers wohne hier. Ein steiles freies Haus in italienischem Stil, eher eine Villa. Pappeln davor, Garten ringsum, dahinter schöner Waldpark, angenehmer konnte es hier nirgends sein. Ein Brunnen rauschte, auf der Treppe roch es nach Lack und Farbe.

Karla kam, eine grünseidene Jacke übergeworfen, leicht und biegsam. Als Meta sie anblickte, wußte sie auf einmal: Ja, so sind ihre Augen. So hatte sie damals ausgesehen, als die Mutter sie zu unerwünschter Heirat zwang.

Kühl die Augen, ein wenig blaß, eine kostbare Kette hing um den Hals. Ringsum alles neu und sehr gediegen, schwere Stücke, heller Mahagoni; Meta schwindelte es fast, wenn sie daran dachte, was dies jetzt gekostet haben mochte. Da waren auch Gobelins und Teppiche und große moderne Bilder — ja, dies alles hier — nein, Karla war nicht geschieden.

»Es geht dir gut?« fragte sie und hörte die Antwort einer, die viel gefragt und viel mit sich beschäftigt ist.

»Wir sind noch halb in der Übersiedlung,« sagte die junge Frau. »Es ist noch immer eine etwas unruhige Zeit —«

»Das Haus —«

»Das Haus gehörte uns schon seit zwei Jahren,« ergänzte Karla, »aber der ehemalige Besitzer, ein alter Professor, wohnte mit seiner Familie noch darin. Jetzt ist es uns erst gelungen, sie hinauszubringen, und nun konnte alles umgestaltet werden.« Sie sah über das Parkett und auf die Spitzengardinen, horchte nach außen, wo Handwerker noch arbeiteten und Lieferanten klingelten. Sie stand auf: »Ich möchte dir alles zeigen.« Und sie wies Wohnzimmer und Herrenzimmer, auch eine Bibliothek mit nagelneuen Bänden. Meta sah auch das Eßzimmer, und daneben wurde eben der Wintergarten eingerichtet. Tief war dahinter der Garten, dicht voller Bäume und Gesträuch. Eine Erinnerung zuckte in Meta auf: ihr einziger großer Jugendwunsch, und in dem Augenblick schien ihn auch Karla wieder zu wissen. Sie sagte, den langen Hals ein wenig geneigt: »Ich denke eben daran, wie du damals« — Karla wußte natürlich, wie es bei Meta zu Hause gestanden hatte —, »wie du mir damals einmal sagtest: ‚Ich will einmal ein Haus im Grünen haben, ganz verborgen und schön.'«

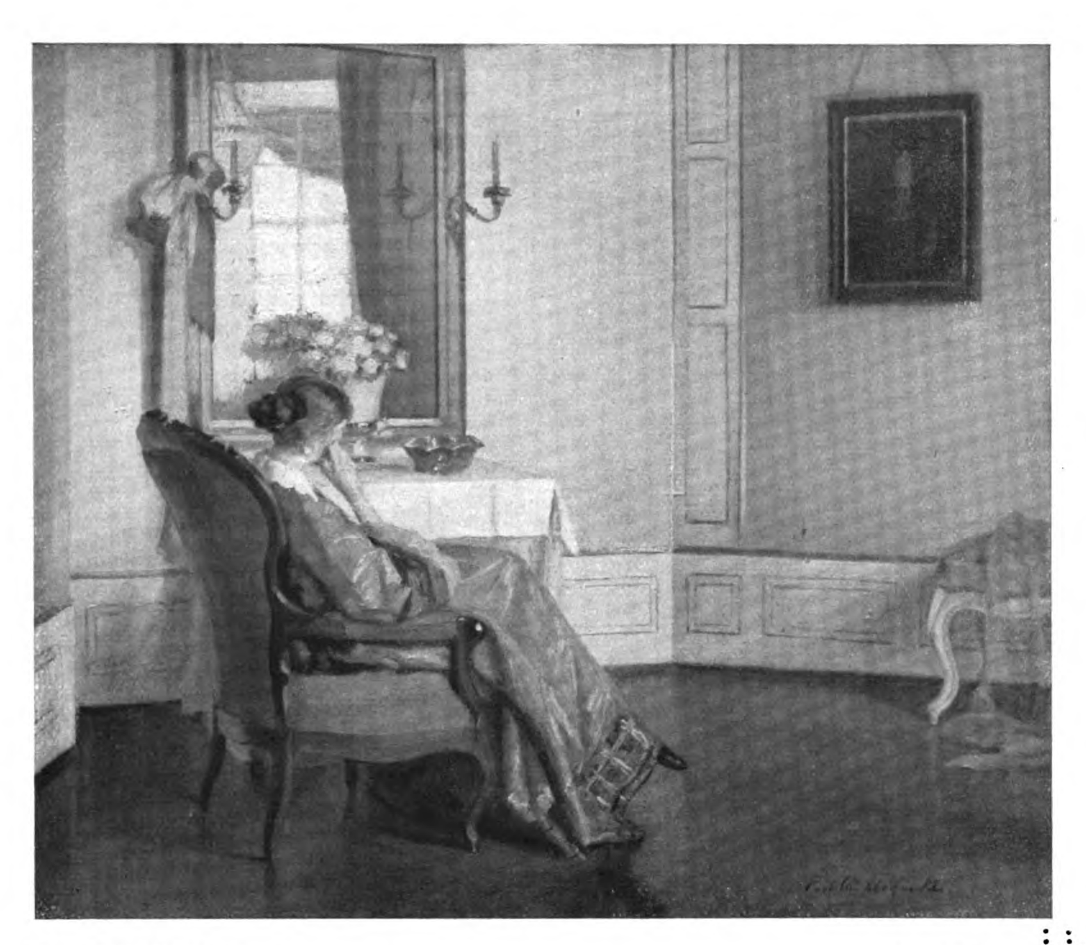
Ein kühles Lächeln flimmerte in den hellen Augen der jungen Frau, es sprach: Nun habe i c h die — Villa.

Ja, dachte Meta gelassen, die Villa ist mir weit davongegangen. Wie wild und voll grüner Hoffnungen war man doch einmal!

Und in dem Augenblick begriff sie erst vollkommen, wie sich die Verhältnisse hier geändert hatten, und daß Karla, die einst Verkaufte, zu einer billigen Ehe mit einem Beliebigen Gezwungene, in diesen Zeiten zu unerwarteten Höhen aufgestiegen war, zu einer »Höhe«, wie sie im allgemeinen galt.

Eben kam auch der Ehemann, Sievers, verwandelt, eleganter, wenn auch nicht schöner geworden, robust. Er besah Meta nur flüchtig und wurde gleich darauf an den Fernsprecher gerufen; sein Kontor lag in der Stadt, und zwar in der Mühlengegend. Er verschwand, Karla führte Meta noch weiter, in der gleichen lässigen und gesicherten Art, und Meta dachte: Sie hat sich dem allen gut angepaßt. Ja, vielleicht paßte es allein für sie?

Jetzt kam die alte Mutter aus dem Oberstock, eine behäbige Frau mit scharfen, raffenden Augen, noch sehr an das Einst erinnernd. Sie



Paul W. Ehrhardt: In Gedanken.

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1923

begrüßte Meta mit der Wortfülle kleiner Leute und sah zufriedenen Blickes auf das, was sie einst selbst geschmiedet hatte.

Meta verabschiedete sich. Ihr fiel ein, daß sie von sich nichts gesagt und daß man sie auch nicht gefragt hatte.

In dem Augenblick nannte Karla den Namen einer andern Freundin. »Erinnerst du dich noch an Ursel?« fragte sie. »Ursel Jung?«

»Sie ist noch hier?«

»Aber gewiß,« sagte Karla. Sie sah Meta mit den gläsernen hellen Augen an. »Allerdings nicht mehr bei ihrem Manne. Sie wird geschieden.«

»Ursel?« rief Meta, sich aufrichtend. Denn dies war kaum zu glauben. Dies war unmöglich.

»Es ist möglich,« sagte Karla kühl.

»Was mag dahinter sein?«

»Der — Dritte,« sagte Karla ironisch, sich aufrichtend. »Aber mehr weiß ich nicht. Ich sehe sie nicht mehr. Ich höre auch nichts hier draußen. Es ist nur, wenn mein Mann mir etwas erzählt.«

Der Mann stand auf einmal wieder da, mit undurchdringlichem Gesicht. Er erzählte nichts.

Meta ging und wußte wieder, daß sie nur gegangen war, um von Arnoldi zu hören. Aber sie hatte nichts gehört.

Unruhig schritt sie durch die kleinen Heckenwege. Nachtigallen würden hier bald singen. Aber was galt es ihr?

In dieser Nacht kam ein sonderbarer Traum zu der jungen Frau. Es war sicher, daß das Gespräch und der Aufenthalt in der Waldvilla dazu beigetragen hatte: Meta sah auf einmal ein neues Heim. Und das Wunderlichste war, ihr Vater führte sie hinein. Er stand an der Tür und zeigte ihr Zimmer um Zimmer. Alle Räume waren schön, hoch und hell und von Baumgrün umgeben, Türen und Fenster führten ins Freie. Zuletzt öffnete er ein Zimmer, und das war das schönste, was sie je gesehen hatte, voll Harmonie, im schönsten Einklang der Farben, und es war ihr Zimmer, und draußen, mitten im Park stand eine riesengroße gewaltige Blutbuche, mit allen Blättchen flimmernd.

So war ihr Wunsch. Es war so, wie ihr Herz es immer begehrt hatte. —

Am andern Morgen befragte sie die Mutter nach Ursel. Die erinnerte sich zwar noch, aber sie wußte nichts weiter. Sie hatte auch Arnoldi damals wenig gekannt und wußte jetzt vielleicht nicht einmal seinen Namen mehr.

Meta ging zu Ursula.

Die Heirat der Kleinen war damals kurz nach der ihren geschehen; es war ein Arzt, Meerholtz mit Namen, in besten Verhältnissen, eine bekannte Persönlichkeit, jung, ansehnlich und gediegen, irgendwie mit der Familie Ursels, die eine große Rolle spielte, verwandt. Eine Sippenheirat sozusagen, Jugendfreunde, die sich unter aller Zustimmung gefunden hatten, eine große Liebe. Soviel Meta sich erinnerte, waren auch Kinder da.

Meta kam an dem Meerholtzschen Hause am Markt vorüber. Der Physikus Meerholtz trat eben heraus, sehr gealtert; er ging vorüber, ohne Meta zu bemerken. Sie befragte eine vorübergehende Frau nach Ursula, und die machte ein geheimnisvolles Gesicht und sagte: »Da gehen Sie nur nach dem Petersgäßchen naus. Dort soll die Frau Doktor wohnen. Nee, bei den Eltern ist sie nicht mehr.«

Meta fand eine Gegend, die früher keine von ihnen betreten hätte. Da, neben dem Hospital, war ein kleines Haus, in das wurde sie gewiesen. Wer wohnte da alles! Kinder trabten und lärmten, Stimmen schrillten, in einer Waschküche wurde gewaschen, ein altes Hospitalweibchen schlürfte bedrückt einher, ein junges Ding kam täschchenschlenkernd durchs Tor, und drüben lachten ein paar Burschen. Oben wohnte eine Büglerin, Frau Stelzner, sie öffnete und wies Meta wortlos eine Stubentür, hinter der man Stimmen hörte.

Meta pochte und sah gleich darauf Ursel vor sich, stiller, kleiner geworden, wie es schien, aber noch immer mit dem sehr schlicht gescheitelten blonden Haar und den sanften Augen, der fast ein wenig strengen Sauberkeit im Wesen, diesem unumstößlichen Gepräge der Frau aus guter Familie, und der leisen Holdheit, die ihr Zauber war. Da stand Ursel mitten in einer elenden Stube, die Plättdunst erfüllte und das trübe Straßenlicht. Man hörte die groben Burschen draußen johlen und Fußbälle schleudern und dazu das gellende Geschrei der Gassenkinder.

Auf dem Tische, unter der Gaslampe, Stickerei, Heimarbeit. Ursel hielt den Nähfaden noch in der Hand, unterm Tisch spielten ihre Kinder, der Knabe und das Mädchen, dunkelhaarig, mit der knappen Pagenfrisur. Im Bettchen saß das Kleinste.

Meta stürzte vor, fassungslos, und rief: »Ursel —«

Die andre sah sie an und sagte leise: »Das ist hübsch, daß du kommst. Du bist hier?«

»Ich bin hier. Aber daß du *hier* bist —«

Ursel nahm dem Buben die Schere aus der Hand, griff nach der Stickerei und sagte mit einem Blick auf Meta: »Verzeih, ich bin eben dran —«

Ursula, die Bürgerstochter, die Gehegte und Unberührbare, in dieser Umgebung, dieser Lage! Denn sie sah, daß Ursel für Geld arbeiten mußte.

»Wie ist das gekommen?« fragte sie. »Verzeih ... ich versteh' es nicht.«

»Und du?« fragte die andre dagegen. »Wie ist es mit dir? Ist es ein Besuch?«

»Du ahnst es wohl,« rief Meta mit kurzem

Atemzug. »Es ist wie eine sonderbare Gewalt in der Zeit, als ob ein Wind bliese, und die Ehen fielen. Ich bin fort von meinem Manne — ich lasse mich scheiden.«

Ursel schaute sie wortlos an. Gleich darauf ging ihr Faden wieder durch die Decke, die denen ähnlich war, die Karla in ihrem schönen Heim am Walde hatte.

Meta blickte auf die Kinder. Was für schöne Kinder, die noch immer alles Gepflegte des guten Hauses hatten, Doktor Meerholtz' Kinder doch, Meta hatte sie schon früher gesehen. Und das Kleine?

Sie schaute wieder auf die junge Frau.

»Es kam der — andre,« sagte Ursel endlich leise, ohne aufzublicken, eigentümlich zwischen den Zähnen hindurch, während sie mit der einen Hand mechanisch ihrem kleinen Mädchen das weiche Haar aus den Augen strich. »Das ist es. Nichts weiter.«

Metas Auge forschte, starrte. »Du bist auch mit deinen Eltern auseinander?«

»Meine Mutter ist tot.«

»Und der Vater?«

»Kennt mich nicht mehr.«

»Und die andern?«

Ursel zuckte nur die Achseln.

»Und die Kinder durftest du — mitnehmen?«

Ursel beugte sich wieder zu dem kleinen Mädchen. »Ja. Hans ... Doktor Meerholtz«, verbesserte sie sich, »ließ sie mir. Weil sie noch zu klein sind. Wir sind ja auch noch nicht geschieden.«

»Und später?«

»Später werde ich sie wohl hergeben müssen,« sagte Ursula zwischen den Zähnen, wieder auf ihre Arbeit gebückt.

»Du hoffst auf die neue Ehe?«

»Ja,« sagte Ursel bestimmt.

Und Meta zögerte, während ihre Gedanken ratlos grübelten. Aber sie fragte nicht.

Ursula lächelte plötzlich, während ihre Augen ganz golden wurden, und reichte Meta die Hand hinüber. »Es wird noch alles gut,« sagte sie, während ein Schatten von Verzweiflung in ihrem Blick auftauchte.

Meta fragte noch, ob sie ihr helfen könne, was abgelehnt wurde. Sie ging davon, wie betäubt.

Noch immer sah sie die glückliche junge Frau aus guter Familie, mit ihrem Gatten, den sie sich selbst gewählt hatte, mit den kleinen lieblichen Kindern, das ganze gepflegte und stattliche Heim, und das alles hatte sie verlassen und hingegeben — hingeworfen, unbedenklich, für — einen.

Für wen?

Als Meta ihr Zimmer betrat, dachte sie: Wie soll ich das ertragen?

Nirgends ist eine Spur von ihm, nirgends eine Hoffnung. Auf einmal bin ich ihm so nahe gerückt; und nun scheint er mir unendlich fern? Was soll das? Mir ist bang. Mir ist es unerträglich hier. Wie soll ich leben? Ist das die erste Erkenntnis? Zusammengerissen habe ich mein Leben, und hier ist nun alles, hier in diesem engen Raume. Hier stehen meine Sachen, meine Bücher, hier ist meine Welt und ist sie doch nicht. Wie soll das sein?

Zehn Minuten vor zehn, zehn Minuten nach zehn —

Was willst du? Hast du dich selber vergessen? Weißt du nicht, wohin dein Weg in diesen Jahren ging und wohin das dunkle Glühen deiner Seele steht? Wo sind die alten Wunder, wo ist dein Trost, wo sind deine — Märchen? Willst du nicht wandern und schaffen? Hast du dir nicht ausgemalt, wie du nun hier in der endlichen Freiheit, unbehindert, ohne zu fragen, ohne auch nur einem Blick Rechenschaft zu geben, ganz du selber sein kannst, träumen, sinnen und den Traum, so wie du kannst, erleben?

Du bist doch nicht Frau Grothum, noch immer nicht geschieden — du bist Meta Dörringen, die Märchenerzählerin! Liegen da nicht Briefe in dem trüben Wirrwarr deines Zimmers? Sind das nicht Grüße, Fragen aus deiner Welt, die du dir errangst? Wolltest du dich nicht königlich in die hineinstürzen, war das nicht dein eigentliches und erwünschtes Ziel? Warum denkst du jetzt an einen kleinen Traum? Weil er dir damals half? Weil er dich weiterjagte? Oh, so kann dich nun andres weiterjagen. Du wirst doch nicht weichen, unter der Kleinstadtmeinung und der engen Welt, in die du dich wieder begeben mußtest? Sind nicht alte Wunder da? Ist nicht Erinnerung da? Und können nicht tausend Märchen kommen? Du hast gewählt und gewünscht, das Los fiel dir so, wohlan, hier ist einstweilen deine Welt ...

Sie sah sich um, ihre Seele bebte. Jawohl, einstweilen. Denn es muß anders kommen. Einstweilen — Und vor ihr erschien scheu das seltsame Bild des elenden Unterkommens der Ursula Jung, wunderlich vermischt mit dem kühnen und hochfahrenden Bilde des Hauses am Park, wo Karla wohnte. Unendliches wirbelte und verschob sich, in ihr schrie es vor Heimatlosigkeit, und sie dachte: So muß es vielleicht in allen diesen Frauen schreien, die ihr Heim und ihre Heimat verließen, wenn nicht die andre dicht an der Tür auf sie wartete.

Was will ich? Was will ich?

Warten — — —

Die Mutter sagte plötzlich: »Willst du nicht auch zu Lucie Herbst?«

Meta stutzte. Die dritte Freundin —

»Sie ist geschieden,« setzte die Mutter mit ironischem Blick hinzu.

»Lucie auch?« rief Meta betroffen. »Dann sind wir ja alle, der ganze Bund — bis auf Karla natürlich —, dann sind wir ja alle wieder außer der Ehe. Aber wie war das mit Lucie?« forschte sie. »Weißt du nichts«

»Das geschah schon lange. Gleich nach dem Kriege wohl. Ich weiß auch noch, daß Frau Herbst davon sprach, sich gleich wieder zu verheiraten, aber es wurde nichts daraus.«

»Warum nicht?«

»Darüber wurde mancherlei geredet. Jedenfalls hat sie notgedrungen eine Stellung annehmen müssen.«

Lucie war die Glücklichste und Beschwingteste ihrer Runde gewesen. Jede Schwärmerei Metas für Grothum hatte sie damals miterlebt, die ganze nun vergangene Zeit, zusammen hatten sie damals gehofft, geträumt, dumme Pläne geschmiedet und das große Glück der Zukunft erwartet. Lucie, kokett, sicher, gewandt, über alles unterrichtet, sehr selbstbewußt, hatte damals triumphiert, als sie kurz nach Metas Verlobung den Kapellmeister bekam, strahlend war sie gewesen und ebenso verwöhnt wie Ursula.

In Meta lebte plötzlich eigentümliche Unruhe auf. Denn Lucie war diejenige Freundin, die nachher für Arnoldi schwärmte.

Sie fand das Haus, das am sogenannten Kurfürstenwall lag, der besten inneren Gegend, ein riesengroßes sehr altes Patrizierhaus. Meta mußte bis zum vierten Stock schreiten, und auch dort fand sie einen andern Namen, bis sie erkannte, daß der Lucies darunter schwebte, auf einem kleinen Kärtchen angebracht.

Eine Notwohnung.

Lucie öffnete, das dicke schwarze Haar locker und kühn zurückgestrichen, nach Pagenart verkürzt, den lebendigen, frischen, unverzagten Blick in den hübschen Augen. Allerdings ein wenig gealtert. Aber sehr gut angezogen, etwas bunt, mit sehr kurzem Rock. Meta kam unversehens die Erscheinung jener Dame in Erinnerung, die Grothums Freundin war.

Lucie lachte, lachte. Sie lachte immer und führte Meta mit einem gewissen Triumph in ihr Heim, eine kleine Wohnung, von der andern nur durch dünne Wände abgegrenzt.

»Ja, hier wohne ich,« sagte sie. »Schau' nur, schau'!«

Meta sah, gewiß: neue Sachen, in dem eben zur Mode gekommenen Stil. Helles Holz, schöne Farben, alles zu notwendiger Nützlichkeit verbunden. Aber es war ein altes Haus, und dies Zimmer war einstmals sicher ein Festsaal des Hauses gewesen, den man nun abgetreten hatte, vielleicht weil die Zeit der Feste für diese Leute hier vorüber war und die Heizung nicht mehr für den mächtigen Raum langte. Aber die Mieterin hatte ihn nehmen müssen, samt den andern Räumen. Ein wunderliches Heim, wunderlich mit den nagelneuen Sachen, zu denen weder der Stil des Raumes noch die gereifte Erscheinung der Bewohnerin ganz paßte.

»Dies hat mir Gösta alles gezeichnet und entworfen,« sagte sie, »er ist Expressionist. Weißt du, ich konnte ja meine alte Einrichtung nicht mehr ausstehen, die Samtsessel und Sofas, das Pfeifenregal meines Mannes, die Wäscheschränke mit den Aufsätzen, die schrecklichen Portieren. Alles war mir so zuwider, meine Mutter hatte mir doch damals alles ausgesucht, und alle Tanten halfen mit.«

»Du warst so glücklich!« sagte Meta.

»Ja, vielleicht.« Lucie rümpfte die vollen Lippen. »Man war ja dumm. Aber dann kam es.«

»Er ist Künstler?«

»Ja. Ich sah seine Arbeiten, er sprach hier, wir lernten uns dabei kennen und verstanden uns ausgezeichnet. Ich erkannte jetzt erst, wie spießbürgerlich ich war. Wir gingen zusammen ins Theater, in Konzerte und Vorträge, wir reisten auch zusammen nach außerhalb. Mein Mann —«

»Dein Mann —«

»Er ließ alles zu. Denn er mußte mir doch auch etwas Freude gönnen. Er war in dieser Beziehung kein Unmensch. Er ließ mir Platz. Er saß in seinem Zimmer vor dem Flügel und ich in dem meinen mit meinen Freunden. Aber eines Tags rief mich Gösta an. ‚Hör' mal, ich kann heute nicht,' sagte ich — ich erinnerte mich gar nicht, was eben war. ‚Du kannst nicht?' ruft er. ‚Du kannst wieder nicht mitkommen? Hör' mal, dann wollen wir doch einfach heiraten.' — ‚Heiraten?' rufe ich. ‚Jawohl!' schreit er. ‚Dann ist die Sache erledigt.' Und ich gehe zu meinem Manne und sage ihm: ‚Gösta hat eben telephoniert, er will mich heiraten. Hast du etwas dagegen?' — ‚Wenn du glaubst, daß du bei ihm besser aufgehoben bist,' sagt er. ‚Aber selbstverständlich', erwidere ich, ‚bin ich bei Gösta besser aufgehoben als bei dir. Du weißt doch.' — ‚Ich weiß,' sagt er. ‚Also bin ich einverstanden.'« Sie sah Meta mit den blanken Augen an. »So haben wir also die Scheidung eingeleitet. Und sie ging natürlich, wie die Dinge lagen, glatt. Alles stand damals ausgezeichnet, Gösta hatte Anwartschaft auf Berlin. Wir dachten, wir könnten vielleicht nach Potsdam.«

»Nach Potsdam?«

»Nach Sanssouci. Er ist doch Berliner. Und wie alles umgestürzt war, dachten wir selbstverständlich, Sanssouci würde auch zu Wohnungen ausgebaut. Und dafür hat er mir alles entworfen, und ich hab' mitgearbeitet, und alle Freunde haben mitgearbeitet, aber schließlich kam es doch anders. Und Gösta bekam einen Auftrag in Ungarn und ging nach Ungarn. Aber wir sind immer in Verbindung, und ich bereue

noch nicht einen Tag, daß ich die Plüschgarnituren, Portieren und die ewige Flügelmusik meiner Ehe verlassen habe. Es ist zu schön hier. Ich habe auch viele Freunde, wir sind ein ganz moderner Kreis.« Sie wies Karten vor und Einladungen auf dem Tische. »Was hier in der Gegend an Künstlern lebt, kommt zu mir, sucht mich, bewundert mich.« Sie ging hin und her in dem koketten Kleide: »Er wird schon kommen.«

Sie öffnete das Schlafzimmer, auch einen mächtigen Raum. Zwei Betten. Ganz neu. Sie zeigte die Küche, alles neu. »Sieh, ist nicht alles eine ganz neue Ausstattung?« Sie lachte. »Nur eins fehlt eben noch —«

»Einer —« sagte Meta.

»Er kommt schon noch,« lachte Lucie und wühlte Bilder hervor, lauter Freunde. »Dies ist der, dies der.« Gösta und der Kapellmeister standen unter Glas und Rahmen. »Mit meinem früheren Manne stehe ich mich übrigens sehr gut. Er besucht mich auch.«

Metas Blicke flirrten. Unwillkürlich suchte sie nach einem Bilde. Aber sie sah es nicht. »Wovon lebst du?« fragte sie.

»Von meiner Hände Arbeit,« entgegnete Lucie vergnügt. »Es ist ganz nett.«

»Und wo bist du?«

»Im Kontor von Arnoldi.«

»Von — Arnoldi?«

»Ja, gewiß.«

»In der Mühle?«

»Aber natürlich. Der Arnoldi hat übrigens geheiratet.«

»Arnoldi,« sagte Meta, »Herbert —?«

»Nein, der andre. Er hat sich die Frau aus dem Felde mitgebracht. Vom Baikalsee oder dergleichen. Sie war seine Pflegerin.«

»Also eine Deutsche?«

»Ja.«

»Und der andre Arnoldi?«

Lucie sah Meta flüchtig an. Sie lachte. »Nun, wir sind gute Freunde. Warum soll er eine Ausnahme machen? Arbeiten wir doch zusammen. Ich bin seine rechte Hand. — Und du?« fragte sie plötzlich. »Auch geschieden? Na ja ...« Sie lächelte und wandte sich nachdenkend ab.

Meta sagte rasch: »Sage, weißt du etwas von Ursel Jung? Ich war bei ihr.«

»Du warst — so? Kein Mensch geht übrigens zu ihr. Wer weiß, in welchem Winkel sie hockt, es soll unbeschreiblich sein.«

»Sie tat, was mir unbegreiflich erscheint.«

Lucie warf ihr einen schrägen Blick zu.

»An ihr. Wie kam es? Weißt du gar nichts?«

»Der Doktor kam aus Rußland und schickte sie fort.«

»Es muß eine große Passion gewesen sein.«

»Ja,« sagte Lucie, etwas berührt. »Das kann ich mir denken. Aber ich weiß wirklich nicht ...« Sie lachte plötzlich. »Wahrscheinlich weiß es Doktor Meerholtz selber nicht.«

Meta ging in Fragen und Suchen durch die Gassen und den Weg am Graben vorbei. Und dort im Gange, unter den kaum entfalteten Kastanien, unter blaßgrünen Blättern, die sich leise im ungewissen Frühling wiegten, sah sie einen kommen. Das war Arnoldi. Herbert Arnoldi, ihr einstiger Freund. Der Mann aus jenen unbegreiflich schönen Zeiten, der Mann aus der gejagten Tatrafahrt, aus jener blauen ungeheuerlichen Nacht. Der Mann, der nach erfolglosem Kampfe im Kriege verschwunden war für sie, hinter einem Nebel von Blut.

Hier sah sie ihn wieder auf dem alten Wege, in der alten unverstörten Welt, wohlbehalten, kaum verändert. Hier sah sie ihn, und alles in ihr maß ihn plötzlich voll Sehnsucht, voll von einer Leidenschaft, die sie nicht in sich vermutet hatte. Trotzdem sie keine Stunde mehr ohne den Gedanken an ihn gewesen war und vieles in der Zukunft erträumt hatte, dachte sie jetzt in einem Schauer, in einer Ergriffenheit des Augenblicks: Ich wußte ja gar nicht mehr, daß du in der Welt bist!

Und ging unter den grünen Blattfächern der Kastanienbäume.

Er sah sie an, etwas dunkel, wie ihr schien, grüßte und ging vorüber.

Die Mutter empfing Meta in Aufregung. Da lag die Karte. Edgar kam heute abend.

Sie mußten spät noch zur Bahn. Von der Mutter war inzwischen alles gerüstet worden. Edgar kam in das Balkonzimmer, in dem der wunderliche Schrank stand. Im übrigen hatte er schon alles erhalten, was vom Vater irgendwie zu erben gewesen war, Lebensversicherung und die geringe Ersparnis.

Sie gingen. Der Mond stand leise und verwischt, es war auf einmal eine etwas entfernte Welt, in der Metas Erregung leise schlug, ihre Blicke forschten in den Gassen, aber die Begegnung kam nicht wieder; wer ihnen in den Weg kam, war nur der neue Hauseigentümer, Hut im Genick.

»Es ist nur gut, daß Edgar endlich kommt,« meinte die Mutter.

»Er wird bleiben?« fragte Meta.

»Das weiß ich nicht,« sagte die Mutter, »das wird sich finden, er wird sich erholen wollen. Aber Waechtler sieht wenigstens, daß wir nicht allein stehen. Und es wird ja einmal alles geändert.«

Der Zug von München lief ein, Edgar war da. Lang bog er sich zu ihnen, etwas mit der Ungelenkigkeit der Übergroßen. Er war steil gewachsen und mager, sprach leise und etwas an den Vater erinnernd. Meta bog sich einmal vor

und betrachtete den fast Fremdgewordenen genauer. War er — der Vater?

Die Mutter, an Edgars Arm gehend, ließ sich erzählen.

Daheim erfuhr Meta erst alles: Edgar war nun fertig, so weit, daß er eine Stellung annehmen konnte, die erste in seinem Leben. Und was das erstaunlichste war: er war etwas geworden, Städtebauingenieur.

Das klang gewaltig, wenngleich es Meta scheinen wollte, als ob der Raum für dergleichen inzwischen etwas begrenzt sei, und sie fragte, wie es damit stünde.

»Er hat ja glänzende Aussicht, nach Darmstadt zu kommen,« sagte die Mutter. »Die Stelle ist ihm sogar sicher, man wird ihn empfehlen, er ist ja auch so tüchtig.«

Meta betrachtete den Bruder nachher im Lampenlicht. Er sah gut aus, eine feine Regelmäßigkeit war in seinem Gesicht, die Hände waren weiß, die Sprache sanft und ruhig, die Stirn fast genialisch hoch — sie wußte gar nicht, wem er ähnlich sah. Mit Liebesgeschichten schien er nichts zu tun zu haben, er sprach nicht von Mädchen und hatte auch kein Interesse für das, was ringsum etwa sein mochte, in ihm schien jetzt einstweilen kein andrer Wunsch, als wieder einmal daheim zu sein, der Mutter langbeinig gegenüber zu sitzen und erzählen zu können.

Für Metas Schicksal, ihr Erlebnis und Werden hatte er keinen Sinn, und wie fern waren sie einander auch in den Jahren gekommen!

Sie hörte erzählen und dachte dabei dann und wann: Wo war ich da? Wo blieb ich dann? Was erlebte ich hernach? Was arbeitete ich eben? Ihr kam es vor, als ob sie Unendliches erlebt hätte, aber des Bruders Gesicht war glatt, und es stand nichts darin, auch nicht vom Kriege. Und was er erzählte, war auch nichts. Aber mit der Kümmerlichkeit der Zeit wußte er Bescheid, er hatte sich wohl elend genug durchringen müssen und war auch jetzt durchaus bescheiden.

Als er spät in das große Zimmer trat, fuhr er zurück. »Was, das alte Ding habt ihr auch noch?« Er meinte den Schrank.

»Er stammt vom Vater,« sagte Meta.

Er zuckte die Achseln. »Ach, vom Vater!« Dann wandte er sich betroffen: »Was ist das?«

Denn durch die offene Tür sah man über den Flur hinweg das Treppenhaus vollkommen hell erleuchtet, mitten in der Nacht.

»Ob das etwa mir gilt?« fragte er lächelnd.

Als Meta in der Frühe erwachte, sah sie noch immer die festliche Beleuchtung des Hauses lautlos in den hellen Morgen glühen.

Edgar ging langbeinig spazieren. Die Mutter versuchte sich nach dem Merkwürdigen zu erkundigen, aber von den Hausbewohnern wußte keiner die Ursache.

Das Wichtigste war jetzt Edgar, er mußte seine Bewerbung schreiben.

Wie? Er hatte noch gar nicht —? Die Mutter erklärte Meta, daß er noch nicht dazu gekommen war, aber die Stelle war ausgeschrieben, und bis zum Termin mußte die Meldung eingelaufen sein. Was für eine große Aussicht! Die Mutter glühte vor Stolz.

Von den Sievers kam eine Einladung für Meta.

Als sie hinauskam, fand sie erst Karla allein in dem neuen Salon, sehr gut angezogen und sehr kühl. Wie es sich herausstellte, hatte sie Metas baldige Abreise in Betracht gezogen und hörte nun mit Betroffenheit, wie anders die Dinge lagen.

»So, du — bleibst? Als — geschiedene Frau?« Hochmütig maß sie der kühle Blick.

Meta fühlte deutlich die Erinnerung an Lucie und Ursula, sie hob den Kopf und sagte: »Ich lasse mich scheiden. Ich erfuhr, was ich nicht zu dulden brauchte. Und darum ging ich. Aus keinem andern Grunde. Ich könnte immer noch Frau Grothum sein.«

Inzwischen kamen die andern Gäste aus dem Meta von einst bekannten Kreise. Eine Chemikerfrau Dahlmann mit ihrem Manne. Sie hatte einst mit Meta zusammen das Examen gemacht, hernach waren sie auseinandergekommen.

Karla mußte ihr inzwischen einen Wink gegeben haben, oder das Wissen mußte ihr von andrer Seite zugeflossen sein, denn sie beobachtete große Zurückhaltung. Ach, Meta erschrak, da war ja auch die Neuigkeitsdoktorin, übrigens die Tante der kleinen Ursula. Knapp das Kleid, kokett die Fünfzigjährige, kinderlos; da es mit Eroberung und Erlebnis nichts mehr war, gab sie sich ganz in das Erlebnis der andern. Ihre schwärzlich gelben Augen glommen Meta in heimlicher Überlegenheit an, und nun sah sie auch den spöttischen Schein in den Augen der andern Damen. Man vermied jetzt jede Frage nach Grothum und Metas Plänen.

Jetzt aber — Meta erschrak bis in die Lippen —: eine schöne Blondine trat in den Salon, fast weiß das Haar, von einem flächsernen, reinen und natürlichen Blond, kühn angesetzt und frei zurückgestrichen, in einem tiefen lockeren Knoten endend. So aufrecht und klar das feine Gesicht, von freiem lyrischem Schwung und Ausdruck. Die Gotin, mußte Meta unwillkürlich denken, irgendeine Frau aus der deutschen Vorgeschichte, so sah sie aus, deutsch — deutsch. Und flüchtiger Neid überkam Meta Döringen, denn ihr Blut war nicht so klar deutsch vom Osten her. Wenn sie auch die blauen ostpreußischen Augen hatte, die der Vater gehabt hatte, so war ihr Haar doch aschfarben, wie dunkles Gefieder, eine Gotin würde sie niemand nennen.

Immer noch war sie von der stolz nähertretenden Erscheinung gefangen, als sie stutzte und noch mehr erschrak: wer hinter der Germanin kam, war Richard Arnoldi, der Bruder, und mit ihm kam der andre, der einmal Geliebte. Noch kaum gesehen, war er auf einmal da.

Äußerlich wie einst, da er auf ihren Spuren war, stattlich mit leisen Bräunungen und einigem Grau an den Schläfen, aber er war doch noch jung. Ein Mann, aus den großen Abenteuern gekommen, gepflegt, elegant und nicht ungünstig in das Abenteuer der Gegenwart geschoben. Ein Mann dieser Stadt und, wie es auch sein mochte, doch mit ihrem Erlebnis und dem der andern verknüpft.

Jetzt sah Meta ihn erst, wie noch nie zuvor. Sie erkannte auf einmal, was an ihm dieser Welt hier gehörte, und bunt wuchsen daneben in regellosen Bildern die vergangenen Tage herauf, die sie in schweigendem kämpfendem Glück und Erkennen verbunden hatten.

Und jetzt war er hier, auf einmal — bei den Sievers? Sie sagte sich, daß es Geschäftsverbindung sein mußte. Die Sievers waren ja so hoch gestiegen, daß sie von der alteingesessenen Kaufmannschaft nicht mehr zu übersehen waren, im Gegenteil konnten s i e viele übersehen.

Er sah sie an, sie sah den tiefen Schatten der Erinnerung im Auge flüchtig wieder erwachen, fühlte sich in jedem Nerv im Sturm und empfand, wie er sich verneigte und zurücktrat und seiner Schwägerin antwortete, die lässig dastand.

Ja so, das war die Frau, die der andre Bruder sich vom Baikalsee oder aus der Türkei mitgebracht hatte, die Krankenpflegerin. Nun, vom Baikalsee hatte sie wirklich nichts.

Sie schien mit der Chemikerfrau befreundet, die Ellen hieß. Lang war die und etwas langweilig, aber sehr ästhetisch. Meta hörte, wie sie ein welsches Zitat gebrauchte und ihr Mann es ihr verwies.

Meta sagte, daß die deutsche Sprache neben aller Arbeit, die ihr gewidmet werde, schon seit langem in einem gleichsam selbsttätigen Reinigungsvorgang lebe. Man brauche nur die Schriftsprache, nicht einmal aus den letzten hundert Jahren, sondern nur aus der Zeit von zwanzig Jahren etwa mit der jetzigen zu vergleichen, um zu erkennen, wie sich die Sprache von fremden Formen befreie; das sei weniger eine Sache der Sprachwissenschaftler als eine noch unbekannter eigner Entwicklung.

Man hörte erstaunt: was war das für eine Sache, was ging sie das hier an!

Der Speisesaal wurde geöffnet, üppig erhob sich das Leben hier, ähnlich dem versunkenen von einst, aber dennoch sehr neu, sehr ins Licht gehoben, sehr triumphierend, und Meta fühlte sich auf einmal als Tochter alter Zeiten, da sie dachte, Reichtum müsse erst vierhundert Jahre mindestens in der Familie sein, um Haltung zu haben.

Die älteren Damen, die Neuigkeitsdoktorin, die Mutter Karlas und die Kommissionsrätin Adelbert, berührten mit herablassendem Bedauern eine neue Geselligkeit mancher Kreise, die auf materielle Genüsse fast verzichtete. Die Mutter Karlas, hochbusig zurückgebogen, berichtete erheitert und weitschweifig, von Karla unterstützt, ein Erlebnis aus den letzten Kriegsjahren, die ja für diese Welt hier Erntejahre gewesen waren. Sie sei mit der Tochter in einer Sommerfrische gewesen, wo sie neben allem andern sehr wenig Anziehenden — Karla verzog den schmalen Mund — einen überaus abscheulichen Kaffee bekommen hätten, der überhaupt nicht Kaffee gewesen sei. »Da wir aber«, berichtete die Dame weiter, »den besten Bohnenkaffee mitgenommen hatten, gaben wir davon der Hausdame mit dem Wink, uns ein besseres Getränk herzustellen. Wie wir aber am andern Morgen an den Frühstückstisch kommen, da sehen wir bei allen Gästen ganz sonderbar schmunzelnde behagliche Gesichter. Ja, denken Sie« — sie blickte erregt umher —, »die Pensionsdame hatte den guten Kaffee a l l e n aufgebrüht!«

»Gnädige Frau, das war sicher eine Kommunistin,« sagte Meta trocken.

Man sah sie an und blickte wieder weg, es war, als ob eine Mauer um sie gezogen sei. Die Damen und Herren erhoben ihre Stimmen, drüben zwischen Ellen Dahlmann und der jungen Frau Arnoldi hatte sich ein ästhetisches Gespräch erhoben.

Meta wußte gar nicht, was für Gedanken sie auf einmal zu Sievers trieben, da sie doch bis ins Innerste erfüllt von Arnoldi war und sich zitternd noch fragte, was diese Begegnung bringen werde. Bisher hatte er ihr wenig Aufmerksamkeit geschenkt, seine Unterhaltung mit der Dahlmann schien sehr eifrig, nichts zeigte, daß mehr in ihm war, als was alle andern ringsum von diesen Augenblicken erwarteten. Aber Meta kannte längst das Geheimnis verborgener Liebe und die korrekt versteckte Glut; sie spähte immer wieder, selbst dabei verborgen, nach dem einen Blick oder der Wendung, die die Mauer öffnete und die alte Flamme zeigte.

Die schöne Frau Arnoldi! Dieses Flächserne und Weiße an ihr war so schön. Meta konnte sich nicht enthalten, nach der Heimat der jungen Frau zu fragen. Sie dachte: Sie möchte ich bei mir haben, wenn ich Märchen erzähle; sie i s t deutsches Märchen.

Frau Arnoldi sagte in dem ruhigen Ton, der zu ihr paßte, daß sie hinter Westfalen zu Hause sei, an der Weser.

»Es konnte nicht anders sein,« sagte Meta

lebhaft. »Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich dachte es mir. Von nirgend andersher können Erscheinungen wie die Ihre kommen, als aus deutscher Erde. Woran denkt man? An die Droste, an das niederdeutsche Märchen, an.—«

»Nimm mich, wie ich bin, und leih mir keine fremden Züge,« zitierte Herbert Arnoldi halblaut von drüben.

Frau Arnoldi war wenig berührt. Sie mußte erst von Ellen Dahlmann wieder an das Thema gebracht werden: »Sag', liebst du die Droste?«

»Die Droste?« sagte Frau Arnoldi. »Ach nein, wer liest denn so etwas!« Sie wandte sich wieder Ellen zu. »Den Tagore habe ich eben aus, es war ein Genuß. Und jetzt steht mir Kakuzo Okakura bevor, und dann komme ich wieder zu Marcel Prévot. Ich dürste danach.«

Meta sah sie an, aber schon begriff sie, begriff ihren lächerlichen Irrtum, zu dem sie wieder ihre Phantasie und ihr ewiger Traum geführt: für diese schöne Germanin mit dem flächsernen Haar, diesen köstlichen Wurf aus deutscher Erde, existierte deutscher Geist wohl kaum.

Gewiß, es war kleine Welt. Drüben streckte man sich so, hier streckte man sich so. Aber dennoch fühlte Meta wieder ihre ewige Einsamkeit, das sonderbar beklemmende Gefühl: Deutsch bin ich nicht ganz, vermischt ist das Blut, aus unbekannten Bechern zusammengegossen, vielleicht käme ich in Wildnisse, wenn ich nachforschen wollte. Die Deutsche kann ich mich vor vielen nicht nennen, aber ich lebe im deutschen Märchen.

Aber was ist das? Was ist das?

Man fragte plötzlich nach ihr. »Machen Sie noch immer die einsamen Wege, Frau Grothum?« erkundigte sich die Neuigkeitsdoktorin.

Herbert wandte einen kurzen Blick herüber.

Meta lächelte. »Zuweilen,« sagte sie.

»Fürchten Sie sich nicht?« fragte Ellen Dahlmann etwas ironisch, während Karla und die Mutter einander ansahen und Sievers plötzlich einen schweigenden Blick auf sie richtete. Fürchte ich mich? dachte Meta. Sie wußte es selber nicht, wußte nur, daß sie jeden Weg ging, den sie gehen mußte, wer weiß wohin.

»Wirklich die Landstraße?« fragte jemand. »Oder gar der Wald?«

»Manchmal.«

Ellen schauerte. »Man verirrt sich leicht dabei oder verrechnet sich im Wege.«

»Gewiß,« sagte Meta. »Ich erinnere mich auch an ein Abenteuer. Einmal, an einem Regentage, war ich noch weit von der Stadt, und die Dämmerung kam schon, und ich war noch im Walde. Ich hätte diese Ecke, die so finster lag, nicht übergehen können, etwas zog mich hinein« — sie hob den Blick flüchtig —, »es war ganz einsam. Da auf einmal kommen mir zwei Handwerksburschen entgegen, zerlumpt, abgerissen, und füllten den ganzen Weg.«

»Nun? Und —?« fragte die schöne Frau lässig. »Wer erschien?«

»Keiner,« sagte Meta. »Die Burschen kommen auf mich zu und« — sie lächelte ein wenig spöttisch zu den Damen hin — »und der eine sagt zu dem andern: ‚Du, geh mal ein bissel auf die Seite, damit Fräuleinchen nicht ins Nasse kommt.' Und mit freundlichem Guten Abend gehen sie vorüber.«

»Das war immerhin ein glücklicher Zufall,« sagte die Neuigkeitsdoktorin auf dies Erlebnis, das ihrer Welt angepaßt war.

»Es gibt auch noch andre Geschehnisse,« sagte Meta leiser. Ihr Blick spielte zu Herbert. In ihr bebte die alte Liebe. Nichts war neben ihm, keiner war gewesen — das war Verknüpfung, das war das große Wunder unendlicher Zusammengehörigkeit.

»Damals,« sagte sie langsam, »im schlimmen Sommer 19 —«

»Die Grippezeit,« sagte jemand.

»An einem düsteren Tage war ich wieder auf einer Landstraße, links war das Tal, zur Rechten aber ein hoher Waldberg, alles regenfeucht. Aus dem Felde waren ungewisse Nachrichten gekommen, ich grübelte, was werden solle. Da sehe ich plötzlich, daß hoch auf dem Berge ein Kind steht und aufmerksam zum Himmel schaut. Ich folge dem Blicke und sehe inmitten der drohenden Wetter einen schmalen silberhellen Wolkenstreif, der sich breit über den Himmel zieht, fast fremd, fächerig, zart schimmernd — wie ein Riesenzweig aus unbekannten Welten. Im Osten Gewölk, im Westen drohende Schwärze, alles ringsum noch düster, düster ... aber da oben im Stillen, in leisem Glanze, von einem Kinde entdeckt, die erste Verheißung.«

Man sah sie zurückhaltend an und schwieg.

Meta blickte zu Herbert, es war eins der Erlebnisse, die sie zusammen hätten haben können, und hatte sie bei jener Wanderung, bei jenem Grübeln an ihn gedacht? Aber er schaute vor sich nieder.

Auch nach aufgehobener Tafel, als man sich im Wintergarten erging, kam er nicht an ihre Seite.

Ist es denkbar, daß einmal etwas zwischen uns bestand, wie — damals? dachte sie zitternd.

Noch war eine Hoffnung in ihr: der Heimweg. Wie oft waren sie damals zusammen heimgegangen, bis vor ihre Tür am späten Abend!

Aber als es soweit war, schien es selbstverständlich, daß Meta mit den Dahlmanns zu ihrer Wohnung ging.

Verwunschen war alles plötzlich, leer war die weite Welt.

Von oben herab kam über die Treppe im Dunkeln ein Mensch und schlich geduckt an ihr vorüber.

Was war das?

Die Ihren schliefen, die Mutter und Edgar, und träumten vielleicht von Darmstadt. Meta ging leise in ihre stille enge Kammer und versank hoffnungslos in die Kissen.

Aber auf einmal kam ihr ein Gedanke. Konnte Arnoldi denn anders sein? War es, wenn sie es auch nicht begreifen konnte, nicht vielleicht sehr gute Vorsicht von ihm? Mußte er nicht alles vermeiden, was ihr zum Nachteil gereicht und Geschwätz verursacht hätte?

Sie schlief, und gegen Morgen kam der seltsame Traum von neuem. Wieder war sie in einem Heim, so schön, wie sie es noch nie gesehen. Sie fühlte im Schlafe, wie gestillt und glückerfüllt ihr Herz wurde, als sie in die Zimmer eintrat; kühl und frei, baumumrauscht, voll freiem grünem Lichte und köstlicher Nähe und Süße der Erde ...

Ein Wunschtraum, dachte Meta am andern Morgen. Man hat jetzt Erklärungen dafür. —

Edgar ging langbeinig durch die Stuben. Es gefiel ihm hier sehr gut. Er zeigte Meta zufrieden Stuck und Leisten der Wände.

»Aber Luft und Licht?« fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

Er ging zu der Mutter in die Küche. Er half ihr gern. Lang aufgerichtet saß er auf einem Schemel und sah ihr zu. Er erzählte von seinen Studienzeiten.

»Wolltest du nicht deine Bewerbung schreiben?« fragte Meta.

»Ja, die schreibe ich nachher.«

Die Glocke wurde gezogen. Es war Lucie. Aber sie stand vor der Haustür. Sie sagte zu Meta: »Kannst du heute zu mir kommen? Gegen Abend? Also bestimmt! Ich bin flink herangesprungen, aber vor deine Mutter kann ich nicht kommen.«

Ich gehe, dachte Meta. In ihr flirrte es. Immer die Hoffnung auf Nachricht über Herbert, auf irgendein Wissen von ihm. —

Lucie empfing sie wieder in einem sehr bunten, sehr kurzen Kleide. Sie lief hin und her. Hausfrau und ohne Mann. Sie bastelte alles in dem riesigen Tanzsaal zurecht, in dem sie sich fast verloren. Sie schwatzte — irgend etwas mußte sie aufmerksam gemacht haben — ununterbrochen von Herbert. Ihr Mund ging ohne Aufhören: »Das hat er mir heute gesagt. Weißt du, was gestern für eine Geschichte zwischen uns war? Wie ich zu ihm ins Zimmer komme, da sagt er — weißt du, ich darf als einzige unangemeldet in sein Zimmer, und die andern machen dann Gesichter, es ist zum Lachen. Ich bin doch seine rechte Hand.«

Blühend und triumphierend richtete sie sich vor Meta auf, und die durchfuhr lähmender Schreck, halbes Erkennen: War es nicht einfach so — war diese Frau, die sich selber bedenkenlos freigemacht hatte und keine Bedenken zu haben brauchte für sich, nun diejenige, die die Erinnerung an sie verdrängt hatte? War das möglich, war alles anders? Wiederum stieg alles vor ihr auf: was für ein Märchen, wie entlegen, wie unglaubhaft ... Ja, sie, Märchenerzählerin ...

Da kamen die andern. Mit viel Lebhaftigkeit, Jünglinge mit langen Haaren, Mädchen mit kurzen Locken und sehr kühnen Worten, die Frauen der neuen Zeit, allesamt arbeitend. Keine der Bedenken, die Meta einst hatte, hätte diese hier von ähnlichem Entschlusse abgehalten. Die eine verbreitete sich eben über die Pflicht der Ehefrau, den Mann sofort freizulassen, wenn er es zugunsten eines andern fordre.

»Taten Sie es schon einmal?« fragte Meta unwillkürlich.

»Oh, meinen letzten Freund ließ ich von mir, als er es verlangte,« sagte das Mädchen stolz. »Selbstverständlich gab ich ihm auch das Recht, das ich für mich in Anspruch nehme.«

»Ja, ein Freund,« antwortete Meta langsam. »Aber ist es doch nicht etwas andres mit einem Manne?« Sie erschrak, man blickte sie an. Hatte sie es denn nicht getan? Sie hörte, wie die junge Runde sich immer mehr verstieg, immer kühner wurde, während die Lauten klimperten. Feste, Tänze, manche Zusammenkunft, manches Treffen und Wandern wurde erzählt. Ja, die wanderten anders als — sie.

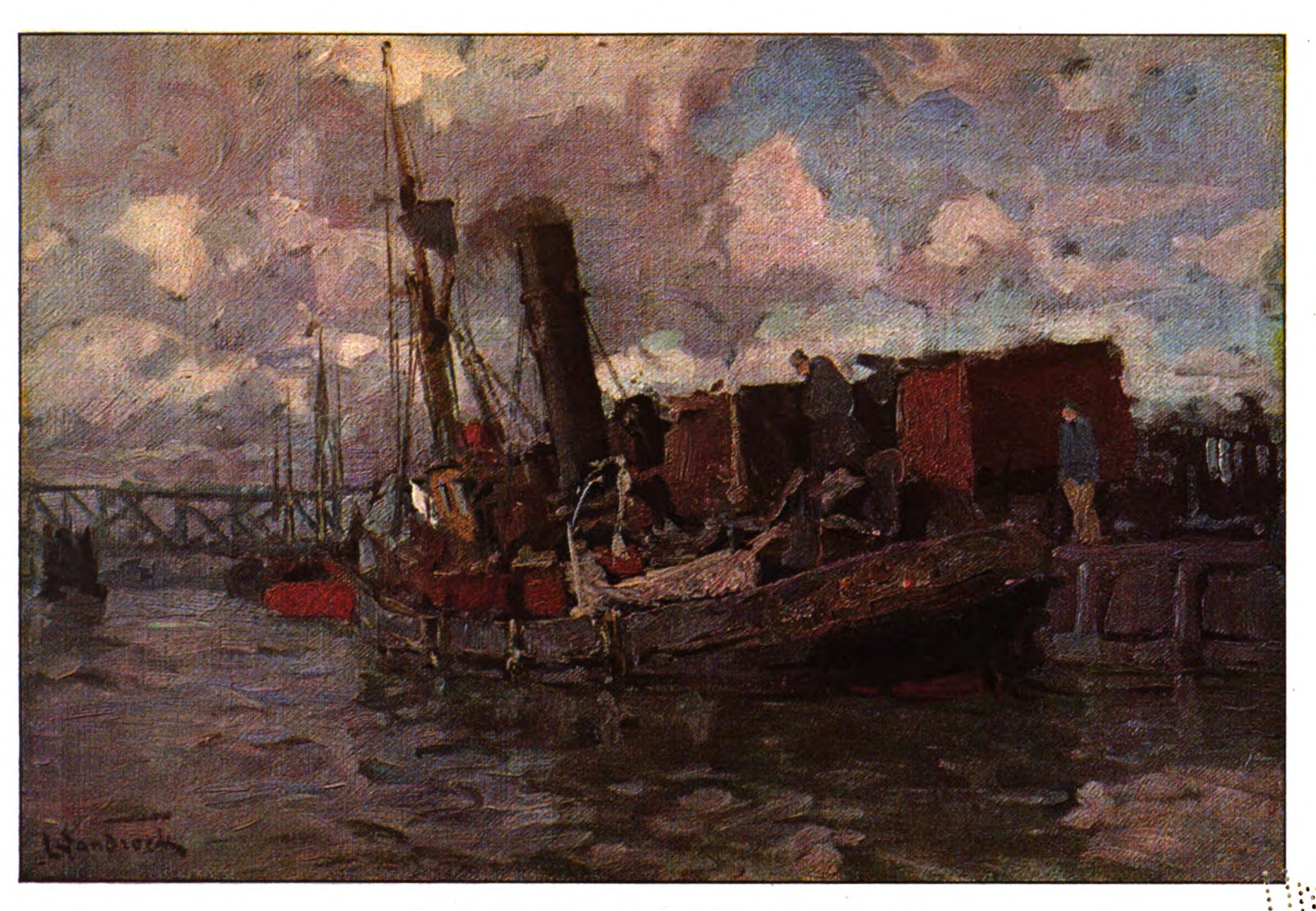
Da, verhohlen änderte sich das Bild, senkte sich der Ton, Köpfe steckten zusammen, eine seufzte: »Keine Wohnung!«

Aber noch andre waren dabei, Typen ganz unerwarteter Art. Unter diesen Mädchen waren regelrechte Frauen. Wirklich Ehefrauen. Frauen ohne Ehe. Mädchen mit dem Ring. Noch auf Jahre fern vom Manne. Sie hatten sich nur verheiratet, um sich notieren zu lassen, um später, wenn sich die Ehemöglichkeit ergab, auch eine Wohnung zu haben.

Meta sah betroffen in eine inzwischen sich immer mehr verändernde Welt. Und die Wohnung? Was für ein merkwürdiges Wort: die Wohnung —

Langsam näherte sich Lucie wieder und legte den Arm weich um Meta. »Weißt du, das muß ich dir noch erzählen. Von Arnoldi ...« Und sie erzählte, mit flimmernden Augen, selig strahlend, sich wollüstig wiegend und in voller Lebenssicherheit.

Am andern Tage durchstreifte Meta wieder die Stadt, immer noch auf dem Pfade der Erinnerung. Immer noch leuchtete auf, was gewesen war, immer mehr kam an Gedenken. Alles war — so kam es ihr jetzt vor — ein



Leonhard Sandrock: Kohlennehmender Schlepper

Wunder gewesen, ungeheuerlich aus dem Unmöglichen geschenkt, und nun rief ihre Seele nach dem neuen Wunder. Wie die Menschen der andern Art, wie Grothum etwa, nicht leben können, wenn sie nicht alles genau einrangiert, erklärt und berechnet haben, so konnte sie nicht ohne das Wunder leben, und ihr Herz war auf einmal bang wie noch nie im Gefühl ungeheuren kommenden Schreckens. Immer noch spähte sie nach dem einen Bilde, immer noch lugte ihre Seele nach der einen Begegnung. Wie würde sie ihn erkennen, wenn noch alles so war?

Aber sie sah ihn nicht. Sie sah viele, die ihr nichts bedeuteten, sie wurde gesehen, aber den einen sah sie nicht.

Sie geriet in das Gäßchen, in dem Ursula wohnte, und das Schicksal dieser Verstoßenen stieg plötzlich fragend vor ihr auf. Sie sah die Kinder auf der Hausschwelle sitzen, einsam, stieg die Treppe hinauf und fand eine verschlossene Tür. Die Plätterin sagte ihr, daß die Frau Doktor ausgegangen sei, um diese Zeit wäre sie immer fort. Sie sah Meta dabei gerade an.

Wieder erblickte Meta die verlassenen Kinder. Wo war Ursel? — Von neuem fing das Suchen an, noch verwirrter.

Auf einmal, unerwartet, sah Meta Ursula durch den Kastanienweg kommen, nicht weit von der Mühle, dort, wo die Dickichte und Einsamkeiten anfingen, wenigstens um diese Vormittagszeit. Von dort sah sie die kleine Frau, unauffällig in ihrer ganzen bescheidenen geschlossenen Art, daherkommen, und als sie sie anhielt, erkannte sie in Ursels Auge ein rasches Aufkunkeln. Da wußte sie, woher die junge Frau kam und warum ihre Kinder verlassen auf der Haustürschwelle saßen. Aber sie fragte doch: »Wo warst du, Ursula?«

Ein Zucken ging über das Gesicht der kleinen Frau, über der noch immer diese unverwischbar reine Holdheit und Unschuld lag; sie hatte nichts als eine Bewegung, eine kleine unwillkürliche Bewegung irgendwohin.

Sie fand ein andres Wort, gesellschaftlich; ein wenig sprachen sie noch zusammen, dann ging die eine rechts, die andre links, und in Meta war die Verwirrung noch größer.

Lucies Geschwätz war auf einmal ins Bodenlose versunken, dafür war andres aufgestiegen, das mehr Glaubhaftigkeit besaß: Wenn Arnoldi der Spieler in diesem Abenteuer geworben wäre, der Geliebte dieser Frau?

Meta ging den alten Kastanienweg, in Einsamkeit und Frage, und dachte verzweifelt: Nun weiß ich nicht, liebt er Lucie oder Ursula? Oder bin ich es noch immer?

Der Postbote brachte das große Bewerbungsschreiben zurück. Edgar war nicht in die Wahl gekommen, weil sein Brief leider um einen Tag zu spät eingetroffen war. Er sah betroffen nach: ja, es stimmte. Um einen Tag. Daß man sich so irren konnte!

Die Mutter sagte: »Man hätte dich dort doch nicht aufkommen lassen ...« —

Mitten in der Nacht pochte es an Metas Tür. »Bist du wach? Horch! Horch!«

Sie fuhr aus Träumen auf, mit dem Gedanken: Wo war ich denn? Helle Zimmer, grüne Büsche schwankten und versanken.

Und sie hörte draußen vor der Tür Lärm. »Das ist weiter nichts,« rief sie zu Edgar hinaus. »Das kennen wir schon. Das ist Herr Waechtler, der nach Einbrechern sucht. Er wandert die halbe Nacht, um sein Geld zu schützen. Sicher hat er dazu auch wieder das Licht angebrannt.«

»Aber hör' doch nur — hör' doch nur —« Edgars Stimme bebte. »Komm!«

Meta kam. Edgar führte sie hinaus.

Die Flurtür stand offen. Draußen waren auch schon Rövers aus dem Oberstock.

Auf der Treppe, gerade vor ihrer Tür, hingestreckt, den Hut noch immer im Genick, lag Herr Waechtler besinnungslos. Nicht tot, aber in sehr tiefem Schlafe; ein starker Weindunst ging von ihm aus.

»Was ist da weiter?« sagte Meta kurz und wandte sich ab.

»Der Herr genießt seinen Gewinn,« sprach Herr Röver. »Aber was ist das?« Und Röver, der vier Jahre im Felde gewesen war, hob einen Revolver auf, der neben dem Berauschten lag: »Scharf geladen.«

»Geladen?« stammelte Edgar.

»Wenn man Einbrecher sucht!« sagte Röver.

Edgar wich zurück. »Ja, das ist aber ...« sagte er drinnen. »Da kann ja das Unerhörteste geschehen! Das ist ja gefährlich. Weißt du, Mama,« setzte er rasch hinzu, »ich reise lieber ab. Ich muß doch wieder nach München. Meine Sachen sind noch dort, und von dort aus bekomme ich am ehesten eine Stellung.« Er sah nachdenklich und lange ins Leere. »Ich muß doch endlich einmal eine Stellung antreten.«

»Ja, ja,« sagte die Mutter. Sie half ihm packen. Suchte hervor, was sie ihm eben noch mitgeben konnte. Sachen, die noch nicht nach der Goldankaufsstelle gewandert waren. Die ganze Wohnung war voll von Edgar, seiner Reise und seiner Zukunft.

Als er fort war, wurde die Mutter krank. Es war begreiflich, daß die Nerven nach allem versagten. Meta tröstete. Nun konnte das Leben doch wieder ruhigere Form annehmen, sie konnte besser für die Mutter sorgen, die sonst jeden Bissen dem Sohne zugeschoben hatte. Aber immer noch redete sie von Edgar. Und eines Nachts wurde sie ernstlich krank. Meta erschrak, es stand schlimm, sie mußte den Arzt holen.

Hastig lief sie hinaus — das Haus war schon dunkel — und klingelte bei Rövers. Lange dauerte es, bis ihr aufgetan wurde; die junge Frau bebte vor Angst, ihr Mann war verreist. Verhohlen und zitternd kam sie zu der Kranken.

Meta aber eilte durch die Nacht zum Arzt. Alles war Schatten und Schweigen, jede Häuserfront versunken; sie lief im Dunkeln aufs Ungefähre, fand das Haus des Arztes und benachrichtigte ihn. Sie kam allein zurück und lief ins Haus. Im dunklen Flur stand einer. Sie spürte ihn. Er rührte sich aber nicht. —

Die Mutter war sehr krank. Tag und Nacht wachte und sorgte Meta; sie hatte ihre Kammer aufgegeben und war bei ihr. Es war Vereinigung, stille Liebe, Heimkehr in das Einfachste.

Und von dem sonderbaren Schrank im Balkonzimmer drang von Zeit zu Zeit ein merkwürdig dumpfer Laut durch die Nacht.

Als die Gefahr vorüber war, kam Meta der Gedanke: Halte doch einen Märchenabend. Hier, ja, hier. Noch ist ungewisse, nicht ganz entschiedene Zeit, die die Menschen in einen Saal locken könnte. Und was könntest du ihnen nicht sagen? Alles, was in dir aufgewacht ist in Schicksalsjahren, alles, was dennoch von hier kam im Letzten, von diesem Platze der Erinnerung. So mancher Sehnsuchtsweg ist darin und alles Wunder, das du erlebtest.

Warum nicht? Da es doch nur für einen wäre —

Meta fühlte, wie gewaltig ein Unterstrom ihrer Seele dahintrieb. Es gab nur eine, die dafür in Betracht kam: Karla Sievers mit ihrem großen Saale darin. Dort nur konnte es sein, konnte sie vor geladenem Kreise versuchen von dem zu reden, was sie geworden war. Sie hatte es längst erkannt, hier wußte kein Mensch davon, hier war sie Frau Grothum in Scheidung.

Karla war erstaunt. Ja, nun — man konnte es versuchen. Wenn Meta wirklich dabei bliebe. Sie sähe eigentlich nicht nach Vortrag aus. Aber Thea Andersson, die Ratstochter, konnte dazu vielleicht Geige spielen oder, noch besser, etwas singen, aus einer Operette, und begleiten dann jemand anders. Dann war der Abend auf jeden Fall gedeckt.

»Es paßt nicht,« sagte Meta, »tu mir den Gefallen, bitte, und laß mir die Stunde ganz allein. Spielen könnt ihr ja nachher, was ihr wollt. Oder auch tanzen.« Sie fühlte, wie ungewiß es um ihre Sache stand. Aber was war anders zu machen?

»Ich will mit meinem Manne sprechen,« erwiderte Karla und geleitete Meta wieder durch den Prunk des Hauses. Die Stütze kam eben und bat um Befehle, übrigens ein Fräulein vom Adel. Im Salon wurde gebohnert, Karla öffnete flüchtig die Tür: »Also hier denkst du, wirklich ...? Den Wintergarten können wir ja dazunehmen und einladen eine ganze Menge — wenn sie kommen.«

Die Mutter trat mit geröteten Wangen aus dem Erdgeschoß, sie plättete eben aus alter Gewohnheit, es paßte nicht ganz in das herrschaftliche Bild.

Hinter dem Garten, bei der Kreuzung, traf Meta Sievers. Er kam leicht daher, wohl aus dem Geschäft.

Sie wich ihm aus und ging den Kastanienweg zurück, da begegnete ihr wieder Ursula. Sie hielt sie an. »Suchst du Stellung? Bei — Arnoldi? Verzeih, ich dachte ...«

»Ich — suche — Stellung,« sagte Ursula. »Die Scheidung ist ausgesprochen,« setzte sie leise hinzu. »Die Kinder werden sie mir nehmen. Ich stehe — draußen.« Durch ihren Blick stürzte Entsetzen und verschwand. Ruhig ging sie weiter, in alter Geschlossenheit. »Ich werde mir schon helfen.«

Meta sprach nachher mit Lucie darüber.

»Stellung?« sagte die. »Woher nimmt sie die hier? Die geschiedene Frau Meerholtz, wo die ganze Sippe hier am Orte ist! Mir ist es aber egal — hör' nur — ich brenne ja darauf, dir zu beichten! Gösta kommt!«

»Er kommt zu dir?«

»Selbstverständlich! Leider nur auf ein paar Stunden. Auf der Durchreise. Er hat viel Geschäfte. So knapp, leider, leider, so knapp ist die Zeit.«

»Hast du dir nicht Urlaub geben lassen?«

»Urlaub, was denkst du? Arnoldi wird sich hüten. Der ist krumm, wenn er sich bückt.«

»Herbert Arnoldi?«

»Ach was, mit Herbert hab' ich doch gar nichts zu tun,« fuhr es ihr in der Aufregung heraus, ohne daß sie es merkte. »Ich bin doch nur bei dem andern Arnoldi, und da ist die dumme Frau. Aber ich bin trotzdem glücklich, so glücklich, und renne nur nach Hause, um alles zurechtzumachen.«

Für ein paar Stunden wieder — Frau, dachte Meta.

Karla sandte Bescheid. Der Geburtstag ihres Mannes sollte mit der Märchenvorlesung gefeiert werden.

Meta überlegte. Was sollte sie erzählen?

Sie ging auf ihre erste freie größere Wanderung hier. Erst ein Stück aus den Feldern heraus mit der Bahn gefahren, dann in den Wald hinein.

Endlich Wald. Endlich wieder — Wald.

Du Dämmer, du Grün, du unbegreifliche Macht! Meta ging hinein, alles kam wieder, sie versank in urzeitliches Wunder, Dämmer des Abenteuers packte sie: alles, was je geschehen war, lag noch hier, war noch zu fühlen.

Ihr Märchen vom Dörrhause fiel ihr ein, von dem alten Flachsdörrhause mitten im Walde, das einen Schatz hütet und gegen drei Burschen auf die absonderlichste und unsichtbarste Weise verteidigt.

Dann stieg ein andres Märchen auf, die Geschichte vom Wassermann. Der Vater erzählte einmal davon, in der Zeit, als er noch mit Meta Hand in Hand ging. Das blieb in ihr und wurde zu der Geschichte von dem Schmied und seinem gespenstigen Bruder, der ein halber Wassermann ist, weil die Mutter einmal vom Wassermann gejagt, aber nicht erreicht wurde. Und der Wassermann spielt und tanzt seinen Reigen um die Schmiede am Fluß, bis er das hat, was er wollte.

Meta hatte ein kleines Dorf erreicht, das eingebettet, einsam mitten in den Wäldern lag. Ein Gedanke packte sie: Jetzt erzählen! Hier unter den Leuten, die von da und dort über Gartenzäune starren. Da sind auch Kinder: erzählen, erzählen! Dort auf der Wiese steht der Maibaum, frisch aufgerichtet; dort fließt der Bach; dort die Leute, die Kinder sammeln, sich ins lange Gras ducken und — erzählen.

Meta sah die Blicke, sah die Menschen, sah die Kinder und ging doch auf der Landstraße vorbei. Irgendeine dunkle Hemmung war in ihr, sie wagte nicht, sie war zu sehr im Märchen und zu wenig in der Wirklichkeit.

Da, hinter staubigem Bretterzaun, noch ein letztes Häuschen: die Schmiede.

Meta schaute in das Fensterchen und fuhr entsetzt zurück: das Gesicht ihres gespenstigen Schmiedes starrte sie durch das schwarze Glas an.

Sie ging weiter, in die schmale Waldstraße hinein — da auf einmal ein Tappen hinter ihr. Sie schaute sich um: der Wassermann.

Und ob auch alle Leute hier im Dörfchen ihr fernblieben und sie ihnen: der Wassermann kam ihr nach. Das ist jener kleine verwachsene Mensch aus der Schmiede, mit runden glotzenden Augen im schwarzen Gesicht, halbblöde ... Er tappt hinter ihr her. Er grinst. Er lacht. Stammelnd tappt hinter ihr, im Schatten des Hochwaldes, der gespenstige Schmied ihres Märchens.

Dann war Meta am Bahnhof, fuhr und kam zurück in grünes feuchtes Maidämmern.

Sie kleidete sich um, Regen rieselte, sie ging nach der Villa hinaus. Da, beim Gartenzaun, ein Schatten, eine Gestalt geduckt, verborgen — Ursula, die einstige Frau Physikus Meerholtz.

»Ursel —?«

Eine jähe Wendung, der Schatten verschwand. Was war das? Was suchte sie hier? Auf wen wartete sie?

Meta stand auf dem Podium im Saale. Sie wußte nicht, ob Arnoldi gekommen war. Die weiße Erscheinung seiner Schwägerin hatte sie allerdings unter der Menge gesehen.

Auf ihre Bitte wurden die Kronleuchter gelöscht. Nur einige Kerzen brannten fremd und ungewiß. Und in die plötzliche Stille hinein, die ihr unbekannt war, deren Seele vor ihr schwankte, sprach Meta erst, in innerem Suchen, die Geschichte vom Dörrhaus. Sie fühlte Aufmerksamkeit, der Hergang war drastisch. Unwillkürlich hatte sich ihr Blick auf ein paar Gestalten in der Dunkelheit am Ende des Saales geheftet — plötzlich aber erlahmte etwas in ihr, sie senkte das Auge und sprach nun das Märchen vom Wassermannschmied, und auf einmal war sie umrauscht vom Walde. Fern von allen war sie, von jedem hier, von allen Menschen, jetzt war sie mitten im Märchen, am Weltende, geheimnisvoll, und bei ihr war nichts als das gespenstige Tappen des kleinen schrecklichen Schmiedes im Walde ...

Erst herrschte Stille, dann gab es Händeklatschen. Im aufblitzenden elektrischen Licht hörte Meta dann die leichte Stimme Karlas und sah den undeutbaren Blick Sievers' auf sich gerichtet. Ein paar Worte, Fragen, ein wenig Andrängen, fast alles Herren, die Damen halten sich zurück. Drüben ist die Neuigkeitsdoktorin, mit glitzerndem Auge, fern ... Was haben die Menschen gehört? Gehört — nichts, gedacht — alles.

Die blonde Arnoldi stand plötzlich da und betrachtete Meta mit etwas entferntem Blick. »Eine sehr phantasiereiche Welt, Frau Grothum.«

»Aber vielleicht — schöner.«

»Wenn man daran glaubt.« Ein Frauenblick, halb Geringschätzung, halb unbegreiflicher Neid. »Sie, Frau Grothum, glauben wohl noch an das Wunder?«

»Es kann geschehen.«

»So ...?«

»Ja. Wunder kann immer noch eher geschehen als Erwartetes.«

Ein älterer Herr näherte sich: »Bitte, bitte recht sehr!«

Frau Arnoldi stellte ihn vor. Von drüben her rief Karla: »Es wird gesungen, meine Herrschaften! Fräulein Andersson will die Güte haben.«

Der Kreis löste sich. Der ältere Herr raunte Meta noch rasch zu: »Könnte Ihnen viele Märchen erzählen, gnädige Frau ...«

War Arnoldi da oder nicht? Er war nicht zu sehen. Nichts war bei Meta noch immer als die einsame Straße im Hochwald und der gespenstige Schmied.

Einsam ging sie davon, unter dunklem Himmel.

Diesmal schlafe ich ohne Traum, hatte Meta gedacht, aber sie schlief überhaupt nicht. Ruhelos lag sie, ohne zu denken; es war immer,

als ob im Dunkeln etwas sie anstarre. Etwas war auf sie gerichtet, sie wußte nicht, was. Etwas war da und ließ sie nicht los. Aber es schwieg.

Am Morgen war sie von der gleichen sonderbaren Unruhe. Das Gestern war versunken, etwas drängte sich hinein. Auch der Wald war versunken. Der Tag war hell und süß, die Amsel sang, aber Meta war, als ob sie weinen müsse. Und ob auch nicht ein Wölkchen an diesem Tage sich zeigte, in ihrem Herzen war alles Düsternis.

Auf einmal sagte sie zur Mutter: »Ich will doch zu Ursel gehen.«

»Jetzt noch?«

»Jetzt noch,« sagte Meta und ging eilig nach der Gasse und fühlte wieder, wie ihr alles draußen fernblieb.

»Ob sie noch aufmacht?« sagte die Plätterin. »Sie war heute früh fort, wie immer. Seitdem rührt sie sich nicht mehr.«

Aber es gelang. Ein Kind schrie, daher kam die Frau hinein, und Meta folgte ihr nach.

Die Plätterin führte die beiden älteren Kinder hinaus, und Meta war nun mit der Freundin allein, die am Tische saß, gebeugt.

»Was ist dir?« Meta kam näher, Entsetzen rieselte auf einmal über sie. »Kannst du es mir nicht sagen? Sieh, ich bin nicht anders als du.«

Ursula wandte ihr noch einen ungläubigen Blick zu.

»Ursula, was ist geschehen?«

»Nichts, nichts weiter. Ich — ich bin geschieden.«

»Und deine Zukunft? Wie denkst du sie dir nun?«

»Nichts denke ich mehr.« Ein Blick, hinirrend über das jüngste Kind. »Ich bin draußen.«

»Ja, aber wie — wie war es? Wie kam es so weit?«

Ursula warf ihr nur einen Blick zu und schwieg.

»Ursula, es war eine große Liebe. Aber nun? Ich verstehe nicht — nun?«

»Ich bin draußen.«

»Ursula, wie ist es? Wer?«

Die junge Frau schwieg.

»Ursel, ich möchte dir doch helfen. Ist es — Arnoldi?«

Ein erstauntes Kopfschütteln. Ein Blick. »Was denkst du?« Ein Aufweinen, ein Umhergreifen auf dem Tische, nach den Nähsachen. »Ich will arbeiten. Ich muß leben. Von dem Doktor will ich nichts. Aber —«

»Ursula, wer —?«

Ein Bild unter den Sachen, abgegriffen, verborgen. Nicht so zur Schau gestellt wie bei Lucie.

Meta erschrak. Wie ist das möglich — möglich? dachte sie. Wer versteht das?

Ein kurzer Blick Ursulas, der dieses Denken nicht verstand. Einer versteht den andern nicht.

»Er versprach mir die Ehe. Er kämpft um Scheidung. Aber es ist unmöglich.«

»Die Frau?«

»Ja, die — Frau.«

»Karla,« sagte Meta leise, »Karla ...« Dann setzte sie in einem Entschluß hinzu: »Ich werde zu ihr gehen und mit ihr sprechen. Ihr seid doch Jugendfreundinnen, ihr kanntet euch doch. Und wie Karla zu ihrem Manne steht — und sie ist allein, hat keine Kinder.«

Der Blick Ursulas hatte an ihren Lippen gehangen, jetzt veränderte er sich in Hohn und Gleichgültigkeit. »Es ist umsonst. Es ist ganz umsonst. Wenn es möglich wäre, dann hätte er es getan. Und wenn es noch möglich geworden wäre, dann hätte er mir noch Nachricht gegeben. Aber es ist keine gekommen. Und es ist keine Hoffnung mehr.«

»Ursula!«

»Es ist umsonst.«

Sievers, der Reichgewordene, der ehemalige Ladengehilfe, zu dessen Hochzeit die Braut mit Gewalt aus dem Bette geholt wurde, und Karla — das ist begreiflich. Aber Ursula — das ist nicht begreiflich.

Dämmern ist da, Rauch vergangener Lohe, ein andrer Blick auf einmal. Aber man versteht, versteht nicht. Keiner versteht den andern.

»Ich habe keine Hoffnung mehr.«

»Ursel, Sievers wird dich nicht im Stiche lassen. Ihr könnt schließlich warten.«

»Ich will es nicht. Ich will nichts andres als Frau in Ehren sein, wie ich es war. Ich will nicht anders leben als vorher. Ich dachte nichts andres. Ich habe bis jetzt gehofft. Ich habe es sicher geglaubt. Aber er hat mich hingehalten. Und jetzt, da alles soweit ist, jetzt sagt er, daß Karla nicht will. Und so — kann ich nicht.«

»Ich spreche mit ihr, Ursula. Ich werde ihr zureden. Es wird kein Opfer für sie sein. Ich gehe.«

Ursula sah sie starr an.

»Auf keinen Fall darfst du länger hier bleiben, wie es auch kommt. Ich werde Rat schaffen. So geht es nicht.«

Ursula schwieg.

»Ursula, ich schaffe dir einen Ausweg.«

Ursula schwieg.

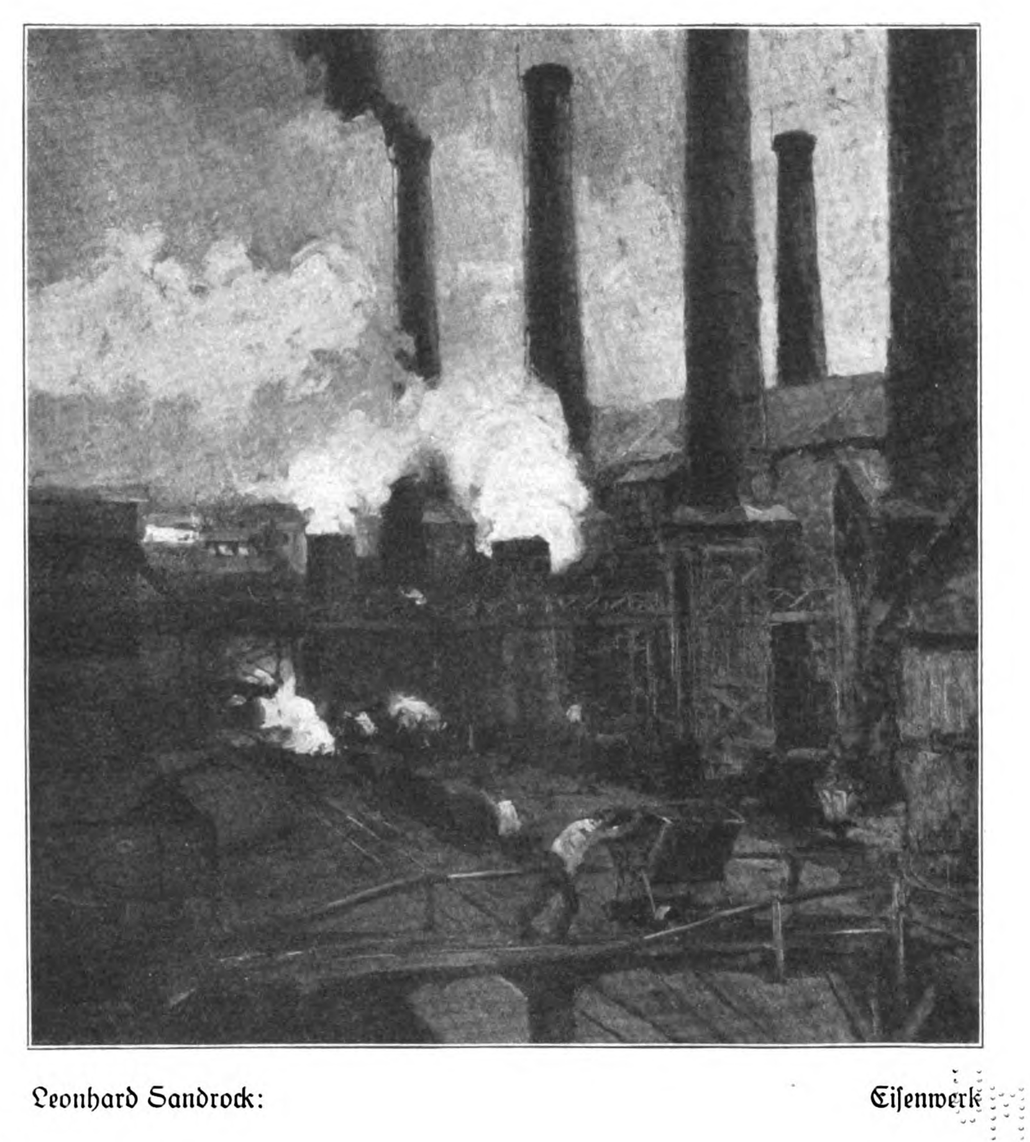
»Ich gehe und komme so bald wie möglich wieder.«

Meta sprach draußen mit der Plätterin. Sie möge auf die junge Frau achten. Ein wissender Blick. »Natürlich. Natürlich!«

Meta ging wieder zum Park hinaus. Wieder der Weg. Es war fast, als ob sie in dieser Stadt nur noch einen gehen könnte.

Da war die Mühle und nicht weit davon Sievers' Geschäftshaus. Aber Sievers war nicht mehr im Kontor, sondern schon draußen.

Also wieder der Weg zu der Parkvilla.



Leonhard Sandrock: Eisenwerk

Meta bat das Mädchen, sie dem Herrn zu melden.

In dem Zimmer, in das sie geführt worden war, hörte sie Stimmen. Die Sievers schienen auf der Gartenveranda zu sein. Es war das Herrenzimmer mit dem Umbau und den teuren Spitzengardinen, alles so neu, noch irgendwie unglaubhaft.

Und Meta verstand wieder nicht. Ursula und dieser ...? Mitleid? Der Reichtum? Der Krieg? Das Blut? Die Zeit? Unbegreiflich!

Sievers' untersetzte Gestalt stand da, ein Mann noch in guten Jahren, aber doch mit irgend etwas an sich, das seine Herkunft verriet. Nun, er spielte auch dies Spiel mit, das die andern spielten.

»Ich komme von Ursula, Herr Sievers.«

Er richtete sich langsam auf.

»Sie müssen mit Karla sprechen.«

Er sagte halblaut: »Ich habe schon viel mit ihr gesprochen.«

Karla kam rasch. Sie wußte sofort. Ihr Gesicht war ein wenig weißer und schärfer. Die Mutter auf der Veranda wußte sicherlich auch. Das ganze Haus war sicherlich schon voll davon — Eheirrung.

Karla sagte kühl: »Ich kann mir denken, was Sie wünschen, Frau Grothum.« Sie nannte Meta auf einmal Sie. »Ich sage: nein.« Ihre Stimme war kalt, klar und sicher. »Nein. Ich werde keine geschiedene Frau.« Hohn flog über ihr Gesicht. »Das — überlasse ich andern. Ich gehe nicht aus diesem Hause, um einer andern Platz zu machen. Ich habe keine Veranlassung dazu.« Sie sah Meta an. »Das wollten Sie doch fragen? Obwohl solche Dinge allein zwischen mir und meinem Manne zu verhandeln sind. Ich habe es ihm schon gesagt. Was draußen ist, kümmert mich nicht. Und was er draußen treibt, geht mich auch nichts an. Aber ich — bleibe.« Der Hohn in den Augen verstärkte sich. Ein umherspielender Blick. »Ich wurde hierhergezwungen — ich b l e i b e.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Frau Grothum, meine Ehe ist fest und bleibt fest.«

Sievers sprach kein Wort.

»Die Kinder,« sagte Meta leise. »Wollen Sie das nicht bedenken, Frau Sievers — das — Kind —«

»Die Kinder der Frau Doktor Meerholtz gehen mich nichts an,« erwiderte Karla. »Wir — haben keine Kinder.« Sie wandte sich.

Meta wich zurück. Ihr Blick traf noch Sievers, aber auch er wich zurück. Er sprach kein Wort.

Das Tor der Villa fiel hinter Meta zu.

Es war dunkel geworden und später, als sie gedacht hatte. Meta eilte, während sie zugleich grübelte. Sie hatte nichts erreicht. Und was war nun zu tun? Wie war ein neuer Weg zu schaffen? Mußten ihn nicht vielleicht jetzt — viele finden?

Sie kam in die Gasse. Alles war dunkel und still. Das Tor geschlossen. Die Fenster verhängt. Leichtfertiges Mädchengelächter ferne, sonst schlief wohl schon alles. Waren da oben Sterne? Meta blinzelte, sie sah nichts. Eine dumpfe Schwüle umfaßte sie plötzlich. Sie pochte und rief. Sie ging weit auf die Straße und rief zu Ursulas Fenstern empor. Aber nichts rührte sich, alles schwieg in der dumpfen sternlosen Maiennacht.

Meta fühlte plötzlich eine ungeheure Sehnsucht nach Arnoldi. Sie zersprengte ihr fast das Herz. Ihr Blut, angefacht durch das Gehörte, trieb wild in dieser dunklen schwülen Nacht.

Sie schlief nicht, sie verwachte diese Nacht, mit allen Göttern ringend, auf einmal blind versucht, wahnsinnig hinübergetrieben ins Gesetzlose.

In der Balkonstube, in der der alte Schrank stand, ächzte und stöhnte es. —

Was war? Was war? Meta fuhr auf und hörte Donnern. Eine ungeheure Stimme sprach in diesen Morgen, unbekümmert um die Schläfer. Das Licht war fahl, getrübt, Regen fiel in gelben Strähnen. Ein Frühgewitter.

Auf dem Wege zu Ursula traf Meta Lucie, täschchenschlenkernd, in unbekümmerter Frische.

»Du auch schon unterwegs? Ich muß mich um Mittag eilen — wieder einkaufen. Gösta? Nein, der ist wieder fort. Aber mein Mann kommt heute zur Visite zu mir — Abwechslung.« Sie lachte und verschwand.

Meta kam vor Ursulas Haus und sah ein kleines Rudel Weiber um die Tür.

Sie eilte nach oben und hatte, entsetzt, aus den Rufen der Frauen schon gehört, was geschehen war, und sah es jetzt, beim ersten Blick in das Stübchen, aber zugleich, daß die Kinder auf der Welt geblieben waren, auch das jüngste.

Der Physikus Meerholtz war übrigens schon da und über das Bett gebeugt, in dem die tote Ursula lag. Dann wandte er sich, ohne Meta zu beachten, zu der Plättfrau und sagte ihr, daß er die Kinder mitnähme.

Ein Auto tutete in die Gasse.

Das war Sievers. Er kam rasch, ohne den andern auch nur zu beachten, er stand nicht lange vor dem Lager, wie es schien.

Die Plätterin erzählte Meta inzwischen ihre eigne Unvorsichtigkeit. Die Schwester war gekommen und hatte sie noch mit ins Kino genommen. »Wie ich gegen Mitternacht kam, da war sie noch auf. Da hab' ich sie, ich schwör's Ihnen zu — da hab' ich sie noch gehört. Gegen Morgen hat sie sich wohl erst hingelegt und das Gift genommen. Da hör' ich Stöhnen und bin gleich hinein und hab' den Jungen von drüben zum Physikus geschickt. Und der sagte gleich: ‚Es ist vorbei.'«

Meta schauerte. Als sie mit der eignen Leidenschaft rang, da rang Ursula mit dem Tode. Im Gewitter.

Sie ging fort. Nicht nach Hause, sondern ins Ungewisse. Den nächsten Weg ins Freie. Es tropfte noch immer. Ein sonderbar warmer dichter Nebel verhüllte alles. Aber darinnen sangen unzählige Lerchen.

Da lag ein Wäldchen, schmal und von Felderbreiten umschlossen, wipfeldunkel und einsam. Meta ging in die dämmrigen Wege hinein. Was für ein seltsames Leben! Kein Mensch, aber desto höher das Leben der Natur, das geheime wache Dasein aller Bäume und Sträucher und der Vögel. Gesang der Amsel von den Wipfeln, aber noch stärker das andre Leben, das Rascheln, Huschen, Raunen zwischen den Zweigen und in den Büschen. Hier und da starrte Meta das dunkle Auge eines Vogels jäh ganz nahe an. Nichts floh, alles blieb, huschte, umgab sie, schien ihr zu folgen. Immer wieder Geraschel, Huschen, Raunen, immer wieder der nahe schweigende, starrende Blick andrer Wesen. Wo bin ich? dachte Meta. Es war, als ob hier alles Gesetz aufgehoben sei.

Da eine Bank, inmitten Tannengebüsches, ein paar hohe Birken dahinter. Stille, o Gott, endlich Stille des Herzens ... Da ... Kuckucksruf ferne ... ja, der gehört in diesen sonderbaren Morgen, in diese Einsamkeit, in diese Welt. Wieder und wieder der dunkle Ruf.

Meta senkte den Kopf, um endlich zu denken. Da ein Rascheln hoch über ihr, und nun der Kuckucksruf ganz nahe. Der Kuckuck ist über ihr, in den Birken. Er sieht sie nicht und muß sie sehen, nahe, ganz nahe ruft der sonst so scheue Vogel seinen Märchenlaut in den grauen Morgen.

Das Märchen, dachte Meta weinend, ach, doch das Märchen!

Zu Hause war Getöse. Was war hier inzwischen geschehen?

Die Mutter berichtete. Herrn Waechtler, den Wirt, habe man eben davongeschafft. Tobsucht, vom Trinken. Er habe nichts mehr als Einbrecher gesehen, die ihm sein mühsam zusammengebrachtes Geld nehmen wollten und vom Dache herab geschossen hätten.

Was für Abenteuer, was für Abenteuer in diesen Zeiten! dachte Meta.

»Aber die wirkliche Ursache ist, daß er mit seinem Vermögen schon wieder zu Ende ist,« erzählte die Mutter weiter, »das Letzte vertrank er. Das Geschäft geht nicht, das Haus wird versteigert.«

»Was dachten wir?« erwiderte Meta. »Er war kein so schlimmer Wicht. Ein Armseliger, der das, was er zufällig errang, nicht lange festhalten konnte. Sein Glück endete rasch. Was wir sahen, war nur die letzte Etappe. Es ist schon aus mit ihm.«

In eigentümlicher Bewegung nahm sie einen Brief von ihrem ehemaligen Mädchen in die Hand. Mathilde schrieb von einigen Sachen, die der gnädigen Frau gehörten und noch da seien. Sie wußte genau Bescheid. Ob sie sie schicken, oder ob die gnädige Frau sie selber holen wolle? Herrn Grothum ginge es gut, er sei mit ihrer Wirtschaft sehr zufrieden.

Es geht auf das Letzte, dachte Meta. Auch hier die letzte Etappe. Dies dort ist nun aus. Es kommt die Scheidung.

»Edgar hat auch geschrieben,« berichtete die Mutter. »Er hat jetzt eine Stellung. Eine sehr gute. In Rothenburg.«

In dieser Nacht aber, in der Meta fast besinnungslos schlief, kam wieder der eine Traum zu ihr. — —

In der Stadt mußte das Gerede über Ursula und Sievers grenzenlos sein, und Meta war, wie sie bald fühlte, mit hineingezogen. Karla, außer sich, kannte sie überhaupt nicht mehr, und von allen Seiten begegnete ihr die Zurückhaltung, wie sie ihr schon im Anfang von einigen gezeigt worden war. Die Damen übersahen Meta sämtlich, die Herren sandten langsam spähende Blicke. Arnoldi zeigte sich nicht.

(Schluß folgt.)

Junges Blut

Wolke, ach Wolke, wo willst du nur hin?
Nimm mich doch mit in die Ferne!
Wandern, ach wandern, das liegt mir im Sinn,
Bis an die goldenen Sterne.

Bin wie ein Vöglein so lustig und frei —
Wehe, mir fehlen die Flügel!
Flög' sonst von dannen mit Jubelgeschrei
Über die Täler und Hügel.

Mütterchen schilt mich, es ist ihr nicht Scherz,
Wenn ich mich putze vorm Spiegel.
Bin doch so jung noch und jung ist mein Herz —
Hat ja nicht Schloß und nicht Riegel.

Hans Felgenhauer von und zu Riesa



Sägemühle bei Zaandam

Leonhard Sandrock
ein Maler der Arbeitsschönheit
Von Friedrich Düsel

Seit Beendigung des Krieges, wenn nicht schon seit dem ein halbes Jahr früher einsetzenden Abflauen unsrer heroischen Zuversichtsstimmung, machen wir die »sentimentale Reaktion« durch, die solcher gewaltsam erhöhten Epoche zu folgen pflegt. Wir spinnen uns in Träume einer Vergangenheit ein, an der wir nur das Friedliche und Glückliche sehen oder sehen wollen; wir fliehen das Gegenwärtige und Wirkliche, das so schwer auf uns lastet; wir bauen uns über den Wolken ein Reich auf, das von dem Dunst und Qualm des Alltags unberührt bleibt, das zusammengewoben ist aus Sehnsucht und Erinnerung. Fünf volle Jahre dauert sie nunmehr, diese Gegenwarts- und Wirklichkeitsflucht, diese Glorifizierungswollust des Entschwundenen. Wer möchte sie nicht verstehen, wer hätte nicht daran teilgehabt! Sie »schwächlich« zu schelten an einem Volke, das vier lange schwere Jahre hindurch heldenmütig einer Welt von Feinden widerstanden, hat noch heute kein Fremder das Recht. Aber wir selber sollten nachgerade versuchen, den Alp der Gefühlsseligkeit von uns abzuschütteln. Klagen und Tränen um Verlorenes, sagt Tacitus von unsern Urvätern, soll der Deutsche schnell stillen, lange den Schmerz und schweren Mut bewahren. Auch wir müssen uns wieder dem Gegebenen, den vor uns liegenden Wirklichkeiten und Möglichkeiten zuwenden, nicht um sie stumpf oder gelassen hinzunehmen, nicht um stillschweigend einen faulen Frieden mit ihnen zu schließen, nein, um sie als etwas Gottgegebenes und Schicksalgewolltes mit beherztem Entschluß anzupacken, um Ar-



Leonhard Sandrock

beiten, Pflichten und Aufgaben daraus zu formen. Hinter dem Ofen zu hocken, ins verkohlende Feuer zu blinzeln und Elegien zu schnurren, steht einem Volke von unsrer nur zeitweise verschütteten Lebenskraft nicht an. Das alte Boot ist draußen auf der rauhen See zerschellt — wohlan, laßt uns ein neues zimmern!

Was vom politischen, vom öffentlichen und wirtschaftlichen Leben gilt, gilt auch von der Kunst. Es hieße das Siegel unter das Geschwätz unsrer Feinde von der »unfruchtbaren deutschen Kultur« drücken, wollten wir unsre Malerei, unsre Bau- und Bildnerkunst, unser höheres und feineres Gewerbe in abgelebte Zeiten auf die Paradiessuche schicken, wie es vor hundert Jahren in ähnlicher Verfassung die Nazarener taten. Jede Flucht aus der Notwendigkeit unsrer eignen Zeit und Umgebung, gehe sie in die Steinzeit, zur Gotik oder zur Romantik, zu den Asiaten, Afrikanern oder Südsee-Insulanern zurück, ist nur eine Maske für unsre Schwäche.

Was aber ist der entscheidende Grundcharakter, der eigentümliche Wesenszug unsrer Tage, sobald wir durch das zerschlissene Wams auf den unzerstörbaren Kern dringen? Die Arbeit, die unsre Gemeinschaft tragende und durchdringende, von starkem, großem Rhythmus bewegte Arbeit. Deshalb gehört der deutsche Künstler, um dessen Gemälde und Studien sich diese Worte ranken, zu den gegenwärtigsten und zeitgerechtesten, die wir haben.

Leonhard Sandrock ist am 5. März 1867 als Sohn eines evangelischen Geistlichen in Neumarkt in Schlesien geboren worden. Aber auf seiner Kindheit lag deshalb keineswegs der Hauch des pietistischen Pastorenhauses. Entstammte doch sein Vater einer Oberförsterfamilie, in der die Beobachtung der Natur schon durch Generationen von Berufs wegen geübt worden war, kam doch seine Mutter aus einer Offiziersfamilie, in der das Soldatenhandwerk bereits seit dem Siebenjährigen Kriege heimisch war. Vielleicht erklärt sich dadurch die Zweiteilung in Sandrocks Werdegang. Der Vater erfreute sich einer ausgesprochenen Begabung für Zeichnen und Scherenschnitt, die er auch zwischen Predigt und Seelsorge nicht verkümmern ließ. So war es des Jungen größtes Kindheitsvergnügen, wenn der Vater ihm Bären, Hirsche, Hunde und ganze Jagden aufzeichnete oder ausschnitt, und natürlich wurde er dadurch bald auch zur Nacheiferung angeregt. Als zukünftiger Maler wollte er aber alles gleich »bunt« haben, band sich auch nicht an das ererbte Stoffgebiet, sondern wählte als Fünfjähriger für sein erstes Aquarell eine — Lokomotive. Die Lokomotive spielte damals überhaupt eine große Rolle in seinem Leben. Schon als Schuljunge wußte er alle damals noch recht verschiedenartigen Lokomotivtypen auseinanderzuhalten, und als er 1878 zum erstenmal nach Berlin kam und auf dem Potsdamer Bahnhof



Nieuport bei Ebbe



Aus Emden

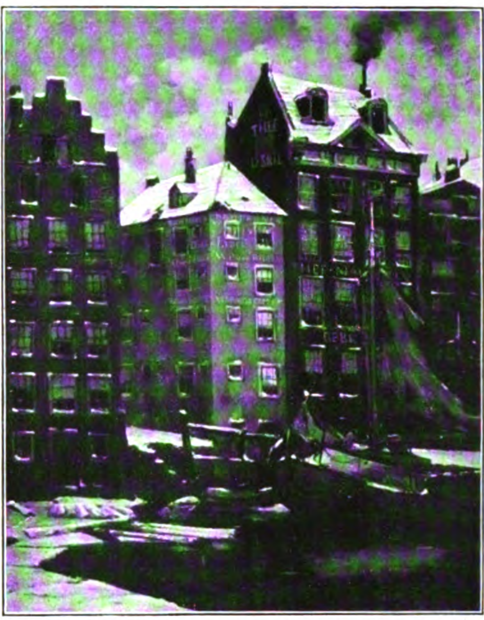
noch alle möglichen und unmöglichen Maschinen mit messingnen Dampfdomen, ohne Schutzdächer über den Führerständen, mit sonstigen neu- und altmodischen Besonderheiten im Gebrauch sah, füllte er sein ganzes Notizbuch mit solchen Lokomotivporträten. Dieses »alte Gerümpel«, wie andre verächtlich sagten, und eine auf der Gewerbeausstellung bewunderte nagelneue hellgrün gestrichene sogenannte Normallokomotive von Schwartzkopf waren damals das einzige, was ihm an Berlin gefiel.

Aber lange sollte sich die Lokomotive als Alleinherrscherin in seinem Herzen und Notizbuch nicht behaupten. Es kamen die Ferienreisen an die Ostsee, und da wurde das Landungeheuer durch das Schiff und seine vielfachen Abarten verdrängt. Im Stettiner Hafen, damals noch voll von Segelschiffen, die dem Petroleumtransport aus Amerika dienten — der Tankdampfer schlummerte noch im Schoße der Zukunft —, drang der kleine Sandrock in die Unterschiede von Schoner, Brigg, Bark und Vollschiff ein, und auf den Dampfern, die die Reisenden über das Stettiner Haff nach Dievenow brachten, wußte er sich stets auf die Kommandobrücke zwischen die beiden Radkästen zu schmuggeln, um von hier aus, zum schmunzelnden Behagen des Kapitäns, alle Gegen- und Mitsegler zu zeichnen.

Daheim in der Familie machte man zu solchen Übungen weniger freundliche Miene. Wenigstens mochte man sich nicht vorstellen, daß das die Grundlage für den zukünftigen Lebensberuf des Jungen darstellen sollte. Aber auch ihm selbst ist damals kaum der Gedanke gekommen, Maler zu werden, schon weil er in Schweidnitz, wo er mittlerweile das Gymnasium besuchte, nie einen zu Gesicht bekommen hatte. So kam denn, als das Jahr 1887 den Abiturienten vor die Berufswahl stellte, das Portepee-Erbteil von Mutterseite her zu seinem Rechte: Sandrock trat in die Armee ein, um Offizier zu werden. Da verdrängten zunächst neue Eindrücke die alte Passion. Nur manchmal steckte sie noch wieder den Kopf vor, in besonders schön angemalten Krokis von Felddienstübungen oder wenn es galt, die Festzeitungen für Kasinovergnügungen zu illustrieren. Das ging so fünf, sechs Jahre lang. 1894 aber fand Sandrocks militärische Laufbahn, unter der er nicht etwa geseufzt, sondern der er sich mit wachsender Lust und Liebe gewidmet hatte, einen jähen schmerzlichen Abschluß. Als Abteilungsadjutant im Feldartillerie-Regiment Nr. 26 überschlug er sich auf dem Schießplatz Munster mit seinem Pferd und mußte infolge der erlittenen Verletzungen den Abschied nehmen. Zwar hätte er noch bei den Seitenzweigen des militärischen Berufs, genannt technische Institute, Bezirkskommandos u. dgl., »Verwendung finden« können, aber für eine derartige Versorgung spürte er keine Lust. Als junger Mensch, der er damals war, hatte er den Mut, noch einmal von vorn anzufangen, wenn der neue Beruf ihn nur befriedigte. So wurde der Siebenundzwanzigjährige doch noch Maler; das

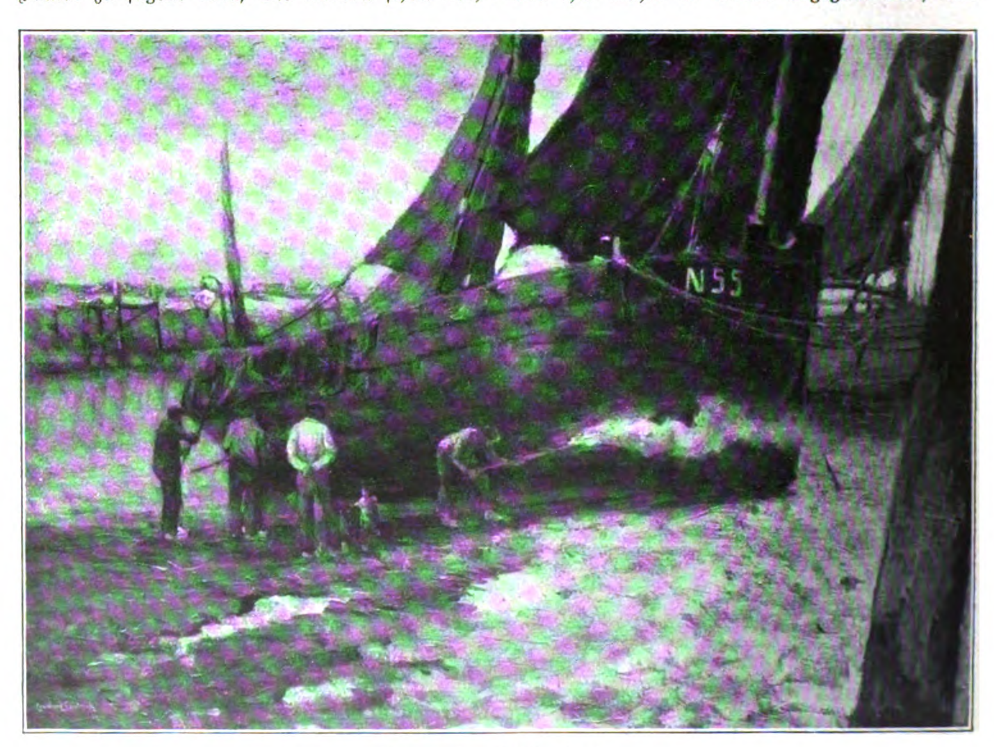
Schicksal hatte sozusagen nur einen Haken geschlagen.

Im Atelier Professor Hermann Eschkes, des Landschafts- und Marinemalers, der unter dem unverkennbaren Einfluß seines Freundes Eduard Hildebrandt besonders den romantischen und phantastischen Lichtphänomenen des Meeres huldigte, empfing Sandrock die ersten zünftigen Unterweisungen in den Anfangsgründen der Malerei. Der damals bereits Siebzigjährige war ein vorzüglicher Lehrer, der seinen Schülern möglichst viel persönliche Freiheit gönnte und nur, wenn einer sich gänzlich festgefahren hatte, vorsichtig helfend eingriff. Ging ihm etwas an den Jungen ganz und gar wider den Strich, so pflegte er mit Humor zu sagen: »Na, Sie werden schon noch mal vom Turme fallen, aber ich will's nicht erleben!« An den Wänden des Ateliers hingen zahlreiche Originale von Hildebrandt und Hoguet, und daher spielten auch die Hoguetsche Woge und die Hildebrandtschen Sonnenuntergänge in den Arbeiten der Eschke-Schüler eine große Rolle. Sie hatten bereits früher den Ägyptenmaler Ernst Körner zu seinen glutroten Sonnenuntergängen angeregt, und auch Sandrock stand anfänglich unter ihrem Einfluß.

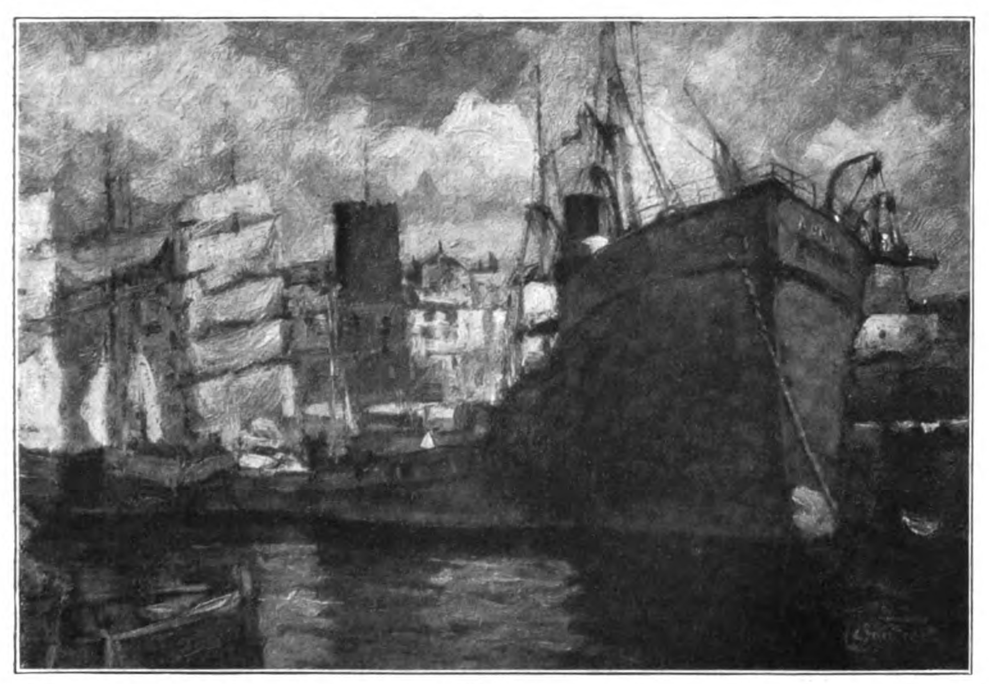


Am Damrak in Amsterdam

1896 hatte Berlin seine Internationale Kunstausstellung. Da machte der Saal der Holländer auf Sandrock einen tiefen Eindruck. Was er dort von den Maris, Israëls, Breitner und Mesdag sah, war so verschieden von dem, was ihm bisher in Berlin begegnet war, und

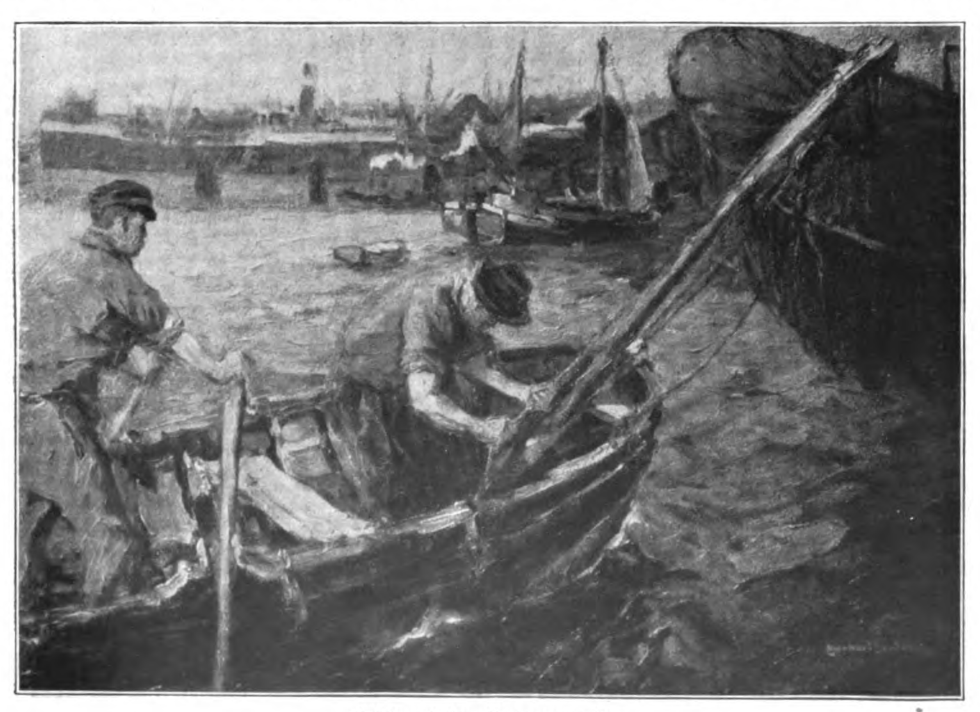


Teeren der Fischerboote



Genua

klang anderseits mit seinem eignen Ton und Farbenempfinden so stammverwandt zusammen, daß er sich sagte: In der Richtung liegt deine Weiterentwicklung. Zwei Jahre darauf ging er deshalb, von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben, nach Holland und fand in den dortigen Museen,



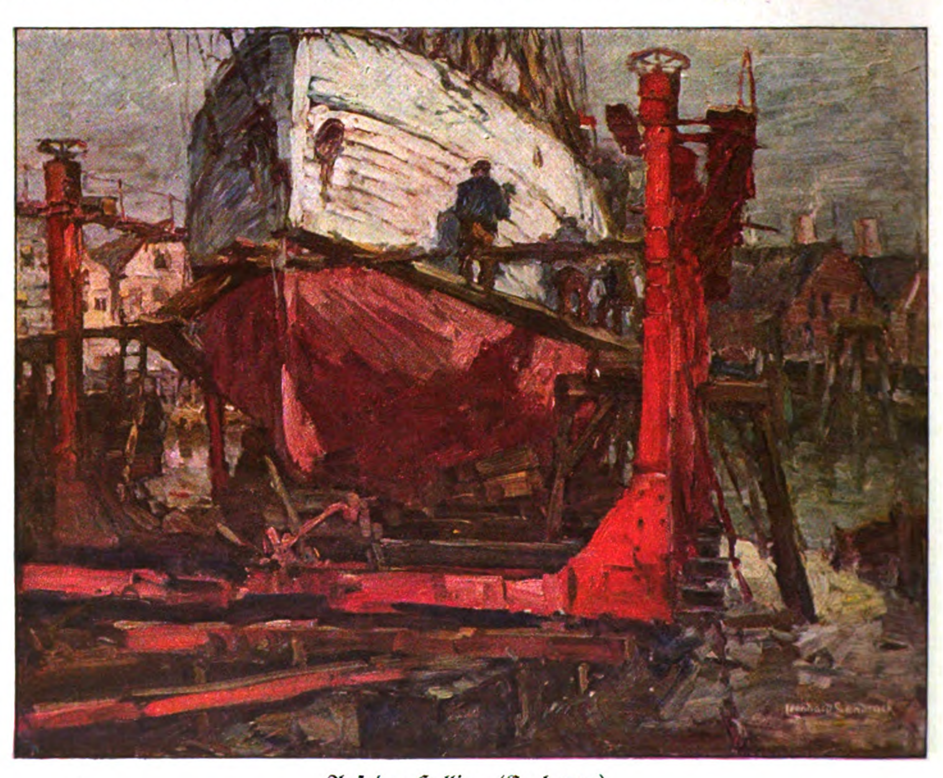
Fischer beim Netzauswerfen

nicht zum wenigsten in der wundervollen Sammlung des Malers Mesdag im Haag all das, wovon ihm der Berliner Saal der Holländer 1896 eine Vorahnung gegeben hatte. Von nun an beginnt die Effektmalerei den Kampf mit Wahrheit und Ernst, mit Schlichtheit und Stille. Wenn Sandrock auch damals schon wußte, daß er kein Hollandmaler werden würde, so dankt er den Holländern doch die Schulung und Stärkung seines Farbenempfindens und seiner malerischen Auffassung.

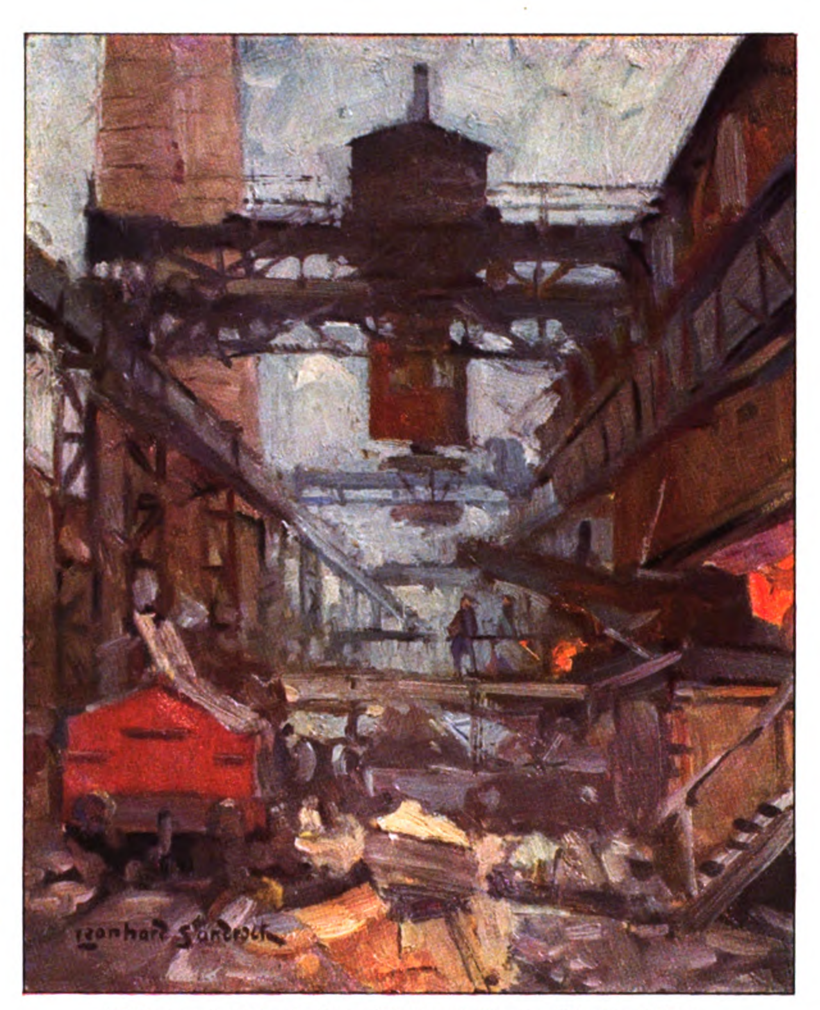
Die ersten Bilder nach jener Reise standen noch sichtlich unter dem Einfluß der holländischen Landschaft: Windmühlen, Kanäle, alte Grachten. Dann aber regte sich bald ein gewisser Widerspruchsgeist, sowohl gegen die holländische Vedutenmalerei wie gegen die auf bewußte Wirkungen abgestimmte Farbengebung. Sandrock sagte sich: Keinem ausländischen Maler fällt es ein, deutsche Motive zu verwenden, warum soll ich mir die meinen anderswo als zu Hause suchen? Und er fand sehr bald, was er suchte und brauchte, auf Studienbesuchen in Emden, namentlich aber um 1900—1902 an der Elbmündung bei Cuxhaven und im Hamburger Hafen, die nun beide für lange Zeit sein bevorzugtes Studienfeld wurden.

Der Hamburger Hafen! Eine ganze kleine Geschichte neuerer deutscher Malerei, soweit sie auf atmosphärische Schönheiten ausgeht, ließe sich um ihn gruppieren. Wer einmal in ihm heimisch geworden ist, den läßt er so bald nicht wieder los. Jeden Tag, jede Stunde bietet er mit seinem stark pulsierenden Leben neue Motive. Bei Ebbe liegen die Schuten und Dampfpinassen in den Fleten zwischen den braunroten, altersgebeizten Speichern nicht weniger schön und malerisch als in Holland auf dem nassen Schlick. Da quirlen die Schlepper mit den Schuten dahinter durchs graugelbe Elbwasser, da rasseln die Ketten von den Dampfwinden der löschenden und ladenden Schiffsriesen in die danebenliegenden Leichter, während die weißen Dampfstrahlen rings emporzischen. Am Steinwärder und am Reiherstieg erheben sich die Rümpfe der im Dock liegenden oder im Bau befindlichen Schiffe, zeichnet sich das feine Gitterwerk der Kräne und Hellinge in der dicken Hafenluft ab, und zu dem allen liefert das Hämmern der Nietmaschinen, das helle Pfeifen der Schlepper und das dumpfe Heulen der auslaufenden und einkommenden Überseer die Begleitmusik der Arbeit.

Aber auch außerhalb Deutschlands hat Sandrock in diesen Jahren seine See- und Schiffsstudien betrieben. Besonders ergiebig war ein Aufenthalt in Helsingoer, wo das Malerauge auf der Mole einen außerordentlich bequemen



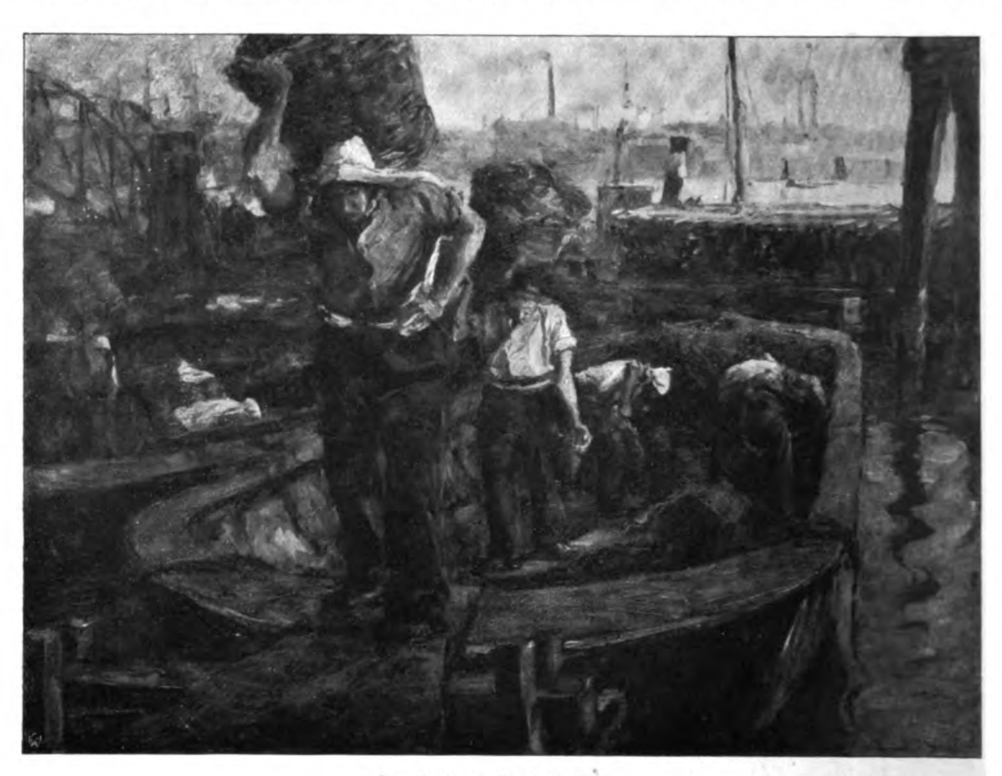
Auf der Helling (Cuxhaven)



Elektromagnetische Kräne (Stahlwerk Georgs-Marien-Hütte)

und aussichtsreichen Blickpunkt für die Beobachtung des Schiffsverkehrs gewann. Damals hat Sandrock mit äußerster Geduld und liebevollster Hingebung wochenlang nur Wasserstudien gemacht. Die »Effekte« tat er nun gründlich ab; dafür aber kam er lange Zeit nicht aus dem eigentümlichen Grau heraus und lernte die Wahrheit des Wortes von Hans Frederik Gude, dem norwegischen, in den achtziger Jahren an der Berliner Akademie tätigen Meister der ruhigen oder leicht bewegten Meeresfläche, kennen: »Wasser wollen Sie malen? Ich sage Ihnen, Sie brauchen sieben Jahre, um zu begreifen, wie es allenfalls gemacht werden müßte!« Dieser Gudeschen Ruhe und Sänftigung der Seemotive befleißigte sich auch Sandrock eine Weile. Um die Wende der Jahre 1904 und 1905 belebt sich ihm das Wasser aber wieder mit Schiffen, und langsam rücken sie dann erneut, von Luft umspielt, von Feuchtigkeit umhüllt, gleichsam aus sich selber atmend und blühend, in den Vordergrund. Nun erst geht unserm Maler die innige Verbindung zwischen dem Luft- und Wasserton und den Fahrzeugen auf, und er ist davon so hingenommen, daß eine schon früher bei ihm anklopfende soziale Teilnahme auch für die Hafen- und Schiffsarbeiter einstweilen wieder untertaucht.

Wir wissen aus der deutschen Kunstgeschichte, welche anregende und beglückende, aber auch



Hamburger Kohlenträger

hemmende und zerstörende Rolle Italien im Schaffen unsrer Maler und Bildhauer gespielt hat. Manchem unsrer Besten war es die Muse, die ihm erst den Becher der Erkenntnis und Vollendung reichte; manch andrer aber verfiel dort auch einem Rausch, der sein Eigenstes und Innerstes für immer ertränkte. Auch Sandrock machte seine besonderen Erfahrungen mit Italien. Als er zuerst, bald nach 1900, italienischen Boden betrat, blieben ihm Land und Himmel fast stumm. War er so überwältigt von den neuen auf ihn einstürmenden Eindrücken, oder konnte er sich nur noch nicht darin zurechtfinden? Er kam darüber nicht mit sich ins reine, wußte nur, daß die Reise in seiner Kunst keine Spur hinterließ. Trotzdem oder gerade deshalb ging er 1905 zum zweitenmal über die Alpen. Diesmal *sprach* Italien zu ihm, jedoch mit andern Lauten als zu dem Durchschnitt der Kollegen. Der Hafen von Genua vor allem war es, der ihn fesselte. Aber wodurch? Durch sein malerisches Schiffsgewirr vor den terrassenartig aufsteigenden weißen Häusern, und wenn er sich fragte, ob das nun Italien sei, so mußte er die Frage verneinen. Es waren wohl die helleren, luftigeren südlichen Farben, die ihren Zauber übten, aber dahinter tauchte immer wieder das Deutsche oder das Holländische auf, und im Grunde erklang ihm hier dasselbe Arbeitslied, das ihm schon Hamburg und die Werften an der Elbmündung gesungen hatten. Damals malte er den löschenden Dampfer im Hafen von Genua und eine Brandung bei Nervi — abendliche Regenstimmungen in einem trüben Silbergrau, das den Weg ins italienische Blau nicht zu finden vermochte.

Ganz anders, tiefer und nachhaltiger wirkte zwei Jahre später Belgien auf ihn ein. Wieder trieb er, hauptsächlich in Nieuport am Yserkanal, eifrige Naturstudien, machte sich aber auch in Museen und Galerien mit den atmosphärischen Geheimnissen der belgischen Malerei vertraut. Gegenüber Italien hatte der Künstler hier deutlich das Gefühl, daß Land und künstlerische Tradition bei ihm »anschlugen«, und so war er, im naiven Gefühl seiner neuen Eroberung und Entwicklung, einigermaßen empört, als ein belgischer Maler eines Tags vor seiner im Freien aufgeschlagenen Staffelei stehenblieb und sagte: »Ach, Sie sind also doch ein Deutscher! Ich habe gedacht, Sie seien ein Holländer!« Dafür erlebte er bald darauf die etwas überraschende Genugtuung, daß derselbe belgische Maler eines seiner Motive in genau der gleichen Auffassung nun auch seinerseits gemalt hatte. Leise kündigte sich bereits in den Stoffen aus dieser Zeit, den Bootsbauern, dem Teeren der Fischerboote u. dgl., eine Hinneigung

zur Gestaltung technisch-industrieller Verrichtungen bei Sandrock an.

Auf der dritten italienischen Reise — diesmal in Venedig — schlug ihn abermals das Hafenleben in Bann. Das strahlende Blau des italienischen Himmels wollte ihm auch jetzt noch nicht von der Palette. Wohl aber ging ihm zwischen den Marmorpalästen am Canale grande das Verständnis für die feinen silbergrauen Töne auf, wie sie Whistler zur Meisterschaft ausgebildet hat. Mit den Bildern aus dieser Zeit hatte er auch seinen ersten Erfolg auf der Internationalen Kunstausstellung in Venedig.

Mehr und mehr begann jetzt in Sandrock auch das Interesse für das gesamte übrige Arbeitsleben des Hafens, auch das am Lande, zu erwachen. Auf den Kais knarrten die Kräne, rangierten die Güterzüge, und über sie hinweg lockte der Pfad zu der unvergessenen Jugendliebe, der Lokomotive. Bald kam auch die Gelegenheit, ihr gründlich zu Leibe zu gehen. Während eines verregneten Sommers im bayrischen Allgäu — das Gebirge betrachtete Sandrocks Frau immer als einen besonders geeigneten Erholungsaufenthalt für ihn, weil es ihn nie zum Malen verlockte — wurde der Künstler im Oberstdorfer Lokomotivschuppen heimisch. Die Folge war: das mit Vorbedacht und auf höheren Befehl daheimgelassene Malzeug mußte nachgeschickt werden, und unmittelbar vor der »Natur« entstanden eine Reihe großer Bilder. An der nötigen Ruhe dafür fehlte es auf diesem Bahnhof nicht, und die Kgl. bayrischen Lokomotivführer, denen dies Intermezzo Spaß machte, stellten dem Maler eine gerade frei werdende Lokomotive jeden Morgen genau wieder an die Stelle, wo er sie haben wollte. Sie hatten auch bald heraus, worauf es ankam. Ich weiß nicht, war es hier oder in Kufstein, wo bei solch löblichem Tun ein höchst ergötzlicher Wettstreit zwischen zwei diensteifrigen Lokomotivarbeitern entbrannte. Der Heizer hatte die Rauchkammer geöffnet und kratzte den Ruß heraus, der nun die Lokomotive in dicke Schmutzwolken einhüllte. »Hör' auf!« schrie ihm da der Lokomotivführer zu. »Siagst nöt, daß d' Maschin gemalt werden soll?« — »Dös macht nix,« war die Antwort; »so an Rauch braucht der Herr Kunschtmaler grad zum Malen.« Jedenfalls denkt der Herr Kunstmaler noch heute mit Dankbarkeit an jene Hilfsbereitschaft zurück. Er hat später noch auf manchem Bahnhof gemalt, aber sich so in Ruhe in seine »Modelle« zu versenken, war ihm nicht wieder vergönnt.

Von den Schienen der Eisenbahn — auch der Hauptbahnhof in Dresden mußte oft herhalten, und gern und viel wurde vom Zuge aus gezeichnet — leitete der Weg unwillkürlich weiter



Koksausstoß

in die Industrie hinein. Vom Berliner Hochbahnhof Prinzenstraße aus war Sandrock schon längst durch den Blick in die Gasanstalt an der Gitschiner Straße mit der sich um den Gasometer herumschwingenden Kurve der beladenen Eisenbahnloren angezogen worden. Drum lenkte er 1913 dorthin seine sommerliche »Studienreise«. Zwar herrschte im Retortenhause, wenn der glühende Koks aus den Öfen herausquoll, in den Hundstagen eine höllische Hitze, dafür gab's aber auch immer neue überraschende Eindrücke. Die Gestalten der vom Feuerschein angeleuchteten, von weißen Dämpfen umbrodelten Kokser, die mit schwarzer Kruste überzogenen Gebäude, die riesigen Gasometer und die kaum minder mächtigen Kohlenberge, auf denen die verrußten Arbeiter hantierten — ein Schmaus für Auge und Pinsel! Hatte schon auf Sandrocks neueren Bildern vom Hamburger und Genueser Hafen das Figürliche sich hervorgearbeitet, so sorgte nun das Industriebild für ein noch stärkeres Überwiegen der menschlichen Figuren. Auf den Lokomotivbildern waren es die geschäftigen, kohlegebenden und aschenehmenden Heizer oder die ihre Maschine gleich einem edlen Gaul striegelnden und blänkenden Putzer, auf den Bildern vom Bau der Untergrundbahn in Dahlem die wuchtigen Gestalten der Graber und Schipper, auf den Bildern aus der Gasanstalt die hinter dem Schleier der Dämpfe ins Überlebensgroße wachsenden Erscheinungen der Kokser.

Welch mannigfach angeregte, von neuen Einfällen, Plänen und Gedanken trächtige Zeit, die Sandrock um 1913 und 1914, damals ein Mann Mitte der Vierziger, also in der Blüte seiner Kraft, auf Reisen durch Deutschland, insbesondre durch Westfalen und Oberschlesien, durchmachte! Jeder Tag konnte die Kristallisation all der wirbelnden Elemente bringen — da kam der Krieg und unterbrach das Werk der Klärung und Sammlung. Sandrock war über die Militärjahre schon hinaus, aber den alten Offizier rief es trotzdem sofort wieder ins Heer. Andre, die mit Pinsel und Zeichenstift umzugehen wußten, haben es verstanden, sich auch im Kriege auf diese »Waffen« zu beschränken; Sandrock wollte Soldat, nur Soldat sein und hat deshalb in den Jahren 1914 bis Anfang 1919 keinen Pinsel angerührt, obgleich sich zumal während seiner Verwendung im Osten, wo der Krieg bis zuletzt ein gewisser Bewegungskrieg blieb, malerische Eindrücke genug darboten. Einiges davon, treu im Gedächtnis bewahrt, ist freilich nachher noch, 1919 oder 1920, auf die Leinwand gekommen: eine rastende Munitionskolonne in Galizien,



Im Stahlwerk der Georgs-Marien-Hütte (Osnabrück)



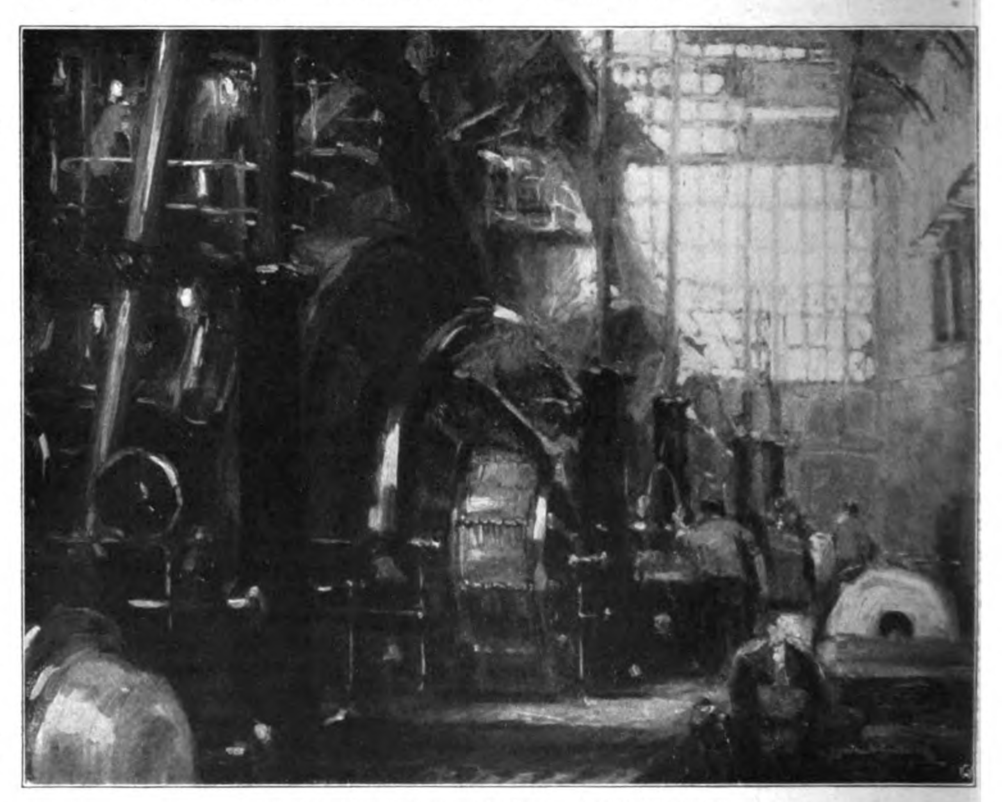
Herausholen eines Schmiedestücks

eine Patrouille, ein Scheinwerfer-Zug, ein Fliegeralarm bei einer Flugabwehrbatterie und ein »Abtransport zu einer andern Front«, wie es militärisch heißt. Das ist ein plumper, fast roher Bildtitel. Vielleicht hätte, was da im trüben Schein der Abenddämmerung festgehalten ist: im Vordergrund das Gedränge der bepackten Mannschaften im Stahlhelm, über sie gespenstisch-dämonisch emporwachsend die Umrisse der langsam, aber unabwendbar herangleitenden Lokomotive — vielleicht hätte es auch »Das Schicksal« heißen können. Viele, die es erlebt, haben es jedenfalls so empfunden ... »Liebhaber« für diese lebenswahren, gänzlich unpathetischen, aber doch von echt soldatischem Geist erfüllten Kriegsbilder haben sich noch nicht gefunden. Ihr Maler hat auch nicht darauf gerechnet. Aber mit ihm dürfen wir hoffen, daß die Zeit dieser Bilder noch kommen wird.

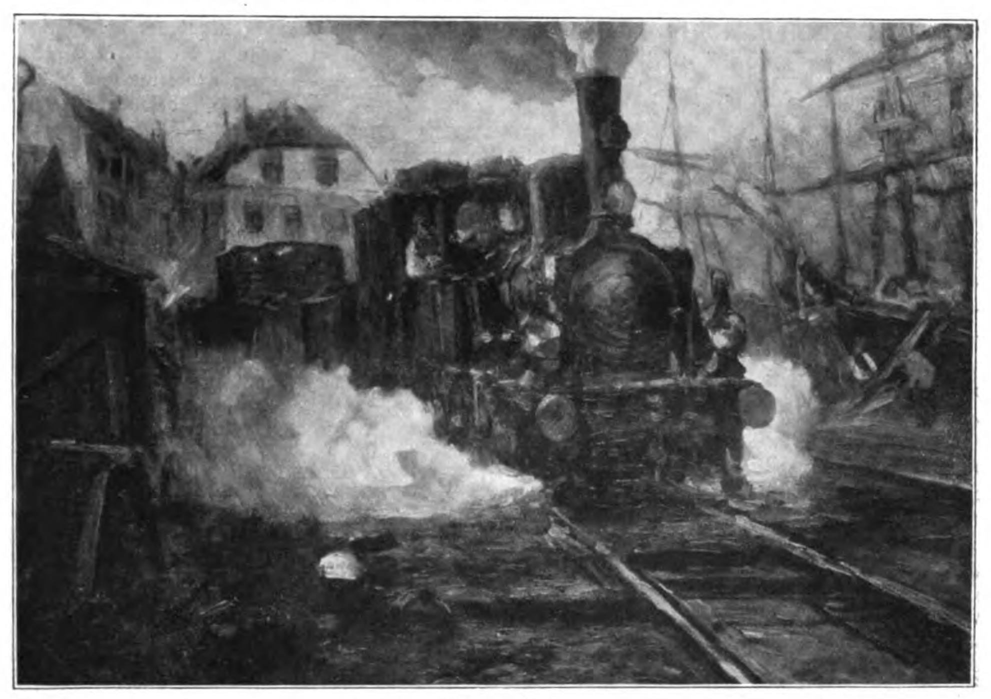
Lange hallte das Erlebnis des Krieges in Sandrock nach, lange dauerte es, bis er sich wieder, unter den Trümmern unsrer Hoffnungen und dem wüsten Chaos der Revolutionszeit, zum Malen überwinden konnte. Dann entschloß er sich allmählich doch, da wieder anzuknüpfen, wo der Krieg den Faden durchschnitten hatte. 1920 führte den Künstler ein Auftrag ins besetzte Oberschlesien, ins Gebiet der großen Hüttenwerke. Hatte ihn zuvor schon der Arbeitsbrodem, der malerische Ruß und Qualm der Gasanstalten begeistert, so verblaßte das nun vor der Wucht und Größe, dem Schaffenstakt und Feueratem dessen, was er hier kennenlernte. Die gigantischen Hochöfen, die ihre glühenden Fäuste wie Titanen gen Himmel recken, die am Abstich arbeitenden Hüttenleute, der Blick hoch oben von der Gicht eines solchen Hochofens auf das tief unter einem liegende, aus Tausenden von Schornsteinen und Koksöfen qualmende Werk, das Stahlwerk mit den Thomasbirnen, die beim Ausblasen in der Abenddämmerung das wunderbarste Feuerwerk vollführen, die bräuenden Gießhallen und Walzwerke, die dröhnenden Schmiedepressen und Dampfhämmer — eine Welt für sich, die leider nur ein kleiner Teil der Menschen kennt, obgleich unsre Gegenwart von ihr beherrscht wird wie von nichts anderm sonst, obgleich sie vielleicht das Gewaltigste, was der Menschengeist geschaffen hat, obgleich das Motiv der rhythmischen Arbeit sich nirgends mächtiger aufdrängt als hier. Bei einer solchen Studienarbeit in einem großen Schmiedewerk malte Sandrock einmal einen besonders malerischen Winkel vom Arbeitshof, an dem die Direktoren täglich vorbeimüssen, in all seinen Einzelheiten. Trotzdem

fragte ihn dann einer der leitenden Herren, die doch sonst ihre Augen offen hatten: »Wo ist das eigentlich bei uns?« Man muß schauen gelernt haben, um zu sehen! ... In den Gießhallen fesselte den Maler besonders der vielfarbige Rauch, bei den Kokereien und Hochöfen die bunte Skala der Dämpfe oder der Lagerplatz der verschiedenfarbigen Erze, die in den sogenannten Taschen wie die Farben eines Tuschkastens nebeneinanderliegen. Allmählich drängten sich nun auch hier Einzelheiten der Arbeit und bestimmte Figuren in den Vordergrund: löschende Dampfer, kohlennehmende Lokomotiven, nächtliche Bahnhöfe, Arbeiter auf der Bootswerft, Schiffsrümpfe, Segler, Sägewerke, Retortenhäuser, Schuppen, wobei sich das Bildhafte manchmal, wie in Magdeburg, zur düsterdämonischen Balladenstimmung steigerte. Sandrock hat sich diese Darstellungen nicht willkürlich ausgesucht, weil heute oder morgen die Industrie modern wäre, er ist von ihnen gepackt worden, ist durch das Gebot seiner inneren Entwicklung dahin getrieben und gezwungen worden.

Es gibt Maler genug, die in neuerer Zeit — nach Menzel und Meunier — gleiche oder ähnliche Stoffe ergriffen haben. Die Namen Joseph Pennell und Frank Brangwyn, Eugen Bracht, Heinrich Pleuer, Fritz Gärtner und Heinr. Kley fallen uns ein. Aber die reiche Entwicklung, die ungeteilte Hingabe, die malerische Entfaltung wie Leonhard Sandrock hat auf dem Felde der Arbeitsschönheit so leicht kein zweiter. Die einen sind Graphiker geblieben, die andern haben sich mit der Pflege einer Spezialität begnügt: Bracht mit den Hüttenwerken in Sachsen, Pleuer mit der Romantik der Eisenbahngleise, Gärtner mit den Hochöfen und dem Feldbau, die sich im Ruhrland so nahe begegnen. Auch an Hans Baluschek könnte man denken. Aber da mischen sich sofort soziale Vorstellungen ein, ähnlich wie in den frühen naturalistischen Dramen Hauptmanns. Diesem Berliner Maler lag in manchen seiner Bilder offenbar daran, das schreiende Elend und die kümmerliche Armseligkeit gewisser großstädtischer Bevölkerungsschichten so eindringlich wie möglich zu schildern, und er ging dabei nicht selten bis an die Grenze der Karikatur, ein Weg, den nach ihm Heinrich Zille tief ins Humoristisch-Burleske verfolgt hat. Baluschek berührt sich in der Auffassung seiner Stoffe — nicht äußerlich, sondern im geistigen Sinne — manchmal eng mit Käthe Kollwitz, die mit unverhohlener Tendenz soziales Elend und menschliche Not

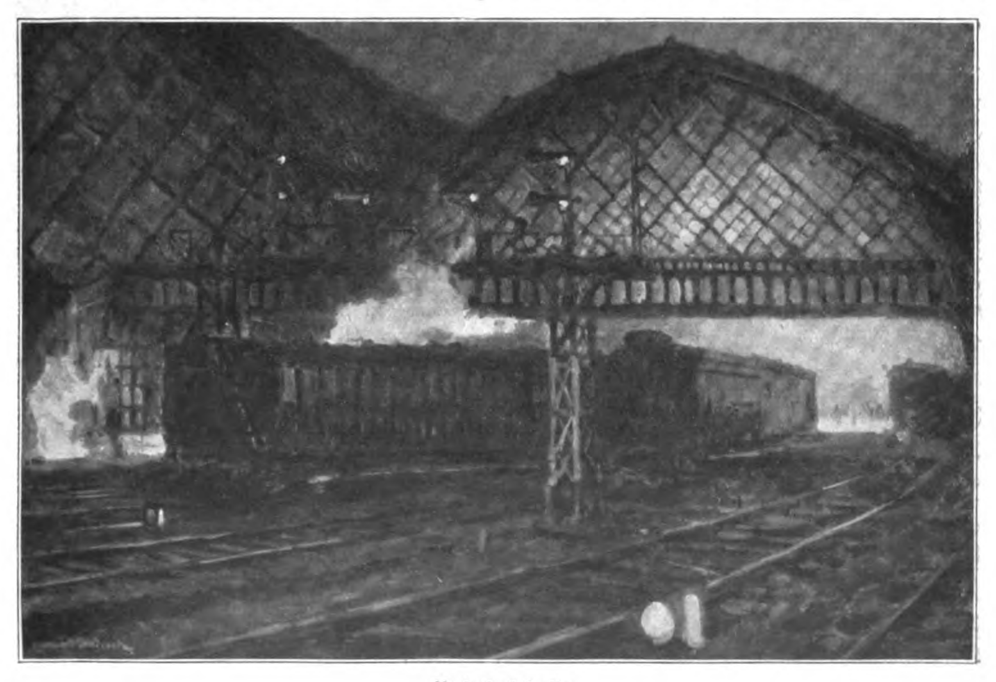


In der Zentrale der Berliner Elektrizitätswerke



Lokomotive

geschildert hat. Und nicht zufällig sind diese beiden Künstler ausgesprochene Graphiker: ihnen kommt es in erster Linie auf seelische Erlebnisse an. Auch die Typen, die Baluschek auf seinen Bildern von den werk- und sonntäglichen Leiden und Freuden der kleinen Leute bevorzugt, sind von denen Sandrocks meistens verschieden: was bei ihm vorherrscht, ist nicht der



Bahnhofshalle

berufsmäßige Industrie-, sondern der Gelegenheitsarbeiter, der heute Schnee schippt und morgen Steine karrt. Sein Bilderzyklus aus Industriewerken ist als Auftrag erschienen und bildet nur ein Inselchen in seinem andersgearteten Hauptschaffen. Sandrock dagegen wurde zu seinen Arbeiterbildern in erster Linie durch die Freude an den technischen Wundern unsers Zeitalters geführt, und was ihn bewegte, war die Schöpfung und Meisterung dieser Wunder durch den Menschen. Er ist dabei von dem Farbenerlebnis ausgegangen, von den brandrot angeleuchteten Koksausstoßern vor dem Feuerloch, dem Rot oder Blau einer Bluse, zuweilen auch von dem Bewegungsmotiv, z. B. bei den schippenden Arbeiterkolonnen, den in dichten Massen vom Hafen herflutenden Schauerleuten, den dumpf, schwerfällig und müde an einer langen eintönigen Fabrikwand vorüberziehenden Feierabendlern.

Daß sich dabei auch eine persönliche, um nicht zu sagen seelische Teilnahme für die Dargestellten einstellte, ist selbstverständlich. Ein Künstler, der sich so in sie vertiefte wie Sandrock, mußte den Schiffer, den Matrosen, den Bootsbauer, den Hochseefischer auch als Menschen schätzen lernen, als Menschen, den sein oft mit Lebensgefahr verbundener Beruf zu Pflichtbewußtsein und kameradschaftlicher Hilfsbereitschaft, zu einer Einfachheit und Geradlinigkeit des Denkens und Handelns erzogen hat, an der viele Gebildete sich ein Beispiel nehmen könnten. Und die gleiche Achtung hat Sandrock für die Männer an und auf der Maschine gewonnen. Wenn der glücklich ans Ziel gelangte Reisende mit seinem Gepäck dem Bahnsteigausgang zustrebt, wie selten schenkt er dann den beiden Männern im Führerstand der Lokomotive auch nur einen Blick, ihnen, die doch während der Fahrt über sein Leben und seine Sicherheit gewacht haben. Sandrock ist, besonders während des Krieges, öfters auf der Maschine mitgefahren. Wenn er davon erzählt, wird sein Blick ernst: »Glauben Sie mir, es hat schon etwas Packendes, neben dem schweigsam nach den Signalen starrenden Führer zu stehen und zu beobachten, wie das fauchende Riesentier von Stahl und Eisen gehorsam wie ein Kind jedem Druck am Reglerhebel folgt.« Ähnlich steht es mit dem Hüttenmann. Auch hier war es die selbstsichere, gelassene Beherrschung der schweren Massen, die den Maler und Menschen Sandrock angezogen hat. Der Werkmann, der den Abstich der Schmelzmassen aus dem Hochofen besorgt; der Kranführer, der mit seiner riesigen Greifzange glühende Eisenblöcke hebt und versetzt, so aufs Haar genau, als ob er mit der Hand eine Streichholzschachtel hinlegte; der Schmied, der mit einem Handdruck die Tausendtonnenpresse regiert, daß sich unter ihrem Druck ein glühender Stahlblock wie Brotteig zur Schiffsschraubenwelle zurechtknetet — weiß der Himmel, es sind schon Kerle, vor denen man Respekt haben muß!

So hat also Sandrock in seinen Bildern, mögen sie zunächst mit ihrem breiten, festen Pinselstrich, in ihrer lebhaften, stark betonten Farbigkeit rein malerisch zu unserm Schönheitsgefühl sprechen, den Arbeiter auch als Verstands- und ideebeseelten Menschen aufgefaßt, der im Getriebe der Maschinen und Werkstätten seinen Mann steht und ein charaktervoller Ausdruck unsrer Zeit und ihres energiebewegten Pulsschlages ist.

Tageslauf

Von Sonnenaufgang bis zur Tagesrüste
Den goldnen Samen auf das Feld gestreut;
Ein freies Wort gesprochen, wo im Streite
Der Mann dem Manne gern die Stirne beut.

Ein Gruß und Kuß von süßen, vollen Lippen,
Von einem Weibe, das ich liebgewann
Und das ich einst gewinnen will mir ganz zu eigen,
Wenn anders nicht das Schicksal meinen Faden spann.

Durchs offne Fenster schreckt vom alten Turme
Die Mitternacht mit klarem Glockenschlag.
Das Auge hebt und senkt die müde Wimper:
„Herrgott, ich danke dir für diesen Tag!"

Hans Meinel



Ferdinand Eckhardt: Stift Klosterneuburg bei Wien

Wir und Weltpolitik

Von Dr. Arthur Dix

Weit entfernt von dem Versuch, einer deutschen Regierung weltpolitische Rezepte für den Tagesgebrauch verschreiben zu wollen oder eine weltpolitische Diät zu verordnen, sollen die nachstehenden Ausführungen lediglich die natürliche Konstitution des deutschen Körpers daraufhin untersuchen, ob und unter welchen Bedingungen er die Fähigkeit besitzt, sich an weltpolitische Aufgaben heranzuwagen. Mit Vorbedacht wurde nicht die konkrete Fassung des Themas gewählt: »Wir und die Weltpolitik«, die füglich Richtlinien für die deutsche Politik dieser Tage und unsers Geschlechts erwarten ließe, sondern die abstrakte Fassung »Wir und Weltpolitik«, die eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die allgemeinen Voraussetzungen unsrer weltpolitischen Einstellung bedingt.

Was ist Weltpolitik? Weltpolitik im strengen Sinne hat zur Voraussetzung die geistige Umfassung des Erdballs und seine Einspannung in den politischen Willen.

Wollen wir ein Zugeständnis der Begriffsverengerung machen, so werden wir von Weltpolitik allenfalls auch dort sprechen dürfen, wo zwar nicht der ganze Globus, wohl aber die zurzeit bekannte Welt im Gesichtskreis des politischen Wollens und Handelns steht. In diesem Sinne können wir von dem römischen Weltreich sprechen, dessen Entwicklung für die damalige Zeit der geographisch erfaßten Erdoberfläche sogar ein einzigartig klares Bild weltpolitischer Ausbreitung gewährt. Im Mittelpunkt des damaligen Hauptverkehrsgebiets des Mittelmeeres liegend, hat Rom sich zunächst Stück für Stück und Schritt für Schritt die Apenninische Halbinsel zu eigen gemacht, sodann sämtliche Randländer des Mittelmeeres unter seine Gewalt gebracht und darüber hinaus auch im Verkehrsgebiet der Nordsee seine Herrschaft aufgerichtet.

Weltpolitik im strengen Sinne konnte indessen erst einsetzen mit dem Zeitalter der Entdeckungen, mit dem alle fünf Erdteile und alle Ozeane zu Objekten weltpolitischen Strebens von einem Zentrum aus oder zu Objekten konkurrierender weltpolitischer Bestrebungen von verschiedenen Zentren aus werden konnten.

Damals begann der politische Globus eine Drehung westwärts. Seine Scheitellinie rückte aus der Mitte des Mittelländischen Meeres nach den europäischen Gestaden des Atlantik. Es begann die Periode der Weltpolitik als Kolonialpolitik, die vom 15. Jahrhundert bis in unsre Zeit währte, aber seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ihr Gesicht merklich zu verändern begann.

Die ersten eigentlichen Weltmächte und Kolonialherren wurden die Länder jener iberischen Halbinsel, die das Verbindungsglied darstellt zwischen dem alten Hauptverkehrsgebiet der Zukunft, dem Atlantischen Ozean. Je mehr sich aber in der folgenden Zeit der Verkehr über den Atlantischen Ozean ausbreitete, um so mehr machte es sich fühlbar, daß jene Länder der iberischen Halbinsel von dem übrigen Europa durch die Pyrenäen abgetrennt sind und andre europäische Gebiete, die den atlantischen Verkehr befruchteten, unabhängig von den ehemaligen Vormächten der Kolonialpolitik ihre eignen weltpolitischen Wege über die Ozeane zu wandeln begannen.

In diese Epoche haben wir theoretisch für Deutschland den Beginn der Problemstellung »Wir und Weltpolitik« zu verlegen.

Nach dem Zerfall des alten römischen Weltreiches war das große Teile Mitteleuropas umspannende, auf die benachbarten Halbinseln übergreifende und Fäden einer interkontinentalen Politik bis hinüber nach Asien und Afrika spinnende Reich Karls des Großen als ein Träger der Weltpolitik im Rahmen der zu seiner Zeit im geographischen Gesichtskreis stehenden Erde aufzufassen. Aber auch dieses mächtige Reich zerfiel, und als das Land des mitteleuropäischen Stromsystems berufen erschien, in seiner Eigenschaft als Herz Europas und wirtschaftlicher Brennpunkt für die europäischen Ausstrahlungen auch über den Atlantik kraftvoll in die neue Welt- und Kolonialpolitik einzugreifen, gab es kein einiges Deutschland, das einer solchen Aufgabe gewachsen gewesen wäre.

Wohl haben einzelne deutsche Häuser, wie die Fugger und die Welser, weltwirtschaftliche Fäden geknüpft, die an kolonialpolitisches Vorgehen grenzten. Aber kein geschlossenes deutsches Volk, kein einiges und starkes Deutsches Reich fühlte den Beruf, Weltpolitik in strengem Sinne zu treiben. Diese Aufgabe wurde in die Hand genommen durch die Randländer des Atlantischen Ozeans, durch die Länder an der Hauptmündung des mitteleuropäischen Stromsystems und durch das diesem Stromsystem vorgelagerte Inselreich England. Die Niederlande und Großbritannien waren es, die dem spanisch-portugiesischen Vorbild nacheiferten, ihre Seefahrer über alle Meere entsandten und Kolonialbesitz erwarben, nur die kleinen, vom zersplitterten Deutschland selbständig losgelösten Niederlande an der Rheinmündung, nicht das große gesamte Hinterland des Rheins, der Elbe und der andern mitteleuropäischen Ströme.

Zwischen die beiden großen Gruppen weltpolitischer Konkurrenten, die spanisch-portugiesische und die holländisch-englische, stellte sich etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Eintritt Englands in die Weltpolitik das geographische

Mittelglied Frankreich, seine vorteilhafte Lage zum Atlantischen sowohl wie zum Mittelmeer nutzend.

Daß sich Deutschland tatsächlich aus der Weltpolitik fernhielt und ihren Aufgaben in innerer Zersplitterung nicht gewachsen war, wird keineswegs widerlegt durch die Tatsache, daß der deutsche Kaiser Karl V. Herr eines Reiches war, in dem die Sonne nicht unterging. Denn er war Herr dieses Weltreiches nicht als deutscher Kaiser, sondern als Erbe wirklich weltpolitisch tätiger Staaten, und er übte wohl vorübergehend eine Weltherrschaft aus, ohne daß doch auch zu jener Zeit von »deutscher« Weltpolitik irgendwie die Rede hätte sein können.

Weltpolitik wurde in den folgenden Jahrhunderten je länger je mehr eine Angelegenheit des heißen Ringens zwischen England und Frankreich, mit spanischen und niederländischen Einmischungen. Die ersten großen Weltkriege waren in der Hauptsache Kriege zwischen England und Frankreich, die in vier Erdteilen und drei Ozeanen um die Ausbreitung der Kolonialmacht, insbesondere in Nordamerika, Südasien und Afrika geführt wurden.

Durch räumliche und zeitliche Ausdehnung, wie ganz besonders durch seine mittelbaren Folgen sticht in erster Linie jener siebenjährige englisch-französische Weltkrieg hervor, in dessen Rahmen auch der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Österreich fällt. Am Ende jenes Krieges wurde eine neue Aufteilung des gesamten Kolonialbesitzes zwischen diesen beiden weltpolitischen Konkurrenten vorgenommen, die jedoch nur einen Übergang bildete zur Einleitung jener Epoche, die wir als den Abbau des kolonialpolitischen Zeitalters zu bezeichnen berechtigt sind. Dieser Abbau der Kolonialmacht begann mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es war ein Friede zu Versailles, dem England sich mit der Hingabe des zukunftsreichsten Stückes dieses Kolonialbesitzes beugen mußte.

Die nicht minder ausgedehnten Napoleonischen Weltkriege, wiederum in der Hauptsache geführt zwischen England und Frankreich, führten unmittelbar hinüber in die zweite große Epoche kolonialen Abbaues, da in engstem Anschluß an diese neue Weltkriegsperiode die lateinischen Staaten Süd- und Mittelamerikas ihren Austritt aus kolonialer Hörigkeit vollzogen.

Heute steht die Welt offensichtlich nach dem dritten Weltkriege in der dritten Epoche kolonialpolitischen Abbaues. Die Dominien Großbritanniens sind zu seinen Bundesstaaten geworden, die kolonialen Fesseln entwachsen erscheinen und mancherlei Neigung verraten, auch die bundesstaatlichen Bande zu lockern. In Ägypten und Indien haben sich nach dem Kriege in verstärktem Maße Selbständigkeitsbewegungen geregt und teilweise auch durchgesetzt, die stark an die nordamerikanische Bewegung in der Zeit nach dem siebenjährigen Weltkriege erinnern.

Wo war in all jenen Jahrhunderten der Weltpolitik Deutschland? Bis mindestens zum Jahre 1884 hat es an der Weltpolitik im eigentlichen Sinne überhaupt keinen Anteil gehabt. Es war stets gefesselt durch die europäische Politik und zumeist zerfressen durch inneren Hader. Ein Reich Karls des Großen mit seiner Ausdehnung bis an den offenen Atlantik und bis an das Mittelmeer wäre in hervorragendstem Maße befähigt gewesen, auch vom mitteleuropäischen Stromsystem aus Weltpolitik in großem Stile zu treiben. Aber der Vertrag von Verdun hat schon im Jahre 843 späte Zukunftsmöglichkeiten dieser Art abgeschnitten und statt dessen eine nun schon mehr als tausendjährig wirksame Reibungsfläche zwischen festländischem Romanentum und Germanentum geschaffen.

Die geographischen Bedingtheiten Deutschlands in seinem späteren Aufbau haben uns in den Ausbreitungs- und Verteidigungszonen des Deutschtums an drei Schicksalsströme gestellt, die als nationale Kampfzonen unsre Kräfte in Europa absorbieren und uns nur für die Spanne etwa eines Menschenalters die Beschäftigung mit weltpolitischen Aufgaben gestattet haben.

Während England den Vorteil einer fest umrissenen insularen Abgegrenztheit genießt und auch Frankreich mit der Rückendeckung der Pyrenäen, der Flankendeckung des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres sich in einer wesentlich günstigeren Lage befindet, besitzt Deutschland an den östlich auseinanderblätternden Alpen nur eine recht unbestimmte Gebirgsgrenze, an der Nord- und Ostsee Meeresgrenzen, die nicht entfernt mit der Anliegerschaft an den offenen Ozeanen zu vergleichen sind, und sowohl im Westen wie ganz besonders im Osten völlig verschwimmende, geographisch kaum irgendwo fest zu packende Grenzgebiete. Kein zweites großes Staatengebilde hat so zahlreiche Grenznachbarn wie das Deutsche Reich und keins nach so vielfachen Richtungen hin ähnlich schwierige Grenzlagen.

Eine Kampfzone zwischen Germanentum und Romanentum bilden seit reichlich einem Jahrtausend die Gebiete, die nach dem Vertrag von Verdun das Reich Lothars bildeten. Wenn auch der Rhein von der Quelle bis zur Mündung zweifelsfrei ein beiderseits germanisches Stromgebiet bildet, so haben sich die Dinge historisch doch so entwickelt, daß sowohl das Quellgebiet wie das Mündungsgebiet sich selbständig machten und das Kernstück am Mittelrhein fortgesetzt ein Ziel französischer Vorstöße war.

Hat sich im Westen Deutschlands das Ro-

manentum durch die alten Gebiete Lotharingens wieder und wieder gegen den Rhein vorgedrängt, so hat sich im Osten das Germanentum in früheren Jahrhunderten kultivierend über die Weichsel und am Ostseestrand bis über die Düna ausgebreitet. Es blieb aber bei dieser Ausbreitung an der Küste ohne Kräftekonzentrierung am Mittel- und Oberlauf der Weichsel und Memel, die der Sammlung deutscher Macht nachhaltig nützlicher gewesen wäre als die zersplitterte Ausbreitung einer deutschen Oberschicht über die weiter nördlich gelegenen Ostseeprovinzen, ohne zu deren Germanisierung bis in die Wurzeln zu führen. Nach unsrer heutigen Kenntnis der geopolitischen Gesetze müssen wir einsehen, daß eine slawische Macht am Mittellauf der Weichsel eine stete Bedrohung auch des deutschen Unterlaufs darstellte.

Am dritten deutschen Schicksalsstrom, der Donau, dehnte sich umgekehrt der germanische Einfluß vom Unterlauf des Stromes her stromabwärts vom Mittellauf aus und fand eine Fortsetzung in zahlreichen ethnographischen Inseln. Aber auch hier wurde das begonnene Kulturwerk nicht nur nicht vollendet, sondern eine gefährliche Machtverkleinerung des Deutschtums durch die Sonderwege der Habsburger Hauspolitik herbeigeführt, die sich auf fremde Stämme stützte und, anstatt die Kulturarbeit des Deutschtums im Donaugebiet auszubreiten, feindliche Kräfte mächtig emporwachsen ließ.

In dieser besonderen Lage war Deutschland zu allen Zeiten gefesselt durch die europäische Politik und an eigentlich weltpolitischer Betätigung behindert. Auch als es Bismarck nach den langen Jahrhunderten inneren Zerfalls wieder gelungen war, die Mehrzahl der deutschen Kräfte an Rhein, Weichsel und Donau zu sammeln, konnte seine Politik nur europäischen Charakter tragen. Bismarck war der unübertroffene Meister dieser europäischen Politik, der nach der Zusammenschweißung des Deutschen Reiches gelegentlich wohl auch weltpolitische Gegensätze andrer Mächte in andern Erdteilen, wie die zwischen Rußland und England in Asien, gegeneinander auszuspielen wußte, um Deutschlands europäische Geltung zu kräftigen, ja, auch um Deutschland den Erwerb von Kolonialland zu ermöglichen, der aber auch bei diesem Übergang zu deutscher Kolonialpolitik keineswegs einem weltpolitischen Programm im eigentlichen Sinne nachging, sondern lediglich das Ziel verfolgte, seine europäische Politik nach der Richtung zu ergänzen, daß er der damals überaus zahlreichen deutschen Auswandererschaft ein Ziel steckte, in dessen Bereich sie nicht zum Völkerdünger werden, sondern dem Deutschtum erhalten bleiben und dessen Gesamtgewicht in der politischen Waagschale stärken sollte.

Wenn Bismarck gelegentlich seine Aufmerksamkeit politischen Dingen in außerpolitischen Erdteilen schenkte, so geschah es durchaus von der Grundlage seiner europäischen Einstellung aus, so, wenn er im Interesse Deutschlands die europäischen Gewichte Englands und Rußlands zu balancieren wußte, indem er englisch-russischen Gegensätzen in Asien bis an die Grenze der Kriegsgefahr zum Anwachsen verhalf, oder wenn er in der Nachbarschaft der nordafrikanischen Kolonien Frankreichs die Stärkung marokkanischen Widerstandes durch Mitwirkung deutscher Militärmissionen bewirkte, um im Falle eines europäischen Krieges namhafte französische Streitkräfte in Afrika zu binden.

Erst als durch zwanzig Jahre Bismarckischer Staatskunst nach der Reichsgründung diese seine Schöpfung in Europa hinlänglich gesichert erscheinen konnte, war es für das Deutsche Reich möglich, aktiv hinauszutreten auf die Bahn der Weltpolitik.

Am 18. Oktober 1896 meldete Kaiser Wilhelm II. weltpolitische Ansprüche Deutschlands an durch jene bedeutsame Hamburger Rede, in der das mißverständliche Wort fiel: »Unser Deutsches Reich ist ein Weltreich geworden!« Seit jener Zeit wurde über den alten Rahmen der europäischen Politik hinaus bewußt Weltpolitik getrieben, als deren Vertreter wir Kaiser Wilhelm II., Admiral Tirpitz und den Reichskanzler von Bülow anzusprechen haben. Diese Weltpolitik äußerte sich unter anderm darin, daß die bis dahin mehr zufälligen Erzeugnisse deutscher Kolonialpolitik in ein System von Stützpunkten deutscher Macht rund um Afrika und quer durch den Südwesten des Pazifik gebracht werden sollten.

Darüber hinaus suchte Deutschland auch auf dem ostasiatischen Festland seinen »Platz an der Sonne«. Hierin werden wir rückschauend wohl einen historischen Denkfehler zu erkennen haben. Obwohl von keinem festen weltpolitischen System ausgehend, sondern nur hie und da zugreifend, wo Niemands-Land übriggeblieben war, hatte die deutsche Kolonialpolitik im Zeitalter Bismarcks sich doch durchaus auf solche Gebiete beschränkt, die in einem Entwicklungsstadium stehengeblieben waren, das sie auch nach heutiger Auffassung noch als gegebene Betätigungsfelder europäischer Kolonialarbeit betrachten läßt. Das Fußfassen in Tsingtau dagegen bedeutete eine Anwendung kolonialpolitischer Methoden gegenüber Teilen eines 400-Millionen-Volkes von alter Kultur, das heute nicht mehr Objekt kolonialer Hörigkeit sein sollte.

So stolz wir auf die den Chinesen gelieferte Musterarbeit in Tsingtau waren, mußten wir doch den historischen Irrtum durch die Feindschaft der jüngsten Weltmacht büßen. Das für den Offizier selbstverständliche Gelöbnis der »Kraftanstrengung bis zum Äußersten« war

nach Ausbruch des Weltkrieges für den Gouverneur von Kiautschau als Staatsmann eine zweifelhafte Geste, zumal nachdem gegen drängenden Rat militärischer Fachmänner in der Zwiewahl, aus Tsingtau entweder einen allseitig außerordentlich stark befestigten Platz zu machen oder auf jede Befestigung zu verzichten, der dritte Weg gegangen worden war, den Hafen zum Flottenstützpunkt ohne ausreichende Befestigung nach der Landseite zu machen.

Wer sich bei Kriegsausbruch keinen Illusionen hingab, sondern die Haltung Amerikas, besonders das Verhältnis von Wilson zu England, nach den tatsächlich schon gegebenen Anhaltspunkten richtig einschätzte, hätte bei umfassendem Blick über die weltpolitische Lage sich wohl sagen müssen, daß es ein zweckwidriges Wagnis war, durch Einordnung Japans in die Reihe unsrer Feinde auch Amerika seine spätere Entscheidung wesentlich zu erleichtern, und hätte, um einer drohenden Demütigung vor Japan aus dem Wege zu gehen, rechtzeitig den historischen Irrtum berichtigt und das Kiautschau-Gebiet an China zurückgegeben.

Bei Ausbruch des Krieges aber, der geführt wurde um die Entscheidung über Fortbestand oder Untergang der Weltpolitik, die Wilhelm II., Tirpitz und Bülow getrieben, stand an der Spitze der Reichsregierung ein Staatsmann, dem geopolitisches Denken durchaus fremd war, auch wenn er sich den von andrer Seite ausgehenden Plan zu eigen gemacht hatte, auf friedlichem Wege ein zusammenhängendes mittelafrikanisches Kolonialreich zu schmieden. Der gesunde Grundgedanke afrikanischer Flurbereinigung zwischen den führenden Kolonialmächten nach den früher willkürlichen Zugriffen an zerstreuten Stellen war lange vor Bethmanns Zeit erwogen worden, und die armseligen Kongozipfel im Anschluß an unsre Kamerunkolonien waren sicher kein weltpolitisch gedachter Weg, dem Ziele ernstlich näherzuführen, zumal wir dafür die von Bismarck eingeleitete Marokko-Politik hingaben und Frankreich als allzu hohen Gegenwert für jene Schlafkrankheitsgebiete die Möglichkeit einräumten, in großen Mengen farbige Truppen aus Nordafrika gegen Deutschland auf europäischem Boden ins Feld zu führen.

War es zur Zeit durchaus europäischer Einstellung der Politik Bismarcks auch im Hinblick in Afrika gestattet, den Grundsatz aufzustellen, daß auch das Schicksal der deutschen Kolonien auf die Anfänge deutscher Kolonialerwerbungen auf europäischem Boden entschieden werde — zumal da Bismarck eine Feindschaft Englands gegen Deutschland stets hintanzuhalten und durch den englisch-russischen Gegensatz zu bannen gewußt hatte —, so wurde es im Zeitalter ausgesprochen weltpolitischer Einstellung Deutschlands falsch, an diesem Grundsatz festzuhalten.

Deutschland hatte eben vier Jahrhunderte Weltpolitik an sich vorübergehen lassen, ohne sich selbst weltpolitisch einstellen zu können. Als es nun anfing, auch seinerseits Weltpolitik zu treiben, war entsprechende geistige Einstellung nicht nur der breiten Masse des Volkes, sondern auch der großen Mehrzahl der Gebildeten einschließlich der berufsmäßigen Politiker noch vollkommen fremd. Es begann ein sprunghaftes und nervöses weltpolitisches Tasten, ohne wirklich großzügige und klar erkannte weltpolitische Ziele.

Vergleichen wir doch nur einmal das Hin und Her weltpolitischer Ansätze Deutschlands mit den kompakten Zielen, die sich weit ältere Teilhaber der Weltpolitik gesteckt hatten: mit Frankreichs Streben nach einem großen geschlossenen Nordafrika-Reich, das in sicherer Nähe nicht nur die Ergänzung der Volksvermehrung gewährleisten sollte, sondern auch die militärisch erstrebte Auffüllung der ungenügenden eignen Menschenkräfte; mit England, das sich vor allen Dingen die Umrundung des ganzen Indischen Ozeans und die Beherrschung aller nach Indien führender Wege durch die britische Weltmacht zum Hochziel gesetzt hatte.

Derartig geschlossenen weltpolitischen Ideenkreisen hatte Deutschland nichts Ähnliches an die Seite zu setzen. Als es anfing, Weltpolitik zu treiben und neben kolonialen Abrundungsplänen den Gedanken an die Schaffung eines selbständigen Weges aus Mitteleuropa an einen Ausläufer des Indischen Ozeans zu verfolgen, da weckte es die Eifersucht der Mächte, ließ es die Verständigung der alten Rivalen Rußland und England geschehen, deren tiefe Gegensätze Bismarcks Werk ermöglicht hatten, und veranlaßte ungewollt eine Einstellung der britischen Politik, die in Deutsch-Ostafrika das empfindlichste Hindernis für die Vollendung der Kap-Kairo-Pläne, in der Bagdadbahn das Hindernis für ein Aneinanderführen der britischen Glacis Ägyptens und Indiens über Vorderasien und Persien nach Mesopotamien erblickte.

Die Eifersucht gegen Deutschland als den jüngsten weltpolitischen Wettbewerber führte den Weltkrieg herbei und mit ihm in letzter Auswirkung das Ende der Weltpolitik überhaupt.

Der Kreis, der mit dem Zeitalter der Entdeckungen begonnen hatte, schließt sich. Kein Zweifel: wir stehen in einer Zeitenwende, die nur vergleichbar ist jenem Übergang des Mittelalters zur Neuzeit. Begann das 15. Jahrhundert auf Grund neuer technischer Errungenschaften (Kompaß) die Eroberung der Weltmeere, so stehen wir in dem Beginn jener neuen Epoche, die durch die Eroberung des Luftmeeres gekennzeichnet ist. Ermöglichte in jenem älteren Erfinderzeitalter die Buchdruckerkunst eine wesentliche Beschleunigung und Erweiterung der Verbreitung des geschriebenen Wortes, der geistigen

und politischen Propaganda, so ermöglicht in unsern Tagen der Funkspruch, solche Propaganda mit Blitzeseile rund um die ganze Welt zu tragen. Brachte damals die Anwendung des Schießpulvers eine völlige Umwälzung in die Kriegführung und im Zusammenhang damit in den ständischen Aufbau der Völker (Absterben des Rittertums), so stehen wir heute wiederum dank der Luftschiffahrt, der Unterwasserschiffahrt, der 100-km-Geschütze, der bereits vollzogenen Anwendung giftiger Gase und der drohenden Anwendung des Bazillenkrieges in einem neuen Zeitalter der Kriegführung, das wiederum auch ein neues Zeitalter des sozialen Aufbaues wird.

Die Entdeckerfahrten des 15. Jahrhunderts leiteten die Epoche der Weltpolitik mit dem Gepräge der Kolonialpolitik ein, der ganz Amerika, Australien und Südasien unterworfen wurden.

Die Weltkriege der europäischen Großmächte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts haben alle nacheinander die gleiche Folgeerscheinung einer größeren Verselbständigung der außereuropäischen Welt gezeitigt. Die gegenüber der früheren Epoche im tiefsten Wesen veränderte neue Ära der Weltpolitik wurde weniger stark betont durch die Teilnahme der verschiedensten außereuropäischen Mächte an den Pariser Verhandlungen über Völkerbund und Versailler Frieden, als durch die nachfolgende Konferenz in Washington, die mit ihrer vergleichenden Abmessung der englischen und amerikanischen, der französischen und der japanischen Streitkräfte am schärfsten dokumentierte, daß die Zone der führenden und herrschenden Weltmächte sich heute keineswegs auf Europa beschränkt, sondern sich über die nördlich gemäßigte Zone rund um den ganzen Globus ausdehnt.

Jenes Bild, das die Konferenz von Washington bot, wird ergänzt durch die britische Reichskonferenz vom Herbst 1923, in der das von London aus regierte »British Empire« zu Grabe getragen wurde und der Bundesrat des allbritischen »Commonwealth« sich an seine Stelle setzte. Dadurch wurde der interkontinentale, der uneuropäische Charakter des britischen Staatenbundes stärker denn je zuvor unterstrichen.

Das neue Zeitalter wird nur noch mit mehr und mehr zusammenschrumpfenden Überbleibseln der Kolonialpolitik alten Stils zu rechnen haben. Die Zeiten, in denen die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts im Vordergrund politischen Bemühens der Großmächte stand, sind vorüber. Das neue Zeitalter steht im Zeichen des Ringens um das Weltgleichgewicht.

Abermals hat die politische Scheitellinie des Globus eine Drehung erfahren. Wir werden sie für die Folgezeit zu suchen haben in dem amerikanischen Riesenkai zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean.

Auch diese Weltenwende wiederum vollzieht sich gleich der Zeitenwende am Ausgang des 15. Jahrhunderts, unter Ausschluß eines durch sich selbst zur Ohnmacht verurteilten Mitteleuropas, unter Ausschluß Deutschlands.

Von Natur erscheint wohl kein Gebiet mehr berufen zur Führung Europas in Zeiten großer weltpolitischer Umwälzungen als der Machtbereich des großen zentraleuropäischen Stromsystems. Kein Land aber bedarf wie Deutschland eben in seiner zentralen Lage mit seinen so sehr offenen Grenzen an den drei Schicksalsströmen Mitteleuropas der Energiekonzentrierung und der unerschütterlich festen inneren Einigkeit. Das Fehlen dieser inneren Kräftesammlung hat je und je Deutschlands weltpolitische Ohnmacht zur Folge gehabt.

Wenn wir uns wieder auf uns selbst besinnen, dann muß die in Angriff genommene Verbindung der auseinanderstrebenden Hauptteile des mitteleuropäischen Stromsystems, muß insbesondere die Verbindung zwischen Rhein-Weser-Elbe einerseits und der Donau anderseits dazu beitragen, die Interessen des Nordens und des Südens dauernd enger miteinander zu verknüpfen. Bis auf weiteres aber sind wir wieder ganz mit unsern eignen inneren Angelegenheiten, ganz mit den nächsten europäischen Nachbarn beschäftigt.

Wie die Zeit nach 1450 durch die neuen Schießwerkzeuge (Pulver) den Ritterstand zum Erlöschen brachte, so ist nach dem Auftreten der riesigen Massenheere im letzten Weltkriege der Massenherrschaft der Weg geebnet, die, als solche praktisch unhaltbar, zur Diktatur als Reaktion gegen den Parlamentarismus führt. Alte Frontsoldaten fordern statt langer Reden entschlossene Taten: in Rußland die Diktatur der Roten Armee, in Italien die Diktatur des Kriegsfreiwilligen Mussolini, in Bulgarien die der Reserveoffiziere; selbst im vom Kriege nicht unmittelbar betroffen gewesenen Spanien die Diktatur der Generalität; Diktatur de facto auch in Frankreich — und in Deutschland ein Schwanken zwischen Links- und Rechtsdiktatur.

So sehr wir nun auch mit unsern inneren und den nächstnachbarlichen Angelegenheiten beschäftigt sind, dürfen wir unsre Augen doch keineswegs für die großen weltpolitischen Zusammenhänge verschließen. Wir werden uns auch für unser eignes Schicksal darauf einzustellen haben, daß die Weltpolitik künftig stehen wird im Zeichen des Ringens von Großmächten aller Erdteile um ein weltpolitisches Gleichgewicht, mindestens für die nächste Zeit unter wirtschaftlicher Vormacht der Vereinigten Staaten, die ihrerseits aber nur von der europäischen Einwanderung aller Stämme leben und sich ständig erneuern können. Niemals in geschichtlicher Zeit hat Amerika aus eigner Kraft eine nennenswerte Volksvermehrung auf-

zuweisen gehabt, und auch heute ist es eine bekannte Tatsache, daß, sei es unter irgendwelchen klimatischen und Bodeneinflüssen, sei es in der hypernervösen Art modern amerikanischen Lebens, die drüben eingewanderten Europäerfamilien in der dritten Generation aussterben.

Das auf alle Fälle zurzeit vorhandene und durch die natürlichen Bodenreichtümer begünstigte wirtschaftliche Übergewicht der Vereinigten Staaten muß die andern Mächte naturgemäß veranlassen, nach der Herstellung weltpolitischen Gleichgewichts zu trachten, und in diesem Ringen um das Weltgleichgewicht können sich auch Staaten mit beengten Kräften eine politische Rolle sichern.

Mit der Lockerung des britischen Staatenbundes kann sich für Deutschland insbesondere die einstmalige Erwerbung von Deutsch-Südwestafrika nach dem Verlust dieser Kolonie insofern als nachwirkender Gewinn erweisen, als der deutsche Einfluß in dem kommenden Gesamtgebilde der südafrikanischen Republik deren gewichtige Haltung in den weltpolitischen Fragen in uns günstigem Sinne zu modeln imstande sein möchte.

Auch anderwärts sollte es uns gelingen, Freunde zu finden, nachdem viele Tausende von Vertretern der jungen Generation aus allen Ländern der Welt durch die Kriegszeit Deutschland kennen und bewundern gelernt haben — eine Bewunderung, die auch durch die Nachkriegswirren noch nicht ganz zum Verlöschen gebracht werden konnte. Wir müssen uns nur wieder der Achtung des Auslandes würdig erweisen als nationaler Körper, um eine geistige Führerschaft ausüben zu können.

Neben dem Umschwung vom »Volksstaat«, der nur politische Rechte der Masse gegenüber dem Staate kennt, in ein seiner nationalen Pflichten bewußtes »Staatsvolk« bedarf es dazu allerdings einer wichtigen Voraussetzung: Wir müssen endlich lernen, die Instrumente der Auslandspropaganda zu spielen, worin wir nicht nur während des Waffenkrieges, sondern genau so auch noch während des Ruhrkrieges in geradezu kläglicher Weise versagt haben. Die heute als Modesache empfohlene Einstellung auf rein wirtschaftliches Denken haben wir abzulösen durch geopolitisches Denken. Wir müssen aus unsrer europäischen Enge heraus über den Globus blicken lernen und achthaben auf neue Kräfte, die sich regen in Südamerika, in der Welt des Islam, in den Selbständigkeitsbestrebungen der britischen Bundesstaaten — neue Kräfte, die einzeln vielleicht über keine größere Macht verfügen als wir in unsrer gegenwärtigen Lage, die aber in der Zusammenfassung doch erheblichen Einfluß gewinnen können auf das Ausbalancieren der weltpolitischen Gewichte.

Solange dem dritten französischen Weltreiche nicht das Ende beschert worden ist, das das Reich Ludwigs XVI. und Napoleons I. genommen, solange britische Weltmacht uns den Weg zum offenen Atlantik sperren kann, gibt es für Deutschland keine sicheren Möglichkeiten interozeanischer Weltpolitik. Auch für ein wiedererstarktes Deutschland wird interkontinentale Auswirkung als Führermacht für absehbare Zeit beschränkt bleiben auf die Alte Welt, auf eine Politik der Verständigung zwischen Berlin, Moskau und Konstantinopel bzw. Angora, mit Ausstrahlungsmöglichkeiten über Konstantinopel durch die Welt des Islam nach Nord- und Mittelafrika und Süd- und Mittelasien. Wenn wir um den Drehpunkt zweier Welten, um Konstantinopel, einen Kreis schlagen mit dem Radius Konstantinopel—Emden, so werden wir finden, daß dieser bis Petersburg reicht, das ganze Wolgagebiet und das ganze Kaspische Meer umfaßt, nach Innerasien hineinreicht bis mitten in das Gebiet zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee, Teheran, die Euphratmündung und Medina einschließt, über die Mitte des Nil und bis an die Mitte der algerischen Küste reicht. Dem Aufbau großer Teile dieses gewaltigen Komplexes kann Deutschland wertvollste Kräfte leihen. Hier sind die Linien des geringsten Widerstandes zu suchen für die Ausstrahlung wirtschaftlicher und kultureller Führung, nachdem das größte Hindernis für diese Leitlinie deutscher Arbeit, das Haus Habsburg, gestürzt ist.

Lernen wir aus den Fehlern der Vergangenheit, treten wir mit besserem geistigem Rüstzeug in das neue Zeitalter, das Schluß bedeutet mit dem Zeitalter der kolonialen Politik alten Stils — abgesehen vom tropischen Afrika und den Südsee-Inseln —, Schluß mit dem Zeitalter europäischer Alleinherrschaft in der Weltpolitik. Sammeln wir die nationalen Kräfte zum Staatsvolk, sammeln wir nach Überwindung der eignen Schwäche die interkontinentalen Kräfte in den uns zunächst erreichbaren und kultureller deutscher Führerschaft zugänglichen Gebieten, und arbeiten wir mit geopolitischem Blick über den Globus mit an der Sammlung aller neu aufstrebenden Kräfte, die Einfluß gewinnen können auf die Ausbalancierung des Weltgleichgewichts — und die Erben härtester Übergangszeit werden im vollen Licht der neuen Epoche, deren Dämmerungsschrecken wir durchleben, bessere Tage sehen auch für Deutschland.

Armin Knab

Ein deutscher Liederkomponist

Von Oscar Lang (München)

Wer die Entwicklung der musikalischen Lyrik in den letzten zwei Jahrzehnten mit offenen Augen verfolgt hat, ohne sich von Tages- und Modegrößen blenden zu lassen, wird sich des Eindrucks eines auffallenden Mangels an überragenden Persönlichkeiten, an Leistungen von wirklichem Rang kaum haben erwehren können. Für die Generation vorher war Hugo Wolf das entscheidende Erlebnis gewesen; er ist, wie man auch zu ihm stehen mag, in musikalisch-lyrischer Hinsicht der repräsentative Typus für die Zeit der neunziger Jahre, für die nachwagnerische Epoche. Vergebens hat die neue Jugend der darauffolgenden Generation sich nach einem Führer umgesehen, der etwas Ähnliches für sie bedeuten konnte, an dem sie sich hätte orientieren können. Eine sichtbare Stagnation war eingetreten, die Verwilderung und Verflachung des Geschmacks, die so viele Gebiete verwüstete, hatte sich auch des Liedes bemächtigt. Der typisch moderne Liederabend, das war etwas, das Urteilsfähige immer mehr zu meiden anfingen und an das sie zumeist nur mit gelindem Schrekken zurückdenken mochten. Zwar es fehlten nicht die großen und kleinen Talente, wie Strauß, Reger, Pfitzner, Mahler, Schillings, von neueren Trunk, Mors, Matthiessen, Schoeck und wie sie alle heißen; aber nirgends war ein Lyriker von vollem, echtem Geblüt, der fähig gewesen wäre, der Epoche den Stempel aufzuprägen.



Armin Knab

Der Grund für die, man darf wohl sagen entsetzliche Verwahrlosung des heutigen Liedes liegt vielleicht nicht einmal so sehr in dem Mangel an großen lyrischen Begabungen — da und dort glaubt man die echte Ader springen zu sehen — als in der unendlichen Verwirrung der Begriffe über die einfachsten Grundgesetze des Liedhaften überhaupt. Das Gefühl für das Wesentliche, das musikalisch Entscheidende hatte sich immer mehr verloren, dagegen steigerte sich die Wertschätzung des lediglich Funktionellen, der begleitenden Elemente, des Beiwerks ins Unermeßliche. Allerdings hängt das mit der ganzen individualistischen Entwicklung der Musik im 19. Jahrhundert zusammen. Dadurch, daß man die Musik zu einem Tummelplatz subjektiver, mehr oder weniger willkürlich sich äußernder Gefühlskomplexe erniedrigte, statt die Ewigkeitsgeltung in ihr und durch sie selbst zu suchen, war der Sinn und die Empfindung für die Eigengesetzlichkeit der Form, für eine objektive Gestaltung allmählich ganz abhanden gekommen.
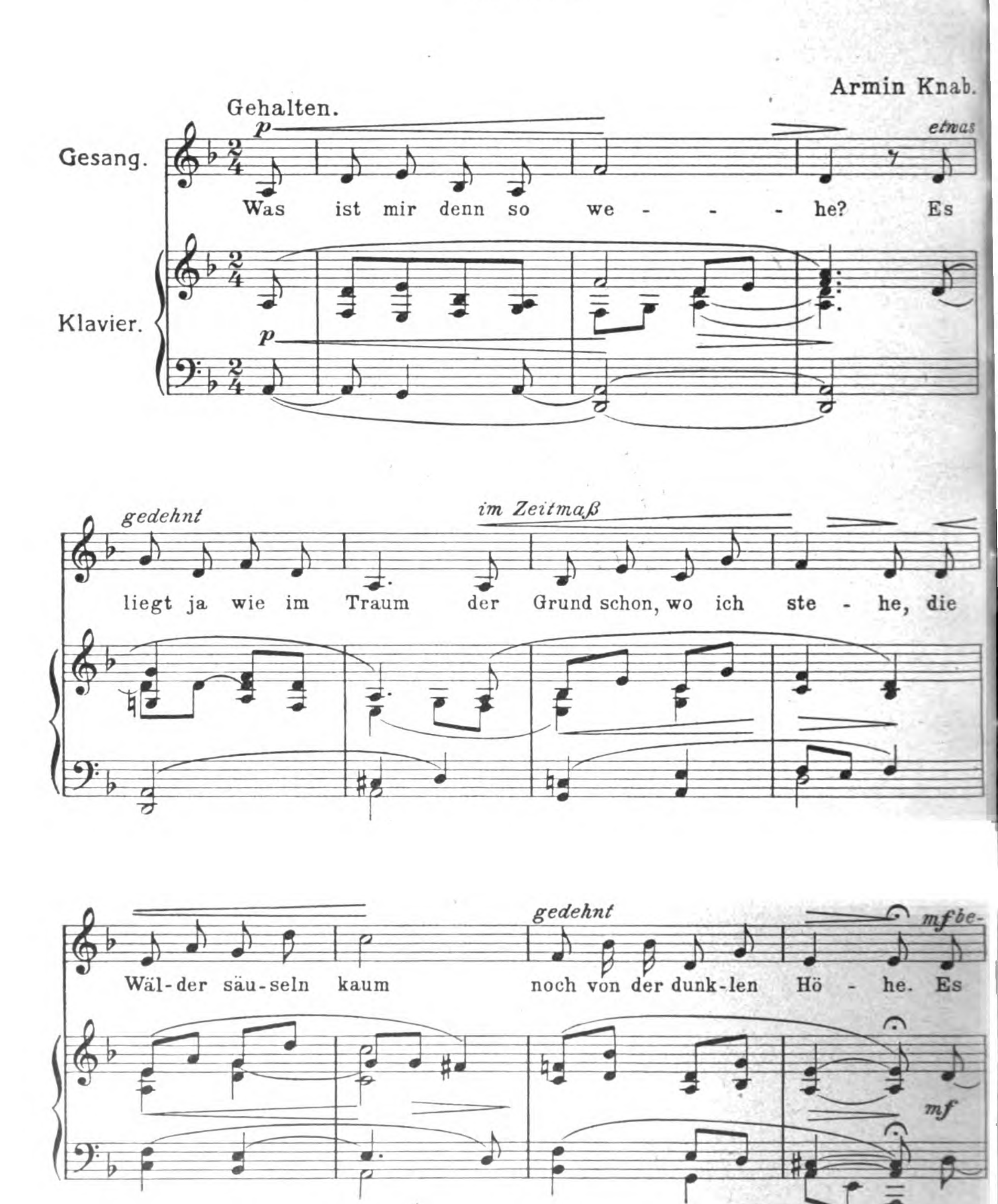
Eine Befreiung aus dieser Sackgasse bringen natürlich nicht theoretische Forderungen und Erörterungen, auch wenn sie noch so schön sind. Nur das lebendige Werk eines, der statt Chaos wieder Gesetz und Ordnung, statt verschwärmter Schwelgerei bildnerisches Gestalten, statt zeitlich willkürlicher wieder die überzeitlich notwendige Form zu setzen weiß, vermag hier eine Umkehr zu bewirken. Ich weiß unter den heutigen Liederkomponisten nur einen, bei dem ein entschiedener Wille nach dieser Richtung hin sichtbar wird und zugleich mit einer äußerst reichen lyrischen Naturveranlagung zusammentrifft: es ist Armin Knab, der ja für eine kleine begeisterte Gemeinde kein Unbekannter mehr ist. Abgesehen von dem Eigenwert seiner musikalischen Schöpfungen, den ich persönlich sehr hoch einschätze, über den aber natürlich erst mit der Zeit ein abschließendes Urteil möglich wird, halte ich sein Wirken deswegen für so bedeutend und der Beachtung wert, weil es wie das kaum eines andern einen Weg in die Zukunft weist, der nicht wieder zu weiterer Formauflösung, sondern zu neuer Formbindung führt, weil bei ihm die ersten Zeichen einer Gesinnung offenbar werden, von der uns für das Lied eine wahre Gesundung kommen könnte.
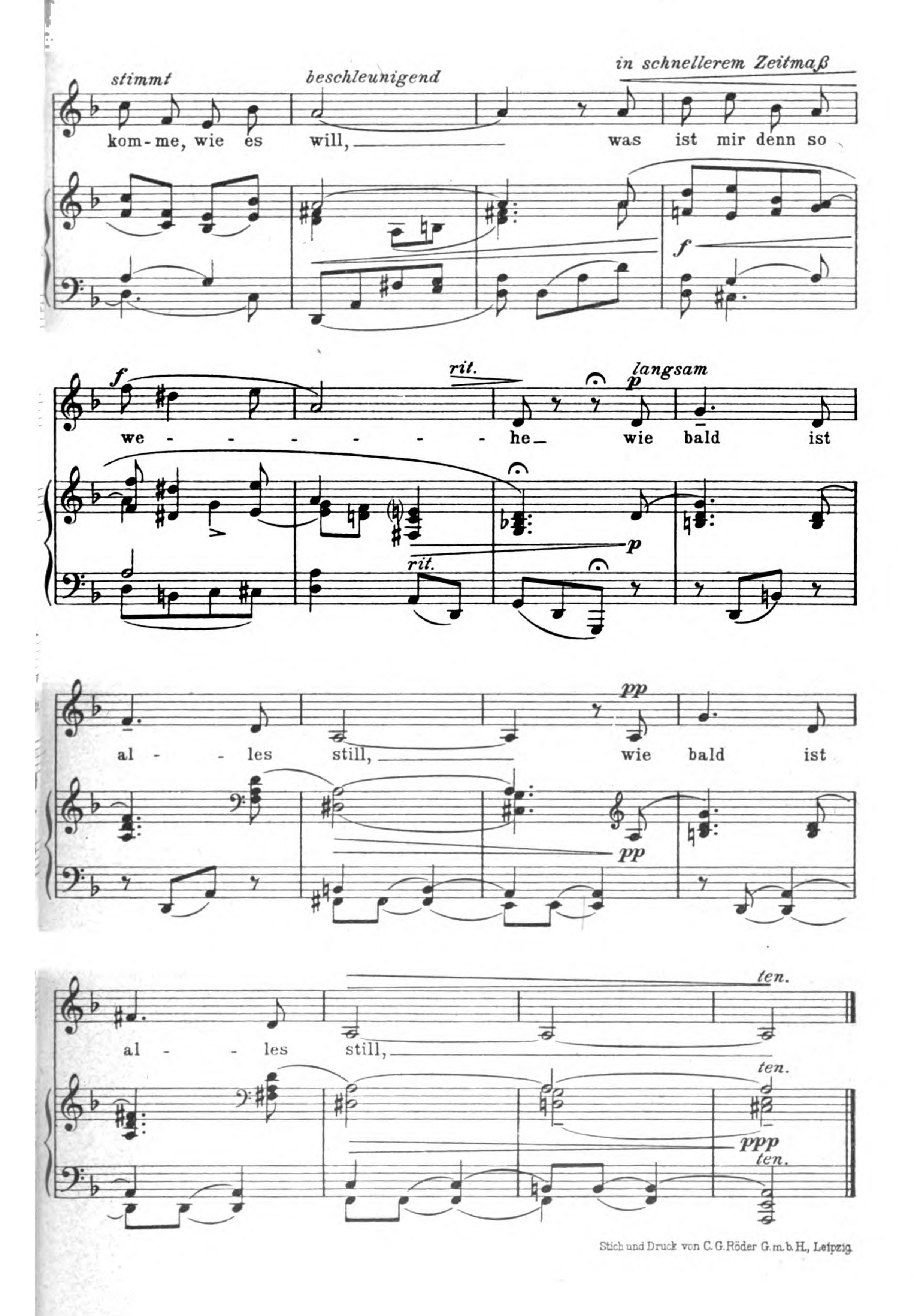
Es wäre nun allerdings sehr verkehrt, sich Knab nach dem Gesagten etwa als einen der radikalen Neutöner, der Fortschrittspropheten um jeden Preis vorzustellen, die heute allenthalben von sich reden machen, ohne übrigens den Einsichtigen verbergen zu können, daß sie auch unter dem neumodischen Aufputz den alten

Was ist mir denn so wehe?

Eichendorff.

Armin Knab.





Stich und Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Schlendrian weitertreiben. Knab ist alles eher als solch ein Neuerungssüchtiger, so ein Drauflos-Probierer, so ein Alles-Versucher, keiner, der mir nichts, dir nichts die Tradition über Bord wirft, um auf eigne Faust zu wirtschaften; er ist im Gegenteil ein Bewahrer ererbten Gutes, einer, der zur schmählich in Vergessenheit geratenen Tradition zurückführen und ihren eigentlichen Sinn auch für uns Heutige erschließen will. Gerade die erhaltenden Kräfte, die aus einer langen Musiküberlieferung — nicht bloß aus der von einigen Jahrzehnten — schöpfen, sind bei Knab besonders stark entwickelt, und das gibt seinen Liedern die Stärke der inneren Haltung, das Maß der Spannung und die wundervolle, absolut natürliche Organik des Wuchses, Eigenschaften, die schließlich den wahren Wert und die Dauer der Wirkung entscheiden.

Diese besondere Einstellung Knabs hat allerdings vielfach auch zu recht irrtümlicher Beurteilung seiner Musik geführt. Man schmähte ihn als einen rückwärts Gekehrten, als einen, der allzusehr am Herkömmlichen, am Überlieferten klebe, der Vergangenes ausgrabe, wiedererwecken wolle, das längst für uns seine lebendige Bedeutung verloren habe. Es ist nur eins der vielen Mißverständnisse, denen seine Musik ausgesetzt war und aus denen heraus sich die Einsamkeit seiner Stellung im heutigen Musikgetriebe erklärt.

Es mag ja bei der heutigen Musikübung nicht ganz leicht sein, zu Knabs Liedern gleich das richtige Verhältnis zu gewinnen, so selbstverständlich sie auch den damit Vertrauten erscheinen. Jedenfalls muß man dazu auch schon allgemein musikalisch auf bestimmtem Boden stehen, und zwar, wie ich gleich vorwegnehmen möchte, n i c h t auf dem Boden der Produktion, die heute noch tonangebend ist. Wer noch in nachwagnerischem Fahrwasser segelt und in diesen oder ähnlichen Idealen sein Heil sieht, wird nur schwer für Knabs Musik das Ohr haben, es sei denn, er wolle sich gerade daran »erlösen«. Dagegen wird die Erkenntnis, daß der Individualismus des 19. Jahrhunderts, den Beethoven heraufführte und dem Schumann, Liszt und Wagner die letzten Möglichkeiten entlockten, für uns heute, auch menschlich, seine Bindungs- und Gestaltungskraft verloren hat, den Zugang zu seinem Werke ganz wesentlich erleichtern. Denn hier wird der Suchende etwas von dem andern Musikwillen am Werke finden, den vorahnende Geister längst gefordert hatten, den Bruckners gewaltige Prophetenstimme verkündigte, etwas von dem andern Menschentum, das im Gegensatz zum reinen Subjektivismus wieder in der Bindung an ein Überindividuelles, Überzeitlich-Ewiges sich zu erfüllen sucht. Und es gibt — das wird immer wieder so leicht, gerade von den Künstlern vergessen — kein musikalisch Neues ohne ein menschlich Neues, keine künstlerisch epochemachende Form ohne eine entsprechende Seelenhaltung, für die sie der erschöpfende Ausdruck ist. Das bloße Neutönen um seiner selbst willen bleibt notwendigerweise Konstruktion ohne die Möglichkeit lebendiger Fortwirkung.

Worin besteht nun Knabs wesentliche Tat gegenüber der in unsrer Zeit üblich gewordenen Auffassung des Lyrischen und Liedhaften? Man kann ziemlich eindeutig sagen: in der Erneuerung und Wiederbelebung der melodischen Form. Wir, die wir uns seit mehr als einem halben Jahrhundert in harmonischen Experimenten der verwegensten Art ergehen und darin von Entdeckungen zu Entdeckungen taumeln, wissen gar nicht, wie sehr uns dabei unter der Hand der Sinn für das Melodische abhanden gekommen ist. Wir h ö r e n es gar nicht mehr — seien wir doch ehrlich! Das Organ dafür ist bei uns unter der langen Herrschaft des Harmonischen verkümmert, wir sind nicht mehr fähig, die spezifische Struktur der Melodie in der Gewichtigkeit ihres ganzen Ablaufs zu erfassen; kein Wunder, daß auch auf unsern Musikhochschulen zwar viel Harmonielehre, aber keine Lehre des Melodischen getrieben wird. Wir hören akkordisch-vertikal, nicht linienhaft-horizontal. Und wenn irgendwo, so mußte diese Entwicklung gerade für das Lied zum Verhängnis ausschlagen. Die Stärke des Liedes — das ergibt sich aus dem Wesen der Sache — ruht in der Gesangslinie, sie ist das Skelett, das ganz für sich tragfähig und in sich organisch gebaut sein muß: alles andre, das Harmonische, das Begleitwerk ist letzten Endes Beiwerk und Nebensache. Das halte ich für eins der unumstößlichen Grundgesetze, das durch die Gattung bestimmt ist. Unsrer Zeit blieb es vorbehalten, hier geradezu eine Umkehrung in der Wertung herbeizuführen: der Schwerpunkt wurde, vor allem durch den Einfluß der Wagnerschen Musik, der man die deklamatorischen Ausdrucksmöglichkeiten, die theatralischen Effekte entlehnte, allmählich ins harmonische Beiwerk, in die Begleitung verlegt, und die Gesangslinie war nur noch der rote Faden, der sich — man prüfe nur nach! — auch bei den Besten meist in ziemlich willkürlichen, vor allem aber unorganischen Auf und Ab durch die orchestral verdickte Klaviermusik hindurchzog.

Hiermit aufgeräumt und die Melodie wieder in ihre angestammten, unveränderlichen Rechte eingesetzt zu haben, halte ich für das Hauptverdienst Armin Knabs. Das richtige Verhältnis herrschender und dienender Teile innerhalb des Liedorganismus ist bei ihm wieder hergestellt. Die Melodie ist das Gerüst, das die harmonische Form bestimmt, nicht umgekehrt: auch unabhängig von ihr behält sie ihre eigne Organik, d. h. auch mit der nur hinzugedachten,

nur vorgestellten Begleitung ist sie singbar wie ein Volkslied und enthält das Wesentliche. An Knabs Werk können wir uns wieder zum melodischen Hören erziehen, und jeder, der sich eingehender damit beschäftigt hat, wird dankbar sein für die Bereicherung, die ihm gerade in diesem Punkte zuteil wird.

Aus dem allen ergibt sich, wenigstens für den größten Teil der Knabschen Lieder, eine im ersten Augenblick vielleicht verblüffende Einfachheit der musikalischen Faktur, die ihm auch nicht selten zum Vorwurf gemacht wird. Das sieht alles so einfach aus, klingt so selbstverständlich, als stecke da wirklich nicht so viel dahinter, daß man groß Aufhebens davon machen sollte, oder wie viele meinen, als wäre das im Stile einer uns geläufigen und längst zum Allgemeinen gehörigen Schreibweise konzipiert. Doch man täusche sich nicht! Es ist leichter ein harmonischer als ein melodischer Erfinder zu sein! Eben weil die Melodie schon in nuce alles enthält, kann das Übrige sich auf Andeutungen und Ergänzungen beschränken (z. B. in Dehmels Gedicht »Die stille Stadt«). Man schöpfe aber erst einmal aus, was in einer von Knabs Melodien liegt, und man wird umgekehrt vielleicht eher noch ein »Weniger« als ein »Mehr« an Begleitung verlangen. Im übrigen vergessen die, die hier Einwände machen, gerade, daß nichts schwieriger ist als die große Einfachheit, die ganz runde, die alles enthält, daß sie der Weisheit letzter Schluß ist, das Ziel, das den Besten immer als höchste Vollendung vorschwebte. Nichts leichter im Grunde — wenn man über das nötige Können verfügt —, als mit gewissen Überladungen, mit einer gewaltsamen Häufung der Mittel den Satz »wirksam« zu komplizieren, und nichts schwieriger, als den gegebenen Stoff zu letzter Eindeutigkeit zu komprimieren, so daß dabei keiner der mitschwingenden Untertöne verlorengeht. Das kann zu jeder Zeit und überall nur der Meister. Knabs Kunst ist eben in diesem Sinne wesentlich Komprimierung, Konzentrierung auf ein Letztes; so will sie verstanden werden. Und diese äußerste Sublimierung, die sich auch auf die Übernahme alter Musik erstreckt, ist für Knabs Stil schließlich in jeder Hinsicht bezeichnender als das, was an musikalischem »Neutönen«, so wie es zurzeit unsre musikalischen Revolutionäre verstehen, in seinem Werk steckt.

Inhaltlich lassen sich in Knabs Werk zwei Gruppen unterscheiden, die zwar zeitlich nicht unbedingt getrennt sind, wohl aber als seelische Schichten sich scharf voneinander unterscheiden; die eine ist der individuell persönlichen Erlebniswelt entsprungen, die andre ruht auf der wesentlich breiteren Grundlage stammesartlicher Zugehörigkeit, letzthin der völkischen Eigenart überhaupt. Für die subjektivere Welt — die darum allerdings nicht etwa auch subjektiv-willkürlich gestaltet ist — sind vor allem die drei Bahnbrecher der modernen Dichtung, George, Dehmel, Mombert, richtunggebend geworden. Und man kann ruhig sagen, die Erlebniswelt dieser Dichtung, die für eine ganze Generation — die um und nach der Jahrhundertwende lebende — symbolisch ist, hat bei keinem außer Knab einen so erschöpfenden musikalischen Ausdruck gefunden.

Am tiefsten hat sich Knab wohl in Mombert versenkt, zu dessen pantheistischen Visionen er Tongemälde im Freskostil mit grandiosen Entladungen geschaffen hat (»O hell erwacht« — »Mich besingt die Zeit mit Schall« — »Das ist nicht Zeit«). Aber auch Dehmels sinnlich durchbluteter Individualismus ist in seinen verschiedenen Auswirkungen gedeutet als Selbsteinkehr (»Geheimnis« — »Stimme im Dunkeln«) oder als frei sich entladende Leidenschaft (»Durch die Nacht« — »Aus banger Brust«). Von George ist nur eine Seite, die intime, zur Auswirkung gekommen, das Landschaftliche, das verfeinert Preziöse; den großen priesterlichen Psalterton Georges hat Knab, bezeichnenderweise übrigens auch für George, nicht nachzugestalten versucht.

Kommt man von dieser ersten zur zweiten Gruppe, so staunt man geradezu über die Verschiedenheit des Stilgepräges, kaum glaubt man, daß derselbe Künstler dahintersteckt; so anders ist der Klang, das musikalische Gefüge des Ganzen. Ich weiß nicht, ob es noch einen Lyriker gibt, der zwei so verschiedene Sprachen so ganz als seine eigne spricht. Steht er mit der ersten Gruppe seiner Lieder innerhalb seiner Zeit (die meisten sind um 1904/05 entstanden), so mit der zweiten wenn auch nicht außer, so doch gewissermaßen über der Zeit, indem er Welten, in denen das deutsche Wesen sich einzigartig mit seinem Wesentlichen ausgeprägt hat, musikalisch zu neuem Leben erweckt, in neuer Spiegelung für den Menschen von heute erstehen läßt. So ist die Erweckung der mittelalterlichen Welt, der »Wunderhorn-Welt«, zu verstehen, nicht als bloße romantische Aufwärmung, als ein altertümelndes Einfühlen von außen her, wie dies heutzutage leider nur allzusehr üblich geworden ist. Wo nicht vom Blute her ein Vergangenes spricht und andrängt, ist jede Formung vergeblich und von vornherein totgeboren; das vergessen unsre »Archaisierer« von heutzutage immer wieder. Hier bei Knab ist es eine Neugestaltung der im Mittelalter Geschichte gewordenen, überpersönlichen Kräfte aus einem absoluten Muß, aus der angestammten, natürlichen Zugehörigkeit zu dieser Welt heraus, die allein auch die zwanglose Natürlichkeit und Sicherheit der musikalischen Sprache gewährleistet. Es ist eine Erneuerung in dem tief innerlichen Sinne, daß, was als wesentliche Form des deutschen Menschen einmal bestand, über

die Zeiten hinweg bewahrt und durch ein »Neu-Sagen und Sehen« aus dem Erleben des heutigen Menschen uns wieder nahegebracht wird. Vor allem ist es die Welt der mittelalterlichen Minne, die hier mit dem ganzen Umkreis ihres gehobenen Erlebens, mit der stillen Glut religiöser Versenkung und der reinen Inbrunst weltlicher Hingabe einen neuen zwingenden Ausdruck gefunden hat. Die vielen Marienlieder, die Spielmannsgesänge, die Balladen, die Scherz- und Spottlieder, die Volksweisen, nichts andres sind sie als Neuprägungen des einen unverändert Gültigen, des gewissermaßen Ewigen im deutschen Menschen. Daß sich hierbei die besondere Färbung aus Knabs Zugehörigkeit zum Frankentum herleitet, ist zwar sehr wesentlich, aber nicht das Entscheidende; das Lokalkolorit kann nie allein ausschlaggebend sein.

Bezeichnend ist Knabs Verhältnis zum Volkslied; es ist, als Verkörperung des melodischen Reichtums eines Volkes, gerade auch formal von größtem Einfluß auf sein Schaffen gewesen. Erst in neuester Zeit ist ja bekanntlich das Volkslied von jenem Salonfirnis, von jener Kitschkruste gereinigt worden, die sich im Laufe der Jahrhunderte angesetzt hatte, erst jetzt konnte es wieder seine ursprüngliche Kraft bewähren, und Knab, einer der Vorkämpfer in diesen Bestrebungen, hat durch mannigfache Neuschöpfung bewiesen, daß der Geist des alten Volksliedes in ihm lebt, der ein Geist herber Kraft, natürlicher Anmut und Schlichtheit ist. Man sehe daraufhin besonders seine Kinderlieder (Breitkopf & Härtel) und seine Lautenlieder (Zwißler in Wolfenbüttel) an, die an Ausbeute mehr als ergiebig sind.

Knab als Gesamterscheinung genommen bedeutet im Musikalischen angesichts des herrschenden Chaos eine wahre Läuterung, eine Erziehung zu künstlerischer Selbstzucht im Menschlichen, in all der großen Ratlosigkeit die Besinnung auf Bestes und Ureigenstes unsers Wesens. Das gibt ihm seine unverrückbare Stellung in der Gegenwart und verbürgt, wenn nicht alles trügt, die Dauerwirkung seines Werkes für die Zukunft. Woran die allermeisten heute kranken, daß sie nämlich der Zeit viel zu sehr verhaftet sind, das hat er überwunden: wir aber sollten froh sein, einen schöpferischen Genius in unsrer Mitte zu haben, der über dem Vergänglichen der Zeit steht, ihm keine Tribute zahlt, sondern es meistert.

*

Anmerkung der Schriftleitung. Westermanns Monatshefte brachten im Märzheft 1913, wie sich unsre treuen Leser wohl erinnern werden, einen Aufsatz »Meine Lieder. Bekenntnisse eines Komponisten«, ohne Verfassernamen, weil der Verfasser damals Wert darauf legte, zunächst völlig sachlich und unparteiisch seine »Bekenntnisse« sprechen zu lassen. Der Verfasser war Dr. Armin Knab, derselbe, der hier nun als deutscher Liederkomponist von Oscar Lang gewürdigt wird. Knabs Bekenntnisse fanden damals in der Presse sofort starke Beachtung und sind auch heute noch als Ergänzung zu diesem Aufsatz des Nachlesens wert. Wir freuen uns, feststellen zu können, daß seit jener allerersten Veröffentlichung über Knab dessen Liedwerk großenteils in angesehenen Musikverlagen erschienen ist und zahlreiche Freunde gefunden hat.

Mozart

Wenn mich deiner süßen Kantilenen
Zärtlichkeiten überfließen,
Und die Melodien, wie sie aus sich selber sprießen,
Mühelose Linien in die Bläue dehnen —

Steh' ich: unter Silberschleiern
Schüchtern Birkenbäumchen im durchsonnten Schlag,
Tiefbeglückt, wie so in seltnen Feiern
Sich vollzieht der junge Frühlingstag.

Heinrich Weinstock

Not-Wende

Gedanken über das Buch von Hermann Krieger

Von Thomas Hübbe (Hamburg)

Lange, mühsame Gedankenarbeit des Technikers. Langes, mühevolles Berechnen; vorsichtiges, prüfendes Aufbauen; sorgliches Bedenken übergroßer Verantwortlichkeit vor dem Volke, der Welt und Gott — dann kommt der erste Schuß der neuen Konstruktion in die Luft, und das Werk wird offenbar.

So — und nicht anders — ist es mit diesem Gedankenwurfe Hermann Kriegers in die Welt seines Germanenvolkes.

Ich habe mit ihm darüber gesprochen; mit diesem besinnlichen, heißherzigen Sohne des Volkes, der da in den Tiefen schürft, weil er weiß, was er seiner Art schuldig ist. Und nun bin ich in seine Gedanken eingesponnen, daß er mich nicht losläßt.

Was will Hermann Krieger mit seinem Buche? Welches ist die Himmelsleiter, darauf er Schritt vor Schritt seine Seele emporgearbeitet hat? Er hat mir's gesagt, und ich will davon sagen.

Schon vor dem Kriege war's, als der Württembergische Goethebund die Schicksals- und Preisfrage ins Volk warf: Was muß geschehen, eine Milderung der Klassengegensätze herbeizuführen, die unser Volk spalten?

Klassengegensätze? — Dem Schulmann bedeutet »Klasse«: Unter- oder Oberstufe. Er beseitigt Unterschiede, nicht Gegensätze, wenn er die Bewohner der Unter- für die Oberstufe erzieht. Die Preisfrage aber redet von Gegensätzen, die nur »gemildert« werden sollen.

Oder ist »Klasse« ein sportlicher Ausdruck? Steht das hochklassige Rennpferd höher im »Gegensatz« zum niederen Gaul? Wäre dem so, kein Rennstall würde diesen Gegensatz nur »mildern« wollen.

Vielleicht ist »Klasse« die schamhafte Kürzung von Steuerklasse und Klassensteuer? Dann empfiehlt es sich, erst jene Wesen zu ermitteln, die jenseits von Unterschied und Gegensatz stehen: die Normalsteuerzahler. Von ihnen wissen wir aber bestimmt nur, daß sie geboren werden, verbauen und sterben. Und diese Wesen bevölkern alle Klassen.

Das Wort »Klassengegensätze« ist ein trübes Täuschwort sittlich träger Sprechweise; nicht klares Bildwort der Sprache. Klasse ist Kunstschöpfung des nach Ordnung strebenden Menschengeistes. Wehe, wenn Willkür, Wahn und Dünkel als seine Gehilfen die Klasse abgrenzen! Nie tritt in der belebten Schöpfung die Klasse auf; nie unter jugendlichen Völkern — sie kennen nur den »Stand«, als Abgrenzung einer Werkgruppe.

Die Klasse ist ein Abgestorbenes, der Stand ist lebendige Bildung. Die Klasse zählt ihre Angehörigen, der Stand wählt sie sorgsam aus; und die deutschen Standes- und Zunftherren werden von der »Klasse« ob ihrer Strenge noch heute gehaßt. Die Klasse betont ihre angeblichen Rechte, der Stand fordert Pflichten. Der Stand kannte Arbeitsehre, die Klasse kennt Besitzehre. Die Klasse gestattet Breitenwachstum in fremde Wohn- und Nährgebiete; der Stand fordert nach Vorbild des gut gepflegten Forstes Höhenwachstum. Auch die deutschen Werkstände kannten nicht Gegensätze, nur Unterschiede. Stand neben Stand führte sein Dasein mit hoher Würde. — Wie hätte nun wohl die Preisfrage lauten müssen?

Aus dem Nachsinnen über die unklare, echt goethebundliche Fragestellung entstand das Buch »Not-Wende« (Verlag von Georg Westermann in Braunschweig) und sein Programm. Das muß gesagt werden, um dies Buch nicht als Echo von Spenglers »Untergang des Abendlandes« erscheinen zu lassen.

Der Untertitel »Vom Aufstieg des germanischen Abendlandes« deutet an, daß die »Notwende« nur der germanischen Hochrasse der uralten abendländischen Siedlungsgebiete Beachtung schenkt. Der Germane gilt dem Verfasser allein als »Vollreifer«; alle übrigen Rassen und Kreuzungen erreichten nur eine gewisse »Not-Reife«. Dieser neue Gedanke bedarf der Begründung; und so betrachtet Krieger, im Gegensatz zu Spengler, den Menschen nicht weltgeschichtlich, sondern naturgeschichtlich. Berichtet die Weltgeschichte, wie der Mensch handelte, so erklärt die Naturgeschichte, warum er so handeln mußte.

Die »Not-Wende« verfolgt die Geschichte der Germanen bis ins Urmeer. Hier wurde die blonde Edelrasse zuerst im Schöpfungsplan angelegt und zuletzt vollendet. Alle später entstandenen Rassen erreichten ihre Ausbildung früher und durchliefen schnell ungeheure Strecken, auf denen die Vollreifen sich mühsam in langsamem Lernen und Wachsen vollendeten. Der Germane befand sich noch im Kindheitsalter, als die später angelegten Notreifen schon greisenhaft waren oder ausstarben (z. B. die Neandertaloiden). Sie und andre notreif gewordene Rassen schiebt Krieger als mißglückte Schöpfungsversuche beiseite und folgt nur dem Lebenswege der germanischen Hochrasse; folgt ihr durch viele Lebenstage, deren Abende wie Untergang schienen, aber Notwend-Stunden waren, überfüllt von den Kräften des Tages. So wurde der Abend bald Morgen des neuen Aufstieges und Fortschrittes. So viel über den Sinn des Untertitels.

Formal erinnert die Not-Wende an Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit; nur

wechseln in ihr naturgeschichtliche mit weltgeschichtlichen Bildern. Dem Leser ist zu empfehlen, das Nachwort als Vorwort zu lesen; denn es begründet den höheren Rang des germanischen Vollreifen. Es werden zuerst die Märchen von einer warmen Tertiärzeit und einer Eiszeit zerstört, die angeblich nacheinander den ganzen Erdball heimsuchten. Man übersah in beiden Fällen — das Licht! Weil subtropische Pflanzenreste am Polarkreis lagern, schloß man dort auf einstiges warmes Tertiärklima. Irrtümlich rechnete man mit einem 365maligen Wechsel von Tag und Nacht am Pol, der doch nur einen Tag und eine Nacht kennt. Man übersah, daß in der halbjährigen warmen Tertiärnacht alles Pflanzenleben rettungslos dem Schimmel erlegen wäre. — Ähnlich irrte man bei der Aufstellung einer Eiszeit, die die gemäßigte Zone in eine kalte, die Äquatorzone in eine gemäßigte verwandelt habe. Ein derartiges Geschehen hätte den Pflanzenwuchs beider Zonen dauernd vernichtet. Dennoch redet man von Eiszeitjägern, die am deutschen Gletscherrande der Jagd oblagen, nach dem Vorbilde der heutigen Eiszeitjäger im hohen Norden. Gewiß bringt er Pflanzen und Tiere hervor; aber er reift die Pflanzen in einem halbjährigen, durch keine Eisnacht gestörten Sommertage. Ein zwölfstündlicher Tag- und Nachtwechsel würde den eisigen Norden in eine Wüste des Todes verwandeln; jeder Gärtner kann das bestätigen. Das übersah das Eiszeitmärchen und nahm kritiklos die Lichtverhältnisse der kalten für die gemäßigte Zone an.

Auf so grobe Irrtümer Jagd machen zu müssen, ist peinlich, nachdem Kreichgauer die Wanderung beweglicher »Fest«-Länder und Reibisch-Simroth die Pendulation der Erde gelehrt haben. Aber auch Koppernik (Kopernikus) vermochte nicht sofort den Glauben an das ptolemäische Weltsystem zu beseitigen. Und Tertiär- und Eismärchen gehören in den Anschauungskreis des geozentrischen Zeitalters und vermuten, wenn auch keine unbewegliche Erde, so doch eine unbewegliche Erdkruste. Ohne die Kenntnis der Wanderung der Festländer ist aber die Kenntnis der Menschwerdung und Erziehung zum Vollreifen unmöglich.

Besteigen wir im Geist einen »Zeppelin«, der morgens um sechs Uhr vom Südpol abreist, um abends sechs Uhr den Nordpol zu erreichen. Gleichmäßige Fahrt vorausgesetzt, wird er die verschiedensten Klimate erleben, deren jedes als Durchschnittsklima sogenannter »Erdperioden« meistens angenommen wird. Südlicher Polarkreis 8 Uhr: Eintritt in die südliche gemäßigte Zone: Silur und Devon. 10 Uhr: südlicher Wendekreis: subtropische Steinkohlenzeit. Bis 11 Uhr erleben wir die Klimate des Perm, Trias, Jura und der Kreidezeit. Wir durchsegeln den südlichen und nördlichen Äquatorgürtel in zwei Stunden (11—1), verweilen also am längsten in dem aktiven Hochschöpfungsklima, das dem Alt-Tertiär, Eozän und Oligozän entspricht. Die Luft kühlt unmerklich ab. Um 2 Uhr wird der nördliche Wendekreis durchzogen: Pliozän. Langsam verklingt es, und die wechselnden Klimate der nördlichen gemäßigten Zone deuten auf die Quartärzeit. Der Polarkreis zeigt jetzt 4 Uhr an. Unter uns, an eisigen Küsten, beginnen die ragenden Gletscher zu gebären; Eisberge schwimmen. Es ist Eiszeit bis 6 Uhr. Heute ist der »Zeppelin« wieder auf dem Rückfluge; die Eiszeit liegt hinter ihm.

Das wäre etwa das Schema der »Pendulation«. Sagten Kreichgauer und Simroth, wie die Erdkruste wandert, so versucht Krieger die Ursachen aufzuhellen, warum sie wandert. An Stelle des »Zeppelin« setzt er das devonische Bergland Norwegen. In der Gegend des südlichen Polarkreises enttaucht es der Flut und schwimmt als Insel-Floß in unmerklichem Jahrtausendschritt durch Jahrmillionen dem Norden zu. Gewaltige Festländer entstiegen dem Meeresboden, schmiegten sich an die Flanken des Berglandes, führten als Brücken den Bergen die Urwesen der Menschen zu — und sanken zurück in die Salzflut, um in späteren Äonen erneut dem Lichte zuzustreben und dem Menschen neue Dienste zu leisten. Aber unverändert wanderte das Bergland durch die Klimate, die fördernd und härtend den Menschen zur Vollreife brachten: die blonden Kinder des Tages, gesäugt vom blonden Bergtage, erstarkt in klarer Bergluft unter blauem Himmel. Ohne die Wanderung ihrer Heimatinsel, die keine Flucht zuließ, ist die Erziehung der Vollreifen kaum denkbar.

Wohl wanderte auch das tropische Tiefland gen Norden; aber seinen Bewohnern boten sich Fluchtmöglichkeiten. Im Urwaldsdunkel, erzeugt in eklem Überfluß, entstanden die farbigen Niederrassigen: Kinder der Nacht, schnell notreif geworden und greisenhaft. Die Kinder des Tages erlebten tropische Fülle nur im Kindheitsalter; aber die Dürftigkeit der gemäßigten Zone erzog das Jünglingsvolk zur Vorsorge. Doch erst die Not des klingenden Eises schmiedete Männer. Längst hatten sich wieder Kontinente der Insel gesellt: Fluchtmöglichkeiten! Und Sippenverbände der südlichen Grenzleute, nicht mehr frei vom Giftblute der benachbarten Niederrassigen des Flachlandes, entzogen sich der letzten Schulung durch die Eisnot, als der letzten sittlichen Aufartung. Sie entflohen notreif der kargen Heimat nach den nahrungsreichen deutschen Tiefebenen: das Urvolk der Kelten. Auch lösten sich die Ostsippen: Ahnen der Slawen. Dauernde Blutmischungen mit den Giftblütigen der Grenzgebiete schufen die Rasse ewig not-

reifer kleingermanischer Proletarier. Ihnen und den Flüchtlingen war hinfort der Weg zum Vollreifen verbaut: sie pflanzen sich notreif fort: Pädogenese. So kann auch die notreife proletarische Arbeitsbiene später nie zur vollreifen Königin aufarten, obwohl sie im Ei dazu berufen war. Aber die Anlagen zur Vollreifen wurden in der Jugend systematisch getötet.

Die blonden Kinder des Tages jedoch, heimatstreu bis zuletzt, wurden zur sittlichen und damit auch zur geistig vollreifen Hochrasse; dann erst traten sie in ihre erste große Not-Wende ein: Eiszeitflucht und Besiedlung der sonnigen Hänge des Himalaja. Die Weltgeschichte begann und brachte Notwende auf Notwende. Ungezählte Jahrtausende waren vergangen, als sie nach der sagenhaften Schlacht von Asgartha — von der Indiens heilige Schriften berichten — im Herzen Deutschlands als Flüchtlinge auftauchten. Da aber war ihre Urheimat längst wieder auf der Rückreise gen Süden; die Eiszeit lag hinter ihnen.

Zogen die Blonden einst aus in Sippenverbänden: als geeinigtes Kulturvolk der Helden und Edelinge kehrten sie zurück, den Göttern gleich; und wo sie erschienen, war Friede, Reichtum und Glück — wie die jüngere Edda von den Asiamännern, den Asen, erzählt. Und wieder kam ihre Not-Wende. Sie hatten die Möglichkeit, nach mosaischem klugem Rat das dem Edelblute so giftblütige kleingermanische Proletariat ihrer neuen Umgebung auszurotten. Edelsinnig duldeten sie es; ahnten nicht den furchtbaren Gegensatz des voll- und des notreifen Blutes; nahmen den kleingermanischen Eiszeit-Mischmasch in ihren Untertanenverband auf; gaben ihm Könige und Adel; gaben den Notreifen Sprache und Kulturerzieher. Sie brachten Handwerke und eine neue Bauweise. An Stelle der halb unterirdischen Wohnstätten setzten sie das oberirdische Haus auf den Pfahl — den Arman des Sanskrit. So wurden sie zu Armanen; später dialektisch umgefärbt in Germanen. Aber mit der Erwerbung des neuen Namens war die alte Kraft dahin. Im Volkskörper schäumte unreifes Blut, bis auf diesen Tag; und es schuf immer neu jene volklichen Gegensätze, die der Goethebund »mildern« wollte. Durch ein Preisausschreiben ...

Nicht im Volk, nur noch im Einzelnen lebt das alte Germanen-Erbe unverwüstlicher Vollreife: und sein Ringen um Kultur und Freiheit ist der Inhalt des Buches »Not-Wende«. Zahllos leben die Edelinge unter der Herrschaft heraufgekommener Niederrassiger; und mancher mag angstvoll fragen: Werden wir vollends in der giftblütigen Masse ertrinken?

Auch diese Frage sucht die »Notwende« naturgeschichtlich zu lösen und sieht gerade im Giftblut die Ursache des Aufstiegs derer, die die sittliche Berechtigung der Vollreife erwarben. Kriegers gedankenreiches Buch überrascht durch eine Schöpfungslehre, die mit Darwins Auslese der Tüchtigen nichts gemein hat: die Pathogenese, d. h. alle höheren Lebensformen entwickeln sich nur unter dem Druck der Krankheiten (Vergiftung mit Fremdblütigen) hinauf. So auch die jetzige seelische Krankheit unsrer Rasse; unter ihrem Druck wächst und formt sich die Rasseseele für ihre Aufgaben des beginnenden neuen Germanentages: Aufstieg der germanischen Hochrasse.

Ist es eine Hypothese, dann jedenfalls eine höchst bedeutsame. Unerhörtes stürmt auf den Leser ein. Wir können hier nicht auf Kriegers pathogenetische Schöpfung der untersten Lebensstufen im Urmeer eingehen. Gesagt sei nur, daß aus dem aktivsten Anthropo-Plasma der Hochrassige hervorging; zuerst im Schöpfungsplan angelegt und zuletzt vollendet. Die Nachzügler des Anthropo-Plasmas und Grenzwesen des trägeren Zoo-Plasmas ergaben Notreife, Niederrassige, Neandertaloiden und Menschenaffen.

Ehe Krieger den Vollreifen in den weltgeschichtlichen Kampf mit seinem Gegner eintreten läßt, zeigt er den wahren Feind: hinter der Maske von Goethes Gott-Natur birgt sich Satan-Natur, die weltschöpferische Kraft des Bösen. Natur schuf die Erde, versagte ihr aber das Wachstum. Die grauenvollen Folgen dieses Schöpfungsfehlers sind Tod, Not, Laster und jegliches soziale Elend. Sie bevölkerte die Erde mit Wesen, die dem Fluch der Vermehrung, des Breitenwachstums unterworfen sind. Ein Menschenpaar braucht kein Jahrtausend, um die Erde zu übervölkern, daß der letzte Baum zu Brotmehl zermahlen wird. Da stürbe die Menschheit schnell dahin im Aasgestank des Kannibalismus. Um diese Katastrophe aufzuhalten, erfand Satan-Natur Tod, Altern, Krankheit, Laster, Elend. Zwar hat der Nichtikus wie der Vollreife sich daran gewöhnt wie an die Luft, ohne sich über das ungeheure Schöpfungsverbrechen zu empören. Aber instinktiv fühlen wir es doch; und unser Leben ist der Kampf gegen Sünde und Tod: nämlich gegen das Schöpfungs-Grundgesetz der Natur: »Dein Tod ist mein Leben!«

Krieger beleuchtet dies Gesetz, durch das allein die Erde bewohnbar ist, nach allen Seiten. Den Fuchs setzt er zum Schutzherrn der Hasen; ohne seinen Raubzahn würde bald die Landschaft übervölkert, die Pflanzenwelt vernichtet, und die Hasen stürben dahin. Da wir Menschen stets in der Natur die »gütige, milde, sorgliche und weise Mutter« sehen wollen, fügen wir uns stumpf dem Grundgesetz, ohne seine verbrecherische Tendenz zu ahnen. Ohne zu ahnen, daß es dauernd Unsittlichkeit und Elend in der Menschenwelt

hervorruft. Eine sittlich strebende Menschheit kann Natur nicht dulden; denn je sittlicher die Menschheit strebt, desto mehr muß sie das Recht des Nächsten und des »keimenden Lebens« achten. Dann aber ist der Übervölkerungstod nur eine Frage von Jahrhunderten.

Hat aber Natur nur auf Raub- und Beutewesen ihr irdisches Reich gegründet, so vermochte sie doch nicht das Ewigkeitstor im Herzen der Schöpfung zu verbauen, über dem sich in unendlicher Einsamkeit die Sternenschrift wölbt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Hier entzündet sich ewig neu die sittliche Kraft, die auch im armseligsten Schöpfungswesen, in Tier und Pflanze, heimlich wirkt. Natur bezweckt ein verderbliches Breitenwachstum; aber der Ewigkeitsgedanke wirkt Lebens- und Lichthunger, und der führt zum Höhenwachstum: materiell in der Pflanzen-, sittlich-religiös in der Menschenwelt. Das Grundgesetz verfolgt und tötet durch Krankheit; die Bedrohten wehren sich gegen das Giftblut, und die Pathogenese bringt den Hochrassigen hervor. Das Grundgesetz will ihn sittlich verderben, treibt ihn unter das Flucht- und Ewigkeitstor: er wird Religionsdenker, trachtet am ersten nach dem Reich des unbekannten Gottes, und eine geheiligte Erde wird ihm zufallen. Keine erlöste Erde — es sei denn, daß das asketische Mönchsideal die Gemüter erschütterte. Aber doch eine dem reinen Menschensinn erträglichere Erde. Damit ist der Aufstieg des Hochrassigen angedeutet.

Nachdem so die naturgeschichtliche Stellung des Menschen festgelegt wurde, zeigt Krieger ihn in seinen weltgeschichtlichen Kämpfen gegen das verderbliche Grundgesetz; vom Eiszeitmorgen, durch die Frühzeit unsrer Rasse, durch Mittelalter und Neuzeit. Es ist der Kampf gegen Zins und andre Knechtungsmittel; der Kampf gegen die Klasse, für den Stand; der Kampf für die Güter von Luthers vierter Bitte: Haus, Hof, getreue Regierung und blühende Siedlungen der Arbeit; für Arbeitsehre und Germanenwürde. Wundervoll sein Schürfen in grauer germanischer Vorzeit, sein Entzünden des Stolzes auf unsre Rasse. Krieger gibt sich als Bahnbrecher eines deutschen Christentums und schält den germanischen Monotheismus aus dem scheinbaren Polytheismus der Ahnen heraus, wie selten einer. Ganz eigen packt uns seine Art, für unsre hohen Festtage Verständnis zu wecken und sie mythologisch in unsre Germanenkultur einzustellen, sowie seine — »Verteidigung« des Fremdworts. Das Fremdwort ist ein unentbehrlicher Mahner und Warner: hier ist etwas faul und anrüchig in unsrer Denkweise. Von entzückender Schönheit endlich die das Buch abschließende Dichtung auf die Arbeit: »Graf Pfennig«.

Die »Not-Wende« ist für ernste, besinnliche Deutsche geschrieben, die in diesen Zeitläuften der Notwende ihres Volkstums froh zu werden trachten. Es ist ein Kunstwerk, das seinen Platz behaupten wird, wenn manches Stück des heutigen Schrifttums längst vergessen ist.

Brief

Schöne Frau! Sie sollen alles wissen.
Ich bin nicht der Knabe, der mit heißer
Stirn des Diensts der Herrin ist beflissen;
Bin nicht der gelaßne Possenreißer,
Den ich mimte; nicht der kühne Springer,
Narr, Poet, Verführer, Herzbezwinger
Ohne Herz. Ich bin von schwerem Blute,
Und mein Leben, es ist hart und einsam.

Jetzt, in meinem dämmrig-stillen Zimmer,
Bin ich — Ich. Hier trügt kein Klang die Ohren,
Und das Aug' betört kein Farbenschimmer.
An nichts Halbes bin ich hier verloren.
Hier ist Einkehr, forschende, und Schauen
Auf den Grund. Da trag' ich meine Schmerzen,
Träume her. Da wein' ich manchmal, lange.
Da vertraue ich mich Ihrem Herzen.

Ja, Sie sollen wissen, wie ich bange
Nächte kämpfe, kämpfe um das Letzte:
Um den Glauben, den mir Qual und Grauen,
Nackter Durst nach Lust schon fast zerfetzte;

Sollen wissen, wie ich Narr des Blutes,
Voller Angst, ich könnte mich verlieren,
Mit vor Selbsthohn sterbenskranker Seele
Billige Umarmungen erquäle —
Nur, um dies mein Dasein noch zu spüren!

Sie — Sie könnten mich zum Menschen machen.
Freilich, nicht in seichtem Liebesnachen
Nahen Sie mir über dunkles Wasser!
Ekelt mich des Spiels doch bis zum Rande,
Bin ich doch der Halbheit bitterster Hasser ...

Haben Sie den Mut zum großen Brande!
Reißen Sie aus dieser Sklavenschande
Sich und mich!

Sollte Sie mein Brief zu sehr verwirren,
Hoff' ich auf Verzeihung. Diese Stunde
Mußte einmal kommen. Jeden Falles
Schreiben Sie — nein, sag mir, Mund an Munde,
Daß — — Es ist genug! Du weißt jetzt alles.

Josef Weinheber



Josef Danhauser: Die Großmutter



Streusiedlung: Bertholdsdorf bei Hirschberg in Schlesien

Grundformen des deutschen Dorfes

Von Dr.-Ing. Karl Ewald (Charlottenburg)

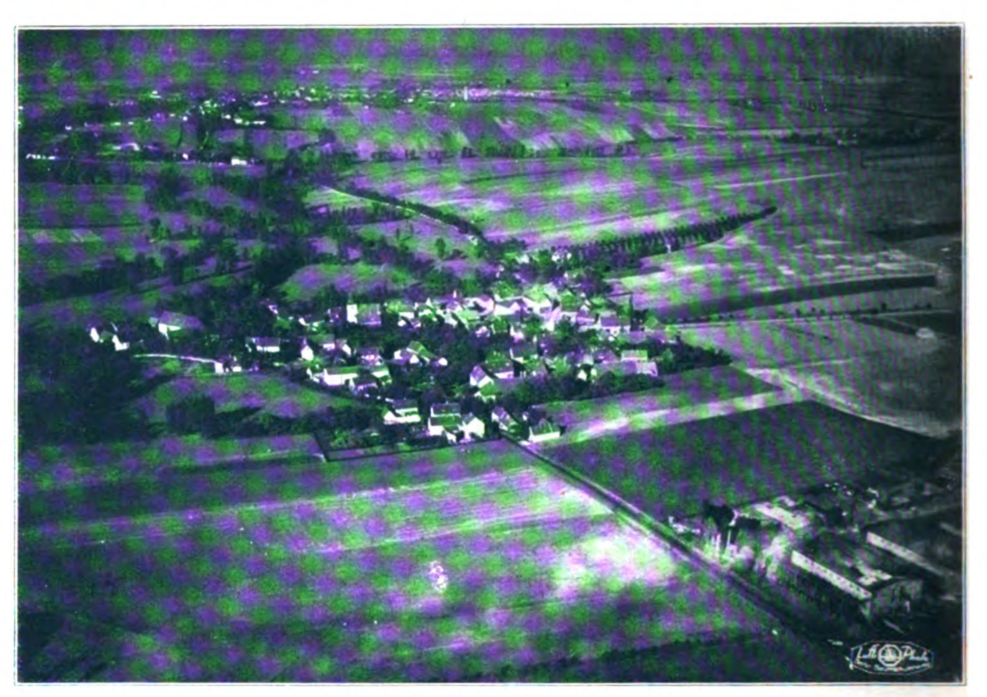
Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen des Luftphoto-Verlages G. m. b. H. in Berlin-Baumschulenweg und zwei Abbildungen aus Gustav Wolfs Buch »Das norddeutsche Dorf«

Der Begriff des deutschen Dorfes ist uns seit alters lieb und vertraut. Wir empfinden wohltuend die gesundheitlich günstigeren Verhältnisse gegenüber der Massensiedlung der Großstadt; wir genießen die Ruhe und den Frieden gegenüber dem Lärm und der Hast des Alltags; wir schätzen die behagliche und würdige Lebens- und Wohnmöglichkeit; wir freuen uns der mannigfaltigen, reichen Bilder, wenn wir auf der Wanderung von einem Aussichtspunkt weit hinausschauen und in die Landschaft die Dörfer eingebettet sehen, oder wenn in den Ortschaften selbst die Gruppen der Höfe, durchsetzt von dem Grün der Gärten und Bäume, die Kirche inmitten des Friedhofs, das einzelne Bauernhaus in seiner eigenartigen Gestaltung vor unsern Blicken auftauchen.

Wir sprechen von der Schönheit des deutschen Dorfes und tun es mit gutem Recht, aber diese Schönheit ist nicht beabsichtigt, nicht nach ästhetisch-künstlerischen Gesetzen gewollt, sie ist organisch geworden auf Grund natürlicher Bedingungen, die in unserm Heimatboden und unserm Volkstum liegen.

Aufnahmen vom Flugzeug geben infolge ihres hohen Aufnahmestandortes einen weiten Überblick über solche Gelände. Wir sehen die Ortschaften in ihrer Grundrißgestalt und in der Lage und Anordnung zu ihrer Umgebung. Die Luftbilder gewähren uns durch ihre anschauliche Wirklichkeitswiedergabe eine lebendige Vorstellung von unsern Dörfern als »Organismen«. Neben der Karte, die den Vorzug der Übersichtlichkeit und maßstäblichen Genauigkeit hat, aber wegen ihrer zeichnerischen Darstellung nur andeutende Signaturen für die Einzelheiten der Landschaft gibt, haben wir in den Luftaufnahmen ein neues Darstellungsmittel der Erdoberfläche gewonnen, das uns mit seiner Anschaulichkeit neue Aufschlüsse über unsre Dorfsiedlungen vermittelt.

Die beigefügten Aufnahmen lassen die enge Verbindung zwischen dem Grund und Boden und der Siedlung erkennen. Das deutsche Dorf mutet an wie ein organisches Glied der heimatlichen Landschaft, ist nicht wie ein Fremdkörper hineingestellt. Die Feldflur bringt bis zu den Häusern vor. Die ganze Ortschaft ist durchsetzt von Gärten und Baumpflanzungen (Abbild. S. 580 und 581). Die alte Liebe des Deutschen zum Walde klingt hierin nach. Das Dorf ist umgeben von einem schützenden Grüngürtel (Abbildung S. 578). Jeder Bauer will seinen Garten nahe bei seinem Hofe haben, und in der Vereinigung hat dieser grüne Hag einstmals mit zur Verteidigung des Ortes beigetragen, wie er heute Schutz gewährt gegen Stürme. Die Gesamtanlage des Dorfes schmiegt sich den Gegebenheiten der Örtlichkeit an, ist aus ihr gleichsam emporgewachsen. Der Deutsche kennt kein Schema, das er in steter Abwandlung immer wiederholt; er tritt seiner Bauaufgabe stets per-

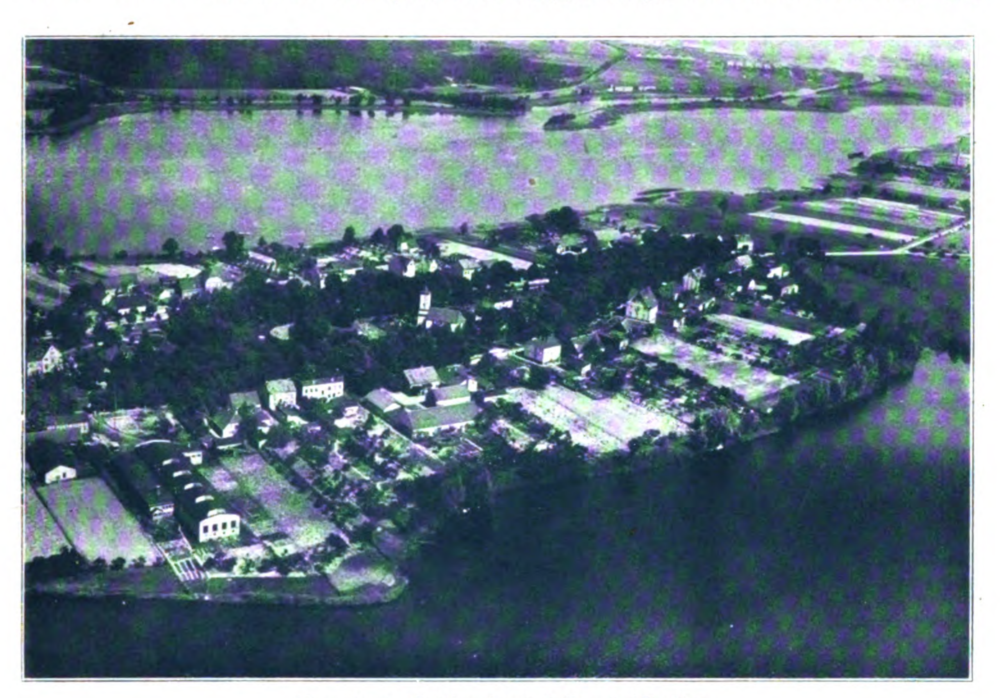


Haufendorf: Zembschen (Provinz Sachsen)

sönlich gegenüber und findet die Lösungen aus den Bedingungen der Landschaft und den Anforderungen des täglichen Lebens. Abbildung S 577 zeigt uns, wie Straße und Wohnhäuser der natürlichen Linie des Wasserlaufes folgen. Weit dehnt das Dorf sich in der Ebene aus. Im Niederungsgebiet wird das Land durch parallel geführte Gräben entwässert, lange schmale Flurstücke sind dadurch herausgeschnitten, an deren Kopfende die Häuser längs einer Straße



Rundling: Naundorf bei Halle



Angerdorf: Heiligensee bei Tegel (Berlin)

stehen. Im Gebirge sucht die Siedlung ihren Platz im Tal, folgt dessen Formen, verbreitert sich zum Haufendorf oder wird zum langen Reihendorf auseinandergezogen. Und umgekehrt wirkt die Anlage auf die Natur zurück. Die Bilder lassen erkennen, wie jede Dorfform ihre typische Flurausteilung erhalten hat. Ein buntes Bild zeigt sich beim Haufendorf (Abbild. S. 578). Strahlenförmig nach allen Seiten vom Kern aus sind sie beim Rundling geschnitten (Abbild. S. 578), senkrecht zum Anger und zur Straße bei den Dorftypen Abbildung S. 580 und 581.

So ist ein harmonischer Zusammenklang zwischen Landschaft und Siedlung erreicht, ein einheitliches Bild ist geschaffen worden aus der klaren und selbstverständlichen Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse. Und dieser einfache Wirklichkeitssinn des Deutschen bildet die Dörfer im einzelnen durch nach dem Gedanken der Zweckmäßigkeit, den Forderungen der Tätigkeit.



Straßendorf: Nischholz (Provinz Sachsen)



Die Deichsiedlung mit altsächsischen Bauten an der Elbe bei Dömitz
Aus Gustav Wolfs Buch »Das norddeutsche Dorf« (Verlag von R. Piper & Ko. in München)

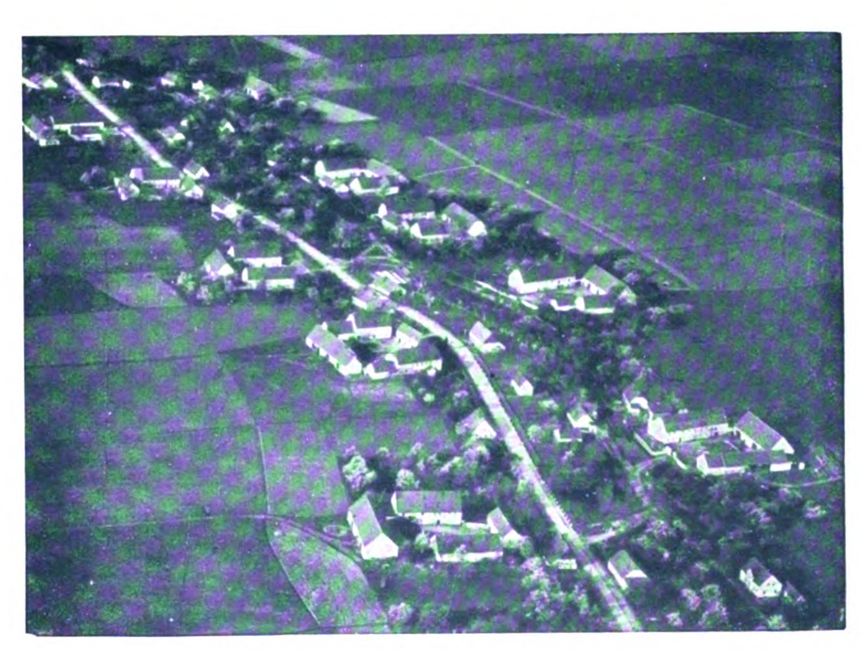
Das deutsche Dorf ist ein Widerspiel der Eigenart des deutschen Volkes.

Der Deutsche will Herr sein auf seinem eignen Grund und Boden, leben nach seiner Sitte und Gewohnheit. Durch die Geschichte unsers Volkes, insonderheit unsers Bauerntums, klingt der Freiheits- und Rechtsgedanke, von der Schlacht im Teutoburger Walde bis zu dem Leiden und Ringen an der Ruhr und ebenso in den Kämpfen der Bauern von Dithmarschen und Stedingen oder der Schweiz. Derselbe stolze Sinn hat die mächtigen Einzelhöfe in Niedersachsen und Westfalen errichtet. Abseits von der Straße stehen sie, mitten im eignen Lande, umgeben von einem Eichenhain, der sie aus der endlosen Ebene heraushebt. Und daran lehnt sich breitgelagert das Bauernhaus, stolz sich aufreckend mit seinem vorgekragten Giebel, ein Sinnbild der ernsten Zurückhaltung und der selbstsicheren Kraft, die diesen Volksstamm auszeichnet. »Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?« steht am Giebelbalken geschnitzt.

Der Mensch drängt zum Menschen, er sucht die Gemeinschaft. So schließen sich die Höfe enger zusammen. Sie folgen den Linien der Natur als Streusiedlung (Abbild. S. 577) oder drängen noch dichter aneinander im Haufendorf (Abbild. S. 578). Kein Plan hat hier die Siedlung in ein bestimmtes Schema gezwungen. Ein jeder Bauer baut dort sein Haus, wo es ihm am besten paßt, wo es ihm am bequemsten für seine Arbeit liegt. Auch die Kirche bildet nicht den beherrschenden architektonischen Mittelpunkt; irgendwo ist sie errichtet an einer Stelle, die von allen Gehöften leicht zu erreichen ist. Die umgebende Natur ist das Band, das das Dorf zur Einheit zusammenschließt. Die gleiche Beschäftigung, dieselben Lebensnotwendigkeiten haben in den Gebäuden gleiche Typen geschaffen, die nur in der Einzelausbildung, im reicheren Schmuck, im besonderen Zierat, in mannigfacher Bemalung voneinander abweichen, und auch dadurch wird das geschlossene Bild erreicht, das uns bei Dorfwanderungen so erfreut.

Einzelhof und Haufendorf sind die ältesten Siedlungsformen der Germanen. Gründe der Zweckmäßigkeit ließen planmäßigere Bildungen entstehen. Aus Verteidigungsrücksichten wurden die Gehöfte rings um einen runden, ovalen oder birnenförmigen Platz gestellt nach Art einer Wagenburg. Nur ein einziger Zugang führt von außen hinein, der leicht abgeschlossen werden kann. Wie eine kleine Festung liegt das Rundlingsdorf in der Landschaft (Abbild. S. 578). Im westlichen und südlichen Deutschland hat derselbe Gedanke etwas andre Bildungen hervorgerufen. Die Kirche steht auf dem höchsten Platz und ist rings von Gebäuden wie von einem befestigten Ring umgeben. Sie ist aus festen Steinen errichtet und bildet den letzten Zufluchtsort und die stärkste Verteidigungsmöglichkeit für den Dorfbewohner.

Mit der Befriedigung des Landes, mit der Sicherheit und Ruhe, die durch Kaiser und Landesfürsten gewährleistet wurden, wird diese abgeschlossene Anordnung verlassen. Das Dorf öffnet sich dem Verkehr. Wohl spricht bei dem Angerdorf (Abbild. S. 579) der Verteidigungsgedanke noch mit. Es liegt geschützt auf einer Landzunge zwischen dem Heiligen-See und der Havel, und die Häuser umschließen wieder die Dorfaue. Aber die Handelsstraße ist durchgeführt, der Anger verbreitert sich und bietet Gelegenheit zum Aufstellen der Wagen und Kaufmannsgüter. Politische Verhältnisse sprechen jetzt mit. Für die Kolonisation des dem Deutschtum zurückgewonnenen Ostens ruft der Fürst Ansiedler aus dem westlichen Deutschland herbei. Der Grundherr teilt ihnen ein Stück Land zu, und es ist nur folgerichtig, daß dieses längs eines Verkehrsweges gewählt wird. So entstehen die Waldhufendörfer, bei denen die Hufen senkrecht zur Straße weithin sich erstrecken, am Kopfende die Höfe errichtet sind. Eine Modifikation gewinnt diese Form in den Marschhufendörfern, wo das Land zum Zweck der Entwässerung durch parallele Gräben aufgeteilt ist, die die langen, schmalen Flurstücke zwischen sich nehmen. Auch das Gewerbe dringt in das Dorf ein. Die Feldflur tritt hier zurück und bleibt teilweise auf den Garten beschränkt. Die Gebäude werden enger aneinandergerückt, sogar Reihenhäuser kommen vor. In den Fischerdörfern wird der Hafen zum Mittelpunkt der Siedlung. Die Gehöfte gruppieren sich um diesen wichtigsten Ort der täglichen Arbeit; denn jeder Bewohner will rasch zu seinem Schiff kommen können. Den letzten Typus bildet das Straßendorf. Der Verkehrsgedanke ist herrschend geworden, in langer Reihe stehen die Häuser neben der Straße, selbst die Kirche muß sich hier einfügen. Nur durch den freien Platz



Niederkunzendorf bei Freiburg in Schlesien
Aus Gustav Wolfs Buch »Das norddeutsche Dorf« (Verlag von R. Piper & Ko. in München)

für den Friedhof und durch die umschließende Mauer wird sie herausgehoben (Abbild. S. 579).

Die Anforderungen der Wirtschaft verlangen besondere Berücksichtigung: die Sorge für Garten, Acker, Wiese und für das liebe Vieh. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß jede Dorfform ihre besondere Flurausteilung erhalten hat, und diese ist darauf zurückzuführen, daß jeder Bauer schnell von seinem Hause zu seinem Stück Land kommen will. Im alten germanischen Dorf gehört das durch den Speer gewonnene und durch den Speer bewahrte Land der Gemeinde. Diese teilt dem Einzelnen seinen Besitz zu. Nach der Güte des Bodens wird das Gebiet in Gewanne geteilt, und diese wiederum werden nach der Zahl der Dorfbewohner gestückelt. Wald, Wiese, See, Bach, Sandgrube usw. bleiben als Gemeingut, als »Allmende« zurück. Vergrößert sich die Dorfgemeinde durch Geburt oder Zuzug, so wird neues Land unter den Pflug genommen und zugeteilt, Hecken und Gräben grenzen den einzelnen Besitzstreifen ab, Hänge, Halden, Gebüsch, Baumgruppen, einzelne Bäume bleiben stehen. Und so ist die bunte Gemengelage beim Haufendorf entstanden, die uns durch ihre Mannigfaltigkeit in der Betrachtung von einem überhöhenden Punkt besonders erfreut (Abbild. S. 578). Hierhinein brachte die Separation oder die Zusammenlegung im Anfang des 19. Jahrhunderts eine Neuaufteilung und »Begradigung« (Abbild. S. 578 unten). Durch den mechanischen Eingriff in natürlich gewordene Verhältnisse hat sich häufig ein nüchternes Bild in der Feldflur ergeben.

In den Gewanndörfern haben wir ein Sinnbild der Dorfgemeinschaft. Wie die Gemeinde den Grundbesitz aufgeteilt hat, so legt sie auch die Feldwege an und übt Flurzwang aus. Die Zeit von Saat und Ernte wird hierdurch geregelt, das Vieh sämtlicher Bauern wird von dem Dorfhirten auf die gemeinsame Weide getrieben, wie es auch heute noch häufig geschieht. Auch in den Weinbergen des Rheins und der Mosel finden wir noch einen Nachklang dieser Gewohnheiten: die Weinlese darf erst auf allgemeinen Beschluß beginnen, vorher darf kein Besitzer seinen Weinberg betreten. Und weiter haben wir in dem Angerdorf eine Ausdrucksform für den Gemeindegedanken. Auf dem Anger spielt sich der wichtigste Teil des dörflichen Lebens ab. Hier werden in der Arbeitszeit Ackergerät und Erntewagen aufgestellt, hier wird über das Wohl und Wehe der Gemeinde beraten, hier tagt das Dorfgericht, hier sammelt man sich wohl auch in der Stunde der Not zur Verteidigung des Heimatsortes, ebenso wie bei den Dorffesten, bei Kirchweih und Erntedankfest, zu fröhlichem Spiel und Tanz. In der Erscheinungsform des Dorfes hebt sich der Dorfanger bedeutsam heraus. Der breite Platz ist mit Gras bewachsen und mit Bäumen bestanden. Auf ihm stehen die Hauptgebäude — Kirche, Pfarrhaus, Schule, Gemeindehaus, Schmiede, Schenke —, auch der Dorftümpel findet sich hier, der als Schwemme für Pferde und als Teich für Enten und Gänse wieder der Allgemeinheit gehört. Auf den Dorfanger sind auch alle die Gehöfte der Bewohner gerichtet.

Das deutsche Dorf ist uns so vertraut und wirkt auf uns so heimelig, weil es naturnotwendig aus den Bedingungen der Landschaft und aus den Anforderungen des täglichen Lebens geworden ist. Wir empfinden dieses organische Wachstum nach. Es ist nicht ein Ergebnis öder und nüchterner Zweckmäßigkeit, nein, mit aller Hingabe und Freundlichkeit des Herzens hat der Bauer es gestaltet. So ist es ein Stück deutschen Lebens geworden, genau so wie das Bauernhaus selbst oder in andrer Weise das Volkslied und das Volksmärchen.

Jugendgespielen

Quellfrisches Kind mit blonden Locken,
Am Marktplatz spielten wir so oft,
Und tanzten, wie des Schneefalls Flocken,
Die himmelsselig wir erhofft.

Dann flog ein kleiner Rodelschlitten,
Von mir gelenkt, hin übers Eis.
Du hast es gar zu gern gelitten —
Nicht streiten, was ein jeder weiß!

Die Zeit schoß in die Weltenräume,
Die Ewigkeit zählt': Eins, zwei, drei — —
Was schimmert durch die Ahornbäume? — —
Ach — Frau Geheimrat fährt vorbei.

Karl-Heinz Kikisch



Zarte Frauenblüten, lodernde Augen und drohendes Verderben

Hermann Widmer und sein ornamentales Werk

Von Walter Baedeker-Mahlow

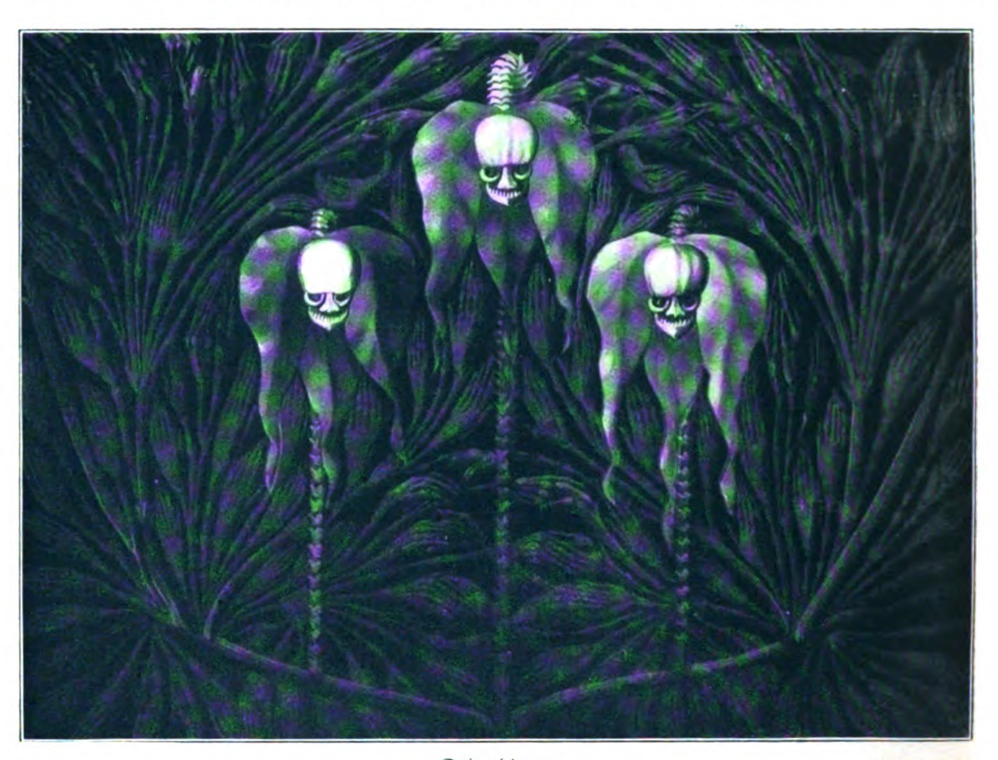
Es ist mit der Kunst nicht anders als mit allen sonstigen Kulturäußerungen. Was uns zuerst als blinder Zufall, als zusammenhangloses Durcheinander, als Unverbundenheiten erschien, gewinnt bei einigem zeitlichem Abstand mehr und mehr an Form, und wir gelangen zur Erkenntnis von Zusammenhängen, die uns manches erklären. So ist auch das Chaos unsers heutigen Kunstbetriebes nichts andres als ein Abbild des allgemeinen geistigen Zustandes der deutschen und darüber hinaus der abendländischen Kultur, ihrer Zerrissenheit und mangelnden Einheit.

Kein Jahrhundert hat dem Menschen so vieles Neues erschlossen wie das vergangene; keins hat eine gewisse äußere Bildung in so weite Kreise getragen, keins der Technik und dem Mechanischen zu so hohem Ansehen verholfen. Tausendfache Eindrücke aus Erlebtem, Erlesenem, Eignem und Fremdem bestürmen den einzelnen Menschen, und dieses Übermaß des Aufgenommenen — aber noch nicht geistig Verarbeiteten — gibt, wie unsern Lebensformen, so auch unsrer Kunst das Vielspältige, Zerfahrene, Suchende und Nervöse.

Es ist ein wilder Jahrmarkt der Stile und Richtungen. Der eine überschreit den andern, und jeder preist die eigne Art als die alleinseligmachende. Die jüngste Mode der Kunstübung folgt überrasch der vorangegangenen und ist selbst schon wieder abgewirtschaftet, bevor sie Zeit zur Entwicklung und Reife fand. Der Künstler glaubt stehenzubleiben, zu verknöchern, zu altern, wenn er sich nicht den jeweiligen Moderichtungen bis zu einem gewissen Grade anpaßt, und der gute Wille, vorwärtszustreben, empfänglich zu bleiben, verführt zur Überstürzung, zur Verflachung, zur Originalitätssucht. Nur wenige Persönlichkeiten sind es, die den Weg durch dieses chaotische Wirrsal bewußt, fest und unbeirrt schreiten, die eigentlich nie »modern« waren, weil sie einen eignen Weg und vor allem ein eignes Ziel hatten. Manche von ihnen hat man lange für Mittelgut, andre für verschroben gehalten, und erst wenn sie auf ihrem Wege den großen kreuz und quer laufenden Haufen hinter sich gelassen haben, erkennt man ihre Ziele, ihre Vorzüge und ihre Besonderheiten.

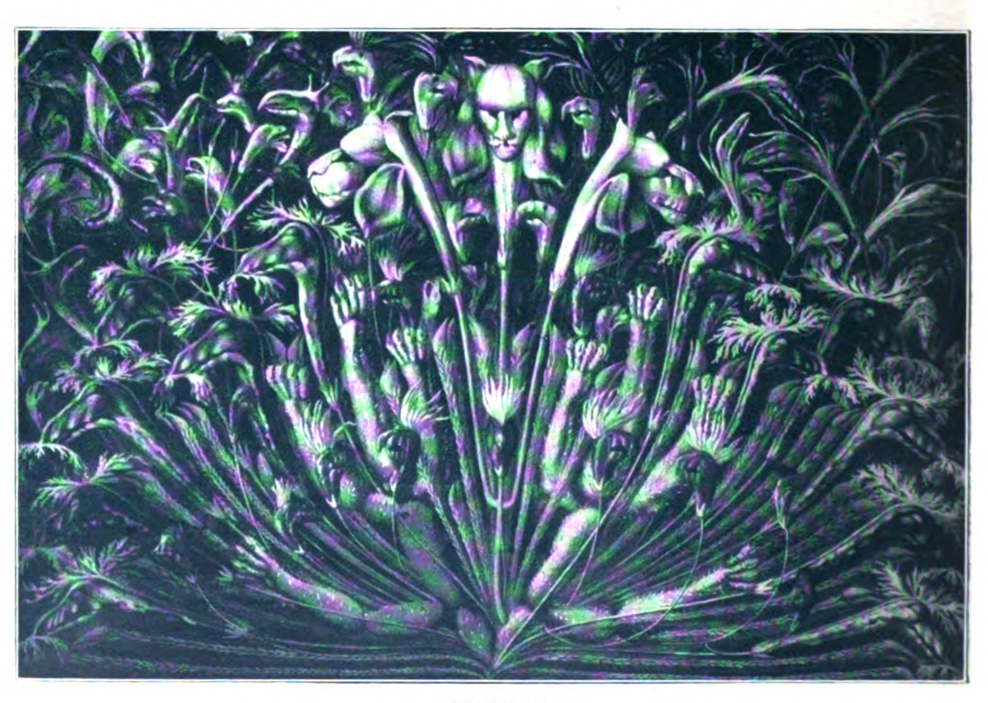
Zu ihnen gehört der Württemberger Hermann Widmer, von dem der alte Pietsch vor dreißig Jahren sagte: »Der malt das verrückteste Zeug, das je gemalt worden ist!«

Inzwischen hat es, weiß Gott, Verrückteres gegeben; Kubisten, Futuristen, Expressionisten, Dadaisten haben neue Kunstregeln aufgestellt



Todesblumen

Von euch her, meinen liebsten Toten, kommt mir ein süßer Geruch. (Zarathustra)



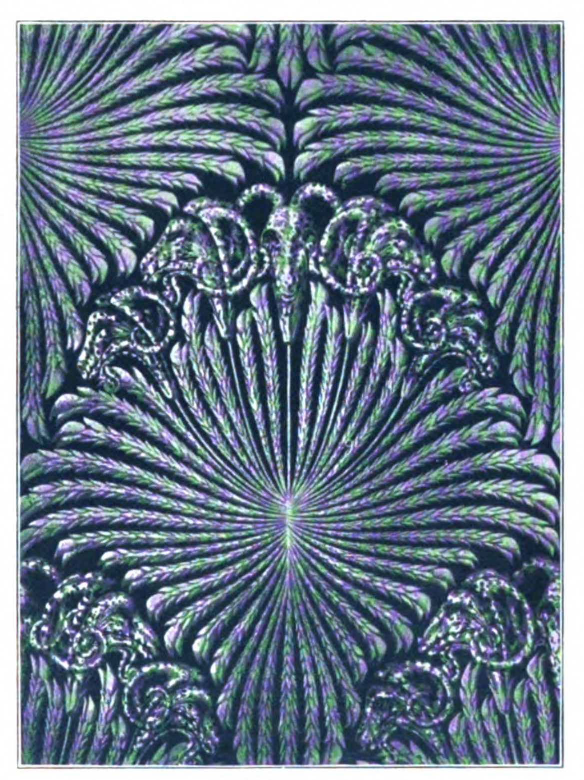
Tierblumen

Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt. (Goethe)

und sie mit ihren Werken verfochten, und wer durch die betreffende Abteilung der letzten Kunstausstellungen geschritten ist und die Schöpfungen dieser Modernsten auf sich hat wirken lassen, den werden Widmers streng gearbeitete Bilder fast schon klassisch anmuten.

Was die Angehörigen dieser modernsten Richtungen vorzutäuschen suchen, den Besitz einer kräftigen, quellenden Phantasie, das ist Widmer in hohem Maße eigen. Aber er besitzt auch den Fleiß, die Ruhe, die Energie und Zähigkeit, die allein zu einem reifen Kunstwerk führen. Er weiß, daß noch nie eine wahrhaft große Leistung ohne lange und ernste Vorarbeit geschaffen wurde, und daß der kühnste und fruchtbarste Gedanke nur dem Hirn und Herzen eines Mannes entspringt, der mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Wirklichkeit steht.

Klinger sagt einmal: »Die Phantastik, die im Bilde angestrebt werden kann, muß derart sein, daß selbst, wo zu Umbildungen der Natur gegriffen wird, immer der Eindruck der Lebensfähigkeit und des Folgerichtigen auch im Ungewöhnlichen festgehalten ist.« Dieser Satz trifft ohne alle Einschränkung auf die Phantastik Widmers zu, der in seinen Ornamenten und ornamental gehaltenen Bildern zwar zu kühnen Phantasiegebilden, immer aber zu Formen und Bildungen gelangt, die möglich sind, ja die in der Natur tatsächlich vorkommen.



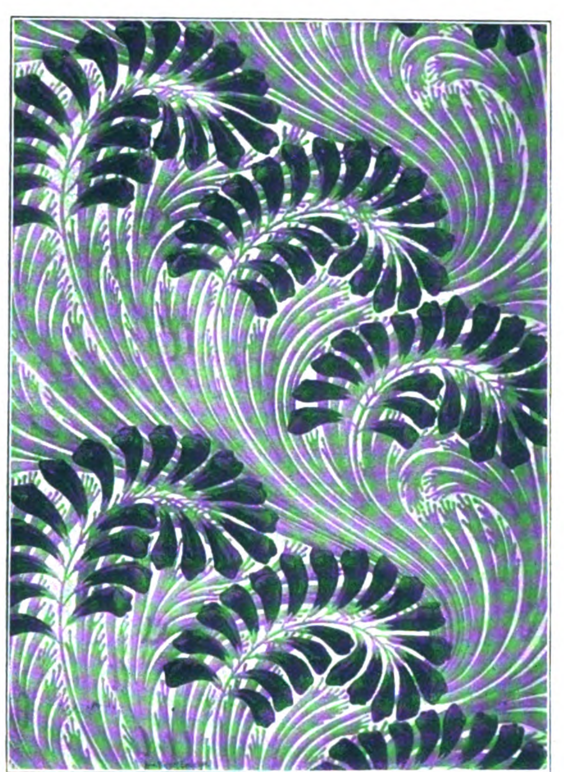
Bocksblumen

Betrat man den leider viel zu dunklen Hauptraum der vorjährigen Berliner Kunstausstellung, so fesselten Widmers stattliche Bilder schon von weitem durch ihre wohlabgewogene Farbenpracht, den guten Ausgleich der Farbwerte und das Spiel zwischen ruhigen und gedeckten Tönen einerseits und den leuchtenden und schimmernden reinfarbigen Partien anderseits. Man tritt erwartungsvoll näher, und nun ist es die Linienführung, das ornamentale Moment, das unser Interesse erregt. Eine reiche und durchdachte Gliederung, wohlverteilt und von kühnem Schwung, überspannt die Leinwand, teils Rapporte für Flächenmuster bildend, teils ein Mittelding zwischen Bild und Ornament schaffend. Der Raum ist straff und kräftig gegliedert, alles Unwesentliche zurückgelassen oder in den Hintergrund gedrängt. Obwohl die Einzelheiten plastisch gedacht sind, macht doch die Gesamtarbeit den Eindruck des Flächenornaments. Nirgends gibt es tote Stellen, und dem ganzen reichen Liniengeflecht ist eine so straffe Ordnung aufgezwungen, daß man fast zu einem musikalischen Genuß des Ornamentalen im Bilde gelangt.

Nun aber wendet sich Widmers Phantastik an unser Empfinden. Denn was diesem Liniengeflecht entwächst und entquillt, sind es Blumen und Blüten? Oder sind es Tierformen, Fabelwesen, zierliche und zarte, unheimliche und düstere, sind es groteske Kobolde, Elfen, Insekten, Frösche, Schädelbildungen, Schnäbel, Hände, Entenfüße oder was sonst?

Und wer sich schließlich in das Studium dieser Einzelheiten verliert, sieht bei genauem Betrachten und bei einiger Kenntnis der Natur, daß auch »bei diesen Umbildungen der Natur der Eindruck der Lebensfähigkeit und des Folgerichtigen« festgehalten ist. Im Grunde genommen sind das alles Pflanzengebilde, und jedes Teilchen ist, für sich betrachtet, so dargestellt, wie wir es bei botanischen Studien unter der Lupe oder sonst bei eingehendem Betrachten sehen würden. Wohl aber hat Widmer vorzugsweise solche Formen gewählt, die den Tierformen nahestehen.

Es ist einleuchtend, daß hierbei in erster Linie die Mimikryformen befruchtend auf Widmers Phantasie eingewirkt haben. Das wandelnde Blatt, manche exotischen und heimischen Schmetterlingsformen, die Pflanzenteile vortäuschen, und anderseits Orchideen, die Tiergestalten



Froschblumen

ähneln, die Bizarrerie der insektenfressenden Pflanzen und ähnliches haben wohl den ersten Anstoß gegeben. Aber darüber hinaus bietet das fleißige Studium der Natur ein schier unerschöpfliches Material an Ähnlichkeiten zwischen Tier und Pflanze, und der Reichtum der Formen dieser Art in den Widmerschen Arbeiten zeigt so recht, mit welcher Liebe, aber auch mit welchem Fleiß die Vorstudien zu diesen Bildern gemacht wurden. Man glaubt es gern, daß der Künstler über dreißig Jahre sich eingehend diesen Dingen hingab und daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, durch Teilzeichnungen, Aquarelle und andre bildnerische Vorstudien das Material in die Hand zu bekommen, das ihm den Aufbau seiner Bilder ermöglichte.

Aber nicht in diesem Fleiß, nicht in diesem Vorstudium steckt die Bedeutung seines Könnens, sondern in der Bewältigung der Materie, in der Benutzung und Umsetzung dieser Formensprache ins Phantastische und Bildhafte. Das alte Dürerwort, daß die Kunst in der Natur stecke, bewahrheitet sich an ihm: »Wer sie heraus kann reißen, der hat sie!« Der wissenschaftlich interessierte Künstler Widmer hat hier in ähnlicher Art ein neues Feld für die Kunst erschlossen, wie es der künstlerisch begabte Gelehrte Haeckel mit seinen »Kunstformen in der Natur« getan hat.

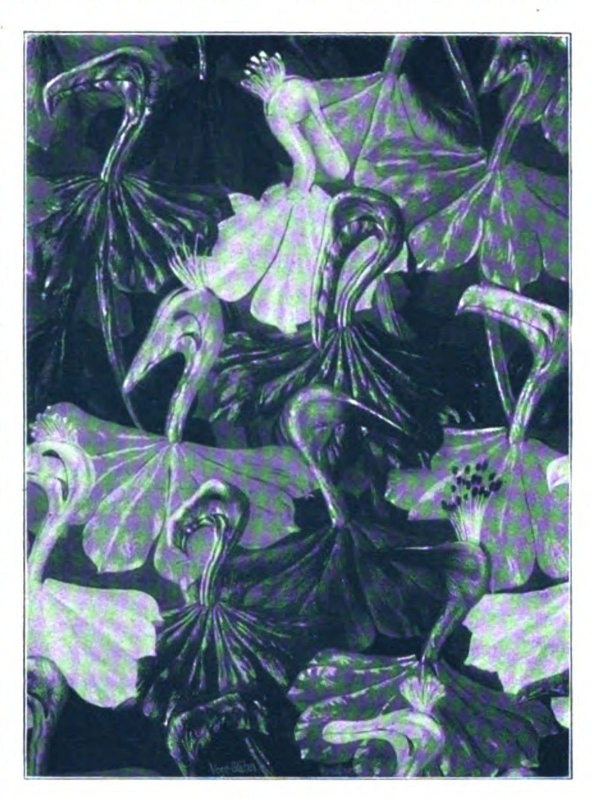
So sehen wir eine ganze Reihe von Bildern und Flächenfüllungen vor uns, von denen wir einige in Netzätzungen hier wiedergeben — leider zum größten Teil ohne die Farbe, die bei diesen Arbeiten von wesentlicher Bedeutung ist.

Wie Elfenleiber schimmert es aus der Mitte unsers Kopfbildes (S. 583), ein Gewühl zarter Gestalten, orchideenartig und doch wie zierliche Mädchenkörper in leichter, flatternder Gewandung. Es ist eine schön geschwungene Ranke, ein wundervoller Strauß. Lodernde Herzen flammen zu ihnen empor und scheinen für diese feenhaften Wesen zu brennen und zu glühen. Doch wie gefährliche und grausame Ungeheuer umgibt diese lichte Mitte des Bildes ein Schwarm von unheimlichen Gestalten, Blüten zwar, doch großen schnappenden Schnauzen ähnlich, und begehrlichen Händen gleich schieben sich lange blattartige Bildungen verderbenbringend gegen die zierlichen Wesen vor. Werden die finsteren Gesellen die Sieger sein? Oder werden den lodernden Herzen im Augenblick der höchsten Gefahr schimmernde Ritter entsteigen, ein Perseus, ein Siegfried, die die Ungeheuer zu bändigen, das Verderben abzuwenden wissen?

Regt sich in diesem Bilde Kampf, Abwehr und Bewegung, so zeigt die Komposition »Todesblumen« (S. 584) in der Farbe, in der Linienführung, in der ruhigen Anordnung und Verteilung der Fläche und vor allem in ihrem geistigen Gehalt die Stille, die Majestät des Weltfernen, die Unerbittlichkeit des Todes, aber auch so etwas wie den Ausgleich alles Gegensatzes, das tröstende Moment, den Frieden des Erfülltbabens. Drei Gebilde wachsen aus einem gemeinsamen Stamm empor und sind von eigenartigen, ein wenig schauerlichen, an den Totenschädel erinnernden Blüten gekrönt. Die Dreizahl der Blüten, die heilige, allen Religionen wichtige Dreizahl, ordnet sich zwanglos zur Pyramide, dem alten Wahrzeichen alles Mystischen. Blattartige Bildungen hängen wie Trauerschleier um die Schädel hernieder oder wie lange, in wilden Schmerzen aufgelöste Frauenhaare. Den Botaniker erinnern diese Erscheinungen ein wenig an Monotropa Hypopitys, den in tiefschattigen Wäldern auf faulen und modernden Baumresten schmarotzenden Fichtenspargel, dessen nickende Blütentraube etwas Glasiges, Wächsernes, Leichenblasses hat und der sich vom düsteren Waldboden ähnlich geisterhaft abhebt wie hier die phantastischen Blüten vom dunklen Hintergrunde. Diesen Hintergrund bil-

den wieder jene handartigen Pflanzenteile, die — dem gemeinsamen Stammteil entsprießend — zum Licht, zueinanderzustreben suchen. Oft recken sie sich sehnsuchtsvoll aus, oft legen sie sich wie Hände Flehender bittend zusammen, und schließlich finden sie sich von hüben und drüben, Frieden heischend und Frieden bringend und allen Gegensatz, allen irdischen Streit im alten Symbol des Verstehens und Ausgleichs, im Händedruck, begrabend.

Wer das Original dieser feinen, ernsten, das Grimmige des Todes nicht beschönigenden, aber verschönenden und schließlich doch versöhnenden Arbeit gesehen hat, der wünschte es wohl an die Stelle der banalen und nichts bedeutenden Ornamentik gesetzt, die so oft Grabkapellen, Krematorien, Leichenhallen und Gedächtnisstätten ähnlicher Art »schmückt«, jener Ornamentik, die jedem Empfindenden lästig fällt, jeden Trauernden aufdringlich an den Verlust gemahnt und weder erhebt noch tröstet.



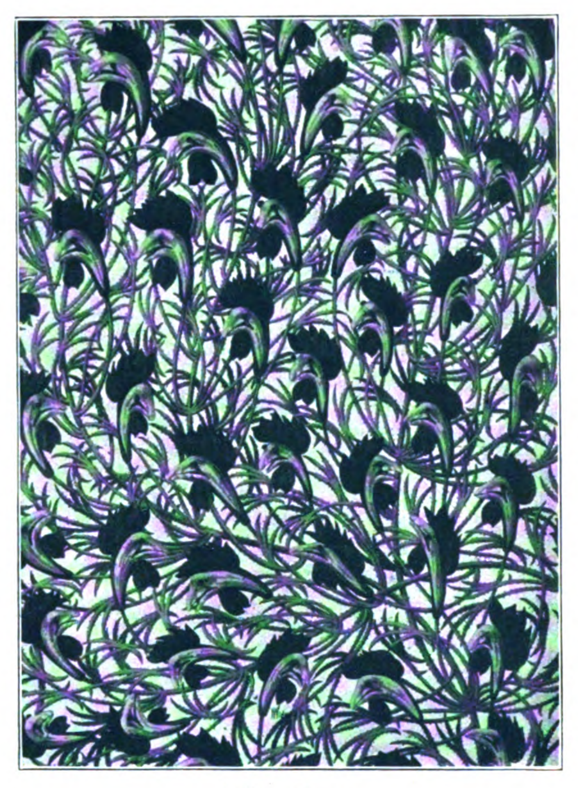
Vogelblüten

»Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.« Dieses Goethewort ist das Motto für Widmers Schöpfung »Tierblumen« (S. 584), eine Darstellung, die in vielem an alte deutsche Bilder erinnert. Die Phantastik Dürers, Brueghels d. Ä. und andrer Meister scheint, ornamental gebändigt, hier wiederzukehren, und doch ist auch diese Arbeit ein ganz subjektiver Ausdruck der Persönlichkeit ihres Schöpfers. Wie bei einem bunten Fächer strahlen aus einem Mittelpunkt unendlich abwechslungsreiche Formen in schier unerschöpflicher Fülle hervor. Sie drängen sich, sie überschneiden sich, sie flechten sich durcheinander, ein Sinnbild für die Vielgestaltigkeit der Natur, ein Abbild des quellenden Reichtums alles organischen Lebens. Und die Frage wirft sich auf: Was ist hier tierisch, was pflanzlich? Gibt es überhaupt eine feste Grenze? Die Wissenschaft steht längst auf dem Standpunkt, daß eine Scheidung des Überganges — hie Pflanze, hie Tier — zu treffen unmöglich sei, daß sich die Organe und Funktionen wohl wandeln, aber daß im Grunde alles organische Leben von denselben treibenden Kräften durchpulst werde, ja daß selbst die Grenze zwischen Organischem und Anorganischem nicht haarscharf und trennend gezogen werden könne.

Für diesen Gedanken sind die »Tierblumen« der malerische Ausdruck. Was wie die Glieder eines Phyllokaktus begann, scheint zur Bärenklaue zu werden, in der Tierform zu endigen. Blüten mannigfaltigster Art, wie jeder sie kennt, der die Natur nicht nur oberflächlich anschaut, werden zu Vogelschnäbeln mit Hahnenkämmen oder zu eigenartigen Schnauzen mit hängenden Lefzen, zu Köpfen, die Geweihe zu tragen scheinen, zu Delphinmäulern, zu Hundeschädeln, zu Papageienschnäbeln, zu Köpfen, die die Hörner der Schnecke zu zieren scheinen, und zu vielen, vielen andern Gebilden, Klauen, Füßen, Krallen, Tierformen. Scheinen! Denn bei genauem Betrachten löst sich jede Form ins rein Pflanzliche auf. Aber keine Form ist unmöglich, ist konstruiert, alle sind dem Kenner pflanzlichen Lebens wohlbekannt und vertraut, und die ganze reiche Phantastik Widmers baut sich auf einem sehr soliden Fundament umfassender botanischer Kenntnisse und Einzelbeobachtungen auf.

Unser farbiges Blatt »Weltsehnsucht« (s. das Einschaltbild) zeigt, soweit dies eine Wiedergabe vermag, eine wichtige, bei den Schwarzweiß-Ätzungen nicht hervortretende Wirkung der Widmerschen Kunst: den Reiz des Koloristischen.

Das Bild spricht ja seinen Sinn ohne weiteres verständlich und deutlich aus, ohne eine aufdringliche Symbolik zu geben und ohne der Phantasie des Beschauers den lenkenden Zügel anzulegen. Das Sehnen der Menschheit nach dem Ideal, nach Freiheit und Frieden, die Befreiung von allem Erdenschweren, allen finsteren Gewalten, das Emporschwebenwollen aus den



Hühnerblumen

Regionen des Widerwärtigen — das ist wohl der Gedanke, der ihm zugrunde liegt. Alles, was man von den vorher besprochenen Arbeiten sagen durfte über die Geschlossenheit der Komposition, über den Reichtum und die Originalität der Einzelheiten, trifft auch hier zu. Das Bild hat aber in besonderem Maße jenes musikalische Element, das viele Arbeiten Widmers auszeichnet.

Sind derartige Bilder nicht eigentlich der gegebene Schmuck des Konzertsaales, des Musikzimmers, des Theaters, Kinos, Foyers und ähnlicher festlicher Räume? Gerade dem verständnisvollen Musikfreunde fällt die ablenkende Überladung unsrer Konzerträume mit Stuckornamentik, Vergoldung, endlos wiederholtem Ornament ebenso auf die Nerven wie die nüchterne Leere der Wand, die hin und wieder an Stelle jener tritt und das Interesse auf die Musik konzentrieren soll, die es aber statt dessen meist auf die ausübenden Künstler ablenkt. Doch das Auge des Zuhörenden will nicht immer nur die Verrenkungen des Klavierspielers, die Bewegungen des Dirigenten oder den offenen Mund der Sängerin betrachten — das sind oft genug ablenkende Dinge! Da wäre solch ein verschlungenes Phantastikum, das sich in der Farbengebung dem Raume gut einpaßt, ein ideales Ausschmückungsmittel. Es zwingt den Blick nicht auf bestimmte Punkte, es läßt dem Gedanken freien Spielraum, es gibt und begleitet Empfindungen, ohne sie in greifbare Gedankenarbeit umzusetzen. Seine Farbigkeit, sein wechselndes Temperament würden sich einem Adagio, einem Maëstoso, einem Allegretto leichter anpassen, als etwa die goldüberladene Stuckatur der Berliner Philharmonie dies vermag.

Diese Farbigkeit ist auch ein wesentlicher Teil von Widmers rein ornamentalem Werk. Unsre Wiedergaben »Bocksblumen« (S. 585), »Froschblumen« (S. 586), »Vogelblumen« (S. 587), »Hühnerblumen« (S. 588) und »Raubblumen« (S. 589) zeigen Widmer als Meister des strengen Flächenmusters, sowohl in der kompositionellen Gestaltung wie in der Farbigkeit. Es sind dies Rapporte, aus denen sich Flächenschmuck edelster Art bilden läßt: die Tapete, der gewebte und geknüpfte Wandbespannstoff, der Möbelbezug, der handgedruckte Kattun und Kretonne, der Vorhang, die Gardine, der Teppich, das Buntpapier, die Wandmalerei, die Intarsie, die Keramik und viele andre Anwendungsgebiete stehen diesem Flächenschmuck offen und lassen sich durch Widmers Formen- und Farbenkunst veredeln.

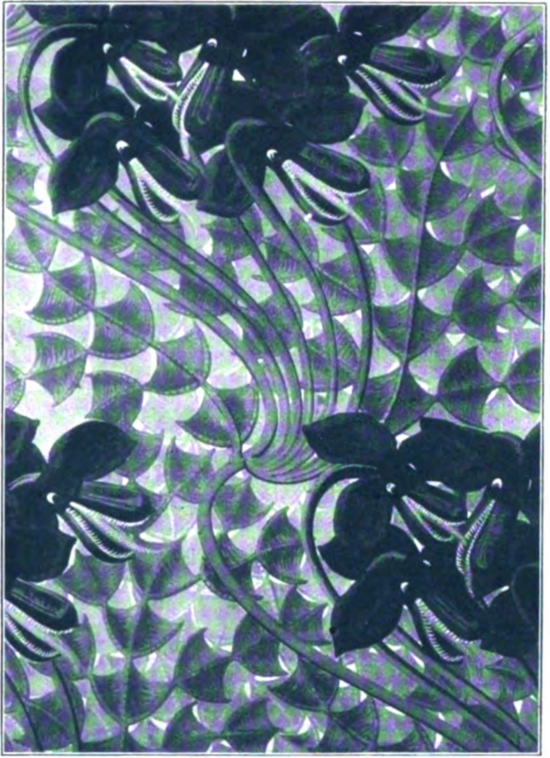
Was dieser Farben- und Formenkunst ihre besondere Bedeutung gibt, sind im Grunde genommen diejenigen Eigenschaften, die man als Grundforderungen an alles Künstlerische stellen muß: die rege, freischaffende, aber auf Anschauung und innerem Erleben ruhende Phantasie, die vollendete Beherrschung der künstlerischen Mittel und die genaue Kenntnis aller technischen Bedingungen. Alle seine Arbeiten, sowohl die mehr bildmäßigen wie die ornamentalen, zeigen diese Eigenschaften in hohem Maße und geben in ihrem Zusammenwirken das Bild einer so eigenartigen, vom Wege des Üblichen abweichenden Persönlichkeit, daß es nicht schwer ist, schon heute Widmers Werken das Interesse zukünftiger Sammler vorauszusagen.

Daß Widmer diese Voraussetzungen einer künstlerischen Persönlichkeit so voll erfüllt, beruht, abgesehen von seiner vornehmlich aufs Malerische gestellten Begabung, nicht minder auch auf seinem fest einem bestimmten Ziele zugewandten Lebenswege.

Die Tatsache, daß er, 1871 in Ehingen (Württemberg) geboren, als Sohn eines Gärtners zwischen Blumen und Pflanzen aufwuchs, gab ihm die Grundlage zur genauen Kenntnis der reichen botanischen Welt. Früh vertiefte er sich in die wechselnde Mannigfaltigkeit des Baues

von Blumen und Blüten, beachtete die Entwicklung der Form am einzelnen Objekt wie innerhalb der Arten und Gattungen und baute sich in seiner Phantasie die ersten Brücken von der Pflanzen- zur Tierform. Die Betrachtung exotischer Vegetationsformen, namentlich des Materials der Orchideenabteilung auf der Berliner Gewerbeausstellung 1896 regte ihn zu vergleichenden Studien an, und reichgefüllte Mappen mit Einzeldarstellungen von Blatt- und Blütenformen gaben ihm den ersten Unterbau für seine späteren Arbeiten.

Sein malerisches Talent führte ihn zunächst zur Lithographie und zum typographischen Druck; und so lernte er die Bedingungen kennen, die die graphischen Techniken in ihren vielfältigen Verzweigungen und Sonderheiten an den Künstler stellen. Es folgten Jahre des Studiums erst an der Kunstgewerbeschule zu Mainz, dann an der Kunstschule in Breslau und schließlich auf der Berliner Akademie, die aus dem jungen Kunsthandwerker allmählich den freischaffenden, ideenreichen und phantasiebegabten Maler entstehen ließen, der er heute ist.



Raubblumen

Widmers Kunst umspannt kein enges Gebiet. Das Bildnis, die Landschaft, prägnante Großstadtstimmungen sind ebensowohl Provinzen seines Könnens und Schaffens geworden wie das Festhalten eines geschichtlich wichtigen Augenblicks in malerischer Form. Dann aber vor allem eben sein eigenstes Gebiet: jenes phantasievolle und eigenartige Ornament und ornamentale Gemälde, dem diese Zeilen gelten.

Allen Fragen künstlerischen Lebens wie des Lebens überhaupt ist Widmers Vollnatur mit regem Interesse zugewandt. Er ist der beliebte Vorsitzende des Ortsvereins Berlin der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft, mit dem tiefen Verständnis für künstlerische Dinge und dem offenen Sinn für die realen Fragen, die schließlich doch auch mit jeder Kunst verbunden sind. Daß er auch mit der Feder für Dinge, die ihm naheliegen, einzutreten weiß, ist den Lesern dieser Zeitschrift nichts Neues: sie kennen ihn so gut als literarischen Mitarbeiter wie Porträtisten und Kriegsmaler. In seinem »Buch der kunstgewerblichen und künstlerischen Berufe« zieht er aus seiner reichen Erfahrung das Ergebnis und tritt besonders dafür ein, daß die Ausbildung des Künstlers den Weg über das Handwerk nehmen müsse.

Wer ihn aber als Menschen kennen und schätzen lernen will, der muß ihn in seiner Behausung aufsuchen, in jenem von Sehring in der Fasanenstraße 13 zu Charlottenburg erbauten eigenartigen Gebäudekomplex, der eine ganze Reihe von Wohnungen, Ateliers und Werkstätten enthält und nur von Künstlern bewohnt ist. Dort trifft man einen Mann von stattlichem Körperbau, kantigem Schädel, klaren Augen und von einer reichen und ungebrochenen Arbeitskraft. Aber man trifft auch einen frohen Menschen, der das gesellige Beisammensein mit Gleichgesinnten liebt, und der sich für sein privates und berufliches Leben in seiner Umgebung, seiner Werkstatt, seiner Häuslichkeit einen eigenartigen und schönen Rahmen geschaffen hat. Aus allem aber, was er schafft und was ihn umgibt, tritt immer das Charakteristische seines Wesens voll hervor, denn er ist das, was Goethe meinte, als er im »Westöstlichen Diwan« den Spruch schrieb:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.



Nein

Von Ernst Behrends

Sehnsucht

Was treibt die Tulpen heraus aus dunkler Erde? Was bricht die Knospen auf und läßt das Harz triefen?

Wer heißt die Amsel in den Morgen singen und die Lerche hoch hinauf in die Sonne? Wer heißt die Falter gegen das Licht eilen und verbrennen?

Was treibt die Kinder in die Wiesen und Wipfel, zu Blumen und Vögeln? Wer heißt sie die Weite suchen und die wogende Welle?

Der Lehrer Brandt wußte es. An seiner Frau wußte er's und an seinem lachenden Kindlein. Und an sich selber.

Und also trat er in seine Klasse tagaus, tagein: Sonne und Blitz, Quelle und Strom, Steuermann der Sehnsucht.

*

»Herr Lehrer, heute müssen wir einen Ausflug machen.«

»Nach Wellingsbüttel.«

»Über die Elbe.«

»Raus aus Hamburg.«

»Nach Blankenese.«

»Nein.«

»Oh! Die Sonne scheint so schön.«

»Und es bleibt ganz trocken.«

»Und gibt auch kein Gewitter.«

»Aber es geht nicht, Kinder, ein halber Tag nur ...«

»Morgen?«

»Übermorgen?!«

»Ja.«

»Ja!« War das ein Jubeln und Jauchzen! Wohin? An die Elbe. Blankenese. Süllberg.

Und man sprach von den Bergen und vom Strom, und daß man so weit schauen könne vom Süllberg aus — wohin wohl?

Und Brandt sprach von der Macht der Natur. Wie die Berge entstanden seien und die Ströme sich ihr Bett gegraben hätten. Von der Eiszeit sprach er, und wie die Heimat dann später ausgesehen hätte, zu der Zeit, da Jesus lebte.

Und wie die Elbe in ihrem goldenen Schoß dunkle Gewalten trüge. Von Strudeln und Bänken sprach er, von Ebbe und Flut und von der Wucht der Wogen.

Baden möchte man. Gewiß.

Und es wurde gesungen.

*

»Warum denn Sonnabend?« fragte Frau Brandt.

»Daß die Kinder am andern Tage ruhen können von ihrer Arbeit und ihrer Freude.«

»Schade,« sagte Frau Brandt. »Und ich? Du! es ist ein Glühen in meinen Gliedern, hätten wir nicht in die Heide fahren können und am andern Tage wandern und schauen und wieder wandern?«

Hans Brandt leuchtete und lächelte fast: »Auch du hast ... Sehnsucht ...«

»Nach dir,« fiel Trude ein. »Und wo anders bist du ganz als draußen — wie sagt man doch? — zwischen Himmel und Erde.«

Hans aber löste sich und sagte: »Auch die Kinder haben Sehnsucht, ja, Trude. Zwar ist sie ein Bächlein erst und trägt nur ein kleines Boot. Aber das Boot ist golden, und es birgt die Zukunft. Und ich bin sein Steuermann und darf des froh sein.«

Der Schrei

Oben auf dem Süllberg, da thronte die Jugend und jauchzte.

Tief unten glitten die Schiffe, kamen und gingen, zogen vorüber; und die Jugend sah ihnen nach und drüber hinaus und schaute bis an das Ende der Welt und war Königin.

Hoch oben glitten die Wolken, kamen und gingen, zogen vorüber; und die Jugend eilte ihnen nach und griff sie und schwang sich hinauf und jauchzte.

Vögel im Hang, Vögel im Wind, Vögel über den Wassern; es war ein Singen, Streifen, Kreisen.

Brandt aber freute sich seiner Jugend.

*

»Zurück!« Verhallte der Ruf?

Abermals: »Zurück!!« — lauter als zuvor. Aber umsonst, die Turbine erwürgte den Schrei des bleichen Brandt.

Er hatte ermahnt und abermals ermahnt und immer wieder seinen Kindern gesagt, nicht zu weit hineinzuschwimmen in das Wasser der Elbe, nicht weiter als an die fünfzig Meter, und nun war es doch geschehen, und vierzehn Knaben rangen im Strom.

Zum drittenmal: »Zurück!!!« Der Schrei entschwamm.

Da! es brandete zurück: »Hilfe!!«

Brandt stürzte sich in den Fluß.

Einige Knaben ihm nach; Brandt wies sie von sich.

Nun war auch er in der Strömung des Dampfers, und er kämpfte. Aber sein Wille überwand Welle um Welle. Da! die ersten waren erreicht: zwei Knaben, die sich aneinandergekettet hatten, der eine schon bewußtlos.

Zurück an den Strand. »Helft dem Martin!« rief Brandt den harrenden Kindern zu. Dann stürzte er sich abermals in den Strom.

Und rettete abermals zwei Knaben, die waren ihrer Sinne noch mächtig. Auch Martin war wieder wach, saß und starrte den Lehrer an.

Der warf sich zum drittenmal in die Flut und rettete wiederum zwei Knaben; blau standen schon die Lippen.

»Acht Knaben noch! Wo sind die acht Knaben?« Brandt griff nach seinem Herzen. Seine Augen suchten. Fanden nur drei.

Da! zwei der Geretteten wollten mit ihm. »Bleibt zurück!« rief Brandt, und zum viertenmal stürzte er in den Strom.

Doch er fand nur noch einen.

Und trug ihn ans Ufer. Und sah um sich. Und die Elbe lag leer da.

Und er brach zusammen.

*

Sieben errettet, sieben ertrunken.

Die Kinder weinten, die Kinder schrien.

Leute kamen elbabwärts, nun es zu spät war.

Was schrie ihrer einer? »Kinder, was ist geschehen? War denn kein Lehrer da?«

Da erwachte Brandt und starrte.

Er solle sich rechtfertigen — vor diesen da?

Es wuchs ein Schrei in Brandts Brust, stieg unerbittlich und lastete unerbittlich und kam nicht über die Lippen.

Das Wort der Masse

Hans Brandts Klasse war stumm geworden wie ein Garten, den das Unwetter verheert hat.

Ist die Tulpe gebrochen, die aus dunkler Erde stieg? Ist die Amsel erfroren, die in den Morgen sang?

Vierundzwanzig Kinder trugen ein Sündergesicht. Zuweilen machte eins dem andern Vorwürfe, aber die Augen wagten kaum aufzuschauen.

Und die Eltern, die törichten Eltern!

Drei der Toten waren von den Fischern herausgezogen worden, vier waren an Land geschwemmt.

*

Sieben Kinder wurden zur letzten Ruhe bestattet.

Wann hatte der Ohlsdorfer Friedhof solche Gemeinde geborgen? Eine breite, uferlose Schar um kleiner Kinder willen.

Vierundzwanzig Knaben gingen neben den Särgen. Wo war der Lehrer?

Dort, der Mann mit dem Vollbart, der. Aber nein, den suchte sie nicht, die schwarze Masse, den andern Lehrer suchte sie, den jungen, der das Unglück auf seiner Schulter zu tragen habe.

Der läge zu Bett, hieß es. Den plage das Gewissen, sagte einer. Und irgendwer fletschte: »Vor Gericht!«

Der Pastor sprach. Wie der Tod daherkomme, unverhofft und unangemeldet. Und wie die Jugend so glücklich wäre; und wie das Glas des Lebens zerspringen könne, wenn der Wein des Glücks zu heiß schäume.

Ein Lied hub an. Das klang so dumpf. Da raunten zwei Väter einander zu: »Warum hat er den Schuldigen nicht angegriffen? Weil der nicht hier ist? Pastor und Lehrer, die hausen unter einem Dache.«

Zwei Knaben aber flüsterten zueinander: »Kein Wort hat er gesagt über Lehrer Brandt. Und der hat sein Leben geopfert für uns, für uns, die wir schuldig sind.«

Kränze taten sich über die Gräber, und Tränen und abermals Tränen.

*

Wohl dem Armen, daß er die Menschen nicht hörte und die Worte der sogenannten Gerechtigkeit.

Wehe dem Armen, daß er die Jugend nicht hörte und die Worte der Not und der Liebe.

Wehe, daß er so unbändig nach der Zeitung verlangte; wehe, daß Trude seinem Flehen und Rufen nachgab; wehe, daß er das Blatt nicht von sich warf, als er den ersten Satz gelesen hatte; wehe, daß er den Trank austrank!

Von törichten Kindern war die Rede und von der Schuld des Lehrers. — Wie ihn das Fieber packte!

Und Tag um Tag starrte er in die Zeitung. Und Tag um Tag las er das Wort der Masse. Volle acht Tage.

Und seine letzten Kräfte sammelte er, um

Ruhe in sein Gesicht zu zeichnen, wenn er um die Zeitung bat. Volle acht Tage.

Da überfiel es ihn wie im Traum, und er wähnte sich tief in singenden Fluten, und goldgrün ging ein Glänzen aus. Aber sieben Schatten gruben sich in das Glänzen.

Von Tod zu Tod

Nun lag er die dritte Woche schon.

Trude trug keine Zeitung wieder ans Bett. Hans bat auch nicht mehr um das Wort der Masse.

Hans Brandt lag in seinem weißen Bette und schaute auf die weißen Wände. Hinter ihm eine weiße Wand, vor ihm eine weiße Wand. Zwei unbeschriebene Blätter. Von Tod zu Tod.

Zuweilen kam das Töchterlein ans Bett getrippelt. Dann stieg ein Leuchten auf in den Augen des Vaters, aber der Glanz brach sich in Tränen.

Und eines Tags, was sagte da der Arzt? Rippenfellentzündung. — Und Trude ging hinaus und weinte.

*

Das Wort der Masse zersprang. Das Wort der Jugend drang durch.

Die Kinder hatten gebeichtet, hatten alles gestanden, alles den Eltern gesagt, auch das Letzte. Und immer wieder hatten die Kinder den Mann gerühmt, den die Eltern verdammt hatten.

Und die Eltern sprachen untereinander, auch die Eltern derer, die nicht mehr waren.

Und nun kamen die Eltern daher und wollten den Lehrer Brandt besuchen. Der aber wies sie ab. Immer wieder kamen die Eltern, immer wieder wies er sie ab.

Trude trug Blumen ins Zimmer.

»Woher?«

»Von der Mutter des Martin.«

»Trage sie wieder hinaus!«

Und wieder kamen Blumen, und wieder wies er sie ab.

Und Wein kam, und er wies ihn ab.

Kinder kamen. Umsonst!

Da bat Trude für die Kinder — umsonst. Hans wandte das Haupt zur Seite und starrte vor sich hin.

Wie stand die Wand so kalt und sprachlos!

Und immer wieder kamen Kinder. Und Hans Brandt sagte: »Nein!« Nicht ein einziges Kind ließ er zu sich.

Armer Hans Brandt! Er wußte nur das Wort der Masse, und der Glaube an die Jugend war dahin.

Ein Herz war gesprungen. Nun schlug es wund.

*

In der sechsten Woche kam der Tod. Er glitt durch das Fenster, und ein paar silberne Wolken führte er mit sich.

Durch die Tür trat Trude herein. Das Kindlein wollte folgen, aber die Mutter wies es zurück.

»Hans!« sagte Trude und hob eine schmale Rechte in ihre bangen Hände. »Mein lieber Hans!«

Schon war ein Lächeln über die Augen geglitten. Da aber weiteten sie sich, und Hans Brandt starrte tief hinweg durch die schwanke Frau — wohin?

Und langsam kam es ... »Warum ... habe ich nein gesagt ... zu ... meinen Kindern ...?«

Eine Träne keimte. Da stand das Herz.

Und der Tod nahm sein silbernes Wölkchen und warf einen Schleier über die letzte Liebe.

Der Eremit

Manchmal bin ich sehend geworden
Und walle zeitlos und hoch dahin —
Und kenne den Süden und kenne den Norden
Und weiß die Tiefe und weiß den Sinn.

Ich fühle mich in dem Brausen der Bäume
Und singe das Lied des Brunnenstrahls
Und denke der Wolken fließende Träume
Und glühe im Leuchten des heiligen Grals.

Und rede die Sprache jeglicher Zone
Und sinne jeglicher Silbe nach —
Nur an der einen stammle ich ohne
Begreifen und bleibe dunkel und schwach.

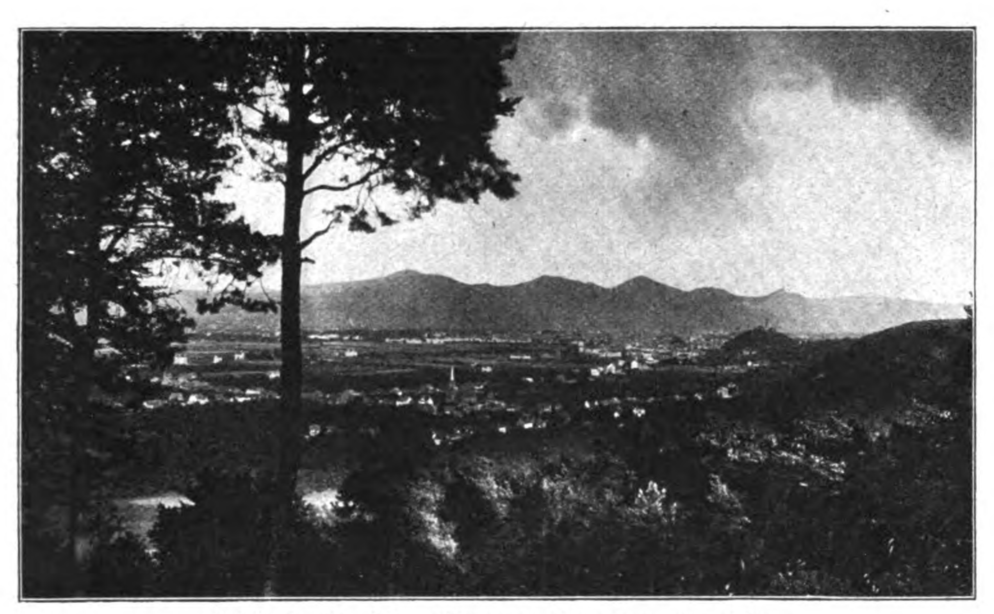
Ernst Ludwig Schellenberg



Hermann Widmer: Weltsehnsucht

Ornamentale Malerei

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1923



Rheintal und Siebengebirge vom Venusberg aus gesehen

Bonn am Rhein

Von Heinrich Zerkaulen

Ehe die Wogen des Rheinstroms gegen die Pfeiler der Bonner Rheinbrücke schlagen, ist es, als drehten sich vorher die weißen quirlenden Wellenkämme noch einmal um und stellten sich auf die Zehenspitzen, um einen letzten Abschiedsgruß zu winken den sieben Bergen im Hintergrunde, dem Drachenfels und dem Rolandsbogen. Als wüßten sie schon, jetzt ist es aus und am Ende mit den Rebenhügeln, der Feuerzangenbowle, den ritterlichen Sagen von der Lurley, dem Rheingold und der Krone auf dem tiefen Grunde der Fluten.

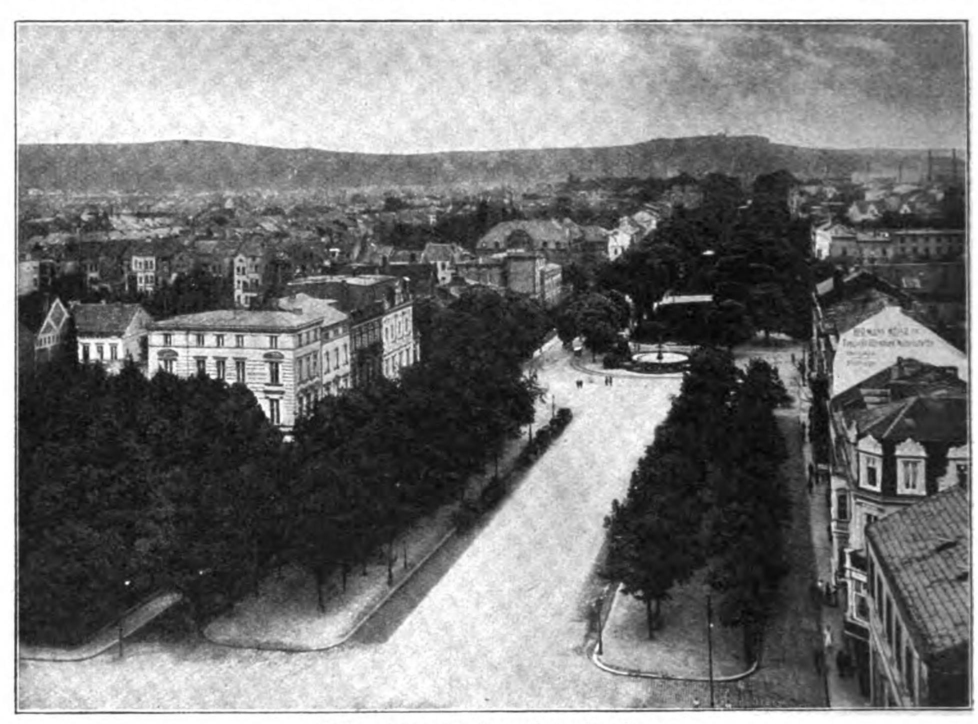
Ach ja, wo ich geboren bin,
Das ist ein Muttergotteslanb.
Da fiel dem Herrgott aus der Hand
Die ganze goldne Sonne hin.

Aber nicht weit hinter der Bonner Rheinbrücke wird das Bett des Stroms zusehends breiter, die Wolken hängen tief über das Flußbett, die Luft sackt schwer, die Wellen gehen träger und gemächlicher. Und sind schon zu müde geworden, um noch im Takte von Gitarreliedern zu hüpfen aus wimpelgeschmückten Booten. An Stelle luftiger Burgruinen starren hohe Fabrikschlote die Ufer entlang, und die Luft hallt schon bedrohlich wider vom Gehämmer rauchender Industrie. Die neue Zementfabrik in Oberkassel, schwefelgelb und mit dick qualmenden Schloten, liegt arrogant zu Füßen der Drachenburg, als pfeife sie auf alle gepriesene Rheinromantik und poche allein auf den sicheren Bestand ihrer Quadern.

Der weite Bogen der Bonner Rheinbrücke aber — mit seinen 183 Metern immer noch eine der bemerkenswertesten Brückenspannungen Deutschlands — schließt den Prospekt des Himmels noch einmal so kühn ab, als gelte es mit einer letzten stolzen Geste zu beweisen, daß der Rhein trotz aller Zementfabriken dennoch der romantischste aller Ströme bleibt. An eben dieser Stelle schlug einst Cäsar schon seine Brücke über den Rhein, wie wir aus dem »Bellum gallicum« in der Quarta mühsam genug übersetzt haben. Und baute sich hier sein Castrum bonnensis als vorgeschobenes Bollwerk römischer Kriegskunst. Und der Rhein beschreibt hier seinen großen Bogen, immer noch zögernd, als wüßte er: So schön treffe ich es nun nimmermehr an.

Zärtlich in Blumen und Kastanien eingepackt liegt Bonn da, die Stadt der Rentner und Apotheker, die, sofern sie sich beizeiten mit Dollars eingedeckt, heute noch sorglos hier wohnen können. Die Stadt der ersten Semester und bunten Stürmer, der zahllosen Pensionate und ersten Liebschaften. Ein rheinisches Sanssouci kurkölnischer Geistlichkeit, adrett und sauber. Eine liebe, verschwiegene Kleinstadt, die nur so tut, als sei sie auch alles Ernstes unter die Großstädte zu rechnen.

»Tu as Beethoven, comme la Grèce Homère«, hat Victor Hugo Deutschland angeredet. In Bonn, in der einst auf dem Römerplatz gelegenen Pfarrkirche St. Remigius — sie brannte 1803 ab — ließ am 17. Dezember 1770 der kurfürstliche Hofsänger und Gesanglehrer Johann



Kaiserplatz und Poppelsdorfer Allee

van Beethoven aus der Bonngasse seinen Sohn auf den Namen Ludwig taufen. Paten waren der Großvater des Täuflings, der wohlachtbare Herr Hofkapellmeister Ludwig van Beethoven, der schon seit 1732 als geschätzter Bassist der kurfürstlichen Hofmusik angehörte, sowie die Nachbarin, Frau Ratskellermeister Braun, geb. Müller, Besitzerin des Hauses »Zum Mohren« in der Bonngasse. Dort wurde auch der Taufschmaus abgehalten, da die Räume, die im Hinterhaus des Nachbargrundstückes von dem jungen van Beethovenschen Ehepaar bewohnt waren, allzu eng waren. In Bonn erlebte Beethoven als Kind den furchtbaren Brand des kurfürstlichen Schlosses, auch die Not einer großen Rheinüberschwemmung infolge von Eisstauung.

Der ehrgeizige Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, aus ihm ein musikalisches Wunderkind zu machen. Schon als Vierjähriger mußte der kleine Ludwig zum Entsetzen der Nachbarschaft täglich stundenlang am Klavier üben. Und im Bonner Beethovenmuseum gibt es noch heute ein »Avertissement« zu lesen über des Wunderknaben erstes Auftreten in Köln: »Heute dato den 26ten Martii 1778 wird auf dem musikalischen Akademiesaal in der Sternengaß der Churkölnische Hoftenorist Beethoven die Ehre haben, zwei seiner Scholaren zu produzieren: nämlich: Malle. Averdonc Hofaltistin, und sein Söhngen von 6 (!) Jahren. Erstere wird mit verschiedenen schönen Arien, letzteres mit verschiedenen Clavier-Concerten und Trios die Ehre haben, aufzuwarten, wo er allen hohen Herrschaften ein völliges Vergnügen zu leisten sich schmeichlet, um so mehr, da beyde zum größten Vergnügen des ganzen Hofes sich hören zu lassen die Gnade gehabt haben. Der Anfang ist abends um 5 Uhr. Die nicht abonnierten Herren und Damen zahlen einen Gulden.«

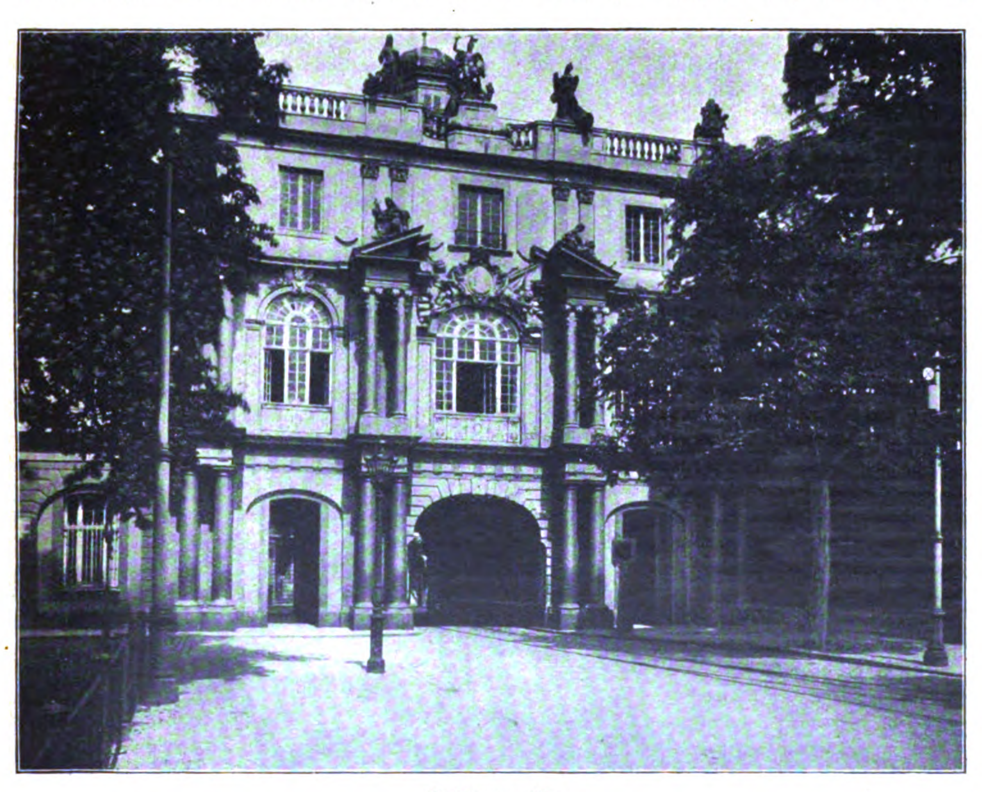
Mit vierzehn Jahren ist dann der große Beethoven schon ein kleines Mitglied der Bonner Hofkapelle, und zwar deren zweiter Organist. Der kleine schwarzhaarige Bengel mit blitzenden Augen und dunkler Gesichtsfarbe — den »Spaniol« nannten ihn die Spielkameraden — darf jetzt in der schmucken Uniform der Hofmusikanten zur Oper ins Schloß. Seegrüner Rock mit Tressen, Dreispitz auf dem Kopfe, Zöpfchen im Nakken, Galanteriedegen an der Seite. Der Star der kurfürstlichen Oper war zu seiner Zeit übrigens die sechzehnjährige Friederike Flitterer, die dann später als Madame Unzelmann während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts die Berliner im Königlichen Schauspielhause entzückte. — 1789 wurde Beethoven zum Kammermusikus des Kurfürsten ernannt, und sein Freund Graf Waldstein schenkte ihm einen Wiener Flügel und besuchte den jungen Meister, der in Bonn die glücklichsten seiner Erdentage erlebte, oft in seiner bescheidenen Wohnung in der Wenzelgasse.

Nach dem Tode der geliebten Mutter verließ dann der Zweiundzwanzigjährige seine Vaterstadt auf Nimmerwiedersehen. Er hat Bonn dennoch nie vergessen können. »Mein Vaterland,« so schreibt er aus Wien neun Jahre später an alte Freunde, »die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist noch immer so schön und deutlich vor meinen Augen, als da ich euch verließ. Kurz, ich werde die Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann.« Noch 1826 bezeichnet er sich in einem Schreiben an Friedrich Wilhelm III. als »Bürger von Bonn«.

Hinter dieser stillen Stadt, die so gar kein Geschrei von sich macht und eigentlich nur ein einziger gepflegter Tennisplatz vor dem fast bedrohlich nahen und schon niederländisch derben Köln liegt, vermutet man gar nicht diese Fülle von geschichtlichem Kleinkram, ästhetischer Anekdote und kultureller Sinnbildlichkeit, die sich in zahlreichen Dokumenten plastisch erweisen. Da liegt mitten im Weichbild der Stadt wie ein verstecktes Idyll der erinnerungsreiche »Alte Bonner Friedhof«, in dem sich lustwandeln läßt wie in einem Garten Gottes, und die Namen der berühmten Toten grüßen wie freundliche Blumen. Da sind bestattet Robert Schumann und seine Frau Klara. Im Irrenhause in Endenich bei Bonn beschloß der Lyriker des Liedes die letzten Jahre seines gnadenreichen Lebens, nachdem man ihn kurz vorher glücklich aus den Fluten des Rheins gerettet hatte, in die er sich von der Düsseldorfer Rheinbrücke aus hinuntergestürzt hatte. Er füllte die guten Stunden seiner geistigen Umnachtung damit aus, daß er auf einer Landkarte Weltreisen machte in das Land der unbegrenzten Phantasie.

Hier liegt auch begraben Wilhelm August von Schlegel, der »kastratisch Trillernde«, arg genug von Arndt und Heinrich Heine verspottet. Ihn begleitete zur Bonner Universität immer ein Diener, der ihm im Winter zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen auf das Rednerpult stellen mußte. Und zu Ausfahrten benutzte er nur eine altmodische, hellgelb gestrichene Kutsche mit großen Wappenschildern an den Türen und einem betreßten Diener auf dem hinteren Trittbrett, wie Paul Kaufmann in seinem köstlichen Erinnerungsbuch »Aus rheinischen Jugendtagen« zu berichten weiß.

Oder man steht vor einer mit grünem Efeu überwucherten und längst verwitterten Grabplatte, von der man ehrfurchtsvoll den Namen der Gattin Schillers, Charlotte von Lengefeld, und den ihres Sohnes Ernst abliest, der als



Koblenzer Tor



Münsterkirche

und klein begrüßt, wenn er in langem blauem Rock nach deutschem Schnitt, auf dem Kopfe ein Barett, eiligen Schrittes zur Universität eilte, im Sommer schon morgens um sieben Uhr, nachdem er bereits im Rhein gebadet hatte.

Erst ganz allmählich wird früher der junge Musensohn von diesen Dingen in Bonn erfahren haben, wenn er in die Stadt seiner Wißbegier einzog. Viel leichter mag ihm da zunächst Carmen Sylvas berühmtes Lied von Bonn eingegangen sein: »Wenn nur der Rhein nicht wär'! Und der Sonnenschein so strahlend drüberher, und der goldne Wein! Und die sieben Berge nicht, und der alte Zoll, und das Schifflein im Angesicht mit den Segeln voll! Und Mägdelein so wundernett und der Rundgesang! Und der Morgen so schön im Bett und der Tag so lang! Ach, wie studierten wir so gar fleißig Jus! Rhein, Rhein, es liegt an dir, daß man bummeln muß!«

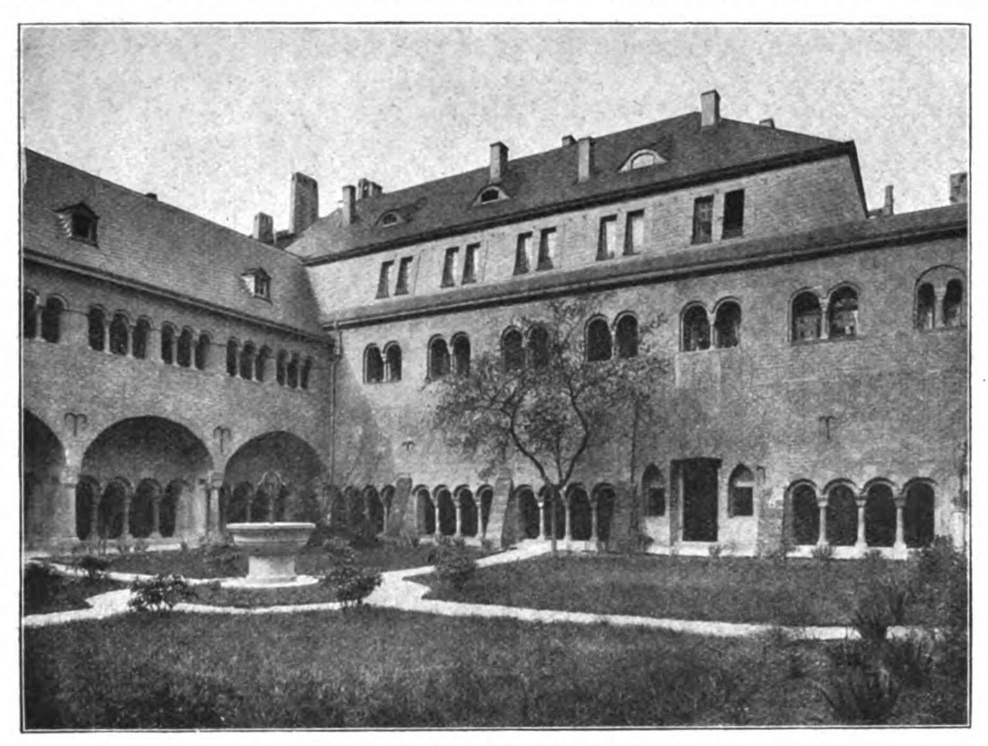
Schon die mittelalterliche Stadt war der Schauplatz manches bedeutsamen geschichtlichen Ereignisses.

Appellationsgerichtsrat in Köln starb. Charlotte von Schiller erlebte die letzten Jahre ihres Lebens ebenfalls am Rhein, um bei dem Bonner Augenarzt Professor von Walther Heilung ihres Augenleidens zu suchen. Eine Staroperation war auch schon glücklich verlaufen, da aber versagten die Nerven der zarten Frau. Man trug sie auf den alten Friedhof in Bonn zur letzten Ruhe und bettete dann in die gleiche Gruft Schillers Sohn Ernst, von dem des Dichters Biograph Hoffmeister urteilte, daß »Ernst allgemein für einen ausgezeichneten Menschen gegolten haben würde, wenn das halbvergötterte Bild des Vaters nicht öfters ungerecht gegen den Sohn gemacht hätte«.

Unter dem schützenden Laubdach zweier mächtiger Eichen liegt auch Ernst Moritz Arndt hier, der von 1817 bis zu seinem Tode im Jahre 1860 von seinem Baumgute dicht an der Rheinpromenade lebte. Einst der volkstümlichste Mann Bonns, von groß



Inneres der Münsterkirche



Der Kreuzgang an der Münsterkirche

Und als gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Haltung der Kölner Kurfürsten Bonn in die Wirrnis europäischer Verwicklungen hineinriß, wurde es zu einer starken Festung und schließlich sogar zum Stützpunkt französischer Politik gemacht. Binnen 120 Jahren mußte die Stadt fünf Belagerungen durchmachen. Die letzte leitete 1689 unter Marlborough der berühmte holländische Festungsbaumeister General Coehorn. Bei dieser Belagerung sind die meisten alten Kirchen, Klöster, Türme und Tore der Stadt und auch der größte Teil des früheren kurfürstlichen Schlosses in Flammen aufgegangen. Heute erinnern nur das enge Straßennetz der Innenstadt, Reste der ehemaligen Befestigung und vor allem der mächtige Bau des Münsters noch an die mittelalterliche Stadt.

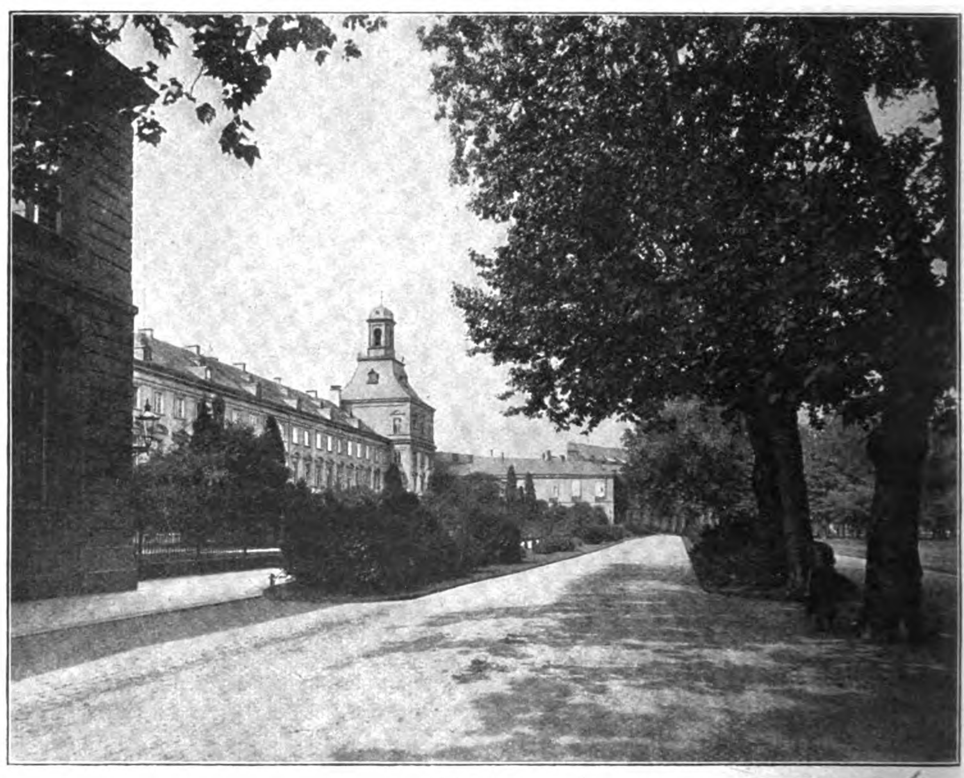
Wie eine würdige Matrone, breit hingelagert, den Himmel gleich mit fünf Türmen bestürmend, liegt das Münster da, dreischiffig, mit Hochaltar und Krypta. Eine ganze Stadt Gottes. Romanisch gemütlich und das Gegenteil vom überschlanken, gotischen Dom in Köln. Da steht nahe beim mosaikgeschmückten Hauptportal noch die steinerne Schandsäule, an der büßende Magdalenen einst vor dem Hochamt am Sonntag allen Frommen zu warnender Augenweide und zu süßem Klatsch herhalten mußten. Dem Propst von St. Cassius und Florentius, Gerhard von Are, um 1150, wird das Münster zugeschrieben. Zwei deutsche Könige, Friedrich der Schöne und Karl IV., sind darin mit großem Pomp gekrönt worden. Abgesehen von der noch älteren Unterkirche, darf man den Bau in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts setzen. Der Kreuzgang, einst die Begräbnisstätte der Kanoniker des Cassiusstiftes, gilt als eins der bedeutendsten romanischen Baudenkmäler der Rheinlande. Da beten Rosenbüsche aus Grabplatten, und immerzu flöten Amseln, die schwarzen Chorknaben unter den Vögeln: Lob dem Herrn aller Kreatur!

Den Münsterplatz umgaben früher die Wohnungen der Kanoniker des Stiftes. Heute erhebt sich auf dem Platze das Denkmal von Bonns berühmtestem Sohne: Ludwig van Beethoven. 1845 wurde das Standbild in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. und seiner Gäste, darunter die Königin Viktoria von England mit dem Prinzgemahl, eingeweiht. Als die Hülle fiel, sollen die hohen Herrschaften peinlich davon berührt gewesen sein, daß ihnen das Standbild den Rücken zukehrte. Alexander von Humboldt hat die Situation gerettet, indem er scherzhaft bemerkte: »Ja, dieser Beethoven war schon in seinem Leben stets ein grober Kerl.«

Sein ureigenstes Gepräge aber, diese leise Mischung von zierlichem Rokoko mit breiter rheinischer Gemütlichkeit, verdankt Bonn den beiden Kölner Erzbischöfen aus bayrischem Geblüt, dem Kurfürsten Josef Clemens und dessen

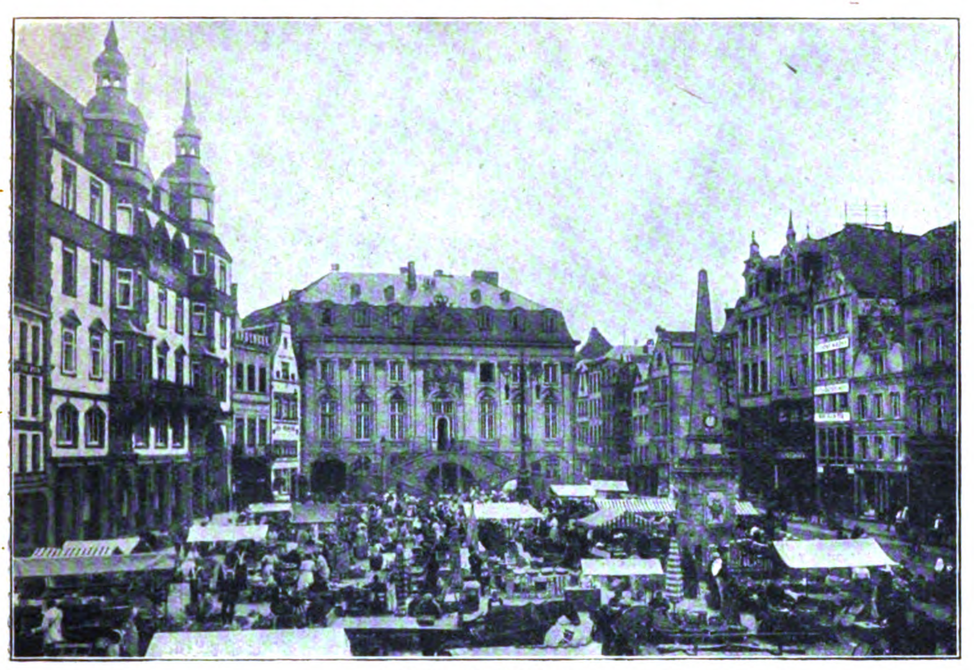
Nachfolger Clemens August (1723—1761). Sie bauten sich ein Schloß, gleich 580 Meter lang, als wollten sie Nachlaufen darin spielen mit ihren sämtlichen Untertanen. Steht man im Hofgarten vor der kolossalen Front, dann kann einem schwindlig werden vor so viel Wissenschaft, die nun in seinen Räumen untergebracht scheint, denn aus dem kurfürstlichen Prunkschloß ist die rheinische Alma mater geworden, von Friedrich Wilhelm III. 1818 der Stadt geschenkt.

Vierzig Jahre lang haben die beiden Kurfürsten an dem Schlosse, einem der größten des Rheinlandes, bauen lassen. Anschließend daran erhebt sich das spielerisch prunkvolle »Koblenzer Tor«, in dem zu Beethovens Zeiten die Oper eingerichtet war, in dem dann später auch der Generaldirektor der Königlichen Gärten in Berlin, der Gärtner Deutschlands, Peter Josef Lenné, wohnte, in dem heute die von Staub und Gelehrsamkeit gleichermaßen beschwerte große Universitätsbibliothek untergebracht ist. Zwischendurch aber baute ihnen ihr Baumeister Leveilly noch ein Rathaus auf den Marktplatz, hinter dem man in seiner spielerischen Eleganz eher einen Tempel galanter Abenteuer vermutet als das gestrenge Asyl der hohen Stadtobrigkeit. Um die Fontäne vor diesem Rathause tanzten im Herbst 1794 die abgerissenen Sansculotten, merkwürdig genug bekleidet mit Schoßröcken, Bauernkitteln oder Frauenmänteln, in zerrissenen Schuhen, Pantoffeln oder am einfachsten barfuß, und verkündeten die neue Freiheit. Nicht weit davon hielt im November 1811 auch Napoleon eine seiner glänzenden Kavallerieparaden ab. Noch heute kann sich der Mond nicht genug wundern über das einzig Amouröse dieses Rokokomarktplatzes, wenn er in seinen vollen Nächten ein wenig angeheitert, wie er dann zu sein pflegt, über die Sternstraße gezogen kommt, um im Basaltbruch des Siebengebirges, aus dessen Gestein der Kölner Dom errichtet ist, sein Räuschlein auszuschlafen.



Universität

Ja, nicht genug damit, Kurfürst Clemens August ließ sich noch ein zweites Schloß in Poppelsdorf bauen, zu dem ihm der Herrgott selber als dekorativen Hintergrund die spitze Kuppel des Kreuzberges hingestellt hatte. Vier Reihen mächtiger Kastanienbäume bilden zu diesem Schloß heute noch eine lebendige Parade grüner Hoflakaien in dem prächtigen Livreeaufputz ihrer weißen Kerzen. Jene sagenhaft berühmte Poppelsdorfer Allee, in der einst die Kapelle der blauen Königshusaren allsonntäglich zu kurzem Flirt und langem Frühschoppen aufspielte. Cle-



Markt mit Rathaus

mens August hatte diese Allee angelegt und sie unter den besonderen Schutz von Damen und Kavalieren seines Hofstaates gestellt, die über die einzelnen jungen Bäume eine Art Paten-



Arndt-Denkmal

schaft übernehmen mußten.

Bonn ist die Residenz ohne Kurfürst geblieben bis auf den heutigen Tag. Eine Stadt der Gärten und Museen. Eine Stadt der Spiönchen an kleinen Balkönchen, von denen aus man gern und ein bißchen ungeniert in Gevatters Wohnzimmerchen gucken möchte.



Grabdenkmal für Robert und Klara Schumann auf dem alten Friedhof in Bonn

Aber auch eine deutsche Stadt, die heute widerhallt vom Marschtritt französischer Soldaten, die heute gedrückt liegt hinter dem Stacheldraht des alten Erbfeindes. Auf dem »Alten Zoll« in Bonn am Rhein erhebt sich des Ernst Moritz Arndt ehernes Standbild, und am Sockel kann man die Worte lesen: »Der Gott, der Eisen wachsen ließ ...« Und der ehemalige Dozent der Bonner Alma mater steht da oben, als wolle er seinen geliebten Rhein segnen, die Rechte leise vorgestreckt, hochgereckt, als spräche er zugleich zu Tausenden Unsichtbaren wie im Traum: »Der Gott, der Eisen wachsen ließ ...«

Nun haben sie auch die Trikolore auf der Rheinbrücke gehißt und auf dem Palais, das als Bonner Student einst der ehemalige Kronprinz des Deutschen Reiches bewohnte. Und tagsüber und spätabends schicken sie Patrouillen farbiger Truppen den Rhein entlang mit aufgepflanztem Bajonett. Aber die sehen immer nur auf die Erde und niemals hoch zu den Sternen. Und also bemerken sie auch nicht, wie vom Alten Zoll her einer spöttisch auf sie hinabsieht: Die da unten tragen zwar Eisen, sind aber dennoch Knechte.

Rheinbrücke



Poppelsdorfer Schloß. Vorderansicht

Und manchmal tief in der Nacht, wenn nur der Wind mit den Wellen raunt, wenn der Mond wie ein ewiges Wachtfeuer am Himmel brennt, wenn die sieben Berge, von blauen Wolken zugedeckt, zu schlummern scheinen, dann steigt er wohl heimlich von seinem hohen Sockel herab, der Ernst Moritz Arndt, und lehnt sich gegen die steinerne Brüstung der hohen Bastion, blickt starr und gläubig in die dunkle Nacht und wartet auf ein Morgenrot, das dennoch kommen wird, und es ist, als hörte man es durch eherne Lippen ehern sprechen, daß es klingt wie ein Schwur: »Du Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!«

Snei

Snei, Snei, Snei,
Snei, wohen ick feil!
Up dei Däcker, up dei Straaten,
Up dei Wischen, up dei Saaten,
Plustrig sitt ein Kreih
Swart in witten Snei.

Snei, Snei, Snei,
Busch un Boom vull Snei!
Liggt so dick up all dei Twiegen,
Geelgösch deed den Snuppen kriegen,
Süfzt: »Wir't doch irst Mai,
Nu is allens Snei!«

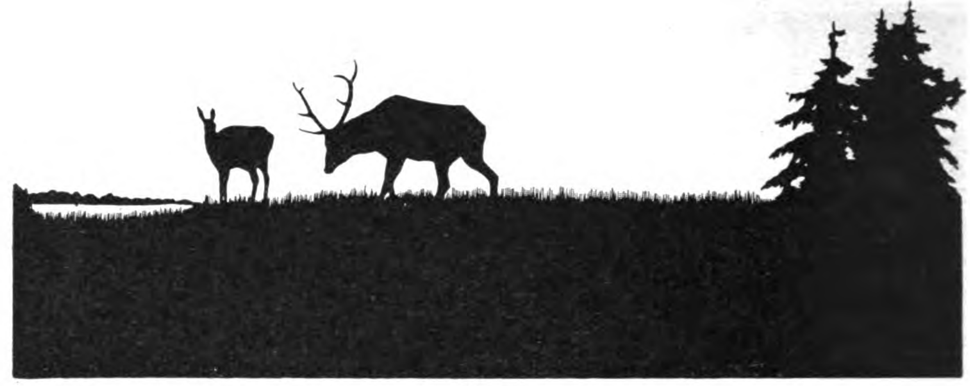
Snei, Snei, Snei,
Klüüten deiht nich weih,
Doch dei Dierns, dei mütt't sick wohren,
Süh, door fangt ein an tau rohren,
Smeet ehr ein mit Snei,
Deed ehr doch woll weih.

Snei, Snei, Snei,
Sleedenfohrt, ei weih!
Klingelsleeden, achterhacken
Un doorbi taulezt versacken
In den deipen Snei,
Rinn bet an dei Knei.

Snei, Snei, Snei —
Backt hüüt fien dei Snei!
Kiek't doch, wo s' den Sneimann bugen,
Sparling ward em woll nich trugen
Un ok nich dei Kreih,
Un is doch man-Snei.

Snei, Snei, Snei,
Snei, wohen ick seih!
König Winter hett't Regier'n,
Lett dat düchtig snien un frier'n,
Hermelin dreggt hei,
Hermelin von Snei.

Gustav Ritter-Grabow



Äsung

Scherenschnitte von Curt Naujoks

Gut ein Jahr mag es jetzt her sein, da kam eines Morgens ein junger Herr auf unsre Schriftleitung und forderte, auf eine gewichtige Mappe pochend, mit dem Selbstbewußtsein des Goethischen Bakkalaureus (für das mir, je älter ich werde, desto mehr Verständnis wächst; 5. Mose 33, 25), wir müßten uns seine Scherenschnitte »ansehen« — was natürlich so viel heißen sollte wie veröffentlichen und besprechen. Wer so viel über Silhouetten gebracht habe wie die »Monatshefte«, der sei vor Gott und der Welt verpflichtet, einem Strebenden wie ihm in den Sattel zu helfen. Daß er reiten könne, werde er uns bald beweisen — und damit hatte er die Mappe auch schon aufgeschlagen.

Zunächst ein paar gleichgültige Blätter, wie sie den geschickten Händen dilettierender junger Damen wohl auch gelingen. Der Widerstand einer überlaufenen Schriftleitung regte sich nun doch. Ich fing an von der »Ungunst der Zeit« und der »Überfülle der Vorräte« zu reden, um schonend zu dem Nein überzuleiten. Aber plötzlich wandelte sich das Bild und mit ihm der künstlerische Eindruck. Was da zum Vorschein kam, war nichts Geläufiges und Hergebrachtes mehr, zeigte selbständige Erfindungskraft und eignen Charakter. Zumal ein paar äsende und schreiende Hirsche fesselten den Blick durch die Naturwahrheit ihrer Erscheinung, mehr noch durch die organische und stilsichere Einordnung in die Landschaft, durch die bildhafte Gestaltung des Gesamteindrucks. »Woher haben Sie das?« — »Unmittelbar aus der Natur! Das heißt nicht aus einmaliger naturalistischer Beobachtung, sondern aus der Komposition, der Zusammenschweißung mannigfacher, immer wieder aneinander nachgeprüfter und korrigierter Einzelbeobachtungen, aus denen ich im stillen das Resultat oder darf man sagen: die Wurzel gezogen habe.«



Der weiße Hirsch

Wir machten eine Pause und überlegten, ob man sich nicht damit begnügen solle, vorerst ein paar dieser Wildbilder zu bringen, da sie ja doch wohl die Spezialität des Herrn ... »Ja, darf ich noch einmal um den Namen bitten?« — »Naujoks, Curt Naujoks.« — »Nun, da erzählen Sie erst mal von sich persönlich. Wie alt, woher und wohin, wie Sie zum Scherenschnitt gekommen sind, was Sie daran

hauptsächlich anzieht, von wem Sie gelernt, wie Sie sich entwickelt haben.«

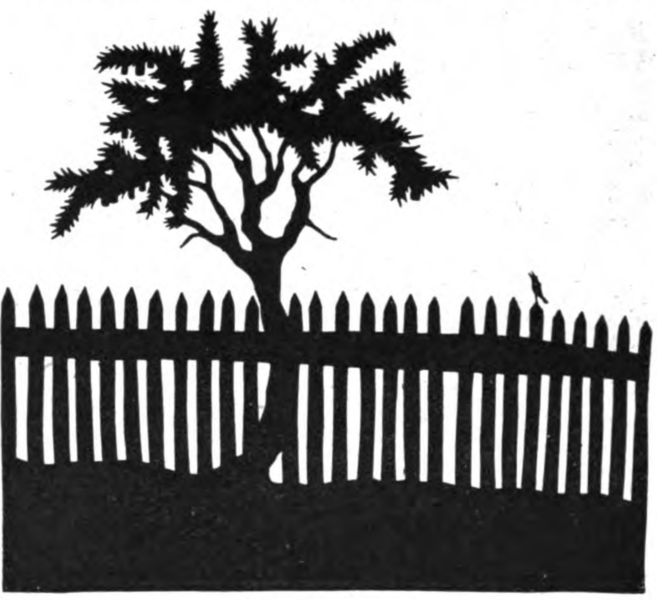
Und er berichtete »Ich bin — erschrecken Sie nicht! — geborener Berliner.« — »Warum erschrecken? Karl Fröhlich, der die zierlichen Jagdszenen geschnitten hat, war auch aus Berlin.« — »Ja, aber Konewka aus Greifswald, Philipp Otto Runge aus Wolgast und Luise Duttenhofer aus Waiblingen.« — »Was wollen Sie damit sagen?« — »Nun, ich meine so ungefähr: je kleiner die Stadt, desto näher hat man's zur Natur. Und darauf kommt es doch an. Ich freilich glaube den Weg zu ihr auch aus dem Millionenpferch Berlin gefunden zu haben. Solange ich denken kann, riß es mich förmlich zu ihr hin. Und glückliche Umstände fügten es, daß sich meine ganze Kindheit bis zum fünfzehnten Lebensjahr in der freien Natur entwickeln durfte. Nichts Schöneres konnte es für mich geben, als nach und nach, gleichsam zum erstenmal, ihre Lebewesen, große und kleine, zu entdecken und jedes einzelne in seinen Gewohnheiten zu belauschen. Ans Zeichnen dachte ich damals noch kaum; mir genügte es, die Naturbilder still mit mir herumzutragen, sie als ein Heiligtum zu hüten. Erst zwischen 1912 und 1913 fing ich an, mich ernster und überlegter als Zeichner oder, wie ich damals noch meinte, als Maler auszubilden. Ein wenig nach Anleitung, aber im Grunde doch mehr autodidaktisch als durch regelrechten Unterricht. Tiere hatten es mir von vornherein und vor allem angetan. Aber da erkannte ich bald, daß ein Zeichner, nicht ein Maler aus mir werden wollte. Die erste Mappe, die ich im Berliner Zoologischen Garten mit Tierstudien füllte, enthielt fast nur Umrißzeichnungen; die Farbe, und auch nur immer die Hauptfarbe des Tieres, war erst hinterher eingetragen worden, also eigentlich nur Zusatz, nichts Gewachsenes. Ganz von selbst kam ich so zum Schattenriß. Als Achtzehnjähriger — geboren bin ich 1898 — zeichnete ich dann eine Reihe Silhouettenbilder für ‚Zeit im Bild', die als Titelblattschmuck Verwendung fanden und mich mit den Grundbedingungen des Drucks und der graphischen Wirkung bekannt machten. Kurze Zeit darauf, gerade neunzehnjährig, zog ich nach knapp bemessener militärischer



Schreiender Hirsch



Auf dem Wechsel



Der Gartenzaun

Ausbildung ins Feld, im wahrsten Sinne des Wortes Zeichenstift und Skizzenbuch mit Gewehr und Tornister vertauschend. Denn im Gegensatz zu so vielen andern meiner Künstlerkameraden im Felde fand ich da draußen nichts, was mich zum Zeichnen anregte; das Idyllische saß mir noch zu tief im Blute. So kehrte ich um Weihnachten 1918 heim, mit leeren Taschen, mit einem mich nach den rauhen Erlebnissen und Strapazen des Felddienstes ganz und gar ausfüllenden Ruhebedürfnis. Ein volles Jahr verging, ehe ich mich wiederfand, ehe ich mich zu neuem produktivem Schaffen aufzuraffen vermochte. Da erschien die Silhouette, jetzt der Scherenschnitt, nicht mehr die Umrißzeichnung, als meine Retterin, die mich auf die alte Bahn zurückführte. Ich hatte das Glück, in einer Kunsthandlung des Berliner Westens eine eigne kleine Ausstellung dieser Schnitte veranstalten zu können, und wenn ich dann

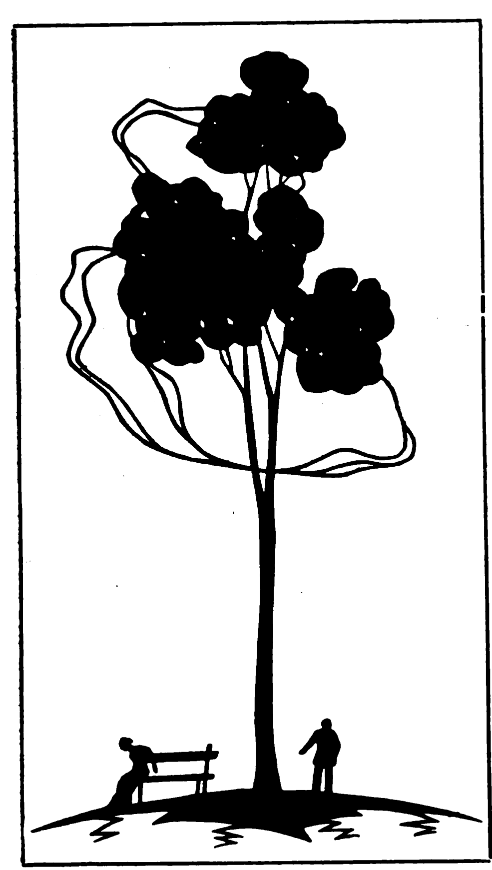


Grasmücke

auch wohl noch wieder vorübergehend bei der Radierung und bei der Steinzeichnung eingekehrt bin, meine eigentliche Liebe gehörte fortan doch dem Scherenschnitt. Bis zum Frühjahr 1921 füllte ich ganze Mappen damit, und als ich dann — vielleicht mittelbar durch Runges berühmte Pflanzen- und Blumenschnitte, unmittelbar aber von Johanna Beckmann angeregt — über die Tierwelt hinaus zu Blumen, Kräutern und Gräsern kam, auch hier von Einzeldarstellungen bald zu bildmäßigen Kom-



Steinadler



Streit

positionen übergehend, da wußte ich, daß es mir an Stoff, Mannigfaltigkeit und Abwechslung nicht fehlen werde.«

Inzwischen hatten wir gemeinsam in der dickbäuchigen Mappe weitergeblättert, waren von den Hirschen, die in der Umriß- und Raumbehandlung schon eine freier und freier werdende Beweglichkeit zeigten, zu dem sauberen Gartenzaun mit dem übermütig aus voller Kehle quinkelierenden Finken gekommen, hatten die nach dem Schmetterling lüsterne Grasmücke, den durch Rohr und Binsen stelzenden Kiebitz und den auf noch kahlem Birkenzweig sein vorzeitiges Frühlingslied zwitschernden Starmatz als besonders gut gelungene Blätter beiseitegelegt und näherten uns nun den größeren, monumentaleren Blättern: dem Steinadler auf seinem Felsenhorst, den Schwänen auf dem Wasser, die — im Gegensatz zu der geschmeidigen »Tänzerin« — in ihren Umrissen wohl etwas hart geraten sind, die gleitende Schwimmbewegung dieser Vögel der Venus und der Walküren aber durch die zitternde, geflammte Wasserfläche verblüffend echt wiedergegeben — und was dergleichen Darstellungen mehr waren.

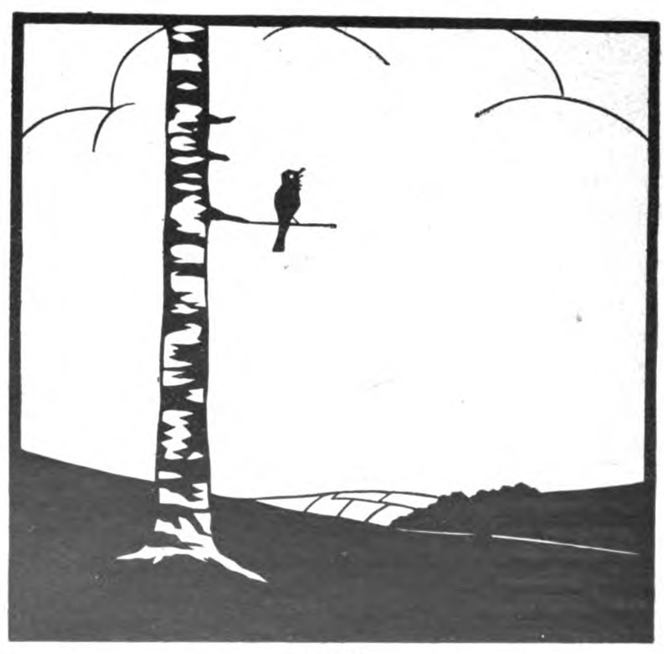
»Ja, die Flächen- und Schwarzweißwirkung,« nahm Naujoks nun wieder das Wort, »die gewann für mich bald einen ganz eignen zauberhaften Reiz. Ich habe mich bemüht, dort, wo es angeht, die reine Silhouette aufzulösen, um so allein mit der Schwarzweißwirkung Ähnliches auszudrücken wie durch ein gezeichnetes oder ein gemaltes Bild. Und es scheint mir wichtig, das mit der Schere zu erreichen, da die Bildwirkung dann geschlossener wird als bei der gezeichneten Silhouette, hängen hier doch die Teile, aus einem Stück gefertigt, inniger zusammen als bei der Zeichnung, wird doch die Schere, obgleich sie im Grunde auch nur wie der Zeichenstift eine Verlängerung der Hand



Kiebitz



Landschaft



Frühling

und der Finger ist, durch den heilsamen Widerstand, den sie am Papier findet, zum Charakterhaften geradezu gezwungen.«

Als Belege dafür breitete der Künstler seine Landschaften vor mir aus, und wenn ich einiges darunter auch nicht rein und streng genug im Stil fand, so hoben sich doch zwei, die Föhrenlandschaft und die »Mittagssonne«, als groß gesehene und frei gestaltete Darstellungen heraus, die ich anerkennend oder bewundernd gelten lassen mußte.

Immerhin machte ich nun doch meine Einwände. Die Vermischung von Zeichnung und Schattenriß, der Wettbewerb der Schere mit dem Zeichenstift, auf den sich manche zumal unsrer modernen Silhouettenkünstler so viel zugute tun, hat mir nie recht

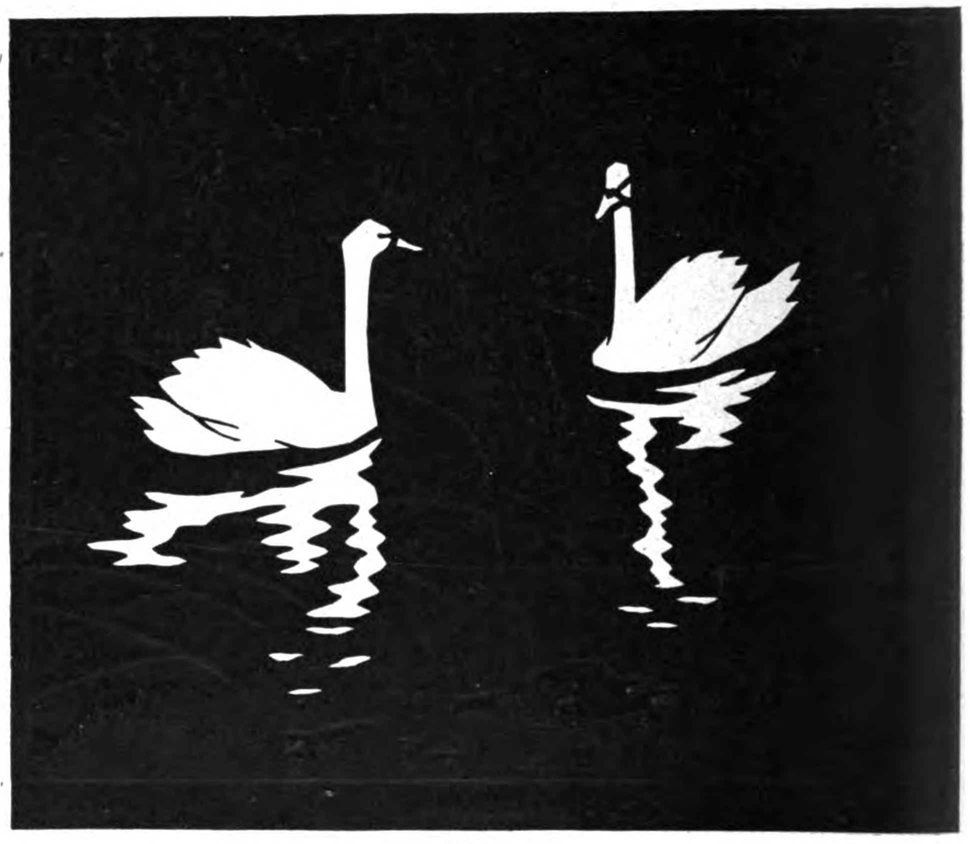


Mittagssonne

in den Kopf wollen. Alle Kunstübung sollte den Respekt vor den natürlichen Bedingungen ihres Instruments als Grundlage und Ausgangspunkt ihres Schaffens gelten lassen. Die Kunst des Ausschneidens beruht auf einem ganz besondren Sinn für das rasche und sichere Erfassen und Nachbilden der Formen und des Umrisses. Daß gerade die besten Silhouetten geschnitten, nicht gezeichnet, auch nicht vorgezeichnet werden, ist gewiß kein Zufall. Das geschnittene und auf eine Unterlage gelegte Bild hebt sich von dieser energisch ab und gewinnt dadurch eine lebendigere, zuweilen sogar geradezu plastische Wirkung, namentlich wenn der etwas abstehende Ausschnitt auf die Unterlage einen leichten Schatten wirft. Selbst die schwarzen Porträtköpfe des 18. und des beginnenden 19. Jahr-



Tänzerin



Schwäne

hunderts wurden, auch wenn sie mit Tusche auf weißes Papier gemalt waren, oft noch ausgeschnitten und dann eigens wieder aufgesetzt. Der Hauptgrund für das Schneiden liegt aber in der ganz andern Materialbehandlung, die eher der Arbeit des Bildhauers verwandt ist als der des Zeichners. Auch im Druckbild wird die geschnittene Silhouette von der gezeichneten meist ohne große Mühe zu unterscheiden sein, der Schnittcharakter ist und bleibt nun mal ein Teil der eigentümlichen Schönheit der Silhouette. »Sehen Sie,« sagte ich zu dem freundlich zuhörenden und beifällig nickenden Künstler, »sehen Sie sich daraufhin einmal ein den Stoff historisch darstellendes Silhouettenwerk durch, etwa Martin Knapps Buch ‚Deutsche Schatten- und Scherenbilder aus drei Jahrhunderten'.«

In Naujoks schier unerschöpflicher Mappe fehlte es auch für diese Theorie nicht an Belegen, nicht in negativem und nicht in positivem Sinne. Und er verhieß, in kurzem eine neue Mappe zu bringen, eine mit Pflanzenstudien. Aber zu diesen Pflanzenstudien mit ihrem Kleintierleben, denen Naujoks im letzten Jahre seinen stetig an sich arbeitenden und feilenden Eifer zugewendet hat, ließ ich mich nun doch nicht mehr verlocken. »Genug, übergenug fürs erste! Mehr als sechs, höchstens sieben Seiten kann ich nicht für Sie freimachen. Aber ich weiß, Sie werden weiterarbeiten und wiederkommen. Bis dahin: leben Sie wohl und gut Glück für Ihren weiteren Weg! Der kleine Einführungsaufsatz, um den es sich zunächst nur handeln kann, ist fertig.« F. D.

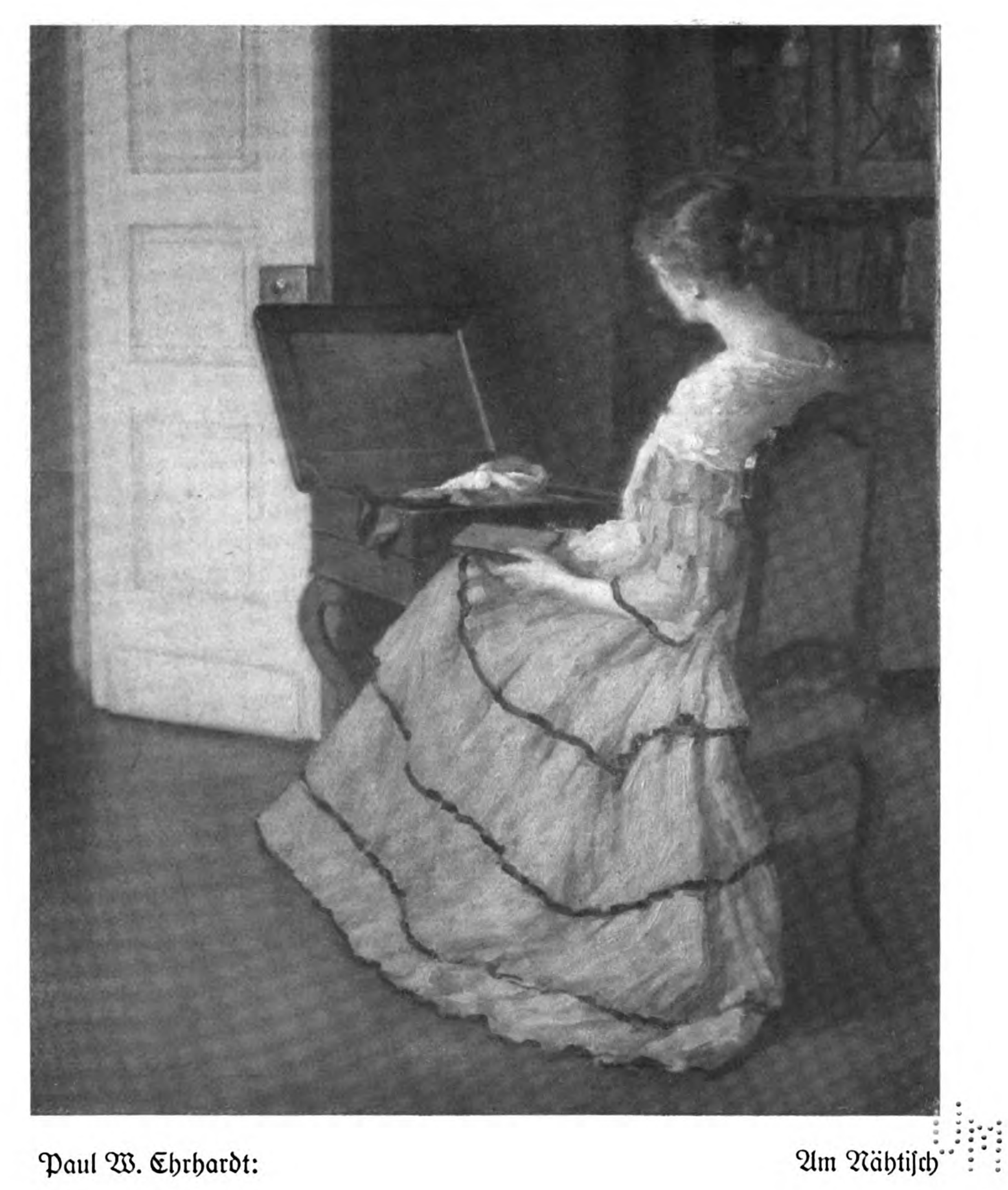
Am Abend

Von deinen Küssen träum' ich,
Wann bricht die Nacht herein;
Die Arbeit all versäum' ich
Und steh' und denke dein.

Jetzt steigen auch die Sterne
Bei dir zum Himmelsrand,
Ich fühle aus der Ferne
Den Druck von deiner Hand.

Auch deine Augen hangen
Jetzt an des Mondes Rund ...
Ein tiefes Deinverlangen
Geht durch die stille Stund'.

Gunda von Freytag-Loringhoven



Paul W. Ehrhardt: Am Nähtisch

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1923

Der Ring

Aus dem Tagebuche eines Schulmeisters

Von Rudolf Becker

16. September.

Wenn es möglich ist, daß die Gedanken unsers wunderlichen Kopfes und die Pulsschläge des Herzens einem Ereignis vorauseilen und sich zuvor an seiner Süßigkeit oder Herbe berauschen, so ist es mir heute geschehen. Als ich am Nachmittag im Schreiben unterbrochen wurde, wußte ich, daß mir eine Sorge oder Enttäuschung entgegenkam. Und aus allen Worten der schlichten Frau fühlte ich etwas heraus, das mich selber anging und mich Stolzen in seine Not mit hineinreißen konnte.

Die Straße, die sie mich führte, war ich seit langem nicht gegangen, und etwas traumhaft Neues lag um die Häuser, die einfacher und steifer wurden, je mehr wir uns von dem Stadtinneren entfernten. Um das Gefühl der Fremdheit dieser stillen Frau gegenüber loszuwerden, ließ ich mir die kurze Leidensgeschichte noch einmal erzählen: Eva hatte seit zwei Wochen mit einer Erkältung gekämpft, ohne das Übel recht ernst zu nehmen. Auch die Mutter war ohne Sorge gewesen. »Aber gestern morgen«, so meinte sie, »riet ich ihr, zu Hause zu bleiben, weil sie über Kopfschmerzen klagte. Sie hörte nicht auf mich. Und statt sich wenigstens am Nachmittag hinzulegen, ist sie Stunde um Stunde draußen herumgelaufen. Da ist es denn so schlimm geworden, daß ich noch am Abend den Arzt holen mußte.«

»Hier sind wir,« fuhr sie mit einer Wendung zu der niedrigen Tür eines Hauses fort und öffnete. Als ich aber im Hereintreten fragte: »Und wie sind Sie gerade darauf gekommen, mich zu holen? Hat sie es selber gewünscht?«, da hielt sie etwas unbeholfen und erschrocken zurück: »Das müssen Sie schon verzeihen, Herr Doktor! Sie sprach im Fieber immer von Ihnen, lauter dummes und verwirrtes Zeug. Ich bin nicht daraus klug geworden. Aber so viel merkte ich, daß sich ihre Gedanken nicht von einem Erlebnis lösen konnten, in dem Sie standen. Das quälte sie nun. Und sie wollte offenbar mit Ihnen sprechen.«

Ein Weilchen standen wir in dem dämmerdunklen Wohnzimmer. Bis hierher hatte sich die arme, gequälte Frau gut zusammengenommen. Nun, da sie sich ringsum von der Trostlosigkeit des totenstillen Zimmers umgeben fühlte, ging ihre Fassung zu Ende, und Tränen kamen ihr ins Auge. Ich hatte mich während des ganzen Weges hierher gegen den Schmerz dieser Frau verhärtet und merkte nun doch, wie ihr Leiden zu mir herübergriff, als sie stockend begann, mit der Angst dessen, der einem Fremden den Blick in die eigne Pein verschließen möchte, ohne doch seine hervorquellenden Worte zurückhalten zu können: »Dann kam der Arzt heute früh wieder. Der Doktor Keil, den Sie wohl auch kennen. Man weiß ja nie genau, in so schweren Fällen, wie die Ärzte denken. Die ganze Wahrheit sagen sie nicht. Aber daß er nicht mehr viel hofft, merkte ich doch deutlich.«

Bei diesen Worten überfiel sie ihr Kummer mit solcher Heftigkeit, daß der ganze, von der durchwachten Nacht ohnedies erschöpfte Körper wie von inneren Händen geschüttelt wurde.

Ich stand hilflos neben ihr, quälte mich nach einem gütigen Wort ab für den großen Schmerz, den ich vor mir sah, und fand doch keins. Aber vielleicht erwartete die Weinende auch nicht mehr von mir als Schweigen, und so überrannten sich endlich ihre Sätze, nachdem der erste Krampf des Weinens vorüber war.

Was sie dann alles in der Hast, mit der Beichte zu Ende zu kommen, hervorwühlte, zeigte mir das alte graue Bild von Not und Tod. Der Vater stirbt früh an einer Lungenkrankheit. Die Mutter muß das Geld für sich und das Mädel verdienen in eintönigem und freudlosem Mühen. Jedes Kleid für die Kleine und jeder Schuh muß erkämpft werden durch Nachtwachen. Dann kommt das Kind — nicht wie es vielleicht besser gewesen wäre, auf die Volksschule, sondern zu uns, weil es der Vater so gewünscht hatte. Ich habe ihn nicht gekannt, aber nach der kurzen Erzählung weiß ich's, er würde dreimal die ärmste Volksschule segnen, wenn er wüßte, daß die hagere Frau dann etwas weniger zu hasten brauchte. Doch das Wort, das er früher ohne rechtes Nachdenken hingesprochen hat, ist zum Heiligtum geworden. So steht denn ein scheues, fremdes Kind zwischen einer verhärteten Mutter, von der sie wohl manches böse Wort hört — was hilft's, daß es nicht böse gemeint war? —, und den Mädels in der Klasse, die in ihrer unschuldigen und manchmal wilden Lebensfreude nicht recht zu ihr passen. Armes Ding! Wie dankbar konntest du immer blicken, wenn ich freundlich zu dir war und dir einmal mehr half als den andern, und wie leuchteten deine Augen auf, wenn ich dir die Hand gab!

Und nun, wo es zu spät ist ... Aber ist es denn zu spät? Vielleicht geht das alles vorüber und bleibt in der Erinnerung wie ein wilder, leerer Traum. Wir müssen dem Arzt glauben: Niemand hat das Recht, einen Menschen verloren zu geben, solange noch ein Funken Leben in ihm ist. Denn hinter uns steht ein Größerer, der den Brand aus dem Funken wieder wecken kann. —

Es ist schon spät, und meine Wirtschafterin wünscht mir mit einem etwas unzufriedenen Blicke eine gute Nacht. Was heißt das nun,

eine gute Nacht? Wenn in so vielen Stuben, vielleicht dicht neben mir, das Elend lauert? Wird nicht gerade jetzt, indem ich dies niederschreibe, dort drüben der dunkle Mann mit dem harten ruhigen Blick ins Zimmer treten und seine Beute heischen? Ich weiß, du sträubst dich nicht, kleine Eva; du wirst seine Hand ergreifen wie die des Bruders, der dich zu einem Wege ins Freie abholt. Und seine Stimme hat nichts Angstigendes für dich. Aber gerade, daß es so ist, daß deine Jugend nicht mit tausend Fasern an dieser Erde hängt, auf der du noch nicht heimisch warst, gerade das ist das Elend. Daß niemand und nichts dir die Liebe wiedergegeben hat, die damals dein Vater mit sich nahm, als er von dir ging! Uns Menschen ist eins geschenkt worden, daß wir im Wiedergeben und Pflegen einander durchs Leben helfen sollen: die Liebe. Und du hast nicht teilgehabt an ihr.

So werde ich dich immer liegen sehen, wie ich dich heute fand, die Augen nach dem Freien gerichtet, als suchtest du da draußen etwas. Sie hatten die Fenster noch weit offen, obgleich die Abendkühle schon hereinbrach. Im Dunkel konntest du uns nicht erkennen, als wir das Zimmer betraten. Das alles ist noch so deutlich vor mir: der niedrige Tisch mit der Lampe, die wir dann anbrannten; sie hatten eine dunkle Schürze darüber gehängt, damit dich der Schein nicht blenden sollte. Vor dem Bette, in dem bequemen Stuhl die Nachbarin, die auf uns gewartet hatte, und neben ihr Schalen und Flaschen mit der Medizin. Und das Kind in den Kissen, blaß und so wehevoll blickend, als sei es einer Freude nicht mehr gewärtig. Nun hatte man mich geholt und geglaubt, ich könnte das traurige Gesicht noch einmal lächeln machen. Aber auch diese Freude sollte ihm nicht mehr kommen. War es nun Fieberwahn, oder wühlte der Schmerz der Krankheit in ihr? Einmal, ganz am Anfang, war es wie ein kurzes Aufleuchten auf dem kleinen Gesicht mit den dunklen Augen gewesen. Aber dann zuckte sie zusammen wie bei einer jähen Erinnerung, und ebenso plötzlich zog sie auch die schmale blasse Hand zurück, die ich in dem Augenblick, wo ich mich zu ihr setzte, an mich genommen hatte.

Sie haben dir so viel Hartes und Wehes getan, liebe kleine Eva. Was sollte ich dir anders bringen? — War es das, was du dachtest?

17. September, morgens.

Es ist über Nacht kalt geworden. Heute früh, als ich ans offene Fenster trat, fühlte ich mit einem Male den Herbst. Die Bäume mögen wohl auch schon gestern ein paar gelbe Blätter getragen haben, aber heute ist mir, als ob über alle Natur ein neuer Hauch von Farbe gegossen wäre. Macht das nun die plötzliche Kälte oder die Traurigkeit, die in mir liegt?

Abends.

Das Haus kam mir heute noch stiller vor als gestern. Es liegt so weit draußen nach der Grenze der Häuserwelt zu, daß man keinen Straßenlärm mehr kennt. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, sie nicht zu besuchen. Was war mir dieses Kind, dem ich nicht helfen konnte und das gestern fremder vor mir gelegen hatte als je? Aber irgend etwas trieb mich doch aus meiner Wohnung. Und jetzt sehe ich ein Glück darin, daß ich der Stimme gefolgt bin und nun vielleicht doch noch einen armseligen Tropfen Freude in den Kelch dieses Kindes gießen kann.

Kurz vor dem kleinen Hause traf ich mit Dr. Keil zusammen. Er hatte die kleine Patientin soeben besucht und war besorgt um ihren Zustand. »Wir Ärzte sind dieser heimtückischen Krankheit gegenüber hilflos. Man sieht dem Jammer zu mit gebundenen Händen und begreift, wie armselig all unser stolzes Wissen ist. Jetzt habe ich nun sechs solche Fälle, die alle fast gleich verlaufen: vier oder fünf Tage, und das Elend ist zu Ende. Na, die Eva ist ja noch jung. Vielleicht kommt sie doch durch.«

Als ich die Wohnung betreten hatte, hielt mich die Mutter im vorderen Zimmer fest, um mir wie gestern von dem Kinde zu sprechen. Das Wenige, was sie mir über die Kranke erzählte, ließ mich plötzlich alles in einem hellen Lichte sehen. Das Kind hatte von einem Ringe gesprochen, daß sie ihn nicht mehr in die Schule bringen dürfe, daß sie mir gram sei und mich nicht an ihrem Lager sehen wolle. Ihr selbst, so sagte die Mutter kopfschüttelnd, sei das Begehren unverständlich, denn noch gestern hätte sie oft nach mir verlangt. Sie wußte also wohl selber kaum, was sie wollte. Die bedrückte Frau empfand es als krankhafte, schwerverständliche Empfindlichkeit, und doch — das merkte ich ihr an — hätte sie, um die Erregung der Kleinen nicht zu steigern, ihren Wunsch gern erfüllt gesehen. Ich war innerlich bestürzt, suchte der geängsteten Frau über ihre Verlegenheit hinwegzuhelfen, und da Eva gerade zu schlafen schien — wir sahen sie von ihrer Zimmertür aus ruhig im Bett liegen —, so verließ ich das Haus. Die blasse Frau brachte mich bis an die Tür in bewegter und peinlicher Unsicherheit, daß sie mich so abweisen mußte, nachdem sie mich am Tage zuvor selber geholt hatte.

Nachts.

Die Gedanken lassen mich nicht zur Ruhe kommen, und aus allem Nachgrübeln über Evas Krankengeschichte rettet sich keine armselige Hoffnung in die stillen Trostgärten des Schlafes. Ich bin stumm geblieben auf die Ängste der Mutter und auf ihre Fragen: »Was meint das Kind mit dem Ring? Warum immer wieder der ‚Ring'?! Was mag in ihrer Seele sein?«

Es war wohl nicht Feigheit, daß ich schwieg. Denn erst jetzt begreife ich langsam, wie sehr ich selbst in das Schicksal des armen Kindes verstrickt bin.

Sie hatte ihren Schulplatz, der nun seit zwei Tagen leer ist, neben der niedlichen Grete L., einem verzogenen Kinde eitler Eltern, das sich stets gern in schimmernden Schmucksachen spiegelte. Eine Uhr trug sie an langer schmaler Goldkette um den Hals; und wenn andre einmal in Augenblicken der Ermüdung mit einem Federhalter spielten, so ließ sie ihre Finger zärtlich über die silbernen Ringe an ihrem Handgelenk hinweggleiten. Da das alles wohl mehr aus Gedankenlosigkeit geschah als aus dem Wunsche heraus, für etwas Besseres zu gelten, so hatte ich es ruhig geschehen lassen, konnte mich freilich nicht immer eines leichten Unbehagens erwehren, wenn bei ihr irgendwelche Bewegungen des jungen Körpers von einem leisen metallischen Klirren begleitet wurden. Sie selbst aber mochte es gern hören; sie sind ja jetzt alle in dem Alter, wo das Wachwerden im Menschen nach jedem äußeren Glanze hinhorchen läßt. Wer wollte sie darum schelten? Vorgestern nun, da die kleine Eva zum letztenmal in ihrer Bank saß — sie wurde wohl schon vom Fieber durchglüht, ohne daß wir einen Blick dafür hatten —, da geschah das Verdrießliche aus einem recht geringen und unbedeutenden Vorgange. Es war die letzte Unterrichtsstunde, ich hatte die Mädels mit einer etwas spröden, langweiligen Regel aus der Grammatik gequält — und mich mit. Jetzt lag über dem Ganzen jener leise Hauch der Ermüdung und der Gereiztheit, der so leicht eine Härte und ein böses Wort entstehen läßt.

Das scharfe Klirren eines Metalls riß plötzlich durch die Schwüle. Ich sah, wie sich Grete L. rasch nach dem Fußboden bückte, und erkannte, daß sie einen von ihren Ringen verloren hatte; der rollte durch das lange Zimmer und blieb dicht vor meinem Tische liegen.

»Ich bitte mir aus, daß ihr allen Goldkram zu Hause laßt! Eure Schmucksachen gehören nicht in die Schule! Behängt euch zu Hause, auf der Straße und wo ihr wollt mit diesem Zeug! Aber hier will ich's nicht wieder sehen!« Und als Grete, über und über mit Rot begossen, sich ihrem Platze zuwandte, kam der Ärger noch einmal hoch in mir: »Die Neger hängen sich Ringe sogar in die Nase! Fühlt ihr denn nicht selbst, was für eine Dummheit dazu gehört, sich den Körper mit Metallbrocken zu verschönen!«

Im Augenblick, wo ich das Wort heraus hatte, tat es mir leid, und in dem Bestreben, das Unrecht zu mildern, setzte ich mit einem Lächeln hinzu — denn aller Zorn war verflogen —: »Na, es ist nicht so schlimm gemeint. Ihr seht ja, ich trage selber einen Ring.«

Die Mädels waren offenbar erschrocken über meinen Ausbruch und schienen das Komische, das in dem Widerspruch lag, nicht zu empfinden. Grete L. stand verlegen und unschlüssig auf ihrem Platz, und da sie in dem Maße, wie sie bei mir die Heftigkeit schwinden sah, sich selbst sicherer fühlte, so bemerkte sie schließlich leise: »Der Ring war aber gar nicht von mir!« Und damit gab sie ihn zu Eva hinüber, die stumm und ohne sich zu rühren auf ihrem Platze saß. Da fühlte ich mit einem Schlage, daß ich am unrechten Fleck aufgebraust war; denn mein ganzer Zorn war eigentlich nur gegen Grete L.s Eitelkeit gerichtet gewesen. Und doch wollte ich mein Wort in dem Gefühl, daß immerhin ein Funken Wahrheit in ihm gewesen war, nicht zurücknehmen. Oder war es noch etwas andres? Im Inneren hatte ich schon immer eine besondere Neigung zu der kleinen und so selten frohen Eva gehabt. Wenn ich jetzt mein Urteil, das allen gegolten hatte, ihr zuliebe umwarf, war es nicht das, was die Kinder »bevorzugen« nannten? Also mochte sie den Rüffel hinunterschlucken; gerecht wollte ich bleiben. Im ganzen legte ich auch dem Vorfall keine Bedeutung bei. Die Stunde war ohnedies bald zu Ende, und am folgenden Tage hatte ich alles halb vergessen. —

Warum konnte mir das geschehen, daß ich die Not dieses jungen Lebens nicht begriff, daß mir über dem Treiben des Alltags fast jedes Wort dieser Stunde aus dem Gedächtnis schwand? Wem das Schicksal Kinder an die Hand gegeben hat, daß er mit ihnen den verschlungenen Weg in das große Leben der Erwachsenen finde, der soll ihnen mit immer neuer Liebe begegnen. Alles andre ist ihr untertan. Keine Gerechtigkeit und kein Verstand wird ihm dort helfen können, wo die Liebe sicher erkennt. Mag sein, daß ich mich bemüht habe, gerecht zu handeln. Das eine aber bleibt meine Schuld, daß ich nicht das Flehen einer leidenden Kinderseele nach einem Wort der Liebe und Rücksicht gefühlt habe, daß ich nicht sah, wie hier Gerechtigkeit zum Unrecht wurde. — — — — —

Die Nacht geht schwer und unergründlich weiter. Mein Blick begegnet, wenn ich ans dunkle Fenster trete, keinem Licht mehr auf der Straße. Draußen fällt eintöniger Regen, der so traurig stimmt. September!

18. September.

Heute schien nach zwei Tagen Nebel und Kälte wieder die Sonne ins Zimmer. Es ist, als wäre alles Traurige weniger schlimm und als müßte neben jeder Last irgend jemand stehen, der sie einem tragen hülfe. Ich habe der kleinen Eva ein paar Flaschen Wein und Eier bringen lassen. Vielleicht ahnt sie gar nicht, woher die Geschenke kommen. Wenn doch der Arzt recht hätte, daß solche Stärkung sie retten

könnte! Inzwischen habe ich den Mädels in der Klasse von der Kranken erzählt. Wir hatten das schöne Lutherwort gefunden: »Es kann mir nichts Schlimmeres in der Welt geschehen, als wenn mein Sohn Hensichen böse auf mich ist.« Da hatte ich sie bald dort, wo ich sie haben wollte, daß wir jeden kindlichen Schmerz und jede Kinderträne ernst nehmen müssen. Das Kind mag um eine Ursache leiden, die uns Großen nichtig erscheint, aber sein Schmerz ist darum doch ebenso bitter, wie wenn wir selber die Pein einer großen, wirklichen Not fühlen. Und darum sollen wir helfen, damit nicht der andre in seiner Qual allein stehe und vergebens nach Mitleid und Liebe suche. — Ich weiß nicht mehr, ob ich wörtlich so gesprochen habe, aber sie alle saßen stumm da und begriffen wohl, daß ich mich selber meinte mit meiner Anklage. Ich habe ihnen auch gesagt, daß Eva meinen Besuch nun nicht haben möge. Da kamen einige nach der Stunde und fragten, ob sie wohl ein paar Blumen hintragen dürften; vielleicht würde sich die Kranke darüber freuen. — Das mögen sie tun. Nur sollen sie nicht eher die Kleine sehen, als bis es Dr. Keil erlaubt hat. — Und auch du, Grete L.? Ich hatte dich schonen wollen und kaum angedeutet, wie du an dem Mißverständnis beteiligt warst. Aber du hast doch wohl alles herausgefühlt, und nun schlägt dir das heiße Rot der Scham in dein hübsches Gesicht. Nein, ich bin dir nicht böse, und die letzten Astern aus eurem Garten magst du der Freundin bringen. — — — — — — — — —

Die Angst, daß etwas Furchtbares geschehen könne, verließ mich nicht, und ein geringer Anlaß rief alle schlimmen Gedanken in mir herauf. Eine neue Schülerin sollte in die Klasse aufgenommen werden, und da kein Platz mehr frei war, so meinte der Direktor: »Zunächst kann sie ja auf dem Platz der kranken Eva bleiben, und morgen stellen wir eine neue Bank herein.« Wird das noch nötig sein? kam mir's in den Sinn. Nun warten schon andre darauf, daß sie überhaupt nicht mehr zurückkehrt. Und ein plötzliches Widerstreben faßte mich, den freien Platz schon heute zu besetzen. Es war mir, als riefe ich den Tod selber herbei: Komm doch, und tue es bald! So ließ ich Evas Platz frei und hieß das Kind meinen eignen Stuhl nehmen.

Abends.

Wie bin ich eigentlich an das Haus gekommen? Ich log mir selber vor, daß ich an die Luft gehen wollte. Vielleicht bin ich den geraden Weg gegangen, vielleicht erst durch ein paar andre Straßen getappt. Ich weiß es selber kaum. Aber wo ich nun alle Zusammenhänge ahnte, wo ich wußte, daß ich selber ihr wehe getan hatte, trieb es mich an das Bett. Wenn ein Wort der Liebe auch nur eine Minute oder den einzigen Augenblick eines verlöschenden Lebens mit Glück füllen konnte, so sollte es gesprochen werden.

Als ich dann in die enge Vorstadtstraße einbog, sah ich plötzlich dicht vor mir die kleine Grete L. mit einem großen Strauß violetter Astern. Wir gingen die paar Schritte zusammen und fanden die Mutter etwas frischer als das letztemal. »Die will ich ihr gern hineintragen,« sagte sie, indem sie die Blumen in ihren Arm nahm, »und sie wird sich sehr freuen. Du selbst komm lieber noch nicht mit, der Doktor möchte es nicht haben.« Und dann mit einem Blick und kurzem Händedruck zu mir: »Kommen Sie, bitte, es geht heute besser.«

Und da lag sie, genau so, wie ich sie vorgestern gesehen hatte. Der Oberkörper war etwas hoch gelagert und das feine Gesicht nach dem Fenster gerichtet, die Augen aber geschlossen. Wir waren leise hereingetreten. Als ihre Mutter die Blumen auf das Bett legte, griff sie danach und schlug die Augen auf. Da erkannte sie mich; aber es war wohl mehr Staunen als Erschrecken in diesem ruhigen Blick. Während ich ihr leise erzählte und Grüße brachte von ihren Freundinnen aus der Klasse — die ihr bisher kaum Freundinnen gewesen waren —, ordnete die Mutter hier und da das Krankenzimmer, stellte zurecht, wonach die Kleine etwa verlangen konnte, und ließ uns dann allein. Eva strich liebkosend über die Blumen, und ich sah dabei, daß sie den Ring nicht mehr trug, der neulich das Unheil angerichtet hatte. Da sagte ich ihr, was ich davon wußte, und bat sie, mir zu verzeihen.

»Wo hast du den Ring jetzt? Trägst du ihn denn nicht immer?« Da traten ihr Tränen in die Kinderaugen, und sie suchte unter ihrem Kopfkissen nach einer kleinen flachen Schachtel. In der lag der Ring, ein schlichter Goldreif, mit einem armen blauen Steine: »Ich habe so viel geweint, daß ich ihn nun nicht mehr tragen durfte. Und wollte ihn doch immer bei mir haben. Denn er ist von Vater.«

Ich streichelte leise ihre Hand, aus der die Blumen gefallen waren und die nun den kleinen Ring umschlossen hielt.

»Eigentlich sollte ich ihn erst zur Konfirmation bekommen. Aber Vater war damals so krank, und an meinem fünften Geburtstage hat er ihn mir geschenkt. Am selben Tage noch ist er gestorben.«

»Und nun ist dir der Ring so lieb, daß du ihn immer bei dir behalten möchtest?«

Sie nickte schwach mit dem Kopfe, und die Trauer, die vorher ihr Auge dunkel und milde gemacht hatte, war einem heiteren Ernst gewichen: »Als Vater ihn mir gab, sagte er: ‚Solange du ihn trägst, sollst du an mich denken, der dich alle Tage geliebt hat. Tue ihn



Fritz Preiß: Damenbildnis (Frau Landrat S.)

nicht ab und denke, daß er dich immer schützen und dir helfen soll, als wäre ich selber bei dir zu deiner Hilfe.' Und wie es Vater gewollt hat, so habe ich getan. Der Ring ist nicht von meinem Finger gekommen, bis Sie es mir verboten haben. Da durfte ich ihn ja nicht mehr tragen. Aber ich habe ihn hier unter mein Kopfkissen gelegt, damit ich ihn immer fühlen konnte.«

Sie hielt ein wenig inne und wartete wohl, daß ich etwas sprechen möchte. Aber was hätte ich diesem Kinde, das alle Qualen eines verletzten Menschenherzens durchlitten hatte, sagen können?

»Ich bin immer bange gewesen,« fuhr sie nach einer Weile fort, »daß ich im Schlafe sterben könnte und käme dann ohne den Ring zu Vater. Aber ich habe zu Gott gebetet, er soll mich vorher noch einmal wach werden lassen, damit ich den Ring mitnehmen kann. — Und nun darf ich ihn immer behalten?«

Wenn sie meine eigne Tochter gewesen wäre, ich hätte sie in dem Augenblick nicht lieber haben können, wie sie durch Tränen hindurch glücklich lächelte. Ich nahm das zarte bleiche Gesicht in meine Hände und küßte sie auf die dunklen Augen. »Ja, liebe kleine Eva, nun darfst du ihn immer bei dir tragen.«

Und so haben wir nebeneinander gesessen, bis es dunkler und dunkler wurde. Ihre Hand lag in meiner, der kleine Kopf lag in den Kissen, die Augen waren ihr zugefallen, aber sie lächelte still vor sich hin. Und als die Mutter leise ins Zimmer trat, um Licht zu machen, schlief sie fest und ruhig.

20. September.

Ich habe den Tag und die bange Nacht an ihrem Krankenbette verbracht. Dr. Keil mag die Hoffnung nicht aufgeben. Oder sagt er auch mir die Wahrheit nicht ganz, weil er sieht, wie sehr ich selber nach seinem Trost verlange? Denn jetzt steht es ängstend vor meiner Seele, daß ich die Schuld an dem Zusammenbruch des Menschenlebens trage. Ich bin hart zu ihr gewesen, ich habe sie von mir gestoßen mit einem rohen Wort, das sie ins Innere traf. Erst jetzt begreife ich, mit welch tiefer Verehrung und Liebe dieses Kind an mir gehangen hat, da ihm sonst so wenig Freundlichkeit auf seinem Wege begegnete. Nun, da ihm auch diese Hand entzogen wurde, an der es sich mit aller Kindlichkeit festgeklammert hielt, nun, da es aufs neue alle Qualen der Einsamkeit fühlte, ging es den weiten Weg hinaus, um sich am Grabe des Vaters auszuweinen. Wie hast du gelitten, kleine Eva! — Das aber geschah an dem Tage, wo dich die böse Krankheit bereits gepackt hatte, wo eigentlich schon die ganze Sorge des Arztes dich behüten mußte.

21. September. Sonntag.

Ein klarer, lieblicher Sonnentag, in dem doch alle Traurigkeit des Herbstes schlummert! Wir fühlen noch einmal das warme Behagen des Sommers und wissen doch recht gut: wenn die Schatten der Nacht kommen — und sie kommen nun schnell genug —, so wird es kalt und weh um uns werden.

An diesem Tage bist du von uns gegangen, kleine liebe Eva, und nun fühle ich die Schatten der Nacht und die Not des Herbstes. Es half nichts mehr, wie auch der Arzt sich mühte, dich dem harten Tode zu entreißen. Seit gestern abend war das Fieber immer gestiegen, und wenn wir nicht alle stets um dich gewesen wären, so hättest du wohl schon den Morgen nicht mehr gesehen. Sie haben alles getan, was sie tun konnten. Doch schon, als dich in der Mittagsstunde der brave Dr. Keil zur Ader ließ, hoffte er wohl selber kaum noch. Aber du konntest nun leichter atmen und fandest Kraft und Besinnung genug, dich der vielen Blumen zu freuen, die deine Freundinnen dir überall in das Zimmer gestellt hatten. Wie gern wären sie selbst gekommen, dir die Hand zu drücken und ihre Liebe zu zeigen! Du hast sie wohl auch noch aus all diesen bunten Blumen heraus gefühlt, sonst hättest du das glückliche, tieftraurige Wort nicht sagen können: »Nun will ich nicht mehr sterben, sondern bei euch bleiben.«

Und dann kam die letzte bange Stunde, da dein Atem schwerer wurde, da deine Sinne sich verwirrten, und du dich bald in der Schule wähntest, bald zu Hause bei deiner armen Mutter — sie lag weinend über dein Bett gestreckt, aber du fühltest die Tränen nicht mehr, die auf deine Hand fielen. Auch zu deinem Vater führten dich deine Gedanken, denn ein paarmal sprachst du leise »Vater!« vor dich hin. Deine Seele eilte ihm entgegen. Sie wußte wohl nicht, ob sie sich ins alte Kinderland zurückgeträumt hatte oder vorausgeeilt war in die Welt, die uns aus Traum und Seligkeit keine Wiederkehr gibt. Und wie dein Atem kürzer und schwerer ging, so wurde dein Blick froher und leichter. Mit einem Lächeln auf den Lippen bist du eingeschlafen. Das war wohl das Glück des Wiedersehens, als du den Gruß deines Vaters hörtest.

Und um des Lächelns willen, in dem deine Güte über alles Leid und alle Not des Todes triumphierte, will ich das Erlebnis, das uns in Trauer zusammenführte, liebbehalten. Wie dieses Lächeln Erlösung war aus allem Schmerz der Erde, so wird es in meiner Seele fortleben und den müden Trost eines verlöschenden Abendrotes werfen auf die Armut des Alltags und die Not meiner Schuld.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Vom Kleist-Preis — Robert Musil: Vincenz oder Die Freundin bedeutender Männer — Leo Perutz und Hans Sturm: Zwischen neun und neun — Fjodor Karpoff: Emigranten — Emil Ludwig: Bismarck — Eugene O'Neill: Kaiser Jones — Max Jungnickel: Die Kirchpfennigs — Ernst Vajda: Die Dame mit dem Scheidungsgrund — Rudolf Lothar: Mexiko-Gold — Rudolf Presber: Señora — Heinrich Römer: Das tapfere Schneiderlein

Seit dem Jahre 1911 gibt es in Berlin eine Kleist-Stiftung. Das ist ein von Literaturfreunden unterstützter, von Dichtern, Schriftstellern und Kritikern verwalteter Verein, der aufstrebende und wenig bemittelte Dichter deutscher Sprache durch Verleihung von Ehrengaben in ihrem Schaffen ermuntern und fördern will. Da die Satzungen es vermeiden, aus dem Charakter des hohen Namenspatrons einen Maßstab für die Auszeichnungen herzuleiten, so darf sich auch die Öffentlichkeit nicht das Recht anmaßen, eine Parallele zu ziehen zwischen den Leistungen des Schutzherrn und der in seinem Namen Gekrönten. Auch wird die Gesamtverantwortlichkeit der Kleist-Stiftung für ihre Auszeichnungen schon dadurch einigermaßen gedämpft, daß sie Jahr für Jahr aus ihrer Mitte einen neuen Vertrauensmann wählt, dem allein die Verleihung des Preises obliegt: ein vielleicht nicht gefahrloses, aber jedenfalls aristokratisch-individualistisches Verfahren, bei dem sich eine Anlehnung an Kleists Weltanschauung nicht verkennen läßt. Diese innere geistige Übereinstimmung zwischen Namen und Verwaltung schien außerdem durch die ersten Anerkennungen auch programmatisch bestätigt zu werden. Wenn man als die Preisträger der Jahre 1912 und 1913 die Dramatiker Hermann Burte, den Dichter des »Katte«, Reinhard Sorge, den Dichter des »Bettlers«, und Hermann Essig, den ungezügelten, aber saftigen und lebenstrunkenen Lustspieldichter und Tragiker, fand, so sah man immerhin die Fäden, die sich von ihnen zu dem Dichter des »Prinzen von Homburg«, des »Käthchens« und der »Penthesilea«, des »Zerbrochenen Kruges« und des »Amphitryon« schlingen. Auch unter den Preisträgern der späteren Jahre begegnete uns noch manche sympathische und wertvolle Erscheinung des jüngeren Dichtergeschlechts, die man sich gut und gern in Kleists Strahlenkreis gefallen ließ, wie die Lyriker Oskar Loercke, Paul Zech und Kurt Heynicke, den Romandichter Leonhard Frank und den Dramatiker Dietzenschmidt, der mit seinen biblischen und legendarischen Dramen an die alten Mysterienspiele anknüpft. Um so mehr Verwunderung und Widerspruch erregte die Preiskrönung Hans Henny Jahnns für seinen »Pastor Ephraim Magnus«, ein wüstes Erotomanendrama, in dem sich alle Scheußlichkeiten und Widernatürlichkeiten knabenhafter Pubertät ein wahres Blocksbergstelldichein geben. Wenn es in der Begründung dieses Entschlusses hieß, Jahnn habe um so mehr eine Auszeichnung im Sinne der Stiftung verdient, als sein ungewöhnlich ernstes, unerbittlich schroffes und ekstatisch kühnes Drama der Mißdeutung und, was schlimmer wäre, der »Duldsamkeit« der Herzensträgen gefährlicher ausgesetzt scheine als vielleicht irgendeine andre Dichtung der Gegenwart, so wurde damit die selbstgefällig auftrumpfende Herausforderung des gesunden Bürgergeschmacks als die eigentliche Triebfeder dieser Auszeichnung nur noch unterstrichen. Und da konnte man sich nun doch des Gedankens nicht erwehren, daß mit dem »Kleistpreis« zuweilen ein das Andenken des Schirmherrn herabsetzender Mißbrauch getrieben werde, der, gelinde ausgedrückt, in unreifer Literatenweise einen bei Kleist mitlaufenden, aber untergeordneten und künstlerisch bezwungenen Nebenumstand zur entscheidenden und verfälschend betonten Hauptsache macht.

Diesen unglücklichen Verdacht abzuschwächen, ist bisher von der Kleist-Stiftung leider nichts Durchschlagendes geschehen. Auch bei der jüngsten Preisverteilung nicht. Diesmal war der Gekrönte Robert Musil, ein Mann Mitte der Vierziger, der, anfangs Techniker und Ingenieur, dann wissenschaftlicher Psychologe, erst verhältnismäßig spät in die Literatur gekommen ist: 1906 mit einem Roman aus den Pubertätsverwirrungen des Knaben-Jünglingsalters; 1911 mit einem Novellenbuch, das auf dem schmalen Grenzrain zwischen Psychologie und Physiologie in die erotisch-pathologischen Dämmerungen der Frauenseele einzudringen sucht; 1920 mit einem Drama »Die Schwärmer«, das vier Menschen auf der »Bettlerfahrt des Geistes durch die Welt« zeigt und gegenüber den »Bestimmten«, den Bewußten und Geklärten, die für alles gleich Worte und Begriffe haben, die sich rühmen, stets wahr und echt zu sein, den Triumph der andern, der »Unbestimmten«, Unklaren und Dumpfen feiert, die fühlen, daß alles nur so lange wahr ist, als man es — verschweigt.

Auf dieser feingeistigen Beobachtung armseliger Menschlichkeiten, die sich an die Philosophie unsrer Neukantianer anlehnt, ruht, nein, schwebt, wippt und tänzelt auch das neue im Lustspielhause von der »Truppe« Berthold Viertels und Reinhard Brucks aufgeführte Stück mit dem sich scheinbar selber ironisierenden Doppeltitel »Vincenz oder Die Freundin be-

deutender Männer«, Musils erste Komödie. Unmöglich, den Inhalt zu erzählen, so taumelt, irrlichtert und schillert hier alles. Eine junge vielumschwärmte Frau, die sich nach dem ersten Buchstaben des griechischen Alphabets nennt, aber längst auch Beta und Gamma gesagt hat, wird von einem Jugendfreund namens Vincenz, der behauptet, ein genialer Mathematiker zu sein, diese Geistesgaben aber mehr auf Glücksspiel und Hochstapelei als auf die Wissenschaft der Größen verwendet, einem mit brutal-stürmischer Wut um sie werbenden Großkaufmann abgejagt und aus dem Kreise ihrer verzückten Verehrer schließlich, nachdem Vincenz zur Genüge seinen Schnabel an ihr gewetzt, in die Arme eines völlig ungeistigen Nabobs getrieben. Und der »Siegende« selbst? Nun, dem geht es ähnlich wie Wedekinds Karl Hetmann, der als Dummer August für einen Zirkus engagiert werden soll: er entschließt sich, Bedienter zu werden und statt seines eignen das Leben andrer zu leben, wenn auch nur aus der Froschperspektive. Doch was da eigentlich geschieht, ist ziemlich nebensächlich. Farbe und Gesicht bekommen die drei Akte von dem Wie, von dem immer wechselnden, jäh sich verändernden, launisch sich selber verneinenden und verleugnenden Changeant der Töne und Lichter. Erfreulich und wohltuend, daß diese Komödie, wie so viele andre, ihren Geist nicht aus dem Oberflächenesprit bestreitet, sondern aus den Wesenheiten, die außerdem als Spiegel, wenn auch oft nur als Zerrspiegel unsrer in Sensationen, Ekstasen und Schwindeleien schwelgenden Zeit gelten dürfen. Weshalb man das Stück am Ende auch als Parodie des Expressionismus, d. h. unsrer gesamten expressionistischen Zeitkrankheit auffassen dürfte. Eignen schöpferischen, fördernden oder bereichernden Gehalt hat es jedenfalls nicht; es gehört zur »Literatur«, meinetwegen zur gehobenen, zur Wortkunst, zur Intellektpoesie. Und abermals fragt man sich, wie sich das auf Kleist reimt, den es zur Tat und zur Gefühlsentwirrung drängte.

Man könnte vermuten, daß diese Komödie ursprünglich episch als Roman oder Novelle angelegt und dann erst notdürftig in dialogische Form gegossen sei. Für die Tragikomödie »Zwischen neun und neun«, als deren Zwillingsverfasser Leo Perutz und Hans Sturm zeichnen, ist solche Herkunft verbürgt, und da der Roman gleichen Namens von Perutz ist, so darf man den eigentlichen dramatischen Bearbeiter wohl in dem Manne mit dem ungestümen Namen suchen. Er hat sich Mühe gegeben, dieser Verpflichtung gerecht zu werden, ist manchmal sogar ins Kinohafte hinübergewirbelt, obwohl das Ganze eine Traum-, eine Bewußtlosigkeitsphantasie ist. Ein Student hat aus einer öffentlichen Bibliothek ein kostbares Buch entwendet und es, halb aus Not, halb aus Leichtsinn, um sein Liebchen besser traktieren zu können, zu einem Trödler getragen. Der hetzt die Polizei auf ihn, und der Dieb, als gewalttätig Widersetzlicher gefesselt, stürzt sich auf der Flucht vor ihr mit seinen Handschellen vom Dachboden hinab auf den Hof. Während dieses Sturzes, zwischen neun und neun, d. h. ehe die Uhr auf dem Hofe ihre neun Schläge ausschlagen kann, durchlebt er nun in manchmal geklärter, manchmal verzerrter Zusammenballung die Stadien seiner Existenz, immer »mit gebundenen Händen«, mit Händen, die er unter der weiten Pelerine seines Mantels versteckt, die er nur verstohlen und abgewandt einmal wie ein Murmeltier gebrauchen darf. Erlebt Treue und Untreue seiner Nächsten und Liebsten, Güte und Roheit an Fremden, Lüge, Betrug und Lächerlichkeiten an sich selber. Hinter dem allen sollen wir wohl Tiefsinn, Schicksalhaftigkeit, Abgründigkeiten des Wort- und Lebenssinnes suchen. Aber die Lächerlichkeiten — auch im objektiven Sinne —, die Oberflächlichkeiten und Mätzchen überwiegen. Fragen wie diese: Was wird der Unfreie machen, der doch vor allen — ausgenommen die eine, die ihm in rührender, aber kaum erkannter kindlich-mädchenhafter Liebe zugetan ist — den Freien spielt, was wird er anstellen, wenn er sich seinen Hut aufsetzen soll, wenn er in Gegenwart eines andern seinen beißenden Hunger stillen muß, wenn ihm jemand die Hand zum Gruße oder Dank hinstreckt, wenn der heißersehnte Geldbriefträger seine Quittung verlangt? — Fragen wie diese können wohl Neugier und Spannung hervorrufen, und es ist zuzugeben, daß es die Verfasser dabei nicht an Überraschungen, an Witz und Phantasie fehlen lassen: aber baut sich auf solchen Einfall ein Drama auf? Läßt sich auf solchem Strohhalm zu den »Müttern«, zu den Ideen, dem letzten, tiefsten und geheimsten Sinn der Dinge fahren, wie uns glauben gemacht werden soll? Diese sieben lose aneinandergereihten Bilder schreien förmlich nach den Tricks der Filmkünste, und das Ganze scheint sich aus dem Kino nur aus Versehen auf die in Fleisch und Blut gekleidete Bühne verirrt zu haben. Hätte das Königgrätzer Theater in Alfred Abel nicht einen so vortrefflichen, gleichsam mit- und weiterdichtenden Darsteller für die Rolle des Studenten gehabt (den wir übrigens im Schlußbild beim letzten Schlag der Uhr auf seiner Strohschütte doch sterben sehen müssen), dieses Stück wäre schwerlich zu Ende gespielt worden. Doch gerade darum sollte es mich nicht wundern, wenn es bald in irgendeinem Lichtspielhause zu fröhlicher Urständ erwachte.

Dort mag es sich dann wohl mit den »Emigranten« begegnen, einem Reißer von russisch grün angestrichenem Revolutionsschauspiel,

in dem es auch in künstlerischer (oder unkünstlerischer) Beziehung höchst bolschewistisch zugeht: mit Flucht auf Tod und Leben, Spitzeltum, Attentat, Wiedersehen im Gefängnis, Hinrichtung, Erschießen und was sonst zu so einer blutrünstigen Moritat gehört. Mit dem Stück, für das ein unbekannter Russe als Verfasser und ein ebenso unbekannter Deutscher als Bearbeiter zeichnet, wurde eine neue Bühne eingeweiht, die sich nach ihrer Herrin und ersten Schauspielerin »Comedia Valetti« nennt und, im ehemaligen Klindworth-Scharwenka-Saal eingerichtet, entschlossen zu sein scheint, die sanft-harmonischen Hausgeister dieser Stätte gründlich zu Paaren zu treiben.

Gute Nachbarschaft mit diesem russischen Revolutionsstück hält das »welthistorische Schauspiel«, das Emil Ludwig nach dem alle drei Teile beherrschenden Helden »Bismarck« zu nennen den Mut gehabt hat. Nachdem uns früher schon, als die Person des Kaisers noch die Gemüter erregte, der letzte Teil (»Die Entlassung«) aufgetischt worden war, bekommen wir jetzt im Apollotheater, das sonst der höheren Kunst nur am Schwebereck zu huldigen pflegt, in neun Bildern den ersten Teil »Volk und Krone« mit der Auflösung des Landtages von 1863 zu schmecken. Über zweihundert Mitwirkende, wie für eine Monster-Aufführung des Zirkus, sind dafür aufgeboten, und der Herr Direktor des Hauses selbst hat das Stück in Szene gesetzt. Außer Otto und Johanna von Bismarck treten Wrangel und Roon, König Wilhelm und Königin Augusta, der Kronprinz und die Kronprinzessin Viktoria, Graf von Karolyi, Lassalle und Virchow auf, und aus den Büchern der Geschichte, die mit heißem Bemühen studiert und zitiert sind, wird in vielen fesselnden Einzelzügen und historischen Dialogen die Konfliktzeit vor Ausbruch des Krieges von 1864 beschworen. »Beschworen«? Eben nicht beschworen. Denn das würde heißen, daß diese Dinge und Menschen durch die Magie, die Zaubersphäre der Phantasie gegangen seien und hier ihr neuschöpferisches Leben empfangen hätten, durch das sie allein zur Dichtung und Kunst erhoben werden können, während Ludwig sich damit begnügt hat, begnügen mußte, sie mit den überlieferten Garderobestücken der Briefsammlungen und Archive zu behängen. Bezeichnend, daß die schlichte, durchsichtige Gestalt des alten Königs Wilhelm dem Verfasser am besten gelungen ist; schon Roon und Virchow, mehr noch Lassalle und erst recht Bismarck haben sich mit ihrem inneren Leben, das für ein Drama allein in Betracht kommt, der Gestaltung entzogen, und dem Ganzen fehlt mit der Perspektive auch die seelische Atmosphäre. Wenn dieser Aufführung trotzdem ein jubelnder Erfolg beschieden war, ähnlich dem Friedrich-Rex-Film, so mögen sich Dichter und Darsteller dafür bei der vaterländischen Stimmung des Augenblicks bedanken, die auf Flügeln der Not und der Sehnsucht in eine Zeit entflieht, wo Preußen sich stark, groß und charaktervoll emporreckte und ein Mann mit Zügelgriff und Schenkelkraft, ein »Nibelungenenkel«, die wild gewordene Gegenwart meisterte.

Nur ein Volk von der Lammsgeduld wie wir Deutsche wird es sich in solcher Verfassung gefallen lassen, daß es einen Abend lang mit dem seelischen Alpdruck, mit der Geister- und Gespensterfurcht eines ebenso rohen wie verbrecherischen Niggerkaisers von den westindischen Inseln behelligt wird. Dem wohl aus Irland stammenden Amerikaner Eugene O'Neill mag dies Thema aus politischen und rassepsychologischen Gründen naheliegen, uns soll man damit verschonen. Oder glaubt man im Ernst, es könnte anständige Menschen und vernünftige Köpfe bei uns geben, die in den Gewissensqualen, mit denen die Spukerscheinungen seiner Taten und Opfer dem Kaiser Jones, diesem kannibalischen Thronanmaßer und Ausreißer, im Gespensterwald die Seele aus dem Leibe walken, einen symbolischen Gerechtigkeitsakt für alle, auch europäische »Tyrannenmacht« erkennen? Nein, es wird der Furor exoticus, die Lust am Fremdländisch-Primitiven sein, die uns dies Stück übers große Wasser ins Lustspielhaus zu der »Truppe« der Herren Berthold Viertel und Dr. Reinhard Bruck geholt hat. Aber expressionistische Gefühlsverkrampfungen, wie sie uns hier überstürzen, haben wir auch zu Hause genug; es ist nicht nötig, sie unter dumpfer Kriegstrommelbegleitung von den Buschniggern zu importieren.

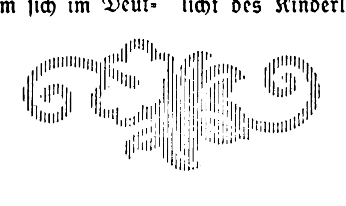
Daß die Bäume unsers Dramas mit Bolschewicki, Bismarck und Kaiser Jones nicht in den Himmel wachsen, dafür laßt Max Jungnickel sorgen! Wer kennt ihn nicht, den lieben, guten Spät- und Kleinromantiker, den Jünger Eichendorffs und Andersens, der heute noch lieber in der Postkutsche als im Automobil durch die Lande karriolte, wenn er nicht gar die Flügel des Schmetterlings oder der Libelle vorzöge. Nur zu begreiflich und eher erfreulich als betrüblich, daß so ein Verträumter und Versonnener, auf dessen Gewehrlauf auch im Kriege ein schillernder Sommervogel saß, der auch damals im Kanonenrohr die Nachtigall ihr Nest bauen ließ, den Weg ins Drama nicht leicht findet. Man möchte dem lieben Menschen und Poeten gern dabei helfen, aber die vier Bilder aus dem sächsischen Erzgebirge, die er nach der darin geschilderten Armeleutefamilie »Kirchpfennigs« nennt und in ihrer Gesamtheit als ein »Leben« anspricht, sind denn doch allzu deutlich von Hauptmanns »Hannele« geborgt, ohne schon eigne Zinsen getragen zu haben. Wie Hannele Mattern, so flattert auch das arme

kranke Christinchen Kirchpfennig zwischen Kind und Jungfrau, zwischen Erdenweh und Himmelssehnsucht, bevor ihr zartes Seelchen zerbricht; nur daß sie statt des bösen versoffenen Stiefvaters eine böse verkommene Mutter hat, die dem Kinde seine gläubige Liebe dadurch vergilt, daß sie ihm aus dem Stroh des Krankenbettes das sauer ersungene Sparkassenbuch stiehlt, dessen Pfennige Christine und ihrem Christian Liedersinger, dem Geigenmacher und schmächtigen Bruder des Lehrers Gottwalt, zur Reise ins Wunderland Indien verhelfen sollten. Eingeleitet wird das dünne, im Steglitzer Schloßparktheater aufgeführte Spielchen durch einen realistischen Akt in der Schenke, der in einigen gut gesehenen und lebenswahr skizzierten Volkstypen eine pflegenswerte Begabung für genrehafte Kleinmalerei zeigt. Eine hoffnungsvolle Ouvertüre; nur leider! es fehlt die Oper.

Dann geht es holterdiepolter in die Niederungen des Lust- und Singspiels. Ernst Vajda hat mit Ludwig Hirschfeld die sich schon im Titel zur Genüge vorstellende »Dame mit dem Scheidungsgrund«, Rudolf Lothar hat mit Hans Bachwitz ein Börsen- und Spekulantenstück geschrieben. Ein Schieber in Mexiko-Gold (keine Zigarettenmarke, sondern ein Revolutionspapier) wird mit Baisse und Hausse erst durch ein Schwitzbad gejagt, dann kalt abgerieben und endlich, damit dem guten Jungen ja nichts geschehe, in wollene Decken und seidene Tücher gehüllt. Das nennt man dann poetische Gerechtigkeit ... Unsre Zeit wartet ungeduldig auf die erlösende Komödie des Schieber- und Spekulantentums. Aber der Kerl, den sie auf ihren Spieß steckt, müßte über einem Höllenfeuer braten, daß ihm der Schmer nur so aus den Rippen trieft! Dies Stück kitzelt ihn nur ein bißchen, wie uns, die Zuschauer, mit Kalauern und Börsenwitzen der schäbigsten Sorte. Statt der Zeitsatire, die hier Gebot des Stoffes und des Anstandes wäre, garniert der, der sich hier zum Gärtner gemacht hat, den Dickwanst seines Spekulanten mit einer faden Liebesgeschichte und bekränzt ihn schließlich noch mit den Reseden der Sentimentalität. Das Publikum des Komödienhauses jauchzte vor Vergnügen. Ein jedes hat eben den Autor, den es verdient.

Aber manchmal schreibt auch der Autor nicht das Stück, das er verdient. So um die Jahreswende Rudolf Presber. Schwer, sehr schwer aus dem Gewimmel von Namen, das die Schwankoperette »Señora« braucht, um sich im Deutschen Künstlertheater vorzustellen, aus diesen Namen von Text- und Tondichtern, Spiel- und Bühnenleitern, Tanz- und Musikmeistern, Dekorationswerkstätten, Mode- und Kostümhäusern, Möbel- und Beleuchtungsfirmen Hand und Herz des liebenswürdigen Poeten herauszufinden. Wo in diesem kunterbunten, wirbligen Durcheinander von Heirat und Scheidung, von Wiedervermählung und Wiedertrennung, von deutschem Hochzeits- und japanischem Kirschblütenfest, von Soli, Duetten, Terzetten und Tänzen, wo find' ich dich, Reimschmied mit der leichten Hand, Mensch mit dem sonnigen Lächeln, Mann mit dem kindlichen Herzen? Ganz versteckt und verhüllt hast du dich, wie der Gott hinter Wolken. Selbst die Gesangstexte, die doch sonst deine Stärke, hast du einem andern überlassen. Aber daran erkennen wir dich schließlich doch, daß alles, wenn auch oberflächlich, so doch sauber zugeht in diesen drei Akten, daß Max Adalbert als Parfümfabrikant sich im herben Duft seiner unwiderstehlichen Gutmütigkeit und Wurschtigkeit zeigen kann, daß Kurt Vois als japanisches Barönchen sich auch in den keckſten Situationen etwas von der feinen, leisen, lächelnden Grazie des Ostasiatentums bewahren darf und daß Margarethe Schlegel als frühflügges Pensionsdämchen in ihren munteren Liedchen und Tänzchen die kindliche Innigkeit ihres unvergeßlichen Hannele nicht ganz zu verleugnen braucht. Hugo Hirsch, der Tonsetzer der »Dolly«, hat die Musik dazu geschrieben. Sie muß sehr populär und anschmiegsam sein, denn schon im zweiten Akt hallten ihre Melodien aus Parkett und Logen wider.

Wenn ich schließlich aus dem bunten Advents- und Weihnachtsspielplan noch das lustige, im Volkstheater am Bülowplatz aufgeführte Märchenspiel vom »Tapferen Schneiderlein« nenne, so geschieht es, um andre Theater, Vereins- und Liebhaberbühnen — denn die werden wissen, wie selten auf diesem Gebiet auch nur das Brauchbare ist — auf diese frische, saubere, echt kindertümliche, aus Grimmschen Märchenmotiven und deutschen Volksliedern geschickt zusammengewobene Arbeit Heinrich Römers aufmerksam zu machen. Sie ist in Reclams Universalbibliothek (Nr. 6349) erschienen, und die von Wilh. Spohr geleitete Jugend-Volksbühne hat sich ein Verdienst damit erworben, gerade dies fröhliche Spiel hervorzuziehen, das wie kein andres geeignet ist, am dunklen Wolkenzelt das große glänzende, strahlende Himmelslicht des Kinderlachens zu entzünden.





Olga Cordes: Vorfrühling im Blocklande

Von Kunst und Künstlern

Josef Danhauser: Großmutter und Enkelin (vor S. 577) — Ferdinand Eckhardt: Stift Klosterneuburg bei Wien (vor S. 561) und Goethes Geburtshaus in Frankfurt (S. 620) — Carl Leopold Voß: Wirtsgarten in Dinkelsbühl (vor S. 525) — Paul W. Ehrhardt: Am Nähtisch (vor S. 609) und In Gedanken (vor S. 533) — Fritz Preiß: Bildnis der Frau Landrat S. (vor S. 613) — Olga Cordes: Marschenhof (S. 619) und Vorfrühling im Blocklande (S. 618) — Leonhard Sandrock: Kohlennehmender Schlepper (vor S. 541) und Schmargendorfer Gasanstalt (vor S. 545) — Hermann Widmer: Weltsehnsucht (vor S. 593) — »Die Galerien Europas« und »Meister der Farbe«

Österreichische Kunst — lange Zeit hat man diesen Begriff kaum gekannt oder nicht gelten lassen wollen. Wo war da künstlerische Besonderheit und höhere kulturelle Bedeutung? Österreichische Kunst empfand man als weich, freundlich und liebenswürdig — aber waren das Charaktermale, die ihr ein eignes Gewicht, einen eignen Stil gaben? Und gingen diese wohltuenden, zudem mehr menschlichen als eigentlich künstlerischen Eigenschaften nicht am Ende allesamt unter in der Vorstellung der Anlehnungs- oder Anpassungsfähigkeit? Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts besann man sich in Wien auf den Wert des ererbten Kunstbesitzes und rückte ihn, namentlich den der Malerei, durch Ausstellungen ins rechte Licht. Dabei traten aus dem Dunkel der Verschollenheit ein paar überragende Gestalten hervor, an ihrer Spitze Ferdinand Georg Waldmüller und Josef Danhauser, beide Freunde, Stadt- und Zeitgenossen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beide Meister des österreichischen Volks- und Gemütslebens.

Mancherlei Einflüsse, Umgang mit der hohen Kunst Italiens in Venedig, geistliche Gönnerschaft und akademische Verbindungen, haben immer wieder versucht, Danhauser von seinem Wege zur Wirklichkeitsmalerei abzulenken, schließlich aber siegte diese Richtung doch. »Er wollte«, sagt Arthur Roeßler, einer der besten Kenner dieser österreichischen Kunstperiode, »den Charakter des Volkes in seinem geselligen und häuslichen Leben offenbaren und das Leben nicht im Nimbus der Vergangenheit, sondern im hellen Tageslicht der Gegenwart zeigen. Neben dem, was die Kunst für den Künstler ist, bedeutet sie ihm auch noch ein Bildungsmittel. Indem er das Volk selbst mit seinen eigentümlichen Einrichtungen, Tugenden und Vorurteilen, mit seinen Leiden und Freuden zum Gegenstand seiner Darstellungen machte, hoffte er den Kunstsinn, die Liebe zur Kunst im Publikum zu erregen, denn er war der Ansicht, daß das Volk, wenn es sich im Bilde überall handelnd, fördernd oder hemmend wirken sieht, durch die mannigfachen Deutungen und Beziehungen auf sich selbst zu einer tieferen Anteilnahme bewogen wird.« In Danhausers Frühzeit war

das Atelier mit seinen derben Späßen der bevorzugte Gegenstand seiner Palette, später der Salon mit seinen Beziehungen zur Gesellschaft und zur Kunst, dann Haus, Herd und Heim, vornehmlich die Kinderstube mit der zärtlichen Mutter und den hoffnungsvoll umsorgten Kleinen. Dahin gehört auch unser im Jahre 1843 entstandenes Gemälde »Großmutter und Enkelin«, dessen Original im Museum der städtischen Sammlungen zu Wien aufbewahrt wird. Es war eine der letzten größeren Arbeiten des Künstlers; schon 1845 entriß den knapp Vierzigjährigen der Tod seinem fleißigen, von der Liebe seiner Wiener Landsleute getragenen Schaffen.

Aus Wien, nicht nur der äußeren Herkunft, auch der künstlerischen Tradition nach stammen auch die beiden Blätter »Stift Kosterneuburg« und »Goethes Geburtshaus«. Ihr Schöpfer Ferdinand Eckhardt, geb. 1876 in Wien, ist ein Schüler des Radiermeisters Ludwig Michalek, des Lehrers an der graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, aus dessen Werkstatt so viele tüchtige österreichische Graphiker hervorgegangen sind. Eckhardt hat hauptsächlich Architekturen und Landschaften radiert, vor allem Motive aus Wien selbst und seiner näheren und weiteren Umgebung, aus der Wachau, von den österreichischen Barockklöstern Melk, Heiligenkreuz u. a. Aber auch aus Süddeutschland (Frankfurt, Augsburg, Nürnberg), den Rheinlanden (Bonn) und Holland (Delft, Amsterdam und Rotterdam) holte er sich in den letzten Jahren seine Stoffe, wobei sich seine Technik entgegen der fein säuberlichen Art der früheren Jahre immer freier entfaltete, indem er jetzt unmittelbar auf die Kupferplatte zeichnete, ohne noch Bleistiftskizzen zu Hilfe zu nehmen. Das Blatt »Klosterneuburg«, eine Strichradierung mit Aquatinta (daher in der Wiedergabe die dunklen Töne) steht am Anfang, das Goethehaus, eine reine Strichradierung, am Ende dieser Entwicklung.



Marschenhof. Federzeichnung von Olga Cordes

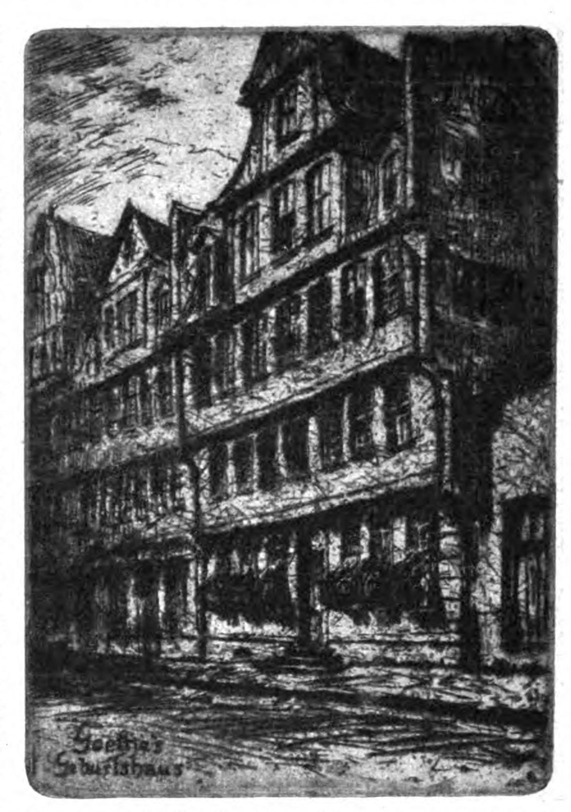
Der »Wirtsgarten in Dinkelsbühl« ist eine der letzten Arbeiten des vor zwei Jahren verstorbenen Münchner Malers Carl Leopold Voß, der die Leser der Monatshefte so oft mit seinen meist von einem feinen Flaum stiller Vergangenheitsseligkeit überhauchten Bildern erfreut hat. Voß liebte solche verschwiegenen Winkel, und wenn, wie hier, die Sonnenlichter ihr Spiel damit trieben, so durfte er getrost auf die genrehafte Belebung verzichten, für die sonst seine altertümlich gekleideten Figuren, meistens Damen in Reifrock und Schute, anmutig sorgten.

Künstlerisch verwandt mit ihm ist der Münchner Maler Paul W. Ehrhardt, ein geborener Weimarer (geb. 1872), ein Schüler Thedys und Paul Höckers. Auch er hat mit Vorliebe Biedermeierinterieure und Stilleben gemalt, dann aber, ähnlich wie Joseph Kühn, den Übergang gefunden zu feingetönten Innenbildern, die mit den delikaten Reizen des Raumes — wie zwei seiner jüngsten Arbeiten, »Am Nähtisch« und »In Gedanken« beweisen — den Ausdruck seelischer Stimmungen zu vereinigen wissen.

Von dem Berliner Fritz Preiß bringen wir, gleichfalls in farbiger Wiedergabe, ein Damenbildnis, das schon durch seine kühne und originelle Farbengebung bemerkenswert erscheint. Das goldgelbe Kleid mit dem bunten Gürtel unter dem dunklen Mantel — das ist eine Betonung des hellen Blondtons im Haar

und Gesicht der Dame, wie sie nur selten gewagt und noch seltener mit so guter Wirkung durchgeführt wird.

Olga Cordes, die Bremerin, mit der wir die Leser schon vor einiger Zeit bekannt gemacht haben (Aprilheft 1922), hat für dieses Heft zwei neue graphische Arbeiten beigesteuert: die Federzeichnung »Marschenhof«, die in ihrer landschaftlichen Echtheit und Intimität wie eine Illustration zu Storm oder Frenssen anmutet, und die Radierung »Vorfrühling im Blocklande«, in der mit malerischen Wirkungen die ahnungsvolle Werdestimmung des kommenden Lenzes ausgedrückt ist.



Ferd. Eckhardt: Goethes Geburtshaus in Frankfurt a. M.

Die beiden Gemälde von Leonhard Sandrock und das Schmuckbild von Hermann Widmer gehören zu besondren Aufsätzen des Heftes. —

Der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig führt seine Kunstmappen mutig fort. Die Galerien Europas bringen farbige Wiedergaben nach Gemälden alter Meister, so das 2. Heft des Jahrgangs 1923 (11. Band) fünf aus der venezianischen Malerei bis Tizian, darunter in besonders gut gelungenen Drucken des Meisters Lavinia und Carpaccios Traum der heiligen Ursula; das dritte ebensoviele Sitten- und Innenraumbilder aus der niederländischen Malerei von Brouwer (Lustige Gesellschaft) über Terborch, Rembrandt und Steen bis Pieter de Hooch (»Die Mutter« aus dem Kaiser-Friedrich-Museum). Beide Hefte sind durch Abhandlungen über die betreffenden Kunstepochen eingeleitet. Parallel mit dieser »Klassiker-Mappe« läuft die »moderne«, in gleicher Weise behandelte: Meister der Farbe, so genannt, weil für die Kunstblätter die starken Koloristen der neueren Malerei bevorzugt werden: im 2. Heft der Neuen Folge von 1923 aus dem Kreise der deutschen Romantiker nach 1800 Runge, Friedrich, Richter, Chr. E. Morgenstern und Spitzweg, im dritten impressionistische Landschafter um die letzte Jahrhundertwende, der Weimarer Theod. Hagen, Eugen Bracht, Rich. Friese, Max Rabes und Ulrich Hübner (Marine). — Diese beiden Veröffentlichungen sind also »Mischungen«. Wer eine einzelne geschlossene Künstlerpersönlichkeit vorzieht, mag sich an Seemanns Künstlermappen halten, deren 57. dem Vittore Carpaccio, dem Vorläufer der Tizian und Giorgione, gilt und nach einer Einführung von Hans Vollmer acht farbige Wiedergaben seiner Hauptwerke vereinigt, darunter so berühmte Zeit- und Sittenbilder wie die Kurtisanen und vier Stücke aus dem Ursula-Zyklus.

Dem schon vor einiger Zeit erschienenen Katalog moderner Bilder des Münchner Kunstverlags von Hanfstaengl ist jetzt ein zweiter gefolgt, wiederum mit 1000 Abbildungen (darunter neun farbige Kunstblätter), diesmal aber nach klassischen Werken der Galerien Europas. Doch nicht nur durch den Kunstwert der Darstellungen, auch durch die Ausstattung, Ein- und Zurichtung unterscheidet sich dieser neue Band vorteilhaft von seinem Vorgänger. Damals nicht viel andres als ein Warenverzeichnis und eine Preisliste, jetzt ein geschmackvoll zusammengestelltes Bilderalbum, das durch nichts seine Geschäftszwecke verrät, durch nichts den Genuß oder die Sammlung stört, solange man durch das Innere dieser Galerie der Galerien wandelt. Erst wenn man in den Vorhof zurückkehrt, erfährt man aus Übersichtstabellen, in welchen »Ausführungen« die stark verkleinerten Wiedergaben als Kunstblätter zu haben sind. F. D.

Literarische Rundschau

Unter dem Titel »Ernte« schickt Rudolf Presber einen Auswahlband seiner Lyrik in die Welt, in diese trübe, wolkenverhangene Welt, die darum doppelt dankbar ist, wenn sie mal lachen darf (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Und das darf, das muß sie hier, denn gegen die Fröhlichkeit dieses liebenswürdigen Poeten gibt es keine andre Gegenwehr, als mit ihm fröhlich zu sein; die Waffen der Kritik finden bei ihm keine Angriffsflächen, seine Harmlosigkeit, seine Naivität, seine Gutmütigkeit, seine Menschenfreundlichkeit, sein Humor stumpfen sie bald ab. Das Buch gibt eine Auswahl aus fünf älteren Einzelsammlungen, die im Laufe dreier Jahrzehnte erschienen, mehrfach aufgelegt, heute aber alle vergriffen sind. Sollte Presber sie einzeln von neuem drucken lassen? Dafür war doch wohl zu viel Spreu darin, die mit dem Tage verweht, auch manches Korn, das jetzt von dem Dichter selbst, so gern er sich sonst Zugeständnisse macht, als zu leicht befunden wird. »Die Zeit, die Welt, das Lesepublikum — alles ist anders geworden; ich vielleicht auch.« So hat er sich entschlossen, aus den fünf Sammlungen eine zu machen, d. h. aus allen für die eine das herauszupflücken, was ihm für seine Art von damals charakteristisch erschien. Und da er stets nur formen konnte, was er gelebt hat, so rundet sich für die Leser ein Bild seiner selbst. Das Bild eines deutschen Menschen rheinischen Blutes, der in glücklichen Zeiten aufrecht herangewachsen ist, viel Schönes sah, viel Freundliches erlebte, den sein leichter Sinn am Morgen manche blühende Höhe lachend nehmen ließ und den der kühle Abend oft sinnend im Schatten des Tales fand. Es ist so: in diesem Erntebuch reicht seine Jugend denen, die guten Sinnes mit ihm wandern wollen, aus glücklicheren Tagen die Hand. Sein längst geschlossenes Elternhaus tut sich ihm auf, und Persönlichstes seiner Mannesjahre schämt sich des Bekenntnisses nicht. Und dann wieder schauen wir mit ihm von der Höhe auf die Windungen eines Menschenweges, und des Dichters Herbst lächelt mit uns über die Welt und ihre Torheiten, die er doch tausendmal liebgehabt hat und mit denen ein wenig zu liebäugeln er noch heute nicht lassen mag. Eine Weltanschauung, eine einheitliche sogar? Nein, die darf man hier nicht suchen; es muß genügen, wenn man den Menschen mit seinen Eigenheiten und Widersprüchen, seinen Launen und Liebenswürdigkeiten darin findet, den Menschen Rudolf Presber, der — man glaubt es ihm heute noch — schon als Bube ein lustiges rundes Grübchen unterm Kinn hatte und der später bekennen durfte:

Was gut an mir, ist immer Kind geblieben;
Nehmt mir den Ruhm, wenn mich die Kinder lieben!

Es lohnt sich, mit diesem Kinde für ein paar Stunden Kind zu werden; denn anders können wir auch in dieses »Himmelreich« nicht kommen ... Gern stellt' ich eine Durst auf das Ganze machende Probe auf den Tisch. Doch leider! der Plaudergedichte, die die besten sind, darf's keins sein, da der Raum dazu nicht reicht. Aber vielleicht schmeckt man den Wein auch aus den »Linsen« in den Spruchbechern:

Von Finsterlingen laß dich nicht betören,
Daß stets der Himmel voller Wolken hing —
Dein Herz darf auch das Lachen hören,
Das durch die Welt von Anfang ging.

Oder:

Fragst du das Glück, warum's vorüberführe
Und wollte nie bei dir zu Gaste sein,
Es spricht: »Wie oft klopft' ich an deine Türe,
Doch drinnen schwieg's, und niemand rief:
Herein!«

Wer die Lyrik Max Bittrichs auch nur aus den Proben kennt, die hier in den Monatsheften von Zeit zu Zeit erscheinen, der weiß, daß sie in ihrer balladenartigen Bildhaftigkeit, in ihrer ich möchte sagen dürerischen Gestaltungsfreude den bibliophilen Aufputz entbehren kann, den andre als Vorspann für ihre ohnmächtigen Verse brauchen, und der ihnen heute nur zu freigiebig gewährt wird. Erst recht aber würde sich eine lyrische Gedichtkette, wie Bittrich sie im »Sünder«, der »Beichte einer großen Liebe«, geschmiedet hat, aus eigner poetischer Kraft behaupten. Das Jugendparadies auf der Reichenau unter der ernsten Hut des kameradschaftlichen Vaters, am warmen Herzen der sanften Mutter, erste heiße Liebe und ihr leichtfertiger Verrat, aufwallende Eifersucht und jähe Rache am Nebenbuhler, Flucht in die Schweiz, Einreihung in die Fremdenlegion, wilde Streifzüge durch die Sahara, den Sudan, Tunis, Senegal und den Kongo, immer das Heimweh nach Deutschland im Herzen, endlich die Heimkehr und das Glück der Sühne im deutschen Heer von 1914 — so viele Lebens- und Schicksalsstationen, so viele Erzstufen lauterer Dichtung. Wenn uns dies edle Metall nun in so edler Form dargeboten wird wie in dem von Egon Bregger mit Originalschnitten und Initialen geschmückten sogenannten Els-Druck des Verlages Ferd. Acker in Wolfach (Baden), zweifarbig auf weißes Habernbütten in einem großen Grade der Elzevir-Antiqua gedruckt und als Blockbuch gebunden, so wird zum Überfluß auch das schönheitsfreudige Auge seine Weide finden, und im Bücherschrank der Kostbarkeiten wird dem Ankömmling das Willkommen gewiß sein.

Als ich für das Maiheft 1923 den kleinen Aufsatz »Das Ruhrgebiet in der Dichtung« schrieb, kam mir wohl ein kurz zuvor zu politi-

schen Werbezwecken verfaßtes Büchlein von Otto Ernst Hesse zu Hilfe, im übrigen aber hieß es, charakteristische Dichtungen des Ruhrlandes mühsam selbst aufspüren und zusammentragen. Jetzt hätt' ich es leichter. Otto Wohlgemuth, der Bochumer, jetzt Buerer Bergmann, einer der ersten, die dem Ruhrland eine dichterische Stimme gaben, hat bei G. D. Baedeker in Essen einen Band lyrischer Dichtungen zusammengestellt, der sich nach Recht und Gebühr »Ruhrland« nennen darf. Denn nicht nur daß die hier vereinigten Dichter auf westfälischer Erde zwischen Ruhr und Lippe »zufällig« ihre Heimat haben, sie sind sich dieser Herkunft, dieses ihres Wurzel- und Schicksalsbodens im Innersten bewußt, sie holen sich als »werktätige Menschen« — gut und ehrenwert, daß der Herausgeber dazu auch Ober- und Volksschullehrer, Bibliothekare, Schriftleiter, Studenten und sogar eine Frau Oberbergrat rechnet — aus diesem Boden, auf dem sich im Gewoge der Volksmassen und Willensströmungen, im Gestampf und Gedröhn der Arbeit eine neue Zeit gestaltet, auch ihre Stoffe, Gedanken, Stimmungen, Töne und Farben. »Sie wissen,« sagt Wohlgemuth im Geleitwort, »daß sie ein Anfang sind, ein Grundakkord im kommenden Epos der Arbeit und der Tat.« Ihr ganzes Gebiet ist eine einzige gewaltige Millionenstadt, ein Tag und Nacht nie endender Schrei. Sie bleichen in der stickigen Luft, aber sie harren aus, bleiben wach, bekennen sich zum Leben, zum harten Vollbringen, zur Sehnsucht, zur Zukunft. Es ist dort wenig Zeit zur Muße, zum heiteren Spiel, zur Beschaulichkeit. Die Menschen, die hinter diesen Gedichten stehen, Gedichten, die zum weitaus größeren Teil auch künstlerisch stark und gewichtig sind, sie wissen, daß sie eine herbe, wuchtig-schöne Heimat haben, an die sie gebunden sind mit aller Erdhaftigkeit im Blute, und daß sie, wie dem Lande selbst, so auch ihren Brüdern die Stimme dieser Wahrheit und Notwendigkeit leihen müssen. Man soll dieses Buch, ein Weihgeschenk an die Mutter Heimat, als Ganzes nehmen, als Bild der Landschaft, der Menschen, des Werkes, aber auch der Erscheinungen hinter den Dingen und der Träume, die zwischen Nacht und Morgen ihre feinen und rauhen Fäden spinnen.

Max Halbes Gesammelte Werke (München, Alb. Langen) liegen nun in den ihnen zugedachten sieben Bänden abgeschlossen vor, nachdem der bis zuletzt aufgesparte Band 5 die heiteren Stücke gebracht hat: vier Komödien in Prosa und einen Schwank in Versen. Zwiespältige, zwischen Ernst und Scherz auf der Wage des Humors auf und ab schwebende Probleme herrschen vor: das der Altersstufen und der Lebenswende, das der Abrechnung zwischen der Einzelpersönlichkeit und der Zeit, das des Valets an die revolutionäre Jugend und der Auseinandersetzung mit der nächsten Umgebung, mit Liebe, Ehe und Freundschaft, das der ewigen, unerfüllbaren Sehnsucht nach den »blauen Bergen«, die immer fern bleiben sollen und müssen. Erst zu Schluß, im Satyrspiel sozusagen (»Der Amerikafahrer«) streckt die niederdeutsche Laune des Dichters, seine Lust an Scherz, Fopperei und Eulenspiegelei ihre Fühlhörner aus. Die Ausgabe schließt mit den Werken des Fünfzigjährigen. Vielleicht erlebt auch dieser wurzelzähe Westpreuße noch ein Rinascimento. Aber so viel ist gewiß: das, was in diesen sieben Bänden ausgelesen und in guter Abstimmung vereinigt ist, wird immer sein Frischestes, Ursprünglichstes und Echtestes darstellen und mit den Dramen, Erzählungen und Romanen die entscheidenden Züge und Farben für das Charakterbild des Dichters Max Halbe hergeben.

Problematik war Kleists Lebens- und Schaffensfluch, Problematik umschattet ihn auch nach seinem Tode in den Biographien. Man braucht nur die fünf Namen derer nebeneinanderzustellen, die sich bemüht haben, der Nachwelt sein Bild zu entwerfen: Wilbrandt, Brahm, Meyer-Benfey, Servaes, Wilhelm Herzog, und man hat das ganze Chaos der Auffassungen, das um ihn brodelt. Nun ist ein neuer Kleistbiograph aufgetreten, einer mit stolzem Namen, einer, der durch seine enge Zugehörigkeit zum Stefan-George-Kreise, durch seine Shakespeare-Übersetzung und durch sein Goethebuch zur Elite der heutigen Literaturkenner zählt: Friedrich Gundolf, der Heidelberger Universitätsprofessor. Sein »Kleist« (Berlin, Georg Bondi) verschmäht es, wie es auch sein Goethe tat, das Leben des Menschen und Dichters zu erzählen, er taucht sofort in das geistige Problem hinab, und schon die Einleitung zeichnet die Grundzüge des Kleistischen Wesens.

Gundolf erkennt in Kleist den geborenen Einsiedler des Geistes; er faßt ihn als die großartigste Verkörperung der deutschen Eigenbrötelei, nicht durch Absicht und Gesinnung, sondern von Natur. »Er ist ganz wesentlich allein, in einem Grade, wie kaum ein zweites Genie der Geschichte.« Aber dieser einsamste deutsche Dichter ist auch unser reinster und echtester Dramatiker geworden; da Einsamkeit (nach Gundolf) überhaupt das schöpferische Prinzip des deutschen Dramas ausmacht. Ihn hat zum Dramatiker gemacht der Drang, ein gleichviel von welchen Inhalten beladenes Inneres aus-zudrücken. (Es ist eine Sprach- oder Schreibeigentümlichkeit Gundolfs, zusammengesetzte Zeitwörter durch Bindestriche zu teilen, um so ihren Ziel- oder Zwecksinn stärker zu betonen.) Seine Werke sind nicht die reife Frucht eines schöpferisch weisen Lebens, sondern die Ausbrüche eines

schöpferisch wilden Grundes; seine Gestaltungskraft durchdrang nicht, wie die Goethes, sein ganzes Leben, sondern reicht nur so weit wie seine Phantasie: wo er sich dem Denken und Wollen überließ, da irrte er in bahnlosem Dunkel. Bezeichnend sein Verhältnis zum Staate: bald hat er ihn als den Fronvogt des Menschen verdammt, bald als eine Offenbarung des kategorischen Imperativs vergöttert. Drei Wunschbilder schweben ihm immer wieder vor: das heldisch Ritterliche (der edle Ritter); das majestätisch Weise oder Spielende, richterlich Überlegene (der weise Wirker); das weiblich Herrische oder Hingebende (die hohe Mänade oder die Magd der Liebe). Unter den deutschen Dichtern ist Kleist der einzige, der Fürstenhoheit bramatisch glaubhaft zeigt (Robert Guiskard und der Große Kurfürst); seine »Penthesilea«, das Werk eines großen (erotisch) Besessenen, der nicht verliebt ist in eine Schöne, sondern beklommen von einer unerfüllbaren Sehnsucht nach Schönheit oder Wollust, hat Rasereien der Seele ins dichterische Wort gebannt, die vorher stumm waren; sein »Käthchen von Heilbronn« das Gegenstück dazu geschaffen in der Schilderung der hemmungslosen, nachtwandlerischen Hingabe; seine »Hermannsschlacht« ist die einzige deutsche Haßdichtung geworden, die unabhängig von Gesinnungen und Richtungen, ja von Gefühlen durch die schrankenlose Gewalt einer dämonischen Leidenschaft, durch die plastische Verewigung einer unsterblichen Lebensmacht dauern wird; in seinem »Prinzen von Homburg« haben wir die einzige Dichtung, die dem preußischen Wesen eine heroische Sprache zu geben wußte, über bloße Vaterlandsfeier und Historie hinaus.

Bei diesem seinem letzten Werke, wo wir zum erstenmal dem Konflikt zwischen Gesetz und Leidenschaft begegnen, kam plötzlich wieder die Lust der Gemeinschaft bis zur Unterordnung über ihn und öffnete ihm die Augen für die Notwendigkeit und den Nutzen der Zucht, der er einst mit Ekel und Scham sich entwunden hatte. Doch keineswegs ertötet war in ihm der Titan, der gefühlig wilde Sonderling, der bisher allein in ihm zu Wort gekommen war. Beide Kräfte rangen in ihm nun einen neuen Kampf, und dieser setzte sich um in das Drama zwischen dem preußischen Soldatenfürsten und dem deutschen Traumhelden: hier all die Triebe hold und gefährlich irrationellen Menschtums als wehrloser Träger einer geheimnisvollen Dämonie; dort die Verkörperung des überlegenen Weltverstandes, des bedingten sachlichen Gesetzes und des stetigen zuchtvollen Herrscherwillens. Das Herz des Dichters verbirgt sich nicht — es ist bei dem lebensdurstigen, liebenden und tollen Helden ...

Und Gundolf faßt schließlich zusammen: »Kleist ist die stärkste dichterische Gestaltungskraft, die Deutschland im romantischen Zeitalter hervorgebracht hat, unser einziger ursprünglicher Tragiker ... Er ist außerdem einer unsrer mächtigsten Erzähler, der eigentliche Meister des Ungeheuerlichen. Und er ist endlich neben Hölderlin und Nietzsche eine der wenigen echt tragischen Gestalten unsrer Geistesgeschichte ... ein sühnender Träger eines deutschen Fluches, der vollkommenen Einsamkeit des schöpferischen Genies.«

Ich bin mir bewußt, mit diesen Sätzen nicht mehr als ein paar Rippen des organischen Baues bloßgelegt zu haben, den Gundolf ausgeführt und mit Geist bis zum Platzen erfüllt hat. Die Bedeutung des Buches wird daraus zur Genüge erhellen: keiner zuvor ist mit so unerbittlichem Ernst in Kleists Anlagen, Wesen und Schaffensart eingedrungen wie Gundolf, von keinem seiner Beurteiler ist dem Dichter ein Respekt zuteil geworden, der gleich schwer errungen, nun aber, da er sich befreit und neigt, auch gleich gewichtig wäre. Dafür aber fehlt diesem Buch der triumphierenden Gerechtigkeit eins, das der Nachschöpfung eines Dichterbildes allein den lebendigen Odem einhauchen kann: die Wärme der gleichgestimmten, gefühls- und seelenverwandten Liebe. Kleist wird vor die Schranken des Gerichts gefordert, nicht ans Herz genommen und deshalb auch nicht an unser Herz gebettet. Was der Intellekt irgend erbohren kann, ist mit staunenerregender Energie und Schärfe erreicht; die Wünschelrute, die das lebendige Wasser aus dem Boden hervorlockt, zuckt nicht in dieses überklugen kühler Hand. Und man fragt sich, was Gundolf, den Sendboten Stefan Georges, zu diesem Stoffe trieb, einem Gegenstand, der dem Kreise des kühlen, überlegenen Ästhetentums, in dem der Verfasser wurzelt, so fern liegt. Es war jedenfalls ein kritischer, nicht ein schöpferischer Zwang. Allzu viel erscheint konstruiert, allzu viel in Kleists Schaffen wird auf technische Absichten, Lockungen und Reize zurückgeführt, allzu hart wird seine Art immer wieder an Goethes harmonischer Gesetzlichkeit gemessen, allzu einseitig wird das Elementare und Naive, das Spielerische in Kleist verkannt und seine große, unaufhörliche Wandelbarkeit unterschätzt. Dennoch: ein bedeutendes, ein starkgeistiges und gehaltvolles Werk, das all denen, die eine anspornende Beschäftigung mit einem Buch für einen Genuß erachten, dringend empfohlen sei.

Auf kleinerer Fläche, in engeren kritischen Grenzen, aber mit einem in die lebhaften Farben des Biographisch-Persönlichen getauchten Pinsel entwirft Franz Servaes eine Skizze von Kleists tragischem Untergang (Berlin-Lichterfelde, Edw. Runge). Für den, der zu lesen vermag, wird sie zu einer kleinen »inneren Biographie« in der Nußschale: denn bei diesem Manne der Katastrophen drängt sich alles innerlich Entscheidende in seine letzten

Jahre oder Stunden zusammen, und zudem greift Servaes bei der Erörterung bedeutsamer Züge aus Kleists tragischem Schlußschicksal auf frühere Erscheinungen zurück, wie z. B. bei der Schilderung seiner Beziehungen zu Henriette Vogel, seiner Todesgefährtin, auf sein Verhältnis zur Stiefschwester Ulrike und zu seinen Freunden. (»Seine Liebe zu Frauen hat etwas von Freundschaft, seine Freundschaft zu Männern hat etwas von Liebe.«) Servaes nimmt auch Kleists letzte Tat, seinen in höchster Freiheit vollbrachten und bis zum vollen dionysischen Rausch hinaufgetriebenen Todesgang, als eine schöpferische Konfession, als »sein unvergleichlichstes, staunenswertestes Dichterwerk«, durch das er alles Erdenleid überwand und die sein ganzes Leben ausfüllende Dissonanz endgültig und vollkommen besiegte. Positiv ausgedrückt: es war eine Erringung der stets ersehnten Harmonie, der inneren wie der äußeren, durch eine Vermählung mit dem Weltall. Henriette Vogel war bloß das Instrument, durch das Kleist sich als Braut die Ewigkeit gewann, die völlige Aussöhnung mit allen Mächten des Schicksals und der Weltordnung.

Seit drei Jahren haben wir eine Kleist-Gesellschaft (mit dem Sitz in Kleists Vaterstadt Frankfurt a. d. O.), bestimmt und berufen, durch folgerichtige Arbeit das Werk des Dichters bei den Deutschen lebendig zu erhalten, sein Wesen immer reiner erkennen und seine Wirkung unablässig steigern zu helfen. Die Zeit dafür ist günstig. Das jüngste Dichtergeschlecht strebt Zielen zu, die sich eng mit denen Kleists berühren; er gilt seit langem als der, in dem sich gestähltes Preußentum und reines Menschentum versöhnen; und vollends der Krieg, aber auch die Nachkriegszeit, hat erwiesen, wie mächtig und unmittelbar dieser Dichter mit seinem starken nationalpolitischen Willen auf die Gesamtheit der Deutschen wirkte. Also auch Aufgaben harren der jungen Gesellschaft genug, zumal dann, wenn man sie so volkstümlich, so wenig akademisch auffaßt, wie einer der Gründer, Prof. Dr. Georg Minde-Pouet, der Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig, das in seiner Eröffnungsansprache am 4. März 1920 in Berlin getan hat. Zu den vornehmsten dieser Aufgaben gehört die Herausgabe eines Jahrbuches, und die erste Probe, die uns davon (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) vorliegt, läßt hoffen, daß auch in diesem Organ der Gesellschaft die Vereinigung von volkstümlicher und wissenschaftlicher Pflege aufrechterhalten werden wird. Denn da gibt es, außer den grundlegenden Aufrufen, Ansprachen, Satzungen und Geschäftsberichten, neben Minde-Pouets umsichtiger und reichhaltiger Kleist-Bücherkunde der Jahre 1914—1921 einen wohl geistreichen, aber auch warmherzigen Vortrag des zweiten Herausgebers Prof. Julius Petersen über Kleists dramatische Kunst, worin (im Gegensatz zu Gundolf) die Meinung verfochten wird, daß die eigensten Stoffe seiner Dichtung nicht von außen an ihn herangetreten, sondern aus tiefstem Erleben und innerstem Schauen gestaltet sind. Noch deutlicher an die Allgemeinheit wendet sich ein von feurigem Vaterlandsgefühl erfüllter Aufsatz von Hermann Gilow über die verschiedenen Auffassungen und Auslegungen, die der dramatisch-tragische Konflikt des »Prinzen von Homburg« im Urteil der Nachwelt erfahren hat, und einer schönen Pflicht der Dankbarkeit genügt der Nachruf auf Ottomar Bachmann, den am 19. Dezember 1918 verstorbenen Frankfurter Gymnasialprofessor, dessen Kleist-Bücherei einen Grundpfeiler für den Aufbau der Gesellschaft und ihrer Arbeiten geliefert hat.

Seit einigen Jahren gibt die Historische Kommission der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurter Lebensbilder heraus (bei Englert & Schlosser daselbst). Das sind Dokumente zur bürgerlichen Familiengeschichte, die sich bald weit über den Frankfurter Bannkreis hinaus Beachtung und Liebe erworben haben. Wir erinnern nur an das »Puppenhaus«, die Erinnerungen Carl Jügels, und an Norbert Schröbls »Künstlerleben im Sonnenschein«. Jetzt liegt ein neuer Band dieser immer mit vornehmem Geschmack ausgestatteten Bücherreihe vor: »Ein Lebensbild in Briefen aus der Biedermeierzeit« (mit neun Abbildungen), wiederum ein Geschichtsausschnitt, eine Silhouette gleichsam aus dem Altfrankfurter Familienleben, aus dem der Schmid-Bansa. Diesmal steht eine Frau im Mittelpunkt des Zeit- und Kulturgemäldes, die Briefschreiberin Cleopha Bansa, geb. Schmid (1793—1875), deren Blütejahre in die Zeit fielen, von der Treitschke gesagt hat, ihr weibliches Geschlecht sei noch in hohem Alter der nüchternen Nachwelt wie verklärt erschienen durch einen poetischen Zauber von unverwüstlicher Liebenswürdigkeit und feinsinniger Menschlichkeit, der alle Herzen gewann. Jene Zeit empfand in ganz anderm Maße als wir heute das Bedürfnis, in Briefen und Tagebüchern ihre Erlebnisse aufzuschreiben, ihre Empfindungen und Gedanken mitzuteilen, und wir, die wir die Friedlichkeit, Harmonie und Geschlossenheit jener persönlichen Lebensformen als ein uns weit entschwundenes Ideal betrachten, sind dankbarer dafür, als die von damals es bei ihren Aufzeichnungen ahnen konnten. Wir sehen die Briefschreiberin sitzen an ihrem »Sekretär« mit den vielen kleinen Brieffächern oder am großen runden Mahagonitisch, an dem sich die Familie mit den Freunden — auch Marianne von Willemer gehörte dazu — zu geselligem Spiel und Gespräch versammelte. Wir lernen

aber auch ein gut Stück ihrer Zeit und Umwelt kennen, das alte Frankfurt der Biedermeierzeit, eine fast noch mittelalterliche Stadt mit ihren ehrwürdigen Erinnerungen, ihren niedrigen Häuschen und schmalen Gäßchen, ihrem Gürtel von herrlichen Gärten und ihren auf die Taunushöhen blickenden hellen Landhäusern, eine rechte Gartenstadt, wie im Äußeren, so auch im Inneren vornehm, schlicht, liebenswürdig, eine Oase des Friedens, der Ruhe, der Familieninnigkeit.

Seit Paul Göhre, zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Denkwürdigkeiten des Arbeiters Karl Fischer herausgegeben und Adolf Wilbrandt in dem aus Schwaben nach England ausgewanderten Kürschner Hugo Bertsch einen erlebnis- und gedankenreichen Romanschriftsteller entdeckt hat, ist aus Arbeiter- und Handwerkerkreisen kein so bemerkenswertes und gehaltvolles Buch erschienen wie die Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, des Böttchers Karl Scholl (herausgegeben und mit Handzeichnungen begleitet von Marie und Johanna Rehsener; Gotha, Perthes). Es behandelt die Zeit von 1801 bis 1854 mit einer Schlichtheit und herzhaften Unmittelbarkeit, wie sie den »Gebildeten« heute kaum noch gegeben ist; das Beste steht in den Abschnitten über Preußens Niedergang und Wiederaufstieg, womit Scholls eigne innerst durchlebte Kämpfe eng verknüpft sind.

Der Gründer der Rheinmetallwerke in Düsseldorf, Erfinder des Preß- und Ziehverfahrens und des Rohrrücklaufgeschützes, Heinrich Ehrhardt, neben Krupp Deutschlands erster Waffenfabrikant, hat es aus eigner Kraft vom armen thüringischen Schlosserlehrling zum Großindustriellen von Weltbedeutung gebracht. Darum ist seine selbsterzählte Lebensgeschichte, unter dem Titel »Hammerschläge« bei K. F. Koehler in Leipzig erschienen, die zugleich einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Technik der letzten Jahrzehnte enthält, so besonders lehrreich für jeden Arbeiter, hoch oder niedrig, jung oder alt, für den Anfänger wie für den, der es bereits zum Erfolg gebracht hat.

Kindliche Liebe und Dankbarkeit allein waren es, die zunächst Julie Schlosser die Hand führten, als sie ihr Buch »Aus dem Leben meiner Mutter« schrieb (Berlin, Furche-Verlag). Aber von ihrer Pietät ging bald so viel Lebenskraft und Gefühlswärme aus, daß auch andre sich an ihren Erinnerungen erbauen und erheben werden. Man kann gar nicht anders: man muß diese schlichte, gütige und tapfere Frau, die ihre Kindheit (geb. 1847) in einer kleinen nordestländischen Stadt und im alten adligen Erziehungsstift Finn verlebt, ehe sie in Mitau, später in Petersburg den Kampf ums tägliche Brot beginnt, als Freund und Weggenossen in sein Leben aufnehmen, weil man sofort spürt, wieviel erquickende Frische und balsamischer Trost von ihrem Wesen und ihrem Kampfe ausgeht. In Mannheim, später in Karlsruhe, findet dann die Gräfin Juliane Lilla Rehbinder, ehe sie sich mit dem Pfarrer Schlosser vermählt, als Schulvorsteherin ein neues mühseliges, aber fruchtbares Arbeitsfeld, und nun schlingen sich in ihr Leben von vielen Seiten her bunte und glänzende Fäden: das fördernde, durch 43 Jahre bewährte Wohlwollen der Großherzogin Luise von Baden, die Freundschaft Clara Schumanns, Max Frommels und die Bekanntschaft mit der Familie Wilhelm von Kügelgens. Nicht zufällig rückt dies Buch so in die geistige Nachbarschaft der Erinnerungen des »alten Mannes«; es hat viel von ihrem Zeit- und Lebensgehalt, von ihrer Lebensenergie und ihrem Ernst, aber auch von ihrer Milde und Heiterkeit. »Sie war ein Märchen, und Poesie war um sie«, hat die Großherzogin von Baden von der Heldin dieses Buches gesagt.

Vor hundert Jahren schrieb Wilhelm von Humboldt seine gemütvollen und gedankenreichen »Briefe an eine Freundin«, eine Offenbarung seiner weisen und milden Lebensphilosophie, aber doch durchaus wurzelnd in den klassischen Humanitätsidealen und deshalb heute eines Teiles ihrer seelischen Heilkraft beraubt. Ein würdiges, nun aber mit uns, aus unserm veränderten Fühlen und Empfinden, insbesondre aus unsrer verjüngten Religiosität geborenes Gegenstück dazu ist der Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter, der, herausgegeben von Emmy Oeser und Salom. Schlatter, eingeleitet von Paul Jaeger, bei Eugen Salzer in Heilbronn schon in vierter Auflage vorliegt. Die Humboldtschen Briefe sind im Grunde Monologe eines die Empfängerin weit überragenden Geistes; hier haben wir die vertrauensvolle Zwiesprache zweier ebenbürtiger, einander auf die feinsten und zartesten Regungen des Gefühls und der Gedanken antwortender Menschen, die sich gegenseitig ihre reifsten und innerlichsten Erkenntnisse darbringen, die nicht müde wurden, beim Leben und seinen Erscheinungen, den glücklichen und den schmerzlichen, immer aufs neue in die Schule zu gehen. Beide waren dichterische Naturen, aber mehr noch Sucher der Wahrheit und Schüler der Weisheit, fröhliche und mutige Arbeiter im Weinberge Gottes, als den sie die menschliche Seele erachteten. Einsame, in sich oder durch die aufgewühlte Zeit beunruhigte Menschen, zumal feingeartete Frauenherzen, werden in diesem Buche eine lebendige Quelle des Trostes eine helle Leuchte alles Irdischen und einen Wegweiser zum Ewigen finden.

Der dritte (Schluß-) Band der Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee (bearb.

u. herausgeg. von Heinr. Otto Meisner; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) bringt in Tagebuchaufzeichnungen, Rückblicken, amtlichen Berichten und Briefen die Erinnerungen aus dem Chinafeldzug der Jahre 1900—01. Als »Weltmarschall«, wie ihn der Berliner Volkswitz taufte, war damals Waldersee in aller Munde, und an Kritik hat es schon während des Feldzuges, erst recht aber nachher nicht gefehlt. Nun mag er sich selbst schildern, würdigen und verteidigen; als Diplomat, der er stets neben dem Feldherrn war, hat er das Zeug dazu. Aber auch wir selbst mögen in den Pekinger Eifersüchteleien und Zettelungen manches von dem europäischen Schicksal vorauserkennen.

Den vor einem Jahre veröffentlichten Briefen und Tagebuchblättern der letzten Zarin läßt jetzt der Verlag Ullstein in Berlin, gleichfalls in deutscher Ausgabe, das Tagebuch des letzten Zaren folgen, dessen Originalhandschrift zum größten Teil in den Staatsarchiven Moskaus aufbewahrt wird. Sie beginnt im Jahre 1890, als Nikolaus, damals noch Thronfolger, 22 Jahre zählte, und endet in der Verbannung, etwa ein halbes Jahr vor dem gewaltsamen Tode des Zaren. Jedes dieser 27 Jahre nimmt in der langen Folge von schwarzen Lederbänden einen Raum von etwa hundert Druckseiten ein. Daraus begnügt sich die deutsche Ausgabe wohlweislich mit einer Auswahl: ausführlicher gehaltenen, von russischen Forschern und Publizisten gesichteten und erläuterten Teilen aus den ersten elf Jahren folgt nur noch ein Bruchstück aus dem Jahre 1917, aus den Tagen nach der Abdankung, den Tagen der Gefangenschaft, des letzten Zusammenbruchs, also bis zu der Zeit, wo die Briefe und Tagebuchblätter der Zarin einsetzen. Dem Buche hat Prof. J. Melgunoff, der jetzt in Berlin lebende Herausgeber der russischen Zeitschrift »Stimme der Vergangenheit«, eine historisch-kritische Einleitung zuteil werden lassen, die eine Parallele zwischen dem Schicksal Nikolaus 2. und dem Ludwigs 16. zieht.

Zu den Frauen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Frauenwirken der Gegenwart Bahn gebrochen haben, gehört neben Luise Otto, Helene Lange, Minna Cauer, Gertrud Bäumer u. a. auch die Ärztin Franziska Tiburtius (geb. 1843 auf Rügen). Mit 17 Jahren tritt sie nach einer sonnigen Kindheit, die sie mit tausend feinen Zügen und Geschichten treu im Gedächtnis bewahrt, als Erzieherin ins Berufsleben ein, strenger aber noch als ihre Zöglinge erzieht sie sich selbst: zu Sachlichkeit, Gerechtigkeit, scharfer psychologischer Beobachtung und unbestechlichem Urteil über Leben und Menschen. In England lernt sie dann auch vergleichende Völkerpsychologie, aber erst wieder daheim im junggeeinten Deutschland von 1871 führt die Verwundung ihres Bruders sie zum ärztlichen Studium. Sie geht nach Zürich, um Medizin zu studieren; das Kapitel »Jugendtage des Frauenstudiums« weiß ergötzlich, aber auch bitterernst davon zu erzählen und von den Professoren höchst lebendige Charakterbilder zu entwerfen. Zum Dr. med. promoviert, kam Fräulein Tiburtius dann (1876) über Dresden mit ihrer in Zürich gewonnenen Freundin Dr. Lehmus nach Berlin, um hier gemeinsam mit ihr die (zunächst vom Kladderadatsch und vom Ulk gleich grausam verspottete) »Poliklinik für weibliche Ärzte« zu gründen. Wie ihr das gelungen ist, wieviel Tatkraft und Zähigkeit, aber auch Takt, Klugheit und ruhige Bescheidenheit nötig waren, um dem weiblichen Arztberuf Achtung und Anerkennung zu erringen, mag man in den Erinnerungen einer Achtzigjährigen (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn) nachlesen, mit denen Anna Tiburtius ihre Berufsgenossinnen zu ihrem 80. Geburtstage beschenkt hat.

Das heimatkundliche Werk »Mein Hamburg« von Ferdinand Bertram (Hamburg und Braunschweig, Westermann) ist jetzt mit dem vierten Bande »Die Elbe« abgeschlossen. Es sind heimatkundliche Spaziergänge und Plaudereien, die uns hier geboten werden, ursprünglich für die lerneifrige Jugend gedacht, die über ihre heimatliche Umgebung Bescheid wissen möchte, um ihr Lebens- und Vaterlandsgefühl zu vertiefen, zugleich aber eine feste Grundlage zu gewinnen für das Verständnis auch der weiteren realen Welt. Beim Fortschreiten der Arbeit offenbarte sich aber dem Verfasser, wie eng da die Bedürfnisse und Interessen der Jugend Hand in Hand gehen mit denen der Erwachsenen, wie wenig im Grunde auch diese von den ihnen vor Augen liegenden Dingen wissen, und daß man zu ihnen in keinem andern Tone zu sprechen braucht als zu den Jungen und Mädchen. Denn sachlich, ernst und gründlich nahm es Bertram von vornherein, und die voraussetzungslose Darstellung, die stets vom Sichtbaren ausging, brauchte vor den Erwachsenen nicht geändert zu werden: auch ihnen war damit gedient, solche frisch und unmittelbar belehrende Zwiesprache mit dem Handgreiflichen zu halten. Nicht nur in Schüler- und Lehrerkreisen hat daher das Werk die ihm gebührende dankbare Aufnahme gefunden, auch als hamburgisches Familien- und Hausbuch ist es von Band zu Band mehr durchgedrungen. Neben dem natürlichen und lebendigen Ton des Textes, der »gegenständliches Denken« so glücklich mit gefühlsdurchwärmter, um nicht zu sagen poetischer Auffassung zu verbinden weiß, haben zu diesem erfreulichen Erfolg sicherlich auch die Abbildungen beigetragen. Es sind, außer Kartenskizzen viele Hunderte von Federzeichnungen, in den Text gestreut, nicht so sehr dazu da, zu schmücken

und zu verzieren, als darauf abgestimmt, zu erklären, zu erläutern und zu veranschaulichen. Der vierte Teil wandert bill- und elbaufwärts: längs dem Geestrande nach Bergedorf, von der Billmündung aus durch die Hamburger Marschlande, nach Bergedorf und durch die Vierlande, läuft Finkenwärder an, schildert die Regulierung der Unterelbe und verweilt am längsten an der Elbmündung. Auch wer nicht unter der Flagge mit der weißen Burg in rotem Felde geboren ist, wird von Bertram spielend und spazierend viel lernen können.

Neben dem natürlichen und werktätigen Hamburg gibt es nun aber, immer noch leicht übersehen, ein geistiges, ein künstlerisches und wissenschaftliches. In ihm werden wir, genetisch mit seinem Wachstum aufsteigend, heimisch und bewandert, wenn wir das auf Anregung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung herausgegebene Buch »Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891—1921« von Werner von Melle lesen (Hamburg, Broschek & Ko.; 1. Band). Denn da finden wir das Hamburger Geistesleben der letzten drei Jahrzehnte in seiner Tiefe und Breite von dem Führer der bedeutsamen Entwicklung, dem eigentlichen Gründer der Universität selbst dargestellt. Daher »Rückblicke und persönliche Erinnerungen«. Ja, diese Vereinigung von historisch zuverlässigem, aus den Quellen geschöpftem Tatsachenmaterial mit persönlicher tätiger Teilnahme gibt dem 700 Seiten starken Bande seine erstaunliche Frische. Melle, erst Mitglied der Oberschulbehörde, dann Senator und später Bürgermeister, hat sie alle gekannt und mit ihnen gearbeitet, die dem geistigen und künstlerischen Hamburg das Gepräge gegeben haben: mit Brinckmann, dem Leiter des Museums, mit Lichtwark, dem Erneuerer der Kunsthalle, mit Prof. Münzel, dem Verjünger der Stadtbibliothek, mit Georg von Neumayer, dem Direktor der Seewarte, und wie die von mutigem Hanseatengeist beseelten Vorstände der hamburgischen öffentlichen Sammlungen und Anstalten sonst noch heißen. Auch hier sind es einzelne fest umrissene Persönlichkeiten, die das etwas träge gewordene Schiff der staatlichen Wissenschaftspflege wieder flott gemacht und auf die hohe See geführt haben, aber dabei ist doch auch der geistige Atem der Stadt- und Staatsgemeinschaft erwacht und hat kräftiger, als man anfangs zu hoffen wagte, in die Segel geblasen. Über alle und alles aber erhebt sich das Denkmal, das sich der »moderne Senator«, der Spiritus rector dieser Bewegung, hier selbst gesetzt hat, ohne vordringliche Ruhmredigkeit, in aller sachlichen Bescheidenheit, allein durch das Gewicht urkundlicher historischer Tatsachen, wie sie aus den Akten, Berichten und Briefen heraufsteigen: ein Archiv für das wissenschaftliche Leben Hamburgs.

Vom Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, das hier bei seinem ersten Hervortreten freudig begrüßt wurde, ist der zweite Band erschienen (mit 7 Bildertafeln; Leipzig, Inselverlag). Er hält nicht ganz das, was der erste versprach. Die Wege, die er geht, sind abseitiger als die des ersten Bandes; der Kurs geht mehr auf Kuriositäten als auf wirklich Bemerkenswertes und allgemein Fruchtbares. Es wäre schade, wenn diese aus so reichen und kostbaren Schätzen schöpfende Veröffentlichung die lebendige Berührung mit der weiten Gemeinde der Goethefreunde verlieren würde, in dem Bestreben, der Einzelforschung möglichst viel Futter auf die Raufe zu schütten. Immerhin: auch wenn dieser Band sich von der Zentralsonne in die Goethische Umwelt verliert, das beherrschende Gestirn hat Kraft genug, auch entfernte und kümmerliche Wandelsterne noch mit seinem Glanz und seiner Wärme anzustrahlen. Kurz sei das Wichtigste aus dem Inhalt hervorgehoben: der Briefwechsel Carl Alexanders mit seinem ehemaligen Lehrer Johann Peter Eckermann, der den Schüler menschlich und geistig weit über den Lehrer hinausgewachsen zeigt; das Tagebuch, das Stadelmann, Goethes Diener, auf der Wiesbadener Reise des Jahres 1815 geführt hat, und der Bericht über das unselige Ende des einsamen, dem Trunk verfallenen Alten auf dem Boden des Jenaer Arbeitshauses; Briefe aus des Sekretärs Kräuter Nachlaß über Goethes einsam gewordenes Alltagsleben aus den zwanziger Jahren; ferner nicht gerade ruhmvolle Beiträge über Bettinas Verhältnis zu Goethe.

Das von Rud. Kögel, Emil Frommel und Wilh. Baur begründete, jetzt im Verlage von C. Ed. Müller in Halle von Ad. Bartels und Julius Kögel herausgegebene Jahrbuch »Neue Christoterpe« bewahrt auch in seinem 45. Jahrgang für 1924 den alten evangelisch-christlichen, doch nirgends engherzigen Charakter. Eine Würdigung des »Predigers von Gottes Gnaden« D. Ernst von Dryander, Abhandlungen über Glauben und Vaterlandsliebe, über die seelsorgerische Wirksamkeit Hermann von Bezzels, des Diakonissenvaters und Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums in Bayern, und über den Lebenswert der Bibel begegnen sich mit Erzählungen von Wilhelm Scharrelmann, Auguste Supper und Agnes Schieber, so daß Nord und Süd gleichmäßig berücksichtigt sind. Was Wolfgang Lindner über das Oberammergauer Passionsspiel von 1922 sagt, ist leider recht kritiklos.

Der von Dr. Bogdan Krieger herausgegebene Preußen-Kalender, ein bildergeschmückter Abreißkalender (Leipzig, Konkordia-Verlag), fehlt auch für das Jahr 1924 nicht. Er betrachtet neben der Pflege des Heimatgedankens

als seine vornehmste Aufgabe, den Werdegang Preußens in seinen Hauptetappen, seinen Entscheidungs- und Schicksalstagen zu schildern und durch die Erinnerung an Preußens große Vergangenheit, die durch nichts verdunkelt werden kann, für die Gesundung des National- und politischen Zuchtgefühls unsers Volkes werbend zu wirken. Das tut er durch glückliche Auswahl beredter historischer und neuzeitlicher Bilder, die durch Prosastücke erläutert oder durch vaterländische Gedichte geweiht werden. Dabei waltet Geschmack und Umsicht; nur könnte in Zukunft bei Gedichten zwischen Poesie und bloßer Reimerei noch schärfer unterschieden werden.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender (Leipzig, Bibliogr. Institut), gleichfalls ein Wandkalender mit Abreißblättern, pflegt nach wie vor hauptsächlich das geschichtliche Gedenken sowie das deutsche Heimat- und Vaterlandsgefühl in Bildern von hervorragenden Persönlichkeiten, von Land und Leuten, Bauten und Denkmälern, die von einem reichen Kalendarium historischer Gedenktage begleitet werden. Er kann jetzt, nach vollzogener Entfettungskur, den Rock etwas enger knöpfen, da, abgesehen von den Sonn- und Festtagen, meistens drei Tage auf einem Blatt Platz finden; seine praktische Brauchbarkeit aber hat das eher erhöht als geschädigt.

Drei neue Verlagsalmanache verdienen auch an dieser Stelle ein Wort der Empfehlung, weil sie ältere, jüngere und zukünftige literarische Erscheinungen ihrer Häuser nicht in der sonst wohl üblichen Reklamemanier anpreisen, sondern durch Proben und Kosthäppchen dem Leser schmackhaft zu machen suchen, wobei sich aus der Zusammenstellung und Zubereitung der Gerichte gleich auch ein Schluß auf die Lebensart des Wirtes gewinnen läßt, von dem man zu Gaste geladen wird. Diese Almanache sind längst zu begehrten Sammelobjekten geworden und bergen auf ihren Blättern manches an Bildern, Faksimiles und Briefen, was heute zu den Seltenheiten zählt.

Im Insel-Almanach auf das Jahr 1924 begegnet uns Albrecht Schaeffer mit einer Legende, Wilhelm Worringer mit einer kunstgeschichtlichen Abhandlung über die Anfänge der Tafelmalerei, Theodor Däubler mit einer Landschafts- und Geschichtsskizze von seiner griechischen Reise (»Marathon«), Hermann Bahr mit einer Plauderei über den wirklichen Wilhelm Tell. Dazwischen spinnen Proben aus Neuausgaben von Heinrich Seuse, Leopardi, Petöfi, Zelter, Schopenhauer u. a., Gedichte von Ricarda Huch und Rainer Maria Rilke ihre Ranken, und Werke der primitiven Graphik, Malerei und Plastik sowie neuhervorgetretene Silhouetten geben einen Vorgeschmack von den künstlerischen Abbildungen, die der Leipziger Inselverlag an den Tag gebracht hat oder erst zu bringen gedenkt.

Ähnlich ist der Amalthea-Almanach 1924 ausgestattet (Almathea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien). Auch hier Essays aus kultur- und kunstgeschichtlichen, historischen und philosophischen Werken des Verlages, dazwischen Gedichte, sogar mancherlei Originalbeiträge, Bilder und Bildchen. Aber bald macht sich der Unterschied des Gesamtcharakters bemerkbar: der Inselverlag geht von Goethe und den Weimarern aus und pflegt die klassischen Traditionen auch da noch, wo er ganz neuzeitlich eingestellt ist; die »Amalthea« (so genannt nach der den jungen Zeus nährenden Nymphe, die zum Lohn dafür das Füllhorn als Symbol des unerschöpflichen Überflusses führt — warum also nicht auch dies Verlagszeichen?) hält sich mehr an die Schmuck- und Spielseiten des Lebens, an Rokoko und Barock, an Theater und Musik, an schöngeistige und feinerotische Dinge und bevorzugt die österreichische, auch wohl die benachbarte schweizerische und italienische Kultur.

Der Furche-Almanach auf das Jahr 1924 gibt sich äußerlich bescheidener (mit zwölf Bildern; Berlin, Furche-Verlag), betont dafür aber desto bestimmter den geistigen Charakter des Verlages als eines Verlagshauses vornehmlich für die Pflege des neuen rings um uns aufblühenden religiösen Lebens. So finden wir in diesem Heft einen warmherzigen Aufsatz über die beiden Blumhardts, Vater und Sohn, die Gotteskünder und Wundertäter in Bad Boll, begleitet von reichhaltigen Aussprüchen Christoph Blumhardts aus Andachten und Predigten, ferner ein Stück aus dem noch unveröffentlichten Werk »Der Heiland« von Karl Refer, einen kunstgeschichtlichen Essay über den frühmittelalterlichen Kultbau (»Die Gottesburg«) von Oskar Beyer aus seinem neuen Buche »Romanik« und ein Kapitel aus den »Weltreisegedanken« des ehemaligen Reichskanzlers Georg Michaelis, des Schutzherrn der christlichen deutschen Studentenbewegung.

Selbstverständlich bringt jedes dieser Jahrbücher am Schluß eine Übersicht über die neueren Erscheinungen und die weiteren literarischen Pläne seines Verlagshauses. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

ERSTKLASSIGE ERZEUGNISSE

Ica

Cameras Photobedarf

PREISLISTEN KOSTENLOS

Ica Aktiengesellschaft Dresden



Ein Duft, der ſich bei aller Fülle durch Zartheit und Pikanterie auszeichnet und die fein empfindende Dame immer wieder entzückt, Myſtikum-Puder, -Taſchenpuder, Bade-Kriſtalle, -Toilette- und -Haarwaſſer tragen gleichmäßig das herrliche Aroma des Parfums Myſtikum. Myſtikum-Stift für die Lippen, hell und dunkel, die neueſte Ergänzung der Myſtikum-Serie.



Das Land-Waisenheim Veckenstedt am Harz

kann im Jahre 1924 auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Das Jubiläum fällt in eine schwere Zeit, und mehr noch als früher bedarf das Unternehmen der Hilfe warmherziger Menschenfreunde, soll es seiner segensreichen Aufgabe, armen Waisen Heim und Erziehung zu geben, gerecht werden. Die Bildergrüße, die es in Postkartenform ins Land schickt und von denen wir hier eine Probe geben — Lina Burger hat sie gezeichnet —, sind dazu bestimmt, mit leisem Finger an die Herzen zu pochen. Geldspenden erbittet das Land-Waisenheim Veckenstedt auf sein Postscheckkonto Magdeburg Nr. 3578. Dieses Land-Waisenheim verkörpert die gesunden Grundsätze, die auch für die Errichtung der Land-Erziehungsheime maßgebend gewesen sind und die Dr. Hermann Lietz, der erste Gründer dieser Heime, einmal folgendermaßen zusammengefaßt hat: Den Grundsätzen der Entwicklung des Menschengeschlechtes, sagt er, entspricht in ihren Hauptzügen die des einzelnen Menschen. Es ist darum den Kindern nicht heilsam, in den verwickelten künstlichen Verhältnissen einer hochgesteigerten städtischen Kultur aufzuwachsen. Daher wollen wir das Kind im engsten Zusammenhang mit der Natur wiederum das Gesunde, Starke, Einfache des Jugendzeitalters der Menschheit durchleben lassen. Frohsinn, Glaube, freie Körper- und Geistesentwicklung in der Jugend sind die beste Vorbereitung auf den rauhen Ernst des späteren Lebens.

Neue liter. Erscheinungen

Bis Mitte Dezember sind die nachfolgenden Neuerscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau“ bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Barsch, Paul: Von Einem, der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße. 11. bis 15. Aufl. Geh. 1,75 Gm., geb. 2,50 Gm. Breslau, Bergstadtverlag.

Bertram, Ferd.: Mein Hamburg. Band 4. Heimatkundliche Spaziergänge und Plaudereien. Mit zahlreichen Bildern und Zeichnungen von O. Bätz u. a. sowie Kartenskizzen. Halbl. geb. 7,50 Gm. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.

Eberlein, Gustav: Brandung. Gedichte / Lieder. Geb. 8 Gm. Breslau, Bergstadtverlag.

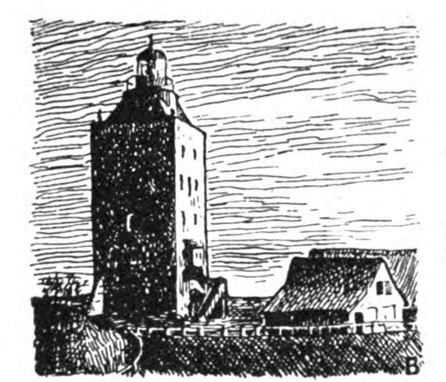
Keller, Paul: Die vier Einsiedler. Ein Zeitroman. 4,50 Gm. Breslau. Bergstadtverlag.

Kleine Literaturführer. Leipzig, Verlag Koehler & Volckmar.

Bd. V: Westphal, Die besten deutschen Memoiren, Lebenserinnerungen und Selbstbiographien aus sieben Jahrhunderten. Mit einer Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Selbstbiographie von Dr. Herm. Ulrich. 3,50 Gm.

Bd. VI: Timmling, Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft. Mit einer Abhandlung: Meinungen über Herkunft und Wesen der Gotik von Universitäts-Professor Dr. Paul Francke, Halle. 3 Gm.

Kuhlmann, Prof. Fritz: Schreiben im neuen Geiste. Erfüllung des Arbeitsschulgedankens im Schreibunterricht, unter Auswirkung der formschöpferischen Kraft der rhythmischen Bewegungen neben Grundlagen der Entwicklung einer vergeistigten Kunst-Handschrift. 4. bis 6., sehr bereicherte Auflage. I. Teil: 80 Seiten Text, II. Teil: 68 Seiten Schriftproben, III. Teil: Bildschreiben. Teil I/II 7 Gm. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.



Bilder aus der Zeit

Der älteste Leuchtturm der Welt

Auf Neuwerk, der kleinen Insel an der Elbmündung, steht der älteste unter allen noch in Gebrauch befindlichen Leuchttürmen der Erde. Im Jahre 1380 wurde, wie Ferdinand Bertram im vierten Bande seiner „Mein Hamburg" betitelten heimatkundlichen Spaziergänge und Plaudereien erzählt (Georg Westermann, Hamburg und Braunschweig), der steinerne Turm erbaut, dessen Grundfelsen, erratische Blöcke, mit unsäglicher Mühe von der Geest herübergeschafft sein müssen. Der Turm sah schon die Anfangstage der Hansa und überlebte ihren Glanz und Verfall; er hat alle Perioden mittelalterlicher und neuzeitlicher Seeschiffahrt erlebt und hält noch heute mit seinem neuen Lichtapparat so gute Wacht am Elbeingang wie vor 600 Jahren mit dem Scheine der auf ihm aufgehäuften riesigen Holzscheite.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Fertes, Dr. P.: Der Radio-Amateur. Eine gemeinverständliche Darstellung der Grundlagen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie und ihre spezielle Anwendung im Radio-Amateurwesen. Mit 114 Abbildungen und 2 Tafeln. Geh. 6 Gm., geb. 7,50 Gm. Dresden u. Leipzig. Theodor Steinkopf.

Melle, Werner: Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891 bis 1921. Rückblicke und persönliche Erinnerungen. Herausgegeben auf Anregung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung. Kommissions-Verlag. Hamburg. Broschek & Cie.

Raabe, Lothar: Schneeschuh-Bob und Rodelphantasien. Mit 12 Bildern von M. Fritzsche. Krummhübel. Bonavoluntas-Verlag.

Ruhkopf, Karl: Das Traumland der Kinderzeit. Märchen des kleinen Rembrandt. Mit 12 schwarzweißen Zeichnungen und 4 farbigen Kunstblättern von Walter Kubermuß. Geb. 4 Gm. Braunschweig u. Hamburg. Georg Westermann.

Scherl's Jungdeutschlandbuch. Zehnter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Karl Soll. Berlin, A. Scherl.

Winnig, August: Frühröt. Ein Buch von Heimat und Jugend. Stuttgart. J. C. Cotta.

DEUTSCHE VERLEGER

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Rückhaltlose Aussprache über alles, was im gesellschaftlichen, politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Leben nach Klarheit ringt, findet nur der, der den Türmer liest. Er war und ist dem Volksgewissen ein kraftvoller Mahner, dem deutschen Hause eine Quelle ernsten Nachdenkens, der Freude und der Erholung – eine Triebkraft im deutschen Kulturstreben!

Preis jedes Heftes Goldmark –.70, Ausland 1 Schweizer Franken

Probehefte in den Buchhandlungen sowie vom Türmer-Verlag, Stuttgart

„Der Türmer ist der Freund,

der starke, trostreiche, weitblickende, tiefenkundige Berater, den wir heute dringender brauchen als je. Seine großdeutsche, mannhafte Gesinnung, die gesunde Mischung von Wirklichkeitssinn und idealistischer Gläubigkeit, von echtem, oft leidenschaftlichem Zorn über dies Geschlecht und von heißer, bebender Liebe zu unserem Volke, seine führende Klarheit in Kunst- und Kulturfragen, seine ausgezeichneten Erzählungen und Gedichte stellen in aller Mannigfaltigkeit einen so geschlossen einheitlichen Grund dar, dabei ohne parteiliche oder konfessionelle Befangenheit, daß die Stellung zum Türmer heute den Deutschen vollauf charakterisieren kann. Ich möchte mit einem Volksgenossen nichts zu tun haben, der den Türmer nicht mag."

Dr. Emil Hadina im „Österreichischen Alpenland"

Bücherzettel

Ich bestelle hiermit aus dem Türmer-Verlag in Stuttgart die Monatsschrift

Der Türmer

Probeheft – fortlaufend von Beginn des Vierteljahrs an bis zur Abbestellung.

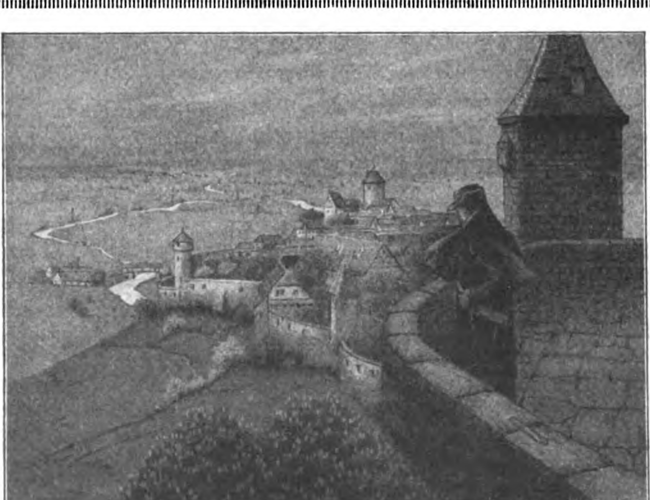
(Nichtgewünschtes durchstreichen!)

Genaue Anschrift:

....

....

....



W. Strich-Chapell — Der Türmer

Diesen Zettel

wolle man in einen Briefumschlag legen und offen als „Drucksache", mit der Anschrift des Absenders versehen an eine Buchhandlung senden oder, wo solche Verbindung fehlt, an den

Türmer-Verlag in Stuttgart

....

....

....

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

TÜRMER-VERLAG, STUTTGART • F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG • HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT, HAMBURG
G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN • GEORG WESTERMANN, BRAUNSCHWEIG • VERLAG MAX KOCH, LEIPZIG
VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN • VERLAG GEBR. PAETEL (DR. GEORG PAETEL),
BERLIN W • BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG • HEGERVERLAG WILH. GOTTL. KORN, BRESLAU



JANUAR 1924

D E U T S C H E   V E R L E G E R



Soeben erschienen:

Not und Verschwendung

Untersuchungen üb. das deutsche Wirtschaftsschicksal, Bd. 1

von

Prof. Dr. Ernst Schultze

Rektor der Handels-Hochschule Leipzig

8⁰. 692 Seiten auf bestem holzfreien Papier

Geheftet . . . Goldmark 17.—;
in Halbleinen Goldmark 19.—

*

Das erste groß angelegte Gesamtbild der wirtschaftlichen Vorgänge der letzten Jahre in Deutschland, die zu dem Zusammenbruch der Währung geführt haben.

*

Ausführl. Prospekte auf Verlangen kostenlos

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Ein schönes Geschenk für Kunstfreunde!

Katalog
der
farbigen Kunstblätter
aus der
Münchner „Jugend"

Preis steif broschiert 3 Mark.

Der Katalog mit seinen tausenden verkleinerten Abbildungen der sich im Handel befindlichen „Jugend"-Kunstblätter ist das unterhaltendste Bilderbuch über das Kunstschaffen unserer Tage. Dabei legt er auch sprechendes Zeugnis ab für die Kulturmission, welche die „Jugend" durch Verbreitung ihres künstlerischen Wandschmuckes erfüllte.

Zu haben in den Buch- und Kunsthandlungen.

G. Hirth's Verlag / München

Soeben erschien

Das freudige Herz

Heiteres und Nachdenkliches in Lied und Rede für Wandersleute jeglicher Art. Dargeboten von

Ludwig Benninghoff

Mit zahlreichen Bildern. Über 380 Seiten Text. Auf leichtes, dünnes Papier gedruckt und in handlichem Taschenformat (Halbleinen) gebunden Goldmark 3.—

Das Büchlein klingt wie Fiedeln und braust wie Sturmwind. Freude und Lebensbejahung will es wecken. Daher läßt es unsere Zeugen sprechen von Urzeiten an: Die Sage, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Dietmar von Eist usw. Es bringt eine überreiche Fülle alter und neuer Volkslieder, von alten Liebes- und Landsknechtliedern bis zum Soldatenlied des Weltkrieges, Goethe, Schiller, Claudius, Kleist, Hebbel, Fichte, Arndt, Novalis, Uhland, Hebel, Mörike, Scheffel, Groth, Storm, Raabe, Reuter u. a. Zu Gedichten und Liedern treten Prosastellen: Geschichte, Anekdote, Schwänke. Den Text begleiten Bilder von Dürer, Schwind, Richter, Speckter, Sievers, Rethel u. a. So ist es ein rechtes Wanderbuch geworden, das zum Singen einladet und das Herz stärkt.

Von Ludwig Benninghoff erschien früher

Romantikland

Ein deutscher Frühling in Wort und Bild.

Dichtungen in Vers und Prosa von Goethe, Novalis, Brentano, Eichendorff, Tieck, Arndt, Hölderlin, Runge, Wackenroder, Kleist, Rückert, Arnim und Uhland. Mit 16 ganzseitigen Bildwiedergaben von Friedrich, Runge, Schwind, Koch, Rethel, Cornelius und Schinckel. Über 250 Seiten, in Halbleinen gebunden, mit Einbandzeichnung v. J. L. Gampp. **6.–8. Tausend.** Goldmark 3.—

„. . . Mit Geschmack ausgewählt und mit feinem Kunstempfinden zu einem Ganzen geordnet. Die innere Struktur jener Epoche wird blossgelegt und die Formel für das Ewig-Gültige, Zeitlose ihres Ideengehaltes gefunden." (Hellweg)

Hanseatische Verlagsanstalt / Hamburg



Not-Wende

Vom Aufstieg des germanischen Abendlandes

Von

Hermann Krieger

297 Seiten auf bestem holzfreien Papier
In Halbleinen . . . . 6 Goldmark
In Ganzleinen . . . . 6½ Goldmark

. . . Krieger weist den Weg, der aus unserem Sumpfe zur Notwende des Deutschtums führt . . . Wer die geschichtliche Entwickelung der Menschheit verfolgt, der findet, daß uns in der Tat kein anderer Weg bleibt . . . Unserem Jungvolk wie unseren geübten Kämpfern muß die „Not-Wende" im Mittelpunkt des Denkens als Endziel des Wollens stehen. (Süddeutsche Zeitung.)

Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg

Die Bücher deines Volkes

Neu an den Tag gegeben von

Werner Jansen

1. **Die Märchen** / Mit 5 farbigen und 20 Doppeltontafeln von Professor Paul Hey in München / In Ganzleinen-Prachtband .... 39 Goldmark
2. **Die Volksbücher** / Mit 5 farbigen u. 20 Doppeltontafeln von Adolf Hoffe / In Ganzleinen-Prachtband .... 39 Goldmark
3. **Die Volkssagen** / Mit 5 farbigen u. 20 Doppeltontafeln von Professor Paul Hey in München / In Ganzleinen-Prachtband .. 39 Goldmark

Ein selten schönes Werk, das Freude und Liebe erforderte und sie in reichem Maße finden wird. Es gibt keine bessere Sammlung, die so ganz die Ursprünglichkeit bewahrt und dabei so frisch und lebendig zu erzählen weiß. Es ist, als hätten alle Ritter, Zauberer, Kobolde und Gespenster erst gestern gelebt, als tanzten sie wieder einmal ihren bunten Reigen und kehrten immer wieder, und der verwirrende bunte Wirbel bleibt immer neu und schön. Ein Buch, das man in jedem Alter lesen kann und das immer Freude erwecken wird.

(Neue Badische Landeszeitung.)

Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

Neuerscheinung

Ein Roman von der Dämonie und Seligkeit des Lebens

Lebensmittag

von **W. A. Imperatori**

Ein Roman von weiten geistigen Ausmaßen und überragender Bedeutung. Der deutsche Mensch der Gegenwart offenbart sich hier in seinem innersten Wesen, in seiner tragischen Schwere, seinem wehmütigen Humor und seinem verantwortungsvollen Willen zur Befreiung. Ein sinnenstarker melodienreicher Dichter, Künstler von eigener Struktur, überlegener Lebensphilosoph und Gestalter seltener gepflegter Prosa von symphonischer Kraft und farbiger Schönheit beherrscht hier das Orchester aller Stimmen der Liebe, tiefer Sehnsucht und höchsten Kulturwillens.

288 Seiten. Pappbd. M. 5.—, Ganzleinenbd. M. 6.50, Ganzlederbd. numeriert u. sign. M. 18.—

Eine dynamisch gedrängte und aufwühlende Symphonie von der Befreiung des deutschen Menschen

Verlag Max Koch



Leipzig, Turnerstr. 10

Kunstwart=Bücherei

Die neue „Kunstwart-Bücherei" will jedem die Anschaffung wichtiger ausgewählter Werke und Belehrungen an Stelle von nur noch wenigen erschwinglichen Gesamtausgaben und großen systematischen Werken ermöglichen. Sie bringt daher unter sorgfältigst erwogener Beschränkung auf das Wesentlichste und Entscheidende: die stärksten Leistungen aus dem **deutschen klassischen Schrifttum**, Kostbares aus der **Weltliteratur**, Bestes aus der **zeitgenössischen Dichtung** und allgemein Verständliches zum **heutigen Weltbild**. Besonderes Gewicht wurde auf reichhaltige, in sich wertvolle Einleitungen gelegt.

Soeben erschienen folgende 10 Bände:

1. **Goethe, Gedankenlyrik.** Ausgewählt von Eva Schumann. Nachwort von Wolfgang Schumann.
2. **Elizabeth Barrett-Browning, Portugiesische Sonette.** Ins Deutsche übertr. u. eingel. v. H. Böhm, m. engl. Originaltext.
3. **Lessing, Ein Bild seines geistigen Werkes.** Zusammengestellt und eingeleitet von E. K. Fischer.
4. **Russische Erzähler.** 1. Bd. Ausgewählt, übers. u. eingel. von Leop. Weber.
5. **Die Wissenschaft, eine Betrachtung ihres Wesens u. ihrer Sendung.** Von Wolfgang Schumann.
6. **Ed. Mörike, Gedichte.** Ausg. u eing. v. E. Lissauer.
7. **W. Rathenau, Kunstphilosoph. u. Ästhetik.** Eine Auswahl aus Rathenaus sämtl. Schriften nebst bisher ungedruckten Aphorismen. Zusammengest. u. eingel. v. W. Schumann.
8. **Albert Trentini, Nausikaa.** Eine Goethe-Nov.
9. **Annette von Droste-Hülshoff, Gedichte.** Ausgewählt und eingeleitet von Ferdinand Gregori.
10. **Ferd. Avenarius, Gedichte.** Ausgewählt von Wolfgang Schumann, vermehrt um bisher ungedruckte Gedichte.

Grundpreis jedes Bändchens steif geheftet 1 Mark.

Verlag Georg D. W. Callwey, München

Hermann Abert

W. A. MOZART

Herausgegeben als 6te vollständig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe von

OTTO JAHNS MOZART

Erster Teil: Mit 9 Bildnissen und 4 Faksimilen
geh. 15, geb. 20

Zweiter Teil: Mit 1 Bildn. und 11 Notenbeilagen
geh. 15, geb. 20

Beide Teile in 1 Bande: Halbfranz 60

Die angegebenen Grundzahlen sind mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins Deutscher Buchhändler zu vervielfältigen.

Auslandspreis: Die Gz. in Schweizer Frankenwährung

Das bedeutendste Mozartbuch der Gegenwart liegt nunmehr vollständig vor.

E. S. in den Dresdener Nachrichten: »Aberts neuer Mozart-Band stellt einstweilen den Gipfelpunkt dieser modernen wissenschaftlichen Bemühung um Mozart dar.« — Was Spitta Jahrzehnte hindurch für die Bachforschung bedeutete, das bedeutet heute dieser Abert für Mozart: Eine Quelle, aus der als der einwandfreiesten und ergiebigsten auf lange Zeit hinaus Geschlechter schöpfen werden.

VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG

Aus der Tiefe rufe ich...

Das deutsche Erwachen

von

Peter Weber

ist soeben erschienen

Geh. G. 3,50 ½ Leinen G. 4,50

Das leidenschaftliche Blutsbekenntnis des rheinischen Menschen zum Deutschtum

Ein gewaltiges Zeugnis des erschütternden Ringens der rheinischen Seele um ihre Freiheit

Ein flammender Protest des Rheinländers gegen die französische Vergewaltigung

Die lebendige Dichtung unserer Tage

Verlag Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), **Berlin W 35**, Lützowstraße 7

Soeben erschienen

Hie guet deutsch Weydewerk allewege

Ein Prachtsammelwerk der besten Jagdschriftsteller und Künstler

bearbeitet von

Hainz Alfred von Byern
Schriftleitung: **Ulr. Scherping**

Erstklassige Ausstattung

Eleganter Einband: Grün mit Golddaufdruck Leinenrücken

Reicher Bildschmuck im Text

16 Tafelbilder in Vierfarben- und Tondruck
ca. 350 Seiten Text

Preis 12 Goldmark

Zu beziehen durch den

Hegerverlag Wilh. Gottl. Korn
Schließfach 127 **Breslau 1** Schuhbrücke 84


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2600





